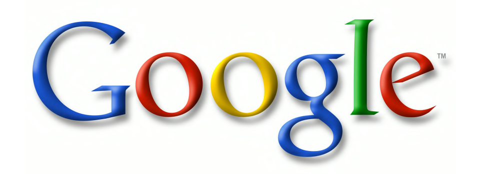
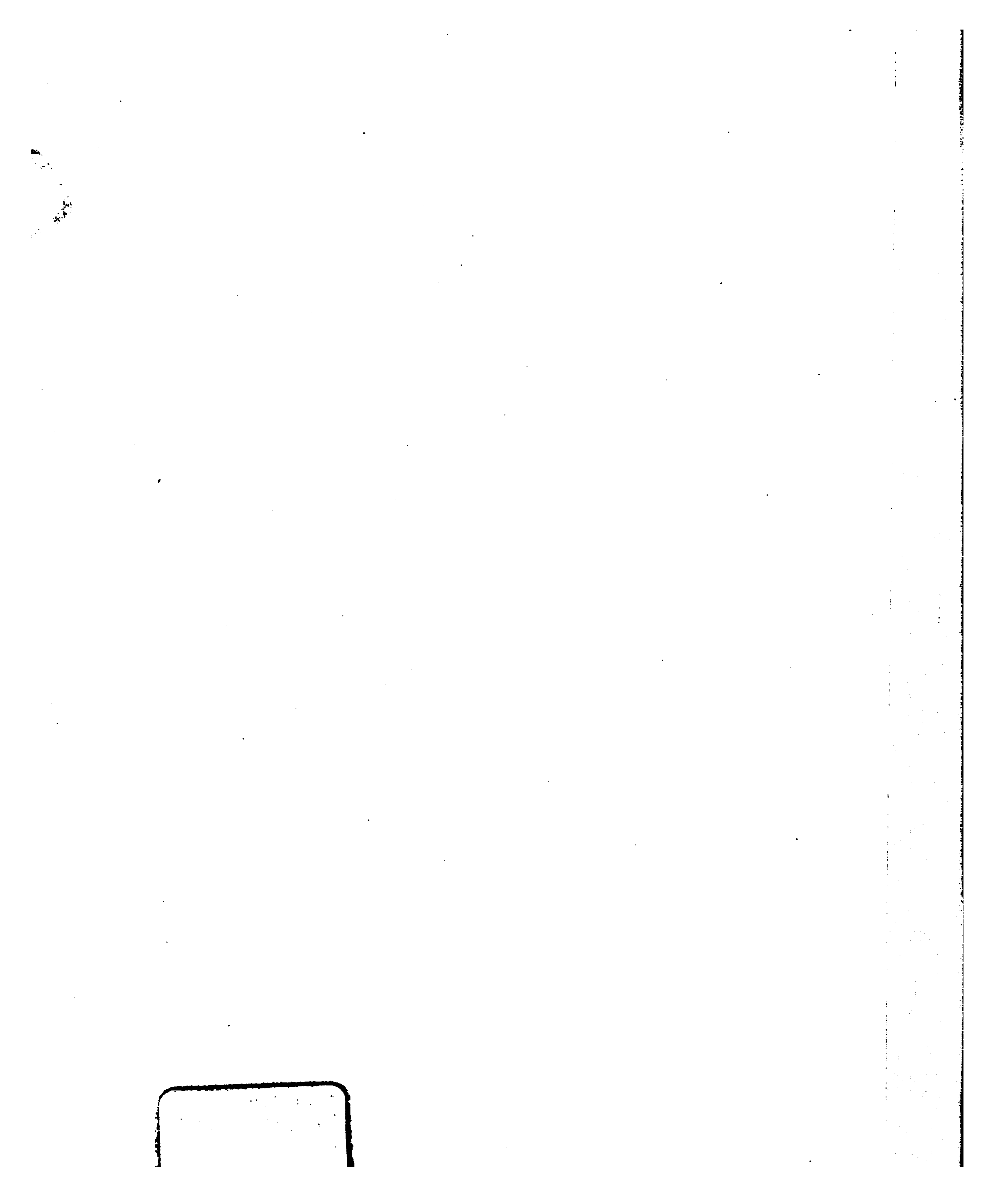

Google



ALLGEMEINE
LITERATUR-ZEITUNG
VOM JAHRE
1797.

ZWEYTER BAND.

APRIL, MAY, JUNIUS.

JENA,
in der Expedition dieser Zeitung,
und LEIPZIG,
in der churfürstl. sächs. Zeitungs-Expedition.
1797.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 1. April 1797.

SCHÖNE KÜNSTE.

FRANKFURT a. M., b. Behrens: *Auswahl von Gedichten und Erzählungen*, dem schönen Geschlecht geweyht mit Kupfern und Musik. 184 S. 12.

In der kurzen Vorrede schickt der ungenannte Herausgeber oder Sammler dieser *Auswahl* eine Apologie für das Lesen des Frauenzimmers voraus, und eifert besonders gegen finstere Moralisten, die noch nicht lange her diese unschuldige Beschäftigung am Frauenzimmer hätten tadeln wollen. Sie wufsten, ruft er sehr pathetisch aus, nicht was sie thaten, die freudenlosen Träumer! Dafs es noch vor kurzem *solche* Moralisten unter uns gegeben habe, ist dem Recensenten nicht bekannt. Doch, es sey! — Von seiner Sammlung selbst versichert der Herausg. es sey ein Büchlein, das weder Unschuld noch Sittlichkeit beleidige, und eine *nützliche*, *angenehme* Unterhaltung gewähre. Wir wollen sehen, wie er Wort gehalten hat.

I. *In der Auswahl von Gedichten* befinden sich unter den eilf kleinern gute, aber gröfstentheils sehr bekannte Stücke von *Pfeffel*, *Jacobi* und *Gleim*, sodann zwey minder bekannte von einem Herrn v. *Rohr*, wovon das erste: *Der Werth des Weibes*, noch so ganz gut ist, das zweyte aber: *Liebe und Ehe unsers Jahrzehends*, gewifs nicht für das grofse Publikum, geschweige denn in eine *Auswahl* von Gedichten für das schöne Geschlecht gehört. Wer kann z. B. Strophen, wie folgende, nur halb erträglich finden?

Hat ein Mädchen, *sagt man*, *gute* Mittel,
Und der junge Mann hat Rang und Titel,
O das paart sich *allerliebst geschwind!*
Hurtig schreibt man an die Aeltern *beyde*,
Die *zerspringen fast für lauter Freude*,
Dafs ihr Söhnchen die Geliebte *findt*.

Ob sie *übrigens zusammen passen*,
Seine Kälte ihre Glut kann fassen,
Ob sie ihn und seinen Titel liebt —
Kleinigkeiten sind das! — *Lumpendinge*,
Lieber, Guter! Räthsel, so geringe,
Dafs die *Brautnacht* drüber Aufschlufs giebt!

Viele unsrer Mädchen — — — —
O die möchten gern in Kutschen fahren,
Mehr geehrt seyn, als sie, vorher waren,
Ihre Schwestern blicken stolzer an! u. s. w.

Das folgende Liedchen: *Mädchenlehren von Schrbr.* ist sehr zweckmäfsig und gut. Den Schlufs der *Auswahl* von Gedichten macht die, fast drey Bogen füllende Erzählung; *die Wasserkufe*, von W. (warum doch den allbekannten Namen nicht ausgedrückt?) Der poetische und psychologische Werth dieses Gedichtes ist wohl von jedem Kenner unter uns anerkannt. Eine andre Frage aber möchte wohl *die* seyn: ob es auch dazu geeignet sey, in eine *Auswahl* von Gedichten für das schöne Geschlecht, also auch zum Theil für *Mädchen*, die, zu ihrem Glücke, von hundert und tausend Dingen in der Welt noch nichts wissen, die in ihrem Herzen so manche Begierden aufwecken könnten, aufgenommen zu werden? Rec. möchte wohl die Entscheidung dieser Frage dem vortrefflichen Dichter selbst überlassen, und zweifelt sehr, ob er das Gedicht einer seiner jüngern Töchter zu lesen geben würde, zumal da die darinn enthaltene *Moral* nicht das *weibliche*, sondern das *männliche* Geschlecht angehet.

II. Unter den *kleinen Erzählungen* hat die erste die Ueberschrift: *die keuschen Brüder*, nach heutiger beliebter Sitte grofsentheils in dialogischer Form. Die Geschichte hat viel Anziehendes, und stützt sich, auch nach heutiger Sitte, hauptsächlich auf einen *geheimen Bund*, dessen Grundgesetz ist: *Tod dem Wohllüstling! Liebe dem Keuschen!* Also auch wieder keine Moral für das *weibliche* Geschlecht, dem die Sammlung doch ausschliefsend gewidmet seyn soll. Ein anderer wesentlicherer Uebelstand ist der, dafs die Erzählung nicht geendiget ist, und dafs also die geneigten Leserinnen auf den Schlufs, oder, wie es hier gar heifst, auf die *Fortsetzung*, im nächsten Jahrgange, der auch wohl ganz ausbleiben könnte, mit Geduld werden warten müssen.

Die zwote Erzählung ist überschrieben: *die armen Alten*, auch wieder zum Theil in Dialogen eingekleidet. Die Erfindung hat wohl eben nicht viel Mühe gekostet; doch ist der Inhalt anziehend, rührend und lehrreich. Die Sprache aber erinnert oft an die, Gottlob vergangenen Zeiten *poetischer Prose*, da sich kaum ein Wort ohne eines, oder mehrere Beywörter ins freye Feld hinaus wagen durfte.

Nun folgt endlich auf mehr als drey Bogen die Krone der Sammlung, unter dem Titel: *Schreckliche Folgen der ehelichen Untreue;* Eine dramatische Skizze. Recensent kann sich zwar leider nicht der mindesten Bekanntschaft mit allen unsern heutigen so hochbeliebten Rittergeschichten rühmen, und also auch

nicht sagen, wie sich die vorliegende Skizze gegen sie in Absicht auf ihre *ritterliche* Güte oder Nichtgüte verhalte; darf er aber dennoch sagen, was ihm sein natürliches Gefühl über dieses Individuum eingiebt, so ist es folgendes: der Verfasser, der Sprache und Ausdruck ziemlich in seiner Gewalt hat, hätte vielleicht etwas ganz Erträgliches liefern können, wenn ihm *Wahrheit* und *Natur* nicht als etwas zu Gemeines und Abgenutztes vorkäme. Da er sich aber einmal vorgesetzt hatte, uns die *Folgen*, die *schrecklichen* Folgen der ehelichen Untreue, (oder eigentlicher der *weiblichen Eifersucht*) und zwar *aus den Zeiten des Ritterthums*, zur Schau zu geben, so durchflog und durchkroch er Himmel und Erde, Feuer und Wasser und jeden Winkel des Universums, um Stoff zusammen zu finden, und uns in der Person einer gewissen *Maria von Weissensee* das *Non plus ultra* der Wirkungen der Eifersucht vor Augen zu mahlen. Dieses arme Geschöpf nun, schon nach einem halben Jahre seit ihrer Verheyrathung mit Ritter *Günther* einer gewissen *Blandine von Blankwart* nachgesetzt, raset vom Anfange der Skizze an bis ans Ende ununterbrochen fort, will gleich in der ersten Scene mit dem Dolch auf die Nebenbuhlerinn los, hält unausstehlich lange Reden gegen ihre Schwester, ihren Gatten, ihre Nebenbuhlerinn, ihren Beichtvater *Cöelestinus*, in dessen Gegenwart sie unter andern in die Worte ausbricht, die wohl Alles, was Wuth und Unsinn heisst, übertreffen. „Verdorre Arm, wenn du dich scheuest, den Dolch „zu führen! Erschlafft, vertrocknet, zerspringt, ihr „Nerven auf immer, wenn ihr vor dem Stosse zittert! Auge, verblinde etc. Erlahmet Füsse, wenn „ihr den Sprung an den Altar (wo *Günther* mit *Blandinen* getrauet werden soll) mir weigert. — Rache, „Rache, Rache! Blutige, schwarze, schreckliche Ra„che will ich üben! — Umgebt mich, Furien, treibt „mit Höllenwuth mein Blut in seinem Kreislauf um„her; Schlangengift koche in meinen Adern; *Tiger„blut rausche am Herzen mir;* Löwenstärke beseele „meinen Arm, wenn ich den Dolch nach dem ver„dammten Busen ihr stosse. *Er fleische das buhlerische „Eingeweide in Stücken, dass weit umher der Blut„schaum spritze!* — Heraus, Dolch! Blinke ihr To„desangst entgegen! — Sieh, Buhlerinn! so rächt sich „das beleidigte Weib! — (sie führt einen Stoss in die „Luft) Stirb hier und dort! — — (entkräftet sinkt „sie nieder)" worüber wohl keine menschliche Seele sich wundern wird. — Nach dieser überstarken Rede erblickt man am folgenden Morgen die arme *Maria gebunden* im Bette liegend. Das hindert sie aber nicht, beym Erwachen Augenblicks die Bande zu zerreissen, und sogleich im Bette einen Monolog anzustimmen, nach welchem der Vorhang fällt. Drey Stunden nachher hört sie in eben diesem Zimmer Glockengeläute, hält einen Monolog, vermisst ihren Dolch, beschliesst dafür ein Schwert in der Rüstkammer zu hohlen, findet die Thüre verschlossen, *stösst sie aber ohne weiters ein*, und eilt in die Waffenkammer.

Die letzte Scene stellt nun den Altar in der Klosterkirche vor, an dem eben *Günther* und *Blandine* vor dem Priester knien, um, in Gegenwart des Volkes, getrauet zu werden. *Maria, als Knecht gerüstet,* dringt durch den Volkshaufen mit entblösstem Schwert herbey, und — stösst dieses *Blandinen* b i s a n d e n H e f t in die Brust, worauf *Günther Marien* niederstösst, die beiden sterbenden Damen in ziemlich langen Reden sich aussöhnen, *Günther*, dem *Maria* verzeiht, in ein Kloster zu ziehen beschliesst, der Priester jammert, das Volk murrt, und — sich endlich verläuft. Diese Altarscene hat der Künstler durch ein Kupfer zu verewigen gesucht, das *Marien* in scheusslicher Furiengestalt darstellt, bey dessen Anblicke, so wie bey Lesung der ganzen Skizze, man sich des Gedankens kaum erwehren kann, der Herausgeber dieser *Auswahl* habe damit dem schönen Geschlecht in *N e u s e e l a n d* ein Toilettengeschenk machen wollen.

Zum Schlusse des Ganzen sind einige Bruchstücke aus der Naturgeschichte angehängt, z. E. vom Storch, vom Rohrdommel, etwas zur Kenntniss der Diamanten u. dergl. welches ganz nützlich und gut, nur in einer zu gezierten Sprache, vorgetragen ist.

Man urtheile nun, ob die *Auswahl* sehr *zweckmässig* ist, und entschuldige die Länge dieser Anzeige mit dem Vorsatze des Sammlers, das Büchlein künftig *fortzusetzen!* Vielleicht hat er doch noch Ohren, zu hören.

LEIPZIG, in d. Sommersch. Buchh.: *Taschenbuch für Freunde des Scherzes und der Satyre.* Herausgegeben von *J. D. Falk.* Nebst einem saubern Conterfey auf die Kantische Philosophie. 1797. 336 S. 12.

Da fast jede Wissenschaft, Kunst oder Liebhaberey unter uns ihr jährliches Taschenbuch hat; so war es nicht mehr als billig, auch dem Scherze, dieser allgemeinen Liebhaberey gebildeter Menschen, ein eignes zu widmen. Wenigstens wird ein solches den Vorwurf nicht zu fürchten haben, den man sonst dergleichen zerstückelten, für einen raschen Umlauf bestimmten Vorträgen aus Wissenschaften zu machen pflegt, sie begünstigten die Oberflächlichkeit; und niemand wird behaupten, man könne nur in starken regelrechten Bänden gründlich witzig seyn. Auch liefert obige kleine Sammlung manchen Beweis des Gegentheils. Hr. F. hat sich schon durch einige poetische Satyren und eine Dichtung von grösserem Umfange, *die Gräber zu Kom*, auf welche vor kurzem ein andrer Mitarbeiter der A. L. Z. die Aufmerksamkeit unsrer Leser gelenkt hat (N. 89. d. J.), zu vortheilhaft bekannt gemacht, als dass man an seinem entschiednen Berufe, sich diesem allzusehr vernachlässigten Felde unsrer Literatur zu widmen, zweifeln könnte. Der uns Deutschen natürliche Ernst macht die Bebauung desselben doppelt zum Bedürfnisse, ob er ihr gleich auf der andern Seite Hindernisse in den Weg legt. Von den zwey entgegengesetzten Denkarten über die Gränzen des erlaubten Spottes, jener welche sich im Gesetze der zwölf Tafeln offenbart: *si qui pipulo occentassit, carmenve condidissit, quod infamiam*

faxit flagitiumve al. i, fuste ferito; und der, wodurch die alte Komödie zu Athen möglich ward, nähern sich die Gesinnungen unserer Nation weit mehr der altrömischen Strenge als dem attischen Leichtsinn. Witziger Muthwille bedarf aber durchaus einer freyen Luft um zu gedeihen, und durch umständliche Bedenklichkeiten gegen jeden kecken Einfall, machen wir es dem Schriftsteller unmöglich, uns durch Scherz und Spott in eine muntre Laune zu versetzen, die doch so wohlthätig ist. Zu entscheiden, ob in diesem Taschenbuche die rechtmäsige Freyheit der Satyre nirgends überschritten worden, ist mehr die Sache der Moral als der Kritik: Rec. hat es ohne alles Aergerniss durchgelesen, und sich sehr ergötzt, sein oft so trocknes und undankbares Amt auch einmal unter lustigen Bildern vorgestellt zu finden. (S. 203—205.) Das zu dem Kupferstiche gehörige Lied im Bänkelsängertone wird durch seinen Gegenstand (es besingt hauptsächlich die neueste Geschichte der Philosophie) eine Menge Leser gleich zuerst anlocken. Eine drollige Parodie auf den Unfug, der hier und da mit der Kunstsprache des kritischen Systems getrieben wird, ist der *Versuch einer neuen Art von Dedication nach kritischen Principien von Casparus Dominicus an Ebendenselben.* Auch *die Uhu', eine dramatisch-satirische Rhapsodie, mit Chören von Uhu'n, Raben und Nachteulen,* sind reich an Beziehungen auf unsre Zeit. Der Vf. hatte sie zunächst für eine burleske Aufführung bestimmt, wodurch sie, wie man versichert, an komischer Stärke noch sehr gewonnen haben sollen. Viele Züge bleiben aber auch beym blossen Lesen belustigend, unter andern die Verfertigung der halb Matthissonschen, halb Bürgerschen Elegie S. 265. u. ff. Da der Vf. häufig wegen angeblicher Lücken in seiner Handschrift abbricht, so läst sich nicht entscheiden, ob durch die Ausfüllung derselben dem Unzusammenhange dieser Scenen würde abgeholfen werden, oder ob er für Aristophanische Freyheit gelten soll. Durch das letzte würden die Foderungen an den Dichter vielleicht zu sehr gesteigert werden: denn nur das höchste Komische kann zur Uebertretung aller sonst geltenden Gesetze der Darstellung berechtigen. Die Bekenntnisse eines Weiberfeindes, eine dramatisirte Erzählung, vorn herein durch originellen Humor, in ihrem Fortgange durch komische Contraste gewürzt, sind ebenfalls nur Fragment, ob es gleich nicht ausdrücklich gesagt wird: denn die Geschichte des Majors, so weit sie hier geführt ist, giebt die Aufschlüsse noch nicht, die anfangs davon versprochen werden. *Bon ton auf dem Lande* ist eine treffende Satyre auf die Thorheit, welche ihr Titel bezeichnet; der Dialog darinn ist lebhaft und bewegt sich in den Fesseln des Sylbenmaasses und Reimes mit der ungezwungensten Leichtigkeit. Das *der Kirchenrechnung* vorangehende Gespräch erinnert, ohne doch daher entlehnt zu seyn, an die Scene in Minna von Barnhelm, wo Francisca sich beym Just nach Tellheims gewesenen Bedienten erkundigt. *Die Kirchenrechnung* selbst hingegen und das ironische Lob der Medicin S. 101. u. ff. sind zu oft gebrauchte Einkleidungen der Satyre, um besonders anziehen zu können, obgleich einzelne Einfälle garnicht verwerflich sind. Das einzige Stück *Psycharion oder die Entkörperung, eine Geschichte aus dem Griechischen,* welches unter dem Schleyer seiner blühenden Sprache eine Mystik der Sinnlichkeit lehrt, deren dichterischen Werth wir hier nicht untersuchen wollen, entspricht dem Zwecke des Taschenbuchs auf keine Weise. Sonst ist Scherz und Satyre selbst noch in dem Sach- und Namenregister und in der Selbstrecension am Schlusse reichlich ausgestreut. Wir wünschen Hn. F., der durch das, was er in Gattungen, welche eigentlich die gebildetste Reife des Geistes voraussetzen, so früh schon geleistet, noch weit grössere Erwartungen für die Zukunft erregt, alle Aufmunterung auf seiner mit mancherley Gefahren umgebnen Laufbahn.

KLEINE SCHRIFTEN

GOTTESGELAHRTHEIT. *Grätz,* b. Fr. Ferstl.: *Widerlegung der Meynung, dass die Gelübde als ein Versprechen de bono meliori aus dem Grunde unmöglich seyen, weil wir ad bonum melius ohnehin schon verbunden seyen, und weil wir fähig seyn müssten, durch ein Gelübd auf Gott ein Eigenthum zu übertragen.* Sammt einem Anhange, in welchem die Meynung des Herrn Frommberger widerlegt wird, *dass alle Kirchengesetze aus dem Grunde nur unter einer lässlichen Sünde verbinden, weil sie uns nicht nothwendige, sondern nur bequeme Heilmittel vorschreiben.* Von *Fr. Xav. Gmeiner.* 1796. 88 S. 8. (6 gr.) Zwey Abhandlungen, die —, ein wahres *Zeichen der Zeit* — bey aller Verschiedenheit des Inhalts doch zu einem Zwecke zusammentreffen, die Fesseln, womit die kathol. Kirche den Gläubigen, oder dieser sich selbst an die Kirche band, zu verstärken, und den Neuerern, die seit *Josephs II.* Zeit auf Erleichterung derselben dachten, ein Ziel zu setzen. Sehr natürlich war's, dass gut denkenke Schriftsteller im Oesterreichischen den Gefangenen, die Joseph's mächtige Hand aus den Kloster-Banden befreyet hatte, deren Gewissen aber die kirchlichen Obern nicht aus den Fallstricken der Gelübde lassen wollten, mit den schon bekannten Gründen zu Hülfe kamen: ein Gelübde, dass heisst, ein Gott gemachtes Versprechen einer Handlung, die nicht geboten, aber doch besser, als ihre Unterlassung — *de bono meliori* — wäre, gehöre unter die Unmöglichkeiten, weil die beste Handlung ohnehin geboten sey, und die Uebertragung eines Rechtes oder Eigenthums auf Gott gar nicht Statt finden könne. Ein Theil, wie Neupauer, Prof. des Kirchenrechts zu Grätz, folgerte geradezu in einer Abhandlung 1786. diese Unmöglichkeit; ein anderer Theil umging diese dem Katholiken zu grelle Folgerung, indem er nur über die Natur der Gelübde zu disputiren, übrigens aber sie, obgleich unter einer andern Erklärung, bey ihrer vollen Verbindlichkeit lassen zu wollen schien. Gegen diese alle tritt nun Gm. auf, die Gelübde, im populärsten Sinne des Worts, zu rechtfertigen, immer ein schweres Stück Arbeit, wenn man in der Moral nicht ganz verschobene, und in der Theologie nicht ganz anthropomorphische Begriffe hat.

Die Moral hat hier für Gm. keine Schwierigkeiten. Die Selbstvervollkommnung, oder, wie er sich unzweydeutig erklärt, die Beförderung eigener Glückseligkeit ist ihm der erste

 Grund-

Grundsatz der Moral, oder, nach seiner Art sich auszudrücken, des Naturrechts. Allein die Moral der Vernunft und die Moral der Offenbarung sind ihm zwey höchst verschiedene Dinge. Zwar läfst er auch in dieser der Glückseligkeit die Ehre, die erste Triebfeder zu seyn; nur Pflicht soll es in derselben nicht seyn, nach der gröfsten Vollkommenheit oder Glückseligkeit zu streben. Ob aber die Moral in blofse Klugheitslehre verwandelt, nun doch kein Widerspruch zwischen der natürlichen und supernaturalistischen Moral herauskomme? Nein, sagt Gm. S. 22. etc. Das Gesetz der Vernunft-Moral habe den Sinn: „Ich gebiete dir, deinen natürlichen Zustand so viel zu vervollkommnen, als du kannst; wenn nicht die Offenbarung der freywilligen Entsagung einiger natürlichen Vollkommenheiten (z. B. der Ehe, der Reichthümer) unter gewissen Umständen eine gröfsere Glückseligkeit aufbewahret hat." Das nennen wir doch consequent! In der That, der Epikurer in der Moral mufs, versteht er seine Rechenkunst, auch als Supernaturalist das gröfste Glück dieses Lebens gegen ein noch gröfseres des künftigen Lebens dahin geben. Aber — doch Gm. fällt mir in die Rede, um eine ihn drückende Folgerung wegzuhalten — nein, sagt er, er *darf* wohl, aber er *mufs* nicht. — Jenes verstattet ihm die Vernunftmoral, dieses erklärt die Moral der Offenbarung, die sich gerade dadurch von jener unterscheidet, dafs sie nicht die gröfste Vollkommenheit gebeut. Im natürlichen Zustande mufs ich jedes nothwendige Mittel zur Verbesserung meiner Glückseligkeit ergreiffen. Aber im übernatürlichen Zustand ist kein nothwendiger Zusammenhang zwischen den Mitteln und einer übernatürlichen Glückseligkeit, weil es da nicht auf das Verdienst unserer Werke, sondern den freyen Willen Gottes ankommt, der das nothwendige Maafs der Werke und der Belohnung festsetzt. Wer nun dies Maafs erfüllt, ob er gleich mehr hätte leisten können, ist selig. Hat er aber etwas darüber gethan, so erwartet ihn eine gröfsere Glückseligkeit. S. 22—26. — — Dieser posfierliche Einfall aus der Dogmatik, hier ein wahres *hors d' oeuvre*, was soll er wohl? Den unabhaltbaren Widerspruch zwischen der Moral und Offenbarung zu verkleistern? So lange die Glückseligkeit sich nach unsern Handlungen richtet, es sey nun durch natürlichen Zusammenhang, oder durch eine um die menschliche Würdigkeit unbekümmerte Willkühr Gottes, wie sie Gm. annimmt, so lange ist's vernünftig oder klug, die gröfsere Glückseligkeit der kleinern vorzuziehen, und folglich auch unvernünftig, unklug, und, so ferne es bey Epikur Pflichten giebt, pflichtwidrig, in Ansehung der übernatürlichen Glückseligkeit das Gegentheil zu thun. Wenn gleich Gm. die Willkühr Gottes für die Moral der Offenbarung als die einzige Gesetzgeberinn anerkennt, so giebt sich die Vernunft doch nicht mit dem geringen Maafse von Glückseligkeit zufrieden, womit Gott, wenn ich nicht mehr wollte, zufrieden wäre, sondern ruft unaufhörlich: Thue das Beste. Wenn nun dies eine unabweisliche Maxime der Vernunft ist, so ist das Gegentheil unvernünftig, und auch die Moral Epikurs wäre mit der Moral der Offenbarung, oder Gott, in so ferne er sich durch Vernunft und Wunder offenbarte, mit sich selbst im Widerspruch. Es ist also nicht möglich, der Offenbarung eine ganz eigene Moral einzuräumen, und dadurch die Idee eines Gelübdes geltend zu machen, wenn man auch nur eine Epikurische Moral annähme, wie Gm., geschweige erst bey einer ächten Moral, die er nicht von weitem kennt, ob er gleich durch ein Compliment, das er Kanten wegen seines Moral-Grundsatzes macht, mit diesem Philosophen eine Bekanntschaft affectirt, die aber freylich im Grunde nicht mehr sagen will, als seine Bekanntschaft mit der Bibel, die er gerade so citirt, und eben so gut versteht.

Die Stellen der Bibel, worauf Gm. seinen Unterschied zwischen der Vernunft- und Offenbarungs-Moral gründen will, sind fern von diesem Unsinne. Die Auffoderung Jesu an den bekannten Jüngling Matth. 19, 21. zu seiner Jüngerschaft; der Rath von Paulus, als dem klugen Manne, nicht dem Boten Gottes, den Korinthiern C. 7. gegeben, sich in einer harten Zeit nicht zu verehelichen, sind, aller Erinnerungen, die man schon lange dagegen gemacht hat, ungeachtet, die Beweisstellen des Vf. Jene Stellen aber, die klar und unwiderleglich gegen ihn sprechen, werden entweder ganz übersprungen z. B. das Gebot, Gottes Aehnlichkeit nachzustreben, oder einseitig, scholastisch, und sophistisch verdreht z. B. das Gebot, Gott *über alles* und aus *allen Kräften* zu lieben, wo er sich nur an das *über alles* hält, und die Worte dahin deutet, dafs man Gott keinem Geschöpfe nachsetze, oder keine Todtsünde (also doch läfsliche Sünden!) begehe, oder die Gebote Gottes beobachte; nun sey es aber nicht geboten, das Beste zu thun. Dabey ist er noch so klug, jeden, der ihn hier einer petitio principii zeihen würde, eines Cirkels zu beschuldigen. Jene katholische Theologen, die sich nichts daraus machen, der Mönchsgelübde halber die Moral der Vernunft und des Evangeliums zu Grunde zu richten, sollten sich doch wenigstens schämen, durch ihren Grundsatz: *Du bist nicht verbunden, das Beste zu thun* — dem berüchtigten Probabilism der Jesuiten: *Du bist nicht verbunden, das Böseste zu meiden* — den sie vor kurzen zur Kirche hinaussteinigten, so nahe verwandt zu seyn.

Den zweyten Haupteinwurf gegen die Gelübde, dafs wir auf Gott kein Eigenthum übertragen könnten, versucht Gm. durch etliche Sophisticationen wegzuschieben. Nicht jedes Versprechen, sagt er, sey Uebertragung eines Eigenthms. Da er aber am Ende fühlen mochte, dafs damit nichts auszurichten sey, weil durch ein Versprechen immer ein Recht entweder auf Eigenthum in strenger Bedeutung, oder auf eine Handlung, (Eigenthum in minder strenger Bedeutung) auf einen andern übertragen wird, und also die Frage: Wie das in Ansehung Gottes möglich sey — immer wieder zurückkehrt: so wagt er einen Sprung in's alte Testament, um die Acceptation menschlicher Versprechungen von Seite Gottes daraus zu erweisen, als wenn Christen so was anginge. So schwer hält es sich von Moses ganz loszumachen! Dafs aber Gm. Moses in's neue Test. hineintragen, und in der Verheifsung Jesu, unsere *Werke* der Wohlthätigkeit so anzusehen, oder zu belohnen, als hatten wir sie ihm gethan, eine göttliche Acceptation unserer *Versprechungen* finden will, ist doch wohl nur Behelf einer verzweifelten Sache!

Ein würdiges Gegenstück dieser Abhandlung ist die zweyte, worin wider einen gewissen *Frommberger* das Recht der Kirche, die Glaubigen unter einer schweren Sünde zu ihren Geboten zu verbinden behauptet wird. Dieser Theologe hatte gelehrt, die Kirche könne ihre Gesetze nur unter einer *läfslichen* Sünde verbindlich machen, weil Christus die nothwendigen Mittel, die unter einer schweren Sünde verbänden, zu unserem Heil selbst vorgeschrieben, und der Kirche nur die bequemen Mittel überlassen hätte. Da er nun so der Kirche eine gesetzgebende und das Gewissen bindende Macht über Religionsgegenstände liefs, und nur darauf ausging, die Fesseln etwas zu erleichtern, so reitzte er Gm. Schulspitzfindigkeit, ihn mit einer Menge von Distinctionen und Consequenzen, mit *nego*, *concedo*, *distinguo*, und andern solchen Trümpfen scholastischer Disputirkunst zu ängstigen. Erst sagt Gm., Christus habe nur die nothwendigen Mittel zum letzten Zweck bestimmt, und die Mittel zu einem subalternen Zwecke der Kirche überlassen. So habe der *Pabst* das Recht, bald den Kelch zu nehmen, bald zu geben, (der Verordnung Jesu zu Trotz?) und bey der Eucharistie ungesäuertes Brod vorzuschreiben. Am Ende sagt er's mit dürren Worten heraus, dafs im Positiven nicht der Gegenstand, oder die Zweckmäfsigkeit einer Sache, wie bey der Vernunft, sondern der Wille der Obern, ob er gleich *irrig* sey S. 73. die Wichtigkeit und Verbindlichkeit der Verordnungen bestimme. Es könne ja, was Frommberger gestehe, der Staat seine Gesetze unter einer schweren Sünde verbindlich machen, warum nicht die Kirche; die der Tradition zufolge schon in den ältesten Zeiten mit an sich geringfügigen Sachen z. B. Sonntags- und Oster-Feyer gar viel Aufhebens gemacht habe.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 1. April 1797.

TECHNOLOGIE.

PRAG, b. Calve: *Versuch über das vortheilhafteste Ausschmelzen des Roheisens aus seinen Erzten* (Erzen) und *dessen Verarbeitung in denen* (den) *Frischheerden*, nach physischen und chemischen Grundsätzen, auch einer theoretisch - praktischen Anweisung zur Erbauung eines holzersparenden Hohofens, nebst einem Vorschlag, das rohe Schmelzen des Eisens im Hohofen mittelst Steinkohlen zu bewirken. Von *Joachim Grafen von Sternberg*. Mit erklärenden Kupfern. 1795. 64 S. 8. (10 gr.)

Laut der Vorrede war der Hauptzweck des Vf., dem Hüttenmanne die ihm bis jetzt noch nicht genug bekannten chemischen Erfahrungen kennen zu lehren. Diese Materie wird gerade jetzt von vielen bearbeitet, da die böhmische Gesellschaft der Wissenschaften, (von welcher der Vf. laut des Titels Mitglied ist,) durch ihre bekannte Preisaufgabe *über den Unterschied zwischen Roh- und Frischeisen* aufs neue den Eifer der hüttenverständigen Chemisten in Thätigkeit gesetzt hat. Die ganze vorliegende Abhandlung zerfällt in sechs Abschnitte. Im ersten bemüht sich der Vf., zu beweisen, dass man ohne richtige chemische und physische Kenntnisse der Körper dieselben auch nicht gehörig bearbeiten könne. Das ist bekannt, und einige unrichtige Ausdrücke sind der Rüge kaum werth. Der zweyte Abschnitt handelt vorläufig von den Eisenerzen und den verschiedenen Arten des Eisens. Die Ausführung ist äusserst unvollständig, und beweist, dass der Vf. mit den neuern Erfahrungen über dieselben nicht bekannt war. So sucht man über den Kalt- und Rothbruch vergebens Versuche, die für den Hüttenmann belehrend sind, da doch z. B. *Pelletier's* Versuche deutlich zeigten, dass nicht Phosphorsäure, sondern Phosphor, sich mit dem Eisen verbinden könne; was hier darüber mitgetheilt ist, haben schon Bergmann, Rinnmann, und andere viel deutlicher gesagt. Das Roheisen theilt der Vf. 1) in Roheisen, welches noch unmetallische Theile enthält; 2) in solches, welches durch zu heftiges Feuer verglaste oder oxydirte Bestandtheile enthält; 3) in solches, welches diese Fehler nicht besitzt. So sonderbar schon diese Eintheilung jedem Sachverständigen vorkommen muss, um so mehr wird er sich wundern, in dem ganzen Werke keine genaue Bestimmung oder Erwähnung der Affinität des Kohlenstoffes mit dem Eisen zu finden, welche Verbindung doch nach den neuern Entdeckungen den wichtigsten Unterschied, nicht allein zwischen den verschiedenen Roheisengattungen ausmacht, sondern auch diese im Allgemeinen von den Frischeisen unterscheidet. — Der dritte Abschnitt enthält: 1) die Affinitäten einiger Körper gegen das Eisen und gegen die Schwefel- und Phosphorsäure. Der Vf. sagt hier: „*wir haben manche Affinitätstabelle; aber vollständig scheint mir solche nicht zu seyn.*" Warum hat derselbe die unvollkommenste abgeschrieben, und nichts von der Affinität des Säurestoffs — des Kohlenstoffes u. s. w. hier mit bemerkt? Wenn auch die Kalkerde näher mit der Phosphorsäure verwandt ist, wie diese mit dem Eisen; so kann doch keine Abscheidung derselben geschehen, wenn sie als Phosphor in das Eisen übergehet. 2) Von dem richtigen Verhältniss der Kohle in Hinsicht der Beschickung und der Hervorbringung der Hitze. Dieses ist allerdings ein für das Eisenschmelzen wichtiger Gegenstand; aber hier wird der Hüttenmann wieder weiter nichts erfahren, als dass die Kohle nach Girtanners Versuchen eine gewisse Menge Kohlenstoff enthält, dass die atmosphärische Luft im Durchschnitt aus 27 Lebensluft und 73 Stickluft bestehe, und dass es gut sey, nicht zu viel noch zu wenig Kohle zu nehmen. Weder etwas von der verschiedenen Menge des Kohlenstoffs in verschiedenen Kohlen, noch etwas über die verschiedene Führung und Güte der Luft zum Schmelzen. Der *vierte* Abschnitt hat zwar die Ueberschrift *von der Beschaffenheit des geschmiedeten Eisens*. Der Vf. kommt aber auch wieder auf das Roheisen zurück, und handelt auch noch im folgenden *sechsten* Abschnitt von demselben. Statt allen Bemerkungen, die hier Rec. nur zu häufig anbringen könnte, will er nur den Versuch beleuchten, welcher die Gegenwart des Säurestoffs in dem Roheisen beweisen soll. Der Vf. *sagt*, er habe Roheisen in trocknem (?) *Gas hydrogene* der Wirkung der Sonnenhitze ausgesetzt, oben an der Glocke etwas Wasser erhalten, mithin enthalte das Eisen Säurestoff. Das Eisen ist ja viel näher mit dem Säurestoff bey allen Graden der Temperatur verwandt, wie der letztere mit dem *Hydrogene*, also kann dieser Versuch nichts beweisen, obgleich Rec. hierdurch die Gegenwart des Säurestoffs im Roheisen nicht verneinen will. Uebrigens wird hier der Unterschied zwischen Roh- und Frischeisen keinesweges bestimmt. Die Vorschläge über das Schmelzen mit Steinkohlen und die Anweisung, einen holzersparenden Hohofen zu erbauen, sind in den beiden letzten Abschnitten enthalten. Ob sie mit Erfolg angewendet werden können, mag die Erfahrung entscheiden. Von dem Stil und der Schreibart

will Rec. schweigen, da man auf jeder Seite in Verlegenheit geräth, die Schreibfehler mit den Druckfehlern zu verwechseln.

GIESSEN, b. Heyer: *Versuch eines Systems der Kameralwissenschaften*, von *Friedrich Ludwig Walther*, Professor der Philosophie auf der Universität zu Giessen. Dritter Theil. Technologie. 1796. 1 Alph. 6 Bog. gr. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Von dem Plane dieses Werks und der in den beiden ersten Theilen angefangenen Ausführung desselben haben wir bereits A. L. Z. 1795. Nr. 342. geredet. Diesem Plane ist der Vf. auch in diesem 3ten Theile völlig getreu geblieben. Er ist der Technologie allein gewidmet. Nach den nöthigen vorbereitenden Belehrungen folgen die beiden Haupttheile, wovon der erste die allgemeine, und der letztere die besondere Technologie betrifft. Dieser letztere ist nach den Materialien, welche die drey Reiche der Natur den Gewerben zur Bearbeitung und Zubereitung liefern, in drey Abschnitte, und jeder von diesen unter die einzelnen Rubriken jener Materialien vertheilt. Hiernach wird in dem ersten Abschnitte von allen den Gewerben gehandelt, die sich mit Materialien aus dem animalischen Reiche, nach den Klassen der Säugthiere, der Vögel, der Amphibien, der Fische, der Insekten und der Würmer beschäfftigen. Eben so im zweyten Abschnitte von den Materialien aus dem vegetabilischen Reiche, nach den Klassen der Gräser, der Pflanzen, der Holzarten, und der Kryptogamisten; und im dritten Abschnitte von den Materialien aus dem Mineralreiche, nach den Klassen der Erdarten, der Steine, der Erdharze, der kohligten Substanzen, der Salze und der Metalle. Nach der Folge dieser Klassen hat jedes von den hier nach ihren mannichfaltigen Kunstproducten und ihrer Zubereitung, auch im Betreff ihrer Werkzeuge, Lehr- und Wanderjahre, Meisterstücke etc. deutlich erklärten Kunstgewerben, deren Zahl sich über 200 beläuft, den ihm gebührenden Platz bekommen. Dass der Vf. hiebey die bereits vorhandenen technologischen Werke eines *Jacobsons*, *Halkens*, *Beckmanns* etc. benutzte, war dem Zwecke seines Plans völlig gemäss, und kann nicht im mindesten getadelt werden; hingegen möchten wir das nicht billigen, dass der Vf. nur diejenigen Kunstgewerbe, deren Beschreibung er in jenen Werken nicht verfand, vollständig behandelt, die daselbst aber vorgetragenen Arten derselben zum Theil sehr kurz und unzureichend abgefertiget hat. Denn die Leser waren doch gewiss um so mehr berechtigt, auch hierüber von ihm eine gleiche Belehrung zu verlangen: da den mehrsten von ihnen nicht zugemuthet werden kann, sich den Ersatz dieses Mangels durch den Ankauf noch anderer kostbarer technologischen Schriften zu verschaffen. Diese Unvollkommenheit abgerechnet, wird dem Vf. bey fernerer gleichmässiger Ausarbeitung doch immer das Verdienst bleiben, das Fach der Kameralwissenschaften mit einem wohlgeordneten und brauchbaren Lehrbuche bereichert zu haben.

GESCHICHTE.

PEST, b. Lindauer, (LEIPZIG, in Comm. b. Beer): *Geschichte der standischen Gerichtsbarkeit in Baiern, nebst der Geschichte Ott's Königs von Ungarn und Herzogs von Niederbaiern. Erster Theil*, sammt einem Anhang von Urkunden. 1791. 235 S. *Zweyter und letzter Theil.* 17 3. 450 S. 8.

Zu der Zeit, als die berühmten *Leges Baiuvariorum* verfasst wurden, befand sich alle Gerichtsbarkeit allein in den Händen der Herzoge und Grafen. Die begüterte Geistlichkeit kam zuerst auf den Gedanken, sich von der Gerichtsbarkeit der Gaugrafen loszumachen, welches der Vf. mit einer (*nirgend im Original vorhandenen*) Urkunde vom J. 1077 zu beweisen sucht, worinn es heisst, dass das Stift Chiemsee bereits zu der Zeit, als es Thassilo (im 8ten Jahrhundert) gestiftet, eine Gerichtsbarkeit, *sicut aliud regale coenobium*, besessen. Das Wort *Hofmark* habe jedoch ursprünglich keinen Bezirk der Privatgerichtsbarkeit bezeichnet, sondern einen Inbegriff von liegenden Gründen, die mit mehreren Wirthschaftsgebäuden versehen, und von unterschiedenen zum Hof gehörigen Arbeitsleuten bewohnt waren. Von dieser Niedergerichtsbarkeit der geistlichen Stifter seyen aber wieder die *Vogtgerichte* der Schutzvögte zu unterscheiden. Bey dem *weltlichen Herrenstand* sey der Ursprung der ihm zustehenden Gerichtsbarkeit in den aus den Gaugrafschaften entstandenen Erbherrschaften oder *Dynastien* zu suchen. Diese Gerichtsbarkeit, die man unter dem Namen *Comecia*, *Landgericht* verstanden, und welche die hohe Jurisdiction mit begriff, sey ebenfalls schon vor dem bekannten Gerichtsverkauf des Herzogs Otto im J. 1311 in Uebung gewesen. Noch eine andere Gerichtsbarkeit des Ritterstandes, gleichfalls älter als das J. 1311, gründe sich auf ausdrückliche Privilegien und Urkunden. Zuweilen stellt der Vf. Sätze neben einander, die in Ermangelung einer deutlichern Bestimmung sich zu widersprechen scheinen, z. B. II. Abschn. §. 4. u. 5., die Gaugerichte hätten keinen Unterschied zwischen hoher und niederer Gerichtsbarkeit gemacht, und doch soll es nach §. 7. schon vom Ursprung der baierschen Gesetzgebung an eine hohe Gerichtsbarkeit gegeben haben. Die erste Veranlassung der Privatgerichtsbarkeit wären nach S. 65. die Niederlassungen begünstigter Colonisten gewesen, welche Veranlassung doch kurz vorher in den Exemtionen der Geistlichkeit gesucht worden. Sehr scharfsinnig wird gegen *Lori* und andere, welche die heutige Privatgerichtsbarkeit von dem angeblich durchaus knechtischen Zustand der altdeutschen Bauern herleiten, bemerkt, dass Leibeigenschaft, statt eine Gerichtsbarkeit zu begründen, vielmehr alle Begriffe von Eigenthum, Recht und Gericht ausschliesse. Nach diesem geht der Vf. auf die alten *Dorf-* und *Ehehaftsgericht* über, die ebenfalls schon vor 1311 existirten, jedoch schwerlich bis zum J. 911 hinauf reichen. Ihre Veranlassung lag, wie der Vf. glaubt, in der seltenen Haltung der allgemeinen Landgerichte, an deren Statt um so öfter in den kleinen Bezirken besondere Dorfgerichte

gerichte in Uebung kamen. Sie bedeuteten ursprünglich so viel als heut zu Tag die niedere Gerichtsbarkeit, und standen als ein Surrogat der Landgerichte nicht dem Gutsbesitzer, sondern dem Landesherrn zu. Die Vorsteher hiessen Dorfrichter *Schultheissen*, die *Urtheilsfinder* waren Bauern. Mit dem Aufkommen der von den Gutsbesitzern verwalteten Hofmarksgerichte geriethen die Dorfgerichte in Abgang, und man fing an, sie auf blosse Flurstreitigkeiten und Feldfrevel einzuschränken. So wie sich das Dorfgericht mit strittigen Rechtsfachen beschäftigte, so war hingegen die Localpolizey der Gegenstand des *Ehehaftgerichts*, das man mit jenem in den letzten Jahrhunderten öfters zu verwechseln pflegt. Vor einem solchen Ehehaftgericht mussten *alle* Inwohner eines gewissen Bezirks schon vor dem J. 1156 wenigstens dreymal des Jahrs sich stellen, weswegen es ein Ehehaft — d. i. nothwendiges Gericht, *Colloquium generale* hiess. Zu gleicher Zeit stellten sie *Rügegerichte* vor, vor welchem die Gerichtsuntergebenen sich wechselseitig zu denunciiren oder zu *rügen* durch auferlegte Eide verbunden waren, welches endlich im J. 1365 als eine drückende Unterthansbeschwerde abgeschafft wurde. Die *Baudinge* sind kein so ganz und gar unerörterter Gegenstand, wie der Vf. glaubt. Schon *Grupen* handelt davon, besonders aber *Schnitzlein in den Selectis Norimbergensibus*. Rec. hält sie aber nicht sowohl für ein Ehehaftgericht, als für eine *Hoffprache*. — Nachdem man dem Vf., der allenthalben eine tiefe Kenntniss der Geschichtsquellen, einen glücklichen Scharfsinn und eine gute Darstellungsgabe, welche nur oft nach zu grosser Gedrängtheit strebt, an den Tag gelegt, mit gespannter Aufmerksamkeit bis zum Ende des ersten Theils gefolgt, erwartet man ganz natürlich im zweyten Theil die weitere Entwickelung der ständischen Gerichtsbarkeit, besonders aber eine pragmatische Darstellung des im J. 1311 vom Herzog Otto geschehenen sogenannten *grossen Gerichtsverkaufs*. Allein von allem diesen findet man nun weiter kein Wort, auch nichts von Entstehung der *städtischen Gerichtsbarkeiten*, statt dessen aber weitläufige Digressionen über die älteste landwirthschaftliche Cultur, Sprache und Knechtschaft in Baiern, wobey man zwar freylich auf die interessantesten Bemerkungen stösst, nur dass man nicht weiss, wie sie sich hieher verirrt; und beynahe einer Satire auf den guten Herzog Otto, König von Ungarn, sieht es gleich, dass in dieser sogenannten Geschichte desselben in der That nicht ein Jota von ihm zu finden ist. Sehr ausführlich beschäftigt sich der Vf. im *zweyten Theil* mit der Untersuchung über die *Barschalken*, die er für eine zahlreiche Klasse für ihre Person vollkommen freyer, in Rücksicht ihrer Güter aber dienstbarer Bauern hält. Sie heissen in den baierschen Urkunden: Baren (d. i. Freyen) Barmänner, Barleute, Bargilden, Landsassen, *Liberi homines, qui de ipsa terra condixerunt facere servitium, Tributales, Proseliti*, d. i. *Liti pro se. Leute für sich, Coloni*, die man den Leibeigenen entgegensetzte. Ihre Güter nannte man *Barschalksleben*, *Barschalksroden*, neben denen sie öfters noch vollkommen eigene Güter, ja sogar Leibeigene, besassen. Sie verheiratheten sich mit keiner Leibeigenen, galten als tüchtige Zeugen vor Gericht, und hatten die Pachtungen aller geistlichen und adelichen Güter fast ausschliesslich in ihren Händen. Schon im 7ten und 8ten Jahrh. findet man sie in den südlichen Alpen Baierns, im Salzburgischen und Chiemgau zu ganzen Schaaren, im 9ten Jahrh. in Oberbaiern, im 10ten an der Iser und Donau, im 11ten und 12ten in allen Gegenden Baierns. Ausserhalb Baiern waren sie, vielleicht nur unter einem andern Namen, nicht minder zahlreich. Der Name, aber gewiss nicht die Sache, verlor sich im 13ten Jahrhundert. Verwandt mit ihnen sind die *Hiltschalken, Huldeschalken*, Huldsassen, Holden, *Servi legitimi*, die über ihre Dienstbarkeit einen besondern Vertrag, Hulde, Huldigung genannt, eingegangen hatten.

Uebrigens glaubt Rec., bey Untersuchung der alten Gerichtsverfassung sollte man hauptsächlich auf den Geist der alten *Genossenschaften* Rücksicht nehmen. So wie nämlich mehrere Personen im Besitz eines gewissen Rechtes, d. i. in einem *Banne* oder *Frieden* waren, so hatten sie unter einander auch gewisse Regeln festgesetzt, nach welchen sie sich in ihrem gemeinschaftlichen Genuss zu richten versprachen. Also hatten mehrere Theilnehmer eines Forstfriedens ihr *Forstgericht*, die Einwohner eines Dorfes ihren Dorffrieden oder *Dorfgericht*, die Einwohner einer Graffschaft ihren Grafenbann oder *Landgericht*, der Inbegriff aller Vasallen ihr *Lehengericht*, die sämmtlichen Hofhörigen einer Grundherrschaft ihre *Hoffprache*. Von diesen zahlreichen Genossenschaften war zwar eine ausgebreiteter als die andere, sie bestanden aber alle mit *gleichem Recht* neben einander, keine vermochte in den Frieden der andern zu greifen, keine war der andern *subordinirt*. Erst als ein Abbild der hierarchischen Verfassung entwickelten sich endlich die Begriffe von höhern und niedern Gerichten.

PARIS, b. Bridel: *Revolutions de l'Inde pendant le dixhuitieme Siecle ou Memoires de Typoo - Zaheb*, Sultan de Maissour, ecrits par lui meme et traduits de la langue indostane. Publiés par *A. Fantin des Odoards*. T. I. 382 S. T. II. 358 S. 1790. 8.

Der Titel ist freylich anlockend genug, aber der Kunstgriff des Vf., sein Publicum mit einem berühmten Namen zu täuschen, wird bey dem ersten Aufschlagen sichtbar. Sultan Tippo Saheb soll diese Memoiren, oder dies elende Machwerk eines pariser Scriblers verfasst, seine Gesandten davon eine in Hydernagur gemachte französische Uebersetzung schon vor der Revolution nach Frankreich gebracht, und Hr. *Fantin*, nebst dem Grafen *Mirabeau*, den Stil verbessert haben, welche er nach des Letztern Tode in dieser traurigen Gestalt, als ein höchst wichtiges Denkmal der neuern Geschichte von Hindostan von einem ihrer thätigsten Theilnehmer bekannt macht. Allein dem mysorischen Fürsten gehört keine Sylbe von diesem

sem geistlosen Geschreibsel, das überall französische Denkungsart, Flüchtigkeit, und die unverzeihlichste Unbekanntschaft mit den hier abentheuerlich zusammengestoppelten Gegenständen zeigt.

Tippo Saheb würde seine Bemerkungen über Hindostan in der persischen, und nicht in der malabarischen Sprache, wie es in der Vorrede heisst, aufgesetzt haben. Er würde unmöglich bey Begebenheiten, die ihn so nahe angingen, und woran er selber so viel Theil nahm, nicht französische Schriftsteller, wie den Abbé *Rainal*, oder den *Maitre de la Tour* wörtlich abschreiben. Der Letztere ist der Verfasser einer Geschichte des Fürsten Hyder Ally, die durch *Sprengels* Verdeutschung bekannt genug ist. Er konnte in der Geschichte seines Hauses, und der Geographie seiner eigenen Staaten unmöglich so schlecht bewandert seyn, als man es fast auf allen Seiten, oft bis zu den lächerlichsten Irrthümern findet. Dagegen sind dem Sultan kleine unbedeutende Begebenheiten in Europa besser bekannt, wie Vorfälle, die in seinem Gebiete, oder an dessen Grenzen sich ereigneten. Er schildert Scenen am Hofe Ludewigs XV in den letzten Jahren seiner Regierung, als wenn er das Leben der Barry oder andere Broschüren dieser Zeiten vor sich hätte, und die Erschütterungen und Schicksale der französischen und englischen ostindischen Gesellschaften beschreibt er, als wenn er selber in den Versammlungen ihrer Mitglieder gestimmt, oder seine Bemerkungen aus dem Rainal geschöpft hätte.

Eigentlich enthält das Werk eine aus mehreren Schriftstellern eilfertig zusammengeraffte Geschichte der neuesten Revolutionen von Hindostan, der dortigen Kriege zwischen den Engländern und Franzosen, und anderer so oft beschriebenen Begebenheiten dieses Jahrhunderts. Ohne den vorher angeführten Biographen Hyder Allys würde Hr. F. das wenigste von den ihm wörtlich nacherzählten indischen Händeln erfahren haben, und diesem Vf. gehört ein beträchtlicher Theil dieses Werks in den Jahren von 1750 bis 1784 eigenthümlich zu. Woher die neuern Begebenheiten entlehnt sind, wissen wir nicht; aber seine Angaben, Uebertreibungen, und unzählichen Unrichtigkeiten zeigen zu deutlich, dass er blindlings elende Uebersetzungen, oder seichte Stoppler abschrieb. Wenn haben wohl die Engländer mit den Seiks Kriege geführt, und diese Nation ausgerottet? Ihr Cordon in der Provinz Auhd hat zwar zuweilen einzelnen Räuberhaufen der Seiks ihre Beute wieder abgejagt; aber mit der Nation selber waren sie nie im Kriege verwickelt, und so wenig wir auch von ihrer neuern Geschichte wissen, so bleibt es doch ausgemacht, dass diese Nation sich noch in ihren Eroberungen behauptet. Am Ende zeigen die Namen der Heerführer und eroberten Plätze, dass Hr. F. die Seiks mit den Rohillas verwechselt. Diesen letztern soll sogar Hyder Ally Hülfstruppen zugesandt haben, obwohl aus den actenmässigen Untersuchungen über den Rohillakrieg bekannt genug ist, dass mysorische Truppen sich nie so weit von ihrem Vaterlande entfernten, oder nur entfernen konnten.

Da die trockne Erzählung den Europäern meist unbekannter indischer Vorfälle dem Vf. nicht viele Leser zu versprechen schien; so hat er die Geschichte des Fürsten Hyder Ally reichlich mit Abentheuern, Liebeshändeln, und einer Menge romantischer Auftritte ausgestattet. Dieser Fürst wird auf einer Reise nach Persien, welche keine Spur von Wahrscheinlichkeit für sich hat, von seiner Begleitung geplündert, und geräth nach langem Umherirren in die Hände der Räuber, die ihn als einen Sklaven in Bassora verkaufen. Eine reiche Wittwe, die ihn kauft, verliebt sich in den schönen Sklaven, er erzeugt mit ihr verschiedene Kinder, und sie läst ihn wieder nach Hindostan zu seiner Familie reisen. Aber hier vermählt er sich in Agra, (alle glaubwürdigen Nachrichten schweigen, dass Hyder je dort gewesen;) mit Tippo Sahebs Mutter, einer ältern Geliebten, die schon einmal während seiner langen Abwesenheit nach indischer Weise den Scheiterhaufen besteigen wollte, und dergleichen Fictionen finden sich mehr, die Geschichte zu verlängern.

Wir übergehen die Fehler in einzelnen Angaben, die Nachlässigkeit, welche das Ganze charakterisirt, die Sprünge von einem Ende Hindostans bis zum andern, und die offenbaren Verdrehungen der bekanntesten Thatsachen. Jedem Leser werden sie von selbst auf allen Seiten aufstosen, und ihm zeigen, dass dem Vf. Anlage und Kenntnisse fehlten, die noch lange nicht aufgehellte indische Geschichte zu bearbeiten. Vielmehr ist diese durch seine geistlose, stümperhafte Behandlung in ein neues undurchdringliches Dunkel verhüllt worden, ohne dem Leser, der über diesen Gegenstand Belehrung wünscht, die Sache im mindesten zu erleichtern. Wir haben daher mit Verwunderung die Anzeige einer deutschen Uebersetzung gelesen. Sollte diese wirklich erscheinen; so müssen wir ihrem Vf. eine recht sorgfältige Berichtigung unzähliger Thatsachen empfehlen. Unser Publicum, durch bessere Schriften über diesen Gegenstand unterrichtet, kann es ihm unmöglich verzeihen, mit Hn. F. zu wiederholen, dass Tippo Sahebs Vorfahren schon im vorigen Jahrhundert Herren von Mysore und Canara waren, dass sie den Engländern die Insel Bombay abtraten, dass Bangelor ein vermeynter Seehafen in Canara, der immer mit der Festung Bengelor im Innern von Mysore verwechselt wird, Tippos Vorfahren seine Grösse verdanke, dass der bekannte Suba von Dekan Nisam ul Mulk marattischer Abkunft gewesen, und hunderte von ähnlichen Schnitzern, durch deren Wiederholung wir unsere Anzeige nicht verlängern mögen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 3. April 1797.

GESCHICHTE.

Hamburg, mit allergnädigster Kaiserlichen Freyheit: *Staats- und Gelehrte Zeitung des Hamburgischen unpartheyischen Correspondenten.* Anno 1796. gr. 4. Nr. 1—210. (wöchentlich in vier Blättern.)

Beynahe ist das erste Jahrhundert dieser Annalen der neuern Weltgeschichte vollzählig, dann schon im Jahre 1710 nahm sie unter dem Titel: *Schiffbecker Posthorn* ihren Anfang. Es ist bekannt, dass diese Zeitung auf dem ganzen Erdball, so weit europäische Cultur und deutsche Sprachkenntniss, und Auswanderungssucht reicht, und ungeachtet des neuen Inquisitionsverbots, gewiss auch in Portugall gelesen wird, und dass sie theils im Nachdruck, theils durch Uebersetzungen (wie zu Warschau vom Abbe *Monflambert*) sich vervielfältigte; daher auch die juristische Observanz den gerichtlichen Inserten die Kraft einer *Universal*bekanntmachung beylegt. In politischer und statistischer Beziehung ist sie auch von einigen Reisebeschreibungen gewürdigt, und in dem Journal: von *Niedersachsen* (1789. II. 213.) findet man selbst eine Schilderung ihrer Verfasser. Der altfränkische Titel, welcher noch ganz das ehrwürdige Gepräge des Alterthums hat, drückt den Umfang und zugleich auch das Verdienst dieser Zeitung vollkommen aus. Ausser ihrem Gebiete liegt nichts was *Neu* ist, sobald es für den grösern Theil der Leser ein Interesse hat; die allumfassende Reichhaltigkeit des Inhalts erstreckt sich über alle Zweige menschlicher Kenntnisse. Das Gedächtniss erliegt fast, in Durchlesung eines solchen Jahrgangs, unter der Masse der Ereignisse, unter der Vielseitigkeit der Ansichten, und dem Viellaut der Benennungen, und es wird gewiss eine ganz eigene Verläugnung oder Sammlung der Geisteskräfte dazu erfodert, um, wie ein noch lebender Staatsmann es sich zur Gewohnheit gemacht hat, einen Jahrgang dieser Annalen in zusammenhängender Folge, des Unterrichts wegen, zu recapituliren, oder ihn mit *Lichtenberg* (Göttingischer Taschenkalender von 1796. S. 196.) bey traurigen Aussichten zum *Trost* zu lesen. Wenn in den Epochen des verflossenen Jahrs Cormartin, Clairfait, die Tochter Ludwigs XVI, Charette, Malmesbury als Unterhändler und Hoche als Kreuzfahrer, Wochenlang ausschliesslich die Blätter ganz ausfüllten, und jeder von ihnen, den glücklichen Corsikaner ausgenommen, wie ein Meteor wiederum verschwand; so wird hier der Hauptfaden aller Ereignisse festgehalten. Hier ist ein grosses Archiv für die Menge von Waffenstillstands-, Friedens- und andern Verträgen angelegt, durch deren Superfötation das Jahr 1796 in den Annalen des Völkerrechts sich auszeichnet. Neben diesen weitläuftigen Urkunden (wie z. B. Nr. 113. die fränkisch-preussische Declaration 6½ Spalten füllt) wurde kein gleichzeitiges Ereigniss vernachlässigt, sondern z. B. von der Reise der königlichen Familie von Portugal und Spanien, von den innern Folgen der Regierungsveränderungen in Schweden, Sardinien und in Russland, und von der batavischen Staatsumwälzung ein vollständiges Gemälde entworfen. Wenn Deutschland und Italien zugleich im Kämpfen bluteten, so wurde kein neues wichtiges Ereigniss aus dem russisch-persischen Kriege, aus der Inselwelt, und aus beiden Indien (S. die 111. Nummer), auch nicht das Schreiben aus *Thorn*, *Bucharest* und aus Cosswith, ja selbst der stehende Artikel von Kopenhagen, mit unbedeutenden Neuigkeiten, nicht bey Seite gelegt. Daneben blieb das Local der Zeitung durch die Anzeige der hamburgischen Amtsernennungen und Todesfälle kenntlich, indem nur die Handelsereignisse den sogenannten *Adresscomtoir-Nachrichten* überlassen werden. Dieses alles machte freylich die Verdoppelung der Seitenzahl, und die Anfügung besonderer Beylagen nothwendig, und daraus entsteht dann ein Kostenaufwand, welchen nur allein ein ausserordentlicher Debit, und ein Ertrag, wie solcher sich aus der Menge der eingesandten Artikel von bürgerlichen Verhältnissen ergeben mag, ersetzen kann. Auch dieses letztere Vehikel, um in der grössten Entfernung Verhältnisse zu unterhalten, vereinigt in diesen Blättern das Interesse von Deutschland und den nordischen Reichen.

Zu dem Namen eines *Correspondenten* berechtigt hier die Menge handschriftlicher Quellen, welche, als *Schreiben* bezeichnet, sowohl den auch hier gehässigen Ab- und Nachdruck aus andern Zeitungen, als auch den, leider! üblichen Behelf mit Datums- und Ortsveränderungen entbehrlich machen. Man bemerkt leicht, dass die Correspondenten in *London* und *Paris* mit richtiger Beurtheilungskraft aus guten Quellen schöpfen; und wenn das Gerücht als erstern den bekannten Wendeborn nennt, so lobt nicht bloss der Name, sondern auch das Werk den Meister, deshalb z. B. entging der Correspondent, fast allein, dem Mährchen von Burkes Tode. Sobald auf eine Gegend die Nachbarschaft, oder der Sitz merkwürdiger Ereignisse, die Aufmerksamkeit heftete; wurde ein neuer Correspondent angeworben, und daher findet man hier oft aus Frankfurt, Botzen u. s. w. drey

gleichzeitige Schreiben in einer Reihe. Nur selten bemerkt man daher Spuren einer Manipulation, wie sie Schubart nach eignem Geständniss (s. *sein Leben* II, 9.) für seine *Chronick* brauchte, selten den Gebrauch der Scheere, welche das Lieblingswerkzeug so vieler Zeitungsverfasser ist. Daher kam es auch, dass die Rheinzeitungen sehr oft die Vorfälle ihrer Gegenden aus dem Correspondenten entlehnten.

Aus diesem Briefwechsel entsteht das Verdienst der Neuheit, weil sie eine Benutzung der nächsten Posten oder ausserordentlicher Gelegenheiten möglich macht. Mit letztern gingen fast immer die Pariser Nachrichten ein, unter andern auch die mittelst Extrazettel zu Nr. 193. gemeldete Nachricht von dem Tode der Kaiserin Katharine, welche man in ganz Deutschland noch Tagelang nachher bezweifelte, und deren Abdruck in andern Zeitungen, sogar zum Widerruf und zu diplomatischen Beschwerden Anlass gab. Indess scheint dieses Bestreben bisweilen durch den Einfluss der Censur beeinträchtigt zu seyn, indem z. B. die Neutralitätsconvention vom 4. August, ungeachtet sie das nördliche Deutschland betrifft, erst spät (in Nr. 190.) aus der südlichen Literatur aufgenommen wurden.

Das vorzüglichste des Titels ist die *Unpartheylichkeit*, von welcher das Bestreben nach Wahrhaftigkeit unzertrennlich ist. Fox und Pitt, Grenville und Fitzwilliam, der Redacteur und die Quotidienne haben gleiche Rechte. Bey anstössigen oder zweifelhaften Nachrichten, — wenn sie nicht etwa künstlich unter den *vermischten Nachrichten* versteckt werden konnten, — ist die Quelle angeführt, ohne, wie es in einigen Reichszeitungen Mode geworden, sich auf den Gemeinplatz eines *neutralen Blatts* zu berufen. Dieses machte während des gegenwärtigen Krieges die glückliche Lage von Hamburg möglich, wo diese Zeitung ruhig ihren Gang fortwandelt, ohne wie ihre Schwestern in Frankreich, Italien, Holland, und in Belgien, und selbst zu Basel, so wie in Deutschland die Rheinblätter in Mannheim, Frankfurt, Cölln und Wesel, durch den Kriegsdrang aufgehalten, oder aus ihrer Richtung gebracht zu werden.

Keineswegs bewährt sich aber diese Unpartheylichkeit in den sogenannten *gelehrten Beylagen*, denen vielmehr eine meist unmotivirte Anpreisung aller und jeder neuen literarischen Produkte, das Gepräge gehässiger Partheylichkeit, oder das Ansehn einer, wie etwa bey Leichenpredigten, bezahlten Pflicht zu loben, giebt. So findet man hier die *Encyklopädie* von *Dünger* angepriesen, welche *Moser* in seinen *politischen Wahrheiten* (1796. 8. 209 S.) aus dem Zeitungslobe zu vertilgen wünscht. Einst besorgte ja *Lessing* den literarischen Theil der *Vossischen* Zeitung in Berlin und noch jetzt wird *Ebeling* als Theilnehmer eines andern Blatts in dieser Hinsicht genannt. Warum sollte denn der Correspondent sich von diesen Flecken nicht säubern können? Sollte aber die Zudringlichkeit der Einsender zur Observanz geworden seyn, so wäre es besser, dass die literarische Kritik von dem Umfange dieser Blätter ganz und gar ausgeschlossen würde.

Durch zweckmässige Auswahl der Lettern wissen die Vf. für das Auge des ungeübten Lesers, das Wichtige der Nachricht oder den Knoten der Widersprüche sehr geschickt heraus zu heben, und fast nie ist ein Artikel durch geographische Unkunde, oder durch Incorrectheit der Namen entstellt. Auch sind die Uebersetzungen aus fremden Sprachen, wodurch hier den meisten deutschen Zeitungsverfassern vorgearbeitet wird, genau und sorgfältig bearbeitet.

Der Geschäftsmann und Geschichtsforscher, der, wie das 299. Stück des Reichsanzeigers von 1796 beweiset, die neuesten zwanzig Jahrgänge schon jetzt mit vier Friedrichsd'or bezahlen muss, vermisst, neben einem Jahrestitel, den die Regensburger, Erlanger und die deutschen Frankfurter Zeitungen führen zugleich ein Sach- und Personen-Register, wie solches der *Schwäbische Merkur* und die *Schwäbische Chronik* haben. Eine fortlaufende Seitenzahl, wie bey den Nürnberger Zeitungen, würde den Geschäftsgebrauch ebenfalls erleichtern.

Frankfurt a. M.: *Journal de Francfort*, avec Privilège de sa Majesté Imperiale. 1796. Nr. 1—337. gr. 4.

Die geringere Zahl der Nummern in Verhältniss zu der Vollzahl des Jahrs zeigt schon an, dass dieses politische Tagblatt in dem verflossenen Jahre ebenfalls mit so vielen andern den Wanderstab hat ergreifen müssen. Am 14. Jul. floh es vor den Franzosen, welche ihm wegen des Condéischen royalistischen Bulletins, vorzüglich aber wegen einer Anmerkung über Marceau's Brandschatzungssystem, nicht hold waren, nach Würzburg, und von da allmählig über Nürnberg und Regensburg nach Ansbach. Dadurch entstanden obige Lücken, für welche aber, nach der Rückkehr in die befreyete Vaterstadt am 16. September die Leser theils durch die zwiefache Besorgung in Frankfurt und in Ansbach, theils auch durch interessante Nebenblätter (*Supplements*), wie z. B. zu Nr. 156. 288. 336. u. s. w. entschädigt worden.

Während der Flucht wurde auf Befehl der französischen Generalität, der Mangel einer französischen Zeitung in Frankfurt durch eine Uebersetzung des deutschen Journals von Frankfurt in gespaltenen Columnen ergänzt, welche für den Grammatiker ein fruchtbares Feld zu Kritiken liefert. Aus dieser Zwitterzeitung entstand im August ein *Nouveau Journal de Francfort*, das nach einer monatlichen Dauer den Titel der *Gazette de Francfort*, und später den des *Courier du bas Mein* annahm.

Die bey dem vorhergehenden Jahrgange in Nr. 84. der A. L. Z. von 1796 gepriesenen Vorzüge bewähren sich auch in diesem. Der allgemeine Tadel der *Encyklopädie*, nach welchem die Abfassung der französischen Zeitungen in Deutschland zum Verderb dieser Sprache vieles beygetragen, findet hier gewiss keine Anwendung. Insbesondere ist auch die Mannichfaltigkeit der Nachrichten weder durch die herrschenden

den Materien eines jeden Zeitraums, noch durch die Fülle der officiellen Actenstücke verdrängt worden.

Von den durch die moderne Publicität in das Zeitungsfach gediehenen, Staatsschriften und Tractaten sind gewöhnlich nur zweckmäſsige Auszüge herausgehoben, auſser in den Nummern von 147. 156. 233. 258. 272 u. 280., wo es um die ausführliche Mittheilung zu thun war, oder bey der *nördlich-deutschen* Convention vom 4. August, und den solche betreffenden Noten (in Nr. 295 u. 322.) welche dieses Journal *zuerst*, als einen Leckerbiſsen für alle europäische Zeitungen, lieferte. Von des englischen Unterhändlers Bieds Ankunft zu Paris (in Nr. 8.) haben die Vf. den zarten Faden der Friedensunterhandlungen durch die Wickhammsche Correspondenz (Nr. 299.) bis zu den Malmesburryschen Anträgen fortgesponnen; jedoch ist darin ihrer Aufmerksamkeit die *v. Dagelmannische* Note vom 4. Junius entgangen, welche erst durch La Croix Aeuſserungen bekannt wurde. Bey den militärischen Nachrichten ist indeſs der Zwang der Censur sehr bemerklich.

Von der politischen Behutsamkeit dieser Zeitung ist das ein Beweis, daſs sie, ausgenommen in den ansbach-fränkischen Angelegenheiten (Nr. 247. 249. 316.) sich nie zum Kampfplatz für die streitenden Theile herzugeben gezwungen wurde. Von der Auswahl der Quellen zeugten insbesondere die handschriftlichen Artikel von Wien, Regensburg, Bremen und Constantinopel, und aus den so kostbaren pariser Blättern ist die Quint-Essenz, selbst mit schlauer Rücksicht auf die Toilette des schönen Geschlechts herausgehoben. Für den Literator hat man mehrere Anzeigen von classischen Schriften der Politik, z. B. von *Aukland*, *Calonne*, *de l'etat reel de la france* u. s. w. und für den Auswärtigen Handelsstand fast gegen den Willen des Einheimischen, den Frankfurter Wechselcurs beygefügt, durch die sich ohnedem belohnenden Privatanzeigen aber nur wenig Raum für das Wesentliche abgeschnitten.

Die politische Urtheilskraft der Herausgeber ist jedoch auch einigemal in diesem Jahrgange, wie z. B. an dem Gerücht von dem Moreauschen Einmarsch nach Franken (Nr. vom 18. Sept.) gescheitert, dagegen ist bey den englischen Nachrichten, welche wegen des Ganges der Cuxhavener Paketboote oft aus den Pariser Blättern zuerst entlehnt wurden, die beobachtete Vorsicht zu loben. Bey dem Verdienst der Mannichfaltigkeit in Ansehung der Gegenstände vermiſst mancher Leser gewiſs die beiden Indien, und das feste Land von Amerika, so wie es auch auffällt, daſs ein Journal de Francfort alle neuern Stadtveränderungen, selbst die Bürgermeisterwahl, unangezeigt läſst, welche andere reichsstädtische Zeitungen nur zu ausführlich mitzutheilen pflegen. Die Rücksicht auf Interesse und Staatsklugheit scheint nur zu Gunsten der Bulletins de *l'Armée* du Condé und *de Louis XVIII* (z. B. Nr. 137. 164. 171. 268. 290.) beseitigt zu seyn; auch ist bey den Nominalbezeichnungen, vorzüglich in den russischen Artikeln, das Studium der Rechtschreibung noch immer etwas vernachläſsigt.

Leyden, b. Luzac: *Nouvelles extraordinaires de divers Endroits.* (Mit dem Denkspruch: Liberté, Egalité, Fraternité.) kl. 4. 1796. Nr. I — CV.

Wenn das Wesen einer Zeitung in einer synchronistischen Parallelstellung gleichzeitiger erheblicher Begebenheiten besteht; so erfüllt auch der 48. Jahrgang dieser *Nouvelles*, welche wöchentlich zweymal mit einer oder zwey Beylagen — (*Supplements*) — ausgegeben werden, noch immer auf das Vollkommenste den Zweck. Auch in der Schreibart und Darstellungskunst, so wie durch die Lettern, und das Papier und auch durch die Ausführlichkeit der amerikanischen Artikel zeichnet sich diese Zeitung auf das vortheilhafteste aus; nur hat sie durch die innern Staatsverhältnisse an Freymüthigkeit, und durch die Seesperre von Holland, an Neuheit der Nachrichten verloren. Einst erklärte Ludwig XIV als Jüngling, wie Voltaire sagt, gegen die Generalstaaten den Krieg, *pour avoir authorisé l'insolence et les sarcasmes continuels des faiseurs de gazettes.* Wenn nun noch im Junius 1790 die Gazette de la Haye, wegen eines eingerückten Briefes aus Hamburg Monate lang suspendirt, und 1795 der *Courrantier* der *französischen* Gesandschaft Genugthuung leisten muſste, — wenn im Jänner 1796 der Professor Johann (Vetter des Stephan) Luzac, von dem Wachsamkeitsausschuſs denuncirt wurde; so ist die mehrere Zurückhaltung in diesem Jahrgange, zumal da der Vf. sie doch mit der Unpartheylichkeit vereinbarte, nicht zu verargen. Für den Leser ist indeſs dieser Zwang, den in Nr. 110. der Vf. selbst eingesteht, ein wahrer Verlust, (*carrière si penible d'Ecrivain public que la mechancete remplit pour lui de si grands desagrèmens.*) Bey dem Mangel an öffentlichen Lesegesellschaften in Holland befinden sich, die neu entstandenen Revolutionsblätter, wie z. B. *le Moniteur Batave*, *Bataafsche Courrant*, *le Courier de la Republique Batave* aus dem Haag, im ausschlieſslichen Besitzstande, und diese Zeitung verliert daher, ungeachtet des modernen Freyheitsspruchs, unverdient immer mehr in dem nähern Bezirk ihres Debits.

Venedig, gedr. b. Graziosi: *Notizie del Mondo, Gazzetta Politica.* anno MDCCXCVI. Num. I — CIV. 4.

Diese Zeitung, von welcher zu Venedig wöchentlich zwey Bogen nebst Beylagen ausgegeben werden, ist von den letztjährigen Veränderungen im italienischen Zeitungswesen am wenigsten erschüttert worden. So weit nämlich französische Censur und Miliz reichte, änderte sich neben den Formen, wie schon der Titel *Monitor Bolognese;* und das *Giornale patriotico di Bastia* anzeigt, auch der Zeitungsgeist jenseits der Alpen. — Der *Corriere Transalpino*, das *Giornale di Modena*, die *Gazetta di Fort 'Ercole*, schöpften lediglich aus französischen Quellen, und behielten zum Kennzeichen sehr oft selbst die Ursprache dieser Dictaten bey. Ein Zeitungsschreiber zu Nizza, *Beffroy*, der sich diesem nicht fügen wollte, wanderte in das Gefängniſs, und selbst in dem neu errichteten Lesekabinet zu Livorno, welches übrigens

neben der Entstehung so vieler neuen Zeitungen, die Abnahme der politischen Apathie des Italieners beweiset, duldete man nur den Stempel der Liberta Eguaglianza. Das Vordringen der Franzosen in Tirol hemmte am 2. Sept. die *Notizie Universali* von Roveredo, welche am 11. Nov. wieder ihren Anfang nahmen, um im Jänner aufs neue unterbrochen zu werden. Nur wenige Blätter, wie das *Giornale di Napoli*, die *Notizie politiche di Palermo* und neben diesen *Notizie* auch *il nuovo Postiglione di Venezia* die *Novelle del mondo*, und die *Gazetta Urbana Veneta* behielten das alte Gepräge bey. Die Zeitungsschreiber zu Turin bekamen von Buonaparte eine eigene Instruction, und selbst die italienische Stunden-Uhr wurde in den Zeitungsberichten nach der französischen umgeformt.

Mit jenem Gepräge findet man aber auch hier die Spur der strengsten Censur, und der durch den Krieg noch vermehrten Langsamkeit und Unregelmässigkeit in den Communicationswegen. — *Mancano le recenti Lettere di varie parti* — ist der Schutzbrief jedes Blattes, und zur Füllung dieser Lücken dienen die vielen italienischen politischen Staatsschriften und Verträge. Literarische Notizen sind dagegen weniger beygefügt. Desto ungebundener ist das Lieblingsblatt der Italiener, der zu Paris abgedruckte *Italiano a Parigi*, die Lästerchronik von Italien, deren Debit man selbst zu Venedig aus Furcht vor Buonaparte, nicht zu verbieten wagte.

KINDERSCHRIFTEN.

Leipzig, b. Sommer: *Neues Wochenblatt zum Nutzen und zur Unterhaltung für Kinder.* Erster Jahrg. 1794. I. II. III u. IV. Bändchen, jedes 200 S. ohne Register u. Inhaltsanz. Zweyter Jahrgang 1795. I. B. 200 S. (9 gr. das Bändchen.)

Wenn wir bemerken, dass dem geneigten Leser in diesem neuen Wochenblatte für Kinder Räthsel, wie folgendes:

Unsre Zahl muss man nicht nennen,
Soll man uns so bald nicht kennen
Zwey gebähren
Drey ernähren
Vier verzehren
Und gewähren — *die vier Elemente.*

Charaden, wie diese: ein Wort mit vier Sylben: die zwey ersten bedeuten etwas, das dem Menschen Schmerz und Ekel verursacht. Die zwey letzten bedeuten eine gewisse Gattung von Thieren. Das ganze ist ein Vogel, dessen Kleid sehr hoch geschätzt wird — der *Eyder Vogel* — den also der witzige Vf. unstreitig *Eyter* Vogel schreiben muss — Lieder mit Strophen, wie folgende:

Nicht jubeln wir im freyen Feld
Die Gartenlust ist eingestellt
Doch kommt zu uns der heilge Christ,
Der immer unsre Freude ist.

Er bringt uns recht viel schönes mit
Er giebt uns Aepfel und Bisquit
Auch Nüsse, Päppchen, Marzipan —
Das schenkt uns all' der gute Mann. —

oder (Jahrg. II. B. I. S. 161.):

Wie mir so wohl ist an dem Tage der *sie*
Dich in das Gebiete der Unsterblichkeit rief. —

zum Besten gegeben werden: so kann man sich von dem Geiste, worinn diese Sammlung gefertigt ist, einen Begriff machen. Rec. will nicht läugnen, dass hie und da auch ganz nutzbare Notizen aus der Geschichte, Naturgeschichte, Technologie u. dgl. vorkommen, die aber Kindern, welche sonst einen zweck- und planmässigen Unterricht geniessen, anderwärts her aus ihren Lehrbüchern und Lehrstunden entweder schon bekannt sind oder noch in gehöriger Ordnung bekannt werden sollen, und um deren willen es gegenwärtiger planlosen, nur aufs Bogenfüllen abgesehenen, Compilation nicht bedurft hätte. Die eignen moralischen Aufsätze und Erzählungen sind sämmtlich äusserst flach, unfruchtbar und ohne Interesse. Um sich das Abschreiben zu erleichtern, haben die Vf. fleissig Anzeigen und Beurtheilungen von Kinderschriften — worunter die bessern auch wohl ohne sie bekannt und gewürdigt worden wären — eingerückt, und aus diesen Stücke mit abdrucken lassen. *Von* der in einem Buche zur Bildung von Kindern *so* unentbehrlichen Präcision im Ausdrucke findet sich unter andern B. I. S. 67. ein Beyspiel: man hält den zu Philadelphia in Amerika *lebenden* und im Jahre 1790 *verstorbenen* D. Franklin für den Erfinder der Gewitterableiter. — Was soll man zu der pädagogischen Maassregel sagen, dass B. I. S. 88. einem Kinde, welches den Fehler der Zerstreutheit an sich hat, und vermuthlich diese Blätter mit lesen mag, gedroht wird, es, wenn es sich nicht ändert, in der Folge hier namentlich vor dem Publicum zu nennen. — Noch dient zur Nachricht, dass man hier nicht bloss Aufsätze für Kinder, sondern auch mit unter von Kindern findet, wie unter andern B. I. S. 23. das Lied eines eilfjährigen Mädchens. Das Kind hat wirklich — wenn man über die Gedankenleere hinweg sieht — zur Versification ganz leidliche Anlage: aber wir würden es bedauern, wenn seine Eitelkeit durch öfteren Abdruck unreifer Versuche weitere Nahrung erhielte. Ausser dem sehr stark zu besorgenden Schaden für seine ganze Sittlichkeit wäre es schon nicht wenig zu beklagen, wenn es, wie sich mit Zuverlässigkeit voraussagen liesse, auf diesem Wege dereinst die Anzahl solcher Schriftsteller und Dichter, wie die erwachsenen Vf. des gegenwärtigen Wochenblatts, vermehren sollte.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 4. April 1797.

GOTTESGELAHRTHEIT.

LONDON, b. J. Johnson: *Observations on the miraculous Conception and the testimonies of Ignatius and Justin the Martyr on that subject.* in a series of lettres to the *Rev. Mr. Nisbett*, occasioned by *his Appeal to the Publik and his observations on Dr. Priestley.* to which are added *Remarks on Mr. Wakefields Opinion concerning Matth. XXVII. 5.* By *John Pope*, Tutor in the belles Lettres and classical Litterature at the New-College, Hakney. 1792. 390 S. 8. (2 Rthlr.)

Priestley hat bekanntlich in reichem Maafs erfahren, was es heisse, schriftstellerische Gegner aus einer vom Staate begünstigten Religionsparthey wider sich zu haben, welche, an statt wissenschaftlich zu untersuchen, für das hergebrachte nicht blofs *pro aris* sondern auch *pro focis* streiten. *Venn, Horsley, Madan, Burn* haben in diesen Kriegen des Herrn oder besser: in diesen Kämpfen um die Herrschaft, (*the establishment*) weder der Wahrheit etwas gewonnen, noch sich oder ihrer Parthie Ehre gemacht. Und wenn dagegen der berühmte Bischoff von Waterford, *Newcome*, von beiden Theilen mit Achtung genannt wird, so vergafs sich ein in der Rolliade verewigter Politiker unter den Bischöffen so weit, dafs er Priestley und eine Margarethe Nicolson in eine Classe setzte. Diese Art von Reitzbarkeit war, wie sich P. ausdrückt, besonders 1791. unter dem Englischen Clerus gewissermafsen epidemisch. Auch die nächste Veranlassung des Nisbettschen Appeals, welcher hier geprüft ist, beweifst, wie eilfertig N., einer jener berufenen und besoldeten Vertheidiger des verfassungsmäfsig geltenden Credo, eine Gelegenheit aufhaschte, bey welcher einer von den Dissentirenden persönlich in ein gehässiges Licht gestellt werden konnte.

Im *Theological Repository Vol. IV.* zeigte Priestley in einer eigenen Abhandlung und alsdann auch in seiner *History of early Opinions concerning Jesus Christ* (1786. 4 Bde. in 8.) noch weiter seine Gründe, weswegen die *Erzählungen*, welche wir *jetzt* bey Matthäus und Lucas *von der wundervollen Empfängnifs Jesu* lesen, nicht als *Geschichten* von einem historisch genugsam beglaubigten Factum anzusehen seyen. Seine Hauptgründe waren: dafs den Offenbahrungsglaubigen ein eigentlicher Zweck, weswegen jenes Wunder geschehen seyn sollte, weder auf dem Wege der Offenbarung bekannt gemacht noch sonsther zu erkennen sey; dafs vielmehr in der ganzen Geschichte Jesu und der Apostel nirgends auf ein so wunderbares Factum zurückgedeutet, nirgends davon irgend ein Gebrauch, wie doch, wenn ein Wunder nicht vergeblich geschehen seyn soll, zu erwarten ist, in Lehren oder Ermahnungen für die Christen gemacht werde; dafs besonders Marcus und Johannes vom Factum selbst eben so wenig, als von einer daraus zu ziehenden Anwendung eine Spur haben; dafs die beiden jetzt im Anfang des Evangg. des Matthäus und Lucas befindlichen wundervollen Erzählungen davon unter sich beträchtlich differirten und zum Beyspiel des Kindes Jesus Transportation von Bethlehem nach Aegypten und Josephs erster Gedanke von da aus nach Judäa wieder zurück zugehen (Matth. 2, bes. v. 21 bis 23.) mit der Erzählung Luc. 2, 39. dafs Jesu Aeltern „nach den zu Jerusalem vollbrachten Gebräuchen" nach Nazareth zurückgereifst seyen, schwerlich *genau* vereinbar sey; dafs endlich überhaupt die Erzählungen bey Matth. und Lucas ein späterer Zusatz zu seyn scheinen, worüber es nicht an historischen Verdachtsgründen mangle; und dafs von ihnen bey den ältesten Kirchenschriftstellern, so, wie bey den frühesten Gnostickern, in deren System sich doch eine wundervolle Empfängnifs Jesu so gut gepafst hätte, und bey einem Theil der Ebioniten, solche Data, welche ihre Aechtheit erweisen könnten, mangeln.

Die Kraft einer solchen Argumentation zu fühlen oder nach ihrem ganzen Gefühl einzugestehen, ist nun freylich *überall* nicht Jedermanns Ding. Diejenigen alle, welche solche Meynungen als einen *alten Besitz* betrachten, nehmen sich dabey gar gerne nach dem juristischen Grundsatz: dafs, wer den Besitzstand für sich hat, darinn so lange geschützt werden müsse, bis ihm das Unrechtmäfsige und Ungültige davon völlig erwiesen ist. Sie glauben also leicht, als die *beati possidentes*, den ganzen Beweis auf die Bezweifler devolviren zu dürfen. Sie fodern, dafs von den streitigen Geschichtangaben jener Art die logische Unmöglichkeit, sie für historisch wahr zu nehmen, dargethan werden müsse, und bedenken nicht, dafs gerade derjenige, welcher auf ein Datum einen Besitz der Wahrheit gründen will, dieses Datum erst an sich zu bewähren und alsdann gegen alle nicht unverständige Zweifel zu rechtfertigen habe, ehe er irgend etwas daraus weiterhin folgern darf. Sie selbst müfsten zeigen, nicht blofs dafs sich die Zweifel allenfalls und durch allerley Künste lösen oder wenigstens mindern lassen, sondern vorzüglich und ohne Rücksicht, ob Zweifel dagegen aufgestellt worden sind oder nicht — dieses: dafs das *Erzählte* nach historischer Glaubwürdigkeit betrachtet unter die erwiesenen *Facta* zu setzen sey, das heifst, dafs es nicht nur *gewifs*

von glaubwürdigen Gewährsmännern erzählt und aufgezeichnet, sondern dass es auch, gerade wie diese es erzählen, *gewiss* geschehen sey. So lange diese historische Bewährung nicht wirklich da ist, so lange bleibt ein solches Erzähltes, selbst wenn kein einziger Zweifel dagegen stünde, nur ein Erzähltes, das man stehen lässt, in so weit nichts bedeutendes darauf beruhen soll. Bliebe es aber auch Millionen von Jahren auf dieser Stufe einer an sich unerwiesenen, obgleich auch nicht bezweifelten Erzählung stehen, so würde das nicht erwiesene und nur bittweise stehen gebliebene durch all diese Zeitlänge um kein Haar erwiesener, wenn auch Milliarden von Nichtprüfern, denen es ohne Erweiss gegolten hatte, aufgezählt werden könnten.

Mit Verkennung dieser für so manchen historischen Besitz höchst unangenehmen Foderungen, auf denen Priestley in der angeführten Abhandlung strenge besteht, versuchte auch *Nisbett* den längst ausgetretenen Weg, einigen der gemachten Zweifel eine Lösung entgegen zu setzen, mit der triumphirenden Mine, wie wenn, eine Erzählung, gegen welche allerley Zweifel von verschiedenen Gehalt dem Forscher auffallen, alsdann, sobald von einigen derselben gezeigt werde, dass sie an sich nicht entscheidend seyen, in die Reihe der erwiesenen Geschichten zu treten befugt sey. Die Dissenters geben den Predigern von der hohen Kirche durch ihre Zweifel gewöhnlich einen erwünschten Stoff zu den vielen für Apologieen des festgesetzten Glaubens in England milde gestifteten Predigten. Die Heerde erfährt doch bey diesen Gelegenheiten, wie unentbehrlich ihnen diese ihre Hirten gegen solche Wölfe seyen, von denen sie, was ja unstreitig das schlimmste wäre, ohne die Sermon eines solchen wachsamen Beschützers leicht gar nichts erfahren haben möchte. Auf diese Weise entwarf Hr. N. *Observations on the miraculous Conception* zuerst für eine *Visitationspredigt* zu Canterbury. Er trat vor seiner christlichen Gemeinde mit der Hauptwaffe gerüstet auf, dass eine Stelle des heiligen Bischoffs Ignatius in dessen Brief an die Ephesier und eine andere Stelle des Märtyrers Justinus auf das Wundervolle der Empfängnis Jesu sich beziehen. (Wem — im Vorbeygehen zu fragen — danken wir es, dass diese geharnischte Predigtmanier bey uns unter die allgemein verworfenen Antiquitäten gehört?) Die Gelehrsamkeit des Predigers fand Bewunderer. Es schien nicht vergeblich zu seyn, wenn aus der Sermon ein Pamphlet würde. Wer wird es auch so genau damit nehmen, dass einen zweifelhaften Theil des N. Ts. aus Ignaz und Justin als ächt erweisen gerade so viel. ist, als *das ungewisse durch das weit ungewissere* bestätigen! Da dies erschien, nahm sich Pope die Freyheit in einem Privatbrief den Controversisten darauf aufmerksam zu machen, dass seine Ignatiusische Beweisstelle nur in der grösseren und mehr verfälschten, Bearbeitung der — überhaupt unächten — Briefe des Ignatius stehe. Eine Stelle des Briefs deutete zugleich darauf, dass das Betragen des englischen Clerus gegen Priestley in vielen Fällen *höchst ungerecht und illiberal* gewesen sey, dass man sich an Nachlässigkeiten in Nebensachen gehalten, seine Meynungen nicht in voller Stärke dargestellt und zu der schändlichsten Waffe, dem *odium theologicum*, die Zuflucht genommen habe. Diesen Privatbrief eilte N. unter die Presse zu bringen. Ein solcher Vorwurf gegen den Clerus durfte nicht in der Verborgenheit bleiben. Mochte P. dagegen in Zeiten protestiren; mochte er verlangen, dass höchstens nur, was zur Streitfrage gehöre, ins Publicum kommen solle. In 14 Tagen war er abgedruckt und — refutirt. Gegen ein Privatschreiben macht N. eine *Appellation ans Publicum*. Popen bleibt nichts übrig, als eine Stelle des Cicero, welche wir wegen ähnlicher Fälle unter uns anführen müssen, zum Motto zu nehmen: *Quis.. qui paululum modo bonorum consuetudinem nosset, literas ad se ab amico missas, offensione aliqua interposita, in medium protulit palamque recitavit?*

Dagegen sucht er nun in diesen *Observations* an dem Gegenstand selbst seine Gelehrsamkeit zu versuchen. Gegen Nisbett sticht sie allerdings zu Pope's Vortheil ab. Ein vertheidigender Vorbericht, nebst den zwey ersten Briefen, bezieht sich blos auf das Persönliche und Locale des Streits. *N.* führte die Gründe seines Gegners gewöhnlich auf diejenige Art an, welche ihm eine Gegendeclamation am meisten erleichtert. u. s. w. was alles in solchen Fällen in der Regel ist. Da in dem gegenwärtigen Streit, ehe man zu bestimmen anfängt, ob die wundervolle Empfängnis *Geschichte* sey, erst noch *gewiss* werden müsste, dass sie — *Erzählung* der Evangelisten Matthäus und Lucas selbst sey, so kommt der III. Brief auf die Data, dass das *Ebionitische Evangelium* die beiden ersten Kapitel des jetzigen Evang. Matthäus nicht enthalten habe. Jenes, in seiner ursprünglichen Gestalt, hält er für das ächte zuerst hebräisch geschriebene Evangelium des Matth. selbst, weil nach Irenäus und Theodoret die Ebioniten nur das Ev. Matthäi gebraucht haben, und nach Eusebius, Symmachus die Ebionitische eigene Meynungen aus dem Ev. Matth. allein zu vertheidigen suchte. Die bekannte Stelle in Hieronymus Catalog. *Scriptorum eccles.* „*Matthaus, qui et Levi* .. bis .. *vocabitur*, theilt P. in drey Sätze. Der zweyte von *porro ipsum hebraicum* — *facultas fuit*, handle vom Ebionit. Evangelium. Das folgende aber: *In quo animadvertendum etc.* erklärt der Vf. wieder vom *griechischen* Ev. Matth. weil vom Hebräischen die Anzeige: es citire aus dem hebräischen Grundtext und nicht aus den LXX.! höchst überflüssig seyn würde. Folglich sey aus dieser Stelle nicht zu schliessen, dass das dem Hieron. bekannte Ebionitenevangelium die zwey ersten Kapitel gehabt habe! Wenn ferner Hieron. in Comment. ad Matth. II, 6. schreibt: *Putamus ab evangelista primum editum, ut in ipso Hebraeo Judae non Judaeae*, so bezieht P. das *in ipso Hebraeo* auf die Stellen des Alten Test. z. B. in Josua, wo Bethlehem *Juda* vorkommt. Aus dem *putamus* aber schliesst er nicht, wie Mill.: Hieron. habe das Ebion. hebräische Evangelium nicht in Abschrift bey sich gehabt, da er doch selbst im *Catalog. Scrip-*

tor. eccl. sagt: *mihi quoque a Nazaraeis, qui in Beroea, urbe Syriae, hoc volumine utuntur, describendi facultas fuit;* sondern er verbindet die Stelle mit seiner Behauptung: dass in *diesem* hebräischen Matthäus der ganze wundervolle Anfang gefehlt habe, wenn es gleich durch andere Abweichungen und Eigenheiten schon zu Origenes Zeit in Misscredit gekommen gewesen sey. Dies und eine sogleich folgende Erklärung der Stelle bey Epiphanius Häf. 30. §. 13. Ο μεν Κηρινθος και Καρποκρας τω αυτω χρωμενοι δηθεν παρ αυτοις (sc. Ebionaeis) Ευαγγελιω απο της τε κατα Ματθαιον ευαγγελιυ γενεαλογιας βυλονται παριςαν εκ σπερματος Ιωσηφ και Μαριας ειναι τον Χριςον. ουτοι δε etc. möchte noch das eigenthümlichste dieses Briefs seyn. P. nimmt nämlich an, Cerinth und Carpocras haben, so lange sie das hebräische Evang. nach den Ebioniten für ächt hielten, eben so wie diese, auch die Geburtsgeschichte verworfen, nur aber *aus dieser gegen die Kirchengläubigen* aus deren *griechischen* Matthäus κατ ανθρωπον raisonnirt. Das folgende ουτοι versteht er von den Ebioniten. —

Der IV. Brief widerlegt Nisbetts Argumente für das wundervolle der Empfängniss. *N.* hat seinem Gegner leichte Arbeit gemacht. Im V. Brief werden gegen die Aechtheit der Briefe des Ignatius die Gründe von Du Pin, Daille etc. aufgeführt. Haltbare und schlechte Waare untereinander! P. hätte sich diese Mühe für seinen Zweck ersparen können. Wäre auch die *epistola interpolata ad Ephesios* ächt, so bliebe es doch bey der in den Streit verwickelten Stelle §. XVIII. ιδε γαρ, φησιν, η παρθενος εν γαςρι ληψεται etc. völlig ungewiss, ob Ignaz sie aus dem Evangelium citire, oder sein φησιν sich auf *den Propheten Jesaias* unmittelbar beziehe. Das letztere würde sogar probabler seyn, weil sogleich darauf von τω προφητη die Rede wird. Auf alle Fälle hingegen setzt Pseudo Ignaz im nächstfolgenden §. XIX. η παρθενια της Μαριας und zwar als *ein Geheimniss* voraus.

Um Justins Stelle, in welcher derselbe (Apolog. Opp. p. 75.) die Römer wegen der Geburt Jesu auf die απογραφας γενομενας επι Κυρηνιυ verweisst, zu entkräften, macht P. ebenfalls nur allzu vielen Aufwand seiner andern Fehler Menge dem Märtyrer vorzurücken. Justin hatte jene Conscriptionsregister im römischen Archive nicht gesehen. Er wünscht nur, dass man sie aufsuche und setzt als gewiss voraus, dass sie sich finden müssten. Uebrigens verstand J. die Stelle Luc. 2, 2. wahrscheinlich unrichtig, da er annahm, Jesu Geburt falle *unter des Cyrenius Praetorschaft.* Nach Josephus fällt diese um 8 bis 10 Jahre später, (εγενετο bey Lucas scheint daher dem Rec. als plusquamperfectum übersetzt werden zu müssen: *primus ille* (*coll. altero Lucae libello Act.* 5, 37. *ubi de secundo sermo est*) *census jam peractus erat tum, cum Cyrenius Syriae Praetor praeficeretur.*). — Der VII. Brief erinnert, dass Interpolationen des N. Ts. nichts unerhörtes seyen, wobey auch Hn. Travis (*idem ille, qui ubivis vapulat*) einige Fehler gezeigt werden. Auch hier findet Rec. nichts neues und ungeachtet Griesbach Hn. Pope nicht ganz unbekannt ist, eine noch sehr unstäte Kritik. Im Appendix hingegen hat P. gegen Wakefield unstreitig recht, dass jenes απηγξατο von Judas Ischarioth Matth. 27, 5. nicht bloss von einem *metaphorischen suffocari (angore animi)* verstanden werden könne. Die dagegen angeführten Stellen aus Classikern beweisen nicht, was hier nöthig wäre.

NATURGESCHICHTE.

Leipzig, in der Wolfischen Buchh.: *Annalen der Botanik* herausgegeben von D. *Paulus Usteri. Funfzehntes bis zwanzigstes Stück; oder neue Annalen der Botanik neuntes bis vierzehntes Stück* 1795. 1796. (zusammen 870 S. 8. 10 Kupfertafeln.)

Eigene Abhandlungen und Aufsätze. *C. H. Persoon, observationes mycologicae* (mit drey Kupfertafeln.) So lange der Vf. dieser Beobachtungen innerhalb den Gränzen, welche er sich Anfangs ausgesteckt hatte, seine zum Theil neuen, zum Theil berichtigten Arten von Schwämmen, den Botanikern mitzutheilen die Absicht hatte, verkannten wir das Verdienst nicht, welches aus der öfters mühevollen Untersuchung solcher bisher von vielen übersehenen oder zu gering gehaltenen Erzeugnissen des Pflanzenreichs hervorgehet, und wir wünschen die Aufmerksamkeit mehrerer Pflanzenforscher darauf hingeleitet und zur gemeinschaftlichen nähern Beobachtung vereinigt zu sehen. Aber weniger Beyfall verdienen die zu voreiligen Resultate, die übereilten, die unzuverlässigen Gattungen, die allzu mikrologischen Charaktere, die unnöthigen oder nicht glücklich gewählten Kunstausdrücke. Welchen umfassenden Scharfblick zur Uebersicht des Ganzen, zur Berechnung aller vorkommenden Fälle, zur Auswahl allgemeiner fester Charaktere, weniger, aber passender, Ausdrücke zeigte, wenn auch nicht überall, doch in den mehrsten Classen seines Systems *Linné!* — Wie viele Botanisten sind es noch, welche sich geübt haben gleich scharf im Einzeln und Ganzen zu sehen? — Das Unsichere, das Schwankende in seinen Gattungskennzeichen fühlt wohl der Vf. selbst, wovon diese und die folgenden Stücke der Annalen, ja beynahe alle Seiten der spätern Aufsätze Beweise enthalten. Hier nur ein Beyspiel. Arcyria definirt der Vf.: *Peridio demum circumscisso: parte superiore tenuiore evanescente, parte infera crassiore, subtus plicato striata.* Im zwanzigsten Stück, wo noch drey Kupfertafeln und Zusätze zu diesem Aufsatz vorkommen, wird aufs neue Arcyria definirt: *Peridium evanescens, capillitium denudatum ovatum, receptaculo hemisphaerico impositum* — und doch hatte der Vf. in seiner *disposit. meth. Fungor.*, welche in *Römers* Mag. abgedruckt ist, von *Arcyria* gesagt: *Theca demum circumscissa parte supera fugaci, parte infera persistente subtus stricta.* Welche Defin. ist nun gültig, die neueste? — Wer bürgt uns dafür, dass nicht in dem nächsten Stück eine Berichtigung zu allen drey Definitionen erfolge? — *Peridium*, ein neues Kunstwort des Vf. soll nur bey *geschlossenen* häutigen Schwämmen, *Pileus* bey *offenen* fleischigen gebraucht wer-

den, und doch sagt gleich auf der nächsten Seite von Lycoperdon der Vf. *Peridio* caulescente vertice demum *rupto*, von Physarum *bivalve*, peridium *clausum*. — Doch wir halten uns nicht länger bey Bemerkungen dieser Art auf, sondern glauben viel lieber, dass Incorrectheiten, auf welche wir den Vf. aufmerksam zu machen suchen, in der Eilfertigkeit und Begierde uns recht viel neues zu sagen ihren Grund haben. Zur Probe theilen wir noch einige Stellen, aus der Einleitung mit. *Accuratior Fungorum Cognitio sensim sensimque — stabiliri potest. Ad hoc etiam requiri, ut diversis eorum partibus, diversa adaptataque denominatio induatur, quis mecum non consentiet. — Interea hoc consilio hi termini (Peridium, Capitulum, Spora, Materies p. 31.) nunc proponuntur, donec quisque pertinentiores si modo euphoniae respondeant, in medium prolaturus esset, quare tunc meis neglectis, mox hosce amplecti non omittam.*

D. J. W. L. Luce, vorläufige Bemerkungen über den *Fucus vesiculosus L.* Schlimm war es, dass eine kleine nothwendige Reise den Beobachter von der Beobachtung abrief, welche über die Fortpflanzung des *Seedung* (so wird der *Fuc. vesic.* benennt) angefangen war; aber nicht weniger schlimm, dass Hr. Luce den linneischen Geschlechtscharakter misverstanden hatte. — *C. G. Erdman's*, botanische Beobachtungen. Manche gute unter vielen trivialen. Hierzu gehört eine Kupfertafel. D. U. J. *Seetzen*, über die Pflanzenverzeichnisse gewisser Gegenden. *Wild* nennt der Vf. dieses gut geschriebenen Raisonnements, ein jedes Gewächs, *wenn es unter unserm Klima im Freyen fortkommt und auf irgend eine Art vermehrt und fortgepflanzt werden kann*, — und glaubt, deswegen könnten alle solche Gewächse in die Verzeichnisse deutscher Floren aufgenommen werden, — ohne zu bedenken, dass zwischen *freywilliger* Ansiedlung und *beabsichtigter Cultur* die Gränzen zu finden sind. — *C. L. Willdenow*, über das Keimen der Pflanzen. Vorzüglich deutlich werden die Begriffe von Saamenlappen entwickelt, ein und viellappige *Cotyledonen* verworfen, das Schnäbelchen bey manchen Keimen geläugnet, oder richtiger, wie uns scheint, zumal bey Wasserpflanzen, seine Verwandlung in das Blattfederchen angenommen. Der Vf. nimmt folgende Classen des Keimens an: *Hautkeime*, wo die Saamenlappen in Gestalt einer Haut die unregelmässig zerreisst, die junge Pflanze einhüllen, wie bey den Pilzen; *Fadenkeime*, wo die Saamenlappen aus der Erde kommen und in unregelmässige fadenförmige (?) Körper zertheilt werden, z. B. bey den Moosen und Farrenkräutern, (wo sie doch sehr breit sind,); *Einschnittskeime*, wo die Saamenlappen sich in zwey Theile über der Erde ausbreiten, wie bey den meisten Gewächsen; *Erdkeime*, wo die Saamenlappen zwar in zwey Theile sich künstlich spalten lassen, aber doch beym Keimen festzusammenhängen und unter der Erde bleiben (hieher gehören ja die *monocotyledones L.*), wie die Lilien und Gräser (Acotyledones) die mehrsten Wasser und parasitischen Gewächse. *Ebenderselbe*, über die Gattung Calyptranthes (welche von D. *Smith* bereits mit einem andern Gattungsnamen belegt worden ist.) — Flora's Elysium von *Karl Asmund Rudolphi* vermag Rec. nicht als dichterisches Product zu beurtheilen, und als botanisches hat es keinen Werth. — *Herbarium mauritianum*, Bruchstücke eines unvollendeten Unternehmens, welches auch besonders abgedruckt ist mit dem Zusatz: Auctore *Petro Remigio Willemet.* Praefatus est *Alb. Ludov. Millin*, 8. Lips. 1796. — *Dominico Nocca, Horti botanici mantuani Scenographia.* Mit einem Grundriss. — *Jean Senebier, Experiences sur des Feuilles vertes exposées au Soleil sous une Infusion de l'ecorce du bois de Chene.* Sollte billig, auch die Auszüge welche aus andern als lateinischen Schriften gemacht werden, in's deutsche übersetzt seyn. — Biographische Nachrichten von dem verstorbenen vortrefflichen Botaniker *Friedrich Ehrhart*, von ihm selbst geschrieben, verdienen wegen der biedern und offenen Sprache gelesen zu werden. Noch interressanter müssen desselben nachgelassene Papiere seyn. — *Cadiae arabicae descriptio*, mit den zusammengestellten Beschreibungen von *Zuccagni*, *Dessontaines*, *L'Heritier* und einer Kupfertafel. — *H. F. Link*, Grundlage einer Philosophie der Botanik in Aphorismen. Geschlecht (*sexus*) nimmt der Vf. für Gattung (*Genus.*) — — Die *Auszüge* welche den übrigen Raum der Annalen füllen, sind manchmal wörtliche Nachdrücke, z. B. *Bellardi Appendix ad Floram pedemontanam*, *Desfontaines Cours de Botanique elementaire et de Physique végétale*, *Theod. Holmskiold Coryphaei*, *Clavariae*, *Ramariae* etc. und die bessern Anzeigen und Beurtheilungen werden aus andern Journalen und Zeitungen entnommen.

KLEINE SCHRIFTEN.

ARZNEYGELAHRTHEIT. *Wien: Chirurgisch-praktische Abhandlung über die venerische Drüsenbeule* (Bubo venereus) nebst einer kurzen Uebersicht der so verschiedenen bisher versuchten Heilarten wider die (der) Lustseuche überhaupt. Von *Joseph Lorenz Kerndl*, der Chirurgie Magister. 1796. 72 S. 8. (20 K.) Diese Schrift (wahrscheinlich nachgeschriebene Collegien Hefte) enthält nichts neues, und das Bekannte ist schon in anderen Büchern weit besser abgehandelt worden. Der Vf. lehrt in der ehemals in Wien beliebten Manier nach numerirten Recepten kuriren. Ein Recept No. 9. enthält neun Ingredienzien, worunter fünf Hölzer sind. Die ganze Mischung wiegt siebenzehn Unzen. Die kurze Uebersicht der Heilarten der Lustseuche nimmt nicht volle 6 Seiten ein, und ist gerade so schlecht, als sie kurz ist.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 5. April 1797.

ERDBESCHREIBUNG.

GOTHA u. PETERSBURG, b. Gerstenberg u. Dithmar: Dr. *Jacob Reineggs allgemeine historisch-topographische Beschreibung des Kaukasus.* Aus dessen hinterlassenen Papieren herausgegeben von *F. E. Schröder*. Erster Theil. 1796. 294 S. 8. Mit drey Kupfern.

Der sel. R. bereisete zu fünf verschiedenenmalen den Kaukasus, und da er auf eine Zeitlang zur mahometanischen Religion übertrat, auch grosse Kenntniss der kaukasischen Sprachen besass; so war es ihm leichter als seinen Vorgängern, eine Menge neuer Nachrichten über die Beschaffenheit dieses halbdunkeln Gebirges und die vielen Räuberhorden zu sammeln, welche dasselbe bewohnen. Nur glauben wir, dass, wenn der Vf. die Ausgabe seiner Reisen selber hätte besorgen können, er hin und wieder mehr Ordnung, Bestimmtheit und Darstellung beobachtet haben würde, als es Hn. *S.* nach dem Tode des Vf. bey der ihm zufällig in die Hände geratheneu Handschrift möglich war. An Güldenstädt hatte der Vf. einen treuen Führer und trefflichen Vorgänger. Er scheint aber dessen Reise nicht benutzt zu haben, wie viele Abweichungen in einzelnen Angaben, und oft ganz entgegengesetzte Bemerkungen beweisen. Güldenstädt ist überdem viel ausführlicher in der Beschreibung der Districte und einzelner Wohnorte der verschiedenen Völker des Kaukasus; auch sind seine Sprachproben, um die Verwandtschaft dieser Völker zu beurtheilen, weit reichhaltiger, als die wenigen Worte, welche Hr. R. hin und wieder zu eben diesem Zweck mitgetheilt hat. Unser Vf. hingegen bemüht sich, die Revolutionen, die alte und neue Geschichte der kaukasischen Völker aufzuklären. Zum Theil entlehnt er seine Nachrichten aus ihren eigenen Schriftstellern, und den Erzählungen der angesehensten Einwohner, die bey ihren Brüdern im Rufe der Gelehrsamkeit standen. Da er aber seine handschriftlichen Quellen, ausser der Geschichte von Derbend (*Derbent Name*) nicht näher charakterisirt, und bekanntere Geschichtschreiber nichts von den alten Revolutionen des Kaukasus wissen, so bleibt es bey den hier gegebenen Nachrichten oft unerklärlich, ob Hr. R. aus trüben Volkssagen, oder glaubwürdigen Geschichtschreibern schöpfte. Seine Arbeit füllt indessen eine grosse Lücke unserer bisherigen Kenntnisse aus, und enthält beides für Natur- und Geschichtforscher interessante Beobachtungen. Seine Nachrichten wird die neue Generalkarte des Kaukasus noch mehr aufhellen, die mit dem zweyten Theile erfolgen soll, da Güldenstädts Karte nicht alle hier beschriebenen Gegenden, Strassen und Hauptsitze der Völker enthält, ob sie gleich bey diesem ersten Theile mit Nutzen befragt werden kann.

Nach Hn. R. beträgt die Länge des Kaukasus von Westen nach Osten 95 deutsche Meilen. Die Breite ist sehr verschieden. In einigen Gegenden wohl 53, in andern nur 16 deutsche Meilen. Die Höhe desselben ist wegen der ungewissen Flächenhöhe der schwarzen und kaspischen Meere schwer zu bestimmen. Der niedrigste Theil des Kaukasus ist der östliche. Er ist auch der fruchtbarste, und deswegen ausserordentlich stark bevölkert. Je weiter der Zug des Gebirges nach Westen geht, um so mehr wächst seine Höhe; aber die Bevölkerung nimmt ab, weil der Unfruchtbarkeit halber die höchsten Gebirge nicht überall bewohnt werden können. Der Vf. glaubt, dass der Tereck und andere Flüsse, welche sich nur langsam und gleichsam gezwungen ins kaspische Meer ergiessen, ehedem ihre Richtung nach Westen nahmen. Die Veränderungen, welche dieser alte Zug auf dem Boden dieser Gegend hervorbrachte, sind noch deutlich und sichtbar. Er unterstützt diese Meynung noch mit andern Gründen, die uns überzeugend scheinen. Basaltsäulen sind in diesem Gebirge in Menge vorhanden, und aus diesen bestehen oft die höchsten Gipfel der Berge. Der Ararat ist nur dreyssig Meilen vom Kaukasus entfernt, und der Vf. sah ihn den 13ten Jan. 1785 und später Feuer auswerfen. Der Tereckfluss theilt die nördliche Gebirgskette in zwey Hälften, eben dasselbe geschieht im Süden von den Flüssen *Arakui* und *Thiuletis-tskali*. Dieser natürlichen Abtheilung folgt der Vf. in seiner Beschreibung des östlichen und westlichen Kaukasus.

Das erste hier genau untersuchte Volk sind die *Kisti*, die schon beym Plinius und Moses von Armenien unter diesem Namen vorkommen. Güldenstädt rechnet zu diesem Stamme verschiedene Völkerschaften, die nach R. keineswegs zu demselben gehören. Ein jedes umzäuntes Haus dieses und anderer Völker des Kaukasus enthält seine eigene Familie, die von Urvaters Zeiten beysammen wohnt, und so lange in zufriedener Eintracht lebt, bis sie sich ihrer grossen Vermehrung wegen trennen muss. Die geringste Familie enthält 5 bis 10 streitbare Männer, und nicht selten ist die Stärke einer einzigen 40 bis 50 Mann. Die Kisti waren ursprünglich Christen, wie die Ruinen vieler in ihrem Gebiet vorhandenen alten Kirchen beweisen. Sie wurden aber Mahommetaner, so

lange ihnen der Grofsherr Bekehrungsgelder zahlte. Jetzt leben sie ohne alle Religion, beobachten aber dennoch die Osterfasten, ohne jedoch zu achten, ob ihr Ostern mit der christlichen Zeitrechnung übereintrifft oder nicht. Die östliche Gegend des Kaukasus wird von vielen tatarischen Fürsten beherrscht. Einer von ihnen, der Schamgall, obgleich sein Gebiet jetzt sehr vermindert ist, steht bey allen grofsen und kleinen Völkerschaften in hohem Ansehn, und alle erkennen ihn für den ersten und obersten Fürsten des Kaukasus. Mitten unter diesen und andern räuberischen Stämmen wohnt ein Volk, Kuwätschi (Panzermacher) genannt, das zu den ältesten kaukasischen Völkern gehört, seinen Ursprung aus Europa herleitet, und sich von den Gebirgseinwohnern dadurch unterscheidet, dafs es nie auf Raub ausgeht, der die Hauptbeschäftigung aller übrigen ist, die einander unaufhörlich ausplündern. Es stehet bey diesen in grofsem Ansehen; aber keinem Fremden wird der Zugang zu ihrem Wohnort erlaubt, und hinter ihren Felsen widerstanden sie selbst dem persischen Eroberer Scha Nadir. Sie sind Mahometaner, doch verwerfen sie die Beschneidung, trinken Wein, nehmen nur Eine Frau, verabscheuen aber das Schweinefleisch. Allein eben erinnern wir uns, dafs Hr. *Busse* schon in seinem *Journal für Rufsland* eine Beschreibung dieser Nation aus Reineggs hinterlassenen Papieren eingerückt hat.

In der Nachbarschaft der Kuwätschi liegt die jetzt von den Russen eroberte Stadt Derbent, die nur aus 647 Häusern besteht. Die Gegend umher zeigt häufige Spuren ihres ehemaligen Flors, und ist sehr fruchtbar. Reis wird hier dreyssig, ja vierzigfältig, und der Weizen zwanzigfach geärntet. Sonst wird hier sehr guter Safran, Baumwolle, Seide, auch Wein gewonnen. Letzterer ist aber wegen der nachläfsigen Behandlung sehr schlecht. Die längst berühmten Mauern von Derbent werden kurz abgefertigt. Doch bemerkt der Vf., dafs sie schon hin und wieder eingefallen sind. Das alte eiserne durch dieselben gehende Thor ist noch vorhanden, und jeder, der kein Einwohner von Derbent ist, mufs beym Durchgange Zoll erlegen. Die feste Stadt Baku liegt dicht am Ufer des kaspischen Meeres, so dafs vor ihren Thoren Schiffe aus- und eingeladen werden. Sie zeigt noch viele Ueberbleibsel ihrer vormaligen Gröfse, als Moscheen, Karavansereien und Kaufplätze. Hier wird aufser Safran und Baumwolle auch Opium gewonnen. Die umliegende Gegend liefert eine unglaubliche Menge Bergöl. Nach der Versicherung der Einwohner liefern die tiefsten Brunnen täglich 1000 bis 1500 Pf. Oel oder Naphta, welches *R.* aber bezweifelt; doch sah er selber zwey, auch dreymal des Tages aus einem Brunnen jedesmal 230 Pfund herausziehen. Die Farbe desselben ist schwarz; wenn man es aber gegen die Sonne ausschüttet, sieht es röthlich aus. Nicht weit von diesen Quellen wird am Fusse eines Hügels weisse Naphta geschöpft, das Pfund wird auf der Stelle nur mit 20 Kopeken bezahlt. Vier Werste von dieser Quelle ist der sogenannte Feuerort, der im Durchschnitt etwas über eine Werst beträgt. In der Mitte desselben sieht man bey trockner Witterung eine starke gelbblaue Feuerflamme. Hier wohnen sehr viel Indier oder Feueranbeter, die zum Theil Baumwollenweber, zum Theil Büfsende sind, die auf eben die Art, wie von den indischen Jogies bekannt ist, ihren Leib Jahre lang kasteien. Ihnen und den andern Einwohnern dienen diese immerbrennenden Flammen zur Feuerung, und des Nachts zur Erleuchtung. Der Bodenraum in ihren Wohnungen wird ein Schuh dick mit fetter Leimerde bedeckt, damit die Flamme nicht durchbreche. Hin und wieder werden in diesem Leimen kleine Oeffnungen gelassen, und wer zum Kochen Feuer bedarf, hält nur etwas brennendes darüber. Je enger die Oeffnung ist, desto stärker ist die Kraft der aufsteigenden Flamme. Aus einer Oeffnung von zwey Zoll sah der Vf. die Flamme eine Höhe von 3 Fuss 10 Zoll erreichen. Wenn man Schilf, das inwendig mit Leimwasser stark durchnetzt ist, in diese Löcher steckt, so hat man in der Dunkelheit helles Licht, bey dem die Weber alle ihre Arbeiten verrichten können. Die hier wohnenden Indier nennen sich Multoni, vielleicht Multani, weil sie aus der Provinz Multan gekommen sind. Sie müssen dem Fürsten von Baku für ihren Aufenthalt eine bestimmte Summe bezahlen.

In der Nachbarschaft der Lesgi wohnt auf der südlichen Seite des Kaukasus ein Volk, Namens Duschi, welches die altgeorgianische Sprache redet. Unter ihnen ist die sonderbare Gewohnheit, dafs der Vater schon für seinen sechs- oder siebenjährigen Sohn eine Frau wählt. Ist diese mannbar, so vertritt er die Stelle des Mannes bis zur Reife des Jünglings, und hätte sie unterdessen Kinder geboren, so werden solche als Geschwister der Familie angesehen. Den höchsten Gipfel des Kaukasus bewohnen die Lesgi. Einige Stämme haben eigene Fürsten; andere wählen sich abwechselnde Obern, und einzelne zwischen den Felsen zerstreute Stämme leben ganz unabhängig. Sie sind das Schrecken der Armenier, Perser und Türken. Ihre Zahl wird zwar nicht angegeben; doch beschreibt *R.* die vornehmsten Stämme. Er glaubt beynahe, dafs jeder grofse Stamm vormals ein eigenes Volk ausmachte, weil ihre Sprache so sehr verschieden ist; doch bedienen sie sich in schriftlichen Verhandlungen der arabischen Sprache. Sie haben auch ein altes arabisches Gesetzbuch, *Ismael Koran* genannt. Die benachbarten persischen Fürsten können in ihren Kriegen von den Lesgis immer Hülfstruppen erlangen, wenn sie für jeden Mann den Feldzug über, aufser dem nothwendigen Mundvorrath, zehn bis zwölf Rubel bezahlen. Sie dienen beiden Partheyen, und oft trifft es sich, dafs Brüder gegen Brüder fechten. Auch für die im Streit Gebliebenen mufs der volle Sold bezahlt werden, welches ihre Verwandten erhalten.

Die Tscheken, welche man bisher von den Böhmen (Czechen) ableitete, sind ein kaukasisches Urvolk, deren Sprache mit keiner kaukasischen, vielweniger mit der böhmischen, Aehnlichkeit hat. Vor

nich

nicht gar langer Zeit waren die Tschecken im Ruf, ein herrnhutischer Stamm zu seyn, und 1782 reiseten zwey Brüder von der Gemeine Sarepta zu ihnen, um dies Volk näher kennen zu lernen, sie mussten sich aber glücklich schätzen, diesen Räubern zu entkommen. Die Offi auf der westlichen Seite des Kaukasus hält der Vf. ebenfalls für ein Urvolk dieses Gebirges, und den Aeltern schon bekannt. Denn Plinius nennt in dieser Gegend die *Offaei*. Durch ihr Gebiet geht die *Porta Albaniae*. Sie wird durch die sehr gut gelegene starke Festung Dariel gedeckt. Sie ist auf Güldenstädts Karte, so wie die hier genannten Flüsse, nicht zu finden, obgleich der Weg, den die Reisenden durch diesen Pass nehmen, bezeichnet ist. Er ist sehr halsbrechend, und alle Waaren müssen durch Menschen getragen werden. Die Kaufleute müssen aber den Offi an mehreren Stellen Zoll erlegen, der in groben Hemden bezahlt wird. Katharina II hatte bereits angefangen, diese nach Georgien führende Strasse ebnen zu lassen, und, um die Reisenden zu decken, drey Festungen längst derselben anlegen lassen, von denen Wladi Kaukas mitten im Gebirge liegt; aber die Ueberschwemmung des Tereck 1785 hat die an seinen Ufern geführte mit grosen Kosten angefangene Heerstrasse völlig zerstört, und seitdem sind jene drey Festungen von den Russen verlassen worden. Bey den Tscherkassen ist noch die alte Sage, dass ihre Vorfahren mit einem Volke, Namens *Emmetsch*, am schwarzen Meere Kriege geführt. Diese Emmetsch duldeten keine Männer unter sich, waren aber voll kriegerischen Muths, nahmen jedes Weib auf, das an ihren Streifereyen Antheil, und in ihre Heldinnenzunft Zutritt haben wollte. Nach langen Kriegen nahmen diese Weiber die Tscherkassen als ihre Männer an, und beide Völker vereinigten sich mit einander. Nach den Traditionen der Tscherkassen oder Cabardiner hiessen ihre Vorfahren Zingi, und waren aus Aegypten verjagt. R. ist nicht abgeneigt, sie für Ein Volk mit den Zigeunern in der Moldau und den benachbarten Provinzen zu halten. Weiter hat er diesen Gedanken nicht verfolgt, der bey den neuern Untersuchungen über die Zigeuner wohl eine Erörterung verdiente, da der ägyptische Ursprung der Zigeuner lange Vertheidiger fand, aber wegen der grosen Vermischung der Tscherkassen mit andern Völkern, möchte sich aus ihrer Sprache nicht viel für die Verwandtschaft folgern lassen. Die gerühmte Schönheit der Tscherkassinnen hat der Vf. nicht gefunden, und er zieht ihnen die Weiber der Lesgi weit vor. Bey den in der Kuban umherstreifenden Nogayen ist noch die von mehreren alten Schriftstellern bemerkte Sitte vorhanden, dass alte entkräftete Männer die Gesellschaft ihres Geschlechts fliehen, unter den Weibern bleiben, und sich wie Weiber kleiden müssen. Der Vf. versichert, man würde tausend gegen eins wetten, dass ein solcher Mann wirklich ein altes und zwar ein rechtes runzlichtes altes Weib sey. Die drey Kupfer dieses Theils stellen Basaltgipfel und Säulen vor, die der Vf. auf seinen Reisen im Kaukasus entdeckte.

GESCHICHTE.

Nürnberg, in Comm. der Schneiderischen Kunst- und Buchh.: *Materialien zur Nürnbergischen Geschichte.* Herausgegeben von D. *Joh. Christ. Siebenkees*, Professor der Rechte zu Altdorf. *Vierter Band.* 1795. 1 Alph. 2 Bog. 8.

So wie in den drey vorhergehenden Bänden (s. A. L. Z. 1795. Nr. 7 — 306.), fährt Hr *S.* auch in diesem fort, dem Geschichtforscher und dem Freunde der nürnbergischen Literatur brauchbare Materialien zu liefern. Wir nennen nur die vornehmsten Aufsätze. *XIX. Stück.* 1) *Versuch einer Lebensgeschichte Hn. Joh. Adam Schmenlers*, Rectors zu Fürth, von dessen Schriften man S. 403. ein Verzeichniss findet. 2) *Einige Nachrichten von der ehemaligen nürnbergischen Pfarre Morendorf.* Ein mit Fleiss und Kenntniss des Mittelalters gefertigter Auffatz, vom Hn. Dr. *Layritz* zu Bayreuth. 6) *Von den vier Bettelorden, welche im 13ten Jahrhundert in Nürnberg Klöster erhielten*, (den Augustinern, Franziskanern, Dominikanern und Carmelitern.) 7) *Von der grossen Uhr in Nürnberg*, welche nach dem Ab- und Zunehmen des Tages regulirt ist, und schon im J. 1452 angelegt wurde.

XX. Stück. 1) *Von einigen im 15ten und 16ten Jahrh. an Nürnberg verpfändeten, aber wieder eingelösten, Orten;* (den Städten Heidingsfeld und Bernheim in Franken, den pfälzischen Aemtern Heideck, Hiltpoltstein und Allersberg und dem bambergischen Amt Wilseck. 2) *Beschreibungen nürnbergischer Wappen*, (eine Fortsetzung aus dem XV Stück der Materialien.)

XXI. Stück. 2) *Nachricht von dem 1617 in Nürnberg gefeyerten evangelischen Jubelfest.* 3) *Dergleichen von den 1616. 1617 und 1618 zu Nürnberg gehaltenen Vogelschiessen.* 6) *Eine Urkunde vom J. 1426*, die ehemalige Sebalder Schule betreffend. 8) *Victualienpreise* im J. 1616 — 18.

XXII. Stück. 1) *Von dem Nürnbergischen Frauenhause im sogenannten Frauengäs̈slein.* Hr. *S.* zeigt zuförderst aus glaubwürdigen Schriftstellern, dass fast alle beträchtlichen Städte Deutschlands im Mittelalter dergleichen gemeine Frauenhäuser gehabt haben, von welchen sogar die Bischöfe einigen Nutzen zu ziehen suchten, wie denn z. B. vormals die Grafen von Henneberg als Marschälle des Stifts Würzburg von den dortigen Bischöfen mit dem *Frauenhaus* und Scholderplatz in der Stadt Würzburg belehnet wurden. Gegen die letztere Angabe muss Rec. erinnern, dass die deshalbige Urkunde vom J. 1522 (in den Samml. zur sächs. Gesch. Th. XI. p. 164.) keines Frauenhauses, sondern eines *Spiel-* und *Schellerplatzes* erwähnt, welches wahrscheinlich nur öffentliche Plätze waren, wo man, wie noch jetzt im Würzburgischen an den Kirchweihtagen geschiehet, mit Würfeln spielte oder *scholderte.* Dass auch, wie S. 580. richtig bemerkt wird, die Päbste von dergleichen Bordellen gewisse Einkünfte

künfte gezogen haben, beweist eine von Hn. *S.* nicht benutzte Stelle beym Stephan Baluz *in notis ad vitas Papar. Avenionens. T. I. col.* 809., wo es unter andern heisst: *Per ea quoque tempora* (1377) *Mareschallus domini Papae tributum capiebat a Meretricibus et Lenonibus earundem.* — Hr. *S.* beweist übrigens aus mehrern alten Verordnungen, dass schon zu Anfang des 15ten Jahrhunderts zu Nürnberg ein Frauenhaus vorhanden gewesen, welches im sogenannten Mukenthal gelegen war, wo diese Gegend noch jetzt, unter dem Namen des Frauengässchens, bekannt ist. 2) *Schutz- und Schirmbrief K. Karl IV über das Kloster Grundlach*, vom J. 1361. 3) *Ungedruckte Urkunden, Gräfenberg, Kalchreuth und Wöhrd betreffend.* 4) *K. Maximilians I Privilegium für die Stadt Nürnberg*, in Ansehung der Moratorien ihrer Bürger, de a. 1495. 5) *Kosten der Hochzeiten in Nürnberg, wie sie in den Gesetzen bestimmt sind.* 6) *Schiedsrichterlicher Ausspruch zwischen den Waldstromern und Forstmeistern* wegen ihrer Rechte auf den Nürnberger Reichswald. v. J. 1365.

XXIII. *Stück.* 1) *Von dem bayreuthischen Orte Dachsbach*, welcher ehedem den Grafen von Oettingen zugehörte, und im J. 1280 durch Kauf an den Burggr. Friederich zu Nürnberg überging. 2) *Nachrichten von Unterleinleiten, den Besitzstand der Herrschaft, der Kirche und des Ortes betreffend.* 3) *Monument der Familie der Rittershausen zu Kulmbach;* diese drey Aufsätze rühren vom Hn. D. *Layritz* her. 4) *Einige Nachrichten von der nürnbergischen Künstlerfamilie der Brechtel.* 5) *Beytrag zur Kenntniss des ehemaligen Schönpartlaufens.* 6) *Nürnbergische Handwerksgesetze aus dem 14ten Jahrh.* 7) *Ordnung der Kaufel und Kauflinnen aus dem 14ten Jahrh.* 8) *König Siegmunds Freyheit für die Pfannen- und Kesselschmiede zu Nürnberg*, von 1431. 9) *Beytrag zum nürnbergischen Gelehrten-Lexikon.* 10) *Aelteste Gesetze, den Handel mit dem Waid betreffend*, von 1377. (vergl. das Glossar. über Nürnb. Rechtswörter in Siebenkees Beytr. zum D. Recht Th. V. S. 218. 11) *Kaiserl. Hofrichter zu Nürnberg*, welche vom J. 1313 bis 1444 daselbst Hofgericht gehalten haben. In diesem Verzeichnisse vermisset Rec. noch manche Hofrichter aus andern Familien des hohen und niedern Adels, z. B. den Landgrafen Johann zu Leuchtenberg, der 1381 als kaiserl. Hofrichter vorkommt. (Neue dipl. Beytr. Th. I. S. 57.) auch erscheint in einer ungedruckten Urkunde vom J. 1378 ein gewisser *Cunrat Creyger*, der damals dieses Amt bekleidete, und unter dem Charakter eines kaiserl. Hofmeisters ein Hofgerichtsurtheil ausstellte.

Das XXIV. *Stück*, womit sich dieser Band beschliesst, enthält neuere Kirchenlisten, alte Gesetze vom Weinhandel und Weinschank, Polizey- und Münzgesetze aus dem Mittelalter und andere nützliche Nachrichten, die für den Alterthumsforscher manches Interesse haben. Auch zu diesem Bande gehören einige von Hn. Kiefhaber gesammelte Beylagen, worinn von dem politischen und literarischen Zustand des nürnbergischen Gebiets, unter den Rubriken: Verordnungen und Mandate, neue Schriften zur nürnberg. Geschichte; Todesfälle, Amtsveränderungen und Beförderungen u. d. m. mitgetheilt werden.

KLEINE SCHRIFTEN.

GOTTESGELAHRTHEIT. *Kopenhagen*, b. Schubothe: *Welche sind die besten Mittel, den gemeinen Mann mit dem Inhalte seiner Bibel bekannter zu machen? Preisaufgabe.* Beantwortet von *C. G. Zahle*, dänischem und deutschem Prediger am Kloster Wemmetofte in Seeland. 1797. 48 S. 8. (3 gr.) Die Preisaufgabe, durch welche der Vf. zu dieser Abhandlung veranlasset wurde, ist von der Gesellschaft *Tot Nut Van't Allgemeen* (zum allgemeinen Nutzen) zu Amsterdam bekannt gemacht worden. Er bestimmt zuerst: Wer ist unter dem gemeinen Manne eigentlich zu verstehen? Antw.: Der, welcher an Bildung des Geistes und Herzens bisher nachgesetzt worden ist. Dieser soll nicht mit dem ganzen Inhalte der Bibel, sondern nur mit dem, was für ihn brauchbar ist, bekannt gemacht werden. Die Ursachen, warum dieses bisher noch nicht gehörig geschehen ist, und hat geschehen können, sind zu suchen: *im Allgemeinen, theils* in dem wenigen Geschmack, welchen der gemeine Mann überhaupt am Lesen mit Nachdenken findet; *theils* in dem Mangel einer für ihn brauchbaren Bibelübersetzung, die ganz ihrem Zweck entspräche. *Im Besondern, theils* in dem Mangel eines solchen Religionsunterrichtes, welcher ihm seine Bibel in seinem ganzen Leben zum Bedürfniss machte; theils darinn, dass sie ihm zu alltäglich wie sein Vaterunser wird. Diese Punkte werden einzeln durchgegangen, und es werden alsdann Rathschläge ertheilt, wie diese Hindernisse gehoben werden könnten. Die Vorschläge sind zwar nicht neu, aber gut. Alles, oder doch das Meiste, kommt am Ende darauf hinaus, dass mit einem vernünftigern und zweckmässigern Schulunterricht der Anfang gemacht werden müsse. Dies ist zwar richtig. Es hätte aber, wie Rec. glaubt, bey der Beantwortung der Preisaufgabe mehr Rücksicht auf Alte und Erwachsene genommen werden sollen. Für diese könnte in öffentlichen Katechisationen und Predigten am besten gesorgt werden. Dann müssten aber die Prediger selbst aufgeklärter seyn, als es, leider, die meisten noch nicht sind. *Beyers* Predigten über die Urgeschichte beweisen, dass es möglich ist, dem gemeinen Manne auch die neuern exegetischen Aufklärungen geniessbar zu machen, wenn der Prediger Behutsamkeit mit gründlichen Kenntnissen verbindet.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 5. April 1797.

LITERARGESCHICHTE.

HEIDELBERG, b. Wiesen: *Quatuor seculorum Syllabus Rectorum, qui ab anno 1386 ad annum 1786 in alma et antiquissima Academia Heidelbergensi magistratum academicum gesserunt, notis historico-literariis ac biographicis illustratus. Pars I. 1786. — Pars II.* Edidit *Jo. Schwab*, S. Theol. ac Philos. Doctor, Phys. et Hist. Nat. Prof. P. O. Acad. Sc. Theodoro-Palatinae Socius. 1790. 230 u. 358 S. ohne das Reg. 4.

Man findet in diesem Werke: 1) *biographische Nachrichten* der Rectoren, wo sie aufzufinden waren. In den ältesten Zeiten konnte der Vf. aus Mangel an Nachrichten von vielen bloss die Namen nennen. Die Lebensumstände der übrigen sind nur selten aus uns unbekannten Quellen geschöpft. Die meisten finden wir aus andern gedruckten literarischen Werken, worunter selbst das Jöchersche Gelehrten-Lexicon ist, zusammengetragen. 2) Nachrichten die *zu- und abnehmende Frequenz* der Universität betreffend, nach der unter jedem Rector geschehenen Inscription der neuangekommenen Studierenden. Von dem wahren Bestand des ganzen studirenden Coetus lässt sich aber hieraus nichts erkennen, da der Vf. immer nur die neuinscribirten angiebt. Von den neuangekommenen wird die Anzahl überhaupt bemerkt, hernach aber unter der Aufschrift: *Nobiles et Praecipui*, ein Namenverzeichniss beygefügt, dem der Vf. bey merkwürdigen Namen biographische Anmerkungen untergesetzt hat.

Da der grösste Theil dieses Buchs nur für das Land und für den Ort, welchen der Inhalt zunächst angeht, wichtig ist, so wird es unsern Lesern nicht unangenehm seyn, wenn wir das *gemeinnützige*, welches wir im ganzen Buche zerstreut gefunden haben, herausheben und hier mittheilen. — Im Anfang der Universität, seit ihrer Inauguration 1385, wechselte das Rectorat alle Vierteljahre ab, und nur die Magistri artium et Doctores philosophiae wählten den Rector, bis im J. 1393 Conr. de Soltow es durchsetzte, dass auch aus andern Facultäten Rectoren gewählt werden konnten, worauf er selbst zuerst als Theologe das Rectorat übernahm. (To. I. S. 12.) Das Rectorat wechselte hernach halbjährig, Johannis und Weihnachten bis zum J. 1522, da es immer jährig blieb und am Tomas-Tag jedesmal angetreten wurde, (Th. I. S. 92.) Im J. 1586 wird zum erstenmale der Kurprinz Friedrich zum Rector gewählt, in welchem Falle neben dem Rector noch ein Prorector aus dem Collegium der Professoren ernannt ward. (Th. I. S. 164.) Dies geschah in der Folge von Zeit zu Zeit, aber ohne festgesetzte Regel. So wurde im J. 1652 der Kurfürst Karl Ludwig zum Rector, Chuno aber zum Prorector gewählt (Th. II. S. 5.); im J. 1658 ein Graf von Nassau als Rector, Jac. Israel als Prorector (II. S. 26.); im J. 1659 der Kurprinz Karl als Rector, Fr. Spanheim als Prorector (II. S. 31.); im J. 1670 ein Graf Isenburg Rector und Jo. Carreus Prorector (II. S. 61.) u. s. w. auch sogar als der Arzt Conr. Brunner, während seines Rectorats nach Düsseldorf gerufen wurde, bestellte man Ge. Fleck zum Prorector. — Die *Restauration der Universität* geschah im J. 1652; womit Th. II. anfängt. — Die Studiosi mussten vorhin einen förmlichen Eid auf die Gesetze ablegen: im J. 1653 wurde zum erstenmale beschlossen, dass ihnen bey ihrer Inscription bloss ein Handschlag abgefodert werden sollte, weil man bemerkt hatte, dass der förmliche Eid viele abschrecke oder zum Meineid verführe. (II. S. 10.) — Der Pennalismus nahm um das J. 1654 am meisten zu und ward ganz zügellos; daher der Kurfürst und die Landgrafen zu Hessen gemeinschaftliche Verfügungen trafen, ihn auszurotten. (II. S. 13.) — Im J. 1655 verstattet der Kurfürst zuerst den Studenten, innerhalb bestimmter Grenzen, dem kleinen Weidwerk zu ihrer Ergözlichkeit nachzugehen; im J. 1671 wird der Jagddistrikt der Studirenden etwas verändert und das Privilegium den Studiosis Theologiae et Medicinae abgesprochen, *als welche beiden Professionen sich zu solchem Weidwerk nicht wohl schickten.* (II. S. 23. 61.) — Im J. 1657 soll der aus Wirtemberg berufene Theologe Steph. Gerlach den allgemeinen Professor-Eid auf die formulam Helveticam abschwören, welches zu thun er sich weigert und von dem Kurfürsten Dispensation erhält. (II. S. 57.) — Im J. 1706 erhalten die Jesuiten angewiesene Lehrstellen, ein Collegium, und im J. 1729 ein Seminarium und andere Anstalten, die 1750 erweitert wurden. (II. S. 122. 178. 236.) Wiewohl aus II. S. 313. erhellet, dass schon im J. 1629 die Jesuiten 2 Stellen in der theologischen Facultät und 2 in der philosophischen besetzt haben. Bey Gelegenheit der (II. S. 312.) erwähnten Aufhebung der Jesuiten J. 1773 giebt der Vf. eine kurze Geschichte der Jesuiten in der Pfalz. — Die traurigsten Perioden der Universität waren: 1) die Pest 1407 und 1596—97 da alles wegging und die Collegia in 3 Facultäten aufhörten. (I. S. 35. 192.) 2) Der 30jährige Krieg. Schon im J. 1620 war die Inscription eines vollen Jahres nur: 44. Im J. 1624 bringt der Arzt Petr. de Spina das akademische Archiv nach Frankfurt; worauf alles Stillstand hat; J. 1629 wer-

werden zum erstenmale wieder 39 inscribirt; aber Arnold Han ist im J. 1680 der letzte Rector und die Universität hört bis zu ihrer Restauration J. 1652 ganz auf. (II. S. 227.) 3) Die Verheerungen der Franzosen J. 1687, da der akademische Senat indessen in Frankfurt gehalten wurde. Damals ging durch Brand und Plünderung viel verloren, unter andern das mit 1662 angefangene neue Matrikelbuch; daher von 1662—1702 keine Inscription angezeigt wird. — Die schönste Periode der Universität durch berühmte Männer, war die nach der Restauration 1662—1687; durch die Anzahl der Studirenden aber am Ende des 16ten und Anfang des 17ten Jahrh. vor dem dreyssigjährigen Krieg. (I. S. 85 ff.) — Andere die Universität, ihre Lehrvorträge und Anstalten, betreffende Anmerkungen sind folgende: J. 1528 liest Wendelin Schelling zum erstenmale über das Lehnrecht (I. S. 95.); so wie J. 1661 Sam. Puffendorf als der erste Lehrer des Natur- und Völkerrechts auftritt. (II. S. 44.) Im J. 1705 bemerkt der Vf. die Stiftung der *neuen Bibliothek* und giebt bey dieser Gelegenheit Nachricht von den öffentlichen Bibliotheken zu Heidelberg überhaupt: 1) von der berühmten alten, die aus der akademischen und kurfürstlichen erwachsen und 1622 durch Leo Allatius nach Rom geschafft worden ist; 2) aus der mittleren, welche Karl Ludwig, der Restaurator der Universität, nach dem dreyssigjährigen Krieg von neuem gestiftet hat. Sie ist wahrscheinlich im französischen Kriege verbrannt; 3) aus der neuen, welche gegenwärtig wieder bis auf 18000 Bände gestiegen ist. Der Kurfürst Jo. Wilhelm ist ihr erster Stifter, der J. G. Graevii Bibliothek für 6000 Rthlr. gekauft und an die Universität geschenkt hat. Dazu sind die Dubletten der kurfürstl. Bibliothek zu Manheim, die Sammlungen der Heidelberger *Societas historico-literaria*, Geschenke und Ankaufe gekommen. Von der erwähnten *Societ. hist. lit.* steht II. S. 284 eine kurze Notiz. Ihr Stifter war der Geschichtslehrer C. B. Haurisius. Im J. 1783 ist die Universität durch die nach Heidelberg verlegte Cameralschule erweitert worden. (II. S. 349.) Die Geschichte des *vierten Jubelfestes* J. 1786 wird II. S. 354 ff. erzählt. Die merkwürdigsten Nachrichten über inscribirte *Nobiles ac praecipui*, welche den Namen derselben beygefügt worden, sind folgende: I. S. 31. über Hieronymus von Prag: „*Ad Facultatem philosophicam admissus est 7. Apr. 1406. Cum vero homo esset singularis, animi inquieti, proprii judicii immodice tenax, sententias item procuderet heteroclitas et absurdas, potius ut aliis contradiceret, quam veritatem exueret aut amaret, Professores ac Doctores contumeliis et injuriis publice afficere non dubitaret, primum ab omni actu scholastico sc. legendo, regendo, disputando, determinando, exercendo abstinere jussus, et cum porro se immorigerum ac refractarium exhiberet, demum exclusus est. De ejus spiritu contradicendi ac perduelli plura prostant.*“ Ein Urtheil das der Philosophie, dem Geschichtstudium und dem Geiste des Vf. wenig Ehre macht! — I. S. 166. über Scipio Gentilis, der 1586 inscribirt und 1590 wegen ehrenrühriger Schriften relegirt worden. II. S. 200. über Steph. Alex. de Würdtwein, S. 267. über den allgemein verehrten Hr. Coadjutor von Dalberg, der 1758 inscribirt worden, dessen Leben und Schriften beschrieben werden, S. 276. über Ant. Schmidt. — Unter den akademischen Gelehrten, deren Leben erzählt werden, sind die merkwürdigsten folgende: *Marsilius Inghen*, aus Paris berufen, um der neuen Universität die erste Einrichtung zu geben, *Conr. de Soltow; Nic. de Jowor*, der in den Religionsstreitigkeiten und auf dem Concilium zu Basel sehr gebraucht worden ist; *Jac. Wimpfeling*, von Sletzstadt, berühmt durch Streitigkeiten über Augustins Mönchthum; der Philolog *Jac. Micyllus*, der Philosoph und Arzt *Thom. Erastus*, der Orientaliste *Imm. Tremellius*; der Rechtslehrer *Nic. Cisnerius*, der berühmte Uebersetzer der Griechen *Guil. Xylander*; der Philolog *Henr. Smetius*; die Theologen: *Hieron. Zanchius, Dan. Tossanus, Jo. Heinr. Hottinger, Fr. Spanheim, Jo. Lud. Fabricius, Steph. Gerlach, Jo. Fr. Mieg*, der Missionar *Theod. Schneider*; die Rechtsgelehrten: *Hugo Donellus, Jul. Pacius a Beriga, Dionys. Gothofredus, Jo. Wolfg. Textor, Henr. Coccejus*, der Nachfolger *Puffendorfs*; die Geschichtsgelehrte: *Paul Hachenberg, Car. Buttinghausen, Car. Casim. Wund*; der Astronom *Chr. Maier*. Die Elegieen der Jesuiten zeichnen sich vor allen andern aus. Des Vf. eigenes Leben wird S. 326 ff. weitläuftig erzählt. — Wir zeichnen noch die Inscriptionen von den letzten 12 Jahren bis zum Jubelfeste aus, um darnach den Bestand der Universität zu ermessen:

1775	inscribirt	114.	1776	inscribirt	111.
1777	—	95.	1778	—	92.
1779	—	130.	1780	—	111.
1781	—	116.	1782	—	116.
1783	—	74.	1784	—	106.
1785	—	118.	1786	—	134.

Leipzig, b. Gräff: *Denkmal der Freundschaft und Liebe, der verewigten Frau Marianne Ehrmann errichtet, und allen ihren Gönnerinnen, Freundinnen und Leserinnen geweiht von Theophil Friedrich Ehrmann.* 1796. 204 S. 8. (mit einem allegorischen Umschlag, gezeichnet von G. G. Endner.) (16 gr.)

Die am Ende des vorigen Jahrs verstorbene deutsche Schriftstellerin, Frau *Marianne Ehrmann*, hat in den letzten Jahren ihres Lebens zu gleicher Zeit eben so erbitterte Tadler als enthusiastische Lobredner gefunden. Beide mögen es wohl zu weit getrieben haben. Die Wahrheit liegt vielleicht in der Mitte. Und aus diesem Gesichtspunkte wird sich auch dieses ihr gestiftete Denkmal am richtigsten betrachten, und am billigsten beurtheilen lassen. *Marianne Ehrmann* stammte aus dem alten mayländischen Geschlechte *von Brentano* und zwar aus dem Hause *Brentano-Nosci*, das sich vor langen Zeiten in der wälschen Schweiz niedergelassen, und von welchem der Zweig, zu dem Mariannens Familie gehörte, zu *Rapperschwyl* am Züricher-See wohnte. Sie wurde am 25. Nov.

1755 geboren. Ihr Vater, *Franz von Brentano*, ein Biedermann, dessen Andenken noch jetzt bey seinen Landsleuten in Ehren steht, und ihre Mutter, eine geborne *von Koyte*, eine geistreiche und feurige Frau, waren reich, und besaſsen ansehnliche liegende Güter in und um Rapperschwyl, und in andern Gegenden der Schweitz; ihr meistes Vermögen aber stack in Handelsgeschäften, und wurde durch mancherley Unglücksfälle und durch die zu groſse Gutherzigkeit des Vaters in kurzem sehr geschwächt. Marianne hatte zehn Geschwister, und verlor diese nebst Mutter und Vater in einem zarten Alter. Bey dem Tode des letztern war sein ehmals beträchtlicher Reichthum schon ziemlich herunter gekommen, und da ein untreuer Vormund vollends alles in Verwirrung und Verfall brachte, so wäre es um die Bildung der vater- und mutterlosen Waise gethan gewesen, wenn nicht ein edler Oheim, der durch seine Bibelübersetzung berühmte, *Dominicus von Brentano*, geheimer Rath zu Kempten, Vaterstelle an ihr vertreten hätte. Um ihm jedoch nicht länger beschwerlich zu fallen, nahm sie als ein junges Mädchen eine Gouvernantenstelle in einem adelichen Hause. Allein sie wurde, eben ihrer Jugend wegen, so übel behandelt, daſs sie zum zweytenmale ihre Zuflucht zu diesem Oheim nahm. Inzwischen lernte sie ein anderer reicher Verwandter kennen, und nahm sie zu sich. Dieser Mann aber lebte auf einen groſsen, und wie es scheint, lockern Fuſs. Marianne verlieſs daher dieses Haus wieder nach einiger Zeit, und zog zu ihren Verwandten in die benachbarte (vermuthlich *groſse*) Stadt. Marianne war damals erst 22 Jahr alt. Ohne treue und vorsichtige Freunde und zu entfernt von dem edlen Oheim, ihrem Mentor, that sie hier den übereilten Schritt, einem Manne die Hand zu geben, der, nachdem er die Maske abgenommen hatte, als ein in allen Lastern und Bosheiten ertrunkener Wüstling erschien. Aller Versuche ihn zu bessern ungeachtet, blieb er ein unsinniger Spieler, brachte nun sein und seiner Frau Vermögen durch, betrog den Oheim, machte Schulden, deckte die Lücke einigemal auf Credit seiner Frau und ihres Oheims zu, griff endlich die ihm anvertraute Kasse an, und enzog sich der Strafe durch die Flucht. Dadurch geriethen nun die Creditoren alle in Bewegung, und, um es nicht zu einer öffentlichen Beschimpfung der Familie kommen zu lassen, gaben Marianne und ihr Oheim alles hin, was ihnen von den bisherigen Verschwendungen des Entflohenen noch übrig geblieben war, und verbürgten sich für den Rest. Die dürftig gewordene und verlassene junge Frau, reiste nun auf Anrathen ihres Oheims und mit Empfehlungsschreiben von demselben nach Wien, um daselbst als Gouvernante, oder als Gesellschafterin einer vornehmen Dame angestellt zu werden. Allein Marianne wartete lange vergeblich, und während dieser Muſse war es, daſs sie (in einem Alter von 28 Jahren) ihren ersten schriftstellerischen Versuch ausarbeitete, und unter dem Titel: *Mäſsige Stunden eines Frauenzimmers* (1783. 8.) herausgab. Noth und Neigung zum Theater bestimmten sie Schauspielerin zu werden; auf dieser schlüpfrigen Laufbahn erhielt sie sich von 1783 an vier Jahre lang bey einem untadelhaften Lebenswandel. Endlich aber wurde sie doch dieses unstäten Lebens, der damit verbundenen Kränkungen und der ewigen Theatercabalen müde, ihr Enthusiasmus für die Kunst war erkaltet, und sie entsagte mit einemmale der Bühne auf immer. Während ihrer theatralischen Wallfahrt hatte sie schon zwey neue schriftstellerische Versuche gewagt, die *Philosophie eines Weibs. Von einer Beobachterin.* 1784. 8. und *Leichtsinn und gutes Herz. Ein Schauspiel in 4 Aufzügen.* 1786. Die erstere Schrift wurde zweymal aufgelegt, und auch ins Französische übersetzt; die letztere kam zu Strasburg heraus, und wurde auch mit Beyfall auf die Bühne gebracht. Die erste Schrift ward in der damaligen Strasburger gel. Zeitung recensirt. Die Vfn. war begierig, ihren Recensenten kennen zu lernen. Es war Hr. *Ehrmann*, damals practicirender Rechtsgelehrter zu Strasburg. Die Bekanntschaft ward von beiden Seiten mit vieler Delicatesse und gegenseitiger Hochachtung gemacht. Aus dieser entstand Freundschaft, aus der Freundschaft Liebe, und endlich eine ernstliche Verbindung; denn Marianne hatte unterdessen in Erfahrung gebracht, daſs ihr erster, flüchtig gewordener Gatte gestorben sey. Diese Verbindung aber, welche ganz gegen den Sinn der Aeltern und Anverwandten geschlossen wurde, verursachte eine Reihe von Leiden für beide, und veranlaſste Hn. Ehrmann, seine Vaterstadt mit ihr zu verlassen. Im J. 1787 zogen sie daher nach Oberschwaben, errichteten ein mercantilisch-literarisches Institut, das aber durch Cabalen ihrer Verfolger fehlschlug, und den Verlust ihres ganzen Vermögens nach sich zog. Unterdessen wurde Hr. E. an den verewigten Herzog Karl und seine verwittwete Gemahlin Franeisca empfohlen, und reiste daher das Jahr darauf mit seiner Gattin nach Stuttgard. Der Herzog gab Hn. E. die Versicherung, daſs er bey der Militärakademie als Professor sollte angestellt werden. Allein da man anfing, die Anzahl der Professoren zu mindern; so entfernte sich die Erfüllung dieses Versprechens immer mehr, und erst 1793 wurde Hn. E. die Lehrstelle der englischen Sprache und Literatur angetragen, die er sich aber wegen des Miſsverhältnisses der anzuwendenden Zeit zu der Besoldung abzulehnen genöthigt sah; und so wurde denn Mariannen der Wunsch, ihren Gatten in irgend einem, seinen Talenten angemessenen Amte zu sehen, während ihres Lebens nicht mehr. Sie muſsten sich beide mit dem behelfen, was ihnen das Honorar ihrer Schriften abwarf; und so läſst sich denn vieles, und auch das begreifen, daſs die letzte Periode von Mariannens Leben nicht die glücklichste muſs gewesen seyn. In einem Alter von nicht gar 40 Jahren unterlag sie ihrem Schicksal. Sie war kein schönes, aber ein liebenswürdiges Weib. Ihr ganzer Charakter war offen und zwanglos. Mit einem Herzen voll Güte und Wohlwollen verband sie einen hellen Kopf voll herrlicher Anlagen. Aber eine zu groſse Lebhaftigkeit des Temperaments und eine immerglühende Einbildungs-

dungskraft gab sie oft dem Tadel des kalten Zuschauers preis. Ihr Umgang wurde von gebildeten Frauenzimmern sehr geschätzt. Sie war eine treue Freundin, eine gute Hauswirthin, und eine musterhafte Gattin. Hr. E. giebt hierauf Nachricht von ihren übrigen Schriften, von seinem Antheil daran, und würdigt ihren schriftstellerischen Charakter. In den letzten Jahren war es eine Hauptbeschäftigung für sie, ihre sämmtlichen Schriften zu revidiren, zu feilen, und nach Befund gänzlich umzuarbeiten. Sie kündigte selbst noch im Februar 1795 diese verbesserte Ausgabe unter dem Titel: „*Amaliens Feyerstunden*," an, starb aber während der Subscription. Nun befördert sie ihr hinterlassener Gatte zum Drucke. Ueber die angehängten Gedichte haben wir nicht nöthig etwas zu sagen. Die Verzierung des Umschlags ist in griechischem Geschmacke, und sehr anziehend. Den Ertrag dieser Schrift haben Vf. und Verleger zu Errichtung eines steinernen Denkmals bestimmt.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Ohne Druckort: *Meine Berliner Peitsche*, (ein) Bürgerblatt zur erbaulichen Unterhaltung an das Licht gestellt fon *Hans fon Strippeknall*. 1795. Erstes Gebund. *Erste* Handfoll. 1796. *Zweyte*, *dritte* und *vierte* Handfoll. 380 S. 8. (1 Rthlr.)

Diese Wochenschrift soll (nach H. I. S. 11.) ein Blatt seyn „das die Handlungen aufzeichnet wie sie sind! Das „seinen Gang fortmarschirt und sich um kein Bläffen „und Beissen kümmert. Unerschrocken und stand„haft! Frey und ehrerbietungsvoll. Sanft und zärt„lich! Kalt und warm! Ernsthaft und scherzhaft! „Ehrlich und spöttelnd. Gelassen und peitschend." — Als solches ist es zunächst für den gemeinen Mann in Berlin bestimmt. Die Schauplätze, vor welche vorzüglich die Leser geführt werden, sind Tabagieen, Weinkeller und Schnapsläden (S. 27.). Mit der Fassungskraft und dem Interesse derjenigen Klasse von Einwohnern, für welche der ungenannte Herausgeber zunächst beobachtet und schreibt, mit ihren Eigenheiten und Launen ist er sehr gut bekannt. Er hat gelernt, ihren Ton zu treffen, ihre Sprache zu reden, sich in ihre Stimmung zu versetzen, ihren Witz nachzuahmen; alles vielleicht weit mehr, als es nach den Grundsätzen, die erst neulich ein Kenner den Schriftstellern für das Volk wieder, mit vielem Nachdruck, in Erinnerung gebracht hat, seyn sollte. Freylich möchte er wohl glauben, dass dieser Weg der sicherste seyn möchte, um seinen Leuten beykommen zu können, und um ihm darüber das Urtheil zu sprechen, kömmt es wohl auf sehr genaue Kenntniss localer und persönlicher Eigenheiten an. Auch tändelt und witzelt und spasst er nicht immer bloss nach der Weise seiner Menschen; sondern er kann auch zuweilen sehr ernsthaft seyn, und dann im völligen Ernste manche wichtige Wahrheit und manche treffende Warnung sagen, wie z. B. die Strafpredigt an die rangsüchtigen, unruhigen Schmiedegesellen I. 36—41., oder eine ähnliche Ermahnung zur Duldsamkeit und Humanität, bey Gelegenheit einer sehr ungesitteten Beleidigung eines achtungswürdigen Israeliten III. 272. Dabey hat er seinen Warnungen und Lehren, seinen Scherzen und Possen eine seltene Mannichfaltigkeit von Formen zu geben gewusst: Gespräche und Monologen, Anekdoten, Erzählungen und Briefe, Sprichwörter und Reime, Mondreisen und Correspondenz mit Bewohnern im Monde — alle diese Vehikel weiss er zu benutzen.

Sonderbar ist aber der Einfall, auf *eine gewisse* Orthographie einen Anstrich von Lächerlichkeit werfen zu wollen. Der Einfall passt *hier*, in einer Wochenschrift für den gemeinen Mann, ganz und gar nicht. Das scheint auch der Herausgeber selbst gefühlt zu haben: denn, nachdem er ihn durch das ganze erste Heft hindurch ausgesponnen hat, kehrt er im zweyten Hefte zur gewöhnlichen Rechtschreibung zurück, und schon auf dem Titel der zweyten Handvoll ist die Spur davon verwischt.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Bern*, b. der typograph. Gesellschaft: *Briefe eines Schweitzer Jünglings an seine Braut*, unverändert abgedruckt. 1791. 96 S. 8. — Bey einem Bräutigam, der, wie der Vf. dieser Briefe, anstatt bloss die Sprache der Liebe zu reden, den kalten Moralisten über die Pflichten des bevorstehenden Ehestandes macht, und der seine Sittenlehren mit einer Art von Ungestüm vorträgt, sollte man fast an der Wahrheit seiner Leidenschaft zweifeln; allein es wird hier auch ein Bräutigam angenommen, dessen Liebe aus Vernunft entsprang, und sich stets von Ueberlegung und Nachdenken leiten lässt. Hinter den siebzehn Briefen, aus denen diese Sammlung besteht, werden wir benachrichtigt, wie in der Folge der Ehestand dieses Paars ausgefallen sey. Gerade das erste Jahr desselben war trotz aller vorher ertheilten und erhaltnen Lehren nichts weniger, als glücklich, indem das heftige Temperament den Mann zum Despoten, und die durch Modelektüre bewirkte Empfindsamkeit die Frau ärgerlich machte, bis endlich die Vernunft wieder obsiegte, die Frau nachgeben lernte, und der Mann milder ward. *Schweitzersitten* kommen weiter nicht vor, ausser, dass sich einmal auf Schweizertreue berufen wird. Wärme und Energie beseelen übrigens die moralischen Betrachtungen in diesen Briefen, und der Stil hat Nachdruck, ohne gekünstelt zu seyn. Man könnte das Ganze für eine Wendung ansehen, um Ehstandsmoral vorzutragen, wenn nicht der Herausg., Hr. *Heintzmann*, der sie auch schon 1790 in das *Schweitzer-Burgerjournal* hatte einrücken lassen, versicherte, es seyen Originalbriefe, die ganz unverändert geblieben, ja, *sogar für den Druck nicht einmal abgeschrieben worden*.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 6. April 1797.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

ZÜLLICHAU u. FREYSTADT, b. Frommann: *Menschheit und Gott*, oder *elementarischer Unterricht in der Technologie und Staatsverfassung*, für den häuslichen Unterricht und die Bürgerschulen. Zur philephebischen Schulencyklopädie gehörig. 1795. XXX u. 198 S. 8.

Rec. kann der Haupt-Idee, welche dieser Arbeit zum Grunde liegt, „junge Leute in der Epoche, welche die Gränzscheidung zwischen Verstandes- und Vernunftbildung ausmacht, in genauere, zusammenhängendere, nach Principien geordnete Bekanntschaft mit den vorzüglichsten Geschäften und Verhältnissen der Menschen zu bringen; dadurch ihr Gedächtniss zu bereichern, ihr Urtheil zu berichtigen, ihren Scharfsinn und ihre Erfindungskraft zu üben, durch das Alles aber auch zugleich ihnen die Wichtigkeit und die nächste Anwendung der Gebote der Sittlichkeit zu zeigen und einzuprägen, ja sie von dem Sichtbaren zum Unsichtbaren, von den Einrichtungen und Angelegenheiten der Menschheit zur Beherzigung der Zwecke Gottes mit der Menschheit, zur Ehrfurcht und Liebe Gottes — zur Religion hinzuleiten“ — dieser Haupt-Idee, in welche noch andere recht füglich damit vereinbare Nebenzwecke verflochten sind, kann er seinen ganzen Beyfall nicht versagen. Er muss dem edeln Enthusiasmus des Vf. für alles Gute und namentlich für die wohlthätige Wirksamkeit seines Unternehmens — dem Geiste, womit dieses Unternehmen im Ganzen ausgeführt ist, dem Umfang und der Gründlichkeit der meisten hier an den Tag gelegten Kenntnisse, der Mühe, die diese ganze Folge von Arbeiten dem Vf. gekostet haben mag, seine aufrichtige Achtung zollen. Desto freymüthiger und genauer aber wird er auch seine Bemerkungen vortragen.

Das Werk zerfällt in zwey Haupttheile. Der erste enthält den Unterricht über die aus den verschiednerley menschlichen Bedürfnissen hervorgehenden hauptsächlichsten Arten und Producte der menschlichen Thätigkeit — Technologie — der zweyte enthält Belehrungen über die verschiednen Verhältnisse, Stände und Lebensarten der Menschen, mit Anzeige ihrer eigenthümlichen Rechte und Pflichten, die — unter den gemeinschaftlichen Titel der Staats-Verfassung gebracht sind. In beiden Theilen werden erstlich gewisse Vorkenntnisse für die zu erläuternde Disciplin mitgetheilt; dann folgt der zusammenhängende, nach gewissen Eintheilungsgründen geordnete Unterricht in jener Wissenschaft selbst, und endlich werden in alphabetischer Ordnung mehr ins Einzelne gehende Bemerkungen über die verschiedenen Gegenstände desselben gegeben. Der Vf. meynt, und zwar mit Recht in der lesenswerthen Vorerinnerung, dass man nicht früher als höchstens vom 8ten Jahre an den Anfang mit dem Unterrichte aus diesem Buche machen, — dann etwa ehe man zum schwerern zweyten Theile fortgeht, ein wenig aussetzen, und wenn der Schüler mehr Kräfte gesammelt hat, diesen gemächlich durchgehen solle, so dass in Schulen füglich drey auf einander folgende Classen damit beschäftigt werden können. Da der Gebrauch dieser Schrift sich nicht blos darauf einschränkt, Leitfaden für den Lehrer zu seyn, sondern auch den Lernenden zur Uebung im Lesen dienen soll, und die natürlichste Einrichtung damit diese ist, das jedesmal durchzugehende Stück vorher vorlesen zu lassen: so vermisst man ungern die gehörige Stufenfolge vom Leichtern zum Schwerern sowohl in den Sachen, als auch in dem Vortrage. Im Allgemeinen ist zwar wohl die vorangehende Erörterung technologischer Kenntnisse leichter als der darauf folgenden politischen; auch scheint die allmähliche Erweiterung des Unterrichts nach dem hier befolgten Plane zum Behufe jener Stufenfolge zweckmässig zu seyn. Aber gleich zu Anfange in den Vorkenntnissen zur Technologie findet man Sachen, die für Kinder von dem Alter, wie das Buch sie darstellt, zu schwer sind. Man höre nur die ersten Perioden des ersten Abschnitts, mit der an sich schon aus lauter Abstractis zusammengesetzten Ueberschrift, *Bedürfnisse — Natur — Menschheit*. 1) „Ich „wünsche nichts so sehr als *leben*, und zwar *froh* und „*vergnügt* leben zu können. Was ich nun haben „muss, damit jener Wunsch erfüllt werde, heisst ein „*Bedürfniss*,“ (bey diesem Worte wird auf das frühere Schulbuch Natur und Gott, No. 97. S. 161. verwiesen) „von dem Worte *ich bedarf*, 2) *Nahrung* ist „das erste und nothwendigste aller Bedürfnisse. 3) „Nächst dieser sind *Kleidung*, *Wohnung*, *Bequemlichkeit* und *Arzney* — auch Mittel zur Erhaltung des „*leiblichen* Lebens. 4) Da aber die Seele mein eigentliches *Ich* ist: so habe ich auch *geistige* Bedürfnisse. „Die vorzüglichsten derselben sind *Thätigkeit* und „*Geselligkeit*. 5) Beide Arten von Bedürfniss heissen „*natürliche*, weil ich ohne ihre Befriedigung schlechterdings nicht meiner Natur gemäss, d. h. als *Mensch*, „ein frohes Leben führen kann. 6) Da ich aber nicht „unter Wilden lebe: so sind von der überaus grossen „Menge erkünstelter Bedürfnisse, die ich durch Beobachtung der Lebensart meiner, (vorzüglich reichern „und vornehmern,) Mitmenschen kennen gelernt ha-

„be, *viele* auch für mich nothwendig geworden. 7) „*Ich habe also natürliche und erkünstelte, leibliche und* „*geistige Bedürfnisse.*" — u. s. w. §. 2. wo der Begriff, und die erfoderliche Beschaffenheit der zur Befriedigung jener Bedürfnisse nothwendigen Mittel angegeben wird. Ist das nicht wahre Compendiensprache? Wie lange müsste man wohl zubringen, um nur diesen 1 §. mit acht- ja mit mehr als zwölfjährigen Kindern, wie man sie in unsern Schulen antrifft, so durch zu katechisiren, dass sie zuletzt nicht blosse Worte, sondern wirklich Sachen gefasst, sich ihrer ganz bemächtigt hätten, wohin doch unfehlbar des Vf. Absicht selbst gerichtet ist! Ueberhaupt scheint die Methode, deren er sich in diesem Buche bedient, von Definitionen und Festsetzung allgemeiner Principien aus, zur Erörterung des Besondern und Einzelnen überzugehen für das Alter, dem diese Arbeit bestimmt ist, lange so tauglich nicht, als der analytische Weg, der z. B. in *Thieme'ns* Gutmann genommen ist. Auch Rec. schätzt nichts mehr, als wissenschaftliche Kenntnisse und die frühe Anleitung dazu. Aber dabey dünkt es uns weit rathsamer, von Beyspielen und concreten Schilderungen technologischer und politischer Gegenstände in einer nach Principien geordneten Folge, auszugehen, dann vielleicht die Ordnung sichtbarer und die Darstellung methodischer werden zu lassen, auch wohl in einem doppelten Cursus ganz die nämlichen Sachen auf diese doppelte Art abzuhandeln und zuletzt zur Einsicht in die Principien selbst zu führen. So würden wir also mit den mehr ins Einzelne gehenden Belehrungen, die der Vf. jeder von beiden Disciplinen in alphabetischer Ordnung anhängt, gerade den Anfang, mit den meisten der zum Theil sehr abstracten Vorkenntnissen hingegen, die ihm zur Einleitung dienen, den Beschluss machen. Aber freylich die alphabetische Ordnung würden wir bey jenen Materialien, — wir möchten sie nun zu Anfange oder zum Schlusse stellen, — auf keine Weise wählen; denn bey aller Mühe die sich der Vf. giebt, um möglichst homogene Gegenstände unter einem Buchstaben abzuhandeln, will es doch damit gar nicht recht fort. Oftmals ist, um dem Alphabete nur sein Recht zu lassen, ein blosses Nebenwort, das unter den Buchstaben *quaestionis* gehört, cursiv gedruckt, der Haupt-Begriff dann aber nicht, und man sieht immer die Gewalt durchschimmern, die es dem Vf. kostet, bey dieser so willkührlichen Ordnung, (im Grunde dem Gegentheil aller Ordnung) gehörig brauchbare Sachen zu geben, der Ungleichheit und Härte nicht zu gedenken, die die Schreibart dadurch erhält. — Gegen die materiale Richtigkeit der mitgetheilten Belehrungen ist übrigens dem Rec. kein erheblicher Verstoss vorgekommen, und es ist ungemein viel Brauchbares in diesem Buche zusammengedrängt. Nicht ganz das nämliche kann er aber von der logischen Richtigkeit des zweyten Theils rühmen. Ziemlich unbequem ist hier vieles, unter den allgemeinen Titel der Staatsverfassung gebracht, was im Grunde gar nicht alles wesentlich aus dem Begriffe eines Staates hervorgeht; sondern vielmehr nur überhaupt unter die verschiednen Modificationen der geselligen Verbindung, zwischen den Menschen überhaupt gehört. Der Vf. nimmt bey dem Unterrichte über diese Gegenstände seinen Gang so, dass er die verschiednen in der bürgerlichen Gesellschaft vorhandnen Stände nämlich, 1) *den producirenden*, 2) *den fabricirenden*, 3) *den commercirenden*, 4) *den dirigirenden*, 5) *den dienenden Stand* nach ihren Beschäfftigungen, Rechten und Pflichten durchgeht, zuletzt auch in einer sechsten Rubrik noch von einigen andern unter den Menschen statt findenden Verhältnissen, der Familie, Freundschaft, Nachbarschaft, Religionsgleichheit oder Verschiedenheit spricht. Bequemer hätte der Vf. seine Einrichtung wohl so getroffen, wenn er überhaupt von den verschiedenen Modificationen der geselligen Verbindung unter den Menschen zu sprechen angekündigt, 1) den Begriff eines Staats rechtlich entwickelt, und die so eben angegebnen Verhältnisse daraus deducirt und dargestellt hätte. (Diese rechtliche Entwickelung vermisst man aber gar sehr, und findet an ihrer Stelle mehr eine bloss genetische und historische, wie denn auch der Zweck des Staats, der doch unmittelbar bloss in Sicherstellung der wechselseitigen Rechte besteht, ganz fehlerhaft in den schwankenden Begriff der Beförderung des allgemeinen Besten gesetzt wird,) 2) die verschiednen Beschäfftigungs und Lebensarten, und daraus hervorgehenden Stände der in geselliger Verbindung lebenden Menschen, 3) die Familien: 4) Anhangsweise die kirchlichen Verhältnisse durch gegangen wäre, und unter allen diesen Titeln zugleich die respectiven Pflichten und Rechte der Menschen als Staats-Bürger namhaft gemacht hätte. So würde, dünkt uns, der Unterricht nach diesem zweyten Theile sehr erleichtert, auch mancher Fehler in der Unterordnung; da z. B. privatisirende Gelehrte dem dirigirenden Stande beygezählt werden, vermieden worden sey. — Was die moralischen Anwendungen anbelangt, welche theils gelegentlich, theils in dem zweyten Theile absichtlich beygebracht werden: so ist, die edle darinn herrschende Wärme alles Beyfalls werth; doch wäre zu wünschen, dass sie nicht immer nur *Liebe* der Menschen zu einander, sondern vornämlich Gerechtigkeit zum Thema hätten, den Begriff von dieser, so wie von Pflicht überhaupt schärfer bestimmt, und genauer aus den Principien der reinen Sittenlehre, die für die Jugend Epoche, welcher wenigstens der zweyte Theil bestimmt ist, schon nicht mehr unverständlich sind, hergeleitet worden wären. Die Bemerkung können wir nach unsrer Ueberzeugung nicht unterdrücken, dass manche das Geschlechtsverhältniss und den Geschlechtsgenuss betreffende Erörterungen, wie z. B. S. 71. 4, 12., da sie gar nicht wesentlich hergehören, weggeblieben wären. Sehr zweckmässig sind bey den alphabetischen Erläuterungen aus der Politik gewählte Stellen aus der Schrift angehängt: desto unzweckmässiger bey denen aus der Technologie *versus memoriales*, die grossentheils ganz unpoetisch, ja mit unter ganz elend sind, wie z. B. S. 44. das Bley betreffend, und deren geringer Nutzen für das Gedächtniss, das sie zum Theil ihres schwer-

fälligen Baues wegen nicht einmal leicht behalten wird, die dadurch verschuldete Geschmacksverderbniss fürwahr nicht aufwiegt. Da der Vf. so viel gründliche Einsichten und guten Willen gezeigt hat: so wünschen wir nichts mehr, als dass diese wohlmeynenden Bemerkungen ihn zu immer fleissigerer Verbesserung seiner gewiss schon sehr nützlichen und empfehlenswerthen Arbeit veranlassen mögen.

Kiel, in der Königl. Schulbuchh.: *Staatswissenschaftliche Aufsätze* von *Martin Ehlers*, Prof. der Philosophie zu Kiel, 1791. 187 S. gr. 8.

Von den 9 Aufsätzen, welche hier dem Publico mitgetheilt werden, sind, wie uns der Hr. Vf. selbst sagt, die 5 ersten in dem *Schleswig-Holsteinischen Specialkalender auf* 1791. bereits abgedruckt; da aber dergleichen Kalender selten, oder doch nur sehr einzeln, über die Gränzen des Landes kommen, für welches sie bestimmt sind, so liess Hr. E. sie hier nochmals, nebst einigen darauf sich beziehenden Aufsätzen, abdrucken. — I. *Untersuchung der Frage, ob es ein Recht der Natur gebe, das man bey gesellschaftlichen Einrichtungen als heilig und unverletzlich an zu sehen habe.* So wie nach Carls I. in England Hinrichtung von einem Theile der königlich gesinnten Gelehrten die allerhärtesten Sätze aufgestellt wurden, so hat auch in unsern Tagen der Missbrauch speculativer Wahrheiten manche Gelehrte veranlasst, Macht und Recht zu verwechseln, und dem, was in Abstracto recht und billig ist, allen Einfluss bey Beurtheilung einzelner Staatsverhältnisse abzusprechen. Mit diesen hat es unser Vf. hier zu thun. Am Schlusse stellt er einige Sätze auf, die bey jeder Staatsverfassung, wenn sie nicht widerrechtlich seyn soll, als Grundgesetze angesehen werden müssen. — II. *Ob und wie weit man den Eigenthumsbegriff als einen von menschlicher Vereinbarung unabhängigen, in der Natur gegründeten, allgemein gültigen und mit gesellschaftlichen gesetzlichen Einrichtungen unverletzlich bestehbaren Rechtsgrundsatz zur Handhabung des Zwangsrechts anzusehen habe?* Rec. ist zwar ganz des Vf. Meynung, dass das Eigenthumsrecht in dem Naturrechte gegründet sey, und nach solchem ein Zwangsrecht gebe; er fürchtet aber, dass die hier angeführten Gründe die Gegner nicht überzeugen werden. Ueberhaupt haben neuere Untersuchungen diese Frage weit mehr aufgeklärt. Beide Aufsätze scheinen Rec. für Kalenderleser zu abstract zu seyn. — III. *Betrachtung über die Freyheitsbewegungen unserer Zeit, über den Einfluss einer zweckmässigen Volksaufklärung in Staatsvollkommenheit und Volksglückseligkeit, und in die Handhabung weiser Gesetze, und über die Lage, worin der Dänische Staat in der Hinsicht ist.* Hier darf man nicht vergessen, zu welcher Zeit der Vf. schrieb. Damals (1790.) war noch beynahe das ganze, billige, unbefangene Publicum von den schönsten Hoffnungen geblendet. Des Vf. Bemerkungen betreffen vorzüglich die Lage des Reichs vor der Revolution; dann die Rechtfertigung der Nationalversammlung in Rücksicht des aufgehobenen Erbadels und der eingezogenen Kirchen-Güter; endlich die Volksbewegungen. Der Vf. stellt alles dies in einem, für die neue Ordnung der Dinge sehr günstigen Lichte dar; ohne jedoch die mit jeder Revolution verbundene Gefahr zu übersehen. Allzu sehr wurde auch bey den französischen Staats-Umwälzungen das bestätigt, was er S. 40. sagt: „Es ist ja das Volk fast immer ein unglückliches Spiel solcher Leute, die an nichts weniger, „als an Volksglückseligkeit denken, und nur die Maske von Volksfreunden tragen;" ob er gleich damals nicht zu ahnden schien, dass dies auch in Frankreich der Fall sey, oder seyn werde. S. 42. u. ff. bestreitet der Vf. mit Recht den von den Feinden der Wahrheit und der Menschheit aufgestellten Satz: dass Unwissenheit gegen Volksunruhe sichere. S. 48. u. ff. wird der Einfluss der Freyheitsbewegungen auf den Dänischen Staat untersucht. Der Vf. verschweigt hierbey die Lasten nicht, die das Dänische Volk in verschiedenen Zeitaltern drückten, und zum Theile noch drücken; aber einem Dänischen Unterthan ist es leicht, die Vorzüge einer Regierung ins Licht zu setzen, die man auch im Auslande verehrt. Jeder Freund derselben wird aber auch, da in einem unumschränkt monarchischen Staate allzuleicht ein König, auch wohl ein Minister, einreissen kann, was der Andere baute, wo nicht die Hoffnung, doch den Wunsch, mit unserm Vf. theilen, dass man Mittel finden werde, diesem Nachtheile vorzubauen. (S. 52.) — IV. *Etwas über Geld und Staatsbilanz.* In diesem kurzen Aufsatze wird besonders gegen das Einführen fremder Waaren des Luxus geeifert. V. *Ist im Dänischen Staate gar nicht an Fabrikunternehmungen zu denken?* Der Vf. sucht darzuthun, dass der Dänische Staat vor andern dazu geschickt sey, weil er 1) die verarbeitende Producte selbst erzeuge; 2) Ueberfluss an nothwendigen Lebensmitteln habe; 3) die Ausfuhr durch seine Lage begünstiget werde. Dies kann ihm nicht schwer werden; weniger glücklich ist er hingegen in Beantwortung der Einwürfe, die er sich selbst macht. 1) Die noch mangelhafte Kultur des Bodens, welche den Fabrik-Unternehmungen vorzuziehen sey, 2) die Theurung der Lebensmittel, 3) die geringe Volksmenge. Was der Vf. über den ersten und dritten dieser Einwürfe sagt, hat uns nicht befriedigt. Wenn die Volksmenge nicht so viel thätige Hände liefert, als die Cultur des Bodens beschäftigen kann: so wird der begünstigte Manufacturist, der höhern Lohn giebt, oder leichtere Arbeit fodert, dem Ackerbaue nützliche Hände entziehen, und der Staat von dieser Seite mehr verlieren, als er von jener gewinnt. Der Satz: blühende Fabriken erfodern einen niedern Preis der Lebensmittel, ist zwar an sich richtig, leidet aber sehr grosse Ausnahmen. Nirgends in Europa wird mehr Baumwolle zum auswärtigen Verkaufe verarbeitet, als in England und in der Schweiz; und doch sind nirgends in Europa gewöhnlich die Lebensmittel theurer. — VI) *Auszug eines Briefes an den Herausgeber des Schleswig-Holsteinischen Specialkalenders von* 1791. *nebst der Ant-*

wort darauf, und einem zu dieser Materie gehörigen Zusatze. Der Brief ist von einem Freunde des Vf., den dieser selbst auffoderte, ihm sein Urtheil mitzutheilen, und der, wie aus der Antwort erhellet, diesen Brief, ohne des Vf. Wissen, als Manuscript für Freunde, drucken liess. Jener Briefauszug, den uns Hr. E. hier, mit Erlaubniss seines Freundes, mittheilt, bezieht sich blofs auf den 3ten Auffatz, und zeigt einen Mann von Einsicht, wir würden sagen, von kalter Beurtheilung, wenn nicht die Meynung, dafs auch da, wo die Constitution noch keinen erblichen Adel kennt, dessen Einführung zu wünschen sey, Partheylichkeit für eine Einrichtung zu verrathen schiene, die, so wichtig auch die Gründe für ihre Beybehaltung in unsern Staaten sind, doch immer *in thesi* mangelhaft bleibt. In der Antwort sucht Hr. E. seine ersten Behauptungen in dem Auffatze III. zu rechtfertigen und seines Freundes Einwürfe zu widerlegen. Wir brauchen kaum zu erwähnen, dafs er es mit der gröfsten Mäfsigung und Urbanität thue. Leider hat der Erfolg das Urtheil dieses Freundes mehr als sein eigenes gerechtfertigt. Auch wir sind mit dem Vf. (S. 101.) vollkommen überzeugt, „dafs „selbst die unterste Volksklasse zur gehörigen Einsicht „in den Zusammenhang, worin die Privatglückselig„keit mit dem Wohl des ganzen Staats steht, gelan„gen könne." So leicht ist dies aber nicht, als derselbe zu glauben scheint. Das, was unser eigenes Ich unmittelbar und allein betrifft, ist uns immer näher. Wer nicht Gefühl für Gerechtigkeit und Vaterlandsliebe hat, wird daher immer seinen Privatvortheil dem Vortheil des Staats vorziehen. VII. *Vom Einflusse metaphysischer Kenntnisse in die menschlichen Lebenseinrichtungen.* Der Vf. zeigt die Unentbehrlichkeit metaphysischer Kenntnisse, von welchen er glaubt, dafs man sie nur dann als unsicher und unnütz zu verschreien angefangen habe, da sie angewendet wurden, um dem Despotismus und dem Eigennutze der Mächtigen entgegen zu wirken. — VIII. *Die französische Constitution mit Anmerkungen, mit darauf sich beziehenden Erklärungen des Königs und mit einer Schlufsbetrachtung über die sich darauf beziehende Lage von Frankreich und Europa.* Die französische Constitution von 1791. ist hier abgedruckt und zugleich in einer Note der Entwurf des *Abbé Sieyes.* Nachdem die Constitution von dem Könige angenommen war, hielt unser Vf. es für entschieden, (S. 165.) „dafs eine so systematische und wohlthätige Staatsverfassung nicht eine Schimäre sey." Er dachte zu gut von den wirkenden Männern. Ueberhaupt ist es nicht selten der Fall, dafs die Menschenliebe die Menschenkenntnifs hindert. — IX. *Entwurf einer dem gemeinen Besten zuträglichen Prefsfreyheit.* Der Vf. will keine Censur; Verfasser, Verleger oder Drucker sollen aber nach gewissen, von ihm aufgestellten, Sätzen verantwortlich seyn.

Auch diejenigen Leser, die mit unserm Vf. nicht einverstanden sind, werden wenigstens seinem überall sichtbaren Wunsch, Menschenwohl und Glückseligkeit zu befördern, Gerechtigkeit wiederfahren lassen müssen.

KLEINE SCHRIFTEN

ARZNEYGELAHRTHEIT. *Wien*, b. von Möfsle: *Entwurf eines Werkes: Ueber das hohe Alter.* Von *Eusebius Valli*, d. A. D. Aus dem Italienischen übersetzt von *S. Bonelli*, praktischen Arzte 1796. 31 S. 8. (15 Kr.) Wir sind es schon von dem scharfsinnigen Vf. gewohnt, glänzende Hypothesen zu erhalten. Hier theilt er uns blofs die Skizze eines gröfseren Werkes mit, an dem er gerade arbeitet, „und wenn die Erfolge seiner Versuche, den Wünschen seines Herzens entsprechen, so wird der Mensch leicht über ein Jahrhundert auf dieser Erde ausdauren." P. 29. Dies wird ohngefähr so zugehen: die übermäfsige Steifigkeit der festen Theile ist die Ursache des hohen Alters. Sie entsteht aus dem Ueberflusse der thierischen Erde, welche die Grundlage der Knochen ausmacht. Die neue Chemie nennt sie einen phosphorsauren Kalk. Wie die Kalkerde und der Phosphor in uns erzeugt werden, ist noch nicht bekannt. Die Kalkerde ist ein zusammengefetzter Körper, und der Stickstoff macht wahrscheinlich einen Bestandtheil derselben aus. Die gallertartige Substanz, die man in der ersten Bildung der Knochen entdeckt, enthält die Grundlage der Kalkerde; die Verbindung mit dem Stickstoffe ist vielleicht hinlänglich, dieselbe in Erde zu verwandeln, und in diesem Zustande versetzt, verbindet sie sich gerne mit der Phosphorsäure, woraus der phosphorsaure Kalk entsteht. Man weifs nun, dafs die Materie, welche mit der Zeit eine so grofse Steifigkeit annimmt, und das Zellengewebe, die Gefäfse u. f. w. verknöchert, anfangs blofs eine gallerartige Feuchtigkeit ist. Die grofse Kunst bestünde nun also darinn, die Anhäufung dieses phosphorsauren Kalks zu verhindern, und den angehäuften aus dem Körper zu schaffen. Das erste geschieht durch die schickliche Wahl solcher Nahrungsmittel, die am wenigsten davon enthalten. Das andere durch sorgfältiges Offenhalten der Wege, die ihn ausführen, nämlich durch die Nieren und die Haut. Hiezu dienen kalte Getränke, das Gefrorne, Bäder, Reibungen etc. Ferner durch den inneren Gebrauch eines Mittels, das fähig wäre, die Verwandschaft, vermöge welcher sich die Phosphorsäure und die Kalkerde in einem festem Zustand vereinigen, aufzuheben. Dieses Auflösungsmittel des Grundstoffes der Knochen ist die Sauerkleesäure, vormals unter dem Namen der Zuckersäure bekannt. — Hr. V. hält das Licht für einen Bestandtheil des Phosphors; da nun der Phosphor zur Bildung der thierischen Erde nothwendig ist, so entsteht die Frage: ob man bey Thieren, die in der dicksten Finsternifs aufbehalten werden, einen Mangel der Knochenmaterie bemerkt? Hr. V. beschäftigt sich mit der Untersuchung derselben.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 7. April 1797.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

LAUSANNE, b. Fischer u. Vincent: *Vie de M. Zimmermann*, par Mr. *S. A. D. Tissot*, D. M. 1797. 122 S. gr. 8.

Den Anfang machen schöne Betrachtungen über den Werth von Lebensbeschreibungen solcher Männer, welche sich durch geistige oder sittliche Vorzüge auszeichneten, aber keinen Anspruch auf einen Platz in der Weltgeschichte haben. Wer die Begebenheiten eines Lebens aufzählt, darstellt, ordnet und vergleicht, sey auch am fähigsten, es zu beurtheilen. Unbeschränktes Lob erzeuge nur Gleichgültigkeit beym Leser. Wie der Vf. seinen Freund in mehr als vierzig Jahren habe beobachten können, wolle er ihn der Welt zeigen u. s. w. Johann Georg Zimmermann ward im December 1728 zu Brugg im Canton Bern geboren. Er genoss im väterlichen Hause eine gute Erziehung, kam im 14ten Jahr nach Bern, wo er trefflichen Unterricht genoss, aber in der Philosophie, der der Vf. eine kurze, aber treffende, Lobrede hält, an einem Wolfianer einen schlechten Lehrer hatte, der sich auf Metaphysik beschränkte, und doch nur einen kleinen Theil derselben in jährlichen Vorlesungen umfasste. Z. verlor jetzt seine Aeltern und konnte also über sich selbst bestimmen. Er widmete sich der Arzneygelahrtheit und ging 1747 nach Göttingen, wo Haller ihm viel ward. Was *Tissot* bey Gelegenheit des alten Richters zum Lob der Boerhavschen Grundsätze und ihrer Brauchbarkeit am Krankenbett sagt, ist so allgemein und oberflächlich ausgedrückt, dass es keine Berichtigung verdient. Bekanntlich hat de Haen ehemals dem Vf. den Plan zugeschrieben, das Boerhavsche System verdrängen zu wollen. Z. war sehr fleissig und beschränkte sich auf Medicin nicht allein. 1748 schrieb er von Göttingen aus einer Tante: ich führe hier das Leben eines Menschen, der den Wunsch hat, nach seinem Tod noch zu leben. Mit Recht rühmt der Vf. Z. Inauguraldissertation *de irritabilitate*. Er hält sie für die Hauptschrift und schreibt ihr die ganze Revolution zu, welche die Hallersche Lehre von der Reizbarkeit bewirkt hat. Haller habe die Idee nur vorher in der kleinern Physiologie geäussert; aber Z. habe sie durch Versuche unwiderleglich dargethan, und trefflich entwickelt. Wir haben hierauf nun nie das grosse Gewicht gelegt. Hätte Z. dies nicht geleistet, so hätte der thätige Haller, dem diese Entdeckung so sehr am Herzen lag, gewiss bald durch einen andern seiner vielen vortrefflichen Schüler diesen Weg der Versuche u. s. w. betreten lassen, und Oeder kam später, aber doch unabhängig von Z., zu denselben Resultaten. Aber wir bewunderten stets nicht nur den Gehalt dieser Z. Schrift überhaupt, sondern auch, dass Z. in dieser engen Verbindung mit Haller einen Lieblingsgedanken seines grossen Lehrers mit so viel Eigenthümlichkeit auffasste und in einem ganz andern Zusammenhang vortrug, als Hallers System es wollte. Z. bereisete Holland und Frankreich und ward 1752 ausübender Arzt zu Bern. Die Folge der Z. Schriften übergehen wir, da wir voraussetzen dürfen, dass sie dem grössten Theil unsrer Leser bekannt seyn werden. Bald darauf heirathete Z. eine vortreffliche Frau, eine Wittwe und Verwandte von Haller. Er ward Stadtphysikus zu Brugg. Hier überliess er sich, ausser sehr gehäuften praktischen Geschäften, dem umfassendsten Studium und lebte fast von allem gesellschaftlichen Umgang entfernt. Lebhaft fühlte er, was er so entbehrte, und welche Beförderungsmittel seiner literarischen Beschäftigungen ihm entzogen waren. Seine Briefe aus dieser Zeit erinnerten den Vf. an ungezogene Kinder, die das Spielzeug vernichten, was sie haben, wenn man ihnen das nicht giebt, was sie verlangen. Die Kunst, allenthalben glücklich zu seyn und an allen Menschen eine nützliche Seite aufzufinden, war Z. nicht eigen. Diese Unzufriedenheit machte ihn hypochondrisch und so zog er sich immer mehr in die Einsamkeit zurück. Doch erfüllte er alle seine Pflichten als Arzt, und seine Kranken sprachen mit Enthusiasmus von seinem Benehmen und dessen Einfluss auf sie. Vierzehn Jahre brachte er so zu. Seine Frau, die in den drückendsten Augenblicken ihn immer aufzuheitern vermochte, fing nun auch an, sehr kränklich zu werden. Sehr angenehm war es uns, den 1789 entworfnen Plan zur Fortsetzung des Werkes über die Erfahrung hier zu finden. Mit einer Stelle aus der Schrift über den Nationalstolz will der Vf. beweisen, dass die französische Revolution und ihre Folgen dreyssig Jahre vor ihrer Erscheinung von Z. sey vorher gesehen worden. Seine grosse Unzufriedenheit in Brugg, (wo der nachmalige Ritter auch den Apotheker machen musste,) hoffte der Vf. zu heben, wenn er ihn auf einen grössern Schauplatz brächte. Aber bald scheiterten die von ihm oder andern gemachten Plane an äussern Schwierigkeiten, bald an der aus Hypochondrie fliessenden Unentschlossenheit Z's. selbst. Er konnte Physikus in einer der grössten Städte der deutschen Staaten des Königs von England oder Professor der praktischen Arzneykunst in Göttingen werden; ein Ruf nach Bern kam nicht zu Stande; ein Graf von Sta-

dion und die Stadt Orbe wollten ihn gern besitzen; die Grafen Mnizech wollten ihn zum Bibliothekar des Königs von Polen haben; in Solothurn verwarf man den Vorschlag, ihn dahin zu ziehen, weil er als Protestant nicht frühe genug die Todesgefahr verkündigen und seine Kranken ohne die letzte Oelung sterben lassen würde. Er war einer der ersten Mitglieder der Schinznacher patriotischen Gesellschaft. Z. verbat sich bey Tissot seine Empfehlung zum Leibarzt des Königs von Polen, als er es für sich ausschlug. Aber durch grosse Thätigkeit brachte er ihn nach Hannover an Werlhofs Stelle. Haller wollte dazu nicht mitwirken, da er schon viel früher mit Z. nicht mehr so enge verbunden war.

Vergebens hoffte der Vf., nun würde sein Freund seine Tage freudenvoller und weniger leidend verleben. Schon beym Eintritt in Hannover warf sein Wagen um und seine Schwiegermutter brach ein Bein. Andere gewöhnlichere Unannehmlichkeiten übergehen wir, ob sie gleich auf seine Empfindlichkeit sehr tief wirkten. Er selbst litt fürchterlich an einem grossen verwickelten Uebel, das nachmals chirurgische Hülfe nöthig hatte. Die Gesundheit seiner Frau ward immer mehr zerrüttet, seine Kinder kränkelten stets. Zum Glück rissen seine gehäuften Geschäfte ihn oft aus diesem vielfachen Kummer heraus. Er hatte in und ausser Hannover viele warme Freunde, die hier zum Theil aufgezählt und charakterisirt werden. Einige Stellen aus von Swietens Briefen flössen viel Achtung für die sittliche Denkart dieses grossen Arztes ein. Z's. würdige Gattin starb 1770; er selbst musste 1771 sich in Berlin einer gefährlichen und äusserst schmerzhaften Operation unterwerfen. Nun hatte er die Erziehung seiner Tochter allein zu besorgen, da auch seine treffliche Schwiegermutter jetzt starb. Er schickte sie zu dem Vf. nach Lausanne, wo dieser sie in seinem Hause in gute Hände brachte. Als er sie nach zwey Jahren 1775 selbst abholte, lernten sich die beiden seltnen Freunde erst persönlich kennen. Dieses liebenswürdige Frauenzimmer verfiel auf Veranlassung eines grossen Aergers in eine fünfjährige Krankheit, die mit dem Tode endigte. Es blieb ihm nun noch ein einziger Sohn, der viel versprach, aber von Kindheit an in Zeiten, in denen ein Ausschlag zurückgegangen war, in Trübsinn verfiel. Dieser studierte zu Göttingen und Strasburg, aber besonders auf letztrer Akademie mit so viel Anstrengung, dass er wahnsinnig wurde, wovon er bald darauf zwar geheilt schien, aber nur auf eine kurze Zeit. Er ist nun seit zwanzig Jahren immer in diesem Zustand in der Schweiz. Gerade jetzt musste die einzige Person, die ihm noch viel war, eine Frau von Döring, Hannover verlassen. Doch wählte sie ihm vorher eine treffliche Gattin. Bekannt ist, dass Z. wegen seines grössern Werks über die Einsamkeit ohne Veranlassung von seiner Seite von Catharina II beschenkt, mit einem lang fortgesetzten Briefwechsel beehrt, zu ihr eingeladen und selbst nach Petersburg als Leibmedicus mit 10000 Rubel Gehalt berufen wurde. Wegen der Aerzte und Wundärzte, die er ihr für ihre Staaten und Armeen zuschickte, beehrte sie ihn mit dem Kreuz des Wladomirordens u. s. w. Z. hatte schon früher eine Unterredung mit Friedrich II gehabt, ward aber 1786 zu ihm als Arzt verlangt. Bey der Krankheit des Königs von England schickte ihn das hannövrische Ministerium nach Holland, um London näher zu seyn, wenn man seine Gegenwart da nöthig glaubte. Jetzt fingen aber die grossen literarischen Streitigkeiten u. s. w. an. Der Vf., der kein deutsches Buch lesen kann, ist hier nur den Briefen von Z. und wenigen andern, eben so einseitigen, Nachrichten gefolgt. Es ist also nicht zu verwundern, dass Z's. Gegner sehr in Schatten gestellt sind. Der Illuminatenorden wird mit hineingezogen. Es werden dieser Secte, wie sie Tissot immer nennt, nicht nur die verruchtesten Plane gegen den Staat, die Religion und die Sitten Schuld gegeben; sondern es soll ihr auch geglückt seyn, fast alle deutschen Gelehrten und Zeitschriften, selbst viele deutsche Fürsten, geistliche Herren u. s. w. für ihre höllischen Geheimnisse zu gewinnen. Ihr Einfluss ist über ganz Europa verbreitet. Der französischen Revolution hat sie ihren Gang vorgeschrieben u. s. w. Erkennte man nicht den trefflichen Schriftsteller selbst noch in dieser unwahren Darstellung, so müsste man glauben, eine Uebersetzung von Aloysius Hoffmanns Zeitschrift oder der Eudämonia zu lesen. Der Vf. hat vor diesen den Vortheil voraus, dass er kecker erlogne, ja notorisch falsche, Thatsachen hinschreiben darf, da er bey seiner Unbekanntschaft mit den literarischen und politischen Verhältnissen und Vorfällen in Deutschland nicht selbst das Bewusstseyn ihrer Unwahrheit haben kann. Es gereicht aber auch ihm zur Schande, dass er sich zum Werkzeug der schrecklichsten Verläumdung noch lebender und unverkennbar angedeuteter Männer hat brauchen lassen, da er sich selbst hätte sagen müssen, dass er über Gegenstände nicht hätte schreiben sollen, die er nicht nur nicht aus eigner Beobachtung kennt, sondern über die er nicht einmal die Hauptschriftsteller hat lesen können. Gleichwohl werden diese Beschuldigungen des Hn. T., zumal unter den höhern Ständen, grosse Sensation machen. Man ist für sie zu empfänglich und lieset mit zu wenigem Nachdenken. Rec., der nie in einem Orden war, hat schon oft gewünscht, dass doch ein unbefangner Schriftsteller von Ansehen das Entstehen, die Absichten, das Realisiren, den Gang u. s. w. des Illuminatenordens entwickeln möchte, wozu es an historischen Materialien in Druckschriften nicht fehlt, und dann die so dreist behauptete Fortdauer und Gefahr des von Rec. nie gebilligten Ordens untersuchte. Hieran würden sich Erörterungen über die politische und religiöse Stimmung in Deutschland und über das Benehmen und den Einfluss der mehrsten und angesehnsten deutschen Zeitschriften und Gelehrten anschliessen, welche gewiss sehr erfreuliche Resultate geben würden. Zur Zeit der ekelhaften Jesuitenriecherey ward das Publicum auf diesem Weg durch *Garve* und *Georg Forster* beruhigt. Man halte eine solche Schrift ja nicht für unnöthig durch den Gedanken, dass die Hoffmanne, die

Groll-

Grollmanne u. s. w. keiner Widerlegung werth sind. Wir sind darüber einverstanden, dass von diesen keine Notiz genommen werden muss. Aber die Furcht, welche so viele Menschen, besonders aus den höhern und höchsten Ständen ergriffen hat, die Verläumdung so vieler vortrefflicher Männer, welche ehemals Illuminaten waren oder welchen man es nachsagt, das Mistrauen gegen sie, ihre öftere Hintansetzung, zum Nachtheil der öffentlichen Angelegenheiten, alles dieses muss einem Beobachter der jetzigen Zeit das grosse Bedürfniss einer solchen Schrift bemerklich machen. Vielleicht wird so verhindert, dass nicht noch andre sich in Verfolgung der Illuminaten zu Tode arbeiten und grämen, so wie hier von Z. erzählt wird. Durch Einwirkung von Aloysius Hoffmann, der sich wohl selbst wundern wird, hier unter andern grossen Lobsprüchen auch als *homme de beaucoup d'esprit* zu glänzen, habe ein Z. Aufsatz, Leopold II, bestimmt, viele von Z. vorgeschlagne Maassregeln gegen die Illuminaten, d. h. gegen alle Gegner des Hn. *von Z.*, gegen fast alle deutsche Gelehrte u. s. w. in Ausübung zu bringen, und diese Angelegenheit zu einem Gegenstand der Berathschlagung auf dem Reichstag zu Regensburg zu machen. Z. ward einstweilen vom Kaiser beschenkt. Bald darauf sey aber Leopold unter sonderbaren Umständen gestorben.

Z. letzte traurige Krankheit übergehen wir mit Stillschweigen, da unsre Leser darüber besser unterrichtet sind.

Der Vf. hat bey vielen Veranlassungen schöne Betrachtungen eingewebt. Ueber Z. sagt er vieles, was nur er wissen konnte. Aber ungeachtet seiner vielfachen Erklärungen ist seine Schrift doch mehr *Eloge* als Lebensbeschreibung. Weniger lässt uns der seltnere Tadel dieses Urtheil fällen, als die Art des Lobes, das zu allgemein, zu übertrieben ist, nicht Z's. Eigenthümlichkeit aufgreift, nicht den Zusammenhang desselben mit dem ganzen Menschen, mit dem Zeitalter entwickelt. Ganz unpartheyisch schildert er uns nur den Einfluss von Z's. Gesundheitszustand auf seine Art zu denken und zu handeln. Z's. Launen, seine Eitelkeit werden dem Auge des Lesers nicht entzogen. Z. drang einst in Tissot Lausanne zu verlassen, weil sie auf einem Spaziergang vor dem Thor von einem plötzlichen Regenguss sehr durchnässt wurden. — Z. hatte ein Frauenzimmer, das jetzt in der Nähe von Lausanne auf dem Lande wohnte, vor fünf und zwanzig Jahren als eine im Taumel der Welt lebende, elegante, witzige Dame gekannt. Er besuchte sie. Sie in der Kleidung und Beschäftigung einer ihrem Hauswesen vorstehenden Frau zu finden, wirkte so auf ihn, dass er den ganzen Abend kein Wort sprach. — Wir hoffen, dass diese Schrift beytragen wird, das wirklich Verdienstliche und Gute von Z., vorzüglich in den frühern Zeiten, mehr geltend zu machen.

LITERARGESCHICHTE.

Augsburg, b. Späth: *Geburts- und Todten-Almanach Ansbachischer Gelehrten, Schriftsteller und Künstler;* oder Anzeige jeden Jahrs, Monats und Tags, an welchem Jeder derselben geboren wurde und starb, nebst ihrer kurz zusammengedrängten Lebensgeschichte und dem Verzeichniss ihrer Schriften- und Kunstwerke von *Johann August Vocke*, Königlich Preussischem Pfarrer zu Ammelbruch im Markgrafthum Ansbach. *Erster Theil.* 1796. Vorr. u. s. w. 30 S. 422 S. 8.

Es wäre unsers Erachtens besser gewesen, wenn Hr. *Vocke* den Rath seiner Correspondenten — seine anspachischen Gelehrten in alphabethischer oder chronologischer Ordnung auftreten zu lassen — befolgt hätte, wenigstens sind die Gründe, die ihn bestimmten, lieber einen *Geburts-* und *Todtenalmanach* nach der neuen Mode, als ein zweckmässig angeordnetes Verzeichniss zu schreiben, nicht sehr befriedigend. Bey einem Buche dieser Art kann wohl das modische Gewand wenig beytragen, ihm Liebhaber zu verschaffen. Alle, im Markgrafthum Anspach Lebende, Bedienstete und Verstorbene; Auswärtiggeborne und dahin Aufgenommene; im Anspachischen zur Welt gekommene und auswärts beförderte, oder auch im gedachtem Lande eine Zeitlang in Diensten gestandene, sollen, von den ältesten Zeiten an, bis hieher, auf denjenigen Monatstag angesetzt werden, der ihr wirklicher Geburts- und Todestag war; doch also, dass bey ihrem Geburtstag zugleich das Jahr und der Ort angegeben wird, wo sie zur Welt kamen, dass ihr gegenwärtiger oder zuletzt gehabter Charakter und Aufenthalt angezeigt, und von ihren merkwürdigsten Schicksalen, Schriften und Kunstwerken Nachricht gegeben werden soll. Bey ihrem Sterbetag soll nur ihr Name, mit Hinweisung auf den Tag ihrer Geburt bemerkt werden; diejenigen aber, deren Geburts- und Sterbetag nicht zu erforschen war, sollen besonders bezeichnet und auf solche Tage gesetzt werden, zu deren Ausfüllung kein anderer Gelehrter oder Künstler zu finden war. Dabey verspricht der Vf. noch ein doppeltes Register — ein alphabetisches sowohl als ein chronologisches — zu liefern wodurch der Unbequemlichkeit der getroffnen Einrichtung doch einigermassen abgeholfen wird. Dass sich übrigens der Vf. alle — obgleich darunter auch viele vergebliche Mühe — gemacht habe, alles aufzufinden, was in seinen Kram taugte, das beweiset der Augenschein; auch die gebrauchten, meistens guten Quellen bestätigen solches. Indessen ist doch manche Biographie fast gar zu mager ausgefallen. Einige der merkwürdigsten Männer, die in dem gegenwärtigen Theile vorkommen, möchten vielleicht folgende seyn. S. 21. *Jacob Stratner*, Hofprediger zu Ansbach, von welchem aber weiter nichts gesagt wird, als dass er mit Dr. *Johann Brentius* verschiedene liturgische Schriften herausgegeben habe. Unter diesen steht die bekannte brandenburg-nürnbergische Kirchenordnung oben an. Allein dass *Stratner* daran den wenigsten Antheil gehabt, ist eine bekannte Sache. S. 22. *Johann Cochlaeus.* Das beygefügte Schriftenverzeichniss dieses bekannten Feindes der Reformation ist ganz aus *Wills Nürnbergischen Gelehrten-Lexicon* genommen,

zu welchem, ungeachtet es schon aus 100 Artikeln besteht, sehr beträchtliche Zusätze geliefert werden könnten, welche die Zahl der Schriften dieses Mannes weit über 150 Stücke hinaussetzen würde. S. 37. *Johann Christoph Hirsch*, dem man das wichtige Münzarchiv des deutschen Reichs zu danken hat. S. 43. *Johann Jacob Rabe*, gegenwärtig noch lebender Generalsuperintendent in Anspach, der sich besonders durch die Uebersetzung des Talmuds berühmt gemacht hat. S. 45. *Leonhard Fuchs*, zuletzt Professor der Anatomie in Tübingen. Bekam mit dem *Janus Cornarius*, dessen Uebersetzungen er getadelt hatte, eine Fehde. *Cornarius* schrieb *Vulpeculam excoriatam* und anderes wider ihn, welches aber *Fuchs* nicht unbeantwortet liess. S. 63. *Vincentius Obsopaeus*, soll auch in Nürnberg bedienstet gewesen seyn. Das Schriftenverzeichniss desselben könnte vielleicht auch vermehrt werden. S. 85. *Georg Christian von Oeder* kam in dänische Dienste. Wie verdient sich derselbe um die Kräuterkunde, besonders durch seine *Floram Danicam* gemacht habe, ist bekannt genug. S. 99. *Ad. Rudolph Georg Christoph Matthäi*, ein getaufter Jude. Sein Sohn, den er 1748 mit nach Nürnberg brachte, hat studiert und lebt noch — aber nicht in Nürnberg. S. 117. *Johann Heinrich Böckler*, nachmaliger Professor in Strasburg, ein berühmter Vielschreiber. S. 169. *Johann Wolfgang Brenk.* Seine Lebensgeschichte, die Hr. Prof. *Will* in Altdorf erst 1791 geschrieben hat, und aus welcher man hier einen ausführlichen Extract findet, liefert einen nicht unbeträchtlichen Beytrag zur *Geschichte der menschlichen Narrheit.* S. 202. *Georg Friedrich Casimir Schad*, dem es beliebte, sich zuletzt *von Schad* zu nennen — starb erst in diesem Jahre in einem Garten vor Nürnberg als Büchermäckler. S. 268. *Johann Matthias Gessner* — dieser Mann, der über so viele andere in diesem Almanach aufgestellte Männer so weit hervorragt — muss sich mit 6 Zeilen abfertigen lassen! S. 274. *Johann Heinrich Drümel* — suchte überall Ruhe und fand sie nirgends. Er starb als Professor der Rechte in Salzburg — unbedauert. S. 298. *Benedict Christian Vogel* — seit 30 Jahren Professor der Arzneykunde in Altdorf — und doch nur 2 Zeilen von ihm. S. 302. *Christoph Jacob Trew* — dieser würdige Gelehrte hat sich selbst auf mannichfaltige Weise, und besonders durch die, der Universität Altdorf gemachte Schenkung der Vergessenheit entrissen. Er wurde zwar 1736 zum ansbachischen Hofrath und Leibarzt ernennt, wohnte aber nie im Ansbachischen, sondern lebte und starb als Physikus in Nürnberg.

KLEINE SCHRIFTEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Berlin*, b. Matzdorf: *Aesthetische Fragmente über das Schöne insonderheit in den bildenden Künsten.* 1794. 139 S. 8. — Ungeachtet dieses Buch in Paragraphen eingetheilt ist, so herrscht doch in demselben weder Methode noch Ordnung; der Vortrag ist rhapsodisch und so verworren, dass es dem Vf. selbst wohl schwer fallen dürfte, den Inhalt eines jeden Paragraphen bestimmt anzugeben. Der Herausgeber bedauert nichts mehr, als dass er nur Fragmente liefern könne, und wünscht, dass sich der Vf. so verdient um die Kunst machen möchte, seine Ideen dereinst zu einem ausführlichen System zu erweitern. Wir sind hierin andrer Meynung, weil wir fest überzeugt sind, dass sich in einem solchem Kopfe nie etwas entwickeln werde, das einem Systeme auch nur ähnlich sehe. Seinem Räsonnement über die Schönheit legt der Vf. die Burkischen Principien zu Grunde, und vermischt demnach überall den Begriff des Schönen, des Reizenden und Interessanten, bey welcher Vermischung es freylich natürlich ist, die Schönheit für etwas ganz unerklärbares anzusehn (S. 17.). Aus dieser Meynung mag man sich die Behauptung erklären: „Die Schönheit sey etwas Relativisches (Relatives) wenn schon ihre *innre Natur* unveränderlich sey.“ Diese Worte geben indess doch wenigstens einen Sinn; aber was soll das heissen, was auf dieselben folgt: „Die Verhältnisse zum *Mittelpunkte* in einem schönen Gegenstande verändern sich nach dem Interesse eines Zeitalters u. s. w. Soll vielleicht dieser *Mittelpunkt* und die räthselhafte *innre Natur* der Schönheit einerley seyn? In dem folgenden Paragraphen giebt der Vf. ganz neue Aufschlüsse über die Natur der Phantasie.“ Was trägt sie dazu bey, fragt er, die Empfindungen der Schönheit zu erhöhen und das Gefühl zu vermehren? Es kömmt darauf an, ob sie stark oder schwach, ausschweifend oder *natürlich* ist. Die Phantasie *hindert die Aufklärung der Bilder* und erhält den Zustand der *Verwirrung und Empfindsamkeit.* Zuweilen verläfst sie die Bilder, die sie vor sich hat und malet andre.“ Was für einen Begriff von Personification mag wohl der Vf. haben, wenn er S. 13. sagt: „Obgleich die einfache Idee von Schrecken von Sinnenberaubung entlehnt ist, so treten doch bey der Personification *heftige Bewegung* und *lauter Lärm* an die Stelle von Ruhe und Stille. Belebter Schrecken *blitzt* durch die Wolke der Finsterniss. Der Wind *heult*, die See *tobt* u. s. w. Wenn man also die Ruhe und Stille selbst personificirt, so kann dies nicht anders geschehn, als wenn heftige Bewegung und lauter Lärm hinzu kömmt. S. 16. wird behauptet: „Erhabenheit der Seele gehöre wesentlich zur Anmuth, denn keine zarte Anmuth lasse sich ohne Würde denken.“ Da doch die höchste Anmuth in den Kindern ist. Ueber das *Costume* giebt er S. 80. folgenden Unterricht: „Costume heifst die Wahrheit der Situation, worinn ich mein Gemälde *gruppire*, die Kleidung der Nationen, die mich interessiren, das Uebliche einer jeden vorgestellten Nation so genau als möglich zu betrachten. Jeder *muss seine Gefühle nach Landessitte äussern.*“ Ohe! Die ganze Art und Manier des Vortrags, vorzüglich das kurze Absprechende über Dinge, über die sich gar nicht kurz absprechen läfst, die Affectation des Tiefsinns bey der gröfsten Seichtigkeit und Verworrenheit der Begriffe, erregen die Vermuthung, dass diese Schrift eine schlechte Uebersetzung irgend einer elenden französischen Broschüre sey.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 8. April 1797.

GESCHICHTE.

Palermo, aus der königl. Druckerey: *Codice Diplomatico di Sicilia sotto il governo degli Arabi;* pubblicato per opera e studio *di Alfonso Airoldi*, Archivescovo di Eraclea, Giudice dell' apostolica legazione, e della regia Monarchia nel Regno di Sicilia. *Tomo II. Parte II.* 1790. 661 S. *T. III. P. I.* 1792. 587 S. *P. II.* 1792. 664 S. 4. (10 Rthlr. 14 gr.)

Die Anzeige der ersten drey Bände dieses Werks in der A. L. Z. 1794. Nr. 159. hatte den Zweck, vorläufige Notizen darüber zu geben. Bey seiner Vollendung hoffte Rec. Erläuterungen der Herausgeber über die gegen die Aechtheit desselben in und ausser Italien gemachten Zweifel und Fragen anzutreffen. Sie haben auf diese und andere der Erklärung bedürftige Umstände keine Rücksicht genommen, auch inzwischen sich auf keine andere Weise darüber öffentlich geäussert.

Die *deutsche Uebersetzung*, welche am angef. Ort unserer Zeitung zugleich angezeigt werden konnte, hat mit dem vierten Bande, dessen Existenz dort noch bemerkt ist, aufgehört. Sie umfasst mehr nicht, als die zwey ersten Bände oder den *ersten* Tom des Originals: die *Aglabitische* Herrschaft über Sicilien. Aus dieser Zeit sind 831 Documente geliefert. Weit verdienstlicher, als eine vollständige Uebersetzung, würde ein *genauer Auszug* seyn, welcher den *ganzen* Inhalt der Documente, aber von den Formalien und unnöthigen Wiederholungen befreyt, mit diplomatischer Sorgfalt zu liefern unternähme. Rec. würde rathen, jeden kleinen Fortschritt der Mosleminischen Waffen und jeden irgend charakteristischen Zug ihrer Unternehmungen und Einrichtungen wörtlich auszuheben, und dadurch den vollen Gehalt der Urkunden in eine zusammenhängende detaillirte Darstellung zu verwandeln, in welcher der Geschichtkenner nichts dem Original irgend eigenthümliches zu vermissen sicher seyn könnte. Nähme sich alsdann der Vf. des Auszugs die Mühe, Schritt vor Schritt alle andere von Airoldi selbst in der Vorrede zum ersten Tom grossentheils schon nachgewiesenen Geschichtquellen über die nämliche Materie sorgfältig zu vergleichen, jede Disharmonie in Noten anzugeben, und wo es thunlich ist, zu beleuchten, verdorbene Namen von Städten und Personen zu erklären, die vielen Beyträge zur Geschichte der Cultur, Gesetze, Sitten etc., von welchen die Urkunden voll sind, hervorzuziehen, auch von den Einwendungen des Rosario Gregorio oder Veillant gegen die Aechtheit dieser Documente, von desselben Untersuchungen über die mohamedanischen verschiedenen Zeitrechnungen, und von den besten Beantwortungen jener Zweifel (vgl. die angef. Recension) auch von den deutschen Beurtheilungen des Dafür und Dawider Gebrauch zu machen; — so würde durch diese Bearbeitung, welche wegen vieler Sittenzüge, statistischen Nachrichten und individuellen Schilderungen, sobald die gelehrten Bemerkungen in einen Anhang geworfen würden, sehr lesbar und anziehend werden müsste, die wahre Ausbeute des *Codice diplomatico* dem Forscher und Liebhaber der Geschichte auf eine für den Vf. des Auszugs sehr rühmliche Weise mitgetheilt seyn. Es läfst sich auch kaum anders, als von einer solchen detaillirten Bearbeitung, erwarten, dass über die Aechtheit und die dagegen möglichen Zweifel bey allen diesen Documenten die möglichste Gewisheit ausgefunden werde. Der sogenannte *Normännische Codex*, auf welchen wir am angef. O. S. 396. in dieser Rücksicht aufmerksam gemacht haben, erschien inzwischen als Fortsetzung dieser Urkundensammlung vom J. der Heg. 427 bis 462 oder bis unter die Normännische Herrschaft. Hiezu hat Hr. Vella die Materialien einzig aus Fez von dem Bruder des maroccanischen Gesandten erhalten, welcher auf Entdeckung und Ergänzung der ganzen Sammlung so viel Einfluss hatte. Gerade bey diesem neuen Werk aber ergab sich durch die kritische Aufmerksamkeit eines competenten Beurtheilers eine neue Beobachtung, welche zu beweisen scheint, dass Hr. *Vella* mit seinen Documenten auf eine der strengen Kritik sehr anstössige Art *im Einzelnen* Veränderungen vorzunehmen sich erlaube. 1793 nämlich erschien jene Fortsetzung als: *Libro del Consiglio di Egitto*, tradotto *da Giuseppe Vella* . . T. I. Palermo. gr. fol. 370 S. mit dem arab. Texte. Von einem Theil dieses arabischen Textes nun hatte ein Recensent in den Göttingischen gelehrten Anzeigen (1788. S. 2059.) eine *Probe* erhalten, die von Vella selbst herkommen sollte. Von dieser fand sich *der Abdruck des Textes* 1793 sehr verschieden. In ihr hiess es: Im Namen Gottes *und Mohameds und Ali's;* in ihr hiess der Chaliphe *Soltan*, die Jahrzahl war in ihr so ausgedrückt: 462. *Mohameds des Propheten.* Gerade diese Stellen wurden an der Probe als seltsam und verdächtig gerügt. Und siehe da! in dem Abdruck ist nun von ihnen keine Spur! Sogar die Monatsnamen sind geändert. Aus Dzulkaada ist nun der erste Gumadi geworden; statt des Ausdrucks بريد *Briefe* (von بريد) steht jetzt beständig

ständig المكتبب oder مكتوبة u. s. f. — Dies sieht dann freylich (s. die Götting. Recension vom 1 Jan. 1795.) Correcturen ähnlich, welche die Kritik sehr stutzig machen müssen, da sich die Abänderungen unmöglich etwa aus Undeutlichkeit der Handschrift erklären lassen. Auch in der Zeitrechnung hat der *Libro del Consiglio di Egitto* oder *Citabo Divani Mizri* sonderbare Verwirrungen. Robert bekommt einen Brief, datirt vom 11 Ramadan 467 vom Chaliphen, den 15 Schaaban (welcher Monat der Hälfte von unserm Febr. und März correspondirt) 1074. Und doch — fing das Jahr d. Heg. 467 am 26 Aug. 1074 an, mithin fiel der Monat Ramadan, als der neunte, in den May 1075. Und der Brief wäre eher eingelaufen als datirt! — Diese Bemerkungen des gelehrten Rec. müssen, dünkt uns, aufs neue zur Sprache gebracht werden, um darüber Aufklärungen zu veranlassen, oder Hn. Vella zu bewegen, dass er, was (ohne Zweifel aus guter Absicht und vielleicht um allen Einwendungen *brevi manu* zuvorzukommen) von Veränderungen gemacht worden sey, der Kritik zum gerechten Opfer in der Fortsetzung des *Libro del Consiglio di Egitto* bekannt mache, und auch zugleich in Rücksicht auf den *Codice diplomatico* die Scrupel der Kritik durch eine freymüthige Erklärung hebe und befriedige.

Die *Aglabitische Dynastie* in Afrika, unter welcher die Mohamedaner Sicilien eroberten, hatte vom J. d. Heg. 184 bis 296 gedauert. In diesem Jahr unterlag der letzte Mulei (Fürst-Statthalter) von diesem Geschlecht, welcher den Chaliphen Moctader anerkannte, gegen den Schiitischen Sieger Abu-Abd-Allah almostaseb billah. Der Grossemir in Sicilien blieb dem Mulei so lange, bis er alles verloren hatte, getreu. Man gebrauchte für die Parthie des unglücklichen Mulei, Achmed Ibn Ibrahim, Sicilien als den letzten Zufluchtsort, wo Alhassan, der Abasside, Generalgouverneur (Emir Cebir) war. Doch den Mulei mit Truppen auf dem festen Lande zu unterstützen, fand dieser eben so wenig seinem Vortheil gemäss. Die Documente des IIten Bandes schliessen sich mit der Auffoderung des Fatemiden, Abu Mohamed Obeid-allah *Almosadi*, an ihn, sich mit Sicilien „seiner Grossheit" zu unterwerfen. (Zu Konstantinopel regierte noch Leo Philosophus.)

Der zweyte Tom (der dritte Band des Ganzen) beginnt mit der wirklichen Unterwerfungsacte Alhassans, welche er an Mohadi durch seinen Sohn überschickte, und dagegen im Grossemirat bestätigt wurde. (Nach diesem wäre also Hn. Schlözers Nachricht in der summarischen Geschichte von Afrika S. 22. zu berichtigen. Die arabisch-sicilischen Documte sind wider die Angabe: dass der Aglabier, Mohamed, sich in Sicilien *unabhängig* gemacht habe. Die sicilianischen Grossemire blieben immer von den aglabitischen Mulei's zu Keroan abhängig. Eben so wenig wurde den Nachkommen dieses Mohomeds die Insel *entrissen*. Sie blieben, was sie bis dahin dort gewesen waren, Hauptstatthalter oder Grossemirs.) Mohadi kam 297 selbst nach Sicilien, und gab dem Grossemir, als einem alternden Mann, dessen Sohn zum Feldherrn bey, übte aber zugleich seine Oberherrschaft durch Einsetzung neuer Emire aus. Die Eroberung von Sicilien wurde hierauf gegen die noch übrigen griechischen Vasallen (*regulos*) mit Macht fortgesetzt. Taormina war den 19 Aug. im J. C. 908. (das *Chronicon Cantabrig.* bey *Carus.* sagt d. 1. Aug.) die *erste fatemitische* Eroberung in Sicilien. (T. II. P. I. S. 26.) der Grossemir Hassan aber starb erst 326. (s. S. 425.)

Schon unter den Aglabiden waren glückliche Angriffe auf Unteritalien gemacht worden. Die Fortsetzung derselben waren auch unter den Fatemiden für Sicilien wichtig, und das nächste; während Mohadi sich gegen Aegypten und das vordere Nordafrika auszubreiten suchte. Die übrigen kriegerischen Begebenheiten sind Besitznehmung der benachbarten Insel, Seeschlachten gegen byzantische Flotten und Corsarenzüge an die Küsten von Italien und Sardinien. — Nach Münzen und Documenten, welche *T. II. P. I. S.* 228 *ff.* angezeigt sind, hat sich Mohadi im J. der Heg. 313 zu seinem gewöhnlichen Namen Abu Mohamed die Beynamen Ibn Hageb din Allah (Glanz des Gesetzes Gottes) beygelegt haben. Manche folgende Briefe haben bloss den Namen *Hageb din Allah*. Welche neue Ursache zu Verwirrungen in der mosleminschen und überhaupt in der arabischen Geschichte, denen übrigens die Namensveränderungen der französischen und englischen Grosen parallel sind! Eine Unternehmung wider *Genua* war Hagebs letztes Project. S. 329. Abu Alcasem *Alkajem* bramvillah, sein Sohn, und (S. 335.) sein Nachfolger, liess die Expedition ausführen. Man machte grosse Beute.

Im II Theil des *zweyten* Toms rückt die Urkundensammlung durch die Regierungen von *Alkajem* bramvillah, welcher d. 26. Sept. 334 starb (S. 78.), von seinem Sohn, Ismael Abu Daher *Almansur* billah (st. 341 S. 216.) von seinem Enkel *Almoez* Ledinallah (st. 365 S. 554.) und Urenkel *Alaziz* Billah fort, und enthält, was im ersten Codex Martinianus sich gefunden hat, ganz. Fast der ganze Inhalt theilt sich in Streifereyen nach Calabrien und in Expeditionen gegen die Reste von griechischen Fürsten in Sicilien selbst, und gegen Landungen constantinopolitanisch-griechischer Flotten. Er bestätigt nicht, was *Schlözer's* Geschichte von Nordafrika S. 25. §. 22. angiebt, dass um das J. 980 die Zeiriden Sicilien den Fatemiden genommen haben. Immer erscheint in dieser ganzen Periode der Grossemir von Sicilien als abhängig vom fatemidischen Chaliphen zu Kasira. In Sicilien gab es ums Jahr Chr. 970 keinen zeiridischen Grossemir, Jusuph. Ein Abu Alkasem Ali ben Alhassan war dazu von Almoez feyerlich ernannt. (T. II. Bd. 2. S. 444.) an die Stelle Abu Alhassan Achmeds, seines Bruders. Es schliesst sich die Lieferung des II. Toms mit neuen Kriegsanstalten gegen K. Basilius, mit welchem kurz vorher Friede gemacht worden war. Das Detail, so mannichfach sein psychologisches und statistisches Interesse ist, bleibt vom Zweck unserer Anzeige ausgeschlossen.

Für

Für den *dritten* Tom lieferte von S. 89. des ersten bis zu S. 88. des zweyten Bandes der *Codex Martinianus II.*, vorher und nachher aber eine Handschrift, welche man aus einer Bibliothek zu Fez durch den marroccanischen Gesandten Muhamed ben Ausman und dessen Bruder Mustaphan Mahgia zwischen 1785 und 1787 allmählich erhielt, den ganzen Inhalt. Dieser glückliche Fund eines noch vollständigeren Codex zu Fez, welcher zugleich für die Aechtheit der Urkunden *im Ganzen* die gröſste Wahrscheinlichkeit giebt, — machte es möglich, daſs sich nun die Urkundensammlung noch weiter vom J. d. Heg. 391. bis 426 erstreckt.

Der ganze erste Theil des III Toms fällt noch unter den Chaliphen *Alaziz*, welcher erst 386 d. 17. Rabialkem nach *T. III. P. II. S. 2.* an der Apoplexie im Bade starb. Er hatte seinen Sohn, Abu Ali Almansur *Alhakem* beimrillah bis ans J. 411, dieser aber (S. 423.) abermals seinen Sohn *Abu Daher* zum Nachfolger. Die letzte Urkunde im II. Bd. des III. Toms ist an den Mufti desselben gerichtet, und vom 4. Sept. 426 nach Aegypten datirt.

Unter den Denkwürdigkeiten dieser Periode ist eine der bedeutendsten, daſs Alhakem im J. 387 *Seminarien* (Almadaras) für arme *Mohamedaner sowohl als für Christen* zu Palermo errichten lieſs. Die jungen Christen, aus jeder Stadt zwey, aus jedem Dorfe einer, durch das Loos gewählt, sollten, befiehlt der tolerante Chaliphe, unter der Aufsicht des Erzbischofs zu Palermo unterrichtet, und bis dahin in Essen und Kleidung freygehalten werden, wie die auf gleiche Art aus ganz Sicilien zusammengebrachten und dem Groſsmufti übergebenen jungen Mohamedaner. Sie sollen, sagt der Befehl, „lesen und schreiben lernen, und so durch fortgesetztes Studieren Gelehrte werden" durch die erste Auswahl kamen im folgenden Jahr (a. C. 1000.) nach S. 24. zusammen 388 mosleminische und christliche Seminaristen, für welche der Groſsemir das Seminar mit einer gewissen Förmlichkeit eröffnete. Ihre Unterhaltungskosten kamen nach S. 78. selbst bey dem Friedenstractat mit K. Basilius in Ueberlegung. Eine Stelle, welche sogar schon von *Arbeitsschulen für Kinder*, welche der Groſsemir in Gang gesetzt hatte, einen Wink giebt. — Der Chaliphe, welcher diese Verordnung gab, ist eben der verschrieene und wahrscheinlich miskannte *Hacim*, welcher neuerlich am meisten bey den Untersuchungen über die Drusen genannt worden ist. Vgl. Memorabilien I. St. S. 145 ff. 3 St. S. 97.

Aus zerstreuten Stellen des I Bds vom dritten Tom lieſse sich eine *Volkszählung* von Sicilien und den benachbarten Inseln zusammenbringen. Der Chaliphe hatte sie befohlen (*T. III. I. B. S. 441.*) *Palermo* z. B. war nach S. 554. im J. d. Heg. 385 (Chr. 998) bewohnt, innerhalb der Stadt, von Moslemin 26,687 Männern, 48,569 Weibern, 33,425 Söhnen, 87,606 Mädchen; auſserhalb der Stadt von 8792 Männern, 27,464 Weibern, 19,183 Söhnen, 16075 Mädchen. Von Christen wohnten innerhalb der Stadt — 17,851 Männer, 28,090 Weiber, 20,685 Söhne, 21,414 Töchter; in den Vorstädten aber 4973 Männer, 7926 Weiber, 7615 Söhne, 7080 Mädchen. — Auch bey den Christen sollte also die Anzahl des weiblichen Geschlechts das männliche so sehr überstiegen haben?

Das Detail giebt von der Regierungsart der erobernden Moslemin, von Wahl und Unterordnung ihrer Emire, Mufti und Kadi, von ihrer Ordnung in Erhebung der Steuern, ihrem Justizwesen u. dgl. eine anschaulichere Kenntniſs, als irgend eine schon geschichtartig verarbeitete Erzählung. Auch zur Naturgeschichte der eroberten Gegenden finden sich Data von manchen Erdbeben, vulcanischen Bergen, (z. B. *Mongibello* T. III. Bd. I. S. 276.) u. dgl. Mehr als dieses alles aber interessirt es den Menschenbeobachter, hier die fremden orientalischen Eroberer gegen einander, gegen die gehaſsten Griechen und gegen die als gutmüthig vorgezogenen Sicilianer durch tausend eigenthümliche Aeuſserungen charakterisirt und durch sich selbst so sprechend geschildert zu sehen, wie kein Geschichtschreiber mit seinen eigenen Worten eine solche Darstellung getreu und erschöpfend zu geben im Stande ist.

Nürnberg, b. Grattenauer: *Reichstags-Almanach für das Jahr 1797.* XXXII u. 398 S. 8.

Der Anzeige des Jahrgangs 1796 in Nr. 352. S. 358. der A. L. Z. ist hier in Ansehung des *dritten* Theils das Lob einer zweckmäſsigern Bearbeitung beyzufügen. Der französische Kalender und die Aufsätze über den Hildesheimer Convent nebst der Personalliste der Deputirten und die Kriegsausgaben des schwäbischen Kreises sind gemeinnützliche neue Beyträge, und in der Bearbeitung der stehenden Artikel hat das Geschlechtsverzeichniſs und die nach Materien geordnete Geschichte der Reichstagsverhandlungen am meisten gewonnen. Auch ist als ein dieser Literatur nicht oft eignes und desto verdienstlicheres Bestreben der Herausgeber zu bemerken, daſs man, unter Beziehung auf die vorhergehenden Jahrgänge, und durch Vermeidung von Wiederholungen und Pleonasmen, mit dem Raum möglichst haushälterisch zu Werke gegangen. Kleinlich wäre es, alle Fehler in den Personallisten zu rügen, wie z. B. S. 129. die engländische Comitialgesandtschaft von Eliot statt Walpole, oder S. 149. Schmanſs statt Kerben, (Kerpen). Doch ist die Weglassung der römisch kaiserl. Gesandtschaft (Graf Schlick), bey dem fränkischen Kreise, und der russischen (v. Vukassovich) bey dessen beiden Directorien (S. 134.), so wie auch der hannöverischen (v. Schwarzkopf), und der russisch-kaiserlichen bey dem Kurkreise (S. 150.), sodann die nicht bemerkte Vacanz der oberrheinischen Kreisgesandtschaften von Baden-Sponheim und von Solms-Braunfels (S. 152.), die Versetzung von *Braunfels* und *Ysenburg* in die *Fürsten*-statt der Grafenbank, und endlich die Zueignung einer Kreisstimme für *Münzfelden*, für das feinere Studium der deutschen Politik ein wesentlicher Verlust. Auch vermiſst man ungern, daſs von der Form und Zahl der Sitzungen in den Kreisconventen gar nichts vorkömmt, welches doch auf den

Einfluss des Kriegsglücks und die Frequenz der Geschäfte ein bis jetzt unangezündetes Licht werfen würde. So hielt z. B. der oberrheinische Kreis zu Frankfurt im J. 1795 72 Sitzungen, und in dem letztverflossenen wegen des Intervalls vom 8. Jul. bis zum 4. Oct. nur 39. Bey dem Kurkreise kann man sich nicht nach der fortlaufenden Nummer der Protokolle richten, welche bis Neujahr 1796 auf 43 ging, und in dessem Laufe bis zu 52 fortlief.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Hilscher: *Leben (,) Meynungen und Schicksale des Sebaldus Göz*, eines Kosmopoliten. 1795. 1 Th. 222 S. 2 Th. 254 S. 8. (1 Rthlr.)

Sebaldus Göz, nach seiner eignen Aussage ein missrathner Student, der bald als Zeichner, bald als Hofmeister, bald als Sprach- oder Tanzmeister, überall herumgestrichen war, macht in einem Gasthause schnelle Bekanntschaft mit dem Grafen von Palm, einem unglücklichen Hofmanne, der nach dem Verluste seiner ehemaligen Würden und seiner Gattin sein Leben in stiller Abgezogenheit mit seiner Tochter Eveline auf dem Lande zubringt. Ohne alle Umstände nimmt dieser den aufgefundenen Sebaldus in sein Haus, und überträgt ihm die Bildung seiner Tochter, welche Sebaldus auch von Stund an zu lieben anfängt, und nicht eher ruht, bis er sich ihrer Gegenliebe durch eine ausgezeichnet edle Handlung würdig gemacht hat. Im Stillen entwirft er den Plan, seinen künftigen Schwiegervater an seinen Verfolgern zu rächen. Durch Verstellung sucht er sich den Hofleuten zu nähern, die den alten Grafen zuweilen noch besuchen: knüpft intrigante Liebesgeschichten an, und endiget damit, dass er nach einem langen, hartnäckigen Kampfe mit den Queerstreichen des widerspenstigen Schicksals den Grafen endlich wieder in die Gunst des Fürsten setzt, dem Fürsten selbst aber die verblendeten Augen über seinen Zustand öffnet. Es ist nicht die mindeste Wahrscheinlichkeit vorhanden, dass ein herumreisender Student einen so fein ersonnenen, auf alle mögliche Hofintriguen berechneten Plan zur glücklichen Ausführung bringen sollte, wie der Vf. seinen Sebaldus ausführen lässt. Wenn dieser wirklich der edelmüthige Mann seyn sollte, wofür ihn der Vf. ausgiebt, so würde es ihm unmöglich seyn, durch solche Verstellungskünste und Betrügereyen eine Absicht zu erreichen, die sich der einsichtsvolle Graf nie in den Sinn fallen liess. Ohne weiteres Bedenken lässt der Vf. seinen Plänen die Tugend des Sebaldus in den Armen einer Buhlerin aufopfern, und zuletzt aus Noth gedrungen, sogar eine Mordthat begehen, wobey man dem Leser nicht undeutlich zu vermerken giebt, dass dieses eine erwünschte Gelegenheit, sich an seinem Gegner zu rächen, gewesen sey. Dafür muss aber auch der arme Sebaldus etwas rechtschaffnes leiden, und wie man am Ende glaubt, dass er allem Uebel glücklich entflohn sey, so kommt noch eine entsetzliche Räuberhorde, mit welcher jedoch der Vf., so wie mit allen übrigen Schwierigkeiten gar bald fertig zu werden weiss. Dass geringe Leute zu hohen Ehren gelangen können, davon giebt der Vf. ein lehrreiches Beyspiel in der Person des Corporals Engel, der am Ende richtig mit unter die ersten Stützen des Staats gerechnet werden muss. Was die Sprache betrifft, so dürfte Seb. Göz wohl noch die Vergleichung mit ähnlichen Romanen aushalten, im Ganzen aber herrscht auf der einen Seite eben so viele Sorglosigkeit in der Wahl des Ausdrucks, als bey Beschreibungen rührender Scenen auf der andern Seite Uebertreibung und Schwulst.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Berlin*, ohne Anzeige des Verlegers: *Amalia von Schönborn*, eine wahre Geschichte. 1794. 132 S. 8. (8 gr.) Die vornehmsten Personen dieses kleinen Romans haben ziemlich viel Leichtsinn und Gleichgültigkeit; der, welcher in Briefen *Amaliens* Leben erzählt, war ihr erster Geliebter, tröstete sich aber bald an der Seite einer andern, von der der Leser weiter nichts erfährt; die Heldin lässt ihren ersten Geliebten urplötzlich in Stich, hängt sich an einen Bruder Lüderlich, verliert, (nach dem Ausdrucke S. 64.) ihr Kränzchen, reisst ihrem Verführer, der Muskétier geworden ist, nach, lässt sich von ihm scheiden, verliebt sich auf der Reise, und heirathet am Ende wieder einen andern; ihr Mann sollte für einen andern um sie anhalten, und fischt sie für sich weg; dennoch wird der, der ihm den Auftrag that, so wenig böse, dass er selbst bey der Hochzeit zugegen ist; ihr Vater geht, nachdem er Schulden gemacht, in die weite Welt, und bekümmert sich dreyzehn Jahre um die Seinigen nicht u. s. w. Kein Wunder, wenn sich diese allgemeine Gleichgültigkeit auch dem Leser mittheilt, und dieser am Ende die Schrift mit der kaltblütigsten Verachtung aus der Hand legt. Nach einigen familiären Redensarten, und nach den empfindsamen Verschen zu urtheilen, die hie und da vorkommen, mag der Vf. ein junger Candidat seyn, nach folgender Stelle S. 107. aber scheint er ein Candidat der Theologie zu seyn: „So sehr ich überzeugt bin, dass die „sogenannte Prädestination, die in einer gewissen Kirche gelehrt wird, oder die von Ewigkeit her geschehen seyn sollende „Vorherbestimmung der Menschen zur ewigen Seligkeit oder „ewigen Verdammniss eine ungereimte, eine gottlose Lehre ist, „die zu allen Lastern, und zur Verzweiflung führt; so bin „ich doch u. s. w."

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 8. April 1797.

GOTTESGELAHRTHEIT.

CANTERBURY, b. Grove: *The Scripture-doctrine concerning the Coming of Christ*, unfolded upon principles, which are allowed, to be common to the Jews both in ancient and modern times. In *Answer to the Objections of Mr. Gibbon and Dr. Edwards upon this Subject*, to which is added an Appendix containing some *Remarks upon the miracles of the Gospel*, in Reply to an objection of the latter of these writers. by *N. Nisbett*, M. A. 1792. 140 S. 8. (20 gr.)

Bekanntlich haben sich die nicht allzuthätigen theologischen Schriftsteller von der hohen Kirche in England aus *Gibbons History of the Declin and Fall of the Roman Empire* der Reihe nach ihre Texte zu allerley Vindicationen und Apologieen des Christenthums gegen die „Ungläubigen" ausgehoben. Nach unserm Vf. „haben die zahlreichen und tüchtigen (Englischen) „Vertheidigungen unserer heiligen Religion in keinem andern Lande ihres gleichen." S. 9. Man muss sich also wohl am meisten darüber wundern, dass man nicht wenigstens jenseits des Canals bey dem überall beliebten Argument: Dies alles ist längst widerlegt! einzig stehen bleibt, dem neuen *Infidel and Unbeliever* bloss die Stellen, wo seine Abfertigung, noch ehe er gebohren war, bereit lag, nachweisst und sich dann geruhig in den Lehnstuhl zurücksetzt. — Doch Gibbon ist, wie Shaftsbury, ein gar zu schlimmer Feind der Religion und der Revelation. (Diese beiden Namen sind einem *N.* völlig synonym!) Beide haben die Maske (denn Ehrlichkeit darf man einem Mann, welcher die Herrn auf dem Stuhle Mosis mit manchem nicht leicht genug beantwortlichen Zweifel beunruhigt, natürlich nicht zutrauen!) — die Maske von Ehrfurcht für Religion, und beide beweisen doch so wenig Ehrfurcht für das, was die Kirchenparthieen mit der Religion zu einem unzertrennlichen Ganzen verbunden haben, für die (so oft schon variierte und immer noch variierende!) Ansichten und Einkleidungen der in der Religion unentbehrlichen Ideen und Erwartungen. Gibbon also diese Maske abzureissen, waren hundert Hände wenigstens bereit genug. Ausser Gibbon aber — welchen gehässig zu machen, da er gegen alle Verfolgungen in seiner Lage allzu gesichert war, kaum der Mühe werth gewesen wäre, — hat *N.* einen *näheren* Antagonisten gefunden. *Dr. Thomas Edwards* hatte sich in einer Reihe von Predigten, welche er zu Cambridge vor der Universität hielt, nicht undeutlich merken lassen, dass die englischen Kämpfer gegen Gibbon nur „wenige Spuren „tiefer Gelehrsamkeit, gründlicher Kritik und Unter„suchungsgabe gezeigt haben, dass sie vielmehr durch „weitschweifige und nichts beweisende Argumenta„tionen, durch sinnlose und unpassende Witzeleyen, „durch kenntnissloses Declamiren und schwärmeri„sches Geschwätz, durch leeren Spott und unanstän„diges Schimpfen Eckel erweckten." Für diese Charakteristik wird nun auch dem Dr. Edwards, welcher übrigens in jenen Predigten diejenigen Punkte herausgehoben hat, denen nach seiner Einsicht eine bessere Beleuchtung gegen Deistische Zweifel noch zu wünschen sey, die Ehre, mit Gibbon in die Classe derer gesetzt zu werden, welche, während sie sich zum Christenthum bekennen, alles dafür gethan haben sollen, diese Religion der Falschheit und des Betrugs zu beschuldigen, — weil sie nämlich zu *dem* Christenthum, welches sie mit Ehrfurcht behandeln, nicht alles das mit rechnen, was ein Hr. Nisbett und seines gleichen unter diesem Namen begreifen wollen. Unter anderm hatte Gibbon bemerkt, dass „der „mächtige Einfluss der Wahrheit bey der Stiftung des „Christenthums sehr bestärkt worden sey, durch die „Meynung von einem baldigen Eintritt des himmli„schen Reichs und von dem nahen Weltende. Die „Nähe dieser wundervollen Begebenheiten, sagt G. „Vol. II. war von den Aposteln vorhergesagt, die „Ueberlieferung davon wurde von ihren frühesten „Schülern festgehalten, und wer die Reden Jesu selbst „im buchstäblichen Sinn verstund, war genöthigt, „die zweyte glorreiche Aukunft des Menschensohns „*in den Wolken* noch in den Lebzeiten derjenigen Ge„neration zu erwarten, welche seine niedrige Gegen„wart auf Erden erlebt hatte. Eine Zeitumwälzung „von 17 Jahrhunderten hat uns belehrt, dass die ge„heimnissvolle Sprache der Prophezeihung und Offen„barung nicht allzu buchstäblich zu nehmen sey!" So Gibbon. Hatte nun gleich Edwards dies bey weitem nicht alles gegen G. eingeräumt, sondern bloss einen Untersuchungspunkt aus der exegetischen Bemerkung gemacht: dass die neutestamentlichen Schriftsteller die Data von Zerstörung Jerusalems und dem Weltende *untereinander gemischt* angäben, so eilt ihm doch Hr. *N.* „weil er in die Fussstapfen Gibbons trete" S. 11. mit *seinem* sogenannten *Bibelbegriff* von der Zukunft Christi nach. Weil er, Hr. N., nach S. 13. „keinen einzigen Schriftsteller kennt, welcher „diesen Gegenstand mit der verdienten Aufmerksam„keit behandelt habe," so kommt er der christlichen Religion mit der *Entdeckung* zu Hülfe, dass man einen doppelten Adventus des Messias unterscheiden müsse

müsse, den zum Weltgericht als den letzten und — den unsichtbaren zur Zerstörung des Jüdischen Staats und seines Residenz. Auf den letztern bezieht er, (wie gewöhnlich) alle Stellen, welche von der Nähe des kommenden Reichs Gottes und sogar von Erwartung desselben während des Lebens mancher Zeitgenossen Jesu sprechen. Seine ganze Behandlung aber von dieser Materie, welche er auch schon vorher in einer *Illustration of various passages of Scripture* vor die Hand genommen hatte, bereichert uns nicht mit einer einzigen eigenthümlichen Ansicht; es müsste denn vielleicht die Bemerkung S. 80. Hn. *N.* völlig eigen seyn. Sie lautet also: „der Leser beliebe sich an die „Frage im 24 Kap. des Matth. zu erinnern. Die Jün„ger fragen: Was soll das Zeichen seyn von deiner „Ankunft und dem Ende des Zeitalters, d. h. der Mo„saischen Periode. Die Antwort von unserm Herrn „ist: das Zeichen von dem Ende jenes Zeitalters sey „die Zerstörung Jerusalems. *Das Zeichen aber von sei„ner Ankunft und davon, dass die Beschaffen„heit von dieser oft missverstanden werde, „sey dieses: dass diese Ankunft sey — in den Wol„ken.“ etc.*

In Beziehung auf *Wunder* hatte Edwards geäussert: Möchte gleich die Menge von Vorurtheilen, (welche die Juden hatten) sie mit Abneigung gegen Christus erfüllt haben, wenn dieser bloss ein Lehrer der Rechtschaffenheit *ohne höhern Beystand* gewesen wäre, so würde doch selbst die vereinte Macht jener Vorurtheile unwiderstehlich niedergeschlagen gewesen seyn — durch den natürlichen Einfluss eines einzigen *unbezweifelten Wunders*. *N.* setzt wortreich entgegen: Man lese im N. T. nirgends, dass irgend ein Jude die Wunder *als etwas geschehenes* geläugnet habe. Jeder könnte dagegen fragen: muss denn alles, was die Juden gegen Jesu Wunderthaten, einwendeten, im N. T. stehen? Edwards aber, was die Hauptsache hier ist, sagt nicht, dass die *Facta bezweifelt* worden seyen. Der Beweiss für eine Lehre aus einem Wunder beruht *fürs erste* freylich auf dem Beweiss, dass ein gewisser erstaunlicher Erfolg wirklich geschehen war; dann aber muss, in Rücksicht auf die *Ursache* des Erfolgs, *bewiesen* (d. h. die Möglichkeit des Gegentheils entfernt) seyn, dass das Geschehene ohne eine, alle dabey wirksame Naturursachen übersteigende, Wirksamkeit der Gottheit nicht zum Factum hätte werden können. Endlich aber muss *ebenfalls bewiesen* werden, dass eine solche Wirksamkeit der Gottheit, *im Reiche der Natur* etwas wundervolles hervorzubringen, nicht gedacht werden könne, ohne den Zweck, dadurch eine Erscheinung *im Reiche der Geister*, die Entdeckung wahrer Behauptungen, zu bestätigen. Wäre ein Wunder geschehen, von welchem den Juden diese dreyerley Beweispunkte bis zur Evidenz überzeugend hätten dargethan werden können, so würden gewiss nur die leidenschaftlichsten und eigennützigsten dannoch vorsätzlich Jesu sich entgegengesetzt haben. Wäre sonst irgend noch etwas für Wahrheit unter den Menschen zu hoffen, wenn man annehmen müsste, dass die meisten unter unserer Gattung völlig evidenten Beweissen durchgängig zu widerstehen geneigt seyen?

Venedig, b. Domenico Fracasso: *Il Libro della Sapienza*, recato dal testo originale nell' Italiana favella, secondo la lettera e lo spirito, *dall' Abate Franc. Boaretti*, con Analisi, Annotationi, Riflessioni e *Dissertazione sull' Origine della Sovranità, i Diritti del Principato e i doveri de' Sudditi, relativa alla presenti circostanze ed alle Massime in esso Libro comprese.* 1792. VIII. und 222 S. 8. (21 gr.)

Titel und Vorrede deuten auf den politischen und temporären Zweck dieser Uebersetzung. „Unter der „höchsten Weisheit, Klugheit und Religiosität der „hohen Aristokratie zu Venedig leben (1792.) mit dem „Vf. alle Unterthanen im Schoos einet wahren und blei„benden Glückseligkeit.“ Diesem Glücksstand ist nach seinen Einsichten das System, dass die Souverainetät auf der Nation ruhe, und niemals für immer veräusserlich sey oder das System des gesellschaftlichen Vertrags entgegen. Er hat dieses nach den populären Ausdrücken und alten Begriffen von der Königsgewalt, wie man sie auch in dem, für seine Kirche kanonischen, Buche der Weisheit findet, in der beyfügten Dissertation geprüft. Um seiner Prüfung alle mögliche Deutlichkeit zu verschaffen, schickt er ihr die Uebersetzung des Buchs selbst voraus.

Abgesehen von dieser Entstehungsgeschichte der Uebersetzung verdient der Vf. das Lob, seinen Text verstanden zu haben. Er macht sich von der Vulgata, deren Text er neben seiner Uebersetzung abdrucken liess, nur alsdann abhängig, wo das Griechische nicht einen richtigern Sinn giebt. In solchen Stellen wird das Griechische in den Noten angeführt. Auch mit den Eigenthümlichkeiten der höchst unrömischen Sprache jener lateinischen Version ist B. gut bekannt. Nur einige Beyspiele. K. VII, 11. *innumerabilis honestas per manus illius*. Das Griechische hat πλουτος, in der Sprache des sinkenden Roms waren *honestus* (*honoratus*) und *dives* Synonyma. V. 15. μονογενες wird richtig *unico* übersetzt, nicht *unigenito*. I, 6. ist die Wendung des Lateinischen Textes sehr undeutlich: *Benignus enim est Spiritus sapientiae, et non liberabit maledicum a labiis suis*. B. versteht diese hebraizirende Construction gut: *Che lo spirito di Sapienza, quantunque amico degli uomini* (φιλανθρωπον hat das Griechische) *non assolverà lo schernitore*. I, 14. setzt der Lateiner *non est in illis medicamentum exterminii*. B. bemerkt, dass φαρμακον hier zum Grund liege und *venenum* übersetzt seyn sollte. X, 7. *incredibilis animae memoria stans figmentum salis*. „*Quella massa bituminosa testimonio dell' anima incredula*“ (Loths Weib) — XII, 5. würde der lateinische Text: *et devoratores sanguinis a medio sacramento tuo*, leicht einem andern zu antihäretischen Glossen Gelegenheit gegeben haben. B. wählt unpartheyisch die Variante: εκ μεσου μυσας θιασου und übersetzt: *e bevevano* (die Cananäer) *il sangue umano nel furore del* lor

lor tripudio. Θίασος ein Bacchantentanz. — Einmal wandelt den Vf. die theologische Deuteley an. Der *filius Dei* K. II, 13. 16. soll durchaus der Messias, Jesus, seyn. Der Context aber zeigt, dass der Singular hier als Aggregat steht. Vergl. V, 5. Glücklicher entgieng B. dem Einfluss des kirchlichen Systems bey VIII, 19. *puer autem eram ingeniosus et sortitus sum animam bonam.* Die Glosse hiezu ist dem Sinn des Alterthums gemäss: *la qualità naturali, il buon temperamento ed il buon ingegno vengono di Dio; perche da Dio non solo viene la Sapienza, ma anche ogni qualunque disposizione esterna ed interna, naturale e supernaturale, che serve all' acquisto della Sapienza.*

Der Uebergang auf die angehängte politische Abhandlung ist nicht, weil ihn die Sache gab, sondern weil der Vf. ihn zu erhalten für gut fand. Vom *göttlichen* Königsrecht ist nur im Vorbeygehen die Rede VI, 4. nicht um den Regenten einige Willkührlichkeit zu zusprechen, sondern um ihre *Pflichten* ihnen desto stärker ins Licht zu stellen. v. 4. *Quoniam data est a Domino potestas Vobis et virtus ab altissimo, qui interrogabit opera vestra et cogitationes scrutabitur. Quoniam cum essetis ministri regni illius (Dei) nec recte judicastis — horrende et cito apparebit vobis, quoniam durissimum judicium his, qui praesunt, fiet.* B. übersieht, was er bey VIII, 19. wohl bemerkt hatte, dass das Alterthum alles Gute von Gott ableite, nimmt das: *data est vobis potestas a Domino*, allein heraus und setzt dies einer, in Deutschland zwar auch übersetzten, aber weniger bekannt gewordenen Schrift entgegen: *De' Diritti dell Uomo. L. VI. ne' quali si dimostra, che la più sicura custode de' medesimi nella Società civile è la religione christiana, e che però l'unico Projetto utile alle presenti circostanze è di far risiorire essa religione. Opera di Nicola Spedalieri, Siciliano, Dottore e già Professore di Theologia. In Assisi.* 1791. *Sp.* zeigt, die Vernunft und Philosophie führen auf das System des *Contract social.* Wenn die Schrift sage; durch mich herrschen die Könige, so sey dies so zu deuten, wie durch Gott bald Hunger bald Ueberfluss sey. Dass der Mensch in Gesellschaft und also überhaupt unter ordentlicher Regierung lebe, sey zwar allerdings Gottes Wille. Dadurch aber seyen doch dem Menschen seine wesentlichen Rechte nicht genommen und seine Unterwerfung unter eine *bestimmte* Regierung gründe sich immer auf ein *pactum implicitum.* Dies hält Sp. (welcher zu Rom lebt) auch für den Sinn des Evangeliums. B. dagegen (S. 215. ff.) hält dies geradezu für den Weg zum Atheismus. *Das Wesen der Ordnung stamme unmittelbar von Gott.* Sie sey nur unter einer gegebenen Regierung zu realisiren. Folglich habe jeder unter einer Regierung gebohrne kein Recht über diese, sie aufzuheben oder zu ändern. Seine Pflicht sey gehorchen, dulden und sich in den Willen Gottes resigniren; wie die ersten Christen unter den tyrannischen Verfolgern. Gott sey allein der Richter der Regenten. Die Geschichte der Offenbarung zeige den Menschen immer unter der Herrschaft des Hausvaters, Patriarchen, Richters oder Königs. Das entgegengesetzte System hebe, *als atheistisch*, alle Pflichten auf. Dies System des Vfs. hingegen sey (S. 218.) nicht nur so alt, als alle Gesellschaft, sondern *ewig, wie Gott und einzig wahr.* „*Il mio Systema scaturisce immediatamente dall' esistenza di Dio!*" — — Ob wohl Hn. B. zu rathen seyn möchte, bloss im exegetischen Felde zu bleiben?

PHILOLOGIE.

Halle, b. Ruff: *Sexti Empirici Opera* ex recensione Fabricii curavit et commentario illustravit J. G. *Mund.* Voluminis I. Pars. prior. 1796. 186 S. 4. (11 gr.)

Die Werke des Sextus, welche unter die vorzüglichsten gehören, die ein günstiges Geschick uns von griechischen Philosophen erhalten hat, haben mit mehreren das unverdiente Schicksal gehabt, dass sie von Philologen und Kritikern vernachlässigt wurden. Wir haben im Ganzen nur zwey griechische und eine lateinische Ausgabe, die noch dazu etwas selten sind. Seit Fabricius scheint kein Philolog an eine neue Bearbeitung des Textes gedacht zu haben, der, ungeachtet er sich vielleicht besser als in vielen griechischen Schriftstellern erhalten hat, doch selbst nach der Fabricischen Recension manche Verbesserungen aus noch nicht gebrauchten Handschriften erwartet. Indem das Bedürfniss und der Wunsch theils nach einer neuen Recension, theils nach einer wohlfeilern Handausgabe in unsern Zeiten reger wurden, und das Publikum die Hoffnung hatte, mit dem Sextus von einem bekannten Gelehrten beschenkt zu werden, erscheint unerwartet diese Ausgabe von Hn. Mund, die zum wenigsten das eine Bedürfniss nach einer Handausgabe für das erste befriedigt.

Diese Ausgabe wird aus zwey Bänden bestehen, den einen wird der Text, den andern der Commentar füllen. In dem letztern will der Vf. theils die abweichenden Lesarten beurtheilen, und eigene Conjecturen beybringen; theils über die Entstehung, den Geist und die Schicksale der Skepsis bis auf den Sextus, über das Leben, über den Inhalt und Zweck der einzelnen Schriften desselben das Nothwendige sagen, und einzelne Stellen, die es bedürfen, erklären. Der vor uns liegende Theil enthält den Text der Hypotyposen. Eine neue Recension hat Hr M. nicht geliefert, sondern den Fabricischen Text von neuem abdrucken lassen. Es schien ihm zu kühn, eigenmächtig ohne Auctorität der Handschriften, von denen ihm keine zu Gebote stand, etwas in dem Text zu ändern. Er strebte daher nach keinem andern Verdienst, als die Druckfehler in der Ausgabe des Fabricius zu verbessern, und der Interpunction, die oft fehlerhaft ist, mehrere Richtigkeit und Zweckmässigkeit zur Erleichterung des Verstehens zu geben, und auf den Abdruck die grösste Sorgfalt zu wenden, damit er ohne alle Fehler erscheine. Unstreitig wäre es verdienst-

voller gewesen, wenn Hr. M. nur einige Handschriften (zumal den Zeitzer Codex, dem er so nahe war) hätte vergleichen wollen; unterdessen müssen wir mit dem zufrieden seyn, was er wirklich hat geben wollen. Diese Zufriedenheit würde aber noch höher steigen, wenn sich nicht gegen die Ausführung des Unternehmens manche bedeutende Erinnerung machen liesse, und davon müssen wir noch etwas sagen.

Wenn auf der einen Seite Druckfehler der ältern Ausgabe verbessert sind, so finden sich dagegen hier auch wieder neue, doch im Ganzen nicht sehr bedeutende z. B. I B. 1 K. §. 4. διαβεβαιὑμεϑα K. 14 §. 51. ἐμψυχέυτες für ἐμψυχέντες; III B. 18 K. §. 163. ἄτοπον ἄρα τὸ λέγειν ὅι f. ὅτι. Sogar ist I B. 22 K. §. 196. ein Druckfehler des Fabricius ἥ τινι für ἤ τίνι treulich beybehalten. Die Interpunction ist im Ganzen dem Sinne angemessener, indem sie genauer als beym Fabricius unterscheidet, was zu verbinden und was zu trennen ist. Aber auch hier vermisst man Gleichförmigkeit und durchgängige Sorgfalt, und der Her. hat bald zu viel bald zu wenig darinn gethan; seine Interpunction ist oft fehlerhafter und das Verständniss erschwerender als die des Fabricius; manches was verbessert werden konnte, ist unverändert geblieben. Wir führen nur einige Belege an. I B. 21 K. §. 195. ὁ γὖν λέγων τάχα ἔςιν δυνάμει τίϑησι καὶ τὸ μάχεςϑαι δοκὖν αὐτῷ τὸ τάχα μὴ ἐιναι τῷ (hier hätte auch zum wenigsten in Klammern μη, was der Sinn erfodert, hinzugesetzt werden sollen) διαβεβαιὖςϑαι περὶ τὖ ἐιναι αὐτό. In diesem Satze hätten doch wohl Unterscheidungszeichen statt finden müssen, die auch schon Fabricius hat. III B. 23 K. §. 183. ἔτι κἀκεῖνο λέγυσί τινες, ὅτι ἀγαϑόν ἐςιν ἤτοι τὸ αἱρεῖςϑαι αὐτὸ, ἢ ἐκεῖνο ὃ αἱρὑμεϑα, so Fabricius; Hr. M. aber ὅτι ἀγαϑόν ἐςιν ἤτοι τὸ αἱρεῖςϑαι αὐτὸ ἢ ἐκεῖνο, ὃ αἱρὑμεϑα, welches wenn es kein Druckfehler ist, dem Sinn ganz entgegen ist. — Wirkliche Abweichungen von dem Fabriciusschen Texte haben wir, wider Erwarten doch einige gefunden, wozu aber Fabr. selbst zum Theil Anleitung gegeben. I B. 8 K. §. 16. καὶ λέγει δόγμα (τὴν) τινι ἀδήλω συγκατάϑεσιν, das Unterstrichene ist nöthiger Zusatz; hingegen I B. 14 K. §. 55. ist τὰς nach ἀνϑρώπὖς und §. 52. καὶ nach πάσχομεν als überflüssig eingeklammert. Dagegen sind aber oft Stellen nach Fabricius abgedruckt, die sogleich ohne Einsicht der Handschriften hätten verbessert werden können und sollen, z. B. I B. 20 K. §. 192. ὡς ἐιναι ἀφασίαν πάϑος ἡμέτερον, διὸ ὐδὲ τιϑέναι τὶ ὔτε ἀναιρεῖν φαμεν. I B. 25 K. §. 200. ἀλλὰ τὸ ἑαυτὖ πάϑος απαγγέλλοντες καϑὸ φησιν, ὑπολαμβάνω, ὅτι (ὅτι) ἄχρι νῦν etc. Offenbar muss es heissen δι' ὃ und καϑ' ὃ, und zudem hätte das Colon vor dem letzten in ein Comma verwandelt werden müssen. Es wundert uns, dass der Anfang des 24 Kap. §. 198. wo eine Parallelstelle auch bey Fabricius richtig abgedruckt ist, Hn. M. nicht auf diese Fehler aufmerksam gemacht hat. III B. 25 K. §. 243. ὃ γὰρ ἐὰν ἔργον ἐιναι (ἐιναι) ταύτης λέγῃ τις, τὖτο κοινὸν ἑυρίςκεται καὶ τῶν ἰδιωτῶν. Warum ist ἐὰν für ἄν, welches doch ein in die Augen springender Fehler ist, wieder abgedruckt?

Diese Proben sind hinreichend, um über diese Ausgabe ein richtiges Urtheil zu fällen. Das eigne Verdienst des Herausg. ist dabey sehr unbedeutend; und der saubere Druck und der wohlfeile Preis das Einzige, was sie empfehlen kann.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Weissenfels und Leipzig*, b. Severin: *Aristokratismus in seiner unnatürlichen Ausartung*, eine französische Novelle vor und nach der schauderhaften Revolution von *C. A. Seidel*, 1795. 134 S. 8. (8 gr.) Die zweyte, äusserst stolze und herrschsüchtige, Gemählin eines schwachen französischen Edelmanns, sucht die Kinder erster Ehe ins Kloster zu bringen, um ihrem eignen Sohne alles zuzuwenden. So leicht ihr dies mit den Töchtern wird, so standhaften Widerstand findet sie von Seiten des Sohnes erster Ehe, *Karl*. Um diesen nun auf eine andre Art aus dem Wege zu räumen, wirkt die abscheuliche Stiefmutter einen Verhaftbefehl gegen ihn aus, und dergleichen *Lettres de cachet* sind es, die der Vf. S. 65. die grösste aristokratische Ausartung nennt, da man den Despotismus des Monarchen zu den schändlichsten Absichten missbrauchte. Nach zwey Jahren findet der unglückliche *Karl* Gelegenheit, aus dem Kerker zu entkommen, heyrathet eine Bürgerliche, die er schon längst geliebt, und etablirt sich zu Koblenz als Kaufmann. Dies sind die Begebenheiten des Romans *vor* der Revolution. *Nach* der Revolution gerathen Vater und Stiefmutter als Emigranten nach Koblenz, und obgleich *Karl* seinem Vater das Leben rettet, und ihn aufs grossmüthigste behandelt, so gibt doch nicht allein der Vater den übermüthigsten Stolz gegen ihn aus, sondern Stiefmutter und Stiefbruder lassen ihn auch durch das sogenannte *Bureau de iustice* der Emigranten verhaften, und als die rechtmässige Obrigkeit seine Auslieferung verlangt, stösst ihn die Wache nieder. Dieser Ausgang ist gar zu traurig, und, obgleich eine Zusammenkunft *Karl's* mit seinen Verwandten vorherzusehen war, so erwartet doch gewiss der Leser keine solche Katastrophe, sondern jeder wird wünschen, dass Beschämung und Reue die Strafe für die unnatürlichen Aeltern gewesen, und entfernte Hoffnung zu ihrer Besserung erweckt worden seyn möchte. Der Vortrag, der mit Erzählung, Gesprächen, und Briefen abwechselt, hat eine angenehme Leichtigkeit; nur ist er durch zu viele ausländische Redensarten, wie *obruiren*, *Arrangement*, *Carriere*, *Initiation* u. s. w. entstellt. *Nüsseln* (von den Thränen) ist ein neugemachtes Wort, und was *Gemein- und Gleichheitshäuser* seyn sollen, nicht leicht zu errathen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 10. April 1797.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Halle, b. Curts Erben: *Jo. Chr. Reil*, Med. Doct. et Prof. publ. ord. etc. *Exercitationum anatomicarum* fasciculus primus *de structura nervorum* III. tabb. aeneis illustratus. 32 S. Text und 2 S. Vorrede. Imperialfolio.

So viel auch von Aerzten und Philosophen über das Nervensystem und dessen Eigenschaften und Verrichtungen gesagt worden ist; so ist doch bisher die Structur der Nerven selbst beynah ganz unbekannt gewesen. Was man davon wusste, betraf fast nur solche Dinge, welche sich durch die gewöhnliche anatomische Zerlegung vermittelst des Messers und der Maceration entdecken lassen, und man glaubte alles gethan zu haben, wenn man höchstens noch das Microscop dabey zu Hülfe nahm. Dass durch diese Art der Untersuchung, aller darauf noch zu wendenden Mühe unerachtet, doch nicht viel gewonnen werden würde, liess sich schon aus dem bisherigen Erfolge schliessen; es blieb daher nichts übrig, als neue Wege zu suchen, um auf denselben näher zur Kenntniss dessen, was sich überhaupt mit Hülfe der Sinne erforschen lassen dürfte, zu gelangen. Der um mehrere Theile der Arzneykunde sehr verdiente Vf. der vorliegenden Schrift hat hierzu eine Aussicht eröffnet, welche nicht nur jedem Physiologen und Anatomiker, sondern auch den praktischen Aerzten und Philosophen erfreulich seyn muss.

Die Hülfsmittel, deren Hr. R. sich bey seinen Untersuchungen bedient hat, sind *chemische*, aber nicht vermittelst des Feuers, sondern auf dem *nassen Wege*. Er wendet, wenn er blos das Nervenmark darstellen will, die Salpetersäure in einer Wärme von 13 Grad Réaum. an, wovon das Nervenmark erhärtet und eine schwefelgelbe Farbe annimmt, das Zellgewebe aber aufgelöset und in einen weichen Schleim verwandelt wird. Er schneidet die Nerven mit ihrer zellichten Hülle aus einem möglichst frischen Leichnam aus, und überschüttet sie in einer Schüssel von Porzellan oder von Steingut mit Salpetersäure, welche anfangs verdünnt, hernach aber rein seyn muss. Die Nerven ziehen sich sogleich davon zusammen und müssen daher wieder ausgebreitet werden. Damit auch die dickern Nervenstämme von der Flüssigkeit berührt werden, so bedeckt er sie mit einem befeuchteten Fliesspapier. Anfangs werden die Häute sowohl, als das Mark, davon hart; nach drey bis sechs Tagen aber wird das Zellgewebe nebst den Häuten aufgelöset, und dann nimmt das Mark die gelbe Farbe an, worauf es durch destillirtes Wasser behutsam gereinigt wird. Die einzelnen Nervenfäden, woraus die Stämme bestehen, werden dadurch nicht von einander getrennt, weil die Salpetersäure sie in einer Art von Zusammenziehung erhält, welches die Salzsäure nicht thut, die daher zu diesen Versuchen weniger anwendbar ist. — Zur Darstellung der eigenthümlichen Nervenhaut bedient er sich der mässig verdünnten Seifensiederlauge, welche das Nervenmark auflöset, die Haut aber nicht angreift. Das Mark wird sodann mit den Fingern ausgepresst und durch destillirtes Wasser vollends ausgespühlt. Zuletzt lässt sich die Hülle der leeren Nervenfasern mit Quecksilber oder Luft füllen und trocknen, sodann aber am besten in Terpentingeist aufheben.

Diese Versuche hat der Vf. bey mehreren Nerven frischer und injicirter Leichname angewandt, und er lehrt die Art, wie sie weiter fortgesetzt werden können, auch macht er Hoffnung, diese und ähnliche Methoden auf das Gehirn selbst und das Rückenmark anzuwenden. Die Resultate seiner bisherigen wichtigen Versuche hat er in acht Kapitel zusammengefasst, aus welchen Rec. der Ordnung nach das Wesentlichste auszeichnen will.

Kap. I. *Von der Nervenhaut.* Die Nerven bestehen an ihrem sogenannten Ursprung aus Bündeln, diese aus Strängen und letztere aus Röhrchen, welche mit Mark gefüllt sind; dies sieht man deutlich am fünften, sechsten und achten Paar; in ihrem weiteren Verlaufe werden sie durch die feste Hirnhaut und durch das sie umgebende Zellgewebe in Einen Bündel vereinigt. Ihre eigenthümliche Hülle, welche vom Vf. *neurilema* oder *neurhymen*, *Nervenhaut* genannt wird, erhalten sie weder von der dünnen Hirnhaut, noch von irgend einer andern Membran, sondern sie wird durch die unmittelbare Attraction der thierischen Materie erzeugt. Man kann sie leicht mit dem Messer an einem ausgespannten Nerven präpariren, weil sie sich durch ihre gelblichbraune Farbe von dem weisseren Zellgewebe leicht unterscheidet. Nach der Grösse des von ihr umgränzten Raums richtet sich die Dicke des Nervenmarks. Die Meynung ist falsch, dass jeder Nervenfaden einzeln nach dem Gehirn hingeht und sich in dasselbe inserirt. Einige, und zwar nur wenige, Enden oder Fortpflanzungen (*propagines*) der Nerven hängen mit dem Gehirn und Rückenmark unmittelbar zusammen; die übrigen endigen sich in andere Theile des Körpers, ohne mit diesen anders, als vermittelst eines blossen Zellgewebes, verbunden zu seyn. Durch die mit dem Gehirn und Rückenmark zusammenhängenden Fortpflanzun-

gen erhalten alle diejenigen Nerven, welche weder unter sich, noch durch den sympathischen Nerven vereinigt sind, eine wechselsweise Verbindung. Die in das Gehirn und Rückenmark gehenden Nervenfortpflanzungen hängen mit diesen Organen sowohl durch ihr Mark, als durch die in die dünne Hirnhaut übergehende Hülle zusammen; man muss daher ihr Ende an derjenigen Stelle annehmen, wo diese Hülle anfängt oder aufhört, und die Verlängerungen der Nerven in die Gehirnsubstanz kommen eigentlich dieser, und nicht jenen zu. An den Nervensträngen aber verbindet sich bloss die äussere Scheide mit der dünnen Hirnhaut; die in demselben enthaltenen feineren Röhrchen hingegen scheinen schon vor der Vereinigung der Nerven mit dem Gehirn aufzuhören. Am deutlichsten zeigt sich dieses bey dem Sehenerven; bey den andern Nerven ist es schwerer wahrzunehmen. Die eigenthümliche Nervenhaut besteht aus einem Zellgewebe, welches mit vielen Blutgefässen und Saugadern, deren Zweige sich zwischen die Röhrchen verbreiten, versehen ist. Sie ist zwar sehr dünn, aber doch fest und elastisch. Ihre äussere Fläche ist glatt und hängt mit dem Zellgewebe durch feine zellichte Fädchen und durch Gefässe zusammen. Am Sehenerven ist dieses leicht wahrzunehmen; man kann aber auch an andern Nerven, wenn man sie einige Stunden in Seifensiederlauge geweicht hat, die einzelnen Stränge so herausziehen, dass die leere Zellenhaut übrig bleibt. Dieser lockere Zusammenhang zwischen der Nervenhaut und der Zellenhaut verstattet eine Art von Beweglichkeit zwischen diesen Membranen, wodurch das Nervenmark gegen die üblen Folgen, welche die Anstrengung des Körpers in demselben hervorbringen könnte, gesichert wird. Die Nervenhaut aber bildet nicht allein grössere cylindrische Scheiden für die Nervenstränge, sondern auch kleinere der Art für die Nervenröhrchen, welche durch Seitenzweige mit einander in Verbindung stehen und in Nervengeflechte und Anastomosen zusammenfliessen. Daher kommt es, dass das Quecksilber, welches man in ein Röhrchen eines Nerven füllt, bald auch in die andern übergeht. Dass diese Röhrchen nicht vom Zellgewebe, sondern von der eigenthümlichen Nervenhaut gebildet werden, kann man an getrockneten Nerven, deren Röhrchen mit Quecksilber oder Luft gefüllt worden, und vorzüglich an dem auf diese Weise präparirten Sehenerven deutlich wahrnehmen. Die verschiedene Härte und Weichheit der Nerven, z. B. der Geruchs-, Gehör-, Gesichts- und Herznerven hängt zum Theil von dem Grade der Dichtheit dieser Nervenhaut, auch von der Zahl und der Engheit der Röhrchen und von ihrer festeren Zusammenziehung um das Mark ab. Die Nerven überhaupt sind als Kegel zu betrachten, deren Spitze gegen ihren sogenannten Ursprung und deren Grundfläche gegen ihr Ende gerichtet ist: diese Figur rührt von der Nervenhaut her, welche immer weiter wird und also immer mehr Mark in sich aufnimmt, je mehr sie sich der Peripherie des Körpers nähert. Diese Nervenhaut kommt den Nerven eigenthümlich zu und gehört eben sowohl, als das Mark selbst, zu ihrer Natur. Dass sie nicht bloss zufällig ist und etwa nur ihnen zum Schutz dient, sieht man daraus, weil auch die Nerven, welche innerhalb des Schädels und Rückgrats sind und also keines weiteren Schutzes bedürfen, doch mit dieser Haut versehen sind. Sie dient dem Mark zur Aufnahme, ordnet dasselbe und giebt ihm die Form und Organisation. Das in ihren zarten Gefässen enthaltene Blut trägt zur beständigen Veränderung in der Mischung des Marks bey, wovon der in den Nerven vorgehende chemisch-thierische Process abhängt, auf welchen es bey ihren Wirkungen ankommt. Bey diesem Process scheint das Mark einige von seinen Bestandtheilen zu verlieren, welche ihm aus dem Blute der Gefässe der Nervenhaut wieder ersetzt werden; man kann daher die letzte in dem angezeigten Sinne als das Absonderungsorgan des Marks ansehen. Der Verlust und die Wiederersetzung des Marks geht selbst in einem ruhigen Nerven, mehr aber in einem in Thätigkeit gebrachten vor. Diese Absonderung ist örtlich, an jeder einzelnen Stelle des Nerven: das, was man also gewöhnlich Nervenkraft nennt, kommt nicht vom Gehirn, sondern von der Nervenhaut her. Jeder einzelne Theil eines Nerven, jedes Nervenfädchen, hat sein Leben, seine Ernährung und sein Wachsthum für sich, und ist durch eigne Kraft reizbar und zu seinen Verrichtungen geschickt. Die Nerven hängen daher nicht vom Gehirn ab, sondern stehen nur mit demselben in Verbindung; sie können ohne Gehirn leben und ernährt werden, wie sich schon aus den ohne Kopf und Rückenmark gebornen Missgeburten schliessen lässt. Sie haben also keinen bestimmten Ursprung, von welchem sie ihre Energie zu schöpfen brauchten, sondern sie entspringen überall und erhalten überall ihre Energie. Es ist kein Punkt des Marks, welcher nicht von den feinen Gefässen der Nervenhaut ernährt und wiedererzeugt werden sollte. Die örtlichen Fehler dieser Haut erzeugen örtliche Nervenkrankheiten, und durch Verbesserung der Chylification können solche Krankheiten geheilt werden. Die Spinnewebenhaut des Gehirns und Rückenmarks begleitet die Nervenfortpflanzungen nur innerhalb des Schädels und des Rückgrats; ja sie geht schon dort gewissermassen in ein Zellgewebe über, und hernach ist keine Spur von ihr an den Nerven wahrzunehmen.

Kap. II. *Von der Zellhaut.* An ihrer äussern Fläche ist sie locker, an der innern aber dicht und silberfarb. Wenn sie von den Nerven losgetrennt wird, so sieht man, dass sie gleichsam netzartig, die Nervenhaut aber faserig erscheint. Sie umgiebt nicht bloss die Nervenbündel, sondern sie heftet auch die Stränge an einander. Sie ist eine einfache Membran, welche aber bey den in die Muskeln gehenden Nerven dicker und stärker, bey den andern, welche weniger Schutz brauchen, dünner und feiner, und bey den im Schädel und Rückgrat vorkommenden Nerven beynah kaum zu bemerken ist. Die feste Hirnhaut begleitet die Nerven nicht ausserhalb dem Schädel,

den

den einzigen Sehenerven ausgenommen: das äufsere Blatt schlägt sich gleich an den Schädel zurück; das innere geht zwar ein kleines Stück Weges mit den Nerven, verliert sich aber sogleich in die Zellhaut. Die Nerven des Rückenmarks werden nur bis zu ihren Knoten von der festen Hirnhaut begleitet. Aus den feinen Arterien wird ein Duft in die kleinen Zellen der Zellhaut ausgehaucht, der sich krankhafter Weise in ein Wasser anhäufen kann; ohne Zweifel kann sich eine solche Art von Wassersucht auch zwischen dieser und der Nervenhaut erzeugen. Fett findet man allemal in der Zellhaut und zwischen den Nervensträngen, aufser bey höchst atrophischen Menschen. Dafs die Nerven nicht blofs aus Zellgewebe bestehen, läfst sich durch die Maceration leicht beweisen. Die Zellhaut ist nicht als eine eigenthümliche, sondern nur als eine hinzukommende Membran der Nerven anzusehen.

Kap. III. *Von den Nervensträngen.* Man kann diese an den mehrsten Nerven, wenn sie queer durchschnitten werden, sogleich sehen. An jedem Nerven hat man den mittleren Theil oder den *Körper*, von den beiden *Enden* oder Fortpflanzungen zu unterscheiden. Die Zahl der Stränge ist in dem Körper gröfser und nimmt in den Enden ab; wenn man aber alle Enden zusammenrechnet, so ist ihr Volumen sowohl, als die Zahl ihrer Stränge, beträchtlicher. Jeder Nerv kann an seinen beiden Enden besonders gereizt werden, sowohl am Hirn- oder *Central-Ende*, als an seinem *peripherischen* Ende: jenes Ende ist also für die Hirnwirkungen reizbar, dieses für äufserliche Reize. Die Stränge sind in den verschiedenen, auch wohl in einzelnen Nerven, an Dicke einander sehr ungleich; in dem Hüftnerven sind sie feiner, als in den mehrsten Armnerven. Die Stränge der Achsel- und Hüftnerven des Ochsen und Pferdes sind feiner, als die des Menschen. Im Körper der Nerven sind die Stränge dicker, als an den Enden derselben: dies ist sowohl bey den Gehirn- als bey den Rückenmarksnerven der Fall. Die Nervenhaut, welche sich mehr oder weniger tief in das Mark einsenkt, bringt in den Strängen Einschnitte und Riefen hervor. Die Art, wie sich die Stränge vertheilen und wieder unter sich verbinden, giebt jedem Nerven eine eigene Bildung oder einen besondern Typus, welchen man an corrodirten Präparaten sogleich wahrnehmen kann, wie die beygefügten Abbildungen erweisen. Der Sehenerv, welcher aus nebeneinander laufenden Fäden besteht, verliert diese Structur, sobald er sich mit dem von der andern Seite verbindet. Die übrigen Nerven endigen sich frey in die Muskeln und Organe, für die sie bestimmt sind. Hr. *R.* sagt, er habe nie eine Spur einer unmittelbaren Cohäsion der Nerven mit den Muskelfasern wahrgenommen, doch glaubt er selbst, hierüber noch weitere Untersuchungen anstellen zu müssen.

Kap. IV. *Von den Nervenfasern.* Hierunter sind die kleinern von der Nervenhaut gebildeten und mit Mark ausgefüllten Röhrchen zu verstehen, welche in den verschiedenen Nerven von verschiedener Dicke sind, und zwar im Ganzen parallel neben einander laufen, unter sich aber doch auch Geflechte und Netze bilden, und sich daher wie die Nervenstränge verhalten. Dieses läfst sich durch das Einweichen der Nerven in Kochsalzsäure deutlich darstellen und gelingt am leichtesten beym Sehenerven.

Kap. V. *Von den Gefäfsen der Nerven.* Wenig Theile des Körpers sind so gefäfsreich, als die Nerven. Die gröfsern Bündel haben immer gröfsere Gefäfse neben sich liegen, welche sich mit jenen auf einerley Art vertheilen; dieses scheint aber nicht der Arterien, sondern der Nerven wegen, so zu seyn. Die kleinen Arterienäste dringen in die Nervenhaut und versorgen diese nicht allein, sondern ihre zärtesten Zweige durchboren dieselbe auch an unzähligen Stellen und gelangen bis in das Mark, gerade so wie dieses mit den Gefäfsen der dünnen Hirnhaut geschieht. Die röthliche Farbe einiger Nerven scheint von den durch das dünne Zellgewebe durchschimmernden Gefäfsen herzurühren. Die Nerven, welche in Muskeln übergehen, schneiden oder kreutzen sich mit ihren Fasern, verbreiten sich hernach gleichsam strahligt und verschwinden endlich nach ihren kleinsten Vertheilungen; allenthalben aber werden sie von Arterien begleitet. Die Venen der Nerven lassen sich nicht so leicht, als die Arterien, dem Auge sichtbar darstellen; ihre Gegenwart läfst sich indessen eben so wenig, als die der Saugadern, bezweifeln. — Die Nervenenden erleiden, wenn sie wirken oder empfinden, eine Anschwellung (*turgor*) und eine Art von Spannung, wodurch ihre Reizbarkeit erhöhet wird. Dieses scheint hauptsächlich von einem gröfsern Zuflufs von Blut herzurühren, und daher kommt es auch, dafs entzündete Theile ein lebhafteres Gefühl haben. Die Menge des Bluts ist zu dem chemisch-thierischen Procefs, vermittelst dessen die Nervenwirkungen hervorgebracht werden, nothwendig. Die in mehreren Nervenkrankheiten vorkommende Entzündung und Congestion nach den Nerven ist nicht die Ursache, sondern ein Symptom dieser Krankheiten; doch kann die protopathische Entzündung auch Störungen in den Verrichtungen des Nervensystems hervorbringen.

Kap. VI. *Von der Art der Nervenwirkungen.* Dafs die Nerven durch Erschütterung oder auch durch einen sogenannten Nervensaft wirken, hält der Vf. aus mehreren von ihm angeführten Gründen nicht für wahrscheinlich. Nach seiner Meynung (welche schon aus verschiedenen seiner frühern Schriften bekannt ist), geht, wenn die Nerven wirken, eine Veränderung in der Mischung des Marks, oder ein chemisch-thierischer Procefs in dem Mark vor; dazu ist der oben erwähnte Zuflufs von Blut nothwendig, um dasjenige sogleich zu ersetzen, was bey jenem Procefs decomponirt wird oder verloren geht. Es giebt auch örtliche Nervenwirkungen, welche sich weder bis zu dem Gehirn noch zu den peripherischen Endungen erstrecken, deren sich die Seele daher auch nicht bewufst wird. Bey den Wirkungen derjenigen Nerven, welche die Muskelbewegung hervorbringen, ist

es zweifelhaft, ob die Gefäſse und Nerven beſonders jenen chemiſch-thieriſchen Proceſs hervorbringen, oder ob eine Veränderung durch die Nerven im Blut und durch dieſes in den Nerven zugleich vorgeht. Daſs die Nervenhaut einer wirklichen Zuſammenziehung fähig ſey, iſt ſehr wahrſcheinlich. Der Schauder und die Empſindung von Zuſammenpreſſen, welche man beym Schrecken und bey der Traurigkeit bemerkt, läſst ſich daraus erklären.

Kap. VII. *Vom Zweck des Nervenſyſtems.* Der Zweck und Nutzen der Nerven iſt noch nicht hinlänglich bekannt. Auſserdem, daſs ſie zur Empfindung und Muskelbewegung nothwendig ſind, ſo dienen ſie auch zur Ernährung, zur Erzeugung der Wärme, zur Leitung der Lebenskraft und überhaupt zur Entſtehung der dem thieriſchen Leben nothwendigen chemiſch-thieriſchen Proceſſe.

Kap. VIII. *Vom reizbaren Wirkungskreiſe der Nerven.* Die Wirkung der Nerven erſtreckt ſich weiter, als ihre Enden reichen. Die Nerven vertheilen ſich, wegen ihrer complicirtern und Röhrenförmigen Structur, nicht in ſo feine Faſern, als die Muskeln, und doch zieht ſich der Muskel in ſeinen kleinſten Faſern zuſammen, wenn ſein Nerv gereizt wird. Jedes Pünktchen der Haut iſt empfindlich, ohne gerade deshalb Nervenſubſtanz zu erhalten. Der Wirkungskreis ſcheint ſich auch in manchen Krankheiten zu erweitern, ſo, daſs daher Theile empfindlich werden, die es vorher nicht waren. Die Gefäſse ſtehen mit den Muskelfaſern nicht in unmittelbarer Verbindung, ſondern gieſsen die auf die Muskelfaſern wirkende Materie in das Zellgewebe, welches gleichſam als ein Behältniſs dieſer Materie anzuſehen iſt.

Auf den drey beygefügten Kupfern werden vielerley Nerven-Präparate, welche theils durch Corroſion, Maceration und Aufblaſen ihrer Haut, theils durch Injection der feinern Blutgefäſse, bereitet worden und das oben angeführte erläutern, vorgeſtellt. Die Kupfer ſind mit äuſserſter Sauberkeit und mit einer Genauigkeit ausgeführt, welche der Wichtigkeit dieſes mit hoher typographiſcher Schönheit vollendeten Werks gemäſs iſt, bey welchem überhaupt kein Wunſch übrig bleibt, als der, daſs es dem vortrefflichen Vf. gefällig ſeyn möge, bald die Fortſetzung deſſelben auf eine gleiche Weiſe zu liefern.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

WIEN, b. Doll: *Predigten über den Inhalt der ſonntäglichen Evangelien des ganzen Kirchenjahres.* Geſammelt von dem Herausgeber der Predigten auf die hohen Feſte des Herrn, Mariens und der Heiligen. Erſter Band. 322 S. Zweyter Band. 374 S. 8. (2 Rthlr.)

Dieſe Predigten machen einen Theil der Religionsvorträge aus, die in des Herausgebers allgemeines Magazin für Prediger, Seelſorger und Katecheten aufgenommen zu werden beſtimmt waren. Im 7ten Bande dieſes Magazins war eine beſondre Herausgabe dieſer, bereits geſammelten, Predigten verſprochen, die in 4 Jahrgänge eingetheilt werden ſollen, und wovon hier der erſte in 2 Bänden erſcheint. Die gegenwärtigen Predigten ſind nicht alle Original, doch, nach der Verſicherung des Herausgebers mehr als die Hälfte. Die übrigen ſind aus andern Predigtſammlungen genommen.

Wer den Herausgeber aus ſeinen frühern Arbeiten als einen aufgeklärten und denkenden Mann kennt, der wird auch hier nichts anders als etwas Gutes, zumal in Rückſicht auf das Publicum deſſelben, erwarten.

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Utopien (Bayreuth): Carl Langlois. Sonderbare Begebenheiten dieſes Helden im Jeſuiten(-) und Exjeſuiten(-) oder Sprachmeiſtershabit.* Ein Beytrag zur Aufklärung und Charakteriſtik des achtzehnten Jahrhunderts. 1796. 126 S. u. X S. Vorerinnerung des Herausgebers. 8. (10 gr.) Wenn dieſes unbedeutenden Produktes hier gedacht wird, ſo geſchieht es bloſs in der Abſicht, um vor der Täuſchung, welche der vielverſprechende Titel leicht veranlaſſen könnte, zu warnen. Es iſt weiter nichts, als eine gröſstentheils langweilige Erzählung von Neckereyen, Zänkereyen, unanſtändigen Auftritten zwiſchen einem ungeſitteten Lehrer und ungeſitteten Schülern, den Gymnaſiaſten zu Bayreuth. Auf welcher von beiden Seiten alle oder mehr Schuld ſeyn möge, kann nur der beurtheilen, der mit allen dieſen Perſonalitäten und Localitäten genau bekannt iſt. Jeder andere Leſer — der ſich etwa zum Leſen dieſer Schrift verirren ſollte — wird und muſs um ſo miſstrauiſcher dabey werden, da der Ton durchgehends im höchſten Grade leidenſchaftlich, heftig und bitter iſt. Es läſst ſich überhaupt noch zweifeln, ob die ganze Sache wichtig genug war, um vor das Publicum gebracht zu werden. War es dabey auf die Beſſerung des Helden dieſes Poſſenſpiels, der darin nur als lächerlich oder verächtlich dargeſtellt und doch auf dem Titel mit Marat und Cuſtine verglichen wird, wirklich abgeſehen, ſo läſst ſich wohl an der Wirkſamkeit dieſes Mittels um ſo mehr zweifeln, da es dem für unheilbar erklärten Kranken durch die Hand eines ſchmähenden Feindes gereicht wird. Sollten die übrigen Lehrer erfahren, wie es in ihrer Schule zugehe, um Aenderungen treffen zu können (Vorerinn. S. IX.), ſo ſetzt dieſes auf Seite der Letztern eine Unwiſſenheit und Sorgloſigkeit voraus, wovon ſich gerade das Gegentheil in dieſer Flugſchrift ſelbſt an mehr als einer Stelle findet. Keine von dieſen beiden angeblichen Abſichten konnte daher den Herausgeber berechtigen, dieſe vertrauten Briefe ſeines verſtorbenen Freundes, der ſie noch überdies in den letzten Monaten ſeines Lebens ſchrieb, wo ihn ſchon Krankheiten und Schmerzen des Körpers heftig peinigten (Vorerinn. S. X.) öffentlich bekannt zu machen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 11. April 1797.

GESCHICHTE.

1) Ohne Druckort: *Vom Entstehen und dem Untergange der Polnischen Constitution vom 3ten May. 1791 — 1793.* I Th. VI. und 294 S. II Th. 330 S. gr. 8.

2) Ohne Druckort; *Versuch einer Geschichte der letzten polnischen Revolution vom Jahr 1794. Mit den dabey erschienenen Regierungs-Schriften belegt. Ein Nebenstück zu der Schrift: Ueber das Entstehen und den Untergang der polnischen Constitution vom 3ten May. 1791 — 1796.* 283 S. incl. XIV S. Vorr. 8.

3) Warschau: *Untersuchung über die Rechtmässigkeit der Theilung Polens.* Zweyte, ganz umgearbeitete und verbesserte Auflage. 1795. 111 S. incl. der beiden Vorr.

Wenn schon der ungleich grösfere, und uns näher liegende Wirkungskreis der französischen Revolution, nebst ihren so mannichfaltigen, und unerwarteten Auftritten, die gleichzeitige polnische in Schatten gestellt, und die Augen von ganz Europa davon abgezogen zu haben scheint; wenn daher auch die Schriften, welche die Erstere hervorgebracht oder veranlasst hat, für uns bey weitem das grösfere Interesse haben: so verdient doch die (No. 1.) vor uns liegende *Geschichte der Letztern* (welche 1793. zu Metz in polnischer Sprache herausgekommen, und so fort ins Deutsche übersetzt worden seyn soll,) unter den zahllosen literarischen Producten dieser Art eine der ersten Stellen; und die reifste Beherzigung. Sie ist gleichsam das letzte Wehklagen des sterbenden Polens, ein bedenkliches *Memento mori* für diejenigen Staaten, die sich in ähnlicher Lage befinden. Die unterliegende Parthey des Verfassungs-Reichstags, wozu sich auch der ungenannte Vf. bekennt, appellirt hier gleichsam an den Richterstuhl des Europäischen Publicums, um wenigstens dessen Achtung und Mitleid mit ins Grab zu nehmen. Es ist billig, auch diesen, wenn gleich jetzt der Vernichtung überlieferten, Theil zu hören, und besser wird es nicht geschehen können, als bey dieser Schrift, da die warme, oft schmerzhafte Theilnahme des Vfs. sowohl, als seine genaue und tiefdringende Kenntniss der Begebenheiten einen Geschichtschreiber verräth, der an den Auftritten, welche er beschreibt, selbst einen nicht unbedeutenden persönlichen Antheil genommen haben muss. In dieser Rücksicht wird man ihm denn auch manche gar zu leidenschaftliche Aeusserungen verzeihen, die er gewiss bey kälterem Blute selbst zurück nehmen würde, weil sie in der That nicht fähig sind, die Ueberzeugung, die er hervorbringen wollte, zu bewirken.

Der I Theil handelt; *Vom Entstehen der polnischen Constitution vom 3 May 1791.* und der Vf. beweiset zu erst (Cap. 1.) *das Recht und die Befugniss der Nation, eine neue Constitution zu gründen.* Russland brauchte die 1771. von ihm übernommne Garantie der alten Verfassung zum Vorwand seines Angriffs auf Polen; aber diese Garantie, so wie die Verfassung selbst, war mit gewaffneter Hand den Polen aufgedrungen, von keinem Reichstage genehmigt, und von Russland selbst verletzt worden (S. 5. ff.). Auch der Berliner Hof hatte in der Note vom 19 Nov. 1788. erklärt, „dass keine vorhergegangne Particulär-Garantie die Verbesserung der Regierungsform hindern „könne, zumal, wenn sich wirklich, wie hier offenbar der Fall war, Fehler darin fänden; ja, eine „solche Garantie sey auch den frühern Verabredungen „der Mächte zuwider." — Der Vf. schildert nun mit lebhaften Zügen die damalige Lage Polens, und geht dann (Cap. 2.) zu einer Erzählung der ersten Schritte über, die man zur Verbesserung der (S. 23—28. mit Sachkunde und Nachdruck geschilderten) Mängel der Constitution wagte. Die Umstände schienen die günstigsten zu seyn: Preussens und Englands Eifersucht über die Vergrösserungs-Plane der beiden Kaiserhöfe, und der zwischen den letztern und der Pforte ausgebrochne Krieg machten den Patrioten Muth, auf die Rettung des Vaterlandes zu denken; der Berliner Hof wirkte durch Ermunterungen und Freundschafts-Versicherungen thätig mit, und am 6ten October 1788. wurde der Constitutions-Reichstag eröffnet. Russland gab sich unterdessen grose Mühe, die Polen mit in den Türkenkrieg zu verwickeln, und hoffte seinen Zweck unfehlbar durch eine Conföderation zu erreichen; diese kam auch zu Stande, aber ohne die Erwartungen der Kaiserin zu erfüllen. Im Gegentheil widersetzte sich der Reichstags Marschall Malachowski, von dem Preussischen Gesandten unterstützt, muthig ihren Absichten; und Friedrich Wilhelm erklärte sich öffentlich dagegen.

Der Reichstag schloss sich nun immer näher an den Berliner Hof an, dem er, mit Zuziehung des Englischen Gesandten, alle seine Verhandlungen mittheilte. Letzterer bestätigte die Nachricht von dem Entwurf eines grossen Bündnisses zwischen der Pforte, Preussen, England, Polen, Schweden, Holland, und einigen Deutschen Fürsten gegen die Plane der beiden Kaiserhöfe. In einem Briefe vom 6 December

1789. äusserte der König von Preussen seine Neigung, mit Polen ein Vertheidigungs-Bündniss zu schliessen, wobey er unter andern sagte: „Sollte es „indessen zu der Allianz mit Polen nicht kommen," so „kann doch die Republik darauf rechnen, dass ich sie „nicht verlassen werde. Sie kann sich auf meinen „Charakter, auf meine Denkensart, und endlich auch „darauf verlassen, dass ich weiss, worin mein eigent-„liches und wahres Interesse bestehe." Aus dem Vertheidigungs-Bündniss, welches am 29 März 1790. geschlossen wurde, führt der Vf. (Cap. 3.) besonders den 6ten Artikel an, wo von preussischer Seite der Fall, wenn irgend eine auswärtige Macht sich in die innern Angelegenheiten Polens mischen wollte, als in dem Bündniss begriffen, erkannt und der Republik Unterstützung versprochen wird; er gesteht aber auch die Uebereilung des Reichstags ein, der, von der Russischen Parthey verleitet, bey den Unterhandlungen zu Reichenbach den Plan des Preussischen Hofes, Danzig und Thorn für sich zu nehmen, die Republik dafür durch die Rückgabe eines Theils von Gallizien zu entschädigen und dem Kaiser dagegen einen Theil seiner Eroberungen im Türkischen Gebiet zu versichern, vereitelte. Dadurch würde nun auch der auf diesen Entwurf gegründete Handelstractat rückgängig, und der erste Grund zur Kälte des Königs von Preussen gegen die Republik gelegt. Das Petersburger Cabinet benutzte diesen politischen Fehltritt sehr geschickt, um durch Dännemarks Unterhandlung England und Preussen seinem Interesse wieder zu nähern (S. 65.)

Unter diesen misslichen Umständen suchte der Reichstag die neue Constitution, deren Entwurf schon durch den Druck bekannt gemacht, und von der Nation mit Beyfall aufgenommen worden war, möglichst zu beschleunigen, und die dazu niedergesetzte Deputation übergab (3 May 1791.) den *Beschluss über die Regierungsform*, welcher sogleich dem Berliner Hofe mitgetheilt wurde. Der König von Preussen erklärte sich damals in einem am 17 May bekannt gemachten Briefe sehr günstig darüber, und billigte vorzüglich die getroffne Wahl (des Kurhauses Sachsen). Die Französischen Unruhen brachten aber gerade zu dieser Zeit in der politischen Lage von ganz Europa jene seltsame Verwicklung hervor, aus welcher Russland allein die wichtigsten Vortheile schöpfte. Es unterstützte die für die Macht des Königs von Frankreich bewaffneten Prinzen mit Geschenken, die polnischen Magnaten aber wider den König mit Armeen, schloss nach eignem Gefallen Frieden mit der Pforte; und Preussen, das in den Bund gegen Frankreich verwickelt war, überliess die Polen ihrem Schicksal. Als man dem Preussischen Gesandten Lucchesini, der schon seit langer Zeit allen schriftlichen Erklärungen ausgewichen war, den am 19 April 1792. auf Russlands Drohungen gefassten Entschluss zur Vertheidigung mittheilte, erfolgte darauf am 4 May die unerwartete Antwort, „dass S. M. der K. v. Preussen von „den Anordnungen, womit sich der Reichstag beschäf-„tige, keine Notiz nehmen könne."

Im 4ten Capitel geht der Vf. zurück, um die Hindernisse zu schildern, welche die Anhänger Russlands den Arbeiten des Reichstags in den Weg legten. Wir lernen hier die *Stakelbergische* und die *Potemkinsche* Parthey kennen, die lange Zeit einander entgegen arbeiteten, und deren Uneinigkeit, wenn man sie geschickt zu benutzen gewusst hätte, vielleicht sehr viel zur Befreyung Polens beygetragen haben würde. Zu der ersten gehörten ausser dem Könige und seinem Bruder, dem Primas, noch alle diejenigen, welche von Petersburg Pensionen zogen, vielleicht selbst Felix Potocki, so sehr er auch öffentlich Patriot schien; an der Spitze der andern stand der Feldherr Branicki, der Potemkins Nichte zur Gemahlin hatte. Diese Faction wollte sich der Kaiserin unentbehrlich machen, sie vereitelte daher oft die Maassregeln des Gesandten, und wurde, weil sie nur indirecte Mittel wählte, lange für republikanisch gehalten.

Im 5ten Cap. wird die Constitution gegen einige ihr gemachte Vorwürfe vertheidigt, und eine ausführliche Geschichte der darüber im Reichstage entstandnen Debatten gegeben (S. 149. ff.). Den grössten Widerstand fand der Artikel wegen des Thronfolgers; der Reichstag entschloss sich endlich, diese Frage bey Lebzeiten des jetzigen Königs durch *die* Nation selbst entscheiden zu lassen, und einmüthig erklärten sich die Landtage für das Kurhaus Sachsen, und zeigten das grösste Vertrauen zu dem Reichstage. Auch die Gesinnungen des Königs hatten sich demselben seit dem Schluss des Bündnisses mit Preussen genähert, der Wunsch der Nation war laut ausgesprochen, und die Zeitumstände, besonders das Gerücht von einer neuen, unter den Nachbarn verabredeten, Theilung Polens geboten Eil. Durch den Kanzler Malachowski wurde der Entschluss der Patrioten, die neue Constitution am 5 May in voller Versammlung des Reichstags zu übergeben, verrathen, und schon machte die Gegenparthey Anstalten, ihre Anhänger zu versammeln. Um den befürchteten gewaltsamen Auftritten zu entgehen, geschah die Publication zwey Tage früher, am 3 May 1791. Alle diese Scenen sind (Cap. 6.) sehr lebhaft dargestellt, besonders zeichnet sich das schöne Gemählde (S. 193.) aus, wo der König die neue Constitution beschwört, und darauf mit den zahlreichen Reichstags-Gliedern und dem anwesenden Volk in die Kirche eilt, um dort die Bischöfe, den Senat und die Landboten ebenfalls schwören zu lassen: „Hierauf, heisst es, ertönte jener heilige „Lobgesang, der selten einmal für die Wohlfart von „Millionen Menschen angestimmt wird."

Das 7te Cap. giebt eine rührende Schilderung der kurzen, glücklichen Periode, welche dieser feierliche Tag hervorbrachte. Gegenseitiges Zutrauen der Nation und ihrer Häupter, grossmüthige Aufopferungen für das Wohl des Ganzen, Eintracht und brüderliche Annäherung der verschiednen Stände, eine verbesserte Gerechtigkeitspflege, immer weiter verbreitete religiöse Duldung, selbst wiederkehrende Industrie und zunehmende Bevölkerung durch fremde Ansiedler-

siedler, und allgemeine Achtung im Auslande waren die unmittelbaren Folgen der neuen Constitution. Die öffentlichen Lobsprüche, welche ihr die sonst so verschieden denkenden Staatsmänner, Burke, Sieyes, Fox, Makintosh, Herzberg u. a. beylegten, sind hier (S. 249. ff.) angeführt.

Im letzten Capitel, welches die Ueberschrift führt: *Kann man die Beschlüsse des Constitutions-Reichstags der Einführung des Despotismus, oder der Demokratie beschuldigen?* bemüht sich der Vf. durch Beyspiele aus der Geschichte und durch gründliches Raisonnement die Rechtmäsigkeit und ihre Vortrefflichkeit der neuen Constitution zu zeigen, und geht dann, indem er über die Art, wie sie ohne Blutvergiessen und ohne Raub des Eigenthums eingeführt wurde, sich weitläuftig herausläfst, zum Lobe seiner Nation über, welche sich „einer glücklichern Verfassung und einer „grösern Selbstständigkeit vollkommen würdig be„wies, und hoffen liess, dass sie sich unter dem Schu„tze derselben bald auf eine höhere Stufe der Cultur „und bürgerlichen Glückseligkeit, des letzten Ziels „aller Staaten, empor arbeiten würde." — Wie bald, und auf welche Weise diese schönen Hoffnungen vereitelt wurden, zeigt der

II Theil, *vom Untergange der Constitution vom 3 May* 1791. Mit dem Ausdruck der tiefsten Wehmuth beginnt der Vf. diese zweyte Hälfte seines Buchs, indem er die Intriguen entwickelt, durch welche das Unglück seines Vaterlandes vollendet wurde. Schon längst hatten die Gegner der Constitution, mehr oder weniger öffentlich, im Auslande unterhandelt; Rzewuski, der ehmals lange in Russischer Gefangenschaft gewesen war, kam, nach vielen vergeblichen Bemühungen an den Höfen zu Dresden und Berlin, endlich zu Wien mit Felix Potocki, dem selbst nach der Krone gelüstete, zusammen. Sie fiengen von hier aus einen Federkrieg gegen den Reichstag an, bey welcher Gelegenheit (S. 8.) der Vf. die Grundsätze des Reichstags über Pressfreyheit mittheilt: „Er hielt es für eine hei„lige Pflicht, in Regierungs-Sachen jedem Bürger „die freye, öffentliche Aeusserung seiner Meynungen „zu verstatten; er täuschte sich nicht in seiner Ueber„zeugung: Vernunft und Wahrheit seyen stärker als „die Aufwieglungen der Verleumdung, als die Drehe„reyen verschrobner Köpfe; durch jedes Verbot von „der Art werde folglich nicht blofs die Freyheit be„schränkt, sondern auch die gute Sache beeinträch„tigt. — Eine Regierung, die dem boshaften Ge„schwätze ununterbrochen gute Thaten entgegen stellt, „fürchtet keine Nachrede; wird diese untersagt, so „nimmt sie oft die Gestalt unterdrückter Wahrheit an, „und gewinnt im Dunkeln und Verborgnen an Wich„tigkeit." Als auch der Wiener Hof den beiden Misvergnügten kein Gehör gab, traten sie mit zwey geheimen Russischen Agenten zusammen (S. 11.) bis sie, kurz nach dem mit der Pforte geschlossnen Frieden, die Erlaubnifs erhielten, nach Rufsland zu kommen. Hier brachten sie nebst Branicki ihre Klagen gegen den Reichstag vor, und am 14 May 1792. erschien die berüchtigte, von Targowitsch datirte, aber wahrscheinlich in Petersburg, (wenn anders die Unterzeichneten nicht einen Weg von 300 Meilen in vier Tagen zurückgelegt haben sollten,) verfasste, und von nicht mehr als zwölf Misvergnügten unterschriebene Bundesacte.

Nun folgten die Begebenheiten Schlag auf Schlag. Schon drangen, am 19 May, Russische Heere in Polen ein, als der Gesandte die Declaration des Petersburger Hofes, vom 18 May, (welche der Vf. Cap. 2. zergliedert und widerlegt) — nicht dem Reichstage mittheilte — sondern in Warschau ausstreuen liess.

Die Vertheidigung des Landes war schon längst das Augenmerk des Reichstags gewesen; man hatte ungeachtet mancher Hindernisse und Kabalen die vorgefundne Truppenmasse von 14000 Mann bis auf beynahe 65000 vermehrt, und zu Bestreitung der Kosten war mit den Königsgütern oder Starosteyen, (deren Beschaffenheit Th. I. S. 235. ausführlich beschrieben ist) eine zweckmäsigere Einrichtung getroffen, der Schatz von Polen und Litthauen vereinigt, die Verwaltung desselben nebst der Staatsökonomie verbessert, und eine Deputation zu Berechnung des zehnten Groschens niedergesetzt worden, wodurch sich eine Erhöhung der Einkünfte von 20 Millionen polnischer Gulden (11⅓ Millionen Thaler) hoffen liess. Aber die Freunde der Misvergnügten, die unterdessen in Warschau die Constitution zum Schein beschworen, und sich, durch allzu grosse Nachsicht des Königs, in den Staatsrath und die Kriegscommission eingedrängt hatten, wussten durch zu späte oder verkehrte Ausführung die besten Verfügungen des Reichstags fruchtlos zu machen, die Kräfte der gesetzgebenden und vollziehenden Gewalt zu lähmen und die nützlichsten Anstalten zur Vertheidigung zu hindern. Durch ihre List hintergangen hatte man aus Gründen, welche durch das Vertrauen auf das Vertheidigungs-Bündnifs mit Preussen nicht hinlänglich entschuldigt werden können, versäumt, die Musterungen zum allgemeinen Aufgebote und die Errichtung der Stadtmilizen zu beschleunigen. (In der Note S. 86. ist hier die Zahl der von Preussen versprochnen Hülfstruppen nicht richtig angegeben; es muss heissen: 14000 Mann Infanterie, und 4000 Mann Cavallerie.)

Jetzt erst ergriff man thätige Maasregeln, und versprach zugleich, allen durch den Feind verursachten Schaden durch brüderliche Zusammenschüsse von der Nation zu ersetzen. Der König versicherte feyerlich, dass er zum Schutz der Constitution und des Volks sich an die Spitze des Heers stellen, und keine Gefahr scheuen wolle; rieth aber doch zugleich, friedliche Vermittlung zu suchen. Der Reichstag übertrug ihm den Oberbefehl, unterwarf ihm die Kriegscommission und machte am 29 May 1792. durch eine öffentliche Erklärung bekannt, dass die Republik sich im Wehrstande gegen die Russische Herrschaft und Armee befinde.

Der Vf. untersucht nun (Cap. 4.) umständlich die Art, wie die Beschlüsse des Reichstags zur Vertheidigung des Vaterlandes vollstreckt wurden, und besonders das Verfahren des Königs. Gegen diesen ist

er sehr aufgebracht, und wenn alles sich so verhält, wie er es (S. 129 — 140.) darstellt; so möchte Stanislaus wohl schwer zu entschuldigen seyn. Während die Misvergnügten, welche sich in die Kriegs- und Schatz-Commissionen eingeschlichen hatten, alle Maasregeln des Reichstags zu vereiteln suchten, verzögerte der König, dem man hinlängliche Summen zur Vertheidigung des Staats ausgezahlt und versichert hatte, unter leeren Versprechungen seine Abreise zur Armee, liess ungeachtet des Treffens, welches Kosciuszko am 17 Julius bey Dubienka lieferte, den Enthusiasmus der Nation unbenutzt, und unterzeichnete am 23 Julius die Targowitzscher Bundesacte.

Der Reichstags-Marschall Malachowski musste nun nebst den übrigen Freunden der Constitution vor der Rache seiner Gegner fliehen, der Targowitzscher Bund verbreitete sich überall, maasste sich aller Gewalten an, beraubte die Nation aller Macht, und Russische Heere zwangen die Bürger, welche noch vor kurzem ihren Abscheu gegen die Targowitzscher Acte so laut an den Tag gelegt hatten, durch die härtesten Bedrückungen zur Unterwerfung. (Cap. 5. S. 147. ff.)

Das veränderte Kriegsglück in Frankreich gab den noch nicht entwickelten Planen der Cabinetter immer mehr die Richtung, welche der Petersburger Hof wünschen musste; bald blieb es kein Geheimniss mehr, dass Preussen die Besitznehmung von Gross-Polen zur nothwendigen Bedingung der Fortsetzung des Kriegs machte, und der Verlust der Niederlande nöthigte den Wiener Hof zur Beystimmung. Nun erfolgte die bekannte preussische Erklärung vom 16 Januar 1793., und die Gegenvorstellungen des Targowitzscher Bundes wurden von dem Russischen Gesandten durch das Dilemma abgefertigt: „die „Kaiserin ist entweder für den König von Preussen, „oder nicht. Im ersten Fall ist eure Widersetzlich-„keit vergebens, im andern unnöthig; denn Euch „muss an dem mächtigen Schutze Catharinens genü-„gen.“ Am 9 April wurden endlich auch die gleichlautenden Declarationen der gegen Polen vereinigten Höfe von Petersburg und Berlin bekannt gemacht.

Aus jener Antwort liess sich vorher sehen, wie wenig die Häupter des Targowitzscher Bundes im Stande seyn würden, ihr Vaterland gegen die immer zunehmenden Gewaltthätigkeiten der Russischen Kriegsheere zu schützen. Alle Vorstellungen wurden mit verächtlichem Stillschweigen beantwortet, so himmelschreyend auch die Behandlungen waren, welche das Volk nicht nur von den gemeinen Soldaten, sondern auch von den Officieren und höheren Befehlshabern erdulden musste. Raub und Plünderung waren die allgemeine Loosung; mit beyspielloser Grausamkeit wurden Einzelne gemisshandelt, und man schien absichtlich die ganze Nation durch die schimpflichste Begegnung herabsetzen zu wollen. (S. Cap. 7. S. 230. 233. 251. 259. ff. desgl. Cap. 5. S. 147.)

Die Geschichte des auf Verlangen des Russischen Gesandten zu Grodno gehaltnen Reichstags ist im 8ten Capitel erzählt. Dieser war durchaus ein Geschöpf der Willkür. Es musste gleich Anfangs ein Ausschuss, zur Unterhandlung über die von Russland und Preussen bereits weggenommnen Provinzen, ernannt werden, und nicht selten liess der Russische Gesandte, Sievers, die Landboten durch Kosacken aus der Versammlung ins Gefängniss schleppen, und erklärte, (S. 300.) „dass Widerspenstigkeit gegen das Verlangen „der Kaiserin, Sequestration des Privat- und Staats-„Eigenthums, persönliche Mishandlungen, und Exe-„cution gegen die ganze Nation nach sich ziehen wer-„de.“ Am 14 October 1793. kam endlich zwischen Russland und dem kleinen Ueberrest von Polen ein Allianz-, oder vielmehr ein Unterwerfungs-Tractat zu Stande, wodurch Polen als selbstständiger Staat aus der Europäischen Staatenliste ausgelöscht wurde.

Der Vf. giebt nun eine gedrungne Uebersicht der durch diese Theilung von Polen abgerissnen Provinzen und äussert sich sehr freymüthig über die ihm wahrscheinlichen Folgen derselben. Am Schluss läst er noch einige Hoffnungen für Polen blicken, die aber durch die neuesten Vorfälle nun auch schon vernichtet sind. – Ein chronologisches Register über die wichtigsten in diesem Werke enthaltnen Begebenheiten ist dem zweyten Bande beygefügt.

Bey dem Mangel an guten historischen Nachrichten aus Polen hat Rec. geglaubt, ein Buch, das in mehr als einer Rücksicht auch für die Nachwelt wichtig bleiben wird, und dessen Vf. eine so tiefeindringende Kenntniss in die geheimen Triebfedern jener merkwürdigen Begebenheiten verräth, dem Publicum ausführlich anzeigen zu müssen; er hat, so viel als möglich war, die Wendungen und Ausdrücke des Vfs. beybehalten und nie durch eignes Urtheil der Entscheidung des Lesers vorgegriffen. Sollte der Vf., wenn er seinem Schmerz über das Verfahren der Nachbarn seines Vaterlandes in zu harten Ausdrücken Luft macht, wenn er das Gemälde von den Bedrückungen Polens, und besonders von dem Betragen der Russischen Kriegsheere und Staatsbeamten entwirft, oder auch zuletzt, bey der Schilderung des Grodnoer Reichstags, die Farben gar zu stark aufgetragen haben; so wäre sehr zu wünschen, dass ein eben so unterrichteter und sachkundiger Mann es unternähme, ihn mit Gründen zu widerlegen; denn bey der Zuversichtlichkeit, womit er von Begebenheiten, die vor den Augen so vieler noch lebenden Zeugen vorgefallen sind, und bey seinem kühnen Berufen auf schriftliche Belege, die nicht ihm allein zu Gesicht gekommen seyn können, reisst er nicht selten den Leser hin, auch das Unglaublichste für möglich zu halten.

(Der Beschluss folgt.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 12. April 1797.

GESCHICHTE.

1) Ohne Druckort: *Vom Entstehen und dem Untergange der Polnischen Constitution vom 3ten May. 1791 — 1793. etc.*

2) Ohne Druckort: *Versuch einer Geschichte der letzten polnischen Revolution vom Jahr 1794. Mit den dabey erschienenen Regierungs-Schriften belegt. etc.*

3) Warschau: *Untersuchung über die Rechtmässigkeit der Theilung Polens. etc.*

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Von dem *Versuch einer Geschichte etc.* (No. 2.) erfahren wir erst am Schluss der Vorrede, was billig schon auf dem Titelblatt angezeigt seyn sollte, dass der Vf. seine Arbeit noch nicht für geendigt ansieht, sondern noch einen zweyten Theil nachliefern wird. Aus dieser Ursache ist es uns auch noch nicht möglich, über den Plan des Ganzen zu urtheilen; eben so wenig läfst sich aus diesem ersten Theile, der eine rasche, zusammenhängende Erzählung enthält, ein Auszug machen, und wir begnügen uns daher bloss, einiges, das uns vorzüglich interessant geschienen hat, heraus zu heben, um den Leser in den Stand zu setzen, sich von dem, was er hier zu erwarten hat, eine Idee zu machen.

Der Vf. beginnt mit dem Reichstage zu Grodno, dessen Verfahren uns durch wenige Anekdoten ziemlich treffend geschildert wird. Nach einer kurzen Untersuchung der Frage, ob eine Insurrection in Polen, und vorzüglich die letzte, den Namen der Rebellion verdiene, geht er zur Geschichte der Revolution selbst über, welche er von den ersten Unterhandlungen der, nach Dresden und Leipzig emigrirten, Anhänger der Constitution vom 3 May 1791. im Jahr 1793. an, bis zu der, im May 1794. erfolgten, Organisation des höchsten National-Raths und Aufhebung der Provisorischen Regierungen in den verschiednen, nach dem Beyspiel der Woywodschaft Krakau nach und nach aufgestandnen, Districte, erzählt.

Das Betragen des Russischen Ministers und Feldherrn, *Igelströhm*, wird (S. 23. ff.) sehr scharf getadelt. Durch einen rohen soldatischen Despotismus, der durch den beleidigendsten Hohn noch drückender wurde, beförderte er eben so sehr den Ausbruch der Revolution, als es nachher ihrem Fortgang günstig war, dass er alle nöthige Fassung durchaus verlohr. Er hatte so gänzlich alle, selbst die gewöhnlichsten, Vorsichts-Maasregeln versäumt, dass in der Nacht vom 17 April 1794. seinen zahlreichen Truppen nicht einmal Sammelplätze im Fall eines Allarms bestimmt waren. So geschah es denn, dass, bey dem nicht ganz unerwarteten Aufruhr beynahe 8000 Mann Russen durch 2000 Polen, mit einem Verlust von 4300 Mann an Todten und Gefangnen, aus Warschau vertrieben, und in der umliegenden Gegend zerstreut wurden. Selbst die fast maschinenmässige Disciplin, wozu nicht nur die gemeinen Soldaten, sondern auch die Officiere bey den Russen gewöhnt werden, gereichte ihnen hier zum Nachtheil. Beträchtliche Detaschements blieben in ihren Quartieren aufmarschirt stehen, und liessen die Polen in weit geringerer Anzahl bey sich vorbey marschiren, weil sie keine Befehle erhalten hatten; denn alle Adjutanten, die Igelströhm abschickte, wurden in den verschiednen Strassen aufgefangen, und die Polen gewannen Zeit, erst des Zeughauses, dann der Pulvermagazine, und nach und nach aller haltbaren Posten in der Stadt sich zu bemächtigen, und die feindlichen Haufen einen nach dem andern zu schlagen. Dies alles war das Werk der schwachen polnischen Besatzung, zu der sich der Pöbel erst am andern Tage gesellte, um, wo nicht kämpfen, doch plündern zu helfen; denn die angesehnern Bürger blieben, voll banger Erwartung des Ausgangs, in ihren Häusern eingeschlossen. Noch wäre für Igelströhm nichts verloren gewesen, wenn er, nach dem Rath des Königs, sich so fort mit allen seinen Truppen aus der Stadt gezogen hätte, wo es ihm leicht geworden seyn würde, die Fliehenden um sich zu versammlen und in Verbindung mit den nahe stehenden Preussen, einen überlegten Angriff auf das von allen Seiten offne Warschau zu thun; aber statt dessen schränkte er sich auf die Vertheidigung eines Quartiers in der Stadt ein, und musste am folgenden Tage sich glücklich schätzen, mit einer Bedeckung von 300 Mann der Wuth des rasenden Pöbels zu entkommen.

Die ministeriellen Noten, der Briefwechsel zwischen Igelströhm und dem König am Tage vor dem Ausbruch der Revolution in Warschau, und Stanislaus Betragen gleich nach demselben, seine Proclamation, seine Rede in der Kirche, (S. 72. ff. 178. ff.) und der Hirtenbrief seines Bruders, des Primas, sind merkwürdig. — Mit Erstaunen sieht man (S. 30. ff.) die geringen Mittel, mit welchen eine so grosse Unternehmung angefangen wurde. Es fanden sich nicht mehr als 6000 polnische Gulden (1000 Thaler) in den Cassen zu Krakau, und in der Folge erhielt man aus Frankreich 3 Millionen Livres; aber auf keine sonstige auswärtige Unterstützung, weder an Truppen noch an Gelde, war zu rechnen. Die Häupter der Revolution verliessen sich bloss auf den Enthusiasmus der

Nation, und bey dieser falschen Rechnung war, ungeachtet des Anfangs so schimmernden Erfolgs, doch bald das darauf folgende Unglück vorherzusehn. Sehr freymüthig ist bey dieser Gelegenheit die Schilderung des polnischen National-Charakters entworfen. Es ist unmöglich, sagt der Vf. S. 275. u. f. in wenigen Wochen oder Monaten ein Volk zu einer Gröfse wieder empor zu heben, von der es seit einem Jahrhundert herab gesunken ist. Das Einmischen der fremden Mächte in die Angelegenheiten Polens hatte seit Karls XII. Zeit unaufhörlich den nachtheiligsten Einfluss auf die Nation gehabt. Rufsland handelte seit Peter dem Grofsen nach einem überlegten Plan, um Polen zu schwächen. Der National-Geist der Grofsen ging in ausschweifendem Luxus verloren, ihre Güter waren verschuldet, und Bestechlichkeit das einzige Mittel, ihren Aufwand zu unterhalten. Diejenigen Magnaten, welche sich nicht erkaufen lassen wollten, waren durch Verwüstung ihrer Güter zu Grunde gerichtet, oder gar bey früheren Theilungen Unterthanen der benachbarten Mächte geworden, das gemeine Volk aber des Druckes gewohnt und fühllos dagegen. Der Adel allein war im Besitz der Freyheit; aber nach seinen Begriffen bestand sie blofs in dem Vorrecht, Gesetze zu geben, Gesetze ungestraft übertreten und keine Abgaben bezahlen zu dürfen. Sollten sie diese Vorzüge aufgeben, so glaubten die kleinern Gutsbesitzer eher Ruhe und Schutz bey einer Theilung, als eine glücklichere Existenz durch die Revolution gewinnen zu können. Bey der Constitution vom 3 May liefsen sie sich die Erweiterung der Freyheiten der Nicht-Adelichen und die Aufhebung des Wahlrechts gefallen; aber der Gehorsam unter die Gesetze und die Abgaben, die sie ihnen auflegte, waren ihnen unerträglich. Aus einem sonderbaren Stolz setzte der polnische Edelmann in Polen selbst den höchsten Werth auf gewisse Vorzüge, denen er unter fremder Bothmäfsigkeit ohne grofse Widersetzung entsagte; er fand sich weniger gekränkt, dem Zwang eines Nachbarn, als den Vorschriften seiner Landsleute zu gehorchen, und machte daher den auswärtigen Mächten die Theilung seines Vaterlandes leichter, als er sonst gethan haben würde. Hätte der zahlreiche und tapfre polnische Adel sich gleich Anfangs in Masse dagegen aufgelehnt, hätten die Einzelnen ihr Vermögen nicht geschont und die Mittel, die sie in Händen hatten, anwenden wollen, nie wäre es so weit mit Polen gekommen. Aber dann hätte auch das persönliche Interesse dem Wohl des Ganzen, der Egoismus der Vaterlandsliebe aufgeopfert werden müssen, und daran war nie in Polen zu denken. Von dem *Zweck* der Revolution, von Unabhängigkeit der Republik, von Integrität der Gränzen und einer festen Verfassung hörte man überall mit Begeisterung reden; aber von den *Mitteln*, um dazu zu gelangen, wollte Niemand etwas wissen. Viele Gutsbesitzer verleugneten ihre öffentlichen Grundsätze so fehr, dass sie die übernommnen Beysteuern von ihren Unterthanen zu erpressen suchten; Andre wufsten unter mancherley Vorwand mit der Entrichtung derselben zu zaudern, oder ihr gar zu entgehen, und noch Andre schlossen sich an Rufsland an, wo doch Pensionen und andere Vortheile zu erwarten waren. Alle jedoch, setzt der Vf. hinzu, wagten es, sich Patrioten zu nennen! und dieser Ausruf führt ihn auf eine Classification, mit welcher wir diese Anzeige beschliefsen wollen.

Der wahren Patrioten, die bereit waren, ihren Privat-Vortheil, ihr Vermögen, und ihr Leben für das Vaterland auf zu opfern, gab es nur wenige. Aufser Kosciuszko, Ignaz Potocki, Zakrzewski, Mostowski und Madalinski, weifs der Vf. keinen zu nennen; durch ihr Beyspiel wurden Viele, besonders junge Leute, zu einem auflodernden Enthusiasmus hingerissen, der eine zeitlang zu jeder Aufopferung fähig, aber leider nicht von Dauer war. Schon gröfser war die Anzahl derer, die ihr eignes Interesse bey der Regeneration der Republik vor Augen hatten; dahin gehörten Kollontay, und im Allgemeinen die reichen Städtebewohner, die dadurch gleiche Rechte mit dem Adel erlangt hätten. In die dritte Classe setzt der Vf. die Gleichgültigen, die, unbekümmert, welche Parthey siegte, nur ihren Nutzen zu befördern suchten, und die Furchtsamen, die vor jeder kühnen Maafsregel zurückbebten; und zur letzten Klasse, welche bey weitem die stärkste war, werden diejenigen gerechnet, die gezwungen zur Befreyung des Vaterlandes mitwirken mussten. Beynahe alle öffentliche Beamten und das gemeine Volk waren darunter begriffen; und was man von solchen Patrioten erwarten konnte, so bald die Furcht nicht mehr auf sie wirkte, läfst sich leicht denken.

Aus diesen kurzen Auszügen wird man am besten den Werth eines Buches beurtheilen können, das zwar, weder in Ansehung der Anlage noch der Ausführung, ein Nebenstück zu No. 1. heifsen kann, aber durch eine kältere Ansicht und ruhigere Darstellung der Begebenheiten vielleicht hier und da vor jenem den Vorzug verdienen dürfte. Bey der Schwierigkeit, umständliche, und so wenig von der Politik der siegenden, als von dem Unwillen der unterliegenden Parthey entstellte, Nachrichten von jenen Vorgängen zu bekommen, wird es immer eine interessante Lectüre, und für den künftigen Geschichtschreiber ein schätzbares Hülfsmittel bleiben, dessen Werth durch die Actenstücke, welche der Vf. aus den besten Quellen geschöpft, getreu übersetzt und gewissenhaft angeführt zu haben, versichert, noch mehr erhöht wird. Wir glauben, dafs er (Vorr. S. XIII.) nicht irrt, wenn er sich schmeichelt, dem Publikum mit diesem Werke einen Gefallen gethan zu haben; da es aber noch nicht vollendet ist, so dürfen wir ihn wohl erinnern, auf den richtigern Abdruck der oft gar zu sehr verstümmelten polnischen Namen künftig ein wachsames Auge zu haben.

Im Eingang von No. 3. wird die Nothwendigkeit für Polen, sich eine neue Verfassung zu geben, gezeigt, und über die Constitution vom 3 May 1791. das billige Urtheil gefällt, dass sie wenigstens zu der Hoffnung berechtigte, der polnische Bürger werde dabey an Geistes-Cultur und Sittlichkeit, wo nicht

gleich Anfangs, doch gewiss in der Folge, gewinnen und den Grund zu einem glücklichen Staate für die Nachkommenschaft legen. Der Vf. erörtert nun die eigentliche Beschaffenheit der von Russland über Polen übernommnen Garantie, und zeigt, dass der Fall, sie thätig auszuüben, im J. 1793. gar nicht eingetreten war, weil weder die Majorität der Nation, noch der König und die gesetzmässige Regierung sie aufgefodert hatten. Nach diesen Prämissen untersucht er die *Rechtmässigkeit der Theilung Polens* nach folgenden Ansichten: 1) *aus moralischen Gründen*, 2) *aus rechtlichen Gründen*, 3) *nach Grundsätzen einer gesunden Politik*, und 4) *nach den Sophismen der Hofpolitik und den Manifesten der theilenden Höfe.*

Da er bey der ersten Untersuchung voraussetzt, dass jedes moralische Gesetz als allgemeiner Grundsatz für alle Menschen gelten, unsre Handlungen aber, ohne alle Hinsicht auf die Folgen, bloss nach unsrer Gesinnung gegen das Gesetz beurtheilt werden müssen; bey der zweyten aber davon ausgeht, dass nach bürgerlichen Gesetzen keine Besitznehmung eines fremden Eigenthums ohne hinlänglichen Beweiss gegründeter Ansprüche erlaubt seyn könne: so lassen sich die Resultate leicht voraussehen. Eigentlicher möchte daher wohl der hier geprüfte Fall vor das Forum der dritten Untersuchung gehören. S. 40. ff. wird der Begriff von Politik weitläuftig bestimmt, welchen der Vf. endlich darauf reducirt, dass ihr Princip: „Angemessenheit der Handlungen zu dem durch praktische Vernunft gegebnen Zweck eines Staates," sey, dieser Zweck aber in Beförderung der Moralität, der Geistescultur und der physischen Wohlfahrt der Bürger, so weit es durch bürgerliche Anordnungen möglich sey, bestehen müsse. — In wie fern dieses auf den gegenwärtigen Fall anwendbar sey, wird S. 49. ff. untersucht. —

Bey der vierten Ansicht räumt der Vf. ein, dass diese besondere Politik, welche eigentlich dem wahren Zweck der bürgerlichen Gesellschaft gerade entgegen arbeite, doch zu den nothwendigen Uebeln in der Welt gehöre. „Bey der jetzigen Verfassung der Europäischen Reiche, sagt er, (S. 57.) ist sie für jeden bedeutenden Fürsten das einzige zweckmässige Mittel, sein Land und seine Herrschaft vor der Raubsucht der Mächtigen zu schützen. Es ist ein allgemeiner Hass der Regenten gegen einander; die Grossen wünschen die Kleinen zu verschlingen, und diese müssen, was jene auch thun, alle nur mögliche Ränke, die ihnen die Klugheit an die Hand giebt, aufbieten, um durch List der stärkeren Macht Widerstand zu leisten." Anstatt aber hier den Weg der langsamen Prüfung fort zu setzen, scheint der Vf., (vielleicht durch die Absicht, dem Einwurf, als ob die neue Insurrection in Polen die beste Rechtfertigung der Theilung sey, zu begegnen, verleitet) den Faden der Untersuchung verloren zu haben, indem er erst sich zu weit in eine Fehde gegen diese Politik selbst, die er doch vorher schon als Maasstab seiner Beurtheilung angenommen hatte, einlässt, und nachher, nicht nach ihren Maximen, (welche freylich in der Theorie wohl schwer zu bestimmen seyn dürften) sondern bloss nach den in den Manifesten der theilenden Mächte angeführten Vorwänden die Rechtmässigkeit der Theilung prüft. (Hier scheinen vorzüglich die Veränderungen, welche der Vf. bey der zweyten Ausgabe seines Werkes verspricht, angebracht worden zu seyn.) Gegen den Vorwand der in Polen herrschenden Jacobinischen Gesinnungen lässt sich der Vf. (S. 67. ff.) sehr weitläuftig heraus, und macht nachher den Manifesten den Vorwurf, (der eigentlich zur zweyten Untersuchung gehört hätte,) dass sie keine Deduction von gültigen Rechtsansprüchen auf die polnischen Provinzen liefern. Zuletzt sucht er noch umständlich dar zu thun, dass der in den Staatsschriften angegebne Zweck durch die Theilung nicht habe erreicht werden können; eine, wie uns scheint, überflüssige Mühe, da doch wohl die Theilung selbst ihr eigner Zweck war.

Wenn dem Vf. hier und da eine etwas zu derbe Sprache zum Vorwurf gemacht werden kann, so verdienen wieder Stellen, wie folgende, die in der Vorrede zur zweyten Ausgabe vorkommen: „Ist eine Nation in der ächten Cultur so weit vorgerückt, dass sie die Idee einer gesetzlichen Freyheit fassen kann, und über den wahren Zustand des gesellschaftlichen Lebens aufgeklärt genug ist, um weder unbedingte Freyheit zu wollen, noch willkührliche Sklaverey zu dulden; so wird sie, wenn die Verfassung und Verwaltung des Staats nicht gradehin auf Despotismus ruht, mit dem System der Regierung so lange zufrieden seyn, als es sich jener Idee mit allmählichen Schritten zu nähern sucht," (In der Note ist Dännemark als ein Beyspiel angeführt.) oder: „Lasst der ächten Aufklärung freyen Lauf, und hemmt nicht den Fortgang reiner Sittlichkeit durch Begünstigung des Aberglaubens und durch böses Beyspiel; seyd weise und gerecht gegen ein veredeltes Menschengeschlecht, und — ein bessrer Genius wird den wüthenden Dämon der Empörung ohne euer Zuthun verdrängen!" als Beweise angezogen zu werden, dass seine Grundsätze gemässigter sind, als seine Ausdrücke; das Verdienst einer gründlichen und deutlichen Art zu untersuchen, kann man ihm ohnedies nicht absprechen.

OEKONOMIE.

MARBURG, in d. akad. Buchh.: *Abhandlung von dem Recht, der zweckdienlichen Anlage, dem Bau und der guten Wartung der Ziegelhütten.* Mit 7 Kupf. und 6 Tabellen. 1795. 168 S. 8. (1 Rthlr.)

Der durch mehrere Schriften dieser Art schon rühmlich bekannte Hr. *von Cancrin* der sich in der Vorrede als Vf. nennt, setzt hier alle vier auf dem Titel genannte Gegenstände gut aus einander. Die Befugniss, Ziegel-Erde auf eigenem Grund und Boden zu graben, wird nach römischen und deutschem Rech-

Rechte untersucht, bey welcher Gelegenheit dann auch bestimmt wird, in wie fern es Rechtens und nöthig sey, ein *Privilegium exclusivum* über die Anlage einer Ziegelhütte zu ertheilen. Allein diese allgemeinen Regeln leiden durch eigene Landes Ordnungen und Observanz fast in jeder deutschen Provinz Abänderungen. In der Gegend z. B., wo Rec. wohnt, wird es keinem Guts-Besitzer untersagt werden können, eine Zügelhütte auf seinem Grund und Boden anzulegen, da ohnehin auch Torf beym Brennen genutzt wird; aber nie würde ein Nachbar *gezwungen* werden können, dem Eigenthümer einer Ziegelhütte einen Theil seines Grundes und Bodens zu überlassen, wenn er nicht will, welches doch der Vf. aus römischen und deutschen Rechten hier zu bejahen vermeynt. Dagegen haben in einem gewissen kleinen Districkt dieser Gegend, die Töpfer das uneingeschränkte Recht, sich Töpferthon zu suchen, welches ihnen kein Eigenthümer verbieten kann. Das eigentlich technologische dieser Abhandlung ist dagegen desto lehrreicher, and jedem Leser zu empfehlen, der über diesen Gegenstand Belehrung sucht.

KLEINE SCHRIFTEN

SCHÖNE KÜNSTE. *Bayreuth*, b. Lübecks Erben: *Liebesproben*, Original-Lustspiel in drey Aufzügen von *C. A. Vulpius*, 1791. 119 S. 8.

Daselbst: *Ehestandsproben*, Lustspiel in vier Aufzügen von *C. A. Vulpius*, Fortsetzung des Lustspiels: *Liebesproben*, 1791. 112 S. 8.

Daselbst: *Glücksproben*, Lustspiel in vier Aufzügen von *C. A. Vulpius*, Fortsetzung der beiden Lustspiele: Liebesproben und Ehestandsproben, 1791. 144 S. 8.

Die erste von diesen drey Comödien, welche zusammen ein Ganzes ausmachen, ist eine Posse von der niedrigsten Art, worin eine Menge abgenutzter Intriguen und Verkleidungen, und eine grosse Anzahl von Personen zwar Gewirre genug, aber kein wahres Interesse bewirken. Scherze von Bedienten, Kammermädchen und Gastwirthen, Musik und Bravurarien, französische und italienische Brocken, vor allen aber ein Jude, (der unter allen deutschen Theaterjuden vielleicht der pöbelhafteste ist) dies sind freylich Ingredienzien genug, welche, vielleicht von den Schauspielern noch mehr übertrieben, das Zwerchfell des grossen Haufens erschüttern müssen, und so lässt sich der Beyfall erklären, den das Stück, nach der Versicherung des Vf., bey der Vorstellung erhalten haben soll. Der Dialog ist meistens kurz und rasch, aber nirgends sinn- und gedankenreich, sondern immer so beschaffen, dass der Schauspieler gar bequem dazu extemporiren kann, so viel er will.

Weil die *Liebesproben* beklatscht wurden, so meynte der Vf., er müsste durch eine Fortsetzung des Stücks unter einem ähnlichen Titel den Beyfall seines Publicums in Athem erhalten. Man weiss, wie selbst guten Köpfen es schon so oft misslungen ist, sich selbst fortzusetzen; dieser Vf. ist sich gleich geblieben, das heisst, die Intrigue ist in den *Ehestandsproben* eben so uninteressant, als in den *Liebesproben*, und nach Beyfall hascht er hier durch ähnliche Dinge, wie dort, z. B. durch Trunkenbolde, Missverständnisse, durch Belauschen, durch einen, bis zum Ekel übertriebenen, Pedanten von einem dramaturgischen Bedienten u. s. w. Dass wirklich die Geschichte der Hauptpersonen des vorigen Stücks hier fortgeführt wird, bringt zweyerley Unbequemlichkeit mit sich; wer jenes Stück nicht gelesen oder gesehen hat, dem ist manches hier nicht deutlich genug, wer jenes schon kennt, sieht den Ausgang von diesem zu leicht vorher. Es ist nämlich leicht vorher zu sehn, dass der eine Avanturier, dem am Ende des vorigen Stücks eine Probe von einem Jahre auferlegt ward, in der Probe nicht bestehen, sondern in seinen gewöhnlichen Leichtsinn zurückfallen, und am Ende ganz werde verlassen werden, und dass der andre, der um Geldes willen eine alte Person nahm, sie, wenn er sie hat, schlecht behandeln und, wenn er mit ihr entzweyt ist, sich durch ein Stück Geld bewegen lassen werde, wieder von ihr zu gehn.

Im dritten Stück, in den *Glücksproben* schickt der Vf. seine Hauptpersonen gar nach dem Kap, wo sie zwar ihrerseits wieder alles thun, das Glück, das sich ihnen darbietet, zu verscherzen, aber am Ende doch durch einen *plötzlichen* Glückswechsel (denn der Vf. weiss sich die Entwicklung gar bequem zu machen, indem er endlich zur Lotterie seine Zuflucht nimmt) so versorgt werden, dass man vor der Hand nicht so leicht ein viertes Stück über ihre Schicksale zu fürchten hat. Auch dies dritte Stück ist ganz Farce, vornämlich durch drey, *neu hinzugekommene*, Charaktere, die der Vf. nach seiner Gewohnheit äusserst übertrieben hat, durch einen Phlegmatiker, dem Tabackspfeife und Thee das höchste Gut sind, durch ein Mädchen, das, um einen Mann zu bekommen, die Schranken der weiblichen Delicatesse überschreitet, und durch eine rohe Pferdeliebhaberin, die in allen Stücken die plumpeste Amazone macht, und deren klatschende Peitsche vermuthlich von der klatschenden Gallerie begleitet worden ist. Ausserdem ist noch eine neue Rolle, die einer Javanerin, eingeschaltet worden, über die sich der Vf. in der Vorrede selbst viele Complimente macht. Niemand wird läugnen, dass zwey *Dichter* (wie Herr *Vulpius* von sich, und vom Herrn *von Kotzebue* sagt) zu gleicher Zeit auf ähnliche Charaktere verfallen können, und man wird es Herrn V. gern glauben, dass sein Stück, wie er sagt, schon zweymal gespielt war, ehe er die *Indianer in England* kennen lernte. Allein, erstlich ist zwischen seiner *Ima* und der *Gurli* des Herrn v. K. ein erstaunlicher Unterschied, indem in der Rolle der letztern ungleich mehr Phantasie und Feinheit herrscht, indem *Gurli* eine Hauptperson, und *Ima* nur dazu da ist, Liebschaft mit einem Bedienten zu treiben, indem endlich *Gurli* nicht bloss durch naive Unschuld, sondern auch durch Zärtlichkeit für ihren Vater, und durch die Wärme ihrer Freundschaft interessirt. Zweytens ist Hr. v. K. so wenig, als Hr. V. der erste, der den Gedanken hatte, der Unschuld ein indianisches Kostume zu geben. Man erinnre sich nur an die jeune Indienne von *Champfort*, und an *die Korally* in dem Lustspiele des Herrn *Weisse*: *die Freundschaft auf der Probe*, das er aus einer bekannten *Marmontelschen* Erzählung gezogen hat.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mitwochs, den 12. April 1797.

SCHÖNE KÜNSTE.

Erfurt, b. Keyser: *Kamillo Altiera, oder das Verhängniss, eine Geschichte.* 1795. 444 S. 8. (1 Rthlr.)

„Der Sieg eines selbstständigen Charakters über die „schmerzlichsten Leiden, die das Schicksal über „die Menschheit verhängen kann, die Erhöhung des „durch Prüfungen aller Art geläuterten Geistes zu moralischer Reinheit, die unentreissbare Freyheit bey „der unbegrenzten Nachgiebigkeit gegen das Gesetz „der Nothwendigkeit, diese Züge des vollendeten „Menschen, der, aufs höchste veredelt, dennoch keinem der menschlichen Verhältnisse fremd wird, und „allen sich mit Innigkeit und Wärme hingiebt, Gutes „stiftet, und Freude verbreitet, wo er es vermag, und „ohne Ansprüche, weil er so handeln muss, ohne „Rücksicht auf sich selbst;" — dies sind die Züge, woraus der Vf. den Charakter seines *Kamillo Altiera* zusammengesetzt hat. Es ist daraus zwar kein gefühlloser stoischer Weise entstanden, (vielmehr lässt ihn der Vf. ausdrücklich mit der männlichen Festigkeit auch ein für Wohlthätigkeit weiches Herz verbinden,) aber doch ein so sehr idealisirter, über alle Zufälle so erhabener, so unerschütterlicher Mann, dergleichen in der Wirklichkeit nur zu selten gefunden werden; vornehmlich ermannt sich *Altiera* zu schnell, arbeitet sich zu schnell wieder zu Raisonnements empor, als dass es wahrscheinlich genug seyn sollte. Eben so viel poetische Uebertreibung findet man in der Zusammenhäufung der schrecklichsten Unfälle, die auf den einzigen Mann einstürmen, und wovon man sich einige Ideen aus folgender Summirung seiner vorzüglichsten Leiden S. 442. (von Zeit zu Zeit wird eine Recapitulation derselben angestellt) machen kann: „Des Schicksals Zorn bezeichnete die „Stunde seiner Geburt, mit Leiden betrat er diese „Erde, um früh die Last des Kummers ertragen zu „lernen; er fand Freunde, die er auf das ganze Leben zu gewinnen schien, um sie in der Morgenröthe desselben zu verlieren; eine Geliebte, in deren „Armen er glücklich geworden wäre, um sie durch „den Ruf der Pflicht, und durch den Tod zu verlieren; er hatte einen trefflichen Vater, den ihm der „Dolch des Meuchelmords entriss, eine sanfte und tugendhafte Mutter, die, durch seine Schicksale gebeugt, „in der Zeit dem Gram erlag, da es ihm vergönnet „ward, diesen Gram in Freude zu verwandeln; *Girolamo* fällt aus Missverständniss durch seine Hand; „*Pompejo* vor seinen Augen; *Giuseppe's* Todesurtheil „muss aus seinem Munde gehn, und *Guinaro*, der ihn „dem Schicksal entriss, stürzt todt an seiner Seite nieder; *Stella* verlässt ihn; sein Sohn wird in seinen „Armen ermordet, und sein treuer *Lorenzo* fällt in „dem Augenblick, da mit der Blindheit jeder Jammer „des Lebens über ihn hereinbricht; er rettet sein „Vaterland, und wird seines Vermögens beraubt, verwiesen, er rettet *Emanuel's* Glück, und erhält einen „Giftbecher zum Lohne." Viele von diesen Leiden sind vorbereitet, viele aber entstehen auch durch plötzliche Zufälle. Die Sprache hat alles das dichterische Feuer, das nöthig ist, um den Leser für Ideale zu begeistern, und, da dies Feuer ununterbrochen anhält, so entsteht daraus eine Folge von erhabenen Gemälden. Der Ausdruck wird freylich dadurch oft für die Prose zu poetisch, welches vornehmlich in den Beschreibungen der Fall ist, die übrigens viele schöne und überraschende Züge haben. Hie und da ist der Stil etwas gekünstelt, z. B. S. 108. 109. 160.; meistens aber die Bildersprache und die Energie desselben frey von Affectation.

VOLKSSCHRIFTEN.

Berlin, in d. Vossischen Buchh.: *Allgemeines Lehrbuch für Bürgerschulen.* Herausgegeben von C. P. Funke, Inspector des Schulmeisterseminariums zu Dessau. Th. I. 1795. 860 S. 8. mit zwey Kupfertafeln. (2 Rthlr.)

Allgemeines Lehrbuch Th. II. Auch unter dem besondern Titel: *Unterricht von dem Menschen und dessen Verhältnissen, zur Selbstbelehrung für Bürger.* 1796. 863 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Es ist ein wunderliches Ding mit dem Gewimmer unserer Aufklärungsfeinde, dass in den niedern Ständen viel zu viel gelesen werde. Wer diese Stände genauer kennt, lacht darüber. Gerade das ist das Klägliche, was dem wahren Menschen- und Bürgerfreund so sehr zu Herzen geht, dass sich von dem Lichte der wahren Aufklärung, die im gut seyn und im gut handeln besteht, von den vortrefflichen Beobachtungen und Erfindungen unsers Zeitalters in der Naturgeschichte, Physik und den moralischen Wissenschaften so wenig auf die thätige gewerbtreibende Klasse des niedern Bürgerstandes verbreitet. Und auf welchem Wege sollte es zu ihnen kommen? Wie viel Städte Deutschlands haben vernünftig organisirte Bürgerschulen? und hätten sie dergleichen, können die dabey angestellten Lehrer auch nur ein Hundert-

theil-

theilchen der Schriften benutzen, ankaufen oder auch nur zu lesen bekommen, wodurch sie sich und ihre Lehrlinge und durch diese die Aeltern selbst aufklären möchten? Diese Betrachtungen vermochten einen unserer würdigsten pädagogischen Schriftsteller, ein *allgemeines Lehrbuch für Bürgerschulen* zu schreiben, welches, mehr als Skizze, und doch in gedrungener Kürze ungefähr alles zusammenfasste, was eine ganze ausgesuchte Schulbibliothek von den neuesten und besten Volksschriften und Lehrbüchern mitzutheilen im Stande wäre, und so haben wir hier ein Werk erhalten, welches in Absicht auf Inhalt und Darstellung ohne Widerrede zu dem fruchtbarsten und anziehendsten gehört, was bis jetzt in diesem Fache geschrieben worden ist. Dass Hr. *F.* die Kenntnisse und Eigenschaften wirklich in sich vereinige, die zur Abfassung gemeinnütziger Schul- und Volksschriften erfoderlich sind, haben schon seine frühern Schriften, sein Lesebuch, vorzüglich aber die zur Campischen Schulencyklopädie gehörige *Naturgeschichte und Technologie* hinlänglich bewiesen. Er kennt und benutzt auch hier überall das Beste und Neueste, was über jede Materie geschrieben ist, *mit jedesmaliger dankbarer Anführung seiner Quellen*, (wodurch das Buch auch für diejenigen, die weiter gehn wollen, einen neuen literarischen Werth erhält): aber weit entfernt, das jetzt auch in der pädagogischen Büchermacherey so gangbare Compilatorhandwerk zu treiben, besitzt er eine ganz eigene Kunst, sich fremde Ideen durch eingewebte Resultate seines fortgesetzten Nachdenkens anzueignen, und ihnen, was bey so einem Buche allerdings Hauptsache ist, durch den herzlichen Ton und die unerkünstelte Wärme, womit ihm alles vom Herzen zu Herzen geht, vollen Eingang und Beyfall zu verschaffen.

Zwar sollten wir billig voraussetzen dürfen, dass dies Buch auch ohne weitere Empfehlung und Auseinandersetzung seines Werthes niemand unbekannt bleiben werde, dem an der Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse unter dem Bürgerstande durch Schrift und Wort gelegen seyn kann: allein die Erfahrung lehrt, dass oft die besten Werke aus Mangel an Bekanntmachung von weit schlechtern verdrängt und gänzlich vergessen werden. Darum stehe auch hier noch eine kurze Anzeige der einzelnen Theile dieses Werks, welches wir so gern allen Schullehrern und auch gebildeten Lesern aller Stände empfehlen möchten, wenn nur der Preis des Ganzen, der in der That nach dem Umfange und der Bogenzahl beider Bände billig genug ist, nicht so viele lehrbegierige Käufer zurückschreckte.

Im *ersten Theile* folgen nach einem wohlgefassten Rechenbuche, wobey beherzigungswerthe Winke über das Kopfrechnen vorkommen, von S. 80—91. allerley Verstandes- und Gedächtnissübungen, wo uns die Materialien zum Vergleichen und Unterscheiden so sehr gefallen haben, dass wir den Vf. bitten möchten, diese bey einer andern Gelegenheit, die sich ihm leicht zeigen wird, noch weiter auszuführen. Rec. weiss aus eigenen Erfahrungen, wie sehr die Köpfe der Kinder dadurch aufgeschlossen und früh fürs praktische Leben geweckt werden. Diese ganze Combinationskunst ist noch viel zu wenig in unsere Schulen übergegangen. Nun folgt eine deutsche Sprachlehre in zweckmässigen Auszügen aus *Adelung*, *Moritz* und *Stutz*. Angefügt sind von S. 176—202. Erklärungen uneigentlicher Ausdrücke, wobey besonders auf den Sprachgebrauch und die Orientalismen der Bibel Rücksicht genommen, und dadurch beyläufig auch für richtigere Religionserkenntniss gesorgt wird. Für den Bürger bleibt die Bibel noch immer Fundament der Erkenntniss. Auf die dort vorkommenden Metaphern muss also vorzüglich in einem solchen Lehrbuche gesehn werden. Um das Verfahren des Vf. hierbey kennen zu lernen, mag folgendes Beyspiel dienen, das wir ohne Wahl abschreiben. „*Blut*; — schon in „der ältesten Zeit war das Blut geopferter Thiere ein „Bild der Versöhnung, der Befreyung von Strafen für „begangene Sünden, weil grosse Verbrechen eigentlich nur mit dem Blute des Verbrechers gebüsst werden konnten. Da aber diese Vorstellung, dass der „Tod eines Thieres den Sünder in den Augen Gottes „unschuldig mache, der Sittlichkeit sehr nachtheilig „war: so hob Christus den Gebrauch der Opfer auf, „und um jenes tief eingewurzelte Vorurtheil desto „leichter auszurotten, stellte er sich selbst als das letzte „Opfer dar, dessen Blut alle andere Opfer unnütz „machte. Hieraus ergeben sich die uneigentlichen „Bedeutungen des Ausdrucks: Blut Christi *u. s. w.*" Der eigentliche Theolog würde freylich hierbey noch die Frage aufwerfen dürfen, ob diese ganze Vorstellung nicht vielmehr nur von den Aposteln herrühre? Allein so genau darf es hier nicht genommen werden. Es ist genug, dass der Vf. auch diese Gelegenheit benutzt, richtigere Begriffe in Umlauf zu setzen. Eben so nützlich sind die hierauf folgenden, meist aus *Stosch* ausgezogenen Synonymen. Man kann hieraus, wie Rec. aus eigener Probe weiss, sehr gute Aufgaben für Schulseminaristen und auch für erwachsenere Knaben in Bürgerschulen machen, wenn nur die Lehrer die Kunst verstehn, Beyspiele dazu erfinden zu lassen. Der Vf., der nirgends bloss ausschreibt, ist auch hier oft seinen eigenen Gang gegangen, und hätte es noch öfterer thun sollen, wozu ihm neuerlich durch *Eberhards* treffliches Werk, und *Delbrücks* Beyträge viel Stoff geliefert worden ist.

In der Geographie, die nun folgt, ist jedem Lande sogleich das nothwendigste aus der Staatengeschichte beygefügt. Nichts ist auch nach Rec. eigener Erfahrung zweckwidriger und unnützer, als eine gelehrtere, zusammenhängendere Anweisung zur neuern Staatengeschichte in einem eigenen Abschnitte für blosse Bürgerschulen. Nur die Geschichte des eigentlichen Vaterlands, dem jeder Zögling angehört, muss weitläuftiger vorgetragen werden. Hierzu war aber in diesem allgemeinen Lehrbuche durchaus kein Platz. Doch erlauben wir uns hierbey einen doppelten Wunsch an den Vf. Einmal dürfte wohl eine einzige grosse chronologische Tabelle der Allg. Weltgeschichte

schichte selbst für diese Klasse von Lehrlingen sehr nützlich seyn, die der Lehrer von den besten seiner Zöglinge, gleichsam als zur Belohnung, abschreiben, auch wohl nach den verschiedenen Columnen illuminiren lassen könnte; eine Uebung, die den Kindern grosse Freude macht, und alle Hauptzahlen und Epochen dem Gedächtnisse tief eingräbt. Zweytens könnte doch wohl hie und da noch etwas mehr von den Producten angeführt, und dadurch eine noch nähere Beziehung mit der Naturgeschichte im folgenden Abschnitte erreicht worden seyn. Auch könnte eine *wohleingerichtete* Productenkarte grade in Bürgerschulen ausserordentlichen Nutzen stiften, und vielleicht, so wie die illuminirte chronologische Tabelle noch eine Zugabe zu dem versprochenen kleinen Atlas für Bürgerschulen werden. — Auch das ist übrigens zu billigen, dass die Lehre vom Planiglobium hier am Ende steht, wohin sie mit mehreren Kenntnissen, die sonst immer in der Einleitung zur Geographie gleich voran ihre Stelle erhalten, nach einer richtigern Methode in den Bürgerschulen allerdings versetzt werden muss.

Hierauf kommt Naturgeschichte und Naturlehre. Sie sind mit unverwandtem Blicke auf das, was dem Bürger praktisch und technologisch nützlich werden kann, nicht etwa blofs aus des Vf. frühern Werken abgeschrieben, sondern, wie Rec., der mehreres mit des Vf. *Naturgeschichte und Technologie* sorgfältig verglichen hat, aus eigner Prüfung versichern kann, zum Theil neu ausgearbeitet. Besonders hat uns der mit steter Hinsicht auf die neuesten Entdeckungen abgefasste, ungemein fasslich vorgetragene Abschnitt von der Naturlehre befriedigt. Am Ende dieses Theils giebt er auch noch einen Abriss des Gemeinnützigsten aus der Scheidekunst, Geometrie und Mechanik, wobey wir darinn mit ihm einverstanden sind, dass diese Abschnitte nicht in besondern Lehrvorträgen, sondern nur gelegentlich bey andern Vorträgen eingeschaltet werden müssen. Denn sehr wahr nach dem Gefühle und der Erfahrung des Rec. sagt der Vf.: Ein solcher gleichsam nur im Vorbeygehn ertheilter Unterricht macht tiefern Eindruck, und erhält die Aufmerksamkeit länger in Spannung. In der Anmerkung S. 793. hätte vielleicht bey Gelegenheit der Gegensätze der Phlogistiker und Antiphlogistiker doch noch etwas mehr Terminologie beygebracht werden können, da ja auch Künstler und Handwerker aus dem Bürgerstande die neueste Chemie aus Schriften zu lernen, und sich um ihre Kunstausdrücke zu bekümmern anfangen mögen.

Der *zweyte Theil* ist schon mehr für die erwachsenere Jugend, ja für den Mann selbst als *Lesebuch* berechnet, und wird daher auch, was sehr zu loben ist, unter dem oben angeführten besondern Titel einzeln verkauft. Er füllt sehr zweckmässig eine längst gefühlte Lücke aus, zu deren Ausfüllung aber gerade das Maass von Menschenkenntniss und Lebensweisheit, verbunden mit der Popularität des Vortrags, erfoderlich war, die sich in unserm Vf. wirklich vereinigen. Da er einmal ein Ganzes, eine Art von *Encyklopädie für Ungelehrte* zu liefern sich vorgenommen hatte, so konnte eine populäre Medicin, Psychologie nebst darauf gegründeter Moral, Politik, und eine Uebersicht der Jurisprudenz, so weit sie auch jeder Unstudirte wissen sollte, nicht übergangen werden. Dabey sind aber allerdings mehrere Kapitel, z. B. über die Ehe und Fortpflanzung, eingeschaltet, die mehr zum Lesebuch für Erwachsene, als zu Lehrvorträgen für die Jugend geeignet zu seyn scheinen. Wie vielen Erwachsenen, wie viel Hausvätern unter den gebildetern aber unstudirten Ständen muss eine solche Lectüre sehr willkommen seyn. Auf Kanzeln und Lehrstühlen darf unserer *engen* Liturgie nach so etwas nicht gesagt werden. Woher sollen sie es denn sonst erfahren? — Eine anatomisch-physiologische Einleitung über den Körper macht den Anfang. Dann kommt die Diätetik auf den Bürgerstand individualisirt. Dann eine kurze Gymnastik, wobey auch auf *die Uebungen der Sinne*, einen bis jetzt ganz vernachlässigten, von dem wackern *Gutsmuths* aber in seiner Gymnastik, die doch wohl in keiner Schule fehlen sollte, angeregten Gegenstand, und auf das Schwimmen S. 82—86., worüber wir von eben diesem Gutsmuths ein eigenes Lehrbuch zu erwarten haben, besondere Rücksicht genommen wird. Nun folgt in einem ausführlichen Abschnitte die Aetiologie, oder die Lehre von den Kennzeichen und Ursachen der Krankheiten nach den populären Schriften der besten Aerzte, als *Paulitzkys* Anleitung, *Junkers* Diätetik, Handbuch der militärischen Arzneykunde nach *Hamilton*, und *Girtanners* Kinderkrankheiten verständig ausgearbeitet. Der Vf. hütet sich hierbey sorgfältig vor aller Begünstigung der populären Quacksalberey, empfiehlt überall den Gebrauch des Arztes, und der von ihm verordneten Heilmittel, glaubt aber mit Recht, dass die Kennzeichen der Krankheiten zu wissen jedem Laien fromme, theils um schwere Krankheiten an ihren Vorboten zu erkennen, theils um dem Arzte richtige Auskunft geben zu können. Eine genauere Kenntniss dieses Theils der Medicin wird auch gewiss den Bürger am besten gegen Aberglauben, Selbstkuren und Afterärzte sichern. Dem noch immer weit mehr, als man in unsern Tagen denken sollte, im Finstern schleichenden Aberglauben ist in einem besondern Abschnitte S. 95—100. entgegen gearbeitet. Am Ende von S. 173—186. wird auch von den Giften und der Rettung der Verunglückten das nöthigste beygebracht. Schade, dass der Vf. die Struvischen Hülfstafeln noch nicht kannte, und bey einigen Abschnitten, auch in der natürlichen Moral, *Hufelands Anweisung zum langen Leben* noch nicht benutzen konnte! Der *natürlichen Moral*, die nun folgt, geht, wie billig, eine kurze Seelenlehre voraus. In der Moral selbst wird insbesondere der Unterricht über Zeugung und die dahin einschlagenden Dinge S. 248 ff. mit Nutzen auch für Schüler gebraucht werden können, und die dabey ertheilten Winke aus der Methodik zeugen von einem Vf., der selbst mit jungen Leuten zu thun hat. Ganz vorzüglich aber verdient der

Abschnitt über die *natürliche Religion* genannt zu werden. Ideen über Unsterblichkeit, Strafen und Belohnungen aus Kant, Garve u. s. w. sind mit vieler Kunst eingewebt. Nur auf diesem Wege dringt das Licht der höhern Regionen auch in die niedern!

Der zweyte Hauptabschnitt umfasst die Verhältnisse der Menschen gegen einander. In der allgemeinen Einleitung hat uns das Kapitel *über die Vervollkommnung der Gewerbe durch die Theilung der Arbeiten* S. 394 ff. besonders gefallen. England bewirkt nur dadurch seine Wunder. Aber dort gilt auch der alles lähmende Innungsgeist nicht mehr!! Bey der hierauf folgenden Technologie konnte der Vf. seine frühern Schriften benutzen; zweckmäfsig ist der S. 715—726. folgende Abschnitt über die Wahl der Lebensart, und herzerwärmend und überzeugend die darauf folgende Schilderung des häuslichen Lebens, das Bild einer würdigen Gattin, die Winke zur gedeihlichen Kindererziehung, wobey nichts, selbst des C. R. *Horstigs* Kinderkörbchen nicht übergangen ist, *Franklins* Muster eines guten Hauswirths, und die aus *Schmidts* Preisschrift ausgezogenen Regeln, gutes Gesinde zu erhalten. Den Beschluss macht ein wohlgerathener Abriss über die Rechte eines Staatsbürgers, über Contracte u. s. w., wobey die vorausgeschickten Betrachtungen *über Ursprung und Formen der Staaten*, und über den *nothwendigen Unterschied der Stände* sehr gut auf das gegenwärtige Zeitbedürfniss berechnet, und mit einer schönen Anweisung übers die wahrhaft unveräusserlichen Menschenrechte verbunden sind. Gewiss das beste, aber auch einzige, Gegengift gegen die jetzt so sehr und bey der Tendenz unserer Verfassungen mit Recht gefürchteten Revolutionsansteckung ist verbesserter Bürger- und Landschulenunterricht. Der Staat, wo die in diesem Funkischen Lehrbuche popularisirten Wahrheiten *allgemein* im Umlauf sind, ist blühend, und bis *auf seine niedrigsten Bürger* wohlhabend. Und *da* ist keine Revolution möglich!

Wir können nicht umhin, bey dieser Gelegenheit auch noch der Musterzeichnungen Erwähnung zu thun, die als eine Zugabe zu diesem Funkischen Werke angesehn werden müssen:

Berlin, in d. Voss. Buchh.: *Musterzeichnungen zur Uebung für die Jugend in Bürgerschulen*, gezeichnet von *G. J. Vieth*, gestochen unter Hn. D. *Bergers* Aufsicht, und in *Beziehung auf das allgemeine Lehrbuch für Bürgerschulen*, herausgegeben von *C. P. Funke*. 1796. II Hefte in klein Queerfolio. Jeder Heft zu 6 Blättern, mit Umschlag und erklärendem Text. (Das Heft kostet 14 gr.)

Hr. F. geht dabey von der Erfahrung aus, dass Zeichenübungen nicht in Handzeichnungen, die zu viel Zeit und Auslage fodern, sondern in Rissen und Maschinen in Bürgerschulen mit dem gröfsten Nutzen getrieben werden können. Der Lehrer wird durch eine im ersten Theile des Lehrbuchs S. 12—33. von Hn. *Vieth* ausgearbeitete, sehr zweckmässige, Anweisung, wie Risse zu verfertigen sind, in den Stand gesetzt, den Schülern die erfoderlichen Handgriffe zeigen, und ihre Arbeiten beurtheilen zu können. Die Musterzeichnungen gehen in elementarischer Ordnung und Form, von leichten geometrischen Figuren zu vollständigen Rissen fort, die im ersten Hefte von der 3ten Tafel an die nützlichsten Maschinen, z. B. die Sheldonsche Maschine, gesunkene Balken zu heben, eine Saugpumpe, ein Paternosterwerk, ein Feldgestänge, allerley Rammen, und auf der letzten Tafel Uhrwerke, Dampfmaschinen und Feuerspritzen vorstellen. Von da geht er im zweyten Hefte zu allerley Möbeln, Gebäuden u. s. w. fort, alles in Beziehung auf die im Lehrbuch hie und da zerstreueten Anweisungen, aber durch den beygefügten Text auch ohne das Lehrbuch brauchbar. Schüler, welche schon eine für ihren künftigen Stand hinlängliche Geschicklichkeit in Schreiben erlangt haben, werden aufgemuntert, das Schreiben mit dem Zeichnen zu verwechseln, und sich zu dem Ende einige Musterzeichnungen anzuschaffen. Da dieses alle gern thun, so kann man die Erlaubniss dazu als eine Belohnung des Schönschreibens ertheilen. Die ältern und geübtern Schüler zeichnen also, wo die Ungeübtern schreiben, und statt dass diese sich der Vorschriften bedienen, haben jene die Musterzeichnungen vor sich. Dem Lehrer, der nur die Aufsicht haben, und die Zeichnungen mit den Mustertafeln vergleichen darf, wächst dadurch keine neue Arbeit dazu. Gewiss ein sehr empfehlungswürdiges Versinnlichungs- und Beförderungsmittel des Unterrichts in Bürgerschulen!

KLEINE SCHRIFTEN.

Kinderschriften. *Berlin*, b. Schöne: *Kleines Liederbuch zum Gebrauch in Schulen.* Von *J. G. Lorenz*, (Prediger zu Bielsdorf). 1796. 168 S. 8. (6 gr.) Weil das Porstensche Gesangbuch noch zur Zeit so viele Anhänger hat; so hat es der Herausg. für der Mühe werth gehalten, zum Gebrauch für die Schuljugend die vorzüglichsten Lieder desselben auszuheben, und mit erklärenden Noten zu versehen. Es sind also nur solche Lieder gewählt, die für Kinder verständlich und nützlich seyn können, aus mehreren Liedern eben deswegen auch nur einzelne Verse genommen. Anstössige und sprachwidrige Ausdrücke sind schon im Texte verändert, und mit bessern vertauscht, und in den Noten ist nicht allein das Nöthige erklärt, sondern auch hin und wieder für weitere Belehrung gesorgt. Unstreitig enthält also dieses Büchelchen einen Kern guter alter Lieder.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 13. April 1797.

LITERARGESCHICHTE.

WIEN: *Bibliothecae Samuelis S. R. J. Com. Teleki de Szék. Pars Prima.* Auctores Classicos graecos et latinos ex optimis editionibus ordine chronologico dispositos eorumque opera et fragmenta conjunctim edita; Patres denique et scriptores ecclesiasticos veteres complexa. Cum brevi vitarum descriptione et notatione temporis, quo quisque circiter vixerit, adjectis passim eruditorum judiciis. Excudit Fr. Markid. Pulio. 1796. XXXVII. u. 313 S. gr. 8. nebst einem Bildniss des Verfassers, von *Sam. Tzetter.*

Mit wahrem Vergnügen ergreifen wir die Gelegenheit, welche uns durch die Anzeige des voranstehenden Werks verschafft wird, dem Publicum von einem Manne Nachricht zu geben, den ein jeder Freund der Literatur hochschätzen und verehren muss. Der Hr. *Reichsgraf von Teleki*, dermaliger königlich siebenbürgischer Hofkanzler und Obergespann in dem Bihaver Comitat, beschäftiget sich bereits seit mehreren Jahrzehenden mit der Sammlung einer Bibliothek, die sich durch die vortrefflichsten und gemeinnützigsten Werke aus allen Theilen der Wissenschaften auszeichnet. In dem J. 1759, um welche Zeit der Graf, ein geborner Siebenbürger, sich auf Reisen begab, und die berühmtesten Universitäten des Auslandes zu besuchen anfing, fasste er den ersten Entschluss zu diesem schönen Unternehmen. Er fand bey der Ausführung viele Schwierigkeiten; besonders verursachte die grosse Entfernung seines Vaterlandes von den literarischen Marktplätzen Europens einen ungeheuren Kostenaufwand. Gleichwohl war sein Eifer immer unermüdet, und die Liebe zu den Wissenschaften vermehrte sich mit jedem Jahre. Diese edle Neigung, wodurch sich der Graf vor so vielen Personen seines Standes vortheilhaft auszeichnet, wäre vielleicht allein schon hinreichend, demselben einen bleibenden Nachruhm zu verschaffen; allein die gegründetsten Ansprüche auf einen unsterblichen Namen und die immerwährende Dankbarkeit seines Vaterlands erwirbt er sich durch die wohlthätige Verfügung, dass der kostbare Bücherschatz seinen Erben als Fideicommiss hinterlassen, und dereinst in Siebenbürgen zum öffentlichen Gebrauch aufgestellt werden solle. Jenes Land hat bekanntlich noch wenig öffentliche Büchersammlungen. Der herrliche Vorrath des Fürsten Gabriel Bethlen zu Weissenburg, den vornämlich auch eine Menge alter, in dem Orient erkaufter Handschriften schätzbar machte, wurde im J. 1661 von den Türken verbrannt; und seit dieser Zeit erhielt Siebenbürgen, einige wenige Bibliotheken abgerechnet, keine Sammlung von besonders grossem Umfange. Die Bibliothek des Grafen Teleki ist daher ein Schatz für jene Gegend, und die Verfertigung eines zweckmässigen Catalogs zum Gebrauch der künftigen Leser ein neues Verdienst des wahrhaft grossen Besitzers.

In der gut geschriebenen Vorrede des ersten Theiles dieses Verzeichnisses, welche zugleich von den literarischen Kenntnissen des Vf. einen schönen Beweis enthält, wird zuerst die Behauptung einiger Schriftsteller widerlegt, dass durch Bücher und Bibliotheken zu dem Glück der Menschheit wenig beygetragen werde. Der Vf. zeigt sodann aus der Geschichte, dass zu allen Zeiten die grössten Männer der gebildetsten Nationen, und zwar solche, die von Gelehrsamkeit keineswegs Profession machten, bemüht waren, Büchersammlungen anzulegen, und spricht zuletzt von dem Plane, den er bey der Verfertigung seines Catalogs vor Augen hatte. Dieser wird in *acht* Theilen bestehen. Der *erste* Theil umfasst die griechischen und römischen Classiker und Kirchenväter, der *zweyte* wird die Theologen und die Schriftsteller der neuern Kirchengeschichte, der *dritte* die Quellen und Ausleger des kanonischen, bürgerlichen Rechts u. s. w. nebst politischen, statistischen und ökonomischen Schriften, der *vierte* die Alterthumsforscher, Kritiker, Grammatiker, neueren Dichter, Redner und Polygraphen, der *fünfte* die Philosophen, Mathematiker, Astronomen, Aerzte und Naturforscher, der *sechste* die Biographen und einen Apparat der Literargeschichte, der *siebente* die Geographen, Historiker und Reisebeschreiber, und der *achte* eine Sammlung ungarischer und siebenbürgischer Geschichtschreiber enthalten; von welchem letzten Bande man in jeder Rücksicht etwas vorzügliches zu erwarten berechtiget ist.

Bey den griechischen und römischen Classikern befolgt der Graf, wie bereits der Titel lehrt, die chronologische Ordnung, und überall wird von dem Leben des Schriftstellers, bisweilen auch von dem Werthe seiner Schriften eine kurze Nachricht hinzugefügt. Aus dem ganzen Werke erhellet eine mit vieler Einsicht veranstaltete Auswahl, die besonders das Gemeinnützige beabsichtigt. Fast von jedem Classiker ist die neueste und anerkannt beste Ausgabe vorhanden, dagegen kein sich auszeichnender Vorrath an alten Auflagen, ersten Drucken und Seltenheiten, die zwar jeder Bibliothek zur Zierde gereichen, allein den Bedürfnissen der siebenbürgischen Leser, auf welche der Graf sein Hauptaugenmerk gerichtet zu

haben scheint, weniger angemessen sind. An *schöngedruckten* Editionen und Uebersetzungen, vorzüglich in französischer Sprache, ist auch kein Mangel, und schwerlich möchte aus der Reihe der Bodonischen Abdrücke griechischer Schriftsteller auch nur ein einziger vermisst werden. Die beygefügten historisch-kritischen Notizen wurden, nach der eigenen Versicherung des Grafen aus *Fabricii biblioth. Gr. et Lat.*, *Cavei hist. lit. scriptor. eccles.*, *Saxii Onomast. lit.* und am häufigsten aus den bekannten Schriften des Hn. Hofr. Harles gezogen. Rec. findet dieselben sehr zweckmäfsig, und glaubt, dass sie jungen Lesern, für welche sie allein bestimmt sind, bey dem Gebrauch der Bibliothek manche Erleichterung verschaffen werden.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

1) Nürnberg, in der Felsseckerschen Buchh.: *Erbauungsbuch in Betrachtungen und Gebeten* für Christen in mancherley Umständen und Anliegen, von D. *Johann Georg Rosenmüller*. Zwote vermehrte und verbesserte Ausgabe. 1793. 654 S. gr. 8.

2) Frankfurt a. M., b. Varrentrapp u. Wenner: *Erbauungsbuch für Katholiken*, die eine reine und vernünftige Andacht lieben, von *J. B.* 1793. 228 S. 8. (16 gr.)

3) Tübingen, b. Schramm: *Die grosse Lehre von Gott*. In einer Reihe von Betrachtungen abgehandelt vom *Verfasser der Lebensgeschichte Jesu*. 1793. 391 S. gr. 8.

4) Koburg, in Comm. der Ahlischen Buchh.: *Andachtsbuch auf jeden Tag in der Woche* nach des sel. Dr. Ernesti Grundsätzen in drey Abschnitten, von *Johann Michael Bernhardt*, Pastor zu Jutroschin in Grosspolen. 1796. 256 S. 8. (12 gr.)

Nr. 1 u. 2. verdienen in mehrerm Betrachte, sowohl in Absicht auf den mannichfaltigen Inhalt der Gebete und Betrachtungen, als auch in Absicht auf ihren innern Gehalt einander an die Seite gesetzt zu werden, obgleich ihre Vff. zwey verschiedenen christlichen Religionspartheyen zugethan sind. Beide haben verschiedene Situationen des menschlichen Lebens und besondere Pflichten zum Gegenstand ihrer Betrachtung gemacht. In Nr. 1. findet man Betrachtungen und Gebete auf alle Tage der Wochen, Morgen- und Abendgebete, wie auch Betrachtungen in Festzeiten, dann auch Betrachtungen und Gebete für Personen in besondern Ständen, für Eheleute, Schwangere, Aeltern, Herrschaften und das Gesinde; in Nr. 2. Morgengebete verschiedenen Inhalts, Morgengebete für Menschen von verschiedenem Alter und Stande, den Jüngling, den Geschäftsmann, den Gewerbsmann, den Soldat, die Mutter, den Vater, das Mädchen; Messgebete, Gebete am Sonntage zur Vesper, Gebete auf besondere Jahresfeste, Abendgebete für verschiedene Menschenclassen, Gebete in besondern Auftritten und Angelegenheiten des Lebens.

Die Absicht des Hn. R. in Nr. 1. war nach der ersten Vorrede, ein Andachtsbuch für den gemeinen Mann zu schreiben, weil man bisher mehr für denkende als für gemeine Christen gesorgt hat, und für diese wird man das Buch sehr brauchbar finden. Mit Recht erinnert er, dass dieser Gattung von Christen Gebete weniger nützen als Betrachtungen, weil es ihnen noch zu sehr an richtigen Kenntnissen fehle, und dass er daher auch mehr Betrachtungen als Gebete geliefert und auch diese mit Betrachtungen vermischt habe. Daher wechseln Selbstbetrachtungen, (von welchen einige mehr belehrend, andere mehr erweckend sind,) Gebete und Gesänge mit einander ab. Von S. 120. an liefert er Betrachtungen über ganze Abschnitte der Bibel mit kurzen Erklärungen und weiterer Ausführung der darin enthaltenen Wahrheiten, S. 144 ff. einige Denksprüche und kürzere Betrachtungen darüber des Morgens und Abends zu sprechen, und S. 219 ff. kurze Umschreibungen biblischer Stellen, alles nach einer geschickten Auswahl, nur die Stelle aus der Offenbarung Johannis S. 240. ausgenommen, die füglich hätte wegbleiben können. Für Mannichfaltigkeit ist also hinreichend gesorgt und eben so auch für eine zweckmäfsige Belehrung, welche durch die dem Vf. eigene Gabe, alles überaus plan und fasslich und doch mit Würde vorzutragen, sehr befördert wird. Bey einigen Materien hätte Rec. mehr Ausführlichkeit gewünscht. als S. 159 ff. wo von der Verwerflichkeit des Fastens und der Gelübde billig mehr gesagt seyn sollte, und bey dem christlichen Rathe für Personen, die sich wegen der verschiedenen Religionsmeynungen in unsern Tagen beunruhigen, S. 459. wo der Vf. blos auf die Lesung der heil. Schrift verweist, ohne der Lesung anderer guten Schriften, der Unterredung mit andern einsichtsvollen Personen, welches doch vorzüglichere Mittel zu *diesem* Zweck sind, mit einem Worte zu gedenken. Dass Hr. R. bey diesen Betrachtungen von den Kantischen Moralprincipien Gebrauch gemacht habe, erwartete Rec. nicht, so sehr er es auch gewünscht hätte. Dagegen fand er sich sehr getäuscht, da er in der zweyten Vorrede fand, dass Hr. R. sich deswegen entschuldige und auf S. 122. verweise, wo er sich deutlich über diesen Punkt erklärt habe. Denn hier fand er nichts weiter, als dass der Unterschied zwischen *Glück* und *Glückseligkeit* gezeigt wird, wodurch er in der Frage, welche Grundsätze vorzuziehen sind, doch gar nichts entscheidet.

Nr. 2. ist mehr für gebildete Christen und hat noch manches Vorzügliche vor Nr. 1. Die Gebete, die mehr Selbstbetrachtungen sind, drucken reine und edle Empfindungen und viel Wärme für Religion und Tugend aus, bey der Mannichfaltigkeit des Inhalts hat doch alles auf reine Sittlichkeit Beziehung und ist den Grundsätzen der reinen praktischen Vernunft sehr angemessen. Ausserdem zeichnen sie sich durch ein gefälliges Gewand, gemäfsigte Schönheit, durch Simplicität und Popularität und durch einen edlen correcten Ausdruck auf eine vorzügliche Weise aus. Nur

selten stiess Rec. auf einige unverständliche und sprachwidrige Ausdrücke, z. E. S. 56. des *straubischen* Eigennutzes, S. 40. Gebet *an* die göttliche *Fürsicht*, statt in Absicht auf die göttliche Vorsehung. Dass der Vf. ein Katholik sey, würde man nicht muthmassen, wenn es nicht auf dem Titel ausdrücklich gesagt, und aus der Ueberschrift mancher Gebete sichtbar wäre. Denn in allen den Gebeten, die auf das Eigenthümliche der römisch-katholischen Religion Bezug haben, wird der Protestant sich erbaut fühlen, wenn der Katholik nichts Anstössiges und seinem Glauben entgegengesetztes in ihnen findet, weil alles bloss von der moralischen Seite betrachtet ist. So sind die *Gebete bey der Messe* beschaffen, wo unter andern *das Gebet zur Wandlung*, (deren im Gebete selbst nicht weiter gedacht wird,) besonders sehr rührend und lehrreich ist; so die *Gebete am Gedächtnisstage eines Heiligen*, S. 131. und *der Verehrung der Maria an ihren Festtagen*, wo man von einer abergläubischen Verehrung derselben und den gewöhnlichen Bitten um deren Fürbitte bey Gott keine Spur findet. Nur die beiden *Litaneyen* sind davon auszunehmen, die *Litaney Jesu*, S. 219. und die *Litaney zur heil. Jungfrau Maria*, S. 225. Die erste enthält zwar nichts Anstössiges, ist aber doch auch nicht sehr herzerhebend. In der zweyten kommen doch einigemal die Formeln: *Bitte für uns*, *wir verehren dich*, vor, obgleich das Gebet hernach eine moralische Wendung nimmt.

Der Vf. von Nr. 3. ist nicht Hr. *Hess*, wie man vielleicht aus dem Titel schliessen wird, sondern, wie man aus dem Vorberichte sieht, Hr. *Joh. Jacob Gradmann* zu Ravensburg, der dem Rec. als Vf. einer Lebensgeschichte Jesu nicht bekannt ist. Er hat sich einen engern Gesichtspunkt als die vorigen gesetzt und schränkt seine Betrachtungen bloss auf *die Lehren von Gott* ein, nicht, wie er sagt, um sich an die Spinozas, Herders und Mendelssohne anzureihen, nicht um den Philosophen neue Aufschlüsse in dieser wichtigen Lehre zu geben, sondern um Erbauung zu verbreiten, nicht, um für Philosophen, sondern für Christen zu schreiben, weil für tiefsinnige Denker schon vieles über Gott geschrieben sey, aber wenig Vollständiges für erbauungsuchende Christen. Dieser Zweck ist allerdings sehr zu billigen, und Rec. zweifelt auch nicht, dass diese Schrift zur Beförderung desselben mitwirken könne, ob er gleich manche Unvollkommenheiten dabey bemerkt hat. Jede Materie wird zuerst theoretisch abgehandelt und alsdann werden praktische Folgerungen daraus hergeleitet. Dabey fehlt es auch nicht an concreter Darstellung, so dass die abstracten Begriffe und Sätze in einzelne Fälle und Beyspiele aufgelöst werden. Dagegen ist der Vortrag des Vf. in einem grossen Theile seiner Betrachtungen sehr declamatorisch und weitschweifig, welches zu manchen sonderbaren Ausdrücken, z. B. *Christus der Meister mit der gelehrten Zunge*, Gelegenheit gegeben hat, (doch haben einige mehr den Ton der ruhigen Untersuchung, z. E. die von der Weisheit und Güte Gottes,) auch sind eine gar zu grosse Menge von Schriftstellen aus dem A. und N. Test. angehäuft und die dunkeln ohne alle Erklärung gelassen worden. Die Materien sind zuweilen gar zu kurz und oberflächlich behandelt, z. E. der Beweis vom Daseyn Gottes, und andere aus einem falschen Gesichtspunkte betrachtet, wenn z. E. der Nutzen des Erdbebens S. 135. unter andern darin gesetzt wird, dass die schädlichen Insekten und andere Thiere verschüttet werden, welches doch nur an den Orten geschehen kann, wo das Erdbeben sich mit Heftigkeit äussert. Auch fehlt es dem Vf. noch zu sehr an hellen Begriffen, wovon Rec. nur noch einige Proben liefern will. S. 5. sagt der Vf. „die sich selbst überlassene Vernunft hat nur sehr unvollkommene und „schwankende Begriffe von Gott, es muss eine durch „Offenbarung erleuchtete Vernunft seyn. Die Verständigsten und Einsichtsvollesten unter den Heiden, „(also auch Sokrates, Aristoteles, Plato, Zeno u. a.) „wussten nicht einmal so viel von Gott als *unsere Kinder* wissen?" Und doch wird alles im folgenden zuerst aus der Vernunft bewiesen und dann hinzugesetzt: das sagt die Schrift auch. Wie also die durch Offenbarung erleuchtete Vernunft von der sich selbst überlassenen unterschieden sey, lernt man hier nicht einsehen. S. 34. meynt derselbe: die (angeführten) Beschreibungen von Gott im A. T. hätten so viel Rührendes und Erhabenes, dass sie die berühmtesten Dichter und Redner des Alterthums und der neuen Zeit, und alles, was man Schönes in den weltlichen Schriftstellern finde, vielleicht auch das Erhabenste in unsern kanonischen Büchern, weit überträfen; und nach S. 60. sagt Paulus: es ist schrecklich, in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen, d. h. (nach seiner Erklärung) zu fallen in den *unendlichen* Zorn desjenigen, der ewig lebt und so lange strafen kann, als er es für nöthig findet. Von einigen Sprachunrichtigkeiten, als S. 22. nur der Geist Gottes *weisst*, was in Gott ist — Engel, Cherubine und Seraphine, will Rec. nichts weiter sagen.

Der Vf. von Nr. 4. hat viel guten Willen gezeigt, aber der Umstand, dass das erste Manuscript von seinem Andachtsbuche verloren gegangen ist, hätte er als einen Wink der Vorsehung betrachten sollen, kein Andachtsbuch zu schreiben. Das that er aber nicht, sondern arbeitete von Neuem das Gegenwärtige aus. *Patrik*, *Doddridge*, *Seiler*, *Tobler*, *Sturm*, *Zollikofer* und *Ernesti* sind hier nach der Vorrede seine Führer und Lehrer gewesen, doch hat er besonders den 1ten Theil von *Ernesti Predigten* bey der Ausarbeitung dieser Betrachtungen vor sich liegen gehabt und ist ihm Schritt vor Schritt gefolgt, so wie er dieses an mehrern Orten versichert, und meynt, es sey Pflicht, eine gute Predigt recht gemeinnützig zu machen, und einem solchen Manne, wie *Ernesti* war, nachzudenken, sey für jeden Prediger wahre Ehre. (Diese Ehre, *in verba jurare magistri*, will Rec. Hn. B. nicht misgönnen, will aber für seine Person darauf Verzicht thun.) Und so findet man denn auch den guten *Ernesti* in diesen Betrachtungen und Gebeten, wie er leibt und lebt

lebt, in seinem Lehrbegriff, von welchem Hr. B. nicht ein Haar breit abgewichen ist, und in seinem abgerissenen, aus lauter kurzen Sätzen ohne periodischen Zusammenhang bestehenden Predigerstil, der das Lesen ziemlich beschwerlich und ermüdend macht, wozu noch die Länge der Abhandlungen kommt, die Hr. B. für ein Verdienst hält, weil kürzere Andachten wenig nutzen würden. *Der zweyte Abschnitt* enthält gute Gedanken den Tag über, die sich besser lesen lassen, die aber auch nicht sein Eigenthum sind, sondern einem berühmten geistreichen Schriftsteller, den er aber nicht nennt, angehören; und *der dritte* ist eine Anweisung, schlaflose Nächte heilsam anzuwenden, eigentlich Betrachtungen, die man zu dem Zweck gebrauchen kann, denn von einer Anweisung kommt nichts vor. Den *Schluss* macht das Vater Unser paraphrasirt mit kurzen Betrachtungen. In der Gegend, wo der Vf. lebt, und wo Andachtsbücher der Art etwas seltenes sind, wird das Buch nicht ohne Nutzen seyn, und die grosse Menge der würdigen Schüler des sel. Ernesti, werden es auch vielleicht, wie er denkt, *mit lächelndem Wohlgefallen* ansehen.

Hamburg, b. Freystatzky u. Rabe: *Die Gleichnissrede Jesu vom verlornen Sohne, in vier Busstagspredigten und einem Versuche katechetischer Bibellehren;* zur Erbauung angewandt von *Andreas Levin Eckard*, Pastor zu Bevensen im Lüneburgischen. 1794. 132 S. u. 127 S. 8. (12 gr.)

Die Themata der vier Predigten, welche der Vf. über die auf dem Titel angegebene Gleichnissrede gehalten hat, sind folgende: 1) *Der traurige und bedauernswerthe Zustand eines Menschen, der sich von Gott und von der Tugend entfernt, und einen Theil seines Lebens in dem Dienste der Sünde hinbringt.* 2) *Die Gemüthsbeschaffenheit und das Verhalten eines wahrhaft Bussfertigen.* 3) *Die Gesinnung und das Verhalten Gottes gegen wahrhaftig bussfertige Sünder.* 4) *Von der Verbindlichkeit des Christen zur Freude über die Rückkehr eines verirrten Sünders.* Die Haupteintheilung und alle Unterabtheilungen sind vollkommen richtig und ganz nach Anleitung der Gleichnissrede gemacht. Die Ausführung zeigt von gereinigten Begriffen in der Lehre von der Vergebung der Sünden, und die Sprache ist durchaus fasslich. Nur dass die Perioden bisweilen zu lang sind. Aber bey dem allen ermüdet das Lesen dieser Predigten ausserordentlich. Der Vortrag ist höchst eintönig, wird kaum in einer Stelle etwas andringender und herzlicher und nur ein einzigesmal werden die allgemeinen Sätze durch Beyspiele anschaulicher gemacht. Hierzu kommt, dass die Gleichnissrede auf das allerweitläuftigste ausgesponnen, und das Verhalten des unbesonnenen, reuigen, umkehrenden Sohnes bis in die kleinsten Stücke mit dem Verhalten des sündhaften, zur Erkenntniss gebrachten und sich bekehrenden Sünders und immer mit denselben Wendungen und Worten verglichen wird. Auch hat sich der Vf. ein paarmal nicht in Acht genommen in der weitläuftigen Umschreibung und Anwendung des Textes etwas Spielendes einfliessen zu lassen. Z. B. wenn er mit Rücksicht auf den Umstand in der Gleichnissrede, dass der erfreute Vater dem zurückgekommenen Sohn ein anständiges Kleid reichen heisst, dem bekehrten und begnadigten Sünder (S. 96.) die Worte in den Mund leget: „Ich bin fröhlich in meinem Gott; denn er hat mich angezogen mit den Kleidern des Heils u. s. w."

Die katechetischen Bibellehren, oder wie es heissen sollte: *die katechetischen Unterredungen über biblische Erzählungen*, werden auch besonders verkauft. Der Titel ist in der Provinzialsprache ausgedrückt. Es ist im Kurfürstenthum Hannover die lobenswerthe Einrichtung getroffen, dass auf dem Lande ausser den gewöhnlichen Katechisationen, den ersten Theil der Winterszeit hindurch, mit der Jugend Unterredungen über biblische Erzählungen in der Kirche müssen gehalten werden. Diese mag man dort gewöhnlich: *die Bibellehre* nennen, wie man an einigen Orten das Examen über den Katechismus: *die Katechismuslehre*, nennet; daher vermuthlich der Vf. seinen Unterredungen den unrichtig ausgedrückten Titel gegeben hat. Es sind der Unterredungen ebenfalls viere, nach derselben Abtheilung der Gleichnissrede, welche in den Predigten befolgt ist. Sie gefallen uns noch besser als diese, und können den Schullehrern auf dem Lande zum Muster empfohlen werden. Doch will Rec. bey dieser Empfehlung nicht behaupten, dass nicht manche Frage anders hätte gewendet und manche zu lange Ermahnung hätte abgekürzt werden sollen. Auch ist es falsch, wenn der Vf. (S. 17.) sagt: „Träbern, war eine gewisse Frucht im jüdischen Lande, die so wie unsre Eicheln zum Schweinfutter gebraucht wurde." Nicht Träbern, sondern das im griechischen Text stehende κερατια (Johannisbrodt) zeigt eine solche Frucht an. Bedenklicher als dieser Fehler ist die Art, wie er die Theurung, wobey der unglückliche junge Mensch seine Thorheit fühlt, darstellt. Er wirft die Frage auf: „war das nicht eine ausserordentliche Fügung der göttlichen Vorsehung?" und vorher lässt er die Behauptung gehen; „Gott lässt bisweilen für ruchlose Sünder auch in diesem Leben *besondere* Züchtigungen erfolgen." Erfolgt wohl in einem Lande Theurung zur *besondern* Züchtigung der Ruchlosen?

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 14. April 1797.

SCHÖNE KÜNSTE.

Prag u. Leipzig, b. Albrecht u. Comp: *Die Zöglinge der Natur.* Ein Roman, worin Menschen handeln. *Erster Theil.* 1793. 416 S. *Zweyter Theil.* 1794. 468 S. 8. jeder mit zwey Kupfern. (2 Rthlr. 16 gr.)

Der Vf. setzt darauf, dafs er *Menschen*, d. i. wie es die Vorrede erklärt, keine ideale und transcendentale Wesen handeln läfst, ein vorzügliches Verdienst seiner Arbeit. Allein bey näherer Bekanntschaft mit ihr nimmt man wahr, dafs in der That nur Ideale gegen Karrikaturen vertauscht sind; in der wirklichen Welt finden fich die grellen Farben und die starken Schraffirungen, mit welchen der Vf. seine Geschöpfe zeichnet, so wenig als die Ideale der Vollkommenheit. Zu dieser Unnatur kömmt noch eine auffallende Inconsequenz in Charakteren, Grundsätzen und Handlungen: die erstern werden nur gemalt, aber nicht entwickelt: das Räisonnement nicht aus den Handlungen gezogen, sondern nur erzählend ihnen angeknüpft: in der Anlage der Geschichte und in ihrer Entwickelung macht eine Unwahrscheinlichkeit der andern Platz; der Vortrag ist weitschweifig: der Dialog, wo er eingewebt ist, steif und unnatürlich: die komischen Scenen überladen von gewaltsamen Reizungen zum Lachen, und dennoch arm an ächter Laune. Einzelne feine Bemerkungen, die eben so richtig gefafst als gut gesagt sind, und einzelne treffende Schilderungen wägen auf diese Art freylich jene Mängel des Ganzen nicht auf, so wie für den erzählenden Vortrag des ungleich gröfsern Theils, die Briefe, deren Ton der Vf. weit glücklicher trifft, keine Entschädigung geben. — Warum übrigens der Titel, Zöglinge der Natur, ankündigt, klärt sich nirgends auf: kaum erwarten wir das von den folgenden Theilen, da die noch ungeendigte Geschichte schon so weit vorgerückt ist.

Leipzig, b. Kummer: *Die Landfamilie zu Thalheim.* Freunden ländlicher Freuden gewidmet. 1793. *Erstes Bändchen.* 192 S. — *Zweytes Bändchen.* 181 S. 8.

Die Addresse an die Freunde ländlicher Freuden läfst sich nur dann rechtfertigen, wenn man sich überreden will, dafs jene Freuden in dem Anschaun der seltsamsten Verkettungen von allem grausenvollen, was die menschliche Bosheit zur Quaal ihrer Nebengeschöpfe ersinnen kann, bestehen. Denn dies macht den Inhalt dieser Geschichte, wo Verrätherey, Eydbrüchigkeit, vielfacher Mord, durch eine äusserst abentheuerliche Entwickelung in Verbindung zweyer Liebenden und im Wiederfinden eines verlornen Sohnes, sich auflösen. Wir gestehen, dafs wir weder der grotesken Erfindung, noch dem in kraftloser Empfindeley sich auszeichnenden tändelnden Vortrag einen Geschmack haben abgewinnen können.

Weissenfels u. Leipzig, b. Severin: *Leidenschaft und Delikatesse oder Geschichte einer jungen Engländerin.* 1794. 383 S. 8. (1 Rthlr.)

Dies ist ein schon im Museum für Frauenzimmer abgedruckter Auszug eines englischen vier Bände starken Romans, Cornelie Sedley von Montague. Die Schonung des Uebers., der uns nur ein mäsiges Bändchen gab, verdient allerdings unsern Dank, da das, was wir erhalten, ungefähr errathen läfst, dafs wir an dem, was zurückbleibt, nicht viel verlieren. Wirklich unterhält die hier in Briefen ziemlich gut vorgetragene Geschichte, und vorzüglich thut es wohl, nach der Ermüdung von Ritter- und Heldenunwesen, einmal bey wahren und der Menschheit angemessenen Empfindungen wieder zu sich selbst zu kommen: allein es fehlt ihr doch ganz an hervorstechenden Seiten: Charaktere, Empfindungen und ihre Schilderung, Situationen, Gang der Liebe und ihre Bedenklichkeiten — alles ist das gewöhnliche Echo der bessern Romane. Ueberdies mangelt es dem vor uns liegenden auch an Einheit, und er zerfällt wirklich in zwey nur schwach verbundene Theile, wovon der eine sich um die sonderbare Bedenklichkeit dreht, „ob ein rechtschaffner Mann, ohne Religion, ein guter Ehemann und Hausvater werden könne?" Leider! streiten sich hier die Handelnden mehr um Schatten, als um Wahrheit, und, wie das freylich oft zu geschehen pflegt, scheinen sie selbst nicht zu wissen, was sie unter Religion verstehen. Daher endigt sich auch dieser Hauptheil des Ganzen in eine kahle Bekehrung auf dem Todbette, die sehr unerwartet käme, wenn nicht bey einem Sterbenden jede Inconsequenz verzeihlich wäre.

Wien u. Leipzig, in d. Dollischen Buchh.: *Albert der Abenteurer.* Ein satyrischer Roman. 1794. 240 S. 8. (16 gr.)

Auch diese Lectüre läfst von Seiten der Neuheit gänzlich unbefriedigt. Nicht blofs die Erfindung einer Reise nach dem Mond gehört zu den sehr verbrauchten Formen, sondern auch die Wahrheiten, die durch diese Veranlassung mitgetheilt werden, sind nur das gewöhnlichste, was man über Gebrechen der

Menschheit zu hören pflegt. Allein dieser Tadel trifft keinesweges den Vf., sondern nur den Uebersetzer, der diese Arbeit, (die man, nach einer Note, dem Grafen Krasicki, Bischof von Ermeland, zuschreibt,) aus dem polnischen Original in ein steifes Deutsch übergetragen hat, ohne zu überlegen, dass das, was einer Nation, bey welcher eine Gattung von Geisteswerken erst eingeführt wird, neu und schmackhaft, ist, es nicht in gleichem Grad für eine Nation seyn könne, welche eben mit dieser Form schon so ausserordentlich oft unterhalten, und zuletzt ermüdet wurde.

Wien, b. v. Mösle: *Der deutsche Diogenes oder der Philosoph nach der Mode.* Ein Roman m. (2) K. 1792. 328 S. 8. (16 gr.)

Ist in Stil und Aberwitz den elendesten Producten der Jahrmarktsbuden gleich; ja es steht noch unter den Eulenspiegeln und ähnlichen Werken, die wenigstens in dem Zeitalter ihrer Schöpfung ihre Entschuldigung finden.

1) Berlin, b. Vieweg d. ält.: *Saint-Flour und Justine,* oder Geschichte zweyer Liebenden, wie es deren wenige giebt. Nach dem Französischen von *Anton Adolph Hayder.* 1795. 314 S. 8. (21 gr.)

2) Weissenfels u. Leipzig, b. Severin: *Louise Düval.* Geschichte einer französischen Emigrantin. 1795. 286 S. 8. (18 gr.)

Nr. 1. ist in Briefen von S. Flour an Joseph abgefasst. Eine Declaration, wie diese, giebts freylich wenige. „Ich kniete mit einem Knie nieder: theuerste Justine, von diesem Tage an wähle ich dich zur Mutter meiner Kinder. Angebetetes Weib, du bist in meinen Augen kein weibliches Geschöpf mehr, sondern eine gütige Gottheit, die meine Existenz verewigen soll. Aus deinem Schoosse will ich wiedergeboren hervorgehn, damit ich Fleisch von deinem Fleische, Bein von deinem Beine, Blut von deinem Blute, und dein andres Du werde, und wir so durch unsre Kinder vermischt nur Ein Wesen ausmachen." Dabey muss allerdings dem Mädchen die Nadel aus der Hand fallen: nur begreifen wir nicht, wie sie den Liebhaber so liebevoll schmachtend ansehen kann. An einem andern Orte heisst es: „Ich genoss alle Seligkeit, die ein Sterblicher, ohne vor Wonne zu vergehen, nur geniessen kann." „Ich kann nie von Hochzeit sprechen hören, ohne dass ich Herzklopfen bekomme." Wenn Flavicourt nicht Abwechslung ins Spiel brächte, so müssten die Liebenden vor Einförmigkeit sterben. Justine erzählt ihre Entehrung. Die Nebenbuhler schlagen sich. S. Flour bohrt den Flavicourt durch und durch, und wirft ihn ins Wasser. Hierauf begiebt er sich auf Reisen, sucht Ruhe und findet sie nicht, will dann wieder Justinen ehligen, erfährt aber, dass sie schon verheirathet sey. Indessen wird Justine über ihn zur Ehebrecherin, und stirbt im letzten Acte als eine Selbstmörderin in dem Arme ihres Geliebten, den sie vorsetzlich verführt hat. Und die Moral — soll seyn, dass es unmöglich sey, sich von dem Laster loszuwinden, wenn man sich ihm einmal ergeben hat; — eine Moral, die der Fr. v. Schöps, der das Buch zu besondrer Protection empfohlen ist, fürwahr eine Schamröthe kosten dürfte.

Nr. 2. Die Geschichte der franz. Revolution hat im einzelnen eben so interessante Situationen hervorgebracht, wie sie im Ganzen merkwürdige Scenen erzeugt hat: und sollten wir die verborgne Geschichte mancher Emigranten kennen, wir würden sehen, dass der Zufall oft schöner dichten kann, wie die lebhafteste Einbildungskraft eines Romanschreibers. Der Vf. der Louise Düval hat sich eine dieser Situationen ausgemalt, und ob er wohl die Begebenheiten etwas wunderbar in einander geflochten hat, so kann man ihm doch den Ruhm eines Schriftstellers nicht streitig machen, der sich über das Mittelmässige zu erheben sucht. L. Düval, die Geliebte eines franz. Republikaners und die Tochter eines Aristokraten, soll mit ihrem Vater auswandern. Ihr Geliebter entführt sie. Auf der Flucht wird sie von dessen Nebenbuhler erkannt, dem Geliebten entrissen, und in ein Kloster gebracht. Der geistliche Aufseher des Klosters, der sich in den neuen Ankömmling verliebt, schafft sie aus diesem Kloster in das seinige, und hier wird ihre Tugend auf alle nur mögliche Proben gestellt. Zuletzt dringt ihr Geliebter ins Kloster und errettet sie. Bey der Belagerung von Maynz fällt sie mit ihm in preussische Gefangenschaft, und wird sehr anständig behandelt. Unglücklicher Weise aber wird sie von dem Nebenbuhler wiedergefunden, und aufs neue entführt. Sie entläuft und fällt einem Schwarme von Republikanern in die Hände, die sie für eine Emigrantin ansehn, und ihr den Process machen. In dem Augenblicke aber, wo ihr Kopf unter der Guillotine fallen soll, zeigt sich ihr Geliebter, verbürgt sich für ihre Unschuld, und läst sich mit ihr nach Frankreich transportiren, wo nach einer kurzen Untersuchung beide freygesprochen werden.

Man muss bedauern, dass der Vf. sich in der Vorrede über seine gemässigten Grundsätze entschuldigt, die ihm gewiss bey allen Vernünftigen zur Ehre gereichen werden.

Leipzig, b. Gräff: *Aurora,* ein romantisches Gemälde der Vorzeit. Erster Theil. 1794. 256 S. Zweyter Theil. 1795. 258 S. 8. (1 Rthlr. 18 gr.)

Die *Vorzeit,* in welche die Epoche der hier erzählten Begebenheiten gehört, ist das sechszehnte Jahrhundert der italienischen Geschichte; *romantisch* verdient das Werk nur zu sehr zu heissen, indem es aus einem Labyrinthe von Intrigue, und einem Gewebe von Abentheuern besteht. *Aurora* spielt, aus ehrgeizigen Staatsabsichten, im ersten Theil, um als eine uneheliche Tochter des Herzogs von Ferrara dieses Herzogthum zu erlangen, im zweyten, um eine Revolution in Portugall zu bewirken, Kabale auf Kabale; Meuchelmord, Banditenstreiche, kurz, alles, was sie für Mittel hält, ihre Absichten zu befördern, gilt ihr

ihr gleich, sie setzt sich unaufhörlich den gröfsten Gefahren aus, und verwickelt sich endlich selbst so, dafs sie nur durch Selbstmord den Ausgang finden kann. Ihr unbeschränkter Ehrgeiz, der sie verleitet, so viele andere Menschen zu misbrauchen und unglücklich zu machen, und ihre Unmenschlichkeit rauben ihr die Theilnehmung des Lesers, so sehr auch ihre Schlauheit Bewunderung erregt. Ihre Liebe, so schwärmerisch sie auch scheint, wirkt wenig, weil man immer argwohnen mufs, dafs sie nur affectirt, um ihre Plane desto eher auszuführen. Ihr Liebhaber *Rinaldo* ist ein schwacher gutherziger Mensch, der Muth zu haben scheint, und in der Gefahr doch zittert, der nicht die Maschine eines andern seyn will, und sich doch von den Fesseln nicht losreifsen kann, in die er gerathen ist, der den treuen Liebhaber machen will, und dennoch Untreue begeht, der unbedingte Folgsamkeit gelobt und ausübt, ohne die Absichten zu kennen, zu denen er gebraucht werden soll. Wer kann einen solchen Menschen bey den vielen Verlegenheiten und Lebensgefahren, worein er sich stürzt, wer kann sein tragisches Ende bedauren? Aufser jenen beiden Hauptpersonen findet man noch eine Menge Helfershelfer und Spiefsgesellen der *Aurora*, lauter Bösewichter und Waghälse, immer einen schwärzer, als den andern. Denn *Aurora* ist das Oberhaupt eines geheimen Bundes, der sich weit ausgebreitet hat, und dessen einzelne Mitglieder, selbst mit dem Zweck der Gesellschaft unbekannt, von ihr geleitet werden, ohne dafs sie es wissen. Die Beschreibungen der Aufnahme in diese geheime Gesellschaft, und ihrer Verfassung, der mystische Schleyer, der bis ans Ende über der ganzen Geschichte liegt, indem *Aurora* bis zuletzt eine unbekannte und unerklärbare Person bleibt, und die mannichfaltigsten Rollen spielt, deren Endzweck verborgen ist, die Geistererscheinungen und Zauberscenen, die unerwarteten und gräfslichen Auftritte (Duells, Verwundungen, Mordthaten, Blutverschwörungen), die das Ganze so schauderhaft machen, die erneuerten Schicksale der *Aurora* im zweyten Theile, nachdem man sie am Ende des ersten getödtet glaubte, und so viele andre wunderbare Dinge sind zu sehr nach dem jetzigen Modegeschmack, als dafs das Buch nicht viele Leser finden sollte, zumal da der Ton der Erzählung in denselben rasch, kurz, leicht, und doch kraftvoll ist.

Leipzig, b. Sommer: *Der Garten der Natur in vier poetischen Episteln*, von D. *J. G. Tralles*. 1795. 304 S. 12.

Ein *Garten der Natur* heifst hier so viel, als ein Garten, bey dessen Anlage man mehr den Winken der Natur, als den Regeln der Kunst gefolgt ist; und über die Einrichtung desselben hat Hr. *T.* hier die nöthigsten Vorschriften in einem Lehrgedicht vortragen wollen. In der ersten Epistel zeigt er, dafs die Gartenkunst in der Verschönerung der Natur durch die Kunst bestehe, dafs die Kunst suchen müsse, Empfindungen zu erregen, dafs der Contrast ein vortreffliches Mittel dazu sey, und dafs man bey der Anlage eines Parks auf schickliche Anpflanzung des Baumwerks, und auf Benutzung der Felsen sehen müsse. Die zweyte Epistel handelt von der Benutzung der verschiednen Arten des Gewässers bey Anlage eines Parks. In der dritten Epistel beschreibt der Vf. die Verschiedenheit der Gärten nach Beschaffenheit des Klimas und der Gärten, nach dem Eindruck, den sie hervorbringen sollen, nach den Jahrs- und Tagszeiten, und nach dem Stand des Besitzers. In der letzten Epistel redet er von den Gebäuden und andern Verzierungen des Parks, von der Bildung des Parks zu einem Ganzen, und von der Geschichte der Gartenkunst. Was der Vf. aus der Theorie des Gartenbaues ausgehoben, erschöpft zwar diesen Gegenstand nicht, man findet zwar bey ihm keine neuen Ideen, (er gesteht selbst, dafs er wenig würde haben leisten können, wenn ihm nicht ein Freund *Hirschfeld's* Werk geliehen hätte,) aber seine Grundsätze sind richtig und wahr, und in dem ganzen Gedichte sind viel Spuren von Belesenheit. Sonst aber fehlt noch viel daran, dafs wir, so ergiebig und bequem auch dieser Stoff für einen didactischen Dichter ist, in dem Vf. einen deutschen *de Lille* oder *Mason* erhalten hätten. Die Regeln sind bald trocken, bald geschwätzig vorgetragen, die Episoden und Digressionen, unter denen sich bey dem Vf. die Hauptsache nur zu sehr verliert, bestehen meistens in matter Moral, oder in niedriger Satire. Man sieht einige poetische Anlagen bey dem Vf. in solchen Episoden, wie in der von *Hirschberg's* Helikon in der ersten Epistel, in der von einer verstorbenen Geliebten S. 169. in der Erinnerung an ein durch den Krieg verlornes Gut S. 264., und in einigen Naturschilderungen, vornehmlich von Gegenden seines Vaterlandes, der Schweiz, aber, wenn er sich auch ein wenig erhebt, so sinkt er bald, oft mitten in der besten Fiction oder Beschreibung, desto tiefer. Die Sprache wird nicht allein oft ganz Prosa, sondern gar geschmacklose Prosa. *Zum Wirrwar sich verlieren; ausgeschwitzte Feuchtigkeit; knolligt Gemüss; Granit-Wacken; Spatzier-Durchaue*, und ähnliche Ausdrücke prangen hier in Versen. Der Vf. bedient sich so unedler Ausdrücke, wie folgende: *Ein vermaledeiter Weg; wohin rennt mein Gesang; Thalie, die abgefeimte Spötterin; ein jeder Naseweis; ein erzdummer Koboltsstreich; ein Lumpengulden; sie hört den schwächsten Husten des Flohs; am Schreibtisch kalmäusern; dem Buben mit der Birke derb übers Fell gerben.* Sogar ins Ekelhafte gehen zuweilen seine Ausdrücke über, er spricht von finnigten Kupfernasen, von schimmlichten Schlammlagen, die grün versauren, vom blähenden Windgestöber des Grimmdarms, das den Kopf verdüstert, von einem, der durch die Speichelkur abgemergelt, unsittlich geifert. Zuweilen hat er so sonderbare Redensarten, wie *Ruhm mähen, die Nerven beben zornig, bangsam, Dunkeley, Schlingäste, entglinsten, ans Buch versteift, die Harfe verlahmt.* Manche unpassende Ausdrücke hat offenbar der Reim herbeygeführt, oft ist der Quantität der Sylben Gewalt gethan, und von Wohllaut mufs der Vf.

gar kein Gefühl haben, sonst hätte er nicht Verse, wie folgende, machen können:

Dass Kunstfleiss noch zwar„ doch vereint mit milden
Neigungen geistigrer Empfindung blüht —
Der Franken mördrisches Banditenheer —
Blitzschnell stürzt die schwerdtscharfe Guillotine —
Die durch Selbstfleiss erlernte, nicht gemeine
Schmelzkünstler-Kenntniss fruchtreich offenbart.

Auf solche Stellen passt, was der Vf. S. 212. (in seiner seltsamen Sprache) von dem *eingekeilten Reime des Verses*, und vom *zähen Marterreim* gesagt hat.

Görlitz, b. Hermsdorf u. Anton: *Leben und Wanderungen eines Physiognomisten*, ein Pendant zu *Musäus physiognomischen Reisen*. 1795. 460 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Dass ein *Gegenbild* gleich in der folgenden Messe nach dem *Urbilde* erscheint, ist in der Regel; denn es ist nun einmal deutscher Brauch, dass, wenn jemand mit Beyfall des Publicums Karoussel führt, sich gleich zehn andre blind mit aufsetzen wollen. Aber nach Verlauf von *siebzehn* Jahren, da *Musäus* selbst in den Glasschränken, niedlich eingebunden — stehen bleibt, möchte es für den Pendant schwer halten, gelesen, geschweige denn neben ihm aufgestellt zu werden. So wie jetzt die Aerzte nicht mehr über die Kriebelkrankheit und die Influenza, sondern über Lazarethfieber und Nervenzufälle schreiben: so sollte der Romanen- und Satirenschreiber unsrer Tage sich eher jeden andern Gegenstand wählen, als die Physiognomik, über die so viel im Ernst und im Scherz geschrieben worden ist, dass dem Publicum vor allen Kritiken und Spöttereyen darüber, wie vor der Wissenschaft selbst, ekelt. Von S. 131. an, wo der Held zuerst das physiognomische Steckenpferd besteigt, bis S. 412., wo seine Bekehrung anfängt, nehmen seine Grillen und Räsonnemens über diese Wissenschaft, und ernstliche Beurtheilungen und Satiren über sie und ihren Urheber den ganzen Raum ein. Hat nun gleich der Vf. manche gute und richtige Gedanken, und den satyrischen Stellen manchen launigen Einfall dabey: so ist dies alles doch demjenigen nicht neu, der die Schriften von *Lichtenberg* und *Musäus* gelesen hat; der Mangel an Handlung wird dadurch nicht ersetzt, und da vieles davon noch obendrein oft wiederholt und gedehnt wird, so kann die Langeweile nicht ausbleiben. Die Satiren auf *Lavater* selbst missfallen nicht allein, weil er um der Physiognomik willen so viel Streiche hat leiden müssen, sondern auch weil sie von einem unbekannten höchstmittelmässigen Schriftsteller herkommen. Auch *Musäus* Schreibart ist nachgeahmt; wenn aber gleich dem Nachahmer zuweilen einige Bilder glücken, so sieht man doch meistens, dass er ängstlich darnach gehascht hat, auch werden sie zu sehr gehäuft. Am besten sind Sprache und Gesinnungen in der Rolle des Landpredigers, der, frey von aller Schwärmerey, alles in einem wahren Lichte betrachtet. Der Vf. hat seinen Stil durch gar zu viel ausländische Worte entstellt, z. B. *Tumescenz*, *Sufficienz*, *Titillation*, *calmirt*, *erudit*, *imbibiren*. Da der Held seine Schicksale selbst erzählt, und doch nur ein Halbgelehrter seyn soll, so klingen solche Ausdrücke in seinem Munde desto sonderbarer.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Von folgenden Büchern sind Fortsetzungen *erschienen*:

Berlin, b. Wever: *Anweisung für Frauenzimmer, die ihrer Wirthschaft selbst vorstehen wollen*. 10tes Stück, enthält: von der Federviehzucht und insbesondre von der Gänse-, Enten-, Truthühner-, Schwanen- und Fasanenzucht, von *J. G. S.* 1796. 161 S. 8. (9 gr.)

Leipzig, b. Böhme: *Justus Graf von Ortenburg*. Ein Gemälde menschlicher Glückseligkeit. 5ter Th. 1796. 260 S. 8. (21 gr.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Technologie. *Liegnitz* u. *Leipzig*, b. Siegert: *Belehrungen für diejenigen, welche Taschenuhren tragen, in Absicht ihrer Beschaffenheit, Beurtheilung, Kaufens, Ausbesserung und Verhaltung*. Nebst einem Anhang *über Wand- und Tischuhren*. Nicht für Künstler und Uhrmacher, sondern fürs Publicum. Von *F. A. S.* 1795. 88 S. 8. Mit einem Kupfer. (6 gr.) Der Inhalt dieser Belehrungen entspricht vollkommen ihrem Titel, und der Vf., ein Uhrmacher von Metier, verbindet mit den gehörigen Einsichten auch den Charakter des ehrlichen Mannes; indem er hier mit aller Aufrichtigkeit sich über den Bau der Sackuhren nach ihren vorzüglichsten Arten erklärt, und zugleich die Regeln für ihre Erhaltung giebt, die mancher andere gerne zu seinem Nutzen für sich behält. Es verdienen daher diese aus Erfahrungen geschöpfte Belehrungen gelesen und befolgt zu werden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 15. April 1797.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Berlin, b. Felisch: *Versuch einer medicinischen Topographie von Berlin*, von *L. Formey*, K. Leibarzte und Oberstaabsmedicus, des Obercollegii medici und des Obercollegii sanitatis Rathe, der K. Hofapothekencommission Mitgliede. 1796. XII u. 382 S. gr. 8. nebst mehrern Listen.

Obgleich wir uns durch dieses Werk von neuem überzeugt haben, dass medicinische Topographieen von Ländern und Städten, welche keine besondre endemische Krankheiten haben, nicht geeignet sind, ein neues oder grosses Licht auf wissenschaftliche Gegenstände der Arzneykunde zu werfen; so erkennen wir doch das Verdienstliche dieser mühsamen Unternehmung lebhaft an. Den Einwohnern Berlins ist viel Lehrreiches gesagt. Es wäre zu bedauern, wenn diese Schrift nicht die Aufmerksamkeit der ganzen dortigen Lesewelt auf sich zöge. Berlins Aerzte werden gern hier so vieles gesammelt und aufs Reine oder zur Sprache gebracht sehen, da die vielen mitgetheilten Nachrichten selbst auswärtige Aerzte nicht wenig interessiren. Vorzüglich aber ist die Freymüthigkeit eines Arztes, der so ansehnliche Stellen bekleidet, in Aufdeckung der grossen Mängel der Medicinalanstalten und der medicinischen Polizey nicht genug zu rühmen, zumal da der Vf. mit vieler Feinheit zu tadeln versteht, ohne persönliche Vorwürfe zu machen und mit der wohlwollendsten Anerkennung jeder kleinen Bemühung, irgend eine Verbesserung zu bewerkstelligen. Es gereicht den preussischen Staaten und besonders der Hauptstadt zur grossen Ehre, dass ein sich nennender Schriftsteller ohne Furcht, seine Verhältnisse zu stören und sich allgemeinen Verunglimpfungen auszusetzen, der Wahrheit und Vernunft so unbefangen huldigen darf; und noch immer sind unter den deutschen Staaten nur wenige in einer eben so glücklichen Lage.

Es sey ein in jeder Rücksicht unverantwortlicher und höchst schädlicher Misbrauch, dass die Nachteimer in die Spree ausgegossen werden, wodurch der Fluss selbst verdorben, sein Wasser, das zur Bierbrauerey gebraucht wird, ekelhaft und ungesund und zu ökonomischen und mechanischen Absichten, die ein reines Flusswasser erfodern, untauglich werde. Der Unrath könnte zur Verbesserung der umliegenden Sandäcker so nützlich verwandt werden. Selbst die Misbräuche beym Ausschütten der Eimer werden nicht gehoben. Der S. 13. angeführte Grossinger ist wahrscheinlich der Vorgänger des Vf., der verstorbne Möhsen, der unter diesem Namen in der Berliner Monatsschrift schrieb. Die vom Hn. Apotheker Rose, auf des Vf. Veranlassung angestellte Untersuchung des Wassers von sechs Brunnen in Berlin wird mitgetheilt. Das Resultat fiel befriedigend aus. In einzelnen Fällen beschwert das Brunnenwasser jedoch den Magen, erhitzt und verstopft. Den eine halbe Stunde von Berlin gelegnen Friedrichsgesundbrunnen unterwarf derselbe Chemiker mit dem Vf. einer neuen Prüfung, die hier abgedruckt ist und mit der Erfahrung übereinstimmend aussagt, dass nicht sehr grosse Heilkräfte zu erwarten sind. Es herrsche viel weniger Luxus in Berlin als in andern grossen Städten; die Einwohner theilen lieber den Armen von ihrem Ueberfluss mit. Mancher findet sich doch, der an einem Abend ein halb Dutzend Quartbouteillen der sehr starken Biere zu sich nimmt. Man müsste das Branntweintrinken in öffentlichen Häusern nicht erlauben, wo die Unterhaltung zum häufigern Trinken reizt. Das viele Bauen ist ein Unglück für die geringern Klassen. Die kleinern Häuser, die man ihnen überlassen musste, werden in grosse Gebäude umgeschaffen. Daher sind grosse Wohnungen im Ueberfluss und verhältnissmässig wohlfeil zu haben, kleine dagegen werden immer seltner und theurer und der Arme findet kaum ein Obdach. Er muss sich immer mehr einschränken. Bey den häufigen königlichen Bauten sollte man auf die Bedürfnisse der untern Stände Rücksicht nehmen. Unter dem Adel, den begüterten und den höhern Klassen findet man mehr Vorurtheile als beym gemeinen Mann. Jeder noch so grobe Charlatan kann die Vornehmern für sich einnehmen. Gerade die abgeschmacktesten und widersinnigsten Behauptungen eines Glücksritters verschaffen ihm Achtung und Zutrauen. Sehr bald wird er in allen Gesellschaften als ein ausserordentlicher Mensch ausposaunt und bald darauf eingeführt, und jeder vertrauet sich demselben unbedingt an. Geheime und Universalarzneyen haben besonders von jeher viel Glück gemacht, und noch ganz kürzlich wurde einer der elendesten und grössten Charlatans von der vornehmsten Klasse der Einwohner als ein zweyter Aesculap verehrt. Husten, Blutspeyen, Lungenentzündungen sind dort häufige Folgen des Tanzes, welche in Auszehrungen und Schwindsuchten übergehen. Die Lustseuche sey nicht so allgemein, als viele glauben. Die Zahl von gewissen öffentlichen Häusern beläuft sich auf einige achtzig, und die Zahl der von Wundärzten zu untersuchenden Mädchen auf 358 (im Jahr 1795), worunter 23 als venerische befunden wurden. 7 waren schwanger oder in Wochen. Die Polizey fehlt, dass sie den

Genuſs berauſchender Getränke, der Muſik und des Tanzes an dieſen Orten geſtattet. Mit der gröſsten Aufmerkſamkeit und Strenge müſste ſie aber gegen die Dirnen verfahren, welche auf öffentlichen Straſsen und in abgelegnen Gegenden ſich aufhalten. Sie ſind gewöhnlich angeſteckt und zu jeder Art der ſchändlichſten und widernatürlichſten Exceſſe bereit. Die unehelichen Schwangerſchaften ſind dennoch häufig. Unter hundert Geburten koſtet eine der Mutter das Leben; in den letzten zehen Jahren hat die Anzahl der Todgebornen beträchtlich abgenommen. Unter 469 Perſonen, welche in 3 Jahren über achtzig Jahr alt wurden, waren 163 Frauen mehr als Männer. Das Verhältniſs der Gebornen zu den Geſtorbnen iſt ſehr vortheilhaft für Berlin, indem es das natürliche Verhältniſs nicht einmal erreicht. Aber mehr als die Hälfte aller gebornen Kinder ſtirbt in den erſten Jahren wieder. An Rettungsanſtalten für Ertrunkene u. ſ. w. fehlt es noch in Berlin. Alle Jahre verunglücken auch dort einige Menſchen beym Baden. Das geſetzmäſsig befohlne Wurmſchneiden nennt Hr. F. mit Recht unnütz, unzweckmäſsig und ſelbſt lächerlich. Der Caſtration der Hunde trauet er doch wohl zu viel. Es vergeht ſelten ein Jahr, wo nicht mehrere Menſchen an Vergiftung ſtarben, und der Mangel an Fürſorge und die Nachläſsigkeit, mit welcher man oft mit Giften umgeht, muſs mit Recht gerügt werden. Eigentliche endemiſche Krankheiten gebe es in Berlin nicht. An *Rötheln* ſind in 11 Jahren 1080 geſtorben; am Scharlachfieber in demſelben Zeitraum nur 209. [Es iſt auffallend, unter dem Namen Rötheln, Ritteln, *rubeolae*, bey den preuſsiſchen Aerzten einer Krankheit erwähnt zu finden, welche tödlicher iſt, als ſelbſt das Scharlachfieber, und ſie mit Zufällen geſchildert zu ſehen, welche eine ganz andre Krankheit darſtellen, als den nie gefährlichen Ausſchlag, den man im übrigen Deutſchland ſo nennt. Hr. F's. Ausſage kommt mit *Selle's medicina clinica* überein. Sie ſollen, wie es daſelbſt in der 6ten Auflage heiſst, *mit einem ſchlimmen Hals* eintreten, der die Krankheit bey einem faulichten Fieber ſo miſslich macht; der Ausſchlag ſoll erhabner und mit einer eiterartigen Feuchtigkeit angefüllt ſeyn; er vergeht mit Ablöſung der Epidermis. Nun führt aber Hr. Geheimerath *Selle* in der 2ten Auflage der Pyretologie andere weſentliche Umſtände an, der Ausſchlag wird genannt *puſtulae miliaribus ſimiles* und *ſubſequitur nonnunquam tumor cutis leucophlegmaticus*. Des verſtorbnen Ziegler in Quedlinburg mit Sorgfalt ausgeführte Angaben in ſeinen *Beobachtungen* (Leipzig 1787) ſtimmen mit dieſen Beſchreibungen nicht überein. Vielleicht findet ſich in *Orlovii progr. de rubeolarum et morbillorum diſcrimine. Regiomon.* 1785 wiederum eine andre Darſtellung. Wenigſtens ſehen wir in einem kleinen, uns gütigſt mitgetheilten ſchriftlichen Aufſatz eines berliner Arztes, der, als eine vornehme Standesperſon aus Hannover in Berlin die Röthreln haben ſollte, Hn. Leibmedicus Wichmann zugeſchickt wurde, ganz andre Erſcheinungen unter dieſen Namen zuſammenſtellt. Dieſer groſse Diagnoſtiker fällte das Urtheil, *dieſe* Schilderung käme mit dem überein, was er als *Eſſera* oft geſehen habe. Die gedruckten Nachrichten über die Rötheln führen aber zur Muthmaſsung, daſs das Eigenthümliche der Rötheln entweder im Preuſsiſchen mit Unrecht vom Scharlachfieber geſchieden oder in der übrigen Welt mit Unrecht damit verwechſelt werde. Man vergleiche nur die beſten Beobachter des Scharlachfiebers als *Withering's account of the Scarlet fever and Sorethroat. London* 1779, *Frank* u. ſ. w. So wenig ſolche Verwirrungen auch oft Einfluſs auf die Heilmethoden haben, ſo entehren ſie doch die Kunſt und führen den Beobachtungsgeiſt von der richtigen Bahn ab. Wir fodern daher den Vf. dieſer Topographie und den groſsen Beobachter Selle angelegentlichſt auf, durch eine genügende diagnoſtiſche Unterſuchung in der Manier von Wichmann hier volle Aufklärung zu geben. Unſer Mistrauen wird man entſchuldigen, da ein alter berliner Praktiker, Hr. Rath *Richter* noch 1795 in ſeinen Beyträgen zur Fieberlehre ſagt, er habe, was manRitteln nenne, zu Zeiten, *aber nicht häufig* zu bemerken Gelegenheit gehabt. (Wie iſt das mit den berliner Sterbeliſten zu vereinigen?) Er betrachtet ſie als eine Gattung des Scharlachfiebers.] Am Stickhuſten ſind in 11 Jahren 532 geſtorben. (Wahrſcheinlich an den Folgen des Stickhuſtens oder an Complicationen. Ob in den Anfällen ſelbſt Kinder ſtarben, bezweifeln wir.) Das im Herbſt und Frühling gewöhnliche Inoculiren der Blattern wäre an ihrem beſtändigen Daſeyn ſchuld und es ſey ſehr unrecht, daſs das Inoculiren zu allen Zeiten geſtattet werde. Die medicinifche Polizey ſollte hierüber Geſetze geben (ob aber die Angabe aus Beobachtung und nicht aus einer Muthmaſsung flieſst, daſs das Einimpfen ſtets Blatterepidemieen verbreitet?). Chroniſche Ausſchläge, der Milchſchorf, die Schwämmchen ſind weder häufig, noch tödtlich. Der Verſuch in Fällen, wo ſäugende Kinder veneriſch ſind, den Ammen Queckſilber zu geben, iſt nicht geglückt. Ueber 1000 Menſchen ſterben jährlich an der Schwindſucht oder Auszehrung, und das Verhältniſs zu der Summe aller Geſtorbnen iſt wie 1 zu 5$\frac{3}{11}$. Zuweilen findet ſich doch Gelegenheit zur Operation des Blaſenſteins. Als ein empiriſches Mittel gegen Nervenkrankheiten führt Hr. F. folgendes an: Es wird Leinwand mit dem Blute einer trächtigen friſch geſchlachteten Eſelin durch und durch getränkt und nachher getrocknet. Zerſchnittne Stücke dieſer Leinwand werden in weiſsem Franzwein infundirt. Von dieſem Wein bekommen die an Convulſionen leidenden Kranken täglich ein Spitzglas voll. Der Vf. iſt zu hellſehend, um den Werth dieſes Mittels nicht würdigen zu können. Er hat doch in einem Fall, den er umſtändlich erzählt, Gebrauch davon gemacht und zwar mit Erfolg. Einige andre Aerzte haben es mit einem Anſchein von Nutzen verſchiedentlich angewendet. (Eſelsblut in Verbindung mit der *angelis*, in Leinen getaucht, wurde ſchon oft zu Hülfe genommen S. *Murray apparatus medicaminum* Vol. II. p. 3.) Es giebt unter allen Ständen nur wenige Frauen, die vom weiſsen Fluſs gänzlich frey bleiben.

Die Kämpfischen Klystiere entsprachen nur selten der Erwartung, so häufig man auch in vielen Krankheiten seine Zuflucht zu ihnen nahm. Bey vielen verschlimmerten sich alle Zufälle, und so kam man allmählich von dieser Methode zurück. Selten oder nie haben wir ein Fieber ohne gastrische Complication. Die gewöhnlichste *febris stationaria* ist gallichter Art. Die Aerzte in Berlin sind mehrentheils darüber einverstanden, dass die glückliche Behandlung der mehrsten und allgemeinsten Krankheiten auf Reinigung der ersten Wege beruhe. Ein häufiges Uriniren zeigte fast beständig die Besserung beym Keichhusten an. Das Obercollegium medicum ist erst unter der jetzigen Regierung dem Generaldirectorio subordinirt worden. Es rescribirt im Namen des Königs. Die Räthe haben kein fest stehendes Gehalt und der Chef dient ganz unentgeldlich. Unter diesem Collegio stehen in Medicinalsachen alle Untergerichte und alle Unterthanen des Königs (Schlesien ausgenommen) nicht bloss, wie in den mehrsten Ländern, Medicinalpersonen. Ohne gewisse Prüfungen, die Cursiren heissen, darf in Berlin kein Wundarzt und Apotheker sich niederlassen. Wollen sie aber in kleinen Städten, wenige Meilen von Berlin, wohnen, so sind diese Prüfungen nicht erfoderlich. Allein grade an kleinen, von guter Hülfe mehr entblössten Orten, wäre die Ansetzung geschickter Leute um so nothwendiger. Die Apotheker machen jedes Recept, ohne darauf zu sehen, ob es von einem Arzt oder Wundarzt geschrieben ist. Das brandenburgische Dispensatorium wird mit Recht getadelt. Die Medicinaltaxe ist ganz unbrauchbar geworden. Was von einer dritten Instanz in Medicinalsachen, von einem Oberrevisionscollegium, gesagt wird, sollte ausführlicher seyn. Es ist nicht deutlich, ob etwa der Staatsrath, das Generaldirectorium oder etwa das Obercollegium medicum selbst gemeynt sey. Alles, was zur medicinischen Polizey gehört, kömmt vor das *Obercollegium Sanitatis*. Unter der jetzigen Regierung haben die Räthe einen feststehenden Gehalt erhalten. Ein grosser Fehler war es bisher, dass die erfoderliche Anzahl der Lazarethofficianten für die Armee erst zur Zeit ihres Aufbruches angenommen und dass sie nachher gleich mit dem ersten Monat nach Aufhebung des Feldlazareths völlig und ohne Gehalt entlassen wurden. Durch die Errichtung einer chirurgischen Pflanzschule ist diesem Uebel nur zum Theil abgeholfen. Es müsste eine solche Anstalt auch für Feldärzte und Feldapotheker errichtet werden. Aufs anatomische Theater kommen auch die Verstorbnen aus allen Armenanstalten, so wie die Leichname aller, welche vom Armendirectorio Allmosen geniessen. Das anatomische Theater hat über 200 Leichname jährlich. Alle im Lande vorfallende Misgeburten müssen auch dahin gebracht werden. Das klinische Institut unter Fritze hat des Vf. Beyfall; aber er beklagt, dass das dazu eingerichtete Haus durch seine Lage, durch Mangel an Hofraum und an Luft überhaupt nicht ganz zweckmäsig ist. Die Verpflegung der Kranken in öffentlichen zu diesem Zweck bestimmten Anstalten ist nichts weniger, sagt der Vf., als der Theil unsrer Medicinalverfassung, auf den wir stolz zu seyn Ursache hätten. Die mehrsten Nationen seyen hierin uns weit zuvor. Zum Fond der *Charité* gehört mit der ausschliessende Verlag aller Kundschaften, Lehr- und Geburtsbriefe der Handwerker in allen königlichen Staaten. Die Anzahl der in ihr aufgenommenen Kranken beträgt jährlich über 3000. Sie liegen ziemlich eng beysammen. Wenn keine besondre Vorfälle es erfodern, kommen der dirigirende Arzt und Wundarzt *nur zweymal jede Woche* dahin. (In der übrigen Zeit ist alles noch studierenden Wundärzten überlassen!) Die Speisung jedes Kranken kostet täglich ungefähr 2 Groschen. *Beynahe der sechste Kranke stirbt* (!) Wenn man dazu die grosse Anzahl der Venerischen, (die sich zu der Summe aller aufgenommenen Kranken verhalten wie 1 zu 6$\frac{1}{17}$) Krätzigen und äusserlichen Kranken, welche alle doch selten an der Krankheit sterben, mit in Anschlag bringt, so ist das Resultat noch ungünstiger. Es ist nicht zu leugnen, dass es bisher daselbst an dem nöthigen Raum und zum Theil auch wohl an Wartung und Reinlichkeit gefehlt hat. Daher die Luft in den Zimmern immer verdorben gewesen ist *und fast jedes Jahr epidemische Lazarethfieber daselbst geherrscht haben*, die eine beträchtliche Anzahl wegen andrer Zufälle daselbst befindlicher Kranken und mehrere Officianten weggerafft haben. Das Haus ist mit Wiesen und Feldern umgeben, welche im Frühjahr unter Wasser stehen; auch können die Winde die Luft nicht gehörig reinigen. In den letzten Jahren ist indess die Verpflegung der Kranken und die ganze ökonomische Verfassung beträchtlich verbessert worden. (Wir bedauern den grosen Arzt und humanen, edlen Mann, *Selle*, dass er einer solchen Anstalt vorstehen muss.) Im Irrenhause haben die Kranken so kleine Zimmer und liegen so eng zusammen, dass die Athmosphäre verdorben und der Geruch unerträglich ist. Dieses ist zumal im Winter der Fall, wo *zur Ersparung des Holzes* (!) diese Unglücklichen noch mehr zusammengepresst werden. In fünf Jahren sind aufgenommen worden 542, davon nur 31 geheilt entlassen wurden. (Ein verhältnissmäsig noch mehr Schauder erregendes Resultat, als die grosse Sterblichkeit in der Charité!) Zwey dabey angestellte Prediger haben kurz hintereinander eine Schwäche des Verstandes sich zugezogen. Seitdem hat die Anstalt keine eigne Geistliche mehr. Mit Freude liefet man die gegen diese, die Menschheit entehrende, Schilderung abstechende Beschreibung des Krankenhauses der jüdischen Gemeinde zu Berlin. Es hat jährlich 350 bis 400 Kranke, von welchen selten mehr als 10 bis 12 sterben. Von 1792 bis 1795 wurden 1116 Kranke aufgenommen, von denen 27 gestorben sind. Die Ausgaben in dieser Anstalt betragen jährlich an 4000 Rthlr.; es ist aber kein festgesetzter bestimmter Fond dazu vorhanden, sondern die Kosten werden jedesmal, so viel sie betragen, durch Beyträge herbeygeschafft. Der Arzt kann stets die theuersten Arzneyen, Wein, Hühner, Choco-

lade u. s. w. zu Hülfe nehmen. Die Anstalt hat ihren ordentlichen Wundarzt, aber zu wichtigen Operationen wird der beste Wundarzt der Stadt genommen und besonders bezahlt. Die Reinlichkeit wird sehr gelobt. (Der wichtigere, praktische Theil der Briefe an Aerzte von Herz gründet sich fast einzig auf die in einem so wohleingerichteten Krankenhause gemachten Erfahrungen. Möchte ihre Fortsetzung bald erscheinen!) Im Krankenhause der französischen Protestanten *stirbt der vierte Theil!* (Die Ursachen dieser so sehr grossen Sterblichkeit hätten doch auch eine freymüthige Untersuchung verdient.) Ob die Einrichtung zu loben ist, dass die Regimentswundärzte für jeden Soldaten etwas festgesetztes erhalten und nun die Kosten der Arzneyen selbst tragen müssen? Die Medicinalgesetze werden nicht nur von Pfuschern u. s. w. übertreten, sondern es handeln auch die mehrsten Medicinalpersonen dagegen. Berlin hat gewöhnlich zwischen 40 und 50 praktisirende Aerzte (eine im Vergleich zu andern deutschen Städten sehr kleine Anzahl). Neid und Scheelsucht ist unter ihnen gemein. Die bürgerliche Verfassung der Aerzte ist bey uns wie in allen Orten äusserst fehlerhaft. Der Abschnitt Naturgeschichte geht von 285 bis 382. Obgleich der Vf. einige Vorgänger hat, so können wir doch nicht absehen, was eine Naturgeschichte in einer medicinischen Topographie soll. Muss das Hr. F. nicht selbst eingestehen, da er nur die officinellen Pflanzen anführte? Die nicht officinellen Pflanzen hätten dieselben Ansprüche gehabt, als die Amphibien, Insekten, Petrefacten, u. s. w. Hr. F. giebt überdies nur trockne Namenverzeichnisse nach den Sammlungen andrer.

Wir schliessen mit dem Wunsch, dass Hn. F. freye mit so viel Einsicht verfasste Bemerkungen viel Sensation machen und zu wohlthätigen Veränderungen Veranlassung geben mögen. Die Mässigung und Schonung, mit denen er seine Erinnerungen vorträgt, konnte nicht in unsern Auszug übergehen. Dass er sie dennoch mit edler Dreistigkeit so gut zu vereinigen wusste, wird seinen Worten Eingang verschaffen.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Von folgenden Büchern sind Fortsetzungen erschienen:

HALBERSTADT, b. den Grofs'schen Erben: *Literarisch pädagogisches Handbuch zur Kenntniss der neuesten Erziehungsschriften*, mit zweckmässigen Beurtheilungen, Inhaltsanzeigen und beygesetzten Preisen. Dritter Theil. 88 S. 8. Vierter Theil, nebst dem Register über alle 4 Theile. 96 S. 1796. (12 gr.)

FRANKFURT a. M., b. Esslinger: *Magazin der neuesten merkwürdigen Kriegsbegebenheiten*, mit Beyspielen aus der ältern Geschichte. 7ter B. 1796. 311 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

KLEINE SCHRIFTEN.

KINDERSCHRIFTEN. *Frankfurt u. Leipzig: Bekenntnisse eines glücklichen Vaters.* Ein Weihnachtsgeschenk für gute Söhne. 1796. 127 S. 8. (8 gr.) — Wenn diese Bekenntnisse, wie es scheint, wirklich aus dem Herzen und der Feder eines erfahrnen und thätigen Welt- und Geschäftsmannes flossen, so muss der Leser Hochachtung gegen den Vf. empfinden, gesetzt auch dass er weder in den in diesen 17 Briefen vorgetragenen Sachen, noch in der Art der Darstellung etwas Vorzügliches, sondern ganz gemein gute Grundsätze, ohne rechten Plan, ohne die gehörige Bestimmtheit und in einer oft fehlerhaften Sprache vorgetragen finden sollte. Der Vf. geht von dem Grundsatze aus: dass Glückseligkeit der Zweck des menschlichen Daseyns sey, und dass es einzig an dem Menschen selbst liege, ob er diesen Zweck erreiche oder nicht. Die Vorschriften der Sittenlehre sind ihm Anweisungen zur Glückseligkeit und die Tugend ein wesentlicher Bestandtheil der letztern. Insbesondre wird Mässigung und Selbstbeherrschung empfohlen. Der Vf. rühmt von sich, dass er, durch die Befolgung der hier vorgetragenen Grundsätze, zu einer unerschütterlichen Gemüthsruhe und Zufriedenheit gelangt sey.

Wie wenig übrigens Bestimmtheit und Richtigkeit der Begriffe und Genauigkeit des Ausdrucks des Vf. Sache sey, mögen folgende wenige Proben, die leicht vermehrt werden könnten, zeigen: 1ter Br. S. 6. „das erste Grundgesetz der Natur ist Freude, ist Glückseligkeit." Die Gottheit legte kein Gefühl in ein *unverdorbenes* Herz, dessen Befriedigung nicht auch als Befehl der Gottheit selbst und als ein nöthiger und wichtiger Beytrag zu dem Fragment: (?) Leben anzusehen wäre." Br. 3. S. 14. „*Jede* Wirkung und *jedes* Ereigniss in der Körperwelt müssen wir als eine Folge gewisser vorhergegangenen Handlungen betrachten." Br. 4. S. 16. wird die Glückseligkeit erklärt durch: „derjenige wünschenswerthe Zustand und diejenige ruhige Stimmung der Seele, wo uns nichts mangelt, dessen Besitz wir nicht schon hätten!!" Dazu sey erfoderlich „dass man sein Blut und das Feuer seiner Wünsche in ein so ruhiges Gemisch zu bringen suche, wo man keinen Wunsch hege, dessen Befriedigung unsre gegenwärtige Lage und unsre jedesmaligen Verhältnisse uns versagen könnten." Dabey komme es denn wieder auf den Gesichtspunkt an, woraus man das menschliche Leben und seine eigne Bestimmung betrachte. Der einzig richtige Gesichtspunkt sey: das Leben des Menschen ist an und für sich, und als Zweck betrachtet, nichts und von gar keinem Werth für uns, sein Werth hängt von der Anwendung ab und als Mittel zu einen Zweck betrachtet." Dieser Zweck wird aber nicht deutlich angegeben. Nach dem obigen kann es nichts anders als die Glückseligkeit seyn. Woraus denn folgen würde, dass das Leben eines Unglücklichen gar keinen Werth habe u. s. w.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 15. April 1797.

PHILOSOPHIE.

Leipzig, b. Barth: *Locke's Versuch über den menschlichen Verstand.* Aus dem englischen übersetzt mit einigen Anmerkungen und einer Abhandlung *über den Empirismus in der Philosophie* von *D. Wilhelm Gottlieb Tennemann.* 1795. *Erster Theil.* 330 S. Vorrede des Ueberf. XVI. des Vf. XVII—XLVI S. *Zweyter Theil.* 531 S. *Dritter Theil.* 488 S. 1797. 8. m. lat. Lettern.

In der Vorrede giebt Hr. T. die Gründe an, warum er eine neue Ueberfetzung von dem Werke des englischen Philofophen übernommen habe. „*Locke*, fagt er, hatte denfelben Zweck als *Kant.* Er wollte den Inhalt und Umfang des menfchlichen Verftandes beftimmen, und durch Feftfetzung feines Gebiets der Philofophie nicht nur eine fichere Grundlage vorbereiten, fondern auch aus ihr die Streitfucht und den Geift des Zweifels verbannen. Wenn nun gleich die Ausführung dem Zweck nicht entfprach, fo ist diefer fchon an fich wichtig genug, dafs er auch jetzt noch die Aufmerkfamkeit auf die Philofophie lenken kann, und erhält dadurch noch mehr Intereffe, dafs in der neueften Epoche der Philofophie die Kritik des Verftandesvermögens das Hauptthema worden (geworden) ift." „In vielen Stellen nähern fich die Ideen des englifchen Philofophen den Ideen des Königsberger Philofophen z. B. bey der Unendlichkeit der Vorftellung von Zeit und Raum wegen der unendlich möglichen Synthefis; in andern wirft er Winke auf fruchtbare Unterfuchungen hin, die dem künftigen Nachdenken aufbewahrt blieben, und nun durch die kritifche Philofophie wirklich ausgeführt worden find, z. B. der Wink von der Unzertrennlichkeit der Zeit und des Raums (2 Buch 15 Kap. §. 12. am Ende.) Ueberhaupt fey es intereffant die Lockifche Philofophie mit der Kritifchen zu vergleichen, und zu bemerken, wie die erftere von der letztern abwiche. Das ganze dritte Buch fey reich an fcharffinnigen Bemerkungen über die Sprache in philofophifcher Hinficht. Die Lockifche Philofophie habe auf den Gang der Philofophie in neuern Zeiten grofsen Einflufs gehabt, und felbft *Hume* fey bey feinem Skepticismus von *Lockes* Grundfatz von dem empirifchen Urfprunge aller Vorftellungen ausgegangen. Selbft jetzt machen die Anhänger des empirifchen Dogmatismus und der *Lockifchen* Philofophie bey dem Streite, in welchem die kritifche Philofophie mit der dogmatifchen verwickelt ift, keine unbeträchtliche Parthie aus."

So gegründet diefe Bemerkungen find, fo fehr haben Rec. die Einwürfe misfallen, die fich Hr. T. gegen fein Unternehmen felbft macht, und die Aengftlichkeit, womit er daffelbe gegen einige Schüler der kantifchen Philofophie zu vertheidigen fucht, die felbft mit Verkennung ihres grofsen Lehrers alles aus fich fchöpfen wollen, die unfterblichen Werke wahrer Philofophen herabwürdigen, durch affectirte Dunkelheit der Sprache tief zu denken glauben, und nur um fo gewiffer ihrer Vergeffenheit entgegen arbeiten. Nur diefe fcheinen Hn. T. zu dem ungünftigen Urtheile verleitet zu haben, das er als Einwurf vorträgt: „*Wozu, könnte man fragen, ein fo weitläufiges Werk überfetzen, in dem nichts gefagt ift, das nicht feitdem weit beffer und gründlicher abgehandelt worden; das neben manchem Guten doch auch viel Unrichtiges erhält? Und wenn es auch lauter Wahrheiten in fich fafste, doch nun längft bekannte Sachen, welche durch den Styl und den Vortrag des englifchen Philofopen keinen neuen Reiz, keine neue Empfehlung erhalten.* (Hugo *Blair* in feinen Vorlefungen über Rhetorik und fchöne Wiffenfchaften führt *Locke's* Vortrag als Mufter eines guten ungefchmückten philofophifchen Vortrags an, edle Simplicität, äufserfter Grad der Klarheit und Deutlichkeit, die den Selbftdenker verrathen, zeichnen feinen Styl aus. Nur denen, die durch Wortkünftlerey und Antithefen verwöhnt find, kann ein folcher Styl misfallen.) *Seine Philofophie und Sprache erhebt fich nicht über das Mittelmäfsige; er geht in keine Unterfuchung auf die letzten Gründe zurück, er erfchöpft keinen Gegenftand, und man fucht daher vergebens Auffchlüffe über irgend eine intereffante Speculation oder Idee. Er trägt nur das vor, was dem gemeinen Menfchenverftand ohne tiefe Forfchungen, Erörterungen und Demonftrationen einleuchtet, und fchreibt daher auch für keine Philofophen im ftrengen Sinne diefes Worts* (d. i. wohl für keine fogenannten Kantianer), *fondern vielmehr für die zahlreiche Klaffe von Menfchen vom gefunden Verftande. Und auch für diefe ift fein Buch nicht zweckmäfsig, weil es zu trocken, und ohne gefällige Darftellung gefchrieben ift.*" Dahin gehört auch der Vorwurf an Mangel von Gründlichkeit, die Tadel wegen feiner Popularität, dafs *Locke's* Verfuch mehr eine Speife für Schwache, als für Starke fey, weil er eine Philofophie, welche für jedermann fafslich und verftändlich ift, für die wahre hielt, fich Gemeinnützigkeit und allgemeine Verftändlichkeit zum Ziel fetzte, und dadurch die Wiffenfchaft von den unnützen Speculationen zu reinigen fuchte. Ein Verfahren, wofür *Locke* den lauteften Dank und wahrlich keinen Tadel verdient, und das demjenigen gerade zu entgegen gefetzt ift, wodurch bey dem Mifsbrauche der kantifchen Philofophie, zu der fich

Rec. selbst bekennt, manche Philosophen die Philosophie in die finstern Zeiten der Scholastik zurücke zu stürzen unwissend bemüht sind. Fasslich schreiben, ist nicht immer die Gabe des tiefdenkenden Philosophen, aber auch umgewandt macht noch nicht die Unverständlichkeit das Tiefdenken aus. *Locke's* Werk wird noch immer neben *Kants* Kritik einen unsterblichen Ruhm behaupten, und besonders in der Analytik selbst dem wahren kantischen Philosophen äusserst schätzbar seyn. Hr. *T.* verdient also gar keinen Vorwurf, sondern vielmehr den lautesten Beyfall, dass er zuletzt durch die richtig von ihm angegebenen Gründe bewogen, sich der Uebersetzung dieses vortrefflichen Werkes unterzog. Findet sie eine gute Aufnahme, so will er auch *Leibnitzens* Versuch auf ähnliche Art bearbeiten, und zu diesem Vorhaben müssen wir ihm ebenfalls Glück wünschen, indem das wahre philosophische Studium durch Vergleichung mehrerer berühmten Systeme am besten befördert wird. Nur wünschten wir, dass Leibnitzens Werke seine dialogische Gestalt gelassen, und nicht in eine discursive Form umgegossen würde.

Ausser einigen Anmerkungen hat Hr. *T.* am Ende des dritten Bandes eine kleine Abhandlung über den Empirismus in der Philosophie angehängt, die recht feine Bemerkungen enthält, und den Geist des Lockischen Werks genauer zu würdigen das ihrige beyträgt.

Was die Uebersetzung selbst betrifft, so lässt sich dieselbe gut lesen, und hat vor der Poleyischen, die zu Altenburg im J. 1757. erschien, entschiedene Vorzüge. Was Hr. *T.* von derselben sagt, sie sey nicht nur sehr weitschweifig, schleppend und daher äusserst unangenehm zu lesen, sondern habe nicht einmal durchgängig das Verdienst der Treue, hat Rec. bey einer sorgfältigen Vergleichung mit dem Originale an vielen Stellen bestätiget gefunden. Nur darüber kann sich Rec. mit Hn. *T.* nicht einverstehen, dass er es als Pflicht des Uebersetzers ansieht, den Vortrag so viel möglich zusammen zu drängen, und das ihm Ueberflüssig scheinende zu beschneiden. Hiedurch verliert das Original sehr viel; der Uebersetzer muss dasselbe, so wie es da liegt, in seinem ursprünglichen Geiste darstellen, sich zwar nicht sklavisch, aber doch soviel möglich, an die Worte und selbst an den Periodenbau binden, und nicht das geringste ohne die äusserste Noth hinwegschneiden. Rec. will hier gar nichts davon sagen, dass ein sehr feines Gefühl dazu gehöre, zu unterscheiden, was eigentlich überflüssig sey, und dass es sehr schwer werde, bey einem so denkenden Kopfe wie *Locke*, der der Fasslichkeit wegen manches unter verschiedenen Gestalten wiederholt, nur das geringste wegzuschneiden ohne der Eigenthümlichkeit seines Styles und Gedankenganges etwas zu benehmen, was man wohl bey geringern Schriftstellern hin und wieder thun mag. *Lockes* Styl hat noch das besondere, dass er lange Perioden liebt; hiedurch bekommt er einen eigenthümlichen Nachdruck und Würde, wird aber dadurch einer der schwersten englischen Schriftsteller für den deutschen Uebersetzer. *Poley* folgt in seiner Uebersetzung dem englischen Periodenbau, weiss aber demselben keine Rundung zu geben; hiedurch wird seine Uebersetzung gezwungen, hart, steif und schwerfällig. Hr. *T.* zerschneidet dieselben fast überall, und hiedurch geht viel an philosophischem Nachdruck, an der Würde des Styls und des Numerus verloren. Bey einer neuen Auflage wird es dem Uebersetzer hoffentlich nicht zu beschwerlich dünken, auf diese Bemerkung Rücksicht zu nehmen, und dadurch sein Verdienst um das Lockische Werk zu vermehren.

GESCHICHTE.

STOCKHOLM, b. Nordström: *Föreläsningar uti Historien*, för Kongl. Krigs-Academien upsalt *af Nils Hallström, Lector* och Kyrkoherde. I. II. och III. Delen 1795. (Vorlesungen über die Geschichte vor der Kriegsakademie gehalten von Nic. Hallström Lector und Pastor.) I Th. 507 S. II Th. 404 S. III Th. 233 S. 8.

Der erste Theil dieser historischen Vorlesungen führt auch den Titel *Vorlesungen über die alte Historie.* Der Vf. hat aber zur alten Historie bloss die Aegyptische, Griechische und Römische Geschichte gerechnet, und hat den Assyriern, Phöniciern, Kleinasiaten, Persern, Karthagern, Indiern u. a. m. den Platz, den sie in der alten Historie verdienen, ganz versaget. In der Aegyptischen Geschichte hat er unter andern noch die Fabel von den Zügen des Sesostris für historisch angenommen, und in der ältesten Griechischen Geschichte, offenbar Mythologie und Historie unter einander gemischt. Auch haben wir in Deutschland schon weit bessere Bücher über die hier abgehandelten alten Völker.

Der zweyte Theil, der auch den Titel führt: *Vorlesungen über die Schwedische Geschichte*, ist besser geschrieben, ja der beste unter allen drey Theilen. Der Vf. leitet die ältesten Einwohner Schwedens vor Oden die Finnen, von den alten Hunnen her, die aus dem Innern Russland dahingekommen seyn, und mit den Ungarn einerley Abkunft haben. Er redet noch in der ältern Schwedischen Geschichte von einen Forniother 400 Jahr vor (hier durch einen Druckfehler nach) Christi Geburt, der doch schon lange für ein historisches Unding erklärt ist. Odens Ankunft setzt er zwischen 200 und 100 J. v. C. G. Die Schreibkunst soll nach dem Vf. vor uralten Zeiten in Schweden bekannt gewesen seyn. Rec. zweifelt auch, ob Oden die Runen-Buchstaben dort eingeführt habe. Birgern spricht der Vf. von der bekannten Beschuldigung der Wortbrüchigkeit gegen die Folkungar frey. Die Kanonisation der H. Brigitta, 1391., kostete 5000 Ducaten. K. Gustav I. wollte freylich die Geistlichen gehörig einschranken, aber keinesweges ihnen ihre rechtmässigen Einkünfte nehmen, wobey er sie vielmehr zu schützen suchte. Die Priesterschaft

machte bey K. Gustav I. dritten Vermählung mit Catharina Stenbock, einer Schwestertochter seiner zweyten verstorbenen Gemahlin, viele Bedenklichkeiten; allein da sie darüber doch nicht alle einig waren; so vollzog sie der König ohne Bedenken. K. Erich würde ein nützlicher Regent geworden seyn, wenn Herzog Johann, und die es mit solchem hielten, ihm nicht Ursache zum Misstrauen gegeben; dies Misstrauen verursachte Wankelmüthigkeit und Furcht, die Furcht Grausamkeit, die Grausamkeit Vorwürfe seines Gewissens, die seinen Verstand angriffen. Svante Sture und seine Söhne bedienten sich, wegen der Reduction einiger adelichen Güter; harter Ausdrücke gegegen K. Erich. Eigentlich war es wohl Herzog Johann, dem es leid war, dass er sich während seiner Minderjährigkeit, des Rechts auf die Schwedische Krone, zu Herzog Karls Vortheil begeben hatte, und nicht die Stände, wie es S. 191. heisst; Herzog Johann ward doch bald wieder auf andere Gedanken gebracht. Die Schlacht bey Leipzig ist sehr gut beschrieben. Der Kurfürst von Sachsen ward darüber so froh, dass er sagte, er wollte alles thun, dass Gustav Adolph einmal deutscher Kaiser werden sollte. Dem Könige gefiel dies, und einige glauben, dass das der Grund war, warum er nicht in die kaiserlichen Erbländer ging, den Kaiser zum Frieden zu zwingen, sondern tiefer in Deutschland eindrang, seine Eroberungen vermehrte, und die Alliirten des Kaisers zu zerstreuen suchte. Ueber den Tod König Gustav Adolphs scheint der Vf. nicht recht entscheiden zu wollen; alle nur mögliche historische Wahrscheinlichkeit spricht nach Rec. Meynung den Herzog Franz Albrecht doch von diesem Morde frey. Die neueste und sicherste Nachricht von der Schlacht bey Lützen, in dem 2 St. der Geschichte des Südermannländischen Regiments scheint der Vf. nicht genutzt zu haben. Ausführlicher sind die Nachrichten des Vf. von der Nördlinger Schlacht, S. 242. Auch er behauptet mit Wilde und Lagerbring, dass durch die Revolution von 1680. keine Souverainität in Schweden eingeführt sey. Der König fuhr fort die Stände, zusammen zu berufen, die auch vor wie nach die Steuern bewilligten. Lagercronas misgeglückter Marsch nach Severien hält der Vf. für die Ursach des Unglücks der Schweden unter Carl XII. in Polen, das man gemeiniglich allein auf des Königs Rechnung schreibt. Lagercrona kam, durch verrätherische Wegweiser verleitet dort zu spät an, um wie er sollte, im voraus Brücken zu schlagen, und sich der Pässe zu versichern. Auf K. Carl XII. Rückreise aus der Türkey konnte sein Gefährte, Oberstl. Düring, es nicht langer aushalten, sondern fiel, als er des Abends bey einem Wirthshause vom Pferde stieg, in Ohnmacht. Carl XII. liess sich gleich von den 500 Rthlr. die Düring bey sich führte, die Hälfte geben, und ritt ungeachtet alles Bittens allein in der Nacht fort. Düring hatte aber den Wirth durch Geld vermocht, dem Könige ein stöckisches Pferd zu geben, womit er in der dunkeln stürmischen Nacht nicht aus der Stelle kommen konnte. Düring legte sich hin und schlief aus, fuhr darauf dem Könige mit einen Wagen nach, und fand ihn bald, wie er sein Pferd leitete. Nun warf sich der König in den Wagen aufs Stroh. Der Vf. schliesst die Schwedische Geschichte mit dem Tode K. Adolph Friedrichs. Er hat allenthalben nicht bloss die Thaten der Könige beschrieben, sondern auch den Zustand der Nation selbst, und dies macht diese Vorlesungen, für die, denn sie eigentlich bestimmt waren, desto nützlicher.

Der dritte Theil führt auch den Titel der *Neuen allgemeinen Historie*. Die erste Abtheilung darin geht von der sogenannten Völkerwanderung bis in das Jahr 1500. Dass diese Völker aus Scandinavien nach Germanien gekommen, ist eine alte Meynung, die aber starke Gründe gegen sich hat. Die zweyte Abtheilung geht von 1500 bis 1648. und die dritte von 1648. bis auf jetzige Zeiten. In jedem Zeitraum geht der Vf. die Europäischen Reiche nach der Reihe durch, und zeigt die darin vorgefallene Staatsbegebenheiten kurz an. Ueber die allerneuesten eilt er fast zu flüchtig weg. Uebrigens hat er in allen drey Theilen die Methode beobachtet, dass er kurz die Begebenheiten in einem mit grösserer Schrift gedruckten §phen zusammen fasst, und dann diesen §phen durch ausführliche Auseinandersetzung derselben näher erläutert und entwickelt.

Nürnberg, b. Grattenauer: *Versuch einer Geschichte von Krain, und der übrigen südlichen Slaven Oesterreichs*, von *Anton Linhart*, K. K. Sekretär der Landeshauptmannschaft in Krain. — Erster Band. Von den ersten Spuren der Bevölkerung, bis zur ersten Anpflanzung der Krainischen Slaven. — Zweyter Band, bis zur Unterjochung der Krainischen Slaven durch die Franken. Mit zwey Charten, Kupfern, und einer räsonnirenden Tabelle über das slavische Alphabet. 1796. 444 und 367 S. 8.

Erst der zweyte Theil söhnt uns mit dem ersten dieses Werks aus. Von einem Gelehrten, der in der Vorrede das weite Ausholen nebst der Leichtglaubigkeit seiner Vorgänger tadelt und sehr gute Grundsätze aufstellt, erwarteten wir mit Recht die Vermeidung der nämlichen Fehler. Er der als Einheimischer die Strassen und die Lage seines Berglandes aus vieljähriger Erfahrung kennt, konnte ungleich besser, als jeder Ausländer Aufklärungen über die Lage vieler Orte, nähere Bestimmungen und mannichfaltige Belehrung bey den schon bekannten geben; aber seine Untersuchungen über diesen Gegenstand nehmen nur wenige Bogen ein, liefern wenig Neues, und unter diesem noch weniger Zuverlässiges; können es schon deswegen nicht liefern, weil das *Milliarium* der Römer unrichtig (4 = einer geogr. Meile) angenommen wird. Die Geschichte hingegen eines nicht beträchtlichen ziemlich unbekannten Volks füllt den Raum des starken Octavbandes. Alle Vorfälle, die nur einigermassen auf das ganze Illyrikum Bezug haben, sie

mögen blofs die öftlichften an Macedonien gränzenden Theile, oder die näher an Krain liegenden Gegenden angehen; werden mit Sorgfalt aufgezählt; alles, was man von den Kelten längft der Donaugegenden und in Italien weifs, kommt zum Vorfchein; fogar die Eroberung Roms durch die Gallier, und Alexanders Zug nach dem Ifter. Hr. *L.* zweifelt keinen Augenblick, dafs diefer Macedonier, fo wie fein Vater Philipp ihre Eroberungen bis an die Gränzen Krains ausgedehnt haben. Kurz die ganze Kaifergefchichte wird durchgegangen, follte es auch nur feyn, um fagen zu können, eine Armee habe Krain durchwandert. Die Stiftung der alten Stadt Emona durch die Argonauten hält Hr. *L.* für fo unumftöfslich gewifs, dafs er fehr ernftlich behauptet, wer die Erzählung von diefen Wanderern im buchftäblichen Sinne bezweifeln wolle, könne eben fo leicht die ganze alte Gefchichte umftofsen. Sollte er denn möglich finden, dafs ein Schiff die Donau und die Wafferfälle der Save gegen den Flufs habe befchiffen können? Oder wenn er glaubt, die Helden hätten ihr Fahrzeug an gefährlichen Stellen getragen, wie fie es denn nach feiner Meynung über die Alpen getragen haben, fo konnte doch der verfolgende König nicht die ganze Flotte von Schiffen nachfchleppen laffen, welche grofs genug waren, um das offene Meer auszuhalten. — Ungleich vorzüglicher ift der zweyte Theil, welcher die Gefchichte der eingewanderten Slaven bis zur Zeit Karls des Gr. fehr genau, wenn auch mit zu vieler Vorliebe für das Vaterland behandelt. Hr. *L.* nimmt z. B. fchlechterdings nicht an, dafs das *Carniola* des Paul. Diac. das heutige Krain, oder die *Regio Zellia* die Gegend um Cilley bezeichnete; da beide zum Reiche der Longobarden gehörten. Bey ihm find es die Ländchen zunächft am Friaul im Geisthale; und Krain war frey unter eignen Woywoden, welche das Joch der Avaren abzuwälzen wufsten. Rechnet man dergleichen kleine Flecken der Partheylichkeit ab, fo ift die ganze Gefchichte richtig erzählt, gut vorgetragen, gewährt Belehrung und Vergnügen, unter andern auch durch das Gemählde von den Sitten und Gewohnheiten der füdlichen Slaven. Schätzbar finden wir die reichhaltigen Bemerkungen über die Slavifchen Sprachen, und die aus denfelben gezogene Folgerung, dafs einft Slaven und Deutfche, Römer und Griechen zu einem gemeinfchaftlichen Stamme gehörten, der die Menge von Wörtern lieferte, welche man noch in allen gleichlautend und gleichbedeutend erblickt; nur wenige der angeführten Ableitungen fcheinen uns erkünftelt zu feyn. In der Schreibart wünfchten wir dem Vf. freylich etwas mehrere Gleichheit. Wenn er gerade zu erzählt, hat man immer Urfache mit dem Vortrage zufrieden zu feyn, ihn fogar hie und da fchön zu finden; nimmt er fichs aber vor fchön zu fchreiben, fo kommen die wunderlichften Erfcheinungen zur Geburt. Z. B. S. 174. „Der Widerftand von Völkern *aller Sonnen* waren nicht fähig fie aus Afien zu *verdringen*.“ IIte Th. 35. Aemona *gofs fich* aus feinen *Thören* hervor. „Es verfteht fich aus dem angeführten, dafs Sprachfehler nicht immer vermieden werden, als „das Heiligthum der *Tempeln*;“ „Adria war eine *ihrige* Pflanzftadt;“ Das Wort *errinnern*, welches nie anders vorkommt. Wir wünfchen dem Hn. Vf. eine zweyte Auflage feines Buchs, welche gewifs die Vorzüge deffelben erheben und die Fehler vertilgen wird. Es fcheint aber weniger bekannt worden zu feyn, als es im Ganzen verdient; denn nur der oben angezeigte Titel ift neu, das Buch felbft fchon um einige Jahre älter.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Berlin*, b. Schöne: *Das Urtheil*, ein Luftfpiel in fünf Aufzügen von *K. G. M.* 1795. 120 S. 8. (8 gr.) Ein Graf, der durch einen ungerechten Richterfpruch fein ganzes Vermögen verloren, verläfst Frau und Tochter, und thut unter einem angenommenen Namen Kriegsdienfte; als abgedankter Offizier geräth er in die Stadt, wo feine Frau, auch unter anderm Namen, Gouvernante in dem Haufe deffelben Minifters ift, der ehedem das ungerechte Urtheil gefprochen hat, und wo feine Tochter, *Wilhelmine*, ehedem fo jung ins Klofter gethan, dafs fie fich ihrer Aeltern nicht mehr erinnern kann, und fie beide todt glaubt, in eben dem Haufe einen Zufluchtsort gefunden hat. Der Sohn des Minifters ift der Anbeter von *Wilhelminen*, ohne zu wiffen, weffen Tochter fie fey. Daraus entftehen nun theils mehrere Wiedererkennungen, theils Hinderniffe für die Liebenden, bis endlich der Minifter, der fchon lang von der Ungerechtigkeit des Urtheils überzeugt, Erfatz dafür thun zu können wünfchte, mit dem Grafen zufammen kömmt, und alle Hinderniffe hebt; — lauter Dinge, die fchon fo oft in Schaufpielen da waren, und die hier Langeweile erregen, weil der Dialog des Vfs. gar nicht die Würde und den Nachdruck hat, den das ernfthafte Drama erfodert, fondern äufserft matt und fchleppend ift. Befonders ift die Sprache des Minifters und feines Sohnes, der den Philofophen machen will, fehr kraftlos. Die Neckereyen der Liebenden in den erften beiden Akten find unausftehlich, und die Probe, die S. 87. mit dem Liebhaber angeftellt wird, zu plump. Oft, wo man meynt, nun werde es erft am beften kommen, bricht der Vf. urplötzlich ab, z. B. S. 84.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 17. April 1797.

ERDBESCHREIBUNG.

Halle, in d. Rengersch. Buchh.: *Auswahl der besten ausländischen geographischen und statistischen Nachrichten zur Aufklärung der Völker- und Länderkunde*, von *M. C. Sprengel.* Siebenter Band. 1797. 325 S. 8.

Bisher hatte uns Hr. *S.* nur Uebersetzungen ausländischer Werke geliefert. In diesem Bande finden wir einen Originalaufsatz eines Mitgliedes der Brüdergemeine und Missionärs unter den Indianern, *Johann Heckewälder*, der auf Befehl des Congresses mit dem General Putnam 1792 aus Bethlehem in Pensylvanien nach dem Posten S. Vincent am Wabashflufs reiste, um ihm bey Schliessung eines Friedens mit den Indianern durch seine Kenntniss ihrer Sprache und Geschicklichkeit, mit ihnen umzugehen, nützlich zu seyn. Die Reise ging über Pittsburg gröfstentheils zu Wasser den Ohioflufs herunter bis an den Eintritt des Wabash in den Ohio, und von da den Wabash hinauf nach Post Vincent, wo die Zusammenkunft mit den Wilden gehalten und der Friede geschlossen wurde. Von dem Zustande der auf diesem Wege angelegten Colonieen und Städte werden ganz gute Nachrichten gegeben. *Gallipolis*, an der Nordseite des Ohio, nicht weit von Canhava, wird von französischen Goldschmieden, Uhrmachern, Bildhauern u. f. bewohnt, bey denen Arbeit aus Neu-Orleans, der Hauptstadt in Louisiana, bestellt wird. In *Cincinati*, wo Fort Washington stehet, vermehret sich die Zahl der Häuser sehr geschwinde, und der Preis der Ländereyen steigt. Ueberhaupt wird die Landschaft Kentucky sehr schnell angebaut. Was von dem Betragen, den Sitten und Bemerkungen der Indianer (der Vf. schreibt zwar *Indier*; wir möchten aber lieber mit *G. Forster* diesen Namen den Einwohnern von Ostindien und jenen den Amerikanern geben) gemeldet wird, ist ein schätzbarer Beytrag zur genauern Kenntniss und Würdigung derselben. Ein von uns gewöhnlich so genannter Wilder bemerkte z. E., dass der Adler, der das Wappen des neuen amerikanischen Freystaats ist, kein schickliches Bild seiner friedlichen Gesinnungen abgebe, und dass, wenn diese in ihm herrschend wären, kein Raubvogel, am allerwenigsten in der Attitude, wie er auf dem Wapen vorgestellt wird, sondern ein unschuldiges Thier hätte gewählt werden sollen. Von dem Frieden wird nur gesagt, dass die Indianer gebeten hätten, die Weissen möchten nicht zu nahe bey ihnen wohnen, und den Ohio zur Gränze machen. Das Friedensfest kostete zwey von ihnen das Leben, die in der Besoffenheit erschlagen wurden. Obgleich Hr. *S.* schon viele englisirende Ausdrücke gegen deutsche umgetauscht hat, so sind doch noch verschiedene stehen geblieben, die den unter Engländern sich aufhaltenden Deutschen verrathen, z. E. General Wilkinsons Lady, Lots, Stockade, Mechaniker für Handwerker, Locustholz, Hickorynüsse u. f. Möchte doch zu dieser Reise eine Karte gestochen seyn, dergleichen der Verleger der Beyträge zur Völker- und Länderkunde bisweilen lieferte.

Das zweyte Stück des Bandes enthält *Samuel Hearne's Reise vom Fort Prinz Wallis in der Hudsonsbay nach dem nördlichen Weltmeere.* Da das Original in der A. L. Z. (1796. B. IV. S. 601.) schon angezeigt ist, so geben wir hier keine weitere Nachricht davon. Die Wiederholungen und ermüdenden Erzählungen hat der Uebersetzer theils weggelassen, theils abgekürzt, wofür die Leser ihm danken müssen. Anmerkungen von dem Herausgeber haben wir nicht angetroffen. Jede dieser Reisen wird mit besondern Titel und Seitenzahlen verkauft.

Berlin, b. Vieweg d. ä.: *Neue Reise durch Italien*, von *Friedrich Schulz.* *Erster Band, erstes Heft.* 1797. 256 S. 8.

Eine Fortsetzung der bekannten Reise eines Liefländers, von demselben Vf. Sie athmet mit dieser gleichen Geist und gleichen Geschmack. Das Prädicat einer *neuen* Reise durch Italien wird weniger durch die Zeit, in welcher sie gemacht ward (denn, wie viel reisten und wie viele beschrieben nicht, Minerven zum Trotz, seit 1793 ihre Reisen durch dieses Land!) als vielmehr durch das glückliche Talent des Vf. gerechtfertiget, eine andre, oft eine ganz neue, Seite eines bekannten Gemäldes, durch Veränderung des Standpunkts der Anschauer, Herableitung eines frappanten Lichts, Abänderung der Staffage und Beyfügung bedeutender und bis jetzt übersehener Beywerke darzustellen, welche unter dieser Meisterhand zu Hauptgegenständen sich erheben. — Des Uebermasses von Nachrichten über Italien in allen Sprachen ungeachtet, sind noch mehrere Gegenstände in diesem Lande übrig, von welchen es an gründlichen und befriedigenden Beobachtungen fehlt. Die Staatskunde mehrerer Theile von Italien und die neueste Verfassung dieser Länder (vor der französischen Eroberung), die Bevölkerung, der Handel, besonders das Industriewesen, die Naturgeschichte einzelner Gegenden, die Totalkenntniss der Italiener nach der Ver-

Verschiedenheit ihres Charakters und ihrer Sitten — über dieses alles sind in der Länder- und Völkerkunde noch viele Lücken, bey den zum Theil oberflächlichen, einseitigen und partheyischen, zum Theil partiellen Nachrichten, die wir von diesen Gegenständen besitzen. Daher sind die Beyträge eines Mannes von Sachkenntnissen und eines scharfsichtigen Reisenden, von welchem dieser Mangel empfunden und in mehrern Theilen ergänzt ward, schätzbar. Man kennt die hohe Kunst des Vfs. in Charakter- und Sittenschilderungen von Individuen und Volksmassen; auch in diesem Werk hat er sie glücklich ausgeübt. — Mit Uebergehung des schon allgemein Bekannten, Zufälligen und Einzelnen, ist folgendes die concentrirte Darstellung des Hauptinhalts dieser Reise. — — 1ster Abschn. Weg von Botzen nach Verona. Mit der Sprache wandelt sich schon in dem geistlich-adlichen Trient deutsche Art in italienische Sitte um. Die Volksmenge dieser finstern Stadt beträgt kaum eilftausend; die Erzeugnisse ihrer Gegend sind vornehmlich Wein und Oel. — Mehr Leben und Gewerbsamkeit herrscht in Roveredo, welches in diesem Jahrhundert, besonders durch den Zufluss von fremden Handelsleuten und Manufacturisten, über das doppelte (von 8 bis 18000) an Bevölkerung gewonnen hat. Die Seidenfabriken sind vorzüglich und die Vorarbeiten dazu beschäftigen alle Hände der Einwohner. Künste und Wissenschaften werden cultivirt; davon zeugt auch die von dem Ritter *Vannetti* und seiner Gemahlin gestiftete, und von der K. K. Maria Theresia im J. 1750 bestätigte Akademie der *Agiati*. Man spricht hier mehr deutsch als wie in Trient; aber Charakter und Sitten sind ganz italienisch. — Schauerlich gross ist die Ansicht der Gegend jenseits Roveredo, — eine regellose weit ausgebreitete Masse von zertrümmerten Felsen, zerrissnen aufgethürmten Alpen, zerspaltnen gegen einander anstrebenden Steinblöcken, grossentheils ohne Vegetation. — Zu dem Uebergang von dem in aller Rücksicht von Italien so verschiedenen Deutschland in das erstere wird man durch allmähliche Abstufungen der Sprache, der Menschen, der Sitten und der Bauart, schon von Wien an vorbereitet: auffallender aber würde dem Vf. der schnelle Wechsel und der merkwürdige Abstand der Gegenden, des Klima's und der Vegetation von Deutschland und Italien bey dem Uebergang über die Alpen gewesen seyn, wenn er ihn nicht im Herbst, sondern wie Rec. im Frühling, gemacht hätte: — Wenig empfehlend ist der Eintritt in das Venetianische, wegen des Anblicks des armseligen Fleckens *Peri*, dessen zerlumpte Einwohner zu ihren elenden Hütten passen, und wegen der Hudeleyen der Postmeister, wenn der Reisende sich nicht von dem Oberpostamt zu Venedig mit einem *Bollettone* oder Postschein versehen hat. — Treffliche Uebersichten der Gegend und Stadt *Verona* von dem Schlosse *S. Felice*, von dem neuen Thor daselbst, und aus dem Garten des Grafen *Giusti*. Die Ruinen der alten, von *Maffei* schon gerühmten Befestigungswerke von *Verona* zeugen von den Einsichten des Baumeister *S. Michele*, auch in der Kriegsbaukunst und seiner glücklichen Benutzung des Locale. Wohl der Stadt in dem jetzigen Kriege — (in welchem es bey den retirirenden Armeen zur barbarischen Sitte geworden ist, ohne eignen Vortheil friedliche unhaltbare Städte dem Elende eines Bombardements auszusetzen), dass diese Werke ganz zerfallen sind! — Das ganze Aeussre von *Verona* hat den Anstrich der Veraltung, Vernachlässigung und Verödung und selbst die grösste Merkwürdigkeit der Stadt, das römische Amphitheater, — (welches von dem Vf. so geschildert wird, wie es einem an moderne, niedliche und glatte Bauwerke gewöhnten Auge erscheint —) muss man mit einem guten Vorurtheil der Alterthumskunde ansehen, um es nicht als eine hässliche Verunstaltung des schönen und heitern Platzes, *il Bra*, zu verwerfen. Neben diesen Ruinen ward ein neues Hospital aufgeführt, welches eins der schönsten in Italien zu werden schien, wenn es anders ausgeführt ist, als es angefangen ward: denn man ist es in dem Lande, besonders im venetianischen Staat, schon gewohnt, unvollendete Meisterwerke der Baukunst zu sehen. — Die Philarmonische Akademie hat, neben ihrer bekannten literarischen Bestimmung, ein *Casino della Nobilita*, wo auch der gut empfohlne Fremde mannichfaltige gesellschaftlich Unterhaltung findet.

2ter Abschn. Die Bevölkerung von Verona kann man, bey dem jetzigen Verfall seiner Gewerbe, nur zu 36 bis 40000 annehmen. Veraltet und verblasst, wie das Aeussre der Stadt, ist, bey allen Vorzügen der Körperbildung, auch das Ansehn, selbst *ihrer* angesehnsten Bewohner, die sich aber durch einen männlichen Charakter, durch Liebe zu den Wissenschaften, Patriotismus und Urbanität gegen Fremde auszeichnen. Der Mittelstand, oder eigentlich der Gelehrte- und Kaufmannsstand, ist, vermöge seines Einflusses auf Stadt- und Handelsgeschäfte und seiner Wohlhabenheit, von den höhern Ständen geachtet. Die, aus den blühenden Zeiten des veronesischen Handels herstammenden, Vorrechte des Kaufmannsstandes sind beträchtlich und ihm gesichert, obgleich die Umstände, unter welchen sie ihm gegeben wurden, sich sehr geändert haben: denn Handel und Gewerbe sind sehr gesunken. Ein Theil der Geistlichkeit hat viel wissenschaftliche Cultur. Die geringe Klasse der Veroneser verbindet mit einem schmuzigen Aeussern ein ungebundnes ungezognes öffentliches Betragen, welchem die venetianische Regierung nicht allein nicht entgegenwirkt, sondern es vielmehr, nach ihrer bekannten Politik, zur Demüthigung der gedrückten höhern Stände benutzt. Durch Arbeitsfleiss und Betriebsamkeit zeichnet sich übrigens diese Klasse von den übrigen Italienern gleichen Standes vortheilhaft aus. — Hölzern und langweilig fand der Vf., bey aller wissenschaftlichen Bildung der höhern Stände, die in Pedanterey ausartet, den Ton der Gesellschaften. — Das öde *Mantua* und seine Sehenswürdigkeiten beschrieben. Die Bevölkerung wird auf 14000 und die von *Cremona* auf etwa 1?000 geschätzt. Das Aeussre der Bewohner dieser beiden Städte und ihre Poli-

Polizeyanstalten stechen vortheilhaft gegen die der venetianischen Städte ab. Adel und Patricier sind in Cremona überwiegend zahlreich, und die Bürger sind auch hier, wie in dem grösten Theil Italiens, nichts weiter als Miethsleute des Adels, der Patricier und Geistlichen in den Städten, wie die Bauern, Knechte, oder höchstens kleine Pächter derselben Stände auf dem Lande sind. Die gesellschaftlichen Zirkel sind eben so zahlreich, aber belebter als in Verona.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

1) LEIPZIG, im Verl. d. Georgenhauses: *Sammlung christlicher Gesänge zum Gebrauche bey der öffentlichen Andacht in den Stadtkirchen zu Leipzig.* 1796. 700 S. gr. 8.

2) DRESDEN, auf Kosten des Vf. und in Comm. bey Mauke in Jena: *Kritik der neuen Liedersammlung für die Stadtkirchen in Leipzig, nebst allgemeinen Winken für künftige Sammler kirchlicher Gesänge.* 1797. 206 S.

Beide Schriften stehen in einer so nahen Verbindung; letztere ist gewissermasen die vollständigste Beurtheilung, welche man über die *erstere* lesen kann, dass sie auch hier zusammen genannt zu werden verdienen.

Dass man in einer so volkreichen, und von so vielen Seiten bedeutenden Stadt, wo namentlich, ausser den Einheimischen, jährlich so viele Fremde an dem öffentlichen Gottesdienst Theil nehmen, endlich dahin gekommen ist, ein verbessertes, dem Geschmack der Zeit angemesnes, Gesangbuch einzuführen, muss um so mehr erfreuen, je länger man schon gerade hier berechtigt war, dies zu erwarten; hier, wo *Gellert* durch seine geistlichen Lieder zuerst bey denkenden Christen das Bedürfniss würdiger Religionsgesänge anregte, und wo *Zollikofer* der erste war, der einer Kirche, welche sich bis dahin blos an die Psalmen hielt, ein Liederbuch gab, wie es für Christen gehört. Man kann auch in diesem Schritt zur Verbesserung unmöglich den patriotischen Eifer und die hellen Einsichten einiger würdigen Männer jener Stadt verkennen, durch deren Thätigkeit schon so manches Feld im physischen und moralischen Sinn angebaut, und so manchem Uebelstande abgeholfen ist. Es ist verdienstlich dafür zu sorgen, dass bey der öffentlichen Gottesverehrung das *Auge* durch nichts gestört werde, was unwürdige Ideen erweckt; dass es Gegenstände finde, auf welchen es gern ruht; dass auch die Kunst aufgeboten wird, ächt religiöse Gefühle zu erwecken. Ausschmückungen der Kirchen zeigen wenigstens, dass man die Orte der gemeinschaftlichen Anbetung achtet. Aber es ist noch unendlich verdienstlicher, dahin zu arbeiten, dass die Verehrung Gottes im Geist und in der Wahrheit, durch Reinigung der Vorträge, der Liturgie, der Gesänge, der Kirchenmusiken, von allem, was den grosen Haufen in schädlichen Irthümern erhält, und den gebildeten Christen aus den Kirchen verscheucht, befördert werde. Dazu wird die vor uns liegende *Sammlung christlicher Gesänge* unfehlbar mitwirken. Es hat zwar den Herausgebern nicht gefallen, auch nur in einer noch so kurzen Vorrede die Grundsätze anzugeben, nach welchen sie diese wichtige Arbeit unternommen und ausgeführt haben. Aber selbst die flüchtigste Ansicht des Inhalts wird den Unbefangnen überzeugen, dass in Absicht der Materien die gröste Vollständigkeit, in Absicht der Anordnung schöne Planmäsigkeit, in Absicht der einzelnen Lieder selbst, der Geist einer aufgeklärten Religion entschiedne Vorzüge dieses Gesangbuchs sind, welche es vor den *ältern* Gesangbüchern voraus, wenn gleich mit sehr vielen in neueren Zeiten erschienenen nur gemein, hat. Es ist allerdings jetzt halbe Arbeit, *diese* Vollkommenheiten einer Liedersammlung zu geben; aber auch die leichtere Thätigkeit bleibt schätzenswürdig, wenn nur das Bessere an die Stelle des schlechteren tritt.

Dabey bleibt es indess wahr, was der Vf. der *Kritik* behauptet, dass, wenn man das, was wirklich geleistet worden, mit dem, was — nach solchen trefflichen Vorarbeiten — nach so lange gespannter Erwartung, an einem Ort wie Leipzig — geleistet werden konnte — vergleicht, sich der Gedanke nicht unterdrücken lässt, das Ganze sey hinter einer so wohl gegründeten Erwartung zurück geblieben. Er ist hiebey nicht undankbar gegen das Gute der Sammlung. „Ich erblicke darin, heisst es S. 13., einen Reichthum an Materien, der es dem Religionslehrer leicht macht, zu jedem seiner Vorträge ein passendes Lied zu finden; ich treffe darinn auf einzelne vortreffliche Gesänge; ich lese darin im Ganzen eine deutliche und verständliche Sprache; ich sehe die alten Lieder von anstösigen und vernunftwidrigen Vorstellungen gereinigt; ich bemerke hin und wieder glückliche Veränderungen; ich finde endlich darin ein beständiges Hinarbeiten auf wahres praktisches Christenthum." Daneben aber bleiben nach seiner Meynung viele Wünsche unbefriedigt, die doch gerecht waren. Eh er dies an einzelnen Beyspielen zeigt, stellt er eine kurze Theorie auf, was an jeder Sammlung religiöser Gesänge zu öffentlichen Gebrauch fehlerhaft zu nennen seyn würde. Ueber die meisten Bemerkungen kann nur eine Stimme seyn. Doch sind einige zu unbestimmt ausgedrückt; über andere lässt sich streiten. Es soll z. B. nach S. 15. fehlerhaft seyn, *wenn hie und da in einem öffentlichen Gesangbuch Vorstellungen, welche von dem schriftmässigen Glauben abweichen und nur Meynungen Einzelner darstellen*, vorkommen. Aber ist man denn über diesen *schriftmässigen Glauben* überall einig? Und sind denn die Vorstellungen der Schrift selbst überall harmonisch? Sollte der Vf. den Stufengang der Erkenntniss vom Unvollkommenen zum Vollkommenern übersehen können? Und dürfte man nicht gerade in einem Gesangbuch für *alle* Klassen, auch auf die *verschiednen moralischen Alter*, worinn unsre Christen stehen, Rücksicht nehmen? *Einzelne Meynungen?* — Aber wenn nun diese

diese vielleicht *besser* als die herrschenden sind? Glaubt denn der Vf. an die Infallibilität der Kirche, oder eines menschlichen symbolischen Buchs? Schwerlich! Wie könnte er sonst *Zollikofers* Liedersammlung so unbegränzt bewundern? — Auch das, was er über die Beybehaltung der *Schriftsprache* sagt, bedarf Einschränkung. Rec. stimmt auch dafür, wo sie deutlich ist. Aber wo sie dies nicht ist — und wie oft ist das der Fall! — da wünscht er, dass man sie in die unsre übersetze, die vielleicht weniger Nachdruck zu haben scheint, was aber meist auf einer Täuschung beruht. — Von S. 20. folgt die eigentliche *Kritik*. Diese würde noch lehrreicher und planmässiger ausgefallen seyn, wenn der Vf., wie wir erwarteten, nach der Ordnung der vorher allgemein aufgestellten Sätze gegangen wäre, und unter jeden die einzelnen Beyspiele gesammelt hätte. Jetzt da er der Reihe der Lieder *folgt*, musste er in manche Wiederholungen fallen. In vielen Urtheilen müssen wir ihm beystimmen — zwar *nicht* in seiner gränzenlosen Verehrung aller *Gellertschen* Lieder, unter welchen viele von ihm empfohlne neben der Popularität eine Mattigkeit und Kälte haben, die sie mehr zu Lehrgedichten als Religionsgesängen qualificirt; auch *nicht* in dem Tadel, welcher manche Veränderungen und Abkürzungen trifft, auch *nicht* in einigen unfreundlichen Insinuationen welche die Orthodoxie der Vf. verdächtig machen sollen; — aber wohl *darin*, dass eine Menge der herrlichsten kraftvollsten Lieder, von welchen mehrere genannt werden, ganz weggelassen und manche neuere Liedersammlungen, wie es scheint, gar nicht genutzt sind; wohl *darin*, dass man auf eine Menge Lieder stösst, welche die matteste gereimte Prose, und durchaus unfähig sind, ein wärmeres Gefühl für Religion und Pflicht zu erwecken; — *darin* dass oft die Veränderungen, sogar mit neueren Liedern, recht absichtlich gemacht zu seyn scheinen, um alle Kraft und alles Leben aus ihnen herauszubringen, wie dies auch schon der Fall in dem Gesangbuch für die Leipziger Freyschule war; dass hie und da noch Stellen vorkommen, bey denen sich durchaus kein deutlicher Begriff fassen lässt; dass man viele unglaubliche Sprachunrichtigkeiten hat zu Schulden kommen lassen, wovon S. 19. ein langes Verzeichniss angeführt ist; dass Versbau, poetische Diction oft ganz versäumt, auch auf Singbarkeit, Mannichfaltigkeit und Angemessenheit der Melodieen oft gar keine Rücksicht genommen, und überhaupt, wie es scheint, zu selten ein Dichter und ein Componist zu Rath gezogen ist. Wir haben Gesangbücher, welche von allen diesen Seiten bey weitem mehr leisten, und wir hätten allerdings gewünscht, dass die Herausgeber ihnen besonders die Kunst, *Licht* mit *Wärme* zu verbinden, mehr abgelernt hätten. Dass eine Menge Lieder bloss bey dem Privatgebrauch anwendbar sind, und in sofern nicht unter den Titel bey der öffentlichen Andacht gehören, ist zwar gegründet. Indess sind darüber die Herausgeber dem Beyspiel andrer Sammler gefolgt. Bey allen Mängeln des Buchs zweifeln wir doch nicht, dass es recht gebraucht ungemein viel Gutes stiften werde. Die Kritik darf sich hier indess nicht abhalten lassen, künftige Sammler auf die Schwierigkeit der Sache aufmerksam zu machen, worinn der ungenannte Beurtheiler sehr viel Einsicht gezeigt hat.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Berlin*, b. Felisch: *Die Ahnen*, ein *dramatisirtes Sittengemälde in drey Akten*. 1795. 120 S. 8. — Nur in einem einzigen Auftritte sind Lage, Gesinnungen und Sprache des liebenden Paars so beschaffen, dass sie einige Theilnahme erwecken, und dann spielen sie noch in einer Scene die Hauptrolle; da aber hier die Liebende aus übertriebner Eifersucht schmollt, und sich bald eines bessern besinnt, so hat diese Scene wenig Interesse. Der affectirte Stolz einer erst durch ihren (entlaufnen) Mann nobilitirten Dame, und die Lumperey eines verschuldeten Junkers, der sein Glück durch eine Heirath mit einer reichen Bürgerlichen wiederherstellen will, sollen ausserdem das vornehmste Sujet seyn; aber die Komödienschreiber haben dergleichen Rollen schon so oft bearbeitet, dass es schwer hält, hierinn etwas neues zu leisten. Natürlich ist diesen Charakteren eine Art von Philosoph entgegengestellt, der, anstatt sich in Convenienz und Launen andrer zu fügen, den Leuten vielmehr Sottisen und Impertinenzen sagt; ausserdem, dass er dies zu grob macht, hat seine Rolle auch eine gewisse Kälte, die zurückschreckt. Nun wimmelt es noch in diesem Stück von uninteressanten Personen, die durch das Burleske dem Stück aufhelfen sollen; da ist ein Advokat mit lateinischen Brocken, ein tauber Kriegsrath, der die Kolik bekömmt, eine buhlerische Kriegsräthin, eine verliebte Wittwe, eine bejahrte Kokette von einer Zofe, ein Paar spassende Bediente, einige Bauern, ein Jude u. s. w. Auch werden Misverständnisse, die durch Billets und Rendezvous entstehen, zu Hülfe genommen. Betrachtet man das Stück als eine Folge von Dialogen, so lassen sich einige davon ganz gut lesen, und zeugen von der Weltkenntniss des Vf.; nur zuweilen sind einige Ausdrücke zu gesucht, z. B. *verzweifachen — der Hundedruck bebt im Blut — den Schmerz an der Wand ausüben — der Hofgeier*. Das englische *Bier Ale* S. 8. ist, vermuthlich, um dem Schauspieler die Aussprache anzudeuten, zum *Oele* gemacht.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 18. April 1797.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

Leipzig, b. Barth: *Versuch eines Handbuches der Pontonnier-Wissenschaften* in Absicht ihrer Anwendung zum Feldgebrauch von *J. G. Hoyer* Prem. Lieut. d. Churf. Sächs. Pontonnier-Korps, und Mitgl. d. korresp. lit. Gef. zu Maynz. Iter Band. 1793. XXVI S. Vorr. und Inhalt. 374 S. 11 Kupfert. IIter Band 1794. XXIV S. Vorr. und Inhalt. 6 Kupfert. 388 S. IIIter Band. 1794. XII S. Vorr. und Inhalt. 2 Kupfert. 184 S. und Register v. 185 bis 220 S. gr. 8. (3 Rthlr. 8 gr.)

Bey dem durch mehrere Stimmen von erwiesener Gültigkeit anerkanntem vorzüglichen Werthe des vorliegenden Werkes, bedarf es keiner neuen Anpreisungen und Empfehlungen desselben. Rec. bezeugt seine Beystimmung zu allem verdienten Lobe und Beyfalle, den diese vortreffliche, mit ausgezeichneter theoretischer und praktischer Einsicht gemachte Bearbeitung eines wichtigen Zweiges der Kriegskunst, der bisher nur fragmentarisch und so beyläufig mit abgehandelt war, mit vollem Rechte erhalten hat, und dankt dem Vf., mit Einstimmung Mehrerer, für die aus seinen Arbeiten geschöpfte Belehrung.

Die Einleitung enthält eine kurze Uebersicht der Geschichte der Pontonnier-Wissenschaft, in welcher der Vf. von den Kähnen, welche die Heere der *Semiramis*, nach *Diodors aus Sicilien* Zeugniss, in *Indien* mit sich führten, anfängt, und mit der Einführung hölzerner Pontons bey dem Chursächsischen Heere aufhört: dann ist noch eine kurze Beschreibung der stehenden Schiffbrücken bey *Rouen* und bey *Maynz* hinzugefügt; auch sind alle zwischen diesen beiden Epochen berühmten ältern und neuern, besonders die zu kriegerischen Zwecken erbaueten und geschlagenen, Brücken erwähnt. Aus diesem allen ist dann gleich ersichtlich, dass der Vf. jeden Brückenbau, der besonders zum Behuf einer kriegerischen Unternehmung bewerkstelligt wird, zum Gebiet seines Faches rechnet.

Iter Theil. Theoretische Vorkenntnisse des Pontonniers. Berechnung und Bau der zu Schiff und Pontonbrücken anwendbaren Fahrzeuge, der schwimmenden Batterieen etc. und Bau der Pontonwagen. Kap. I. *Recognosciren der Flüsse.* Methoden zu Messung der Breite eines Flusses, und wie sich daraus Formeln zu Berechnung der Hauptbedürfnisse zu Ponton-, Schiff-, Floss-, Fass-, Bock-, Schanzkorb-, und Pfahlbrücken ergeben. Es geschieht dieses vermittelst einer sehr leichten Formel, welche diese Bedürfnisse nach der Zahl der *Brückenglieder* bestimmt, (dies Wort im Allgemeinen, für jeden Theil Brücke von einer Unterstützungs-Linie zur andern genommen, diese mag nun auf einem Ponton, einem Fahrzeuge — — — oder einer Reihe Pfähle liegen;) und allemal die Brückenbedürfnisse für Ein Brückenglied mehr giebt als genau genommen erfoderlich sind; weil es besser ist zu viel als zu wenig zu haben. Die Landbrücken, d. h. die Brückenglieder vom Ufer bis zur ersten Unterstützungslinie, werden besonders berechnet. (Für Leser, die noch gar keine Begriffe von dergleichen Brücken haben, scheint dies Rec. etwas zu früh, und unvorbereitet zu seyn; sie werden sich indessen mit Hülfe des sehr guten Registers sehr leicht vorläufige Erklärungen der Dinge verschaffen können, die ihnen fremd sind.) Bey allen diesen und beynahe allen folgenden ähnlichen Berechnungen ist auch Anleitung zu Berechnung der Zahl der Arbeiter, ihrer Werkzeuge, und der Zeit gegeben, welche zu Bereitung der einzelnen Brückenbedürfnisse (in der Folge auch, zum wirklichen Bau der Brücken, in so fern es möglich ist) erfodert werden. Zuletzt nach Anweisungen *Profile* von Flüssen aufzunehmen, ihre Geschwindigkeit zu bestimmen, und Etwas von Navigationskarten. K. II. *Anwendung statischer Kräfte zum Brückenbau.* Beschreibungen liegender und stehender Winden, auch leichter Ramm-Maschinen. K. III. *Kurze Theorie der Flüsse. Strombau, und Aufstauung der Flüsse.* Zu Bewerkstelligung des letztern giebt der Vf. fünf verschiedene, nach Beschaffenheit der örtlichen Umstände anwendbare, Arten an. K. IV. *Welche Flüsse man nicht ohne Brücken passiren kann. Nöthige Eigenschaften der Furthen.* K. V. *Beschreibung des zum Brückenbau anwendbaren Holzes in Absicht seiner Beschaffenheit, Dauer und Zubereitung.* Eine Sammlung vieler nützlicher praktischen Kenntnisse. K. VI. *Berechnung des Vermögens der Schiffe und Pontons, um ihre Ladung und Grösse zu bestimmen.* Der Vf. berechnet hier (zum Theil nach der Anleitung des Hr. Oberst. *von Clasen*, in *Böhms* Mag. für Ing. und Artill.) Formeln für den körperlichen Inhalt sieben verschiedener Gestalten von Pontons und Flussfahrzeugen; dabey kömmt er auf Ausdrücke, die kubische Grössen enthalten; aus diesen lehrt er bey jeder dieser sieben verschiedenen Gestalten die Tiefe finden, bis zu welcher sie von einer gegebenen Last eingetaucht werden, und wendet dies auf die bey einzelnen Armeen wirklich eingeführten Pontons an. (§. 13. ist der Inhalt der Französischen Pontons zu 194 $\frac{1}{1}\frac{1}{1}\frac{1}{8}$ Würfelfuss angegeben. Nach des Vf. eigenen Angaben ist er aber: 213 $\frac{1}{1}\frac{7}{8}\frac{1}{1}$ W. F. Dieser Irrthum entsteht

aus der Berechnung des zweyten Gliedes $\frac{bcg}{2}$ der Formel, dessen Werth zu 34716 angegeben wird, da er 67716 seyn sollte. Dieses Versehen hat Einfluss auf die in den beiden folgenden §§ enthaltenen Berechnungen.) K. VII. *Erbauung der gewöhnlichsten Fluss- und Canalfahrzeuge.* Sehr unterrichtend, mit vollständigen Anschlägen, so wohl in Rücksicht der Materialien als auch der Arbeit, für einige der gewöhnlichsten auf der *Oberelbe.* K. VIII. *Erbauung platter* (Fluss-) *Fahrzeuge, die Kanonen führen. Anwendung grosser zum Uebersetzen von Fuhrwerken gebräuchlicher Fahrkähne zu diesem Behuf; auch vom Bau der Tzschaiken zu Kanonen und Mörsern.* Eben so ausführlich. Bey den letztern sind jedoch der Aufmerksamkeit des Vf. die Unterlagen unter den Bettungen nach der Länge des Fahrzeuges entgangen, um die Wirkung des Stosses des Geschützes, besonders der Mörser, mehr nach der ganzen Länge des Fahrzeuges auszudehnen. Die vom Vf. erwähnten Bettungen und Unterlagen dürften bey schweren Wurfgeschütz schwerlich hinreichen. Beyläufig und ganz kurz sind hier auch die eigentlichen Kanonenboote erwähnt. Die S. 179. erwähnten Geschützaljen haben gewöhnlich zwey Blöcke. Endlich von Schiffslaffeten oder Rollpferden, nach *J. Miller's Treatise of Artillery;* — diese haben eigentlich gar keine bestimmten Maassen, die Entfernung der Wände, die Stärke dieser, und der Axen etwa ausgenommen; alles Uebrige richtet sich nach den Umständen. K. IX. *Von schwimmenden Batterien.* Vorzüglich von Batterieen auf Flössen, und davon sehr umständlich und unterrichtend, für hölzerne Blendungen, und eigentliche Brustwehren, so wohl von Erde als Balken. Am Ende von einer neuen Art von Magazinen für dergl. Batterieen, mit einem flachen *Pultdach.* Diesen so wohl als den Batterieen selbst, würde ein, wenn auch nur niedrigen, Bord gegen das Aufschlagen der Wellen sehr zuträglich seyn. Rec. erwartete vergeblich in diesem Kap. auch etwas über die vor *Gibraltar* bey dessen letzter Belagerung gebrauchten schwimmenden Batterieen nach der Angabe des *Chev. d'Arçon* zu finden. Die folgenden Kap. handeln vom Bau der eigentlichen Pontons, und zwar X. von den *hölzernen,* XI. von den *kupfernen, von verzinntem Eisenblech,* auch *von Seegeltuch.* Alles mit der unterrichtendsten, bis ans umständliche gränzenden, Ausführlichkeit. Am Ende des Xten K. thut der Vf. den Vorschlag; den *Kork,* wo er zu haben ist, zum Verplanken der hölzernen Pontons zu gebrauchen. Allein bey der vom Vf. selbst eingesehenen Schwierigkeit, die *Korkstücke* von der gehörigen Länge und Beschaffenheit dazu zu erhalten, glaubt Rec., dass man schwerlich eine Ausführung dieses Vorschlages hoffen könne, wenn ihm gleich die Benutzung dieser so leichten Rinde zu diesem Gebrauch noch bey Weitem nicht nach Verdienst versucht und erwägt zu seyn scheint. K. XII. *Abwägung der Vorzüge und Mängel aller beschriebenen Arten von Pontons.* Den hölzernen, den gedeckten kupfernen und blechernen giebt der Vf. mit Anzeige seiner Gründe den Vorzug. K. XIII. *Bau der Pontonwagens und Karren.* Am Ende auch etwas von den Requisitenwagen, und einigen im Pontontrain mitzunehmenden allgemeinen Brückenbedürfnissen. Rec. hätte hier von mehreren der letztern eine Anführung erwartet, unter andern auch von den, in der Folge unter den allgemeinen Brückenbedürfnissen nebst mehreren oft, hier aber gar nicht, erwähnten, Handpumpen (bey deren Gebrauch, wenn sie mit einem Schlauch versehen sind, oder wenn man auch nur auf ein an das untere Ende der Pontons schräg ausgelegtes Brett auspumpt, den vom Vf. S. 275. zuletzt angegebenen Unbequemlichkeiten bey dem Leckwerden der Pontons, während des Ueberganges von Pferden etc. beynahe gänzlich vorgebeugt wird,) und den, Rec. nirgends im Werke vorgekommenen, *Staken,* oder *Setzbäumen* mit hölzernen *Klauen,* die im weichen Schlickgrunde unstreitig die bessten sind. K. XIV. *Ueber die Verfertigung der Anker und anderer eisernen Brückengeräthe.* Den fünfarmigen *Draggen* wird mit Recht, vor allen andern Behuf der Pontons, der Vorzug gegeben. Die auch sonst bekannte, und bey leichten Wurf-Ankern oft vorkommende, Einrichtung mit einem eisernen durch den Schaft nahe bey dem Ringe fahrenden Stocke schreibt der Vf. seinem Vater zu. Bey der S. 331. nur mit Einschränkungen als wahr angegebenen Regel: dass die Dimensionen der Anker von verschiedenen Grössen sich wie die *Wurzeln* ihrer Gewichte verhalten, ist die, jedoch auch für Anfänger kaum schwierige, und aus den gleich folgenden Formeln ersichtliche, Bestimmung des Grades der Wurzel übersehen. K. XV. *Von der Verfertigung des bey Schiffen und Pontons nöthigen Tauwerks.* Grösstentheils nach *du Hamel,* doch mit mannichfaltigen dem Vf. eigenthümlichen Bemerkungen. Für *Technologen* auch wegen der Verschiedenheit der Namen der Dinge von denjenigen, mit denen man sie in den nördlichen Seestädten Deutschlands benennt, merkwürdig. Der Vf. nennt: *Faden, Litzen, Abstickelitzen, abgestickte Taue, Schnüre, Bindfaden, Zusammenseilen, und Schlagen etc.,* was man in, eben dieser Ordnung in den bezeichneten Gegenden: *Garne, Stränge, Kardeele, Kabeltaue, Schiemannsgarn, Hüsing, Schlagen,* und *Aufschiessen* etc. nennen würde, und scheint für *über Herz geschlagenes Tauwerk,* gar keinen deutschen Namen zu haben. Zuletzt noch etwas über die Steife des Tauwerks.

Im *zweyten Theile* des Werkes, mit welchem sich der zweyte Band anfängt, wird der *wirkliche Bau der Brücken abgehandelt,* und K. I. mit *leichten Laufbrücken über Gräben,* und den Gebrauch von Böcken, Wagen, und Seilen oder Tauen der Anfang gemacht, auch eine von *St. Remi* vorgeschlagene leichte Fassbrücke beschrieben, wegen anderer Fassbrücken aber auf die Folge verwiesen. Weil die *Seilbrücke* nothwendig erfodert, dass vor dem Schlagen derselben jemand an das andere Ufer gesandt werde, so thut der Vf. einige sehr ausführbare Vorschlä-

ge, bey Mangel dazu tauglicher Schwimmer, einzelne Leute überzusetzen, und hält das Mitführen einzelner Schwimmkleider *darum* nicht für rathsam, weil sie leicht beschädigt und unbrauchbar werden könnten, welches doch bey den sehr gewöhnlichen *Korkwämsern* der Fall nicht ist. K. II. *Bau der eigentlichen Schiffbrücken und der dazu erfoderlichen Bedürfnisse, bey gegebener Breite des Flusses.* Wie man sich hilft, wenn die Fahrzeuge nicht gleiche Höhe des Bords haben, oder zu schwach im Borde sind, um die Brückenbalken unmittelbar zu tragen; Richtung der Brücke; Vorsicht wegen Ueberschwemmungen und veränderten Höhe des Flusses; die Landbrücken. (Bey dem Detail, in welches der Vf. sich einlässt, hätte Rec. wenigstens eine Erwähnung der Umstände erwartet, die, bey Anwendung von Fahrzeugen von verschiedener Grösse und Bauart, Einfluss auf die vortheilhaftere Stellung derselben in der Brücke haben können.) Anschlag zu einer solchen 108 Ruthen langen Brücke, mit allen Bedürfnissen. Am Ende des §. 13. scheinen dem Rec. bey der daselbst angezeigten Veränderung des Anschlages, noch die kurzen *Tau-Enden* zu Festlegung der Spillen, oder *Wellen*, wie der Vf. sie nennt, zu fehlen. K. III. *Bau der Brücken von hölzernen*, K. IV. *von offenen kupfernen oder blechernen*, und K. V. *von gedeckten blechernen Pontons.* Bey allem diesem befriedigende Erklärung des Baues und der Verbindung der einzelnen Theile zur Brücke, vollständige Verzeichnisse aller Bedürfnisse für eine gegebene Wasserbreite, mit Rücksicht auf Durchlassmaschinen, um die Schiffahrt durch die Brücke nicht gänzlich zu sperren; mit Auseinandersetzung der kleinsten praktischen Vortheile bey dem Brückenschlagen, und Erwägung der Umstände, unter denen man die Pontons näher zusammen bringen muss, oder weiter auseinander stellen darf etc. K. VI. *Wo Fahrzeuge und Pontons mangeln, auf der Stelle leichte Prahmen zu einer Brücke zu verfertigen.* Allgemeine Vorschriften zur Bestimmung der Grösse solcher Prahmen, detaillirter Anschlag der Baubedürfnisse zu den Prahmen, und der übrigen Brückenbedürfnisse für eine gegebene Flussbreite; auch werden sehr anwendbare Mittel angezeigt, bey Mangel an Tauwerk und Ankern, die Spanntaue zwischen den Prahmen, die Ankertaue, und selbst die Anker ohne Nachtheil der Festigkeit der Brücke, durch andere Vorrichtungen zu ersetzen. K. VII. *Bau der Flossbrücken, in holzreichen* Gegenden. Alles wie bey den vorigen, nebst Erwägung der besondern Vortheile, welche diese Brücken gewähren. K. VIII. *Fassbrücken.* Auch hier vermisset Rec. eine Anweisung, wie man sich hilft, wenn man nicht Fässer von gleicher Grösse für die ganze Brücke hat. Aus der Anzahl der Fässer, die man nach Verhältniss ihrer Grösse zu einzelnen Brückengliedern nöthig hat, wozu der Vf. hinreichende Anweisung giebt, wird es freylich nicht schwer seyn, die besondern Regeln für einzelne Fälle zu finden; allein es giebt Leute, denen Anwendungen solcher Vorschriften vorkommen, die in dergleichen Mängeln grossen Anstoss finden können. — Ob dergleichen Leute zur Ausübung gebraucht werden sollten? — ist eine Frage, deren Beantwortung nicht hieher gehört. Bey einer so ins Einzelne gehenden Abhandlung, bey welcher der Vf. auch auf die eingeschränktesten Fähigkeiten Rücksicht zu nehmen scheint, scheint es dem Rec. wenigstens zuträglich, auch für solche Leute zu sorgen. Auch liessen sich wohl durch eine andere, als die vom Vf. angegebene, Anordnung der Streckbalken, die immer beträchtlich bleibenden Schwankungen solcher leichten Brücken um *Etwas* vermindern. K. IX. *Sturmbrücken von verpichten Kasten, von Seegeltuch, und die spanischen Barcapuentes.* K. X. *Communicationsbrücken von einiger Dauer, ohne Rücksicht auf die grösste Eilfertigkeit bey ihrer Errichtung. Pfal-* oder *Jochbrücken*, bey weichem Grunde, mit eingerammten; auf Kreuzen in Kasten, bey hartem Grunde; und in Morästen, auf einem behohlten Schlingwerke, verbundenen *Jochpfählen.* Rec. glaubt, das vom Vf. selbst eingestandene Schwanken solcher Brücken nach des Vf. Angaben, würde sich, theils durch Vorschiessung der Strassen - oder Streckbalken, so dass sie nicht alle auf einerley *Joch* anfangen und enden, theils auch durch *Kopfbänder*, welche die *Jochpfähle* mit den gerade über ihnen, oder den ihnen zunächst liegenden, *Streckbalken* verbänden, beträchtlich vermindern, und der ganzen Brücke auch ein mehr gleichförmiger Verband geben lassen. *Schanzkorbbrücken.* K. XI. *Von fliegenden Brücken, und schwimmenden Batterieen auf grossen* (Fluss-) *Schiffen.* Der Bau und die Zusammensetzung der erstern ist mit der dem Vf. gewöhnlichen Ausführlichkeit und Genauigkeit beschrieben, auch ein Anschlag der Bedürfnisse zu einer solchen Brücke von beträchtlicher Grösse beygefügt. Weniger ausführlich und befriedigend die eigentliche Behandlung der fliegenden Brücken bey dem Uebersetzen, zu Darstellung des Nutzens der einzelnen Theile und besondern Vorrichtungen zu ihrer bequemern Regierung, von denen auch im Iten K. des IVten Theils nur wenig gesagt ist. Den auf Fahrzeugen, welche nach Art der fliegenden Brücken vereinigt sind, errichteten Batterieen ist der Vf. nicht günstig, weil sie dem feindlichen Feuer, wegen der *Bordhöhe* der Schiffe, zu sehr ausgesetzt sind. Diesem liesse sich jedoch durch die gewöhnlichen Mittel, durch die man Fahrzeuge *sinkfrey* macht, vorbeugen, wenn andere Umstände der Anwendung solcher Batterieen vor den Flossbatterieen den Vorzug gäben. K. XII. *Anwendung der Pontons zu fliegenden Brücken.* Völlig befriedigend. Nur würde Rec. nach Beschaffenheit der Umstände, lieber kleine Tonnen, oder Klötze von leichtem Holze, unter das Giertau anrathen, als blosse Bretter.

Ferner enthält der zweyte Band auch noch den *Dritten Theil* des ganzen Werks, von dem *Feldverhalten der Pontonniers.* K. I. *Was der Pontonnier-Officier bey dem Uebergange der Truppen über Brücken überhaupt zu beobachten hat.* Eine Menge grösstentheils vortrefflicher praktischer Vorschriften, zum Theil durch Beyspiele der ältern und neuern

Kriegsgeschichte belegt; zu welchen der jetzige Krieg, bey einer künftigen Auflage, noch manche lehrreiche Beyspiele, theils als Bestätigungen der gegebenen Vorschriften, theils als Ausnahmen von denselben geben wird. Eben dies gilt auch von den im IIten K. abgehandelten *Vorsichtsregeln bey Passirung eines Furthes*. Die Gegenstände der folgenden Kapitel III. *Eintheilung der Arbeiter zum Brückenschlagen*; K. IV. *Wie man oberhalb der zur Schiffbrücke bestimmten Stelle, einzelne Abtheilungen von vier bis acht Pontons zu Maschinen verbindet, um die Brücke allenfalls in der Nähe des Feindes desto geschwinder zu Stande zu bringen*; K. V. *Auf unvorhergesehene Vorfälle bey dem Uebergange von Truppen und Kriegsbedürfnissen über Schiffbrücken ist Rücksicht zu nehmen*, die desfalls nöthigen Vorsichten; K. VI. *Ausstellung und Instruction der Brückenwachten*; K. VII. *Was bey lange stehenden Brücken auf schiffreichen Strömen bey dem Durchlassen der Schiffe und Flöße zu beobachten ist*; K. VIII. *Wie die Communications-Brücken gegen feindliche Feuerschiffe und Sprengmaschinen zu sichern*; K. X. *Wie Schiffe und Ponton-Brücken abgebrochen, und die letztern wieder aufgeladen werden*, Anstellung der Arbeiter dabey; K. XI. *Das Schwanken der Schiffbrücken*; K. XII. *Das Verbrennen derselben*; K. XIII. *Das Sperren der Flüsse und die Aufräumung solcher Sperrungen*; und endlich K. XIV. *Vorsichtsregeln bey Passirung eines gefrornen Flusses*, sind eben so zweckmäsig als praktisch behandelt, aber so wenig eines Auszugs fähig, als es Rec. möglich ist, einzelne im ganzen unbeträchtliche, und dem entschiedenen Werthe des ganzen Werkes nichts entziehende kleine Erinnerungen und Anfragen in dem der Recension bestimmten Raume zusammen zu drängen. Die in dem noch nicht mit angeführten IXten K. beschriebene *Einrichtung der Fahrzeuge und Maschinen, Brücken zu sprengen*, erklärt der Vf. zwar selbst, für ein nicht eigentlich dem Pontonnier-Officier zukommendes Geschäft; weil er jedoch die Mitwirkung eines Sachkundigen Pont. Off. dabey für so unentbehrlich hält, als diesem, nach seiner Meynung, die auch hier mit beschriebene Einrichtung der Brandschiffe, oder Bränder, allein zukömmt; so hat er sie mit erklärt.

(*Der Beschluss folgt.*)

MATHEMATIK.

Weimar, in Commission d. Hoffmannischen Buchhandl.: *Lehre über geometrische und ökonomische Zertheilung der Felder* von *Johann Andreas Kirchner*, nebst 8 Kupfertafeln. 1796. 167 S. 16 Vorr. gr. 8. (16 gr.)

Ganz als Meister seiner Kunst hat Hr. K. hier sowohl die bloss geometrische, als geometrisch-ökonomische Zertheilung der Felder, Hölzer und andrer Grundstücke abgehandelt, dass angehende Feldmesser und bereits geübte Praktiker die mehresten möglichen Fälle und Aufgaben, zu Erleichterung ihres Geschäftes richtig demonstrirt in 60 Figuren vorgezeichnet finden. Was Meyer in seiner praktischen Geometrie, so wie Christiani in der Lehre von Vertheilung der Felder ganz übergangen haben: die Zertheilung der Felder ihrer Breite nach, und die Verfahrungsart, nach welchem aus dem Flächeninhalte eines ganzen Lage Felder der Flächeninhalt einer jeder Abtheilung gefunden wird, ist bey aller Kürze hier gründlich gelehrt und durch Exempel erläutert worden. Auch Böhm in seiner Feldmesskunst und Zollmann in der Geodäsie, hatte für diese Verfahrungsart bloss Regeln, ohne alle Beweise, gegeben.

KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. *Leipzig*, b. Böttger: *Nützliches Handwörterbuch für angehende Forst- und Waidmänner.* von *Georg Herwig*. 1796. 141 S. 8. (10 gr.) Der Vf. bestimmet seinen Vortrag eigentlich bloss solchen Personen, die Waidmänner sind, und Förster werden, — ohne die dazu nöthige Kenntnisse vom Forsthaushalte zu haben. Er beschreibet demnach folgende Wörter ganz kurz, und setzet voraus: dass der Leser die Materie vernünftig beurtheilen und nicht mit Vorurtheil deuten werde, dadurch aber Befriedigung erlangen, und seinem Forstlocal nützlicher werden könne, als er es sonst geworden seyn, würde. Die erklärten Wörter sind: Abschätzung, Abtrieb, Auslichten, Ahorn, Aufschlag und Anflug, Bestand, Borke, Buschholz, Buche, Birke, Beschlagen, Blössen, Dickigte, Durchhieb, Eintheilung, Eiche, Erdarten, Erle, Esche, Fichte, Flösserey, Forstvermessung, Forstkarten, Gehaue, Harz, Holzgerecht, Holzsortiments, Holzhieb, Hochholz, Holzanweisung, Holzfällung, Holzabzählung, Hainbuche, Inhaltsberechnung, Kämpe, Kiefer, Kopfholz, Köhlerey, Klafter, Lerche, Mast, Pflanzung, Pappel, Saat, Schläge, Steckreiser, Schlagholz, Stöcke, Schonungen, Standbäume, Tanne, Tabellen, Ulme, Vogelbeerbaum, Waldboden, Weide.

Da diese Wörter insgesammt in 141 S. ohne die mindeste Nachweisung anderer Werke abgehandelt sind, welche diese Materien ausführlich enthalten; so wird von der vernünftigen Prüfung, Beurtheilung und Deutung ohne Vorurtheil — von rohen Waidmännern, die noch nichts von der Forst-Oekonomie verstehen, ohnstreitig wohl wenig Belehrung derselben zu erwarten seyn.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 19. April 1797.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

Leipzig, b. Barth: *Versuch eines Handbuches der Pontonnier-Wissenschaften in Absicht ihrer Anwendung zum Feldgebrauch von J. G. Hoyer etc.*

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Der dritte Band enthält die noch übrigen drey Theile der Pontonnier-Wissenschaft. *Vierter Theil. Uebersetzen der Truppen in Fahrzeugen; Transporte von Kriegs-Bedürfnissen zu Wasser und noch etwas von Vorsichten bey dem Gebrauch schwimmender Batterieen.* K. I. *Vom Uebersetzen der Truppen und des Geschützes, in einzelnen Fahrzeugen, auf fliegenden Brücken, und Flössen.* Das vom Vf. vorgeschlagene Mittel zu Ueberbringen des Geschützes auf so kleinen Fahrzeugen, deren Weite kleiner ist als das Geleise der Laffeten, wird nur als äusserster Nothbehelf, und bey sehr grosser Eilfertigkeit, unter den von dem Vf. angegebenen Umständen auf kleinen Flüssen räthlich seyn, aber sehr leicht misslich werden können. K. II. *Ein- und Ausschiffung auch Transport der Kriegsbedürfnisse auf grossen* (Fluss-) *Fahrzeugen.* Vorsichtsregeln zum Verhalten dabey. K. IV. *Ueber die Bewegung und den Gebrauch der schwimmenden Batterieen.* In diesem Kap. erwähnt der Vf. S. 42. beyläufig die berühmten vor Gibraltar vernichteten schwimmenden Batterieen; aber nur deswegen, weil man bey denselben die Rettungs-Mittel der Besatzung vergessen hatte. — Das hätte ihr Erfinder sicher nicht; aber man vertrauete spanischer Seits ihrer Unüberwindlichkeit zu viel, so dass man sie ohne völlig genaue Befolgung der gewiss künstlichen und sinnreichen Einrichtungen zur Vertheidigung gegen den ihnen ganz verderblichen Angriff von glühenden Kugeln, gebrauchte. — Was der Vf. S. 51. oben von dem Gebrauch der Galioten sagt, ist beynahe das einzige, was dem Rec. als einer beträchtlichen Berichtigung bedürfend aufgefallen ist.

Fünfter Theil. Marsch der Pontons zu Lande. Einrichtung des Trains. Erfodernisse für denselben. Eintheilung der Pontonniers auf dem Marsch. Auffahren des Parks. In den ersten vier Kap. werden die Einrichtungen der Trains für hölzerne, offene kupferne, dergleichen blecherne, und gedeckte blecherne Pontons, bis auf die Verpflegung des Trains mit grüner und trockener Fourage, ausführlich beschrieben. K. V. *Einrichtungen der Märsche, und von den Vorfällen die auf den Märschen vorkommen können,* mit Benutzung von *Saueracker's* Abhandlung von der Eintheilung, Bespannung und dem Transport des Geschützes und anderer Fahrzeuge. K. VI. *Das Auffahren der Pontontrains,* im Lager, Wachen, Verpflegung der Mannschaften und Pferde im Lager und in *Cantonnirungen,* bis zum Abmarsch.

Sechster Theil. K. I. und II. *Aufbewahrung der hölzernen Pontons ohne, und jeder andern Art Pontons mit den Wagen.* K. III. *Von der zweckmässigen Stärke und Uebung der Pontonnier-Compagnieen.* Hier findet man auch Nachrichten von dem Etat der Pontonniers im Kayserl. Königl. im Preussischen, im vormaligen Königl. Französischen, und Holländischen, auch Kur-Sächsischen Kriegsdienst. — Unstreitig wäre es besser, wenn von besondern Abtheilungen unserer stehenden Kriegsheere, die zu Ausübung ihrer wesentlichen Dienste, mehr Kenntnisse und praktische Uebungen bedürfen, als zum Marschiren und zur Handhabung des kleinen Gewehres erfodert werden, die ein Mensch von gewöhnlichen Fähigkeiten in kurzer Zeit erlernt, auch in Friedenszeiten mehr als ein blosser Stamm zur Ausfüllung der Listen, übrig bliebe, und die zu diesen Abtheilungen gehörige Mannschaft, in dem Fache in dem sie Dienste leisten soll, fleissig geübt würde; ausser dieser Uebungszeit, könnte sie so gut Garnisondienste thun als jeder andere Soldat; man würde dann bey dem Ausbruche eines Krieges nicht nöthig haben, jeden Mann mit gesunden Gliedern aufzugreifen, und ihn, wenn er in die Mondirung des Corps, zu dem er gesetzt worden, gekleidet ist, gleich für ein würdiges Glied seines Corps — z. B. für gute Pontonniers auszugeben. Sollte es aber wohl je anders werden *können,* so lange das Gros der Generalität in andern ohne alles Verhältniss zahlreichern Abtheilungen unserer stehenden Heere heran wächst; nicht ganz selten, die zu dem Dienst, in welchem sie gebildet wurden, nöthigen Kenntnisse, für die einzigen nöthigen hält, und bey der sehr natürlichen Vorliebe für diesen Dienst, blos für das Corps, in welchem sie dienten, zu sorgen sich vorzüglich verpflichtet glaubt. — Ein Anhang von *Brückenschanzen,* der nach des Vf. erklärter Absicht, wenn man übrigens hinreichende Kenntnisse der Verschanzungskunst besitzt, blos zum Nachschlagen dienen soll, um sich in der Geschwindigkeit, wegen der Maasse und dem Verhältniss der einzelnen Theile etc. zu helfen, und ein sehr gutes vollständiges Register, in welchem Rec. wenigstens über alles, worüber er Nachweisungen suchte, sie fand, beschliessen das Werk, durch welches der Vf. sich unstreitig um diesen Zweig der Kriegswissenschaft

allgemein verdient gemacht, und seiner glücklichen Verwendung auf sein Fach, ein bleibendes Denkmal gesetzt hat.

GESCHICHTE.

Stockholm, b. Carlbohm: *Svea Rikes Historia under Konung Gustaf Adolf den Stores Regering. V Bandet* (Schwedische Reichsgeschichte während der Regierung König Gustav Adolphs des Grossen.) V Band. 1796. 463 S. 8.

Hr. Reichshistoriograph Hallenberg rückt in diesem neuen Bande um vier bis fünf Jahre in der Regierungsgeschichte Gustav Adolphs weiter, nämlich von 1622 bis 1626., und entwickelt ausführlich die in diesen Zeitpunkt fallenden auswärtigen sowohl als einheimischen Reichsangelegenheiten. Zu ersten gehören vorzüglich der fortgesetzte, und nur bisweilen unterbrochene Krieg mit Polen, die Streitigkeiten und Unterhandlungen mit Russland und Dänemark, so wie die Negotiationen mit Holland, England und den protestantischen Fürsten wegen einer Theilnehmung Schwedens an dem deutschen Kriege. König Christian IV. von Dännemark war immer misstrauisch und voll Eifersucht gegen Gustav Adolph, woraus sich des erstern ganzes Betragen, das oft so widersinnig scheint, sehr wohl erklären lässt. Er gönnte weder Schweden noch Polen grosse Vortheile gegen einander, und seine vorgespiegelte Neutralität in dem Kriege zwischen beiden, vermöge welcher er den kriegführenden Mächten nicht erlauben wollte, in England und Holland angeworbene Soldaten, und aufgekauften Kriegsvorrath durch den Sund zu führen, ist ein Beweis davon. Dänemark verlangte auch die Abschaffung der von Gustav Adolph in Schweden angelegten Zölle, aus dem sonderbaren Grunde, weil dadurch die Schwedischen Waaren in Dänemark theurer würden, und diese Sache kostete viele Beschikkungen und langsame Unterhandlungen von beiden Seiten. Der K. von Schweden machte inzwischen in der Mitte des J. 1622. seinen zweyten Kriegszug gegen Polen in Liefland und Kurland, der doch bald durch einen Waffenstillstand geendiget ward. Man arbeitete zwar an einem Frieden selbst, aber vergeblich. Die Polnischen Bevollmächtigten, die nicht einmal eine Vollmacht von ihrem Könige, sondern nur von den Senatoren hatten, begehrten alle Schwedische Eroberungen zurück u. s. w., und die Schwedischen verlangten, Polen sollte sich alles Rechts auf Estland, so wie der König sich seiner Rechte auf Schweden begeben; doch sollte letzterer, so lange er lebte, Wapen und Titel von Schweden behalten, auch sollten seine Söhne, Prinzen von Schweden, aber nicht Erbfürsten heissen, u. d. m. Schweden musste also immer gerüstet bleiben. Als K. Sigismund darauf nach Danzig kam, und daselbst allerhand Kriegsrüstungen vornahm, ging Gustav Adolph mit der Flotte vor Danzig, und zwang die Danziger, durch Anhaltung ihrer Schiffe, sich zu erklären, dass von Danzig aus, nichts feindliches gegen Schweden vorgenommen werden sollte. In Polen besorgte man, Russland möchte sich mit Schweden verbinden: Der Zar hielt damals um die Prinzessin Christina, eine Schwester der Königin von Schweden, an; allein die Sache zerschlug sich bald, da man im voraus darauf bestand, die Prinzessin sollte ihre Religion nicht verändern, und ihre eigene Räthe und Hofbedienung mitbringen u. s. w. In der Folge war Russland mehr widrig als freundschaftlich gegen Schweden gesinnt. Man schützte die Ueberläufer von beiden Seiten, ob man sie gleich auszuliefern versprochen hatte, und wenn die Russen einige Schwedische Ueberläufer auslieferten, welche die Russische Religion angenommen hatten; so hing man solche an der Grenze auf, weil sie Schelme wären, und den christlichen Glauben verläugnet hätten. Betlem Gabor, der Herzog Friedrich von Holstein, und die zu Heilbronn versammelten protestantischen Fürsten, baten K. Gustav Adolph im J. 1623. um Hülfe und Beystand. Der König schickte auch einen Gesandten auf den zu Segeberg gehaltenen Fürstentag; und nahm die bey ihm Schutz suchenden Protestanten auf. Doch die mächtigsten Protestantischen Häuser, Sachsen und Brandenburg, nahmen sich ihrer Glaubensgenossen nicht recht an. Ersteres unterstützte der Kaiser aus Eigennutz, und von Brandenburgischer Seite verweigerte man dem Könige von Schweden so gar den Titel von Majestät, und der Königin ihren Brautschatz. Inzwischen suchte England und Holland Dännemark und Schweden gegen die Catholiken in die Waffen zu bringen. Auch kam ein Brandenburgischer Gesandte, Bellin, desfalls nach Stockholm, und man trug dem Könige Gustav Adolph die Oberdirection des Krieges gegen den Kaiser an: dies musste einem jungen kriegerischen König von 30 Jahren sehr schmeicheln, der schon so oft seine Besorgniss über die Unterdrückung der Protestanten geäussert hatte, und durch seinen Krieg mit Polen offenbar Feind der Katholiken war. Dem ungeachtet nahm er solche nicht so unbedachtsam an, als man wohl erwartete, welches doch vielleicht zu entschuldigen gewesen wäre; da sein Nachbar in Dänemark, ein Herr von reifern Jahren, der es mit seinem Reiche wohl meynte, nicht mit gleicher Vorsicht zu Werke ging. Die zunehmende Gefahr für Deutschlands Freyheit, und die Furcht vor Oesterreichs weit aussehenden Absichten, vereinigte mehrere Mächte, und hinderte nicht nur den Ausbruch der Uneinigkeit zwischen Schweden und Dänemark, die hauptsächlich durch gegenseitiges Misstrauen genährt war, sondern brachte beide einander näher. Wenn es aber auf einem gemeinschaftlichen Krieg in Deutschland ankam, so wollte Dänemark dabey die erste, und G. A. nicht die zweyte Rolle spielen. Letzterer versicherte, dass er zwar gerne zum Schutz der Protestanten seine Person und seine Krone bloss stellen wolle; aber er hielt es für besser, dass sich Dänemark der Sache annähme, das läge bequemer dazu, und hätte so lange Frieden gehabt; er würde indessen die Polen hindern den Katholiken beyzustehen, und Danzig abhalten, gegen Dänemark Feindseligkeiten zu

begehen. Da sich Dänemark darauf freundschaftlicher als vorher erklärte, und wünschte, dass Schweden mit Theil an dem Kriege nehmen mögte; so machte G. A. gewisse Vorschläge und Bedingungen. Man müsste, behauptete er, die Katholiken in ihren eignen Staaten angreifen. Dazu wären vier Wege; der erste längst der Weser durch Westphalen nach Hessen, der andere längst der Elbe durch Sachsen nach Böhmen, der dritte längst der Oder durch Schwerin und Brandenburg, und der vierte durch Cassube und Polen nach Schlesien. Für sich hielt er freylich die letztern am bequemsten; doch sey er auch, wenn der König von Dänemark den Weg an der Weser nehmen wollte, bereit, den längst der Elbe zu nehmen, wenn man ihm Wismar, Bremen u. s. w. einräumen wollte. Da sich Dänemark immer noch bedachte, so trugen die gegen das Haus Oesterreich vereinigten Mächte dem K. Gustav Adolph an, Hauptanführer zu werden. Und das war eben das Mittel, dessen man sich bediente, um Dänemark, das seinem Nachbarn diese gefährliche Ehre beneidete, dahin zu bringen, den Krieg in Niedersachsen, dessen Anfang hier erzählt wird, wirklich anzufangen. Während dessen setzte G. A. die Unterhandlungen durch Gabr. Oxenstierna an verschiedenen Höfen fort; er selbst aber trat seinen dritten Feldzug gegen Polen an, und erweiterte seine Eroberungen in Liefland und Curland. Zwischen her wurden immer wieder Unterhandlungen mit den Polen angestellt. Als K. Gustav Adolphs Bevollmächtigte von einem Congressorte zurückkamen, wurden sie von den Cosacken angefallen, und unter ihnen auch des Königs Secretair Doctor *Joh. Salvius* gefangen genommen; worüber einer das Epigramm machte:

Doctorem Juris rapiunt cum fraude Cosaci,
Hos avidos Juris quis negat esse viros?

Bey allen diesen auswärtigen Negotiationen und Kriegsunruhen liess K. Gustav Adolph doch die inneren Reichsangelegenheiten keinesweges aus der Acht. Man muss sich vielmehr oft wundern, mit welcher weitgestreckten Aufmerksamkeit, und unaufhaltbaren Betriebsamkeit er selbst für alles sorgte, was zum Wohlstand des Reichs dienen konnte, ungeachtet der entblösste Zustand desselben, Miswachs, und die viele Menschen wegraffende Pest, ihm dabey grosse Hindernisse in den Weg legten. Er hielt alle Jahr einen Reichstag; freylich hauptsächlich um zur Ausführung seiner Kriegsrüstungen Hülfe und Geld von der Nation zu erlangen. Dazu musste er neue Auflagen machen. Und es ist merkwürdig, dass damals der Adel fast immer der erste war, darein zu willigen, daher der König denselben auch vorzüglich hervorzog, und solcher ihm unter andern das Ritterhaus, und die Ritterhausordnung zu danken hat. Unter den neuen Auflagen war besonders der jetzt in Schweden zuerst eingeführte kleine Zoll, oder der Landzoll, die Accise. Wegen des Miswachses ward 1622. die Ausfuhr des Getraides verboten, der Weitzen ausgenommen, weil der gemeine Mann solchen zu seiner Nahrung nicht gebrauchte. Ganze Lehen wurden gegen gewisse Summen auf gewisse Zeit verpfändet, auch der grosse Seezoll in den meisten Städten auf 5 J. für 110,000 Thaler. Hin und wieder, besonders an der Dänischen Gränze, entstanden wegen der Ausschreibungen sogar Unruhen, wobey besonders ein gewisser *Joh. Stimm* eine aufrührische Rolle spielte, und dafür hingerichtet ward. Auch die Verbesserung der Justitz im Lande liess sich der König äusserst angelegen seyn. In Finland, wo es am ungesetzlichsten herging, verordnete er ein eigenes Hofgericht. Allein der Senat zog noch zu oft die Rechtssachen vor seinen Richterstuhl. Der König gab sich alle Mühe, die vielen Missbräuche und Unordnungen bey Verwaltung der Kroneinnahmen abzuschaffen. Weit entfernt, sagt der Vf. S. 161. von jener Schwäche verrathenden Furcht, dass allgemeine Aufklärung der Regierung schädlich sey, sah er vielmehr ein, dass eine Regierung, die es gut und aufrichtig meynt, eine desto ausgedehntere Sicherheit und Beruhigung hätte, je allgemeiner und genauer ihre redliche und saure Bemühung für die Wohlfahrt des Staats erkannt, geprüft und eingesehen werden könnte. Allein Kenntnisse sind Früchte des Friedens, und G. A. war von Kindheit an in Kriege verwickelt; jene reifen nur bey allgemeinem Wohlstande, und G. A. nahm die Regierung eines von allen entblössten Landes entgegen. Sie werden nur durch beständige Aufmunterung unterhalten, und von einem armen Volk kann man keine grosse Aufmunterung erwarten; nur von Seiten des Regenten kann es einigermassen geschehen, aber G. A. musste in der beständigen Gefahr, worin er schwebte, seine Aufmerksamkeit auf ganz andere Dinge wenden. Und doch war ihm das ehrenvolle Loos bestimmt, einen sichern Grund zum Fortkommen der Wissenschaften in Schweden zu legen, und ihnen auf ewige Zeiten Unterhalt und Unterstützung zu verschaffen. Er wandte die Zeit des polnischen Stillstandes dazu an, seiner so oft geäusserten Begierde zur nöthigen Verbesserung der Reichsuniversität ein Genüge zu leisten. Mit einer heutiges Tages wenigstens ganz unglaublichen Freygebigkeit schenkte er, die ihm zugefallenen sämtlichen Erbgüter der Wasafamilie, die aus ungefähr 313 ganzen Höfen bestunden, der Akademie zu Upsala, setzte die Anzahl der Professoren auf 17 fest, stiftete Stipendien, Gymnasien u. s. w. Mehrere Grosse folgten dem Beyspiel des Königs. Die Lutherische Lehre suchte G. A. mit einer Strenge zu befördern, die doch oft die Grenzen überschritt. So wurde ein Paar Schweden, die sich auf ihren Reisen in Deutschland von den Jesuiten hatten bereden lassen, katholisch zu werden, und hernach heimlich für die katholische Religion arbeiteten, der Kopf vor die Füsse gelegt. Für die Aufnahme der Bergwerke und des Handels sorgte der K. nicht weniger. Zur Veredlung des Eisens richtete er eine Drathzieherey ein. Er liess zuerst, um dem Geldmangel abzuhelfen, Kupfermünzen von reinem Kupfer schlagen. Mit der Kupfercompagnie wurden verschiedene Verabredungen getroffen; allein der Eigennutz dieser Compagnie that oft dem Könige und Reiche

Schaden. Die gewöhnlichen Zinsen in Schweden waren damals noch 10 Procent. Viele Handelseinrichtungen wurden gemacht, und dazu Leute aus der Fremde verschrieben, die sich doch oft auf Unkosten der Einwohner bereicherten. Am Ende dieser Periode starb des Königs Mutter Christina, eine herrschsüchtige und durchgreifende Prinzessin, der er oft nachgeben musste.

PHILOLOGIE.

Wien, b. Wappler: *Arabische Sprachlehre etwas vollständiger ausgearbeitet von Johann Jahn*, Dr. der Philosophie und Theolog. K. K. Prof. d. oriental. Sprachen, der Einleit. in das A. T. der biblischen Archäolog. und d. Dogmatik auf der Universität zu Wien.

Schon der Titel zeigt, worin sich diese Grammatik von andern, woran es auch in den neuesten Zeiten nicht gefehlet hat, unterscheidet; und der Zweck, den sich der gelehrte Vf. vorgesetzt hatte, eine Grammatik zu schreiben, worin der Anfänger in jedem zweifelhaften Falle Unterricht schöpfen könnte, ist erreicht worden. Die Vorrede macht ihn auch mit den gedruckten Schätzen der arabischen Literatur, aber nicht vollständig bekannt, und benimmt den Wahn, den Nicht- und Halbkenner der arabischen Sprache verbreiten, dass das Neuarabische von dem Altarabischen wesentlich verschieden sey. Denn hier versichert ein Kenner, der sich auf das Zeugniss eines gelehrten Türken vom J. 1792. beruft, dass die beiden Sprachen nicht weiter von einander abweichen, als höchstens die Neugriechische von der Altgriechischen. Der Vf. handelt in 5 Kapiteln vom Lesen, den Fürwörtern, Nennwörtern, Zeitwörtern, und Partikeln. Die beständige Rücksicht, die auf das hebräische und syrische genommen wird, dienet zur Einsicht der Harmonie der semitischen Sprachen. Was nicht in den ersten Unterricht gehört, ist in Noten mit kleinerer Schrift gebracht worden. Aus dem Syntax ist kein besonderes Kapitel gemacht, sondern, was dazu gezogen zu werden pflegt, in die schicklichen Kapitel eingeschaltet. Das Buch ist in Leipzig unter Aufsicht des Hn. Prof. Dindorf gedruckt, und sein äusseres in Ansehung des Papiers und der Typen entspricht dem inneren Werthe.

KLEINE SCHRIFTEN.

Physik. *Cassel*, in der Griesbach. Hofbuchh.: *Physikalisch-chemische Abhandlung über die Wirkung der verschiedenen Luftarten, des luftleeren und flüchtigen Laugensalzes, als Beyträge zur medicinischen Polizey und näheren Kenntniss der Hundswuth*. Von *C. W. Fiedler*, versch. gel. Ges. ord. Mitgl. 1795. 115 S. 8. mit 1 K. Der Vf. mag es mit seinen Beobachtungen, Versuchen und Vorschlägen recht gut gemeynt haben, aber die Ausführung ist schlecht gerathen. Seine Vorschläge und vermeintlichen Entdeckungen sind eigentlich nicht neu, obgleich einige als Bestätigung früherer Erfahrung Dank verdienen; die Versuche sind nicht mit der gehörigen Sachkenntniss angestellt; folglich auch die daraus gezogenen Resultate unsicher. Auch ist der Vortrag an manchen Stellen so verworren, dass man Mühe hat, den Sinn zu errathen. — Nach einer Einleitung über die Luftarten überhaupt, folgt eine Abhandlung über die brennbare, salpetersaure, feste (?) phlogisticirte, dephlogisticirte und atmosphärische Luft. So häufige Citate der Vf. auch anbringt, so sind doch seine Kenntnisse von diesen Gegenständen noch sehr mangelhaft. So scheint er z. B. (S. 19.) den Unterschied des reinen brennbaren Gas, von dem schweren, nicht recht zu kennen. — *Lavoisier* bringt er (S. 28.) in den Verdacht, behauptet zu haben; dass $\frac{1}{15}$ Gran brennbare, und $\frac{1}{15}$ Gran Lebensluft, 100 Gran Wasser liefern!! — (S. 30.) giebt er als einen Charakter der nitrösen Luft an, dass sie sich mit dem Wasser vermische; da er sie doch (S. 16.) selbst mit zu den nicht mit Wasser mischbaren Luftgattungen zählt. So ist er auch mit seinen Begriffen von der phlogisticirten Luft, als welche er (S. 42.) für eine, durch Phlogiston verminderte, oder verdorbene gemeine Luft hält, noch sehr zurück. — Von S. 68. an, erzählt Hr. F. Beobachtungen und Versuche, wodurch er beweisen will, dass ein in fixer Luft getödtetes (?) Thier durch ätzendes, flüchtiges Alkali schnell wieder hergestellt werde; dass aber dephlogisticirte Luft in diesem Falle ganz unwirksam sey. Da das kohlensaure Gas vorzüglich deshalb so schnell tödtet, weil es die Irritabilität zerstört, so ist es begreiflich, dass seine schädliche Wirkung durch ein so kräftiges Reitz erweckendes Mittel gehoben werden könne; und es verdienen daher diese Versuche immer Aufmerksamkeit und Wiederholung. Allein, wenn ein Thier einmal ganz todt ist, wie die vom Vf. zu seinen Versuchen genommenen gewesen seyn sollen, so ist es Unsinn, zu behaupten, dass man sie dadurch wieder auferwecken könne; wie er unter andern (S. 85.) eine durch Erhenken *völlig getödtete* Katze durch flüchtiges Alkali wieder lebendig gemacht haben will. — Den Nachtheil, welchen er seiner Lunge durch eingeschluckten Dunst der übersauren Salzsäure verursacht hatte, wollte er durch eingeathmete reine Lebensluft wieder gut machen! und das Uebel wurde ärger. Er beschuldigt sich selbst der Unbesonnenheit; und darin muss Rec. ihm vollkommen Recht geben. — Die Luft eines Gefängnisses fand der Vf. (S. 73.) am untern Theile nur aus $\frac{1}{18}$ Lebensluft, und die übrige fast ganz aus fixer Luft bestehend. Die des obern Raums aber zeigte $\frac{1}{16}$ Lebensluft, das übrige war phlogisticirte Luft. Nun warlich, dass der Kranke, — der (beyläufig sey es gesagt,) in einem kleinen Landstädtchen in Hessen, wegen wörtlichen Grobheiten, die er *gegen „eine der Kirche geheiligte Person* (!)" ausgelassen hatte, in den Diebesthurm gesetzt war, — in dieser Atmosphäre nicht längst gestorben war, und bald wieder hergestellt wurde, da er in ein anderes Behältniss gebracht ward, ist entweder ein Wunder, oder ein Beweiss von der grossen Unrichtigkeit der Versuche. — Die Vorschrift (S. 100.) durch einen künstlichen Regen von Kalkwasser, die Luft in Krankenzimmern zu verbessern, wozu auf der Kupfertafel eine eigene Maschine abgebildet ist, ist auch nicht neu, und übrigens zwar gut, um das kohlensaure Gas zu absorbiren, aber nicht hinlänglich, um reine Luft anzuschaffen. — Das mehreste Interesse aber hat der *Beytrag zur nähern Erkenntniss der Hundswuth*, womit diese Schrift schliesst. Die Erfahrung, dass der Geifer eines tollen Hundes freye Phosphorsäure enthalte (S. 111.) verdient alle Aufmerksamkeit; und obgleich die Anwendung des flüchtigen caustischen Alkali bey leichten Verwundungen, die von dem Biss eines tollen Hundes entstanden waren, auch schon von Andern mit Nutzen gemacht worden ist, so dienen doch die zwey hier angeführten Fälle zu mehrerer Bestätigung.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mitwochs, den 19. April 1797.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Jena, b. Stahl: *Ueber* (die) *christliche Religion, deren Beschaffenheit und zweckmässige Behandlung als Volkslehre und Wissenschaft für das gegenwärtige Zeitalter*, von D. *J. W. Schmid*, Prof. der Theol. in Jena. 1797. 512 S. 8.

Diese mit vieler Einsicht, Freymüthigkeit, und in einer leichten, fliessenden Sprache verfasste Schrift des würdigen Vf. ist eigentlich eine Erweiterung seiner Abhandlung (im Henke'schen Magazin für Religionsphilosophie 4 B. 18te Abh.) *über die Rangordnung der christlichen Religionslehren nach der Eintheilung in articulos fidei fundamentales et non fundamentales, primarios et secundarios* — welche er voran gehen liess, um zuvor das Urtheil der Sachkenner zu erfahren, welches sich aber bis hieher verspätet hat, so dass er jetzt nach eigner Einsicht fortfahren muss. (Allerdings würden die Wissenschaften dadurch gewinnen, wenn man *Zeitschriften* einer baldigen öffentlichen Prüfung unterwürfe, weil darinn oft Gedanken niedergelegt werden, die man erst näher beleuchtet zu sehen wünscht, ehe man darauf weiter fortbauet, wie es z. B. hier der Fall ist.) Weil aber Hr. S. zur Absicht hat, die alte Eintheilung dieser Artikel umzuformen, und sie auf eine andere Weise nach einer neuen Form zu begründen; so musste dabey manches zur Sprache kommen, was die ganze christliche Religion und Sittenlehre betrifft, sowohl nach ihrer ursprünglichen als jetzigen und künftigen noch zu wünschenden Beschaffenheit. Daher findet man hier gewissermasen eine Revision, Bestätigung und Erweiterung der neuesten Untersuchungen über die christliche Religion und Theologie, so wie zu gleicher Zeit ein Repertorium der neuesten Meynungen über die wichtigsten theologischen Punkte, welche in Frage und Streit begriffen sind. Daraus muss sich also schon die Wichtigkeit dieser gelehrten Schrift ergeben, die nicht wohl ein Theologe unserer Zeit entbehren kann, wenn es gleich dem Rec. nicht vergönnt ist, alle diese Punkte einzeln anzugeben, und sich darüber zu verbreiten. Vielmehr muss es hier hinreichen, nur die Hauptsache heraus zu heben und zu beurtheilen. Nachdem der Vf. *im ersten Abschnitt* gezeigt hat, dass die Absicht des Stifters der christlichen Religion keine andre war, als eine *allgemeine moralische Religion* zu begründen und einzuführen, und dass die christliche Religion eine natürliche und positive zugleich sey, bemerkt er die Nothwendigkeit, bey einer solchen Religion das Wesentliche von dem Ausserwesentlichen zu scheiden, und kommt auf diese Weise zu der Rangordnung der christlichen Religionslehren nach der gewöhnlichen Eintheilung. Weil die wichtigste Frage immer hierbey die seyn muss: wie man das Wesentliche und Ausserwesentliche bey dieser Religion zu bestimmen habe, damit sie nach dem Plane und der Absicht des Stifters allgemein und für alle Zeiten zweckmässig bleibe? so macht Hr. D. *S.* die Bestimmung so, dass er das Historische von dem Rationalen oder dem eigentlichen Religionsstoff absondert, und jenes zum Ausserwesentlichen, dieses aber zum Wesentlichen rechnet. Das Historische einer natürlich-positiven Religion dient eigentlich nur zur Begründung und Einführung derselben, und hat damit seinen Zweck schon erreicht. Daher kann es aber auch nicht auf immer wesentlich bleiben, wenn die Religion allgemein werden und für alle Zeiten dienen soll, weil es seiner Natur nach grösstentheils local und zeitig ist, und an und für sich keinen religiösen *Inhalt* hat. Es kann also hier bey der Bestimmung des Wesentlichen der christlichen Religion kein anderer Fall eintreten, als der bey jeder wahren Religion eintreten muss. Das Wesentliche muss in ihrem *Religionsstoff* liegen, und nicht in ihrer religiösen Geschichte. Daher bestimmt nun der Vf. die Rangordnung der christlichen Glaubenslehren auf folgende Weise. 1) Wesentlich und vom ersten Range (*articuli fundamentales primarii*) sind die Lehren von *Gott, Tugend* und *Unsterblichkeit*. Dies ergiebt sich nicht nur aus der Natur des Religionsstoffs, sondern auch aus der Absicht Jesu und der Apostel, wenn man einen höhern Gesichtspunkt zu fassen vermag, als den die Engbrüstigkeit der gewöhnlichen Dogmatik erlaubt. Ihr ganzer Unterricht bezweckte im Wesentlichen eine gereinigte Religions- und Sittenlehre. Daher müssen wesentliche Lehren ihrer Religion solche seyn, worauf sich Religion und Sittlichkeit überhaupt gründen, und die zur Hervorbringung derselben absolut nothwendig und unentbehrlich sind. 2) Ausserwesentliche Lehren oder vom zweyten Range (*articuli fundamentales secundarii*) sind daher alle die, welche zur Hervorbringung der Religion und Sittlichkeit nicht absolut nothwendig und unentbehrlich sind, und auf die Lehren vom ersten Range keine unmittelbare, sondern nur eine mittelbare und locale Beziehung haben; die also hier das *Positive* der gegebenen Religion ausmachen. Dahin gehören a) alle Thatsachen, welche der Religion Jesu ein göttliches Ansehen verschafft haben, und die *Lehrsätze*, welche dieses göttliche Ansehen selbst ausdrücken; b) alle locale und zeitige Vorstellungsarten, welche die *we-*

sentlichen Lehren versinnlichen; c) alle verjährten Meynungen, die nicht als eigentliche Lehren vorgetragen, sondern nur gelegentlich berührt sind, und theils in einzelnen Vorstellungsarten, theils nur in einzelnen Redensarten liegen, mithin zur Einkleidung gehören. (Dies alles wird alsdann einzeln durchgeführt und näher erläutert, so dass die meisten Lehren unserer Dogmatik mit berührt werden.) 3) Nicht fundamentale Lehren des Christenthums (*articuli non fundamentales*) sind solche, die eigentlich nicht als *Lehren* Jesu und der Apostel gelten können, d. i., welche sie nicht eigentlich *gelehrt* haben, z. B. von den bösen und guten Engeln, deren Wirkungen u. s. w. (Diese Eintheilung scheint zu collidiren mit 2/c). — Bey dieser ganzen Eintheilung wird alles darauf ankommen: ob man dem Vf. den Satz einräumen will, dass bey einer natürlich-positiven Religion, deren Positives sich vorzüglich auf Geschichte und geschichtliche Lehrsätze bezieht, das Geschichtliche sammt seinen Lehrsätzen dennoch *ausserwesentlich* sey? Sobald man dieses einräumt, kann man die Eintheilung nicht anders als vortrefflich finden; sobald man aber das Positive so eng mit dieser Religion verbunden glaubt, dass das Charakteristische grade in diesem historisch Positiven liege, so kann man nicht wohl umhin, wenigstens die Hauptsache davon in die Glaubensartikel des ersten Ranges mit aufzunehmen. Die christliche Religion kann nämlich niemals aufhören, *einen* Haupttheil ihrer Charakteristik in der Geschichte zu suchen, so lange sie den Namen einer *christlichen* Religion behält. Diesen hat sie von χριςος erhalten, welches den Messias bedeutet. Nun ist zwar die ganze Lehre vom Messias sammt allem, was damit in Verbindung steht, jüdisch, also auch für Nichtjuden local und zeitig; allein man kann doch dieses Locale und Zeitige absondern, um zu sehen, was dieser Messias Jesus für alle Menschen bleibt. Da ist nun das reine Resultat, dass Jesus stets und für alle Menschen vermittelst seiner Religion ein göttlicher Gesandter, Erlöser, Heiland und Seligmacher bleibt. Dieser Lehrsatz ist geschichtlich wesentlich für die christliche Religion, und verdient zum wenigsten einen Platz unter den Lehrsätzen vom ersten Range, denn so wie der Vf. jetzt die Lehrsätze vom ersten Range gestellt hat, ergiebt sich zwar daraus, dass die christliche Religion eine *Religion* sey, aber noch nicht, dass es grade die *christliche* sey, und dennoch ist dieser Zusatz grade chrakteristisch, mithin bey dieser Religion wesentlich. Dazu kommt nun noch, dass diese eben angegebene Darstellungsart ganz biblisch ist. Jesus sowohl, (Joh. 17, 3.) als die Apostel sehen den Satz, *dass Jesus der Christ oder Messias sey*, als das eigentliche Fundament der neuen Religion an, welches sowohl aus den Evangelien, als aus der Apostelgeschichte und den Briefen klar ist. Der Vf. erkennt dieses selbst an, erklärt aber doch die Hauptstelle *Pauli* 1 Cor. 3, 11. S. 143. anders, als der Rec. Er nimmt an, dass Ιησες χριςος hier stehe für *die Lehre Jesu Christi*, für das, was Jesus selbst gesagt habe. Allein das geht hier der Construction nach nicht wohl ohne Zwang an, sondern die logische Proposition ist: Ιησεν ειναι τον χριςον — dass Jesus der Messias sey. Diesen Satz sieht Paulus für einen Hauptlehrsatz an, der schon bey der Annahme des Christenthums zum Grunde gelegt sey, und den niemand aufheben dürfe, wenn die christliche Lehre noch eine solche bleiben solle. Daher kann Rec. das auch nicht unterschreiben, was Hr. D. *S.* S. 158. aus seiner Erklärung folgert. Es scheint also, dass, so lange die christliche Religion eine rationale historische (natürlich-positive) Religion bleibt, die historischen Dogmen nicht wohl *ganz* von den Dogmen des ersten Ranges ausgeschlossen werden können, in so fern sie für diese Religion charakteristisch und wesentlich bleiben. Ob man nun aber noch über den angegebenen historischen Lehrsatz hinaus zu gehen brauche? ist eine andre Frage. Durchaus nothwendig ist es wenigstens nicht. — Im *zweyten Abschnitt* verbreitet sich der Vf. nun über die zweckmässige Behandlung der christlichen Religions- und Sittenlehre als Volkslehre und Wissenschaft für das gegenwärtige Zeitalter, und zwar auf eine Art, die jeden uneingenommenen Denker befriedigen wird. Dass die christliche Moral als Wissenschaft behandelt werden kann, hat gar keinen Zweifel; allein bey der christlichen Dogmatik ist die Frage schon schwieriger. Unser positiver Kirchenglaube kann z. B. nicht streng wissenschaftlich (systematisch nach Vernunftprincipien) behandelt werden, weil darinn Dogmen zum Grunde liegen, die aus einer übersinnlichen Geschichte und unmittelbarer Offenbarung abgeleitet sind, welche kein Gegenstand der Vernunftbehandlung seyn können; dagegen kann wohl eine wissenschaftliche Religionslehre aus dem N. T. abgeleitet werden, welche für die Christen unserer Zeit heilsam und zweckmässig ist, sobald man im N. T. nur eine mittelbare Offenbarung sucht. Dies letzte scheint auch nur die Meynung des Hn. D. S. zu seyn, und darinn stimmt Rec. ihm völlig bey. In Hinsicht der moralischen Auslegungsmethode ist der Vf. der Meynung, dass sie nur im Fall der Noth bey einem gegebenen Text in der Praxis anwendbar sey, wo der hermeneutische Sinn entweder nicht rein moralisch seyn würde, oder auch nicht ohne Gelehrsamkeit dem Layen deutlich gemacht werden könnte. Den ersten Fall giebt Rec. ebenfalls zu, wenn er gleich nur höchst selten von der Art seyn wird, dass die moralische Deutung ohne Zwang von einem Homileten angewandt werden kann. Wenn z. B. David seine Feinde verflucht, so wird es nicht wohl möglich seyn, von einem *wörtlichen* Fluch eine moralische Deutung zu machen, ohne dass der Laye darüber lacht, indem er offenbar sieht, dass den Worten Gewalt angethan wird. Es wird also im Ganzen immer am besten seyn, dass man der Wahrheit gemäss grade heraus sagt: man habe nach der damaligen Denkart nichts Arges dabey gedacht, allein nach reinern Begriffen sey dies unmoralisch — welches man sehr leicht durch eine andre biblische Stelle wird bestätigen können. — Noch ein paar Bemerkungen, die Rec. gelegentlich gemacht hat. Nach S. 31. wird das Gebot Jesu: „liebe deinen Nächsten u. s. w.," für ein Gebot *Mosis* ge-

halten. Dies ist es freylich; allein Jesus hat es doch unendlich erweitert. Nach dem Hebräer war der [illegible] blofs der Nationale; nach Jesu Erklärung aber *ein jeder Mensch, er sey Freund oder Feind.* — Dafs in der schwierigen Stelle Matth. 5.: „Ich bin nicht gekommen, das Gesetz aufzulösen u. s. w.," blofs vom Moralgesetz des A. T. die Rede sey — ist noch eine grosse Frage. Rec. hat sich noch nicht ganz davon überzeugen können. Wenigstens bleibt diese Stelle immer die scheinbar stärkste für die Behauptung *Mendelssohn's* und *Riem's*, dafs Jesus das Judenthum blofs habe reformiren und erweitern wollen. Den Jüngern mufs diese Idee zum Theil sehr geläufig gewesen seyn, denn wie hätten sie sonst für die Beybehaltung des mosaischen Gesetzes eifern können? — Nach S. 114. wufste man in der frühern Kirche wenig oder gar nichts von der Accommodation: allein Rec. kann das Gegentheil versichern, und verweist in Hinsicht der *frühesten* Kirche auf die Dissertation von *Carus.* Eine exegetische Accommodation ist dem Rec. eben so unwahrscheinlich, als dem Vf., sowohl in Hinsicht Jesu als der Apostel; allein eine dogmatische Accommodation statuirt *er bey Jesus.* Wenn Jesus Matth. 23, 36. sagt: die *Strafen aller* Sünden der Väter würden über dieses Geschlecht kommen — und dann wieder an einer andern Stelle auf *ausdrückliches Befragen:* der Unglückliche hat so wenig selbst gesündigt, noch seine Aeltern — so ist das Erste doch offenbar Accommodation.

Weimar, im Verl. des Industrie - Comptoirs: *Das Evangelium Johannis übersetzt und erklärt* von *S. G. Lange,* Prof. zu Jena. 1797. 492 S. 8.

Dies ist der 2te Band der sämmtlichen Schriften des Johannes, die der Vf. aufs neue übersetzt und erläutert, und wovon die Apocalypse den ersten Band ausmachte, der zu seiner Zeit von uns angezeigt ist. Auch hier zeigt sich Hr. *L.* als einen geschickten Interpreten, der mit genauer Acht auf den *sprachmäfsigen* Wortsinn die zeitigen und localen Ideen nicht vernachläfsigt, sondern mit Hülfe derselben, wie billig, die Gedanken und Vorstellungsarten des biblischen Schriftstellers zu entwickeln sucht. Auf diese Weise erhält man hier einen kurzen gedrungenen Commentar, worinn nur solche Erklärungen aufgenommen sind, welche dem Vf. die annehmlichsten schienen, und worinn er nicht selten eine neue Ansicht fafst, um in den Geist des Johannes hinein zu dringen. Man wird hier also eben so wenig *alle* Versuche der Erklärungen finden, die über diese oder jene Stelle des Evangelisten gemacht sind, als man *überall* mit dem Vf. übereinstimmen wird, da die Erklärungsart des Johannes so mannichfaltig ist. Indessen dürfte der Wunsch vielleicht allgemein seyn, dafs sich Hr. L. nicht gar zu kurz gefafst haben möchte; denn er ist offenbar dadurch verhindert worden, manche schwierige Stelle von mehreren Seiten zu wenden, und Wahrscheinlichkeiten dabey aufzunehmen, die eben so grofs sind, als die gegebenen Erklärungen. Allein dadurch wäre allerdings das Volumen vergröfsert worden, und weil jeder Arbeit dieser Art in unsern Zeiten aus verschiedener Rücksicht ein nur enges Maafs und Ziel gesetzt ist, so kann man auch damit zufrieden seyn, dafs man hier wenigstens einen kurzen Commentar findet, den man mit Nutzen gebrauchen kann. — Der Zweck des Johannes in diesem Evangelium wird sehr richtig dahin angegeben, dafs er die höhere Natur Jesu in ihrem vollen Glanze darzustellen strebt, ohne dafs er irgend eine bestimmte polemische Absicht dabey hat, wie z. B. bey seinem ersten Briefe. Es ist hiebey also eben so wenig an Widerlegung der Gnostiker (des Cerinth u. s. w.) als an Bekämpfung der Johannisjünger zu denken, sondern dies alles ist ganz ohne Noth in den Zweck des Evangelium hinein getragen worden, da sich in demselben gar keine Spur von Polemik findet, vielmehr Anfang und Ende sich in der Darstellung auflösen, dafs Jesus der Messias sey. Auch Rec. hat hier keine Polemik gegen Gnostiker und Johannisjünger finden können, wenn er gleich nicht geneigt ist, *durchaus alle* polemische Absicht von diesem Evangelium mit Hn. L. auszuschliessen.

Bey der natürlichen Frage: warum denn der Evangelist so ausdrücklich allenthalben darauf ausgehe, die höhere Natur Jesu darzustellen? kann die natürlichste Antwort wohl keine andere seyn, als diese: weil es schon Leute gab, welche die Messiaswürde und höhere Natur Jesu bezweifelten und bestritten. Diese waren höchstwahrscheinlich Juden (oder halbe Judenchristen), und diesen setzt Johannes sein Evangelium stillschweigend entgegen, in der Hoffnung, sie dadurch auf einen andern Weg zu leiten, weshalb er sie auch gar nicht näher kenntlich macht. Kam nun dieses Evangelium in die Hände eben der Leute, an die der erste Brief gerichtet ist; so sieht man, warum er diese Zweifler und Bestreiter in dem ersten Briefe schon kenntlicher macht, weil sie sich durch sein Evangelium nicht hatten überzeugen lassen wollen. Was der sanfte Mann im Evangelio mit Schonung und Verschweigung seiner Gegner gesagt hatte, das drückt er in dem ersten Briefe schon mit einigem Unwillen aus. — Um eine Probe von der Erklärungsart des Vf., und zugleich von der Art, wie man anderer Meynung seyn könnte, zu geben, wählen wir den Anfang des ersten Kapitels, der immer mit zu den schwersten Stellen im ganzen Evangelium gehört. Wenn übersetzt ist: *als die Welt ihren Anfang nahm, war Christus schon da!* so bemerkt Rec., dafs εν αρχῃ bestimmter *von Schöpfung der Welt* heifst, denn es steht dem απ' αρχης entgegen — seit Schöpfung der Welt. Ferner kann λογος nicht wohl durch *Christus* übersetzt werden, weil der λογος erst in Verbindung mit dem Menschen *Jesus*, Christus heifst, denn erst nachdem gesagt ist ὁ λογος σαρξ εγενετο wird er μονογενης (Synony. von υιος θεου Messias, Christus) genannt 14 V. — Hr. L. nimmt ferner Anstand, den λογος für Weisheit, Vernunft und für eine blofs personificirte Eigenschaft Gottes zu nehmen, sondern er sucht vielmehr aus jüdischen Vorstellungsarten zu zeigen, dafs der

der λογος selbst von Juden als ein von der höchsten Gottheit *ganz verschiedenes Subject* gedacht wurde. Allein hiemit kann Rec. unmöglich übereinstimmen, denn 1) bestrebt sich Johannes ganz sichtbar im 1 und 2 V., so gut als er es vermochte, auszudrücken, dass der λογος nicht ein von Gott verschiedenes Subject war. Man muss hier nur keine philosophische Bestimmtheit erwarten, sondern immer bedenken, dass er seinen Satz nach populärer Denkart und im populären Sprachgebrauche vorträgt. 2) Lässt es sich nicht wohl denken, dass die Juden damals einer Mehrgötterey sollten gehuldigt haben, der sie vielmehr so sehr abgeneigt waren. Fand ja selbst die Vergötterung des Messias einen so harten Widerstand! Allein sie personificirten allerdings Eigenschaften Gottes, und glaubten dadurch der Einheit Gottes nicht zu nahe zu treten. Dass dabey aber nur dunkle und verworrene, und keine bestimmten philosophischen Vorstellungsarten herrschten, wird ein jeder Sachkenner leicht zugeben. — Die Ausdrücke ζωη und φως scheinen ferner dem Rec. etwas zu prosaisch übersetzt zu seyn. Wenn man Φως blos durch *Lehrer* geben will, so ist das viel zu wenig gegen ζωη. Beide Worte scheint sich Johannes auch personificirt gedacht zu haben, und man muss es wenigstens übersetzen: *in ihm war Leben, und er war auch die belebende Sonne für die Menschen!* d. i. er war die Quelle des Lebens für die Menschen; aber er erwärmte auch ihre Herzen, und erleuchtete ihre Vernunft für die Tugend! Nun kann man freylich noch 3 bis 4 Erklärungen von dieser Stelle geben, die sich alle recht gut hören lassen; allein diejenige verdient doch wohl den Vorzug, die der Erhabenheit des Gegenstandes und dem Zusammenhange am angemessensten ist. — Die Uebersetzung hat im Ganzen noch nicht die Gefälligkeit, die Rec. ihr gewünscht hätte. Für Sabaeer muss wohl richtiger Sabier (צביאים) geschrieben werden; denn Sabaeer sind im Alterthum entweder Sterndiener oder ein Volk in Arabien.

OEKONOMIE.

FRANKFURT, b. Hermann: *Vom Mästen des Rind-, Schweine-, Schaf- und Federviehes, nebst beygefügten Erziehungsregeln des Viehes, Behandlung des Fleisches und Fettes vom geschlachteten Mastvieh und andern dahin einschlagenden ökonomischen Lehren für Landwirthe, Hausväter und Hausmütter.* Von *J. L. Christ*, erstem Pfarrer zu Kronenberg an der Höh, der königl. kurfürstl. Landwirthschaftsgesellschaft zu Zelle Mitglied. 1790. 292 S. 8. (16 gr.)

Hr. C. liefert seinen Lesern gar wenig Eigenes, sondern fast alles aus den bekannten Germershausenschen Schriften, die er jedoch nicht nennt; dass also sein Verdienst darinn besteht, einen kurzen Auszug aus jenen grössern Werken für solche Landwirthe, Hausväter und Hausmütter veranstaltet zu haben, welche nicht viel Zeit und Kosten aufs Lesen verwenden können und wollen.

Der völlige Inhalt des Buchs erhellet schon aus dem Titel. Der Vf. geht in seiner Theorie über unsre essbaren Hausthiere seinen eignen Weg, da er bey jeder Art derselben das erste zuletzt, und das letzte zuerst, darstellt, indem er das Mästen und den Verbrauch des geschlachteten Viehes vorangehen, und die Regeln für die Erziehung desselben sodann folgen lässt. Hier und da hätten seine Vorschriften mehr bestimmt angegeben werden sollen, wovon wir nur ein Paar Beyspiele anführen wollen.

S. 50., wo die Rede vom Verschneiden der Bullen oder Reitochsen ist, wird gesagt: So sahe ich einmal auf einem Pachterhofe bey Hanau ein Paar Bullen, welche ungeheure Lasten zogen, und im Wagen gingen. Hiedurch könnten unerfahrne Leser sich verleiten lassen, ein Paar eigentliche Bullen zusammen anspannen zu wollen, welches doch ohne grosse Gefahr nicht geschehen kann, weil sich diese Thiere eher unter einander ermorden, als friedlich neben einander im Zuge gehen würden. In England ist das Pflügen mit Bullen nichts seltenes; es wird aber nur ein einzelner Bulle vor den Pflug gespannt. Hätte der Vf. aber verschnittene und sodann zum Ziehen gebrauchte Bullen gemeynt; so müsste er sie nicht mehr Bullen schlechthin nennen.

S. 255. wird ganz richtig gesagt, dass eine Ente 28 Tage zum Ausbrüten ihrer Eyer bedürfe. Nun heisst es weiter: „Sonderheitlich aber dienen dazu „die geduldigen Truthühner, die zweymal 28 Tage „sitzen bleiben." Konnte eine unerfahrne Hausmutter nicht denken, dass eine Truthenne zum Ausbrüten der Enteneyer 8 Wochen haben müsse? Bestimmter sollte es so heissen: Die geduldigen Truthühner können allenfalls zweymal hinter einander zum Ausbrüten gebraucht werden. Hiebey muss man aber auch wissen, dass die Truthühner auf solche Weise sehr entkräftet werden, und öfters ihre Geduld über dem wiederholten Ansetzen zum Brüten mit dem Leben bezahlen müssen. Als das Vaterland der Truthühner wird S. 261. die *Insel Kalekut* angegeben. Auf welcher Karte der Vf. wohl die *Insel* Kalekut gefunden haben mag? Auch ist es noch gar nicht ausgemacht, dass die Truthühner in Kalekut zu Hause gehören. Alle Nachrichten und Untersuchungen weisen vielmehr aus, dass sie ursprünglich aus Amerika und den westindischen Inseln herstammen, und von hier nach Ostindien, Afrika und Europa versetzt worden. Im innern Asien findet man gar keine. Die Sprache des Hn. C. ist rein und gut.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 20. April 1797.

GESCHICHTE.

Carlsruhe, b. Schmieder: *Ueber Mirabeau's Histoire secrete de la Cour de Berlin*, aus authentischen Quellen, von D. *Ernst Ludw. Posselt.* 1789. 188 S. Zueign. 10 S. 8.

2) Ebendaselbst: *Geschichte Karls XII*, Königs von Schweden. Nach *Voltaire*, von *Posselt.* 1791. 502 S. ohne die Vorr. 8.

3) Ebend.: *Geschichte Gustaf's III*, Königs der Schweden und Gothen, von *Posselt*, mit dem Bildniss des Königs. 1792. 516 S. 8.

Die chronologische Folge dieser Werke stellt uns eine Reihe von Fortschritten zu dem Ziel der Vollkommenheit in der historischen Kunst dar, welchem Hr. P. mit dem glücklichsten Erfolg sich immer mehr zu nähern strebt. Jede spätere Schrift zeichnet sich durch auffallende Vorzüge vor ihren ältern Schwestern aus, und nur, indem wir sie aus diesem Gesichtspunkte betrachten, hoffen wir, dass die zufällig verspätete Beurtheilung derselben dem Publicum, dessen Beyfall längst über die Verdienste dieses Schriftstellers entschieden hat, auch jetzt noch willkommen seyn wird. Wir haben dabey den Vortheil, ihm Schritt vor Schritt auf der Bahn folgen zu können, welche er in dem Lauf weniger Jahre zurückgelegt hat, und wenn wir, besonders bey den frühern Werken, manche auffallende Mängel zu rügen finden, so werden wir auch zugleich mit Vergnügen bemerken, wie der Blick des Vf. sich immer mehr durch Uebung schärfte, wie sein Urtheil immer sicherer ward, sein Geschmack sich verfeinerte, und nur der Enthusiasmus, der ihn begeistert, stets derselbe blieb.

Ein flüchtiger Blick auf Nr. 1. wird hinreichen, um den Werth dieser kleinen Schrift zu bestimmen. Geblendet von dem Glanz eines Namens, welchen Deutschland mit gerechter Bewunderung nennt, vergass der Vf., dass auch ein im Ganzen vortreffliches Staatsgebäude noch Mängel haben kann; und sein Eifer entbrannte gegen den Frevler, der es gewagt hatte, den Plan des königlichen Baumeisters zu prüfen. Ohne uns auf eine nähere Untersuchung der Sache selbst einzulassen, welche ganz ausserhalb der Gränzen dieser Recension liegt, würde es leicht seyn zu zeigen, dass Mirabeau selbst da, wo er zu widerlegen war, durch diese Schrift nicht widerlegt worden ist. Anstatt seinen Gegner bey der schwächsten Seite anzugreifen, die Schlussfolgen desselben zu zergliedern, die Seichtigkeit seiner Gründe aufzudecken, und das Unsichere seiner Behauptungen anschaulich zu machen, lässt Hr. P. sich mit ihm auf eine Art des Kampfes ein, in welcher M. ihm sichtbar überlegen ist; — er setzt Declamation gegen Declamation. Schon die Titelvignette, (wo ein muthwilliger Knabe die Bildsäule Jupiters mit Steinen wirft,) und die panegyrische Zueignung an den Geist Friedrichs des Grossen lassen keine kalte Beurtheilung erwarten; und das unaufhörliche Ueberspringen von dem Vorgänger auf den Nachfolger wirft Dunkelheit auf ein Werk, dessen höchster Vorzug Klarheit seyn sollte. Oft scheint der Vf. mit sich selbst nicht ganz einig zu seyn, wenn er bald das alte Gebäude als ein vollendetes Meisterwerk preisst, und bald wieder die neuern Verbesserungen desselben in Schutz nimmt; oft hilft er sich auch ganz kurz, indem er entweder die Veränderungen läugnet, oder für unmöglich ausgiebt (S. 15. 17 u. f.). Er glaubt die Vollkommenheit des Werks hinlänglich durch die persönliche Vortrefflichkeit des Werkmeisters beweisen zu können; aber selbst da, wo er gerechter Lobredner ist, schadet er dem Eindruck seiner Worte durch den Pomp des Vortrags. Die Parallelen zwischen Friedrich II und Alexander, Karl XII und J. Cäsar leiden manche Berichtigung; bey der letztern (S. 11. Anm.) sind offenbar die Begriffe von Held und Feldherr verwechselt, und die S. 35. angeführte patriotische Behauptung des Grafen von Herzberg, dass die Schwärme von Barbaren, welche das abendländische Kaiserthum umstürzten, aus den Provinzen der heutigen preussischen Monarchie ausgewandert wären, würde für die Nachkommen des damals *zurückgebliebnen* Theils dieser Nation nur sehr wenig beweisen. Manche Sätze, auf die der Vf. grade recht viel zu bauen scheint, sind bereits durch die Erfahrung widerlegt worden, z. B. was er (S. 27.) über die physische Unfähigkeit des französischen Volks, unter einem fremden Himmelsstrich die Beschwerden des Kriegs auszuhalten, oder (S. 29.) von der Unmöglichkeit sagt, dass Frankreich als Republik je ein erobernder Staat werden könne. Durchgehends hat er es nur mit dem Manne, nicht mit der Schrift, die er widerlegen will, zu thun, und der Leser, der Beweise sucht, wird verführt werden, an der guten Sache eines Schriftstellers zu zweifeln, der durch unanständige Witzeleyen (wie S. 54. 55.) oder dadurch, dass er seinen Gegner *einen verlumpten Schächer*, einen *Hanswurst* u. dgl. nennt, seinen Gründen ein Gewicht zu geben glaubt. S. 73. hört der Vf. auf, selbst zu reden, und den Rest des Buchs füllen zwey von dem Grafen von Herzberg in der berliner Akademie der Wissenschaften vorgelesne Abhandlungen, über

das erste und zweite Regierungsjahr König Friedrich Wilhelms II, aus, welche in der That die beste Beantwortung des Mirabeauischen Tadels enthalten, und, da sie gut übersetzt sind, den Leser einigermassen für das Uebrige entschädigen können.

Der Titel von Nr. 2. sollte nach des Rec. Meynung nicht eine Nachahmung, sondern vielmehr eine freye Uebersetzung Voltaires ankündigen, da Hr. *P.* sein Original gröſstentheils wörtlich ins Deutsche übertragen und nur selten sich Abweichungen erlaubt oder einzelne Perioden ausgelassen hat. Auch wäre zu wünschen, dass es ihm gefallen haben möchte, anstatt der dichterischen Vorrede eine kurze Abhandlung über die Urschrift voraus zu schicken und seine historischen Berichtigungen entweder allemal in den Text zu verweben, oder sie schlechterdings in die Noten zu verweisen; denn da hier bald das Eine, bald das Andere geschehen ist, so wird der Leser, dessen Vertrauen auf Voltaires Glaubwürdigkeit durch verschiedne Anmerkungen geschwächt werden musste, nun auch da zweifelhaft, wo der Uebersetzer die Irthümer seines Autors verbessert hat, weil es unmöglich ist, diese Stellen ohne eine Vergleichung mit dem Original zu unterscheiden.

Die Anmerkungen sowohl als die Veränderungen des Textes beweisen, dass der Uebersetzer bey seiner Arbeit auch andre gute Quellen benutzte; durchgehends kann jedoch Rec. ihm nicht beypflichten, und hier und da erwartete er vergebens Erklärungen, die ihm nothwendig schienen. Sehr richtig ist (S. 14.) Nordenhielm für Nordcopenser geschrieben; aber anstatt Golowin (S. 64.) und Radzieowski (S. 95.) sollte doch wohl Golowkin und Radziewski stehen, und ganz gegen den polnischen Sprachgebrauch, der die weiblichen Geschlechtsnamen mit einem a endigt, ist (S. 154.) Charlotte Opalinska in Ch. Opalinski verwandelt worden; auch schreibt der Uebers. Otzakof für Oczakow. — Die Jahrzahl 1597 (S. 31.) ist wahrscheinlich ein Druckfehler; aber auch die Angabe des Originals, wo 1697 steht, hätte verbessert werden sollen, denn schon im Sommer 1696 bemächtigten sich die Russen der Stadt Asow. — S. 37. ist die Jahrzahl 1678 für die Abreise Peters aus Moskau beybehalten worden, die doch *V.* selbst in spätern Ausgaben berichtigt hat; es muss heissen 1697. — S. 112. steht Warschau für Krakau, und S. 277 u. a. wird der Herr von Fabrice fälschlich Fabrizius genannt; seine Familie existirt noch unter dem erstern Namen, und sein Vater war nicht holsteinischer Minister, sondern Regierungspräsident in Zelle. — Die tragische Geschichte von dem Tode Friedrichs, des Kammerdieners des Königs, erzählt la Mottraye, den Karl ausgeschickt hatte, Erkundigung von seinem Günstling einzuziehen, ganz anders, und versichert auch, dass Friedrich nicht bey Pultawa zugegen war, wie S. 249 und 381. gesagt wird. — S. 328. heisst es, der Wiener Hof habe Karln XII „sichres Geleite *aus der Türkey nach Polen* versprochen," welches der König eben so wenig bedurfte, als der Kaiser es geben konnte; wahrscheinlich ist dieses ein Schreibfehler, da im Original *nach Pommern* steht. — S. 474. ist der Graf Welderen schlechthin der Graf genannt, ohne dass man seinen Namen erfährt; und in der Note S. 493. wird gar zu positiv behauptet, dass Karl durch Meuchelmord gefallen sey; wenigstens beweisen es die hier angeführten Gründe noch nicht unumstösslich. Eben so absprechend ist in der Anm. S. 195. das Original widerlegt worden. — S. 196. hätte die Geschichte des Grafen Zabor berichtigt werden sollen; auch sind hier mehrere Paragraphen ganz ausgelassen, die von einer angeblichen Bestechung des Grafen Piper handeln. Bey einer Vergleichung mit der Urschrift kann man dieses jedoch nicht tadeln, da *V.* bey einem so wichtigen Umstand sich gröſstentheils nur auf mündliche Ueberlieferungen beruft, ohne seine Gewährsmänner zu nennen; aber da Hr. *P.* sich einmal erlaubte, so viel weg zu streichen, so würden seine Leser ihm auch gern (S. 267 u. f.) die Correspondenz mit dem Groſssultan erlassen haben, von welcher *V.* gegen la Mottraye selbst gesteht, dass er den Stil darin geändert habe. Er rückte sie wohl eigentlich wegen des orientalischen Costums als eine Seltenheit für sein Publicum ein; unmöglich aber kann sie auf Deutsche, die mit den Sitten fremder Völker besser bekannt sind, gleiche Wirkung thun. Auch die Intriguen des Serails, die hier in ein ziemlich romanhaftes Gewand gekleidet sind, hätten um so mehr einer Berichtigung bedurft, da sie eher nach den Sitten des versailler, als des konstantinopolitanischen Hofes schmecken, und la Mottraye sie ganz leugnet. Ueber dieses hätten Worte aus fremden Sprachen und die Benennungen türkischer Staatsämter etc. erklärt werden sollen, wie im Original geschehen ist; denn nicht jedem Leser wird es beyfallen, dass der Selictar, (Silahtar schre[illegible] Hr. *P.* S. 285.) der Schwerdtträger des Reichs ist, da[illegible] das türkische Wort: Amman (S. 393.) Barmherzigkeit heisst, oder dass ein Ort zwischen den beiden Thoren, welche aus dem ersten Hofe des Serails in den zweyten führen, das Gemach der Henker (Dpell[illegible] Odassi) genannt wird, wo gewöhnlich die Staatsverbrecher bey der Rückkehr aus dem Divan ihr Leben verlieren; nach S. 411. sollte man glauben, Ibrahim sey zwischen zwey Thüren (vermittelst zweyer Thüren) erdrosselt worden. — Die Geschichte le Forts des Günstlings Peters des Grossen, hat der Uebers. zusammengezogen, ohne die Unrichtigkeiten der Erzählung im Original zu verbessern; ähnliche Spuren von Flüchtigkeit findet man an mehr als einer Stelle, die hier nicht angeführt worden ist; aber manche treffende Züge, welche z. B. in den Anmerkungen S. 15. 62. 63. u. a. O. enthalten sind, müssen den Leser dafür schadlos halten.

Gallicismen kommen selten vor, doch ist das Werk auch nicht ganz frey davon; manche scheinen sogar absichtlich da zu stehn, wie z. B. die Redensart: den Krieg in eine Gegend *tragen*, welche man mehr als Einmal findet; andre hingegen (wie S. 26. seine äusserste Jugend lockte sie, — sehet hier, für: *Voi*[illegible] welches besonders S. 299. auffäll[illegible]

„Sehet hier einen sehr übel angebrachten Muth" etc.; im Original: „Ach, sagte der Türke, das war ein sehr übel angebrachter Muth etc." — S. 276. er *macht* mich lesen, — S. 444. ein Soldat, der sich ins Meer *fallen liess*, u. a. m.) scheinen dem Uebers. aus Unachtsamkeit entschlüpft zu seyn.

Weit öfter findet man den Sinn des Originals verfehlt, und nicht selten liegt die Schuld an dem zu merklichen Streben nach Originalität und an einer auffallenden Vorliebe zu gewissen hochtönenden Worten, als z. B. *wogen*, *wälzen* u. dgl. S. 5. ist *agiles*, welches hier im Gegensatz von *robustes* steht, durch: lebhaft, und S. 12. *regrêts*, durch: Sehnsucht übersetzt. — S. 24. heisst es: die Menge, die durch alles . . . . sich *täuschen* lässt, für: *imposer*, welches hier: Ehrfurcht einprägen, bedeuten soll. — Man hat freylich in unsrer Sprache kein Wort, welches das Französische: *Galanterie*, genau ausdrückte; aber bey dem König August I von Polen war grade Galanterie ein Hauptzug, der im Deutschen durch: Feinheit, gar nicht angedeutet wird; von ihm heisst es kurz nachher (S. 29.): „*jamais Prince ne fut plus genereux, ne donna plus et n'accompagna ses dons de tant de grace.*" Auch hier hat die Uebersetzung alles Charakteristische verwischt, wenn es heisst: „nie war ein Fürst *reichlicher* und *huldvoller* im Geben." — S. 36.: „Ueber diesen Erzählungen *fuhr* der junge Kaiser wie aus einem tiefen *Schlaf auf*" (ein harter Spondeus!); im Französischen erwecken sie ihn nur gleichsam aus einem tiefen Schlummer. — Ein *wohlgezognes* Heer (S. 39.) giebt eine Nebenidee, die *V.* durch: *des troupes disciplinées*, nicht ausdrücken wollte. — S. 60. heisst es: „Mitten durch diese *Völker* musste man ziehen, ehe man vor das Lager selbst kam;" man denkt sich dabey einen friedlichen Zug ganz gegen den Sinn des Originals: *Il falloit passer sur le ventre à toutes ces troupes* etc. — S. 63. ist: *le revers des fossés*, durch: Laufgräben übersetzt, es war aber der Rand des Grabens vor dem verschanzten Lager. — S. 76. hätte der junge schottische Edelmann, der sich zum Spion gebrauchen liess, nicht zum *edeln* Schotten gemacht werden sollen, und der Begriff von Geschmeidigkeit (*Souplesse*) wird keinesweges durch: Feinheit, ausgedrückt — S. 100. heisst es: „weil überall (bey grosen Versammlungen) die Tollköpfe, als die lautesten, Leute von Geist und Rechtschaffenheit übertäuben," im Original: „weil kühne Menschen dort gewöhnlich zu Unruhen geneigt, die Redlichen aber furchtsam sind." — S. 109. wo vom König August selbst die Rede ist, wird gesagt: „so viele Sachsen nach Polen zu ziehen, oder zum Aufruhr gegen *August* blasen, war eins," im Original: „so viele Sachsen nach Polen ziehen, hiess, alle Gemüther gegen sich empören." — S. 113. ist: *son cheval lui fracassa la cuisse*, falsch durch: er brach das Bein, und S. 114. *fausse nouvelle*, unedel durch: diese *Mähre*, übersetzt. — S. 141. „Nach . . . . . einem der künstlichsten Züge . . . . wogte August mit 20000 Mann gegen Warschau an." Der schwankende Nebenbegriff des passt übel zu der Ueberlegung, welche bey den künstlichen Zügen vorausgesetzt wird; im Original kömmt er „sich auf W. zu stürzen." — „*Seine Züge verlarven*" (S. 145.) würde man durch: *Masquer ses traits*, ins Französische zurück übersetzen; es heisst aber hier: *Derober ses marches*. — *Kniffe* ist ein unedles Wort für *Ruses*, im Kriege, und: *Des routes à peine praticables pour des gens de pied*, sind (S. 148.) zu romantisch durch Wege, worauf kaum einzelne *Pilger* gehen konnten, verdeutscht. — S. 193. erfährt man nicht, welchem Souverain der *Staatssecretair* (*Secretaire des Etats Generaux*) Fagel diente; zuverlässig aber gebrauchte er nicht den niedrigen Ausdruck, dass Marlborough das Französische kaum habe *hacken* können; bey *V.* sagt er: *langue, dans laquelle il s'exprimoit très mal.* Marlborough soll *nur langsam gesprochen* haben (S. 195.), nach *V.* eilte er nie, seine Vorschläge zu thun. — S. 228. begeht der Uebers. eine grosse Uebereilung, wenn er sagt: „Löwenhaupt . . . . brachte dem König 8000 *Wagen mit Geld*, *das* er in Lithauen und auf seinem Zuge gesammelt hatte." Welche ungeheure Summe, wenn jeder Wagen auch nur 10000 Thaler geladen hatte! Im Original steht deutlich: „Er brachte dem König einen Convoy von 8000 Wagen, *nebst dem Gelde*, welches er etc." — S. 238. ist: *l'os du talon*, durch: Schenkelbein, und S. 243. *brancard*, durch: Sänfte, übersetzt. Wo hätte Karl XII eine Sänfte in seinem Lager gefunden! Wahrscheinlich liess er sich auf einer Tragbahre von geflochtnen Zweigen, auf einer Hürde tragen. — S. 298. heisst es: K. Carl XI hatte unter mehreren harten Gesetzen auch einige wohlthätige eingeführt; unter diesen (den Gesetzen?) war auch eine Miliz etc. Im Original: „Er errichtete unter andern auch eine Miliz etc." Die ganze folgende Stelle ist umgeändert, und dadurch dunkel geworden; bey einer wörtlichen Uebersetzung würde sie es weniger seyn, hätte aber doch einer erläuternden Anmerkung bedurft. — S. 363. ist der Name des Obristen *Ribbing*, den *V. Ribbino* nennt, ganz ausgelassen, und S. 404. giebt der Ausdruck: die *zärtlichsten* Weiber, für: die *zartesten* (*les plus delicates*) einen falschen Sinn. — Unverzeihlich niedrig wird der Vortrag (S. 421.) wenn es heisst: „der König bekam die *hartmäuligste dreybeinige Mähre*" (*un cheval retif et boiteux*) oder (S. 422.) „der König, der zu Fuss der nächsten Post *zustolperte*" (*s'en alloit à pied gagner la poste prochaine*). — S. 445. beginnt das preussische Geschütz *los zu krachen* (*l'artillerie tiroit*) und S. 492. *fliegen* gar *die Kanonen* auf die Gegend zu, wo der König stand; das Original sagt: „die Kanonen feuerten mit Kartätschen auf sie."

Auch die deutschen Ausdrücke, welche Kunstwörter bezeichnen sollen, sind dem Uebers. nur selten gelungen; oft wird der Sinn dadurch verfehlt oder die ganze Periode undeutlich. Dahin gehören z. B. die *Stosseisen*, für Bayonette, mit welchen S. 63. die Russen nieder*gehauen* werden; die *Gewaltzüge*; die *Schaaren und Haufen*, wo im Original von bestimmten Abtheilungen der Kriegsvölker die Rede ist, (welches besonders S. 218. zu einer falschen Vorstellung

Anlafs giebt, wenn es heifst: „Auf diefen *Haufen* von 16000 Mann traf der König mit nicht mehr, als 6 *Haufen* Reuterey und 4000 Mann Fufsvolk." Offenbar fteht hier das Wort Haufen nur das erftemal an der rechten Stelle; durch die Wiederholung deffelben wird man verführt zu glauben, der König habe fechsmal fo viel Truppen gehabt als fein Gegner, da doch nur 6 Reuter-Regimenter gemeynt find, die Zeichner für Ingenieure; die Befehlshaber für Officiere; die *eiferne Gewalthabung* (die Carl XII nach S. 12. gar als Kind foll *eingefogen* haben) für Defpotismus u. a. m. Diefe Ausdrücke find um fo weniger gut zu heifsen, da Hr. P. fich auch zuweilen ohne Noth ausländifche Worte erlaubt, wie z. B. S. 95. *Conjuncturen*.

Als einen Fehler gegen die Rechtfchreibung bemerken wir die beynahe durchgängig vorkommende Verwechslung des f mit dem fs. Wir lefen z. B. *Gröfe*, *unmäfig*, *Kunftfleife*, und doch auch: *er reifst*, anftatt: *er reifet*. Gegen die Grammatik ift S. 21. *wegen*, und S. 58. *lehren* mit dem Dativ conftruirt; und manche Aphaerefen, die Hr. P. befonders zu lieben fcheint, geben dem Vortrag eine unnöthige Härte, als S. 4. längern für verlängern; S. 52. zahlten für bezahlten; S. 106. einigen für vereinigen, und, dafs er fich gnügte für begnügte; S. 310. wandelte für verwandelte u. a. m.

Schade ift es, dafs diefe Flecken einer fonft in jedem Betracht meifterhaften Ueberfetzung den Anfpruch auf Vollkommenheit rauben. Um alle ihre Schönheiten anfchaulich zu machen, müfsten wir das Buch felbft abfchreiben; es fey daher genug von ihr zu fagen, dafs, fie im Ganzen den fliefsendften Vortrag mit einer beynahe immer gewiffenhaften Treue verbindet, die feinen Nüancen der Urfchrift ohne Aengftlichkeit ins Deutfche überträgt, und fich durchgehends wie ein Original liefet. Die Hinderniffe, welche aus den eigenthümlichen Wendungen und dem verfchiednen Bau der beiden Sprachen entftehen mufsten, find mit einer Leichtigkeit überwunden, die man erft bey einer genauen Vergleichung mit dem franzöfifchen Text fchätzen und bewundern lernt; aber eben diefe glänzenden Verdienfte des Ueberfetzers machen auch hier der Kritik die äufserfte Strenge zur Pflicht, um das Gefchlecht der Nachahmer abzufchrecken, welches, gleich den Höflingen eines gewiffen Königs, der den Kopf ein wenig fchief trug, nur gar zu geneigt ift, fich die Mängel eines grofsen Mufters eigen zu machen, ohne fie durch gleiche Vorzüge zu erfetzen. — Ein fchönes Bruftbild Carls XII ziert diefes Buch als Titelvignette.

(*Der Befchlufs folgt.*)

SCHÖNE KÜNSTE.

LEIPZIG, b. Vofs u. Comp.: *Mahlerifche Wanderungen durch Sachfen*, von *Engelhardt* und *Veith*. 1795. 2. Heft. 4. (1 Rthlr. 8 gr.)

Diefes Heft enthält an Kupfern: 1) Reichardsdorf. 2) Königftein und Lilienftein. 3) Pirna und zur Titelvignette einen Wafferfall beym Amfelfteine. Den Darftellungen wünfcht der Kunftrichter mehr Haltung; vorzüglich aber mehr malerifche Wahl, da es doch malerifche Darftellungen feyn follen. Die Titelvignette macht die befte malerifche Gruppe, nur ift der Wafferfall zu fteif behandelt. Die übrigen gröfsern Blätter enthalten zu viele kleine Gegenftände, es fehlt bey Allen an Einem Hauptobjecte, welches den Raum füllen und das Auge befriedigen follte. Der Kupferftich ift zwar von Hn. Veith fchön glatt gearbeitet, und die Taillen find mit vieler Sorgfalt geordnet; aber eben dadurch wird Kunft leicht zu blofser Manier, und da noch überdies die Wahl der Gegenftände fich blofs auf weite Ausfichten befchränkt, welche eine Menge Kleinigkeiten in fich faffen, fo erfcheinen diefe und ähnliche Kupfer nur als niedliche Bilderchen, welche dem Kenner nicht behagen werden. Die Radirnadel Waterloos, welche bey aller richtigen Behandlung der Baumconture und der Ausführung aller Parthieen doch nur zu fpielen fcheint, verräth weit mehr Geift als alle glatte und glänzende Manieren. Der ernfte einfache und grofse Vortrag Everdingens gewährt in feinen mit wenig Strichen radirten Blättchen weit mehr Unterhaltung, als alle neuern englifchen Landfchäftchen und ihre Nachahmungen, und führt uns zu ftillen Betrachtungen über das Schöne, Grofse und Erhabne felbft der rohen Natur. Wo die Ausarbeitung für das Wefentlichfte gehalten wird, da find die Künfte ihrem Untergange nahe, fagt Sulzer.

KLEINE SCHRIFTEN.

PHYSIK. *Carlsruhe*, b. Macklot: *Differt. inaug. med. de vera aquae marinae efficacia*, quam pro gradu doctoris fcripfit *Guftav Reinh. Schmidt*, Badenfis. 1796. 24 S. 4. — Nach einer ironifchen Einleitung geht der Vf. die Gründe durch, aus denen Hr. Hofr. *Vogel* die roborirenden Heilkräfte des Seewaffers herzuleiten gefucht hat. Ganz unerheblich find die Zweifel wohl nicht, welche er wider die, aus der *Kälte*, den *Beftandtheilen*, dem *gröfsern eigenthümlichen Gewichte* des Seewaffers, erklärten Stärkkraft der Seebäder aufftellt. So wie auch die Wirkung der *reinern Seeluft* nicht mit in Anfchlag gebracht werden kann, wenn das Baden, anftatt in der See felbft, in Häufern oder andern eingefchloffenen Plätzen gefchieht. Nur allein aus dem *Reize*, mit welchem das falzige Seewaffer auf den Körper wirkt, laffe fich die wohlthätige Heilkraft des Seebads erklären.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 21. April 1797.

GESCHICHTE.

Carlsruhe, b. Schmieder: *Ueber Mirabeau's Histoire secrete de la Cour de Berlin* etc.

2) Ebendaselbst: *Geschichte Karls XII* etc.

3) Ebend.: *Geschichte Gustafs III* etc. von *Posselt* etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Den Gesichtspunkt, aus welchem die Schrift Nr. 3. in Ansehung ihres historischen Werths beurtheilt werden muss, giebt uns Hr. P. selbst an, wenn er bemerkt, dass „der Lorbeer gänzlicher Glaubwürdigkeit nur dem spätern Geschichtschreiber aufbewahrt sey." In der That sind auch die Schwierigkeiten, die sich dem Historiographen seines Jahrhunderts entgegen setzen, sehr verschieden von denen, welche der Erzähler längst verflossner Begebenheiten zu überwinden hat. Findet dieser nur ergiebige Quellen; so giebt ihm die Entfernung selbst einen erhöhten Standpunkt, wo das Feld, welches er aufnehmen will, sich mit einemmal seinem Blick darstellt; der Zeitgenoss hingegen steht gleichsam in einer Tiefe, wo er zwar einzelne Parthieen treffender zeichnen kann, aber nur selten im Stande ist, die Gegenstände alle, und von allen Seiten zu überschauen. Es wird daher eine vorzügliche Kraft des Genies, ein äusserst geübter Blick und der durchdringendste Scharfsinn erfodert, um ihn auch hier auf die historische Höhe zu heben, wo nun in dem erweiterten Gesichtskreise die täuschende Grösse einzelner Massen, die ihm von unten hinauf betrachtet kolossalisch erschienen, in ihr richtiges Verhältniss zu dem grossen Ganzen zurück sinkt. Das redliche Bestreben, diese Höhe zu erreichen, leuchtet unverkennbar aus der vorliegenden Schrift hervor. Mit Liebe hat der Vf. seinen Gegenstand bearbeitet, aber das Feuer des Vortrags reisst nicht leicht sein Urtheil hin; wenn er die Tugenden Gustavs mit verschwenderischer Beredtsamkeit erhebt und seine schönen Eigenschaften in das hellste Licht setzt, so gesteht er auch die Fehler desselben ein. Nur Einen Zug in dem Charakter seines Helden, der aber grade über viele der bedeutendsten Handlungen Gustavs Aufschluss giebt, läst er uns bloss errathen, — die Eitelkeit. Wo er ihn bey andern Gelegenheiten zu entschuldigen sucht, da geschieht es doch nur nach einer unpartheyischen Erzählung der Umstände, welche den Leser in den Stand setzen, selbst zu urtheilen, (wie S. 82. 145. im Anfang des dritten und gegen das Ende des sechsten Buchs) und durchgehends widerfährt auch den Gegnern des Königs strenge Gerechtigkeit.

Mit meisterhafter Kunst entwirft der Vf. in der Einleitung ein Gemälde von dem Zustande Europas im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts. Die Charaktere Peters des Grossen, Karls XII und Ludwigs XIV sind mit wenigen starken Zügen treffend gezeichnet, um sie den Hauptfiguren entgegen zu stellen, die jetzt aus der Nacht des religiösen und politischen Aberglaubens hervortreten. Drey Weise arbeiten unter den verschiedensten Verhältnissen des Lebens auf Ein grosses Ziel hin; in lachenden Formen verbreitet der Eine Licht und liberale Gesinnungen durch Europa, und indem der Andre die Bürger ihre Pflichten lehrt, predigt sie der gekrönte Denker durch That und Beyspiel den Monarchen. Die Schilderungen Friedrichs, Voltaires und Rousseaus gehören zu den Meisterstücken historischer Darstellung; am längsten, und mit sichtbarer Vorliebe verweilt der Vf. bey dem Erstern. Jede andre Rücksicht verschwindet, sobald dieser Gegenstand ihn begeistert; seine Sprache wird Poesie, so oft er ihn nennt. Lobenswürdig ist sein Bestreben, die Deutschen bey jeder Gelegenheit zur Bewunderung dieses grossen Königs aufzufodern, wenn gleich hier und da der Enthusiasmus des Vfs. zu weit gehen sollte. Die Behauptung, oder vielmehr die Versicherung, dass ausser Jul. Cäsar kein Sterblicher jemals ein ähnliches Maass von Geisteskräften besessen habe, kömmt auch hier wieder vor. So sehr auch Friedrichs Genius in den erhabnen Rollen des Staatsmanns, des Feldherrn und des Gesetzgebers glänzte, so müsste man doch den grossen Mann, von dem man dieses Urtheil unbedingt fällen wollte, noch in manchen Verhältnissen zu sehen Gelegenheit gehabt haben; in die Friedrich nie kommen konnte; man müsste ihn nicht bloss als gebornen Beherrscher eines gehorsamen Volkes kennen, der nur mit auswärtigen Feinden zu kämpfen hatte, und dessen persönliche Sicherheit nie anders bedroht wurde, als in der Feldschlacht, wo er dies Loos mit Hunderttausenden theilte. Hr. P. selbst scheint diese Meynung zu hegen, so bald nur nicht von Friedrich II die Rede ist (z. B. S. 42.). — S. 334. wird sogar gesagt, „durch den Tod dieses Kö„nigs wäre *eine unermessliche Masse von Geist ausser* „*Umlauf gekommen.*" Abgerechnet, dass die Begriffe von *Masse* und *Geist* hier seltsam genug gepaart sind; so sieht man auch nicht recht ein, was der Vf. eigentlich gemeynt hat. Sprach er (wie aus der Vergleichung mit S. 16., wo dasselbe Bild vorkömmt, zu erhellen scheint) im Allgemeinen von dem Lichte, das Frie-

Friedrich verbreitet hatte, von den wohlthätigen Wirkungen seines Geistes; so müssten entweder diese sehr schwach gewesen seyn, wenn sie mit seinem Tode plötzlich aufgehört hätten, oder die gepriesne Unsterblichkeit der Weisen bliebe ewig nur ein schöner Traum; war aber bloss (wie das Folgende anzudeuten scheint) von Friedrichs mächtigem Einfluss auf das politische System von Europa die Rede, sollen die „*Ausflüsse seines Geistes* bloss auf die Kabinetter „der Monarchen unsers Welttheils *gleich Elekterschlä-„gen* gewirkt haben;" dann ist doch die Folgerung, „*dass bis dahin das Jahrhundert nur das Modell getragen hätte, welches Friedrichs Genius ihm eindrücken wollte*," wohl ein wenig gar zu gewagt. — Von Friedrich II geht der Vf. auf den Kaiser Joseph, und dann durch eine leichte Wendung auf seinen Helden über, von dem er, ohne der Geschichte vorzugreifen, mit wenigen Worten genug sagt, um den Leser in die Stimmung zu versetzen, in welcher das Buch selbst gelesen werden muss.

Dieses beginnt mit einer allgemeinen Beschreibung Schwedens und seiner Einwohner, welche füglich die Vergleichung mit Voltaires Einleitung zur Geschichte Karls XII aushält, so gross auch die Schwierigkeit seyn musste, hier manches sagen zu müssen, das der Vorgänger auch gesagt hatte, ohne ihn deswegen zu wiederholen. Die Mängel der schwedischen Verfassung unter Adolph Friedrichs Regierung sind mit sehr starken Farben geschildert; um desto auffallender ist ihr Contrast gegen die Folgen der Revolution, welche Gustav bewirkte. Ueberhaupt zeigt sich das historische Talent des Vfs. bey der Anordnung des ganzen Werks in seiner grössten Stärke. Stets weiss er die Begebenheiten so zu stellen, dass immer Eine von der Andern Deutlichkeit und Licht erhält, die erläuternden Umstände auf die natürlichste Art herbey zu führen, und die grossen Massen trefflich zu gruppiren. Die Hauptfiguren allein sind mit äusserster Genauigkeit gezeichnet, die weniger interessanten nur durch schwächere Umrisse angedeutet, und überall bleibt der Held der Geschichte auch einziger und höchster Zweck des Gemäldes. Kein Umstand, der auf Gustavs Bildung oder auf seine nachherige Art zu handeln den entferntesten Einfluss hatte, oder ihn uns von irgend einer noch nicht beobachteten Seite zeigen konnte, war dem Vf. zu geringe. Hier allein geht er in das kleinste Datail; wir lernen die Erzieher Gustavs, die Grundsätze, welche sie befolgten, die Fortschritte des Knaben und des Jünglings genau kennen, und nachdem er gleichsam unter unsern Augen aufgewachsen ist, sehen wir mit der gespanntesten Erwartung ihn den Thron besteigen. Bey der Geschichte seines ersten Reichstags sind die vorbereitenden Ursachen der Revolution näher entwickelt. Man lernt die Schwierigkeiten dieser kühnen Unternehmung bey den geringen Mitteln des Königs genau kennen, aber man sieht auch die Möglichkeit des Gelingens; trefflich ist hier alles angelegt; schade, dass bey der Schnelligkeit, womit die Begebenheiten am 19ten August 1772 auf einander folgten, die Erzählung nothwendig zurückbleiben musste, und dass der Vf. selbst, nicht zufrieden mit der dramatischen Darstellungskraft, mit welcher er uns bis auf den letzten Punkt geführt hatte, durch die zurückgehende Abschweifung S. 151. den Effect stört, und uns nun die Entwicklung des Knotens bloss erzählt.

Das dritte Buch macht uns mit den Vortheilen bekannt, welche Schweden durch seine veränderte Constitution gewann; hier und in dem folgenden Buche, wo man das Feuer der Unzufriedenheit allmählich wieder aufglimmen sieht, erkennt man ganz die Meisterhand, welche die trockensten Gegenstände mit Interesse zu behandeln versteht. Man wird nach und nach auf die grossen Begebenheiten vorbereitet, welche sich im fünften Buche in dem kurzen Zeitraum zweyer Jahre zusammen drängen. Der Ausbruch der Empörung der Truppen von Friedrichshamm ist ein Effectstück; fürchterlich fühlt man die hoffnungslose Lage des Königs, ohne Rettung verloren scheint er nach dem Siege der Russen am 3ten Julius 1790; aber indem man ihn jetzt mit übermenschlicher Anstrengung gegen sein Schicksal kämpfen sieht, geht über der zu umständlichen Schilderung der Schlacht von Suenskesund die grosse Wirkung dieses Tages verloren. Doch vielleicht handelte der Vf. hier mit Besonnenheit, um alles Interesse auf die letzte Begebenheit, auf die Ermordung des Königs aufzusparen, die er ganz mit der anspruchlosen Simplicität erzählt, welche allein dem ernsten Gegenstande angemessen ist. Mit Bewunderung des grossen Mannes und tief gerührt verlässt man das Buch, und dies waren auch die Gefühle, mit welchen man nach des Vfs. Absicht es verlassen sollte. Diese Umrisse mögen hinreichen, um den Leser auf die grosse Kunst der Zusammensetzung in dem ganzen Gemälde aufmerksam zu machen; auch die Ausführung trägt unverkennbar den Stempel des Genies. Eine lebendige Darstellung, glühende Schilderungen und eine hinreissende Suada ist man an diesem Schriftsteller schon gewohnt; hätte er es über sich erhalten können, manchen üppigen Zierrath aufzuopfern, wäre es ihm möglich gewesen, die Kraft und Leichtigkeit seiner Sprache mit etwas mehr Ruhe zu verbinden, und leuchtete nicht das Bestreben, die Leser zu *seinem* historischen Glauben zu bereden, oft zu deutlich hervor; so würde der Vortrag dadurch unendlich an Würde gewonnen haben. Manche Declamationen wären weggeblieben, Ausrufungen, wie (S. 57.): O der Schande in den Jahrbüchern eines freyen Volks! würden dem Leser überlassen, und weder gezwungne Perioden noch unrichtige Bilder gebraucht worden seyn, um den Nachdruck zu verstärken. Als Beyspiele von beiden führen wir an: S. 40. „Damit dieser Diener des Reichstags — genannt König — etwas ähnliches . . . . haben möchte." Man wird hier verführt das Wort: *König* für einen Namen zu halten. — S. 390. „Euch war es vorbehalten, die Ersten das Beyspiel von Muth zu geben;" ein ungewöhnlicher Gallicismus. — S. 403. „Der König, *unbefragt Andrer*, soll das Recht haben." — S.

205. „Aufgelöst alle Bande der Ordnung; zerstört alles Gleichgewicht unter den verschiednen Bestandtheilen des Staats; . . . . was konnte Schweden noch retten, als — eine Revolution?“ — S. 242. „Wie nach den Gräueln eines vieljährigen Kriegs, so erschöpft, so verwüstet . . . . übernahm er Schweden“ — oder S. 53. „der Reichstag hatte sich *zersprengt*,“ da er doch nur auseinander gegangen war. — S. 63. „ein Mann voll *Thatenunruhe*,“ diese sollte doch wohl erst in dem Moment der Handlung selbst eintreten, hier aber geht sie lange vorher. — S. 28. „eine Revolution durch *Ueberflüglung*.“ Dieser Ausdruck, den Rec. nicht versteht, kömmt noch öfter vor. — S. 147. „die Unterthanen zur Entzückung *hinraffen*“ u. a. —

Wenn S. 179. die Verfassung, welche Gustav 1772 umstürzte, eine „schon über ein Jahrhundert festgewurzelte Staatsform“ genannt wird, da wir doch S. 216. erfahren, dass sie erst seit 1720 bestand, so ist dieses vielleicht durch einen Schreibfehler zu entschuldigen, und sollte heissen: halbes Jahrhundert; aber undeutsch sind folgende Stellen: S. 38. „diesen *Reichsständen* . . . sollte die etwa *gutfindende* Einschränkung . . . zukommen.“ — S. 63. „Ein König, der Verehrungen *zahlt*,“ für: bezahlt. — S. 69. „Voll tiefem Verstande.“ — S. 73. 125. u. a. „Er gebrauchte *sich*“ für: er bediente sich; oder gar S. 116. „sie misbrauchten *sich* ihres Gewichts.“ — S. 122. „*Quälungen*;“ die Uebersetzung von: *Vexations*. — S. 216. „Da *hatten* Protestationen von allen Winden hergeweht;“ denn nicht die Protestationen wehen, sondern die Winde.

Wenn etwas dem Vf. mislingt, so ist es die Ironie, bey der sein Stil nur gar zu leicht zum Niedrigen herabsinkt, wie S. 63 u. 64. wo „wir sogleich hören sollen, in wiefern zuletzt noch an der Stelle des Königs irgend ein *Popanz* — etwa der Stiefel Karls XII — auf den Thron gesetzt“ wurde. (Dieses Bild kann durch die bekannte Grobheit jenes Königs nicht entschuldigt werden, und es wird doch auch hier gar zu positiv gesagt, dass es geschehen sey.) — Oder S. 208. bey dem Gleichniss von dem handelnden Juden. — S. 209. ist gar von *cujoniren* die Rede, und warum glaubt Hr. P. deutscher zu reden, wenn er ein niederes Wort an die Stelle eines edleren setzt. Wenn Franzosen in *bon françois*, oder Engländer in *plain english* reden, so wählen sie vielleicht den wahreren oder den derberen, aber doch nicht den platteren, Ausdruck, wie hier mit *Narrenseil* für *Gängelband* geschehen ist (S. 208.), welches überdem den Nachdruck eben nicht verstärkt.

Auf den Gebrauch des historischen Infinitivs legt der Vf. einen so grossen Werth, dass er ihn (S. 215.) in einer Note ausdrücklich empfielt. Er selbst gebraucht ihn jedoch nur ein einzigsmal, und der Leser mag urtheilen, ob die Stelle, wo dieses geschieht, „die Prinzen nun sogleich die Officiere vor sich fodern und ihnen des Königs Schreiben vorlesen; die Officiere ohne Widerrede dem Könige den Eid der Treue schwören; die Soldaten dem Beyspiele ihrer Befehlshaber auf der Stelle folgen; ein allgemeines Freudenschrey: „es lebe Gustav!“ zu den Wolken schallen — war das Werk weniger Augenblicke“ viele Nachahmer finden wird. Rec. hält sie beynahe für die einzige Schleppende im ganzen Buche, die, weit entfernt, die beabsichtigte Schnelligkeit auszudrücken, sich vielmehr durch Schwerfälligkeit auszeichnet. — Von der Orthographie sagen wir nichts, sie scheint bey dem Vf. Grundsatz geworden zu seyn; doch geben wir zu bedenken, ob nicht S. 164. das *weise Tuch*, oder gar S. 244. das *weise Pferd* einen üblen Misverstand veranlassen kann?

Was übrigens Hn. P. noch sehr zur Ehre gereicht, und bey noch so neuen Begebenheiten vorzüglich schwer seyn musste, ist die gute Wahl und die richtige Beurtheilung seiner Quellen, die er überall, wo es nöthig war, in den Noten angezeigt hat.

Das wohlgerathne Titelkupfer von *Karcher* stellt das Brustbild Gustavs III, und die Vignette auf dem Titelblatt die Denkmünze vor, welche die Stände nach dem Reichstage von 1772 schlagen liessen. Nr. 2 u. 3. sind noch durch Anfangsvignetten geziert, und Druck und Papier in allen drey Werken ohne Tadel.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

ALTONA, b. Hammerich: *Heldengeist und Despotismus der ältern und neuern Zeit*, unpartheyisch gewürdigt von einem deutschen Manne. 1795. 324 S. 8. (1 Rthlr.)

Ein philosophisch-politisch-historisches Gemälde, dem hier und da gute Farben aufgetragen sind, welches aber im Ganzen keine Haltung hat. — Der Vf., der sich für einen Geistlichen angiebt, und das Verdienstliche seiner Schriftstellerey in der Zusammenstellung nützlicher Wahrheiten und ihrer Verpflanzung auf einen gedeihlichen Boden sucht, handelt hier zwey Gegenstände ab, die mit einander in keiner andern Verbindung stehn, als dass der eine zuweilen den andern verdrängt. Die Untersuchung geht von dem Satze aus, dass ohne Leidenschaft kein *guter*, *brauchbarer* und *grosser* Mensch existiren könne. (Zwischen diesen dreyen hätte der Vf. doch noch unterscheiden sollen.) Dass Leidenschaften die Triebfedern sind, welche den Menschen in Bewegung setzen, zeigt der Vf. in einer Menge von gut oder schlecht gewählten, wohl oder übelzusammenhängenden, viel oder wenig beweisenden Beyspielen, die aus der Geschichte entlehnt sind, und womit der Vf. in seinem ganzen Buche so verschwenderisch umgeht, dass man beym ersten Anblicke glauben sollte, er habe einen Auszug aus der Weltgeschichte liefern wollen. In einer Manier, die dem vielseitigen und vielwissenden Denker Montaigne nachhinkt, mischt der Vf. philosophisches Räsonnement in seine Anekdotenkrämerey; — begnügt sich aber fast überall mit allgemeinen Behauptungen, als wenn er dem Leser die Freude nicht verderben wollte, die scharfsinnigen Beweise zu seinen Sätzen nach eignem Belieben aufzuspüren. Man wird *dumm* und *thierisch*, sagt der Vf., wenn man aufhört leidenschaftlich zu seyn. (Hätte mancher

doch wohl eher das Gegentheil geglaubt!) Ein *äusserst* leidenschaftlicher Mensch ist *nur* im Stande, sich bis zum höchsten Grade der Tugend zu erheben. (Zugegeben, dass dies so wäre, wie kann der Vf. hinzusetzen:) die Tugend des Leidenschaftlichen ist allein die *aufgeklärte* wirksame Tugend. (Was hat die Leidenschaft mit der Aufklärung zu thun?) Tugend ohne Leidenschaft nennt der Vf. eine passive Tugend, die Tugend bloss ehrlicher Leute, die man mehr schätzt wegen den Uebeln, (sollte wohl heissen, der Uebel wegen) die sie nicht verursachen, als wegen dem Guten, (des Guten wegen), das sie hervorbringen. In der französischen Politik, auf die das ganze Werk hauptsächlich gemünzt scheint, kommt der Vf. etwas zu spät, wenn er sagt: „jetzt erkennt man „keine Gesandten von Frankreich mehr an, und verachtet die Nation so sehr, dass man mit ihren Repräsentanten nicht einmal unterhandeln will;" doch erlaubt er in der Folge wieder, die neuen Franzosen nicht gerade zu für lauter wilde, barbarische Horden zu halten, ob gleich er für die Zerstörung der Stadt Paris aus Gründen des reinen Moralprincips zu stimmen sich gedrungen fühlt, damit das Sittenverderbniss die spätesten Nachkommen nicht vergifte. In der Abhandlung vom Despotismus scheint der Vf. noch die meiste Ordnung beobachten zu wollen. Er stellt uns den Despotismus in seinen abscheulichsten Folgen dar; diese sind: 1) Verlust der Gerechtigkeit, 2) Erniedrigung des Volks, 3) Verachtung der Tugend, 4) Umsturz der Reiche. Von dem subtilen Despotismus giebt der Vf. folgende Merkmale an: 1) asiatischen Luxus, 2) unnöthige Kriege, 3) Ausschluss der Bürgerlichen von Rang und Würden, 4) fruchtlose Klagen der Unterthanen, 5) Beschränkung der Jagdfreyheit und Vermehrung der Frohnden, 6) Unterdrückung der Denk- und Pressfreyheit, 7) Despotismus der Staatsdiener, 8) Strenge gegen Verbrecher. Lauter fruchtbare Sätze, über welche der Vf. sehr viel Gutes sagen konnte. Nach seiner Meynung steht keinem Landesherrn das Recht zu, einem Verbrecher das Leben zu nehmen, und zwar aus dem Grunde, weil er es ihm nicht gegeben habe. Schrecklich, aber wahr sind die Gemälde von den unmenschlichen Leibesstrafen, besonders vom Schiffsziehen. Nach einer kurzen Untersuchung, wie sich das Christenthum mit dem Despotismus habe vertragen können, folgen vermischte Betrachtungen, welche über Heldengeist und Despotismus zugleich neues Licht verbreiten sollen. Darunter gehören unter andern folgende Ideen: Tugend ist vorzüglich eine Wirkung der mehr oder minder weisen Staatsverwaltung; — arme Nationen sind immer ruhmbegieriger und fruchtbarer an grossen Männern gewesen, als diejenigen Nationen, die im Ueberflusse und in Gemächlichkeit lebten; — die Stärke der Leidenschaften ist immer der Stärke der Mittel angemessen, die man anwendet, um sie aufzuregen. Die wahre Ursache der ungleichen Fähigkeiten und verschiednen Aeusserungen des menschlichen Geistes soll in der Moral zu suchen seyn, doch giebt der Vf. zu, dass die Ungleichheit der Geistescultur von Umständen abhängig [illegible] lässt der Vf. wieder alles in einander laufen: Eroberungen der nördlichen Völker — Sklaverey und allegorisches Genie der Morgenländer — Ueberlegenheit mancher Völker (namentlich der Griechen) in verschiedenen Gattungen der Wissenschaften. Zuletzt sagt der Vf.: „Deutschland suchte den geistlichen Despotismus abzuwerfen und sollte sich gedul„dig unter einen politischen schmiegen?" Wer sollte nach diesem Ausrufe den Schluss erwarten: „Fasset „Zutrauen zu euren guten Fürsten: Wer ist Schuld „daran, wenn sie nun mit Gewalt auf ihren Rechten be„stehen und euch wie halsstarrige Kinder behandeln, „denen die Ruthe Gehorsam einflössen muss?"

Ohne Druckort: *Der heilige Balthasar, ein Bruder Rosenkreuzer*, oder *geheime Geschichte der Bemühungen der Brüder Rosenkreuzer der protestantischen Religion den tollesten Mysticismus aufzupfropfen.* 1795. 240 S. 8. (18 gr.)

Der Titel dieses nur mittelmässigen Products verspricht zu viel. Man findet darin nichts als einige, grösstentheils auch schon bekannte, Erzählungen und Anekdoten, eine zur Aufrechthaltung der so genannten reinen Lehre und zur Hemmung des Vernunftgebrauchs in religiösen Dingen in einem gewissen protestantischen deutschen Lande eingeführte Commission betreffend. Das Personal dieser Commission sind die Helden des Buchs, die die Ritter des Glaubens genannt werden; die Scene ihres Wirkungskreises verlegt der Vf. in ein fingirtes amerikanisches Land, das er *Pridonien* nennt, und den auftretenden Personen giebt er erdichtete Namen, er charakterisirt jene aber so, dass sie sich leicht erkennen lassen. An *ihrer Spitze* steht ein Mann, den, wie der Vf. sagt, *Hermes-Trismegists* Geist belebt, den er aber lieber den *heiligen Balthasar* hat nennen wollen, weil derselbe, nach den Versicherungen seiner Anhänger einst sicher noch Wunder thun werde, und weil es ihm ausserordentlich wohl behage, einen geistlichen König zu spielen und über Priester zu herrschen, nach Weise weltlicher Regenten. Voraus geht eine *Erklärung der Fragen und Antworten, welche im Orden der Ritter des Glaubens an die Brüder Catechumenen gethan, und von ihnen beantwortet werden, aus der Feder des heil. Balthasars*, die den Leser mit den Grundsätzen und dem Zwecke der Glaubensritter bekannt machen soll; von der es aber zweifelhaft bleibt, ob sie ächt oder auch nur erdichtet ist. Bey dieser Erklärung ist der Katechismus des ersten Grades der Fr. M. zum Grunde gelegt, dessen Fragen nach den Grundsätzen des blinden Gehorsams und Glaubens beantwortet und erklärt werden. Von dem Zusammenhange der Glaubensritter und ihres Ordens mit den Rosenkreuzern vernimmt man hier nichts. Ueberhaupt fehlt es dem Buche an Darstellung und Witz, um zu ergötzen; und belehrend ist es auch nicht, da es weder von Seiten der erzählten Begebenheiten, noch der beyläufig eingestreuten Reflexionen etwas enthält, das für die, welche die Sache interessirt, neu wäre, und für die, welche von diesen Vorfällen in der neuern Kirchengeschichte noch keine Notiz haben, in vielen Stellen so räthselhaft wird, dass sie oft nicht wissen werden, was sie lesen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 22. April 1797.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Memmingen, b. Seyler: *Archiv für ältere und neuere*, vorzüglich Deutsche, *Geschichte*, *Staatsklugheit und Erdkunde.* Erstes Bändchen. 1790. XV und 206 S. 8.

Ebendaselbst: *Archiv* etc. herausgegeben von D. *E. L. Posselt.* Zweytes Bändchen. 1792. 172 S. ohne die Vorr.

„Kenntniss des Vaterlandes und seiner physischen „und politischen Vorzüge und Gebrechen, „Kenntniss der Verfassungen, die um uns her sind „oder worinn wir selbst leben, und ausserordentlicher „Männer, deren Daseyn auf Jahrhunderte hinaus gewirkt hat, zu befördern; und dadurch zu dem gro„ssen Werke einer künftigen National-Geschichte (,) „und allgemeiner National-Aufklärung und wahrer, „dauernder Vaterlandsliebe beyzutragen, — das sind „unsre Zwecke" sagt der Herausgeber in der „an die Nation" gerichteten Vorrede zum ersten Stück. Es enthält: I. *Erste Geschichte des deutschen Bundes aus den eigenhändigen Aufsätzen Friedrichs des Grofsen.* Mit einer Einleitung. Aus dem zweyten Theile des *Recueil des deductions, manifestes etc., qui ont été rédigés et publiés pour la Cour de Prusse par le Ministre d'Etat Comte de Herzberg, depuis l'année 1778 jusqu'à l'année 1789.*, gezogen. Die Einleitung, in welcher man leicht die Manier des Herausg. erkennt, glüht von heissem Patriotismus, der aber bey uns Deutschen oft das Sonderbare hat, dass wir uns grosse Mühe geben, uns selbst zu loben und von Hermann herab alle berühmten Männer Nation unsrer her zu nennen, gleichsam, als ob wir voraussetzten, dass kein fremdes Volk uns Gerechtigkeit wiederfahren lassen würde. II. *Relation des Kaisers Josephs II. über seine Reise in seine Erblande.* III. *Aufklärungen zur neuesten Staatsgeschichte des Veltlin.* Ein lesenswerther Aufsatz, wahrscheinlich von dem Herausg. selbst. Das Schicksal dieses Ländchens war damals noch nicht entschieden. IV. *Letzte Scenen aus dem Leben Kaiser Heinrichs IV.* Von *Konz.* Wenn einmal solche dialogisirte Halbromane geschrieben werden sollen, so gehört dieses Bruchstück zu den bessern in seiner Gattung. Die Personen reden ohne Schwulst oder affectirte Rusticität noch eine ziemlich einfache und natürliche Sprache und gutes Deutsch. Auch bey dem Gelage, wo Bischöfe und Ritter mit einander zechen, (welches in Schriften dieser Art nie fehlen ... es noch ganz ehrbar zu. Uebrigens wird man eben durch keine besondere Kunst der Zusammensetzung oder durch irgend eine poetische Schönheit für die Aufopferung der strengen historischen Wahrheit entschädigt. V. *Revolution in Genf, vom J.* 1782. Von *Joh. Leonh. Meister*, Prof. der Gesch. in Zürch. Eine einfache Erzählung, beynahe im Ton einer Relation. VI. *Etwas über den Geist und die Begebenheiten des jetzigen Zeitalters.* (1790.) Vom Markgräflich Badischen Hofrath, Freyherrn von *Zinck.* Die Revolution in Frankreich veranlasst den Vf. den Ursachen nachzuspüren, welche ähnliche Unruhen in Deutschland hervorbringen könnten, und er findet sie vorzüglich: in dem Luxus der Höfe und ihrer Anhänger, in den deshalb vermehrten Abgaben des Volks, in der harten Behandlung des Landmanns durch die subalternen Obrigkeiten, und in der Ausartung des Adels, der seine wahre Würde, als mittleres Glied zwischen den Fürsten und dem Volke, vergessen hat. Obgleich dieser vortreffliche Aufsatz seinen Gegenstand nicht ganz erschöpft, welches auch nicht die Absicht des Vf. gewesen zu seyn scheint; so enthält er doch merkwürdige Winke, und zeichnet sich dabey durch einen ruhigen und gemäsigten Ton, zugleich aber auch durch edle Freymüthigkeit und, wo erwiesne Mängel zu rügen waren, durch eine dem Gegenstand angemessne Wärme des Vortrags aus. Das Resultat bleibt dem Leser überlassen. VII. *Madrid.* Ueber öffentliche Anstalten, Brüderschaften, Gebäude, Manufacturen, Literatur, Kleidertracht, Lustbarkeiten, gesellschaftlichen Ton etc. in dieser Hauptstadt, nebst einer Beschreibung der umliegenden königlichen Lustschlösser. Aus Baretti und andern bekannten Schriftstellern zusammengetragen und in einem gefälligen Ton erzählt. Oft kommen doch gar zu lange wörtliche Auszüge vor. VIII. *Panegyricus, Kaiser Joseph II., Namens der hohen Schule zu Freyburg im Breisgau* feyerlich gehalten durch F. X. *Jellenz*, b. R. D. Prof. des römischbürgerlichen Rechtes und Rector der Universität. Wo der Vf. das viele Gute, welches sich mit Wahrheit von Josephs merkwürdiger Regierung sagen lässt, treu und schmucklos erzählt; erreicht er seinen Zweck am besten. Er hat das Verdienst einer klaren und lebendigen Darstellung; und so oft sein Gegenstand ihn wirklich begeistert, hebt er sich über das Gewöhnliche, z. B. S. 180—186., wo er mit glühendem Enthusiasmus über Pressfreyheit und Religionsverbesserung spricht, und bey dem pathetischen Schluss, wo er Josephs Tod berührt. An andern Stellen leuchtet bald der Zwang der methodischen Form (z. B. S. 164., wo von einer Figur der Redekunst gesprochen wird, an die das

Herz in der Trauer gewiss nicht denkt), bald die Bemühung, sich aus eignet Kraft empor zu schwingen, zu deutlich hervor. (z. B. S. 175. „Aber immer herr„licher hebt sich mein Adler, in höhere Regionen geht „sein Flug, wer vermag ihm zu folgen und den Raum „zu messen, den er *ging?* Nur die Augenblicke kön„nen wir *belauern*, wenn er durch die Wolken briest, „um sich der Erde in seiner Herrlichkeit zu zeigen.") Dichter ist er wohl nur da, wo er Josephs Kriegsruhm preiset. Die Titelvignette ist ein Medaillon mit dem Brustbilde Friedrichs des Grossen.

Aus der Vorrede zum zweyten Stück sieht man, dass der Herausg. von politischen Ketzermachern nicht unangefochten geblieben war; er antwortet ihnen am besten, indem er sich nennt, und geht zu einer kurzen Anzeige der in diesem Stück enthaltenen Aufsätze über, unter denen keiner von ihm selbst ist. I. *Geschichte der Nunciaturen in Deutschland, von der Kirchenversammlung von (zu) Trient an bis auf unsre Zeit.* Wahrscheinlich von *Jellenz*, und gewissermaassen Fortsetzung eines ältern, in *Possells* wissenschaftlichem Magazin für Aufklärung eingerückten Aufsatzes desselben Vf., über die ältere Geschichte der Nunciaturen. In einer derben Sprache geschrieben, durchgehends mit Actenstücken belegt, dem Bewohner des katholischen Deutschlands wichtig, dem Protestanten nur interessant. II. *Konnatonto und Täesa, eine Amerikanische Geschichte.* (Nach der Erzählung in einem Stücke für *Literatur und Völkerkunde* dichterisch bearbeitet.) Von *Konz.* Der Vf. hat gesucht, sich Ossians Ton eigen zu machen, so wie wir ihn aus Uebersetzungen kennen, und es ist ihm im Allgemeinen gut gelungen; nur verursacht hier und da die Beobachtung des Nordamerikanischen Costums seltsame Dissonanzen, z. B. wenn Konnatonto's Vater durchgehends unter dem Namen: die alte Klapperschlange vorkömmt, wenn er jederzeit, sogar auch in der beziehenden Zusammensetzung, im weiblichen Geschlechte genannt wird. Auch entschuldigt die dichterische Bearbeitung keine Härten, wie S. 31. „den reissenden Waldstrom *des Kriegers Ungestümms*" (Ungestüms), wo zwey einander regierende Genetive ohne Artikel auf einander folgen. III. *Ueber die Bildsaule des regierenden Churfürsten von Sachsen auf der Esplanade vor dem Petersthore zu Leipzig.* Etwas zum Nachdenken für deutsche Künstler und Kunstkenner. — Der Vf. glaubt, der deutsche Nationalgeist müsse unendlich gewinnen, wenn die Bildsäulen deutscher Männer durchgehends auch in deutscher Tracht aufgestellt würden. Nachdem er viel darüber gesprochen hat, räumt er endlich ein, dass wir Deutschen keine Nationaltracht haben, und dass unsre so sehr veränderliche französische Kleidung eben nicht verdiene in Marmor verewigt zu werden; er schlägt daher die Ceremonien Kleidung unsrer Fürsten vor, und empfielt besonders, *den Kurhut nicht zu vergessen.* — Doch er sagt ja selbst: ich bin kein Kunstkenner. IV. *Lissabon.* Wie No. VII. im ersten Stück recht gut zu lesen, aber auch gar nichts neues. Ausser *Baretti* sind auch *Schlözer* und das *historische Portefeuille* hier in Auszügen angeführt. V. (Durch einen Druckfehler: N. IV., wodurch alle folgende Nummern falsch werden.) *Uhrgüchtliche Vssaag und Beckhanttnüss, was Hanns Hainrich Mihlenfelss Donnerstag d. 26 Jun. 1606. Innhallt der vnnderschidlichen gehaltener prothocollorum, Als er zur Peinlichen Fraag khommen, — — — bekhenndt.* Peinliches Verhör eines angeblichen Goldmachers. VI. *Die Bäder zu Baden in der Schweitz.* Einige Inschriften, die Geschichte der Stadt vom Kaiser Vitellius bis 1712., und eine Beschreibung der Bäder; alles sehr kurz. VII. *Ueber die Schädlichkeit des vielen Fahrens in grossen Städten, besonders in Wien. Eine Polizeysorge.* Aus dem in grossen Städten herrschenden Geschmack an Equipagen weiss der Vf. alle Mängel und alle Leiden des gesellschaftlichen Lebens her zu leiten, von denen er jedoch zum Glück den grössten Theil *in petto* behält, und hier nur von den fürchterlichen Folgen jener unseeligen Lust, in offnen oder bedeckten Wägen zu fahren, auf Gesundheit, Landesökonomie und Moralität handelt. Freylich ist manches Wahre in dem, was er sagt; aber es passt mehr auf den Luxus im allgemeinen als auf diesen einzelnen Zweig desselben. Das Seltsamste sind die Gegenmittel, welche er den Regierungen empfielt, besonders seine Classification, nach welcher unter andern den *Bürgern, die nicht geadelt sind,* das Fahren schlechterdings untersagt wird. VIII. *Bitte um Beherzigung des Bürgerwerths in Deutschland.* Der Vf. erzählt zuerst die Geschichte eines durch die üble Wirthschaft seiner schlechten Frau zu Grunde gegangnen Handwerkers; dann eine alte Anekdote von Jagddespotismus, die mit dem Folgenden gar nicht verbunden werden. Der bekannte und nie in der Theorie bestrittne Satz vom Werth der hervorbringenden Bürgerclasse wird mit lebhaftem Interesse, oft auch in einem empfindsamen Tone, von Neuem eingeschärft, ohne dass man übrigens etwas Neues dabey erführe. Wahrscheinlich mag der Vf. viel Nützliches für seine Vaterstadt zu sagen gehabt haben, welches aber dadurch, dass es etwas Allgemeinnützliches werden sollte, verstümmelt worden ist, und, weil er immer wieder auf die kleinere Localbeziehung zurückkömmt, auch den nothwendigen Zusammenhang verloren hat. IX. *Wie weit kann und soll Aufklärung, besonders religiöse, unter der Mittelklasse gehen?* Ein gutgemeynter Aufsatz, der manche, der Beherzigung werthe, aber übrigens nicht neue, Wahrheit enthält, und dessen Vf. weder seinen Gegenstand reif genug durchdacht, noch überhaupt seine Begriffe gehörig geläutert zu haben scheint. Er eifert gegen die zu raschen Aufklärer; aber er verwechselt freye Belehrung mit erzwungner und Unglauben mit Immoralität, und möchte am liebsten eine symbolische, bloss den Geweihten verständliche, Weisheit einführen. S. 150. wird die Frage: „Soll „Aberglaube seiner unschädlichen, oder gar nützlichen „Folgen wegen, geduldet werden?" erst verneint und dann gleich wieder bejahet, und S. 156. die Publicität zwar angepriesen, aber dabey die Befugniss, Bücher zu schreiben, nur auf eine gewisse privilegi-

te Classe im Staat eingeschränkt! — X. *De bello turcico. Divi Josephi Magni, Caesaris Augusti*, P. P. M. S. vom Hn. Hofdiakonus *Preuschen* in Carlsruh. Ein wohlgerathner metrischer Aufsatz; denn, Gedicht, kann man doch wohl ein Werk nicht nennen, dessen höchster Vorzug in einer beynahe ängstlichen Nachahmung klassischer Muster besteht. XI. *Kritische Skala der vorzüglichsten deutschen Dichter*. Vom verewigten *Schubart*. (Ein Einfall der schon mehrmals versucht worden, und zu keinen gründlichen Resultaten führt). „Die *Ingredienzen* eines Dichters, „sagt der Vf., sind Genie, Urtheilsschärfe, Literatur, „Tonfülle oder Versification, Sprache, Popularität, „Laune, Witz, Gedächtniss." Nach diesen Eigenschaften sind 1 (zu des Vfs. Zeit) lebende und vier verstorbene Dichter geschätzt, indem in einer Tabelle das Maass, welches jeder derselben von jenen Eigenschaften besessen haben soll, durch Ziffern angegeben worden ist. Z. B. (NB. die Ziffern stehn in derselben Reihe, in welcher oben die Eigenschaften genannt worden sind.)

Klopstock. 19. 18. 17. 18. 19. 15. 16. 15. 17.

„Man sieht aus diesem Versuche, setzt der Vf. hinzu, wie schwer es sey, Geister zu messen wie man „Körper misst."

Leipzig, b. Leo: *Anleitungen für das praktische Menschenleben* erwachsenen Söhnen und Töchtern geweihet, welche glücklich und froh zu seyn wünschen. 1795. 467 S. gr. 8. (1 Rthlr.)

Mancherley ist in dieser Sammlung enthalten; zum Theil auch von *der* Art, dass man es gerade *hier* und eben in *dieser* Verbindung schwerlich vermuthet haben würde. Dieser mannichfaltige Inhalt ist unter *elf* Rubriken gebracht, von welchen einige wieder in verschiedene Unterabtheilungen zerfallen. Es wird nöthig seyn, wenigstens jene Hauptrubriken aus dem vorgesetzten Inhaltsverzeichnisse auszuheben, weil daraus erhellet, was man ohngefähr den Plan des Werkes nennen könnte.

1) *Physische Menschenerziehung und Lebensgenuss*; in 20 Abschnitten, von welchen Hr. 20. *Menschenkenntniss und Lebensweisheit* in sich fassen soll. — 2) *Garnberechnungstabelle*. — 3) *Sicherungsmittel bey Gewittern*. — 4) *Kurze Erklärung missgedeuteter Naturerscheinungen*. — 5) *Lehren der Weisheit und Klugheit, besonders für junge Mädchen*. — 6) *Nachweisungen mit Nutzen und Klugheit zu reisen*; in 6 Abschnitten. — 7) *Physische Menschenerziehung und Lebensgenuss. Zweyte Abtheilung*; in 11 Abschnitten. — 8) *Nachweisungen mit Nutzen zu reisen. Zweyte Abth.*, in 8 Kapiteln. — 9) *Nachrichten über Rechtsvorfälle im gemeinen Leben, und wie man sich dabey zu verhalten habe*; in 4 Abschnitten: *vom Rechte der Personen; von der Ehe; von der Vormundschaft; vom Eigenthum*. — 10) *Kenntniss der physikalischen Beschaffenheit der Welt, nach Anleitung des Kalenders*. — 11) *Anleitung zum Umgange mit Menschen*.

Alles dieses ist zum Theil der ungenannten Redacteurs eigene Arbeit, zum Theil aber aus verschiedenen Schriften, die zwar nirgends genannt, aber leicht zu errathen sind, meistens wörtlich ausgehoben. Im Eingang eines *Vorberichtes* bezeichnet er es selbst als „ein Buch, worin erwachsene Söhne und Töch„ter viel Wissenswerthes über das finden, was ihnen „in dem wirklichen Menschenleben nützlich und un„entbehrlich ist." — Als ein solches Buch wird es immer mit Nutzen gebraucht werden können, wenn auch die Grenzen des Unentbehrlichen, wie man aus dem Verzeichnisse der Rubriken und ihrer Unter-Abtheilungen sieht, in einer Rücksicht überschritten, in einer andern aber nicht erreicht seyn sollten, und dabey der solchen Sammlungen eigene Mängel an Uebereinstimmung der verschiedenen Materialien zu einem fest bestimmten Zwecke, besonders in Absicht auf sittliche Ausbildung, auch hier nur zu sehr hervorsticht.

Für die Bruchstücke medicinischen, physikalischen, physiologischen und astronomischen Inhalts glaubt der Vf. gegenwärtiger Anzeige kein ungünstiges Urtheil der Kenner vermuthen zu dürfen. Die Anweisungen zum nützlichen Reisen enthalten zwar Manches, was zu allgemein ist, und zur Lebensklugheit überhaupt gehört: aber sie können doch wohl gute Dienste leisten, wenn manche speciellere Belehrung z. B. von jungen Leuten, die sich der Handlung widmen, gehörig befolgt wird. N. 2. Ist offenbar viel zu speciell und nichts weniger als zweckmässig; denn warum nur diese Tabelle, und nicht so manche andere von eben der Art? — Unter allen Rubriken möchte wohl N. 9) am wenigsten befriedigen, indem sie das in diesem Fache allenfalls Wissenswerthe bloss berührt, und dabey in der Ausführung mehr als eine Veranlassung zu Erinnerungen giebt. — In den zerstreuten Abtheilungen und Unterabtheilungen von Lebensweisheit und Lebensgenuss hätte wohl eine strengere Auswahl des Eigenen sowohl, als des Entlehnten, getroffen werden sollen; und dadurch würde nicht nur Raum für noch mehr Wissenswürdiges gewonnen, sondern auch die Anweisung zu eigener Bildung durch eigene Kraft, die der Herausgeber zur Hauptabsicht hatte, (am Schluss des *Vorb.*) ungleich bestimmter geworden seyn.

Leipzig, b. Hilscher: *Euphemia* (,) ein moralisch-charakteristisches Gemählde für gute Menschen (,) von Christ. *Schulz*. 1796. 216 S. 8. (16 gr.)

„Konnte es daher unter so bewandten Umständen „(unter der Leitung guter Aeltern, bey unbeschränk„ter Folgsamkeit der Tochter,) wohl anders zu ver„muthen seyn, als dass Euphemia, mit den trefflich„sten Anlagen des Geistes und Körpers *begabt*, zu „demjenigen Grade der Bildung empor steigen muss„te, *dessen nur immer ein weibliches Geschöpf* ist?" — so kündigt der Vf. (S. 7.) seine Heldin und sich selbst an. Dieses aus ihrer Jugendgeschichte zu entwickeln, was allerdings der Wunsch der Leser seyn möchte, und ihn, seiner Versicherung nach, wenig Mühe wür-

de

de gekostet haben, lag ganz von seinem Gesichtspunkt entfernt. Er will weniger durch Lehren, als durch Beyspiel unterrichten, „und den Charakter seines Sujets mehr aus der Folge dieser Geschichte sich „enthüllen lassen, als ihn ohne begleitende Thatsachen gleichsam als ein *lebloses Skelet* darstellen; ein „Umstand, wodurch die Farben eines moralischen „Gemäldes desto kraftvoller erhalten werden, weil „sie dann in *ihrer ganzen Energie* wirken können, da „sie im Gegentheil durch leere und unzeitige Demonstration nur ermatten würden. Es ist also *unsere* „Pflicht, nicht erst weitläuftig zu zeigen, wie sie „das gute und vortreffliche Mädchen wurde, sondern vielmehr *darzuthun und zu beweisen*, dass sie „es wirklich und wie sie es war, und nur diess gehört, nach unserm Plane, zum Interesse dieses „Buchs."

Bedarf es mehr, als solcher eigenen Fingerzeige des Vf., um anzudeuten, was man von seinem Kunstwerke zu erwarten berechtigt sey? Oder will man in dem Buche selbst suchen, ob und in wie weit Hr. *S.*, dargethan und bewiesen habe, was er *darzuthun und zu beweisen* sich zu Recht anheischig gemacht hat?

Wie es scheint, brauchte der Vf. diese, zum Glück, nicht lange Geschichte, die sich weder durch Erfindung, noch durch Zeichnung von Charakteren, noch durch Anlage und Entwickelung von Situationen, noch durch Ausdruck von Gedanken und Gefühlen, oder durch sonst etwas empfielt, bloss zum Vehikel für etwas Anders, was man *hier* gewiss nicht vermuthet haben würde. Nur in sehr loser Verknüpfung schweben in der geist- und anmuthlosen Geschichte zwey *Gespräche* oder sogenannte *Unterhaltungen*: die eine, *über den Werth religiöser Gefühle in Rücksicht auf praktische Christusreligion;* die andere, *über die Verbindung der Vernunft mit der Religion und Religionsverein.* Sonderbar nimmt es sich aus, wie die Heldin der Geschichte über diese wichtigen Gegenstände, in seitenlangen Perioden, wie vom Katheder, spricht.

Leipzig, b. Leo: *Dämmerungen.* Für Deutschlands gute Töchter: von *J. G. D. Schmiedtgen*, Verfasser der Euphonie. 1796. 372 S. und XVIII S. *Voraussetzung* (sonst *Vorrede* genannt). 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Wie vormals der Vf. von M.** R.** auf den Inhalt seines Buchs rathen liess und doch selbst das Räthsel auflösen musste, so hätte auch Hr. *S.* seinen Lesern eine Wette bieten können, dass sie schwerlich errathen würden, was diese Schrift enthält. *Dämmerungen!* — Vielleicht entfernte Anspielung auf die jetzigen Welthandel und unsere trüben oder heiteren Erwartungen? — Nicht doch! Der Vf. hat die Auflösung des Räthsels, in *dem*, was er *Voraussetzung* nennt, selbst gegeben. Was er hier *Deutschlands guten Töchtern* vorlegt, sind — *drey Erzählungen.* „Weil „sagt er es der Zeitsitte gemäss ist, seinem Kinde „besondere Namen zu geben; weil im Annähern der „*dämmernden* Stunde, nach vollbrachter häuslichen „Arbeit die Tochter des Hauses mein Buch in die „Hand nehmen könnte; weil der Geschmack der Zeit „von der Art ist, dass meine Erzählungen wahrscheinlich zur Abenddämmerung gehören, oder mit „andern Worten, zu den letzten ihrer Art — um „deswillen nennt' ich mein Buch *Dämmerungen.*"

Nach dieser Enthüllung seiner Hieroglyphe giebt er auch selbst eine Uebersicht von der Absicht seiner Erzählungen. Die *erste: Benjamine oder* die Astern (auf eine wahre Geschichte gegründet) soll die traurigen Folgen einer übertrieben zärtlichen Erziehung, die Nachtheile der Eitelkeit, vorzüglich in Rücksicht auf die Sucht sich zu höhern Ständen zu erheben, und endlich die Folgen scheinbarer Maassregeln zur Rettung der weiblichen Ehre, darstellen. — Die *zweyte: der Widerspruch oder die Bettlerfreude*, (wobey ebenfalls Wirklichkeit zum Grunde liegt,) soll die Freuden der Natur und der Kunst schildern, und „nebenher das Verhältniss des Menschen zum Menschen" und wie man wohlthätig seyn könne, ohne reich zu seyn oder zu prahlen, überblicken lassen. — Die *dritte* endlich: *das Gericht der Gründlinge*, ist bestimmt, die Vortheile zu zeigen, wenn man einen von den Ständen wählt, die, wie man zu sagen pflegt, ihren Mann nähren. — Dabey soll auch sein Buch, im Ganzen betrachtet, ein „ächt deutsches" seyn, deutsch in Rücksicht auf Sprache sowohl, als auf vaterländischen Sinn.

In der *ersten* Erzählung ist ein Charakter entwickelt, durch den die Heldin sich in eine Situation verwickelt, die sich sehr vom Gewöhnlichen unterscheidet und innige Theilnahme erweckt. — Die *zweyte* Erzählung kann, mit einer etwas genauern Bestimmung der Begriffe, sehr lehrreich an Genügsamkeit erinnern, indem sie zeigt, wie weit die Kunst oder vielmehr die Künsteley, von der Natur abgewichen ist. — Zu der *dritten* Erzählung: *das Gericht der Gründlinge* (einer Art Schwämme), *ein ländliches Gemählde* — ladet das Titelkupfer freundlich ein. Was man unter der ehrwürdigen Schanereiche dort erfährt, das — mag Rec. eben so wenig ankündigen, als der Vf. es gesagt, warum er sein Buch Dämmerungen genannt hat.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 22. April 1797.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

1) Ohne Druckort: *Gewagte psychologische Bemerkungen über militärische Gegenstände.* 1795. 80 S. in 8.

2) Ohne Druckort: *Betrachtungen über die Kriegskunst, über ihre Fortschritte, ihre Widersprüche und ihre Zuverlässigkeit.* Auch für Layen verständlich, wenn sie nur Geschichte wissen. Erste Abtheilung. 1797. 286 und VI S. 8. (1 Rthlr.)

1) In diesen gut geschriebenen, und wahrscheinlich auch recht gut gemeynten Bemerkungen wird weder der Soldat, noch der Psychologe etwas neues finden. Der Vf. rügt in fünf Abschnitten, die *von der Subordination, dem Zweykampf, dem Einflusse des Militärs auf Staatsumwälzungen, der Zweckwidrigkeit des Arrests, als Strafe betrachtet, und der Disciplin,* handeln, viele, längst vor ihm schon anerkannte, Mängel in den Verfassungen unsrer stehenden Heere; aber *seine* Vorschläge zu ihrer Verbesserung dürften wohl eben so wenig wirksam in der Ausübung, als überhaupt anwendbar seyn. Die Abhandlungen sind daher auch von sehr ungleichem Werth. Am besten haben uns die erste, wo er sich zu zeigen bemüht, dass die zu pedantische Strenge der Befehlshaber, welche bloss maschinenmässigen Gehorsam fodert, für unser Zeitalter nicht mehr passe, und die dritte gefallen, wo er die, übrigens längst bekannten, Gründe untersucht, welche das französische Kriegsheer auf die Seite der Revolution lenkten. In der zweyten kömmt der alte Satz, den niemand bestreiten wird, wieder vor, dass nicht immer diejenigen, die sich am ersten zum Zweykampf bereit zeigen, auch die Tapfersten im Kriege sind. Freylich ist sehr oft ihr Muth nur eine Wirkung des Zorns, oder des Zutrauens auf überlegne Geschicklichkeit; aber man sollte daraus nicht gleich das Gegentheil beweisen wollen; denn wer im Zweykampf feig ist, wird es auch im Treffen seyn. Auch das so oft angeführte Beyspiel des Themistokles steht hier nicht an der rechten Stelle, weil es eben so wenig zu unsern Verfassungen passt, als die Uebungen des römischen Marsfeldes zu unsern Exercierplätzen. Hätte der Vf. die Einrichtungen und den Zweck der stehenden Heere genau erwogen; so würde er nicht nöthig haben, über die Nachsicht der Fürsten gegen Zweykämpfe so sehr zu erstaunen. Das Vorurtheil der Ehre, welches die Religion der besoldeten Armeen ist, erspart den Staaten unermessliche Summen, und bleibt doch immer, auch von Seiten der Moralibetrachtet, dem blossen Sporn der Bezahlung vorzuziehn. Vaterlandsliebe und Religion können unsre Krieger nicht in Schlachten führen, an denen das Vaterland oft nur einen sehr entfernten, und die Religion gar keinen Antheil hat. So lange der *Point d'honneur* diese Wirkung thut, und auf eine für das Oberhaupt noch weit bequemere Art, weil er den Krieg nie als Mittel, sondern als Zweck betrachtet; wird kein Fürst, wenn es irgend die Umstände erlauben, gegen die Uebertreter der Duellmandate unerbittlich seyn. Eine mächtige Armee, die noch jetzt die Spuren des Hasses trägt, den ein trefflicher, aber oft rascher, Monarch dem Zweykampf geschworen hatte, ist ein lebendiger Beweis, dass, so wenig sich auch in der Theorie für die Moralität eines so barbarischen Gebrauchs sagen lässt, er doch gewiss in der Erfahrung das festeste Band des *Point d'honneurs*, das einzige Gleichgewicht gegen die Willkühr der Vorgesetzten, und selbst ein Zaum für rohe unsittliche Gemüther, in unsern stehenden Heeren bleibt. — Der Arrest der Officiere muss in dem Dienst, den der Vf. kennen lernte, fürchterlich hart gewesen seyn, denn er spricht dabey von finstern ungesunden Kerkern. Dem Rec. scheint die Beraubung des militärischen Ehrenzeichens, des Degens, auf Stunden oder Tage, bey den Fehltritten der Officiere eine ziemlich consequente Bestrafung; *Gefängniss* wird ja in den vornehmsten Heeren nur bey groben Vergehungen zuerkannt, und ist vom *Arrest* verschieden. — Der Vorschlag des Vf., die Disciplin durch gereinigte Religionsbegriffe zu erhalten, ist lobenswürdig; aber diese Begriffe selbst scheinen bey ihm noch gar nicht recht gereinigt zu seyn. *Furcht vor der Strafe* und *Hoffnung der Belohnung* sind nach seiner Meynung (S. 75.) die einzigen Mittel, den Menschen *moralisch* zu bessern, und diese finden wir am besten in der Lehre der Kirche von Seligkeit und Verdammniss. Daher soll denn (S. 77.) jeder, der nicht die Pflichten und *Ceremonieen* der Religion genau erfüllt, bey Beförderungen übergangen werden. „Freylich," heisst es ferner (S. 78.), „wird „man dadurch nur Heuchler erziehen; aber diese „*Heuchler* müssen doch endlich *aus Gewohnheit gute* „*Christen* und *moralische Menschen* werden!!"

Ein ganz andrer Geist athmet in Nr. 2. Die vollständigste Sachkenntniss und das reifste Urtheil zeichnen diese Schrift aus, deren Vf. tiefer in das Innere der Kriegskunst hineinblickt, als fast Einer seiner Vorgänger. Man könnte ihn einen militärischen Skeptiker nennen: aber wenn es irgend möglich ist, die Wissenschaft des Kriegs von dem Despotismus des Vorurtheils und der Autoritäten, der sie mehr als irgend

eine andre beherrscht, zu befreyen, und das Wahre darinn, von dem Falschen gesondert, auch auf die Gefahr, dass dessen nur sehr wenig übrig bleiben möchte, auf einfache und zuverlässige Grundsätze zurück zu führen; so muss dieses auf dem Wege geschehn, der hier eingeschlagen worden ist. Freylich wird der Vf. an manchen Orten anstoßen, wenn er Lehrgebäude in einem Fach des Wissens angreift, wo der Beweis fast immer nur praktisch geführt werden konnte, und wo es daher so schwer wird, die Person von dem System abzusondern; aber er scheint darauf gefasst zu seyn, und hat gewiss auch darinn Recht, dass er glaubt, jetzt sey der wahre und schickliche Zeitpunkt, mit seinen Bemerkungen hervor zu treten. In dem noch jetzt fortdauernden Kriege fand schon manches militärische Vorurtheil sein Grab, und die besten seit dem siebenjährigen Kriege gebildeten, Officiere mussten in ihrem ersten Feldzuge gegen die Neufranken erst lernen, wie wenig von dem, was Bücher und Manoeuvrir-Lager sie gelehrt hatten, gegen einen Feind, der alle alten Systeme umstürzte, anwendbar sey.

Der Plan des Vf. ist systematisch; aber das Werk leidet dennoch keinen Auszug. Die Gedanken drängen einander so sehr, und oft wird auch der Vortrag so rhapsodisch, dass eine vollständige Anzeige des Inhalts in einen Commentar ausarten würde. Wir wollen indessen versuchen, unsern Lesern von dem Gange der Schlüsse des Vf. eine Idee zu geben, ohne uns, so verführerisch auch die Lockung bey manchen Veranlassungen seyn dürfte, auf die eingeschobnen trefflichen Räsonnements einzulassen.

Der 1 Abschnitt handelt von der Taktik der Griechen und Römer, von dem Phalanx und der Legion; und der wesentliche Unterschied der alten Kriegskunst von der neuern wird in der geringern Entfernung der Heere von einander, in ihrer kürzern Ausdehnung und der daher leichteren Uebersicht des Ganzen für den Feldherrn, so wie in der Art des Kampfs von Mann gegen Mann und des Anrennens ganzer Massen für die Truppen selbst, festgesetzt. Unüberwindlicher aber, als durch ihre Waffen und die Fertigkeit sie zu gebrauchen, wurden die Heere, die für ihre eigne Sache kämpften, durch den Geist, der sie beseelte; ein Umstand, der so laut auch die Geschichte darüber spricht, in den Systemen der neueren Taktiker beynahe durchgehends übersehen worden ist. „Das „Ideal von dem traurenden Subject, aus welchem man „heut zu Tage den Soldaten heraus zwängt, war „noch in keines Menschen Sinn gekommen," sagt der Vf. (S. 13.) in seiner kraftvollen, nur leider auch oft ins Gezierte und Kostbare ausartenden, Sprache.

Er erwähnt der Taktik der mittleren Zeiten nur im Vorbeygehen, und springt (Abschn. 2) von der Kriegskunst unter den Kaisern der ersten Jahrhunderte, zu dem Zustande derselben nach der Erfindung des Schiesspulvers über. Sehr gut ist die Verwirrung geschildert, die nach der Einführung des Feuergewehrs bey den Kriegsheeren herrschte, wo alle Vertheidigungsmittel noch bloss auf die alten Angriffs-Waffen berechnet waren. Rec. hat jedoch hier die Erwähnung der Osmannen vermisst, die, da sie in jener Periode bloss angreifend Krieg führten, auch den ersten wesentlichen Vortheil aus der neuen Taktik des Schiessgewehrs zogen. Der Zufall, den jeder Kriegserfahrne so gern von dem Schlachtfelde verbannen möchte, herrschte nun ausschliessend und uneingeschränkt in den Feldzügen, bis (Abschn. 3) Gustav Adolph zuerst seiner Willkühr Fesseln anzulegen versuchte. Turenne, der Dritte der Oranier und Alexander von Parma erhalten hier als kluge Verbesserer des Kriegswesens, so wie sie es fanden, ein gebührendes Lob; umschaffen konnten sie es nicht, weil sie nur Heerführer, nicht zugleich Monarchen, waren. Durch die Grösse seiner stehenden Heere und die ungeheure Ausdehnung seiner Unternehmungen trug Ludwig XIV (Abschn. 4) viel zur Veränderung der Kriege bey. Die Befestigungskunst erstieg ihren Gipfel, die Feldherrenkunst (Strategie) wurde förmlich studirt, und an die Stelle mechanischer Fertigkeit traten die Resultate weitumfassender Combinationen des Verstandes. Das vermehrte Geschütz, die geringere Tiefe der Stellung, das verbesserte Feuergewehr u. s. f. waren Folgen der auf diesem Wege vervollkommneten Kunst, aber den Glanz seiner Waffen in der mittleren Epoche seiner Regierung verdankte Ludwig doch hauptsächlich dem hohen Ehrgefühl, welches die französischen Heere vom Feldherrn an bis auf den letzten Soldaten durchdrang.

Der Vf. macht nun (Abschn. 5) einen Stillstand, um noch einmal die neuere Taktik mit der alten zu vergleichen. Die Folardschen Schriften, die hier sehr richtig beurtheilt werden, geben dazu die Veranlassung; und die stillschweigende Voraussetzung, worauf fast alle späteren Systeme sich gründen, dass der gemeine Soldat im Moment der Gefahr eben so sehr Maschine bleiben könne, als auf dem Exercierplatz, wird hier mit Wahrheit und Nachdruck gerügt.

Fast sollte man in dem folgenden (6ten) Abschnitt eine Widerlegung dieses Satzes zu finden glauben, wenn man die Beschreibung des Kriegsheeres lieset, welches Friedrich Wilhelm I seinem Nachfolger hinterliess. Man sieht hier einen Haufen, grösstentheils gezwungen angeworbener, sparsam ernährter, bunt, aber unbequem gekleideter und in der härtesten Sklaverey gehaltener, Menschen, stolz in ihrem Elende, auf ihre weniger geehrten, aber auch weniger gedrückten, Mitbürger herabblicken. Mit wenigen Ausnahmen von unwissenden Befehlshabern zu maschinenmässigen Uebungen abgerichtet, aber gleichsam von dem Geiste eines geheimen Ordens beseelt, und durch das Wort: Dienst, wie durch eine magische Formel gebunden, steht dieser sonderbare Haufen, der keine willkührliche Bewegung kennt, eisenfest im Angesichte des Todes, und stürzt, so schlecht er auch damals noch gelenkt wurde, in den ersten schlesischen Feldzügen die Veteranen des Türkenkrieges vor sich nieder. Was hätte ein Friedrich II nicht aus solchen Menschen, die nur Willen zum Gehorsam hatten, ma-

then können, wenn er sich hätte herablassen wollen, Herz und Geist bey seinem Heere zu bilden, so wie er die Stellungen desselben verbesserte! (Abschn. 7.) Unumschränkt war seine Herrschaft über die Meynung; aber er wollte nie in den einzelnen Gliedern der Maschine selbstständige Wesen sehen, und wo nicht von Manoeuvres und Evolutionen die Rede war, achtete er es wenig, ihnen verständlich zu werden. Fremden Sitten und fremdem Geist huldigend, trennte er sich von seiner Nation, und die Bildung des Heeres ging, ungelenkt von ihm, ihren eignen Weg zur Humanität, den aber Friedrich, zum grössten Nachtheil des Ganzen, nie anerkennen wollte, sondern den Officier und Gemeinen sich nach 20 und 40 Jahren noch eben so dachte, wie er ihn beym Antritt seiner Regierung gefunden hatte. In der Kunst, Menschenkunde mit Waffenkunde zu verbinden, war ihm der Marschall von Sachsen überlegen, „und Friedrich würde nicht „ohne Gefährten beym Ziel stehen, wenn er nicht „Monarch, sein Nebenbuhler aber nur Unterthan ge„wesen wäre." (S. 18.) Meisterhaft ist (Abschn. 8) die Parallele zwischen diesen beiden ausgeführt, und (Abschn. 9 u. 10) durch eine Reihe trefflicher Gemälde aus dem siebenjährigen Kriege unterstützt. Ueberall sieht der Vf. die Dinge aus einem neuen Gesichtspunkt; er ist hier ganz zu Hause, und seine Beurtheilung des Helden- und Feldherrncharakters Friedrichs ist das durchdachteste, scharfsinnigste und kühnste, das vielleicht jemals über diesen Gegenstand erschien. Kurz und treffend sind die Ursachen, welche den Erfolg des siebenjährigen Krieges bestimmten, angedeutet, und die Schilderung des moralischen Zustandes der Armee gegen das Ende des Kriegs zeigt den tiefen Menschenkenner.

Der Vf. kehrt nun (Abschn. 11) wieder zu dem Einfluss dieses Kriegs auf die Wissenschaft zurück, welche damals einen langen Stillstand machte, in welchem man sie beynahe für vollendet hielt. Die neun und zwanzigjährige Periode des Friedens, — denn die Kämpfe gegen die Türken und in Amerika würdigte der Stolz der Kriegsgelehrten kaum einiger Aufmerksamkeit, — und die Manoeuvres des baierschen Erbfolgekriegs waren dem Systemgeist besonders günstig, der, nicht zufrieden, den bedeutenden Winken eines Puysegur und Moritz von Sachsen seine eignen Meynungen unterzuschieben, auch die Begebenheiten selbst seinen Hypothesen anzupassen verstand. Mit kurzen Worten würdigt der Vf. jene zahlreichen Producte der taktischen Schreibseligkeit, indem er den Zufall, der, weil er sogar nicht ästhetisch ist, aus den militärischen Romanen verbannt worden war, in seine verjährten Rechte wieder einsetzt; die Consequenz, die man so gern in die, oft nur durch das Bedürfniss des Augenblicks gelenkten, Handlungen grosser Feldherren legen möchte, hie und da zweifelhaft macht; und den auf eine eingebildete Erfahrung gestützten Grund mancher glänzenden Theorieen mit zerstörender Hand niederreisst. Ueberall sieht man den Mann, der mit offnen Sinnen selbst beobachtete, der über seine Beobachtungen dachte, und sie reif werden liess, ehe er sie der Welt vorlegte. Er beschliesst diesen 1. Th. mit einer Charakteristik der vornehmsten Helden des siebenjährigen Krieges, eines Prinz Heinrich, Moritz von Dessau, Bevern, Ziethen, Seidlitz, Ferdinand und Erbprinz von Braunschweig, Daun, Laudon u. a. m., unter denen es vielleicht nicht schwer seyn dürfte, den Feldherrn zu errathen, in dessen Schule der Vf. sich gebildet hat. Wir enthalten uns jedoch jeder Aeusserung darüber, und vereinigen unsern Wunsch mit dem gewiss allgemeinen Verlangen des Publicums nach der Fortsetzung dieses für den Soldaten, den Geschichtsforscher und den Philosophen gleich interessanten Werkes.

NATURGESCHICHTE.

Ohne Druckort: *Abbildungen der Schwämme. Erstes Heft* 1790. *Zweytes* 1791. *Drittes* 1793. 4. (4 Rthlr.)

Um die Wünsche verschiedner Naturliebhaber zu befriedigen, heisst es hier auf dem Umschlag des ersten Heftes, wolle man ihnen von ausländischen, oder noch schlecht abgebildeten einheimischen Schwämmen eine vollständige Sammlung um einen sehr mässigen Preis in die Hände liefern. Diese Sache wäre an sich sehr gut, und Rec. hat sie selbst innigst gewünscht; es ist ein wahres Bedürfniss, jezt, da man von Schwämmen mehr weiss, als ehedem, und deutlich sieht, wie viel noch zu wissen und zu erforschen übrig ist, eine vollständigere, getreue und wohlfeile Folge von Abbildungen zu haben, die den Freunden der Wissenschaft, denen es wahrlich nicht an Lust fehlt, überall dieses Studium erleichtern könnte. Denn bey blossen Beschreibungen müssen sie, da die zahlreichsten Gattungen oft so einförmig, und andre verwickelte Formen noch gar nicht leicht fasslich bestimmt sind, nothwendig müde werden. Rec. würde dazu eine Sammlung vorschlagen, die auf die vortreffliche Art der Panzer- und Sturmischen Insektenfaune ins Publicum gebracht würde. Das wäre wohlfeil, befriedigend, und man sähe das Ende. Die nöthige Verjüngung der Figuren kann keinen gegründeten Einwurf machen, durch beygesetzte Maasse ist dem gleich abgeholfen. In der gegenwärtigen Lieferung scheint auf alles Vorige wenig Bedacht genommen zu seyn. Jeder Heft enthält 10 Tafeln, auf jeder ist nur eine einzige Art abgebildet; in vier Jahren sind mehr nicht als 30 Arten aus der Gattung Agaricus geliefert, welche Gattung nur nach dem Hoffmannischen Nomenclator Fungorum gegen 400 Arten, und in der Natur wahrscheinlich eine doppelte Anzahl enthält; im ersten und zweyten Heft stehen blosse Copieen aus Bolton, im dritten hingegen meist solche Arten, die der schätzbare Botaniker, Hr. *Persoon*, als neu bestimmt hat, wobey sich aber der Künstler, wie bey A. equinus, die Mühe so leicht gemacht hat, dass man fast gar nicht weiss, was man sieht. Andre, wie A. macrou-

macrourus, guttatus, asper und serotinus, wo aber doch der senkrechte Durchschnitt nicht genau zu seyn scheint, sind besser gearbeitet. Agaricus rubens Bolt. ist schwerlich eine neue Art, A. fascicularis überall in Deutschland zu finden, und hier Bolton so grell und bunt nachgebildet, wie möglich. Rec. wiederholt es nochmals, da wir noch so viel durch vereinte Mühe für das Studium der Schwämme zu thun haben, um Kenntniss zu befestigen, und alsdenn die sichere und vielfache Anwendung dieser Geschöpfe, die man millionenweis ungenutzt verderben lässt, folgen kann, so ist eine zweckmässige, mittheilbare Sammlung von Schwammbildern, aber auch nur eine solche, eifrigst zu wünschen.

Als neue Auflage ist erschienen:

Salzburg, b. Duyle: *Der kleine Abc-Schüler.* Ein Geschenk für Kinder, welche bald zu lesen und das Gelesene zu verstehn wünschen. Neue Aufl. 1795. 64 S. 8. (2 gr.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Rechtsgelahrtheit. *Wien*, b. Trattner: *Egid Joseph Karl v. Fahnenberg auf Burgheim*, K. K. Erzherzogl. Oesterreich. Directorialgesandten bey der allgemeinen Reichsversammlung, *über die völlige Exemtion des Erzherzogl. Hauses Oesterreich von der Gerichtsbarkeit des K. Reichskammergerichts.* 1796. 75. S. gr. 4. — Auf die rühmlichste Weise arbeitet dieser berühmte Staatsmann auch für die Wissenschaft, und liefert hier in gedrängter Kürze und in einem weit gefälligern Stil, als man sonst von dem jetzigen Orte seines Aufenthalts her zu erwarten gewohnt ist, eine gründliche Darstellung des auf dem Titel angezeigten Gegenstandes. Die Privilegien des Hauses Oesterreich, welche zuerst von *Friedrich I* im J. 1156 ertheilt, und von mehrern Kaisern bestätigt sind, enthalten nicht nur das *privilegium de non appell. illimitatum*, und das *jus de non evocando*, sondern auch die völlige Exemtion von der Jurisdiction der Reichsgerichte. Sie wurden dem Reichskammergericht 1541 insinuirt. Die ältern Assessoren wollten sie bloss auf die österreich. Erblande einschränken, und nicht auf die österreich. Reichspfandschaften, nämlich auf die *Landvogtey Schwaben*, *Hagenau* und *Ortenau*, die 4 *Waldstädte* und auf die *Stadt Breysach*, noch weniger aber auf das kaiserl. Landgericht in Schwaben, erstrecken; dies wurde aber von den Kaisern mehrmals geahndet. Doch erklärte *K. Leopold* 1670, dass die Partheyen künftig von dem schwäbischen Landgerichte entweder an die Reichsgerichte oder an die österreichischen Gerichtsstellen sollten appelliren können. Auch die *burgundischen* Lande sind in dem bekannten Vertrage von 1548 von der Jurisdiction des Kammergerichts völlig eximirt; nur in zwey Fällen, nämlich wegen eines Landfriedensbruchs, und wegen unterlassener Zahlung der Reichssteuern und Kammerzieler, ist die Gerichtsbarkeit des R. G. wider den Herzog von Burgund begründet. (Wir hätten gewünscht, dass auf die wider den ersten in dem vom Vf. angeführten *Neuen Journal für Staatskunde und Politik*, von *Jaup* und *Crome* I. St. S. 163 ff. vom Hn. Prof. *Jaup* aufgestellten Zweifel Rücksicht genommen wäre.) Daher wurde in der Lütticher Empörungssache im J. 1790 kein Executionsmandat, sondern ein Requisitorialschreiben an den burgundischen Kreis vom K. G. erlassen. Auch *Böhmen* ist längst von der kammergerichtlichen Jurisdiction befreyt, und der Herzog von Orleans wurde 1781 mit einer Klage wider Böhmen von dem R. K. Gericht ab und an die Behörde verwiesen. Eben dies behauptet der Vf. von dem ganzen österreichischen Kreise. Die Exemtion gilt auch durchgehends in Ansehung der Legalaufträge. Umständlich sind die Verhandlungen angeführt, welche auf den Reichstagen von 1548 und 1653, beym westphälischen Frieden, auf dem Wahltage 1658, und beym Reichstage 1663 wegen der österreichischen Privilegien vorkamen, welches alles zum Vortheil der behaupteten Exemtionen genutzt wird. Mehrere kammergerichtliche Schriftsteller nehmen diese Exemtion für bekannt an, als *Mynsinger*, *Gail*, *Blum*, *Ludolf*, *Harpprecht*, *Cramer*, *Tafinger*. Andere, welche sie anzufechten suchten, als *Thomas*, *Michaelis*, *Reinking*, *Limnäus*, *Vitriarius* und *Pfeffinger*, *Klock*, *Henniges*, werden angeführt und widerlegt. Am Ende zieht der Vf. folgende Resultate aus dem vorhergehenden: an der Gültigkeit der dem Erzhause Oesterreich ertheilten Privilegien, ist nach den Grundsätzen des deutschen Staatsrechts nicht zu zweifeln. Sie sind von dem Reiche vielfältig in ältern und neuern Zeiten anerkannt worden, so wie auch vom Kammergerichte, welches auch in neuern Zeiten eingesehen hat, dass die Art, wie die alten Assessoren die österreichischen Privilegien auslegten, ungegründet sey. Die Herzoge von Burgund sind für sich, ohne dass sie sich auf die österreichischen Privilegien grade berufen durften, von der Jurisdiction des Kammergerichts eximirt. Auf den österreichischen Kreis können vom K. G. keine Executionsmandate erkannt werden; wobey das bekannte Beyspiel in der Schwarzacher Sache von 1782 angeführt ist. Das Haus Oesterreich befindet sich im ruhigen und anerkannten Besitz der völligen Exemtion. Alle neuern kammergerichtliche Schriftsteller erkennen die Gültigkeit und lebhafte Observanz der österreichischen Privilegien an, und die Einwendungen anderer beruhen auf irrigen Voraussetzungen.

Angenehm ist es, zu sehen, wie der Vf. als ein ehemaliges, würdiges Mitglied des Reichskammergerichts in der Vorrede die genaue Beobachtung der reichsständischen Privilegien vertheidigt. Manche gründliche Bemerkungen können auch wider die neuere, hie und da behauptete Meynung, dass Appellationsprivilegien in Sachen, die den Landesherrn selbst betreffen, nicht anzuwenden seyen, genutzt werden, und S. 58 wird selbst die neueste Wahlcapitulation Art. 19. §. 6. allegirt. — Dabey ist es indessen auffallend, dass auf dem Titel, und auch grösstentheils in der Ausführung, *nur des Kammergerichts*, und nicht auch des *Reichshofraths*, gedacht wird, (von welchem doch die Exemtion nach denselben Gründen in gleichem Maasse Statt finden muss.) Daher kommt es auch wohl, dass von den Streitigkeiten zwischen *Preussen und Böhmen* über die *böhmische Exemtion* beym Anfange des siebenjährigen Krieges (*Moser* v. Deutschland überhaupt, S. 27 ff.), und von dem, was darüber bey Gelegenheit *der Zedtwitzischen Sache* in *Pütters* Rechtsfällen 2 Band 4 Th. S. 949 vorkommt, keine Erwähnung geschehen ist.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 24. April 1797.

SCHÖNE KÜNSTE.

Breslau, b. Korn: *Der Torso.* Eine Zeitschrift, der alten und neuen Kunst gewidmet von *C. Bach* und *C. F. Benkowitz. Erster Band (von sechs Heften).* Mit Kupfern. 1796. 1797. 202 S. gr. 4.

Der Plan dieser Zeitschrift ist so wohl angelegt, und die Ausführung bisher so befriedigend, dass man ihr von allen Kunstfreunden die lebhafteste Unterstützung wünschen muss, damit der edle Fleiss und der gereinigte Geschmack der wackern Herausgeber zu einer langen Fortsetzung ermuntert werde.

Den Anfang jedes Heftes macht eine in Grundsätzen sowohl als der Methode sehr beyfallswürdige Anweisung zum Zeichnen, wo zuförderst das Alphabet der Kunst erklärt, dann eine Folge von Köpfen mit ihrer Beurtheilung und Anweisung zum Nachzeichnen geliefert wird. Der Vortrag ist klar und bestimmt, und die ganze Ausführung verräth einen Meister im Unterricht, und giebt zugleich von der Methode, nach welcher die Zöglinge der Breslauischen Zeichenschule, unter Direction des Hn. Prof. Bach angeführt werden, den vortheilhaftesten Begriff, welchen die im sechsten Hefte beygefügte Nachricht von dem öffentlichen Examen, und der Ausstellung derselben noch mehr bestätigt; die Beförderung desselben gehört mit zu den grosen Verdiensten des dirigirenden Ministers in Schlesien Hn. Grafen von Hoym.

Ein andrer interessanter Gegenstand ist die Darstellung und Beschreibung entweder wirklich schon errichteter, oder in der Idee entworfener Monumente. Im ersten Hefte findet sich die Abbildung des dem Generallieutenant von Tauentzien bey Breslau errichteten Monuments. Der Kunstrichter lässt ihm in Ansehung einzelner Theile volle Gerechtigkeit wiederfahren; bemerkt aber sehr richtig, dass der Sarcophag für das Piedestal zu gross sey, dass er nicht über dasselbe hinwegragen sollte, und dass es vorzüglich in der Mitte zu reich an Gegenständen, zu bunt an Farben sey. Im 2ten Heft sind die *Propyläen* des Perikles zu Athen, und darunter das *Brandenburger Thor in Berlin* abgebildet. „Hin also ist, sagt der Beurtheiler, die Herrlichkeit der Propyläen des Perikles, aber seit wenigen Jahren sind neue Propyläen Friedrich Wilhelms vor der schönsten Stadt Deutschland's emporgestiegen. Einzig ist der schöne Wald so dicht an Berlins Mauern, einzig die prächtige Strasse der Linden; einzig musste auch der Uebergang zwischen beiden seyn. Und er ist es, ist eins der schönsten Thore Europa's, vielleicht das schönste. Auf sechs der stärksten und grösten dorischen Säulen ruht ein Giebelfeld, in dessen Mitte ein schönes Basrelief von dem königl. Hofbildhauer Hn. Schadow angebracht ist. Die Zigeuner zwischen den Triglyphon sind ebenfalls von Hn. Schadow. Oben steht eine Quadriga mit einer Siegesgöttin. Zwischen den Säulen unter dem Thore sind Basreliefs von Hn. Prof. Betkober. An der einen Seite des Hauptgebäudes steht Mars, an der andern Minerva. Neben denselben springen die Flügel vor, wovon der rechte zur Wache, der linke für die Thorbeamten bestimmt ist. Fünf Durchgänge zwischen den Säulen gewähren den Ein- und Auswandernden eine ungehinderte Bahn. Das Ganze ist vom Hn. Geheimenrath Langhans, dessen schöne Gebäude schon mehrere Gegenden zieren, aufgeführt, und macht durch Stil und Zusammensetzung eine sehr angenehme Wirkung. Gross und erhaben würde diese Wirkung seyn, wären die Seitenflügel etwas höher, und träte das Hauptgebäude nicht zu colossalisch aus denselben hervor. Zu wünschen bleibt ferner, das Giebelfeld wäre etwas grösser und der Obersatz an beiden Seiten fehlte, weil dadurch das Ganze ein leichteres, minder drohendes, Ansehn erhielte, und der Giebel mit der Quadriga culminirte. Zu wünschen endlich: die Basreliefs zwischen den Säulen möchten niedriger angebracht oder die Durchgänge breiter seyn. Jetzt kann man nicht weit genug zurücktreten, und erblickt die Figuren blos von unten; also in einer starken nachtheiligen Verkürzung." In einer so edeln und simpeln Schreibart, in einem ähnlichen, mehr bescheiden zweifelnden, als dreist entscheidenden Tone, sind die Beurtheilungen mehrerer, im Ganzen schöner Kunstwerke, als (im 3ten H.) der Bildsäule der heil. Elisabeth, Landgräfin von Thüringen, im Dome zu Breslau, vom italienischen Bildhauer *Herkules Flerretti*, nebst einer schönen Abbildung vom Hn. Prof. Bach; und (5. H.) der Bildsäule *Friedrichs* des Grosen in Stettin, von der hier ebenfalls eine Abbildung beygefügt ist. Die Bildsäule ist bekanntlich von dem Hn. Hofbildhauer Schadow verfertigt, und alles was bey ihren Schönheiten widrig auffällt, rührt von unserm Costume der Bekleidung her, die, wenn sie einmal Aufgabe für die Künstler wird, auch den grösten zur Verzweiflung bringen muss, etwas ganz gefälliges hervorzubringen. Am leichtsten wäre freylich, wie der Kunstrichter sehr wohl bemerkt, der dreyeckichte Hut, die grosen Klappen oder Stülpen der Stiefeln zu vermeiden gewesen. Von Entwürfen zu Kunstwerken findet sich hier im 5ten H. eine allegorische Gruppe auf das Jahr 1796

und im 1ten eine Pyramide mit einer vor derselben errichteten Statüe Friedrichs II zu Pferde, als ein diesem grofsen Könige anständiges Denkmal.

Eine dritte Art von Auffätzen, ist zur angenehmen und lehrreichen Unterhaltung bestimmt, und macht das Journal auch für solche Leser anziehend, denen eine Reihe von blofs theoretischen oder kritischen Abhandlungen in die Länge ermüdend werden würde. Es sind theils romantische Erzählungen, deren Inhalt doch immer Beziehung auf Kunst hat, wie der Zauberer *Angelion* in *Elis*, oder die *seltsamen Begebenheiten eines Reisenden in Italien, ein wunderbarer Weg zur Kunst;* die durch Erfindung und Vortrag gefallen; theils historische Auffätze, wie die Geschichte der *Errichtung des Obelisks vor der Peterskirche* in Rom, die wir, so bekannt uns die Sache war, hier mit gröfstem Interesse wieder gelesen haben, theils angenehme und witzige Anekdoten, von Künstlern und Kunstsachen.

Die Kupfer machen dem Zeichner und Stecher Ehre. Die Köpfe in der Anweisung zum Zeichnen sind überaus wohl gewählt, und sehr correct gezeichnet. Gleicher Fleifs, Geschmack und Leichtigkeit herrscht auch in den übrigen. Blofs in der allegorischen Gruppe wollte uns die Stellung des aufgehobnen Fufses der Fortuna nicht gefallen; und bey der Bildsäule Friedrichs des Grofsen in Stettin, ist die Schattirung zum Theil so gemacht, dafs man es eher für den Stich eines Porträts in Lebensgröfse, als für die Abbildung einer Statüe halten sollte; die Stiefeln z. B. scheinen hier wirklich schwarz seyn zu sollen.

Die typographische Einrichtung entspricht der Würde des Ganzen, und seiner Bestimmung sehr gut. Ein edles Format, eleganter Druck, ein schicklich erfundner und zierlich im Stich ausgeführter Umschlag tragen das ihrige zur schönen Harmonie des Ganzen bey.

DRESDEN, b. Meinhold: *Briefe über die Kunst an eine Freundin*, von *Joseph Friedrich Freyherrn zu Racknitz*, Churf. Sächsischen Hausmarschall etc. 1796. *1ste u. 2te Abtheilung*, zusammen 132 S. 4. (Mit 13 Kupfertafeln.)

Von einem Manne, wie der Vf., welcher sich unter andern durch sein bekanntes Werk: Geschichte und Darstellung des Geschmacks der vorzüglichsten Völker etc. (f. N. 49. d. A. L. Z. d. J.) als ein geschmackvoller Kunstfreund die Achtung des Publicums erworben hat, können Bemerkungen über Gegenstände der Kunst, selbst dann nicht anders als willkommen seyn, wenn diese auch keine hervorspringende neue Ideen und Entdeckungen enthielten. Das vor uns liegende Werk, worinn der Vf. Reflexionen dieser Art mit anspruchloser Bescheidenheit vorträgt, erhält dadurch einen vorzüglichen Werth, dafs er es der Beförderung allgemeiner Kunstkenntnisse bey dem weiblichen Geschlecht besonders gewidmet hat. Um die Leichtigkeit des Vortrags und den Nutzen dieses Unterrichts, durch gewisse Ruhepunkte der Leserinnen zu befördern, wählte der Vf. sehr zweckmäfsig die Briefform; nur dürfte das Quartformat des Werks für eine Frauenzimmer-Lectüre etwas unbequem seyn, und es hätten die Curialien und andre Nebendinge in den Eingängen und am Schlufs der Briefe, dem Ganzen unbeschadet, wegbleiben können. — In der Behandlung seines Gegenstandes hat der Vf. sich nicht an eine systematische Ordnung des Vortrags gebunden, wie es auch sein Zweck nicht foderte, sondern, ohne die Materien zu verwickeln, besonders im 1sten Abschnitt die einzelnen Bemerkungen zwanglos so gestellt und ausgeführt, wie sie bey der Führung einer freundschaftlichen Correspondenz über gemeinnützige Gegenstände in die Feder fliefsen. — Der einfache Ideengang ist folgender.

1. Abth. 1ster u. 2. Br. Erwägung, in wiefern die bildenden Künste zur Glückseligkeit des Menschen beytragen. Die Bestimmung des Menschen ist Glück, das ist, froher Genufs seiner Kräfte, Ausbildung seiner Anlagen, Gefühl fortschreitender Vollkommenheit. Eins derjenigen Mittel, um zu diesem Zweck zu gelangen, ist die Ausübung der bildenden Künste. Ihr Studium ist Studium der Natur und der Geschichte, Uebung der Geisteskräfte und der körperlichen Geschicklichkeiten, ist zugleich gegenseitige Annäherung und Stimmung zur Geselligkeit, Bereicherung unserer Vergnügungen mit höhern und edlern Freuden, Erweiterung unserer Kenntnisse, Gewinn für sittliche Bildung und Güte. — Vermehren die bildenden Künste gleich unsre Bedürfnisse, begünstigen sie gleich den Luxus; so befördern sie von der andern Seite Industrie und Wohlstand im Staat, tragen zur Milderung rauher Sitten, zur Verfeinerung der Empfindungen seiner Bürger und zur Vermehrung der Summe edlerer Freuden Aller bey. — 3. Br. Das Gefühl des Schönen ist nach individuellen Verhältnissen, nach dem Grad der geistigen Anlagen und ihrer Ausbildung verschieden; daher die Schwierigkeiten bey der Bestimmung eines allgemeinen Begriffs von Schönheit und gutem Geschmack. — 4. Br. Guter Geschmack ist ein richtiges Gefühl des wahren Schönen. Dieses ist entweder natürlich, und entsteht dann aus der ursprünglichen Fähigkeit unserer Seele, das Schöne zu empfinden; oder es ist ausgebildet zur Entwickelung der Ursachen warum ein Gegenstand schön ist und zur gründlichen Beurtheilung der Werke der Kunst; oder es ist endlich mechanisch, durch blofse Gewöhnung der Sinne an schöne Gegenstände. — 5. Br. Entwicklung des Begriffs der Schönheit. Sie setzt Erkenntnifs der Wahrheit voraus. Der Urquell alles Schönen ist das höchste Wesen und seine Schöpfung, der Inbegriff aller Wahrheit, Weisheit und Schönheit. Durch das Studium der Natur gelangt folglich der Künstler zur vollkommensten Ausbildung seines Geschmacks und zur richtigsten Bestimmung seines Urtheils über Schönheit. — 6. Br. Malerey. Nachahmung der Natur in der Anmuth ihrer Farben und Formen. Mannichfaltiger Genufs und Vortheile der Ausbildung dieser Kunst für Geist und Herz. — 7. Br. Hier theilt der Vf.

Nac

Nachahmung der Natur in drey Arten: in zwecklose spielende Nachäffung; — unüberlegte, bloss knechtische und ängstliche Nachahmung gewählter Originale; — freye, verständige Nachahmung guter Muster, zu bestimmten Zwecken. Regel für den Künstler bey der Nachahmung von Kunstwerken: eine durch geschärften Beobachtungsgeist und durch philosophischen Scharfsinn gestimmte Wahl guter Muster; der Wahrheit und Natur getreue, durch eignes gebildetes Gefühl geleitete, Nachbildung dieser Muster; Nacheiferung groser Männer in des Künstlers Fach; Beobachtung der vortheilhaftesten Eindrücke der Werke groser Männer auf das Publicum (dieser letzte Satz scheint zu allgemein und nicht bestimmt genug angegeben zu seyn: nur das Urtheil der durch natürliche Anlagen vorzüglichen, oder durch entwickelten Geschmack gebildeten Anschauer von Kunstwerken ist hier zu verstehen). — 8. Br. Vorsicht bey der Nachahmung der Werke groser Meister in Absicht der Wahl der besten Epoche ihrer Kunst und ihrer Arbeiten. — Nachahmung der belebten und der unbelebten Natur. Diese beiden in ein System gebrachten Arten der Nachahmung sind hier in verschiedne Ordnungen, Abtheilungen und Unterabtheilungen gesondert, und es ist, zur bessern Uebersicht des Ganzen, eine eigne Tabelle beygefügt. — 9ter u. 10. Br. Allgemeine praktische Bemerkungen über die verschiedenen Arten der Malerey, in Oel, Fresco, Miniatur, Pastell, Email und Enkaustik — Mosaik und Glasmalerey.

In der II. Abtheilung wird die theoretische Anweisung für den Maler bey der Erlernung seiner Kunst gegeben, und es werden die Hauptpunkte abgehandelt, auf welche er sowohl, als auch der Liebhaber, bey der Beurtheilung von Kunstwerken zu sehen hat. Hülfswissenschaften und nothwendige, besonders mathematische, Vorkenntnisse des Malers und des gründlichen Beurtheilers. Entwicklung der dahin gehörigen Grundsätze der Mathematik und Geometrie. Bemerkungen über Licht und Schatten — über die Schönheitslinie u. s. f. Eingemischt sind mehrere verwandte Gegenstände, z. B. im 7ten Br. über Gartenkunst und Gartenanlagen. — Der obenerwähnte gemeinnützige Zweck dieses Werks lässt Rec. die künftige Fortsetzung der unvollendet abgebrochnen Materien wünschen.

Zu der zweyten Abtheilung gehören dreyzehn von Hn. *Ramberg* gezeichnete Tafeln mit Conturen, um die in diesem Abschnitt behandelten Gegenstände gehörig zu erläutern.

DUISBURG am Rhein, in der Helwingischen Buchh.: *Schauspiele und Gemählde*, von *Carl Reiner*. 1794. 366 S. 8. (20 gr.)

Von den sieben Nummern, womit die Aufsätze dieser Sammlung bezeichnet sind, gehören drey zur dramatischen Gattung, nämlich: 1) *Graf Walter*, ein Schauspiel in fünf Aufzügen, aus der englischen Geschichte, und zwar aus der normännischen Epoche desselben im eilften Jahrhundert unter der Regierung Wilhelms des Eroberers gezogen. Der Graf, den sich der Vf. zum Helden gewählt, heisst in der wahren Geschichte *Waltkrof*, um des Wohlklangs willen ist hier sein Name verändert worden. Der Graf lässt sich, ob ihn gleich der König mit Gnade und Wohlthaten überhäuft, in eine Verschwörung der normännischen Baronen gegen den König verwickeln; obgleich daran der Trunk einigen Antheil hat, so ist er doch nicht so betrunken, das ihn das entschuldigen könnte; und man kann es nicht anders als Gerechtigkeit nennen, wenn dieser Mann ohne Charakter, der sich nur durch andre bestimmen lässt, keinen Pardon erhält. Das Mitleid für ihn wird auch dadurch geschwächt, dass der König hier nicht als ein blutdürstiger Tyrann, sondern als ein Regent geschildert wird, der wider Willen Strenge anzuwenden genöthigt ist, um sein Leben und seine Krone zu sichern. Gut ist es, dass die letzten Scenen des, bald das Leben wünschenden, bald an der Unsterblichkeit zweifelnden, Grafen abgekürzt sind, und dass seine Hinrichtung nicht auf der Bühne geschieht. Nur zu abscheulich ist der Charakter seiner buhlerischen Gattin, die, nach dem sie Untreue auf Untreue gehäuft im Stande ist, ihren eignen Mann anzugeben. Bey einer solchen Schwärze ihrer Seele wird es kein Leser wahrscheinlich finden, wenn sie, nachdem der Graf ins Gefängniss gerathen, ihre That bereut, und sich endlich aus Verzweiflung ersäuft. Der wahren Geschichte zufolge überlebte sie ihren Mann in Verachtung und Elend, und nun kam sie erst zur Erkenntniss. Auf die übrigen Charaktere ist nicht viel Fleiss verwandt; allenfalls sticht noch *Roger* hervor, der aber, bey seinem übermüthigen Trotz, nicht mit der blossen Furcht hätte davon kommen sollen. Zur Aufführung scheint das ganze Stück nicht bestimmt zu seyn; ausser andern, nicht wohl aufführbaren Scenen beweist dies vornehmlich die Hochzeitnachtsscene am Schluss des zweyten Acts, die der Vf. mit einer Umarmung endigt, worauf er dann selbst hinzusetzt: *Caetera quis nescit?* Das Ganze sieht einem ersten flüchtigen Entwurfe ähnlich, indem es dem Dialog ganz an Feuer und an Bearbeitung mangelt. Aeusserst matt ist die Sprache selbst in Monologen, z. B. S. 34.: „Ich „freue mich recht darauf, wie wollen wir so vergnügt „seyn, ich will ihm auch alles thun, was ich ihm an „den Augen ersehen kann, ich hab' ihn so lieb, und „er hat mich auch so lieb, wenn er nur niemals Un„glück kriegt, das könnte ich nicht aushalten, nein, „das wird nicht geschehn!“ Wie plump ist es, wenn S. 10. eine *Kammerfrau* von einem Mann sagt: „Er „ist schön, hat starke Waden, volle Lenden, und ist „so munter und so *angreifend!*“ Der König selbst sagt: *Na*, und ein Graf nennt in seiner Gegenwart einen andern einen *liederlichen Hund*. Wenn der König S. 67. sagt: „Ihr wisst, dass er *nichts weniger* als „den Tod verdient,“ so heisst das der Sprache nach, er verdiene keinesweges den Tod; der Vf. hätte dafür *nichts geringeres*, *als den Tod* setzen sollen. 2) *Die Heirath durch eine Komödie*, ein Lustspiel in einem Aufzug, eine freye Bearbeitung einer Posse, die man

man dem *Gay* beylegt. 3) *Die Insel*, ein Singspiel in zwey Aufzügen, nach einer Erzählung von *Arnauld*. Der erste Act ist nur eine sehr gedehnte Scene; überhaupt war es dem Vf. nicht um Plan und Handlung zu thun, sondern er wollte nur dem Tonkünstler Gelegenheit geben, Sturm, Schiffbruch, Klagen und Freude auszudrücken. Die Gesänge haben wenig poetisches Verdienst. — Was man *Gemälde* in dieser Sammlung nennen kann, ist nur die sehr ausführliche Beschreibung der *Schlacht bey Crecy*, die 1346 unter den Prätendenten um die Krone von Frankreich vorfiel, in Hexametern. Das Gemälde des Wahlplatzes nach geendigter Schlacht ist interessanter, als das Treffen selbst. Uebrigens aber hat die Sprache dieses Gedichts viel Ungleichheit; bald findet man so affectirte Ausdrücke, wie: *Die Rüstungen wiedervergeuden augenverblendenden Schimmer*, bald wird in Versen von *Kern der Truppen*, von *Flanken*, von *Aufbinden*, das ist, *Prahlen*, von Feigen gesprochen, welche wünschen, die stille Erde mit dem Eisen aufzureissen, *statt der Leiber der Feinde, weil die so stille nicht halten*. S. 150. liest man das ganz neue Wort: *Höherflusig*. Das Uebrige der Sammlung besteht theils in zwey *gereimten* Uebersetzungen aus *Ossian*, die vor den bisherigen keine Vorzüge haben, und von S. 267. an aus mittelmässigen Liedern und Elegieen, und aus Balladen voll kraftloser prosaischer Stellen.

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Breslau*, b. Gehr u. Comp.: *Kartenblätter*, ein Neujahrsgeschenk für denkende Spieler (;) herausgegeben von *G. K. A. P. F.* 1797. 68 S. 12. — Unter diesem etwas gesuchten Titel überrascht eine schätzbare Sammlung von Bruchstücken über Gegenstände, welche dem Menschen vorzüglich wichtig sind, oder wenigstens seyn sollten: über Werth und Genuss des Lebens; über Thätigkeit und Ruhe; über Schriftstellerey und ihre Wirksamkeit; über Geniewesen und geraden Sinn; über Wahrheit und Weisheit; über Tugend und Religion; über Nachdenken und dessen Werth; über Leiden und Trost. „Gefühl ohne Vernunft — sagt der „Vf. S. 31 — 33. ist ein Unding; muss dieser in allen Absichten „untergeordnet seyn, muss von ihr Leben, Nahrung, Ausdeh„nung, Stärke, Wirksamkeit, Lenkung und sichern Gang er„halten." — „Das Gefühl ist Resultat der Vernunft, die sam„melt, geprüft verglichen, gerichtet und eingefügt hat die Em„pfindungen alle, die Gegenstände unter verschiedenen Gesichts„punkten deutlich oder dunkel percipirt, in Geist und Herz „erweckt und eingeflammt (!) haben." — — „Und so findet „Zusammenhang und Harmonie des Gefühls mehrerer Men„schen und Völker nur da statt, wo die Vernunft, durch glei„che Umstände, auch gleichen Schwung bekommt und den „gleichen Aufklärungsgang wandelt." — (S. 36.) „O wie Man„chem geht's beym Wahrheitsforschen, wie dem französischen „Bauer beym Nachsehen der Lotterielisten. Er suchte seinen „Gewinn, und suchte so lange, dass der Collecteur müde ward „und ihn fragte: *Mon ami! quel est votre numero? — Je ne „sabions pas. — Vous n'y avez donc pas mis? — Parguié! „je ne sommes pas si fou. — En ce cas il est inutile de cher„cher; vous ne trouverez rien. — Vous vous gossez de moi; le „bonheur fait tout, et j'avons du bonheur itou.*" — — Sehr lehrreich ist des Vfs. unbefangenes Selbstgeständniss (S. 39 — 41.), wie er mit schwärmerischen Idealen in die Welt eingetreten, und nun Alles in ihm und ausser ihm ganz anders erschienen sey. — Ganz vorzüglich ist die Aufmunterung und Anweisung zum *Nachdenken über sich selbst* S. 46 — 48. mit Klarheit, Stärke und Würde, aus dem Herzen, ans Herz gelegt. — — Ueber den Werth des *Betens* wird man hier (S. 49 — 52.), in gedankenreicher Kürze, sehr gut belehrt und hoffentlich auch befriedigt. — — In einigen Fragmenten findet man einen ganz eigenen Gang, eine rasche Progression der Gedanken zu einem ganz unerwarteten Punkte. So z. B. S. 5. „Keine Freundschaft „ohne Opfer; kein Opfer ohne Stärke; keine Stärke ohne Ge„fühl der Menschenwürde; diess Gefühl nicht ohne Ewigkeits„harren; kein Ewigkeitsharren ohne Religion: — Religion und „reine Freundschaft sind *Eins*." — Hier und da scheint irgend eine Unbestimmtheit geblieben zu seyn, die leicht zu Missdeutungen und Missbrauch veranlassen könnte. — „Im unermess„lichen All — heisst es *S.* 24. giebt es ausser dem Schöpfer „keine *positive* Schönheit und keinen positiven Werth. Alles „ohne Unterschied *relativ*, und die Wirkung jeder Sache ist „*gut* und *gleichgültig* und *böse*, je nach Abänderung des Stand„punktes und des Kreises." — Diese Behauptungen werden zwar unmittelbar auf Schriftstellerey und deren Wirksamkeit angewendet und dadurch näher bestimmt: da sie aber doch, so allgemein ausgedrückt, sehr leicht zum Vortheil eines verderblichen Systems gedeutet werden können; so wäre immer zu wünschen, es wäre gleich diesem Missverständnisse und dieser Missdeutung durch mehr Bestimmtheit im Ausdruck derselben vorgebeugt.

Eben so ist im letzten Abschnitte vom Nutzen der Leiden und dem Werthe der Tröstungen, einem Abschnitte, wo so Vieles so wahr und eindringend gesagt ist, dennoch eine Behauptung nicht bloss berührt, sondern mit besondern Nachdruck wiederholt: die in der Allgemeinheit, wie sie da steht, wohl eine Ungerechtigkeit gegen Viele seyn möchte. „Alle „Leiden der Seele — sagt der Vf. S. 62. — auch die meisten „des Körpers und der äussern Umstände, sind Folgen unsers Charakters, unserer Denkensart, unsrer Handlungen" — und bald darauf S. 68.: „Wer sieht's, wer fühlt's nicht, dass er „jedesmal Urheber seiner Leiden ist?" — — *Jedesmal? von allen* Leiden? Auch von *solchen* Situationen, in welche der Krieg die zahlreichen Opfer der Staatsverhältnisse und der Leidenschaften verwickelt und drängt? Auch *diese* Leiden wären Folgen des Charakters, der Denkensart, der Handlungen jener Unglücklichen? Auch die Einwohner von *Neustadt* trugen die Schuld dafür; dass ein *Rougemaitre* zu ihnen kam? Auf welcher seligen Insel lebte der Vf., dass ihm dies Alles nicht vorschwebte? —

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 25. April 1797.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Göschen: *Kleine Romane* von *Friedrich Schulz*. 8. *Erster Band*. 1788. 293 S. *Zweyter Band*. 1789. 344 S. *Dritter Band*. 1789. 366 S. *Vierter Band*. 1790. 298 S. *Fünfter Band*. 1790. 347 S. (Jeder Band mit einem Titelkupfer.) (5 Rthlr.)

Ebend. b. demselben: *Leopoldine*. Ein Seitenstück zum Moritz. Von *Friedrich Schulz*. 1791. 8. *Erster Theil*. 317 S. *Zweyter Theil*. 312 S. (Mit Kupfern.) (2 Rthlr. 8 gr.)

Weimar, in der Hoffmannischen Buchh.: *Kleine prosaische Schriften* vom Verfasser des Moritz. 8. *Erstes Bändchen*. 1788. 176 S. *Zweytes Bändchen*. 1788. 224 S. *Drittes Bändchen*. 1791. 198 S. *Viertes Bändchen*. 1790. 164 S. *Fünftes Bändchen*. 1795. 308 S.

Berlin, b. Fr. Vieweg dem älteren: *Gesammlete Romane* von *Friedrich Schulz*. Dritter Theil. *Henriette von England*. 1794. 8. XXIV u. 256 S. (1 Rthlr.)

Dasselbe auch unter dem besondern Titel: *Henriette von England*. Deutsch herausgegeben von *Friedrich Schulz*.

Unter den zahlreichen Romanen, welche mit jeder Messe unsre Bücherverzeichnisse anschwellen, vollenden die meisten, ja fast alle, den Kreislauf ihres unbedeutenden Daseyns so schnell, um sich dann in die Vergessenheit und den Schmutz alter Bücher in den Lesebibliotheken zurück zuziehen, dass der Kunstrichter ihnen ungesäumt auf der Ferse seyn muss, wenn er nicht den Verdruss haben will, sein Urtheil auf eine Schrift zu verwenden, die eigentlich gar nicht mehr existirt. Auf der andern Seite wirkt auch der frühzeitigste und noch so gegründete Tadel nur wenig gegen die Verbreitung dieser losen Waare unter denjenigen Lesern, auf die dabey eigentlich gerechnet ist. Der bloss sinnliche Romanenhunger muss gestillt werden, sey es durch welche Nahrung es wolle. Mit unüberwindlichem Abscheu gegen die zweyte Lesung auch des geistreichsten Buches verbindet sich eine Genügsamkeit, die sich selbst das Platte, Abgeschmackte und Abentheuerliche gefallen läst, wenn es nur neu scheint; und bey der es bloss armseliger Umkleidungen bedarf, um dem Verbrauchtesten das Lob der Neuheit zu gewinnen. Seit sechs oder sieben Jahren stemmen sich alle Recensenten des heiligen römischen Reichs, die in diesem Fache arbeiten, gegen die Ritterromane: aber die Menge der ritterlichen Lanzen und Schwerter dringt immer unaufhaltsamer auf sie ein. Vor den Fehmgerichten, den geheimen Bündnissen und den Geistern ist vollends gar keine Rettung mehr. Der Ehrgeitz des Schriftstellers sowohl als des Beurtheilers, der sich selbst achtet, muss also darauf eingeschränkt seyn, auf den gebildeteren Theil des Publicums zu wirken. Diesen hatte Hr. Schulz für sich, seit er durch den kleinen Roman *Moriz* seine Laufbahn glänzend eröffnete; diesem sind die Verdienste, die er sich um unsre Literatur durch Uebertragungen, Bearbeitungen fremder Werke und eigne Dichtungen erworben, noch in zu frischem Andenken, als dass sie nicht gern bey einer Uebersicht derselben verweilen sollten. Wir befürchten daher im geringsten nicht, etwas unnützes zu unternehmen, wenn wir durch die Beurtheilung obiger Schriften, die keine Neuigkeit mehr sind, aber jetzt nicht weniger verdienen gelesen zu werden, als da sie es waren, die *A. L. Z.* einer alten Schuld entledigen.

Es ist auffallend und schon oft bemerkt worden, dass unsre Sprache sich bis jetzt für den dichterischen Gebrauch weit mehr vervollkommt hat, als für den Vortrag in Prosa. Wiederum ist es den Deutschen Schriftstellern im Ganzen immer noch besser mit den ernstern Gattungen gelungen, welche Schwung und Würde fodern, als mit dem leichten und muntern Tone, worin sich die Geisteskräfte ohne Spannung und mühsame Arbeit nur spielend entfalten, und wo besonders ein aufgeweckter Witz freyen Raum hat, sich im günstigsten Lichte zu zeigen. Wer viel unter Ausländern gelebt hat, dem kann es nicht entgangen seyn, dass sich im Französischen und selbst im Englischen das Gespräch mit einer Wahl der Ausdrücke, einer Zierlichkeit der Wendungen, einer Feinheit der Beziehungen und Unterscheidungen führen läst, die man im Deutschen nicht auf denselben Grad zu treiben suchen dürfte, ohne in Ziererey und Steifheit zu verfallen. Diese letzte Erscheinung versteht sich nach jener schon von selbst. Die Kunst der gewandten und unterhaltenden Schreibart steht mit der Gabe der geselligen Mittheilung in sehr nahem Bezuge, ja in beständiger Wechselwirkung. Je glücklicher jene geübt wird, desto reicher wird diese sich entwickeln, und durch den erhöhten und verfeinerten gesellschaftlichen Genuss die Geselligkeit selbst verstärken. Aber der Schriftsteller, der für die Gesellschaft bilden will, muss selbst durch sie gebildet seyn: und wie viele, unter dem grossen Haufen derer, die in

in Deutschland für das Vergnügen der Lesewelt arbeiten, sind wohl in der Lage gewesen, in den feineren Verhältnissen des Lebens durch mannichfaltigen und auserlesenen Umgang nur die unbehülfliche Einseitigkeit ihres Geistes abzuschleifen, geschweige alle Vorzüge des wahrhaft guten Tons sich ganz zu eigen zu machen? Wie viele sind nicht im Gefühle ihrer Kraft-und Deutschheit weit entfernt, sich dieses Bedürfnisses nur einmal bewusst zu werden? Hr. S. kennt die Welt und die Gesellschaft; er hat sich, vorzüglich durch die lebendigen Gemählde, die er von ein paar Hauptstädten Europa's entworfen, als einen hellen, geistvollen und vorurtheilsfreyen Beobachter gezeigt; und um diess seyn zu können muss man unter dem Gewühle verschiedenartiger Denkarten und Bestrebungen, die sich in den Mittelpunkten der Verfeinerungen gegen einander reiben und tausendfältig durchkreuzen, sich selbst mit Freyheit und Sicherheit bewegen. Diese rege Benutzung des wirklichen Lebens bey der schon natürlichen Richtung seiner Anlagen, als Schriftsteller ein angenehmer Gesellschafter zu seyn, verband Hr. S. mit einem andern Studium, das den Verfassern unsrer gewöhnlichen Romane meistens eben so fremd ist: nämlich mit einer ausgebreiteten Belesenheit in der Französischen Literatur. Das Talent, gefällig und lebhaft zu erzählen, ist gewiss nirgends so einheimisch als in ihr. Dass Hr. S. in Ansehung desselben, wie er selbst nicht verschweigt, seinen Vorbildern viel zu danken hat, darf seinen Ruhm nicht schmälern: denn wer kann zu seiner Bildung die Muster entbehren? Auch ist es keineswegs eine ängstliche, dem Genius der Sache nicht angepasste, Nachahmung, wodurch sein Vortrag sich der Französischen Manier nähert. Was er sich davon auf eine freye Art angeeignet, hat unter seinen Händen das fremde Ansehen abgelegt. Man kann ohne im geringsten undeutsch zu werden, das Schleppende und Schwerfällige, Fehler, denen unsre Sprache durch die Natur ihrer Wortfügungen und Wortstellungen nur allzusehr ausgesetzt ist, mit dem raschen, flüchtigen Tritte der Französischen Prosa vertauschen. Nichts würde uns im Grunde mehr von der Eigenthümlichkeit derselben entfernen als Gallicismen; denn keine Nation wacht sorfältiger über die charakteristische Reinheit ihrer Sprache, und verbannt alles, was sich nicht mit ihrer allgemeinen Beschaffenheit in Harmonie setzen läst, mit grösserer Strenge daraus, als die französische. Diese Klippe, auf die man bey dem Bestreben nach Annäherung so leicht geräth, hat Hr. S. mehrentheils glücklich vermieden. Selbst wo er ganz nach fremden Erfindungen arbeitet, überträgt er weniger wörtlich, und erinnert seltner an ein Original; als die deutsche Treue, die sich sonst auch im Uebersetzen bewährt, es mit sich bringt. Vielleicht ist es ihm eben dadurch besser gelungen, den Eindruck im Ganzen wieder zu geben, wozu in dieser Gattung die Ungezwungenheit sehr wesentlich mitgehört.

Ungeachtet der angeführten Vorzüge würde sich im Einzelnen an dem Style dieses geschmackvollen Schriftstellers noch manches tadeln lassen. Besonders haben wir bey den Werken der Mad. *de la Fayette* (der Verfasserin der *Henriette von England*, der *Zaide* und der *Prinzessin von Cleves*; die beiden letztgenannten machen die ersten zwey Bände der *gesammleten Romane* aus, und sind schon in diesen Blättern angezeigt worden) hier und da das Zarte und Natürliche des Originals in seiner Uebertragung vermisst. Blühende Fülle der Rede steht ihm weder bey Nachbildungen noch ursprünglichen Darstellungen recht zu Gebote; und da es ihrer in der gewählten Gattung nicht bedarf, so wäre es vortheilhafter gewesen, die Ansprüche darauf ganz aufzugeben. Wo er für die Schwärmereyen des Gefühls den innigsten Ausdruck, für den Zauber der Schönheit die stärkste Versinnlichung zu finden bemüht ist; ergreift er mehrmals statt dessen dort das Kostbare, hier das Ueberladne, überschreitet auch wohl die Gränzen der nüchternen Prosa, ohne den Leser durch einen ächt dichterischen Schwung fortzureissen, der, gegen die gewöhnliche Meynung, neben der grösten Einfachheit Statt finden kann. Auch sind wir auf allerley kleine Versehen gegen die Richtigkeit der Sprache gestossen; und doch wäre durchgängige grammatische Genauigkeit hier deswegen eine sehr schätzbare Tugend gewesen, weil sie, überall wo wir unsre Sprache auf eine lebendige Weise, nicht mit der gemessensten Vorbereitung, behandeln: im Gespräche, in freyen mündlichen Vorträgen, so gar auf der Bühne, noch sehr selten unter uns ist.

Da Hr. S. sich bey dem, was unter den vorliegenden Schriften übersetzt oder bearbeitet ist, gar nicht an die neuesten Erscheinungen gehalten, zu denen die unmittelbare Nachfrage den bloss mechanischen, oft in der Literatur der Sprache ganz unbewanderten Uebersetzer hinzuziehen pflegt; da er vielmehr Französische Originale, die zum Theil schon vor geraumer Zeit geschrieben, aber unter uns nur Wenigen bekannt geworden waren, in Deutschland verbreitet hat: so muss billiger Weise die hiebey getroffene Wahl auch mit in Anschlag gebracht werden, wenn sie glücklich ist. Freylich scheint uns diess nicht immer in gleichem Maasse der Fall zu seyn, und wenn wir bey einigen Erzählungen gern anerkennen, dass sie die Verpflanzung durch so geschickte Hände vollkommen verdienten; so müssen wir hingegen bey andern lebhaft bedauern, dass es Hn. S. nicht öfter gefallen hat, seine Einbildungskraft zu eignen Erfindungen in eine unabhängige Geschäftigkeit zu versetzen. Eine kurze Angabe der einzelnen Stücke wird dieses Urtheil rechtfertigen können. Wir übergehen dabey fürs erste die unter den *kleinen Romanen* stückweise mit abgedruckte *Leopoldine*, da sie auch besonders erschienen ist, um mit ihr als dem beträchtlichsten Originalwerke des *Vfs.* den Beschluss zu machen.

Kleine Romane, 1 B. S. 1—148. *Liebe nach der Kunst*, nach dem Französischen: *le beau de la galanterie.* Wir kennen das letzte nicht; aber es muss von keinem vorzüglichen Werthe in dieser den französi-

schen

schen Sitten sonst so geläufigen Gattung seyn, weil der deutsche Bearbeiter den Verfasser der ursprünglichen Erzählung nur als den Farbenreiber angiebt, und er als der eigentliche Meister des Gemähldes nicht alle Ungeschicklichkeit desselben hat wieder gut machen können. Die Kunst der Gräfin würde wenigstens dann bey weitem nicht fein genug erscheinen, wenn der Verführte der aufgewandten Mühe würdiger wäre, und es ihr nicht bloss durch Charakterlosigkeit und schwerfällige Blödigkeit, sondern durch irgend eine liebenswürdige Eigenschaft so schwer machte, sich seiner zu bemächtigen. Dass man den unangenehmen Eindruck der Leere davon hinwegnimmt, welche dieser Art, die Liebe zu treiben, die Entstehung giebt, ist vielleicht der Absicht gemäss.

2. B. S. 203—290. *Das Ideal*, eine mehr ernsthafte als leichte, obgleich an Gehalt ziemlich leere, Erzählung. Verschiedne Stellen derselben könnten die vorhin gemachte Bemerkung bestätigen, dass der Vf. den wärmsten Ausdruck des Gefühls auf einem ganz falschen Wege sucht, der ihn zuweilen bis in das entgegengesetzte Gebiet des Frostigen führt. S. 241. heisst es: „Für Situationen dieser Art hat die „Sprache keine Worte, der Geschichtschreiber keine „Fassung und der Leser kein Mitgefühl. Der Geschichtschreiber hat alles gethan, was er thun konnte, wenn er mit zitterndem Finger, stumm auf die „Thräne zeigt, die einem Dulder solcher Qualen „über die bleiche Wange herabrollt." Der Leser, *dem über das* Leiden, wovon hier die Rede ist, nur *halb so schlimm* zu Muthe würde, als dem Erzähler nach dieser Schilderung, müsste übermäsig weichherzig seyn. Der Liebende, dem es so übel geht, hatte wenigstens den Gegenstand seiner Leidenschaft gesehen; aber der Heldin geschieht schon recht: warum verliebt sie sich nach einer blossen Beschreibung, weil diese mit ihrem Ideale übereinstimmt? Ein provenzalischer Edelmann und Dichter soll sich einmal in eine ihm völlig unbekannte Gräfin von Tunis so sterblich verliebt haben, dass er in eben dem Augenblicke starb, als er sie zum ersten Male erblickte: allein dergleichen trägt sich seit langen Zeiten schon nicht mehr zu. Für die Unwahrscheinlichkeiten im Gange der Geschichte hält uns keine Erwartung noch Ueberraschung schadlos. Man weiss sogleich, dass zwey Personen sterben müssen, um zwey Ideale zusammen zu bringen, und eilt also nur ihren Tod zu erfahren, womit denn alles gethan ist.

Prinz Dadedido, S. 291—344., ein kleines Mährchen, worin eine lachende Phantasie zierlich abbildert, ohne dass es sich doch ganz in Allegorie auflösen liesse, aus dem Französischen angenehm erzählt, und mit einigen modernen Anspielungen verziert.

3. B. *Liebesglück durch Unbeständigkeit.* S. 191 bis 272. Eine vorgesetzte Einleitung soll den Gesichtspunkt für diese Novelle französischen Ursprungs (*Rosalie ou le triomphe de l'inconstance*) bestimmen, das ist, entschuldigen, dass sie in diese feine Sammlung aufgenommen wurde. Sie wird selbst einer an solchen Stoff gewöhnten Einbildungskraft, wenn sie sich noch nicht gegen die Häfslichkeit der unverschleyerten Verderbniss abgehärtet hat, mehr unsittlich als leichtfertig, mehr widrig als reizend erscheinen. Crebillon, Hamilton und Andre wissen bey ihren schonungslosesten Geschichten durch die hervorgebrachte Stimmung jede Regung des Unwillens entfernt zu halten: die Darstellung sey noch so frey, es liegt im Tone derselben, dass sie mit ihrem Gegenstande auf eine geringschätzige Art spielt. Hier ist hingegen eine ernstliche Bemühung sichtbar, die schlaffe Gemeinschaft aller Männer und Weiber mit einem sophistischen Firniss zu bedecken. Die Erfinder solcher Gesellschaftsstücke liefern nicht sowohl einen Beytrag zur Sittengeschichte, als sie selbst für einen gelten können.

Das vollkommene Weib und der vollkommene Mann. S. 273—366. Nach unserm Bedünken die sinnreichste unter den kleinen Erzählungen, die unser Vf. vorträgt. Er ist aber auch hier wenig mehr als Uebersetzer, ob es gleich nicht besonders angemerkt wird, und die eingestreute Satyre ein ganz einheimisches und neues Ansehen hat. Das Original ist französisch und schon vor vielen Jahren unter dem Namen *Prinz Typhon und Prinzessin Zartkinda* (s. *Joh. El. Schlegels* Werke 3. Th.) verdeutscht worden. Hr. *S.* hat nur eine glückliche Einkleidung mit glücklicher Hand auf eine noch nicht ganz verflogne Sucht unsers Zeitalters angewandt, und aus zwey erziehenden Feen einen deutschen Kraftpädagogen und eine französische Gouvernante gemacht. Ohne sein Zuthun waren hier schon die im Einzelnen mit kecken Zügen ausgemalten, aber dem allgemeinen Sinn und der Wirkung nach gar nicht übertriebenen Contraste lustig gruppirt; er ist aber auf eine leichte und gefällige Art mit dem Vorhandnen sowohl als dem Hinzugekommenen umgegangen. Des letzten ist nicht viel, doch bedurfte es hier keiner ausgeführteren Zusätze, und das wenige ist witzig. Man wundert sich, Züge, die nur aus dem Vorsatze, eine deutsche Seltsamkeit lächerlich zu machen, entspringen zu können scheinen, schon im Originale anzutreffen. Ein allegorischer Tempel der Eigenliebe ist mit Recht weggeblieben.

4 B. *König Stark-an-Kopf und seine Familie.* S. 1—170. Die gute Frau. S. 171—216. Muku und Bstbst. S. 217—298. Drey Mährchen aus dem Französischen, von denen das erste unstreitig den Vorzug behauptet. Die artigste Munterkeit beseelt insbesondre den Anfang, und erhält sich, obgleich nicht immer eben so glänzend, bis an das Ende der ziemlich langen Reihe von Wunderbegebenheiten. Es hat Sinn und Geist im Einzelnen ohne eine durchgeführte Beziehung, so dass die geistvolle Erfinderin, die Gräfin von Nemond, es mit Recht *Conte en l'air* nennen konnte. Das letzte läfst sich schon näher auf allegorische Einkleidungen ein, und die Phantasie (es sey uns erlaubt, diesen Ausdruck einem Kenner und Meister abzuborgen) wird weniger auf ihren eignen Flügeln getragen, welches doch für das Wesen des Mähr-

Mährchens das angemessenste scheint. *Die gute Frau* verfällt eben nicht in den Fehler des allzu Bedeutsamen, denn sie ist unbedeutend genug. Die etwas breite Naivetät der Amme, von der die Erzählung entlehnt seyn soll, weil doch eine gute Frau gern über die andre schwatzt, kann den süfslichen Inhalt nicht sonderlich würzen, und wir wurden an die wohlgemeynten, tugendsamen Bezauberungen erinnert, womit Mad. *le Prince de Beaumont* in ihren Mährchen die Kindheit rührt und ergötzt. Uebrigens haben die drey obigen, bey aller sonstigen Verschiedenheit, doch die Aehnlichkeit in der Anlage, dass immer allerliebste Prinzen und Prinzessinnen zusammen gebracht werden müssen; dass die guten Feen ihren Einfluss dafür, die bösen dagegen verwenden, und jene, wie billig zuletzt den Sieg davon tragen. Können wir auch unsre Mährchen so wenig als unsre Romanen und Dramen ohne Vermählungen zu Ende bringen? — Der deutsche Ausdruck ist hier so frey und geschmeidig, dass sich nirgends der Wunsch regt, lieber das Original statt der Uebertragung zu lesen. Rec. müsste sich sehr irren, wenn ihm nicht von *Muku und Bsbsf* (im Französischen heisst es *Acajon et Zirphile*) eine andre frühere Verdeutschung vorgekommen wäre.

5 B. *Sophie*, S. 151—268. Diese Erzählung bestätigt wiederum die vorhin gemachte Bemerkung, dass die gefühlvolle Gattung dem Vf. weit weniger gelingt, als die eben erwähnte. Die erste Erscheinung Sophiens ist zwar sehr einfach und anziehend; sie erweckt wahre Theilnahme. Doch fällt die hart ausgesprochene Lehre, die noch dazu einen so einseitigen Gesichtspunkt auffasst, schon aus diesem Tone, und im Verfolg der Geschichte giebt es trockene, fast langweilige Stellen. Sophie wäre des Mitleids würdiger, wenn sie sich nicht durch eine so grobe Täuschung hätte hintergehen lassen. Die Lehre, dass eine verheirathete Frau keinem ersten Liebhaber den Zutritt verstatten soll, könnte, da dieses von Seiten Sophiens wirklich nicht einmal eine freywillige Handlung war, besser in die verwandelt werden, dass ein Mädchen sich durchaus nicht die Leitung einer Freundin überlassen soll, die ihr den geringsten Anlass zum Misstrauen gab.

Rapunzel, S. 269—289. Diess ist vermuthlich ein eignes Product des *Vf's*, und verdiente wohl eher als *die gute Frau* das Motto: *Il n'est rien d'inutile aux personnes de sens.* Auch eine Viertelstunde des blossen Zeitvertreibs ist allerdings an solche Personen nicht verloren. — Als ein Beyspiel von ungrammatischer Nachlässigkeit führen wir folgende Stelle an: S. 274. „Als sie (die Frau) in die Wochen kam, erschien die „Fee vor dem Kindbette. Es ward ein Mädchen, und „*sie* hiess *sie* Rapunzel. *Sie* wickelte *sie* in Silber- und „Goldstoff, *sie* sprengte *sie* mit einem kostbaren Wasser „ein, das *sie* in ihrem Büchschen hatte, und nun wur„de *sie* das schönste Kind unter der Sonne. *Sie* nahm „*sie* mit nach Hause u. s. w.“ Diese Wiederholung desselben Fürworts in verschiednen Fällen und auf verschiedne Personen bezogen, ist nicht nur verwirrend, sondern auch übellautend. Wo der Zweydeutigkeit sonst gar nicht auszuweichen ist, welches hier nicht der Fall war, thut man immer noch besser, die Namen einige Male wiederzubringen.

Antönchen und Trudchen, S. 290—347. Aus dem Französischen der Gräfin Nemond. Aber man muss gestehn, die halb rohe, halb romanhafte Liebe der beiden Leutchen könnte gar wohl auf deutschem Boden gewachsen seyn, und die Scene ist ohne Gewaltsamkeit nach Pommern versetzt. Diese Verdeutschung scheint uns übrigens anspruchsloser gerathen zu seyn, als eine andre der nämlichen Erzählung; welche sich in einer gewissen Sammlung von *Arabesken, Grottesken und Calots* befindet.

(*Der Beschluss folgt.*)

HALBERSTADT, b. d. Grossischen Erben: *Eduard und Blanka*, eine interessante Geschichte aus dem Bergheimischen Familienjournale gezogen vom Verfasser der Familiengeschichte des Baron von S. 1795. erster Theil. 292 S. zweyter Theil. 284 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

In diesen beiden Theilen, womit der Roman noch nicht geendigt ist, verlieren sich *Eduard und Blanka*, die doch der Titel als die Hauptpersonen angiebt, noch sehr unter den übrigen, und thun noch wenig, das ihnen die Achtung des Lesers gewinnen könnte. Im ersten Theil kömmt *Eduard* nicht eher vor, als von S. 168. an, man hört sodann viele Lobsprüche von ihm, ohne dass sie noch durch Handlungen bestätigt würden, und am Ende des ersten Theils geht er auf die Universität. Kaum ist er dadurch von seiner Geliebten getrennt worden, so wird er so liebesiech, und vernachlässigt darüber so sehr seine eigentliche Bestimmung, dass ihm seine Geliebte selbst darüber Vorwürfe macht. Er verfällt endlich gar in Melancholie, die ihn verleitet Soldat und Deserteur zu werden, und sein Karakter entwickelt sich nun in so fern, dass man sieht, wie, so bald es nicht nach seinem Sinne geht, Wildheit, Hartnäckigkeit, und Trotz ihn zu Unbesonnenheiten dahin reissen. Seine Geliebte, *Blanka* schwärmt und vernünftelt zugleich, gehorcht jeden Befehlen ihres Stiefvaters, und vereitelt sie doch heimlich im Verständniss mit ihrer Mutter. So unüberlegt es war, dass man *Eduard's* und *Blanka's* Liebe so früh begünstigte, so unbillig ist es, dass man sie bloss, weil *Eduard's* Pflegevater einmal über ihr vieles Briefschreiben lärmt, (er bereut es nachdem selbst, dass er dies gethau) nun auf einmal hemmen will. Kurz, *Eduard's* und *Blanka's* Geschichte hat, wenigstens zur Zeit noch, was auch der Titel versichern mag, wenig *Interesse*. Eher könnten der Karakter von *Blanka's* Stiefvater, (der aber zu sehr als ein vollkommnes Ideal dargestellt wird) die Schicksale ihrer Mutter vor der zweyten Heirath, die Leiden ihrer Freundin *Karoline*, und eine *Ifflandische* Art von Oberförster interessiren, wenn der Vf. seinen Erzählungen und Briefen (von B. I. S. 166. an, häufen sich die Briefe) mehr Leben und Kraft gegeben hätte. Seitenlange moralische Deklamationen, deren wir in beiden Bänden zehn gezählt haben, und langweilige Episoden (z. B. *Luisens* Tagebuch im ersten Bande) dehnen das Buch unnöthiger Weise.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 26. April 1797.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Göschen: *Kleine Romane von Friedrich Schulz* etc.

Ebend., b. Ebendemf.: *Leopoldine.* Ein Seitenstück zum Moritz. Von *Friedrich Schulz* etc.

Weimar, in der Hoffmannischen Buchh.: *Kleine prosaische Schriften* vom Verfasser des Moritz etc.

Berlin, b. Vieweg dem ältern: *Gesammelte Romane von Friedrich Schulz* etc.

Dasselbe auch unter dem besondern Titel: *Henriette von England.* Deutsch herausgegeben von *Friedrich Schulz* etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Kleine *prosaische Schriften.* 1 Bändchen. I. *Kinderstreiche meiner Phantasie.* II. *Eine höchstseltsame Naturerscheinung.* III. *Eine Reihe von Familiengemälden.* IV. *Anekdote von Boissy.* V. *Geschichte meiner Hypochondrie. Ein Beytrag zur Seelen-Naturkunde.* Diese Aufsätze, die vorher im deutschen Merkur und im Museum zerstreut erschienen waren, haben alle, ausser der Unterhaltung, die sie gewähren können, mehr oder weniger Werth für den Psychologen und Menschenbeobachter. Die *Familiengemälde* sind gut skizzirte Schilderungen schlechter Sitten in kleinen Dialogen. Manchmal möchten die Sitten allzuschlecht scheinen, um der Schilderung gewürdigt zu werden, obgleich leider nicht zu schlecht, um von der Wirklichkeit entlehnt zu seyn. Die Charakteristik derselben enthält wenigstens kein überflüssiges Wort, und der Ekel, den sie erregen, ist so sehr als möglich verkürzt.

2 u. 3 *Bändchen. Josephe, nach Marivaux.* — Marivaux ist der einzige, der Hn. *S.* den Vorwurf machen dürfte, augenscheinlich unter seinen Händen eingebüsst zu haben. Der deutsche Bearbeiter hat ihm eine Eigenthümlichkeit genommen, ohne ihm eine andre dafür wiederzugeben. Josephe ist nur ein trockner Auszug der Marianne. Die Feinheit und Gefälligkeit des Originals ist fast nicht mehr zu erkennen, und die Lebendigkeit ist ganz verschwunden. Sie ist nicht in Marivaux's Wort- und Reflexionenfülle, auf die er durch seine beständigen Entschuldigungen nur noch aufmerksamer macht. Der Uebersetzer, der sich in der Vorrede darüber in zierlichen Gegensätzen erklärt, hätte sie füglich einschränken mögen. Aber warum durfte Josephe nicht, wie Marianne, in eigner Person erzählen, und sich selbst ganz dramatisch darstellen? Sie entwickelt die kleinen Schliche ihres Herzens, und die Streiche, die ihre Phantasie ihr spielt, doch grade nicht mehr und nicht weniger, als sie sich derselben bewusst geworden seyn kann. Wir werden ihr durch ihre Geständnisse täuschend nahe gerückt, ohne dass sie uns durch eine allzuängstliche Zergliederung zuwider würde. Was sie an Grossmuth und Uneigennützigkeit zu verlieren scheint, gewinnt sie an Liebenswürdigkeit; sie ist ein ganz und gar einnehmendes Wesen, dessen Grundlage so glücklich und gut ist, dass die Zuthaten der Eigenliebe sich alle darinn zum Besten kehren, und ihre Mittel edelmüthig ausfallen. Wir würden uns von ihr hinreissen lassen, wenn wir auch in jeder Situation ihr Herz ganz wie es ist auf ihren Lippen hörten; ja, sie reisst uns wirklich hin. Josephe hingegen bleibt uns immer die dritte Person, in welcher von ihr erzählt wird. Nicht bloss die Geschwätzigkeit, sondern auch charakteristische Züge sind weggestrichen, und der Schluss ist zum grossen Nachtheile des Interesse abgekürzt. Die Untreue des Liebhabers bricht so plötzlich ab, dass man nicht einsieht, warum sie nicht lieber ganz weggelassen ward; denn was im Original sehr pikant ist, wird hier doch nur unbedeutend. Die Entdeckung der Aeltern ist auch noch plötzlicher herbeygeführt, als nöthig war; und überhaupt hat das Ende ein etwas gemeines Ansehen bekommen. Hr. *S.* muss dieses Werk sehr eilfertig bearbeitet haben; sonst hätte man glauben sollen, er wäre ganz vorzüglich dazu geschickt gewesen, da er in seiner Leopoldine etwas ähnliches unternommen hat. In dieser wie in der Marianne werden weibliche Anlagen und Gaben: List, Gegenwart des Geistes, Eitelkeit, in entwickelnde Lagen gesetzt. Aber freylich ist Mariannens Bild von weit zarterer Mischung: Die Verschlagenheit ist in ihr mit Unschuld und Edelmuth, die Eitelkeit mit Gefühl von Würde gepaart, was sich, wie wir bald sehen werden, nicht von Leopoldinen rühmen lässt.

4 u. 5 *Bändchen.* Sie enthalten zwey anziehende historische Aufsätze: *Martinuzzi oder Leben eines geistlichen Parvenü's, in Bezug auf neuere Erscheinungen erzählt;* und: *Geschichte der Camisarden. Bey Gelegenheit der jetzigen Revolution in Frankreich von neuem erzählt.* Die Art von Belehrung, welche der Vf. bezweckte, ist schon in den Ueberschriften angegeben. Der Vortrag ist leicht, im Stil der Memoiren, und soll sich wohl mit Fleiss nicht zu der Würde einer eigentlich historischen Darstellung erheben. In der Geschichte der Camisarden sind die oft mit sehr ähnlichen Um-

ständen wiederholten Erzählungen von kleinen Gefechten etwas ermüdend. Das Lustspiel nach dem Italiänischen des Grafen Strasoldo: *Der Schein betrügt*, welches die letzte Hälfte des 5 B. einnimmt, kann man nicht als einen sonderlichen Gewinn für unsre Bühne betrachten.

Gesammelte Romane 3 *Th.* Allerdings verdiente die Geschichte der Prinzessin *Henriette von England* durch eine Uebersetzung unter uns bekannter zu werden. Mad. de la Fayette war eine genaue Freundin derselben und Augenzeugin ihres traurigen Todes, dessen Umstände sie mit grosser Genauigkeit erzählt. In dieser letzten Rücksicht ist ihr Buch sogar Quelle für den Geschichtschreiber. In dem, was die Verhältnisse der Prinzessin am französischen Hofe und die Angelegenheiten ihres Herzens betrifft, hat die Biographin freylich, wie sie selbst in der Vorrede gesteht, die Wahrheit manchmal sehr sparen müssen, obgleich, mit der gehörigen Vorsicht sich wohl ein guter historischer Gebrauch davon machen läfst. Gegen Hn. Schulzens Behauptung, dafs dieses Werk ein täuschend getreues Gemälde von dem Geiste der damaligen Galanterie liefre, möchten wir einwenden, dafs Mad. de la Fayette eine Frau von zu strengen Sitten war, als dafs sich ihre Feder nicht vielen Umständen hätte entziehen sollen, die sehr charakteristisch gewesen wären. Es steht ihr wirklich ein wenig sonderbar, die Annalistin so unendlich vieler sich durchkreuzenden Liebeshändel zu machen: und da sie aus Anständigkeit für die sinnliche Seite derselben gar kein Auge haben wollte, so warf sie sich ganz auf die Seite der höfischen Intriguen, die dabey gespielt wurden, aus denen denn auch die Geschichte dieser englischen Prinzessin fast einzig zusammengewebt ist. Sie sehen einander so ähnlich, dass die Namen der Personen zu Hülfe kommen müssen, um sie zu unterscheiden. In der *Prinzessin von Cleves* besteht doch nur die historische Einfassung in dergleichen geschnörkelten Zierrathen, aus denen die Hauptpersonen *en medaillon* hervortreten; ihre Leidenschaft und ihre Tugend müssen jedes empfängliche Herz theilnehmend beschäftigen. Als Roman betrachtet, ist daher *Henriette von England* gar nicht mit jener zu vergleichen. Hr. *S.* räumt überhaupt der Verfasserin zu viel ein, wenn er in der Vorerinnerung S. XVI erklärt, er habe die *Prinzessin von Cleves* und die *Zaide* hauptsächlich deswegen übersetzt, um den deutschen Schriftstellern im Fache der historischen Romane Muster aufzustellen. Von der ersten möchte es gelten; allein *Zaide* ist ziemlich leer, und selbst nach den vorgenommenen Abkürzungen zuweilen langweilig. Auch herrscht gar kein französischer Geist, sondern vielmehr die Manier gewisser spanischer Novellen darin. Redensarten, wie folgende, die uns in der Henriette auffielen: S. 34: „da sie beide zu feurigen Leidenschaften neigten;" S. 10.: „nichts vor ihm geheim haben;" S. 141: „damals, wo er vom Hofe entfernt würde;" S. 159.: „ihre kleine *Gabe* von Geist," u. s. w. beweisen, welche Aufmerksamkeit auch ein geübter Uebersetzer anzuwenden hat, um alles fremde zu vermeiden.

Wir kommen auf die *Leopoldine*. Sie ist vor einiger Zeit ins Französische übertragen worden, und wird, wie man versichert, in Frankreich mit vielem Beyfall gelesen. Dies ist nicht mehr, als zu erwarten stand. Eine gewisse Feinheit des Verstandes, die unter den Eigenschaften, welche zur Hervorbringung dieses Romans in Thätigkeit gesetzt werden mufsten, sichtbar den Vorsitz führt, ist ungemein geschickt, das Wohlgefallen unsrer gewandten Nachbarn zu fesseln. Auch ist die Anlage des Ganzen mit Einsicht gedacht und mit Geschicklichkeit ausgeführt; was Richtung auf ein einziges Ziel, bündigen Zusammenhang der Theile, vielfache Benutzung der wenigen ins Spiel gesetzten Mittel, leises Vorbereiten und stätiges durch alle Stufen hindurchgeführtes Fortschreiten zur endlichen Entwickelung betrifft, bleibt wenig zu wünschen übrig: und auf diese blofs kunstgerechten Vollkommenheiten, die von dem eigentlich dichterischen Gehalte einer Schöpfung der Einbildungskraft noch wesentlich verschieden sind, haben französische Kenner und Kunstrichter von jeher einen nur allzuhohen Werth gelegt, so dafs sie in einer vorzüglich für dieselben empfänglichen Gattung (der Tragödie) sich lieber mit leeren Formen begnügen, als einen reichen Stoff, etwas loser geordnet, gefallen lassen wollen. Wir erkennen mit Achtung die Strenge der Foderungen, welche der Vf. in diesem Stücke an sich selbst gemacht hat; allein wir könnten wünschen, er hätte sich der epischen Freyheiten des Romans (so wenig bis jetzt noch die Theorie desselben ergründet ist, darf man doch wohl im voraus die Behauptung festsellen: der Roman unterscheide sich dem innern Wesen nach, nicht blofs durch Gestalt und Einkleidung vom Drama) in stärkerem Maasse bedient, und dadurch seiner Dichtung mehr Umfang und Mannichfaltigkeit gegeben. Wie erfinderisch er auch gewesen ist, in die engen Grenzen seines Gegenstandes allen Wechsel zu legen, der sich irgend anbringen liefs, so hat er doch einer gewissen Einförmigkeit nicht entgehen können. Er scheint sich in der That die Sache schwerer gemacht zu haben, als nöthig gewesen wäre. Die Bedeutung seines fortgehenden Gemäldes hätte sich wohl in weniger Umrisse zusammendrängen lassen, und die Darstellung würde freyer und schöner seyn, wenn sie nicht alles so gründlich erschöpfte. Freylich ist es keine geringe Kunst, durch das zu wirken, was man verschweigt; denn es setzt voraus, dafs man die Selbstthätigkeit des Lesers stark genug getroffen habe, um auf ihre Selbstthätigkeit rechnen zu können. Aber es belohnt sich auch; denn was man selbst gefunden zu haben glaubt, wird weit höher gehalten, als das gradezu Gegebne. Diese Bemerkung führt uns auf einen Hauptmangel des Buchs, der aus einem entbehrlichen Ueberflusse entspringt. Wir erwarten von dem Dichter, dafs er uns schneller und vollkommner mit seinen Personen bekannt mache, als es durch ihre Erscheinung in der Wirklichkeit geschehen würde, aber mehr durch die Art, wie er sie in Handlung setzt, als durch seine Betrachtungen über sie. Mit jenem Mittel begnügt sich der Vf. auch in

Auf-

Ansehung der übrigen Figuren seiner Zusammensetzung; nur die Heldin, die durch das Ganze erzählend eingeführt wird, ist bemüht, nicht allein den Zustand ihres Innern in allen Lagen, worein sie geräth, genau zu schildern, sondern auch ihre Handlungen aus dem Gewebe der geheimsten Anregungen vollständig zu erklären. Der Scharfsinn des Lesers wird dadurch vieler Mühe überhoben, ausser dass die Erklärungen *selbst* einigemale ins Spitzfindige oder ins Dunkle fallen: aber, wie wir eben bemerkt, was der Dichter nicht aus der unsichtbaren Welt des innern Menschen in die sinnliche hinüberspielen kann, wollen wir lieber errathen, als es uns sagen lassen. Bey einem entgegengesetzten Verfahren wird nicht bloss der Reiz eingebüsst, der in der lebhafteren Beschaftigung für den Geist liegt; die Darstellung verliert an und für sich. Die Umständlichkeit des Begriffs verdunkelt die Anschaulichkeit des Bildes. Die dichterische Ausführung eines Charakters soll der forschenden Zergliederung eines Psychologen Stand halten können; sie soll nicht selbst eine solche Zergliederung seyn. Dies hiesse den Commentar mit in den Text bringen. Zum Unterrichte über die Lage, den Zusammenhang und die Wirksamkeit der Muskeln ist eine anatomische Figur ohne Hautbekleidung vortrefflich; aber welcher Zeichner wird sie als Gegenstand des Wohlgefallens aufstellen?

Erfoderte es indessen der Zweck des Vf. durchaus, an seinem Hauptcharakter die gerundete Fülle der Umrisse zu zerstören, um seinen innern Bau und jeden Bestandtheil der Zusammensetzung einzeln darlegen zu können; so hätte er immer noch besser gethan, dies Geschäft in eigner Person zu übernehmen, als Leopoldinen Selbstgeständnisse schreiben zu lassen. Eine Art von Allwissenheit gehört zu den von jeher behaupteten und anerkannten Vorrechten der Musen. Niemand fragt also den Dichter, woher er seine Kenntniss habe, wenn er auch in das Innerste der Gemüther dringt. Hingegen ist es eine durch das Ganze fortgehende Unwahrscheinlichkeit, dass Leopoldine die Geschichte ihrer Kindheit so erzählen kann, dass sie von der Natur der empfangenen Eindrücke, von den vielfach verschlungnen Triebfedern ihres Handelns mit einer Feinheit und Sicherheit Rechenschaft zu geben weiss, die dem geübtesten Selbstbeobachter im Alter der Besonnenheit Ehre machen würde. Die Erinnerung kann nicht weiter reichen, als die Gegenwart: sie kann das nicht zurückrufen, was, in den Augenblicken, wo es vorhanden war, zu weit im Hintergrunde gelegen hat, um zum Bewusstseyn zu kommen. Und welche Beweggründe konnte sie haben, ihre Geschichte aufzuzeichnen? Schrieb sie etwa für den Geliebten, dem wir sie am Schlusse in die Arme geführt sehen? So hätte sie wenigstens, der Schönheit zu lieb, die feindselige Wahrheit hie und da verschleyern sollen. Musste sie sich nicht scheuen, wenn sie so schonungslos mit sich selbst umging, ihn allzutiefe Blicke in ihr Herz thun zu lassen? Oder fühlte sie gar nicht, in welchem ungünstigen Lichte die Schliche ihrer Eigenliebe, die auflauernde Wachsamkeit ihres Eigennutzes, ihre Verstellung, ihre niedrige Verzagtheit, ihre klägliche Abhängigkeit von der Meynung Andrer, neben der unbefangnen herzlichen Anhänglichkeit des wilden Knaben erscheinen müssten? Dieses würde an der erwachsenen Leopoldine eben die Herzlosigkeit, vollendet und als festgesetzten Charakter, verrathen, wozu man die Anlage schon in dem Kinde mit Widerwillen wahrnimmt. Doch hievon abgesehen, so fragt es sich, ob hier die Eigenschaften des einzelnen Wesens in einer allgemeineren Beziehung aufgestellt sind, ob Leopoldine überhaupt für ein Bild der ersten Entwicklung der Weiblichkeit gelten soll, oder nicht? In jenem Falle, fürchten wir, ist der Vf. der Liebenswürdigkeit ihres Geschlechts sehr zu nahe getreten, und hat wohl gar die Missgriffe einer verkehrten Erziehung der armen Natur aufgebürdet. Es lässt sich ausserdem mit Grunde bezweifeln, ob diese einen verschiednen Charakter der Geschlechter im Geistigen vor dem Zeitpunkte anerkennt, wann sie den Keim der abweichenden Bestimmung körperlich entfaltet? und ob es nicht die schädlichen Folgen aller voreiligen Reife nach sich ziehen muss, wenn männliche oder weibliche Eigenthümlichkeit durch künstliche Behandlung hervorgelockt wird, wo noch bloss das unbestimmte Streben der Kindheit herrschend seyn sollte? Unser Vf. scheint so weit von dieser Ansicht entfernt zu seyn, dass im *Moritz* wie in der *Leopoldine* der schneidende Gegensatz der Geschlechtscharaktere noch vor dem Eintritt in das jugendliche Alter der ganzen Darstellung zur Grundlage dient. — Auf jeden Fall würde es unbillig seyn, der Weiblichkeit die frühe Ausartung des kleinen selbstsüchtigen Geschöpfs zurechnen zu wollen, da es in der That unter den unnatürlichsten Verhältnissen aufwächst. Der Anblick dieses so ungleichen und doch nie geendigten Kampfes zwischen der abgelebten und der heranwachsenden Verderbtheit hat etwas peinliches. Der Graf ist nicht viel werth; aber er würde an Leopoldinen auch keine köstliche Eroberung machen. Er spielt im Verlauf der ganzen Geschichte die Rolle eines Sisyphus, der sich selbst dazu verdammt hat, den Stein bergan zu rollen; und die unsägliche Geduld, die sein Egoismus aufwendet, um den Egoismus eines Kindes an sich zu fesseln (denn Leopoldinens Herz zu gewinnen konnte er sich doch wohl nicht schmeicheln?) lässt einen Abgrund von Leerheit, Gleichgültigkeit und Langerweile in seiner Seele vermuthen. Man nimmt zwar Parthey gegen den Erfolg seiner durchaus unrechtmäsigen und den Zwecken der Natur zuwider laufenden Bemühungen: allein wie kann man sich mit Wärme für die Wiedervereinigung Leopoldinens mit dem treuen Fritz interessiren, den sie gar nicht verdient, da sie ihn jedesmal verläugnet hat, so oft ihre Neigung zu ihm mit der kleinlichsten Eitelkeit ins Gedränge kam? Der Knabe ist wirklich (ohne den wohlgerathnen Carricaturzeichnungen *der gnädigen Mama* und *des kleinen Christel*, der ganz aus einem Stücke und ein Einfall origineller Laune ist, ihr Verdienst abzusprechen) die ein-

einzige recht behagliche Figur des Gemäldes. Der Einfluss des frühen Aufenthaltes in der Räuberhöle auf seine heroischen Gesinnungen ist meisterhaft dargestellt; indessen verliert sich diese Schattirung natürlicher Weise immer mehr, je länger er ausserhalb derselben gelebt hat, und gegen das Ende ist er nicht mehr ein Seitenstück zum Moriz; er ist der leibhafte Moriz selbst. Gut, dass der Vf. beide in einem Alter vom Schauplatze abtreten lässt, wo die ungestümen Aufwallungen der frischen Lebenskraft noch für Charakter gelten mögen; er würde sonst genöthigt gewesen seyn, denselben eine bedeutendere und näher bestimmte Individualität unterzulegen.

Mit der Vorliebe, welche jeden zu demjenigen zieht, was ihm vorzüglich gelingt, lässt Hr. *S.* in diesen beiden Romanen seine Darstellungen grossentheils im Gebiete der frühesten Jugend, ja des kindischen Alters verweilen. Die Geschichte der Kindheit fasst nicht selten grosse Aufschlüsse über das nachherige Leben eines Menschen in sich. Sie kann daher auch als Einleitung oder Episode in einem Roman unstreitig sehr passend angebracht werden. Ob es aber die Erwartungen des Lesers vollkommen befriedigt, wenn die Geschichte da abbricht, wo der Mensch erst anfangen soll, mit selbstständiger Kraft seinen Weg durch die verwickelteren Verhältnisse des Lebens zu suchen; ob es nicht mehr Anlagen und Andeutungen sind, als ein vollständiger sittlicher Charakter, was sich an einem Menschen offenbart, bevor auch der Charakter seines Geistes sich durch natürliche Reife und Bildung festgesetzt hat, wollen wir hier nicht entscheiden. Ist es mit dem innern Menschen nicht wie mit dem äussern, dessen Schönheit und Vollendung sich nur an Bildungen erkennen lässt, die ihr volles Wachsthum erreicht haben, weswegen diese auch für die bildende Kunst ein weit höherer Gegenstand sind, als die schwankenden, von der Natur nur flüchtig entworfnen, Züge des Kindes? Die Kindheit hat zwey ganz verschiedne Seiten, wovon die eine den Verstand unterhält, die andre das sittliche Gefühl interessirt: das Kindische und das Kindliche. Mit jenem Namen bezeichnen wir die Contraste, woraus die ganze Existenz der Kinder zusammengesetzt ist, z. B. die Gewalt ihrer Begehrungen neben der Unzulänglichkeit ihrer Mittel; die Geringfügigkeit ihrer Zwecke und der Ernst, womit sie dieselben betreiben; ihre Nachahmung der Erwachsenen, die sich hier im verjüngten Maassstabe abgebildet sehen. Hauptsächlich aber liegt das Komische in dem gänzlichen Unbewusstseyn ihrer eignen Drolligkeit, so wie immer ein lustiger Einfall am stärksten belacht wird, wenn der, welcher ihn vorbringt, ernsthaft bleibt. Das Kindliche hingegen (gleichsam die reine Menschheit in der Knospe), ist etwas so zartes und einfaches, dass es sich der dichterischen Darstellung zu entziehen scheint, und vielleicht nur mittelbar durch die Rührung, die es in sittlich gestimmten Naturen erregt, anschaulich gemacht werden kann. Da Hn. Schulzens Romane überhaupt mehr den Kopf, als das Herz, in Anspruch nehmen, so versteht es sich von selbst, dass der Geist und Ton seiner Dichtungen es gar nicht mit sich brachte, diese Saite auch nur zu berühren. Das belustigende im Wesen der Kindheit hat er aber meisterhaft aufzufassen gewusst: seine Kinderscenen sind eben so pikant als natürlich erfunden, und lebendig mit den fröhlichsten Farben ausgemalt.

Bey allem, was man an der *Leopoldine* vermissen kann, behauptet sie immer einen ausgezeichneten Platz unter unsern Romanen. So beträchtlich auch seit ihrer Erscheinung die deutsche Literatur in diesem Fache bereichert worden ist, wünschen wir doch nicht weniger lebhaft, der Vf. möchte eine mit so vielem Glücke betretne Laufbahn nicht für immer verlassen haben.

MATHEMATIK.

BREMEN, b. Köhler: *Versuch eines mathematischen Unterrichts für Seefahrer*, von *Daniel Braubach.* 1 Bog. Dedic. u. Vorr. 408 S. 1 Bogen Tafeln. Mit eingedruckten Figuren in Holz geschnitten. 4to. (wahrscheinlich schon 1792 herausgekommen.)

Wenn auch nur zehn Exemplare dieses Buchs auf so gutem Papier abgedruckt wären, auf welchem das Exemplar, welches Rec. vor sich hat, abgedruckt ist; so beklagt er die Verschwendung. Das schlechteste Maculatur wäre dadurch verdorben. Höchstens kann der Abdruck desselben jungen Leuten dienen, die von Lehrern unterrichtet werden, welche ähnliche Lehrbücher zum Leitfaden ihres Unterrichts gebrauchen, damit sie Zeit und Mühe sparen, sogenannte Hefte abzuschreiben. Rec. hat sich mit Leidwesen dabey an Hefte erinnert, die er in seiner frühesten Jugend abschreiben musste, um rechnen zu lernen; ganz im Tone solcher, wahrscheinlich noch aus dem letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts vom Vater auf den Sohn fortgeerbten Hefte ist dies Buch geschrieben, wenn es nicht zum Theil aus dem Holländischen übersetzt ist, welches dadurch wahrscheinlich wird, dass der Vf. oft sehr holländisch construirt, *Düiking der Kim, gedividirt* etc. schreibt, den Aequator, *Evenaar*, die Kompasstriche etc. holländisch benennt. Höchstens kann es zu einem sogenannten Exempelbuche dienen, weil, soviel Rec. mit grosser Ueberwindung hat lesen können, diese sehr umständlich, mit vieler Verschwendung von Raum auseinander gesetzt, doch aber richtig gerechnet sind. Rec. enthält sich aller Anführung von Belegen seines Urtheils, weil jeder, der sich die Mühe geben will, das Buch anzusehen, sie auf allen Seiten finden kann. Der Vf. sollte wenigstens erst Deutsch verstehen, und schreiben lernen, ehe er Versuche macht, Bücher zu schreiben.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 26. April 1797.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

STOCKHOLM, b. Lindh.: *Kongl. Vetenskaps Academiens Nya Handlingar Tom. XVI. för månaderne Julius, Augustus, September, Oct. Nov. Dec. År.* 1795. (Neue Abhandl. der Akad. der Wissenschaften für die Monate Jul. — Dec. des Jahrs 1795. mit 3 Kupfern.)

Das 3te Quartal des Jahrg. 1795. hat folgende Abhandlungen 1) Hn. *Acharius* Fortsetzung seiner Beschreibung neuer, und noch wenig bekannter schwedischer Flechtenarten, und zwar hier von *Lichen scalaris, crustaceus, imbricatus, foliolis reniformibus, ercoliusculis, pallidis, subtus margineque pulverulentis, scutellis nigris,* wächst auf alten dicken Fichtenrinden; *Lich. luridus, crustaceus imbricatus, foliolis orbiculatis, crenatis, viridi-fuscis, subtus pallidioribus, scutellis demum convexis nigris,* auf Kalkbergen; *Lich. microphyllus, crustaceus, imbricatus, foliolis minutissimis, crenulatis, confertissimis, cinereo-fuscis, scutellis demum convexis, ferrugineo nigris, foliis mixtis cinctisque,* wächst am Fuss hoher Berge, und ist von *Schraders Lich. microphyllus* verschieden; *Lich. cartilagineus, imbricatus, foliolis laciniato-incisis, adscendentibus, pallidis, scutellis planis fulvis, margine albo, crenulato* wächst auf kaum mit Erde bedeckten Bergen; *Lich. citrinellus, crustaceus, granuloso pulverulentus, flavo virescens, tuberculis minutissimis atris,* auf Erde und verfaulten Stämmen hoher nördlicher Gebirge; *Lich. corticola, crustaceus, rugulofo-rimosus, candidus, tuberculis confertis, minutis, marginatis, nigris,* auf alten Eichenrinden, und an alten Holzwänden und Balken. Alle sechs sind mit ihren Theden in Kupfer abgebildet. 2) Hr. *A. Modeer* über die Gattung der *Furien*, deren rechte Beschaffenheit bisher noch eben so wenig bekannt ist, als die des Bandwurms; daher auch *Solander, Linne*, der sie unter die 200 *phyta* aufführt, *Scopoli*, der sie unter die *Infusoria* rechnet, und *Leske*, der sie sonst richtig unter die *Helminthica* aufstellt, in Angabe ihrer Kennzeichen, Fehler begangen haben. Der Vf. hat zwar auch, so wie die mehresten andern, sie nicht selbst gesehen, glaubt aber doch, dass nach den von ihm zu Rath gezogenen Nachrichten, die man von den Arten dieser Gattung hat, der Charakter der Gattung seyn müsse: *Corpus teres, lineare, aequale; utrinque ciliatum aculeis reflexis, corpori adpressis.* Diese Gattung hat von dem schnellen Tode, den sie, wenn keine Hülfsmittel angewandt werden, verursachen, den lat. Namen, *Furie* bekommen, Hr. Prof. *Retzius* nennt sie daher auf schwedisch *Dödskott*. Hr. *M.* rechnet die *Vena medinensis* mit zu dieser Gattung, und nimmt also 2 Arten an, die er beschreibt. 1) *Furia infernalis,* (Skottpil) *subrigida, semipollicaris.* Sie ist fein wie ein Haar, und findet sich in dem nördlichsten Theil von Schweden und Norwegen, besonders an sumpfigten Stellen, wo sie oft Thieren und Menschen tödlich wird. Da wo sie auf einen Theil des Körpers fällt, verursacht sie anfänglich durch ihre feine Zacken ein Jucken und Schmerzen; so bald sich aber das Gift weiter im Körper in kurzer Zeit verbreitet, bekommt man Schmerzen im ganzen Körper, ungewöhnlichen Durst, schweren Schlaf. Die getroffene Stelle fängt an aufzuschwellen, und einem Geschwür gleich zu sehen mit einem weissen Rand, und einem rothen Flecken in der Mitte, der immer schwärzer wird, und sich weiter ausbreitet; der Schmerz nimmt zu, der Appetit verliert sich, der Kranke fängt an zu phantasiren, Schlaf und Leibeskräfte nehmen ab, und der Tod erfolgt innerhalb 2 bis 6 Tagen. Ueberlebt er den 8 Tag; so ist Hoffnung zu einer doch langsamen Besserung. Das gebräuchlichste Mittel dort dagegen ist, den Wurm gleich auszuschneiden, und die Stelle mit Birkenöl zu beschmieren; einige legen auch frische oder frisch gelabte Milch auf die verwundete Stelle. 2) *Furia vena medinensis*, (Drakskott) *pallida flexilis, pedalis et ultra.* Dieser Wurm oder vielmehr diese Krankheit selbst ist von den ältesten Zeiten her bekannt gewesen, auf griechisch *Dracontium* genannt auch *Dracunculus*, und *medena* oder *vena medena, medina*, weil sie in Arabien und um Medina am gemeinsten war. Die oft so fabelhaften Berichte älterer und neuerer Schriftsteller davon werden angeführt. Man findet sie besonders in den südlichen Welttheilen. Sie greift vorzüglich die fleischigten Theile der Füsse an, und wird, ohne dass man recht weiss wie, zwischen Haut und Fleisch gezeugt. Einige glauben, dass man mit dem Wasser den Saamen dazu verschlucke. Wenn der Wurm sich durch die Haut durchgefressen, und zum Vorschein kommt; muss er vorsichtig immer mehr und mehr um einen hölzernen Stecken gewunden, und so allmählich herausgezogen werden; man muss, sich aber ja hüten, keinen Nerven für den Wurm zu nehmen. Gemeiniglich gehen 20., ja wohl 40, Tage damit hin, ehe man ihn ganz heraus bekommt, vermuthlich muss auch er einige Zacken haben, womit er sich festhält. Ist er erst ganz heraus; so heilt die Wunde von selbst. Bricht er beym Ausziehen ab, so verursacht das einen schwer zu heilenden Fistelschaden, und wenn etwas davon zurückbleibt;

bleibt; so entstehen gewöhnlich Entzündung, Irrereden, Zuckungen, der kalte Brand und der Tod selbst. Bisweilen kommt das zurückgebliebene Stück an einem andern Ort wieder hervor. Einer, der davon befallen wird, muss sich vor Kälte und starker Bewegung hüten, und sich warm halten, schmerzstillende und erweichende Mittel, nur keine fette Sachen auflegen. Merkurialpillen thun keine Wirkung, wohl aber v. *Swietens* Mercurialauflösung. Hr. *Leske* sagt von der Furie, dass die Geschichte dieses Wurms noch sehr zweifelhaft und dunkel sey, und diese Zweifel und Dunkelheit sind auch durch diesen Beytrag zu dessen Naturgeschichte noch nicht ganz gehoben. 3) Hn. *J. Julin's* Beschreibung und chemische Untersuchung der Mineralquelle zu Uleäborg. Nach einem Medium von 15 Kannen, enthält eine Kanne dieses Wassers 1,0 Digestivsalz, 5,7 Kochsalz, 5,8 Gips, 1,9 Kalk mit Luftsäure verbunden, 1,2 Eisen und 1,7 Kieselerde, wozu noch 12 Cubikzoll Luftsäure und etwa 10 Cubikzoll hepatische Luft kommt. 4) Hn. *Sparrmann's* Beschreibung einer ganz neuen Natterart, *Coluber ferruginosus, cinereus; occipitali macula magna cordata, dorsi serie duplici macular. minorum, lineaque suboculari longa extensa, bruneo notatus: squamulis ovatis, planis.* 5) Ebendess. Beschreibung eines zu Carlscrona gefundenen grüngefleckten Frosches (vermuthlich *Pallas Sotibunda*, und *la Cepede, crapaud verd.*) beide mit Zeichnung. 6) Auszug aus einigen neuen astronomischen Observationen des Hn. Oberamtman *Schröter*. 7) Hn. *Lidbeck's* Bericht von einer neuen auf dem Falsterbör Ref seit 25 Jahre entstandenen neuen Insel, über 666 Klaftern im Umkreis, die noch jährlich zuwächst, und dem darauf wachsenden *Triticum junceum*; es unterscheidet sich durch seine *glumas calycinas* und *corallinas*, wie auch die *folia invalula* und mehrere Grösse von *Linnés triticum repens*. Die Farbe ist gelbgrün. 8) Hn. *Swederus* Beschreibung einer neuen Gattung der Insecten, *Pteromalus*, die zur Abtheilung der *Hymenoptera* im Linneischen System gehört, deren *character genericus* ist: *Antennae fractae; intimo articulo longiori filiformi, exterioribus submoniliformibus; alae planissimae, vena unica marginis exterioris, absque stigmate, postice orbiculatae.* Es sind 3 Arten davon beschrieben: 1) *Pteromalus puparum late viridis ore, antennis pedibusque flavis.* Dieses kleine Thierchen legt seine Eyer auf dem Rücken der Kohlraupe; wenn die Jungen ausgekrochen sind, fressen sie sich durch dessen Haut, und leben von ihren Eingeweiden, wobey sie aber doch deren *partes vitae essentiales* sorgfältig verschonen bis die Raupe verpuppt ist, da sie dann alles verzehren, ausser der Schaale, die ihnen zur Winterwohnung dient. Im Frühjahr bohren sie kleine Löcher in die leere Schaale, und fliegen davon. 2) *Pter. bicolor, niger, ore antennis, macula abdominis media, pedibusque flavis alis margine crassiori ciliatis.* 3) *Pter. Bipunctatus niger, ore, thoracis dorso pedibusque flavescentibus: alis macula parva, rotunda, nigra.* Mit dem 4ten Quartal schliesst sich der XVI Band, welche, zusammen 286 S. 8. und 8 Kupfert. enthält. Man findet hier 1) die fünfte Fortsetzung von Hn. *Acharius* Beschreibung neuer und wenig bekannter schwedischer Flechtenarten, und zwar hier *Lichen comosus filamentosus corticatus erectus teres, loris ramosissimis patentibus fibrillosis, apice nutantibus; Scutellis convexiusculis demum fuscis, torulosis*, und *Lich. sarmentosus, filamentosus nudus diffusus dichotomus, fistulosus, lacunosus; loris sarmentosis, apice ramosissimis, capillaceis implexis.* Erstere wächst auf hohen Stämmen und Birkenzweigen, und gehört zur Abtheilung, die der Vf. *Usnea* nennt; die andere, die zur Abtheilung *Filaria* gerechnet werden kann, auf der dünnen Fichtenrinde, beide sind abgezeichnet. 2) Hr. *Swederus* setzt seine Beschreibung der neuen Insektengattung *Pteromalus* fort. Hier sind noch folgende 12 Arten beschrieben, nämlich. 4) *Pterom. Subulatus capite thoraceque caerulescentibus: abdomine sessili subulato nigro; aculeo exserto brevissimo, rigido.* 5) *Pter. Biguttatus niger, abdomine glabro petiolato: alis albis lunula marginali fusca.* 6) *Pter. Appendigaster niger: antennis ferrato articulatis, albo villosis: abdomine brevissimo petiolato.* 7) *Pter. Scutellatus niger: scutello atrociliato macula flavissima: antennarum basi pedibusque ferrugineis.* 8) *Pter. Clavicornis niger: antennis elevatis: abdomine oblongo glaberrimo, primo secundoque segmento striato: pedibus pallide fuscis.* 9) *Pter. Ciliatus niger: antennarum globulis valde distantibus: alis postice ciliatis: pedibus ferrugineis.* 10) *Pter. Bedaguaris aureo-viridissimus: antennis nigris basi flavis: aculeo longiori nigro: pedibus variegatis.* 11) *Pter. auratus pallide viridis, nitidus antennis submoniliformibus, pedibusque pallide ferrugineis unguiculis nigris.* 12) *Pter. Amerinae antennis moniliformibus, niger tibiis tarsisque pallidis.* 13) *Pter. Capreae saturate viridis nitidus: antennis nigris (triramosis maris, submoniliformibus feminae) pedibus pallidis.* 14) *Pter. Aculeatus niger, fronte pedibusque flavescentibus; aculeo longitudine corporis.* 15) *Pter. Bimaculatus viridi-aeneus: alis macula media subquadrata fusca.* — 3) Hn. Ol. Svartz systematische Aufstellung der Schwedischen Blattmoose (*musci*) Nicht leicht hat ein Reich mehrere von diesen kleinen Gewächsen aufzuweisen, als Schweden. Der Vf. verkennt Hn. Hedwigs unstreitige Verdienste um die richtige Kenntniss derselben nicht, er folgt vielmehr seiner Ordnung, nur geht er mit Hn. v. Schreber in dessen Gen. Plant. da etwas von Hedwigs Methode ab, wo solches zur Erleichterung der Kenntniss dieser Moose dient, und neuere Untersuchungen und Entdeckungen dazu Anlass geben. Durch letztere ist die Anzahl der von Linné in seiner Flora Sueciae aufgenommenen Arten so gewachsen, dass unter den hier aufgestellten 184 Arten, 87. sind, die Linné theils vorbey gegangen ist, theils nicht gekannt hat; von andern Schriftstellern, besonders aber von Hedwig, sind doch mehrere davon beschrieben, einige aber noch ganz unbekannt gewesen, und durch solche ist hier die Schwedische Flora vermehrt w-

den. Die Charaktere dieser Arten sind etwas weitläufig, dies konnte aber nicht gut vermieden werden, wenn man so viele nahe verwandte, und nur unmerklich von einander verschiedene Arten bestimmt von einander unterscheiden wollte; 4). Hr. Gadd Erfahrungen und Versuche, über die ungleiche Wirkung, welche die Herbstkälte auf das Getraide im Felde, und auf die Gewächse in Gärten und Plantagen hat. Starker und geringerer Frost, wie auch das Eintreten desselben, ehe Schnee gefallen ist, oder nach gefallenem Schnee, hat auf verschiedene Gewächse auch einen verschiedenen Einfluss. Friert es in nördlichen Gegenden, ehe Schnee fällt; so ist der Landmann zufrieden, fällt aber, ehe es friert, viel Schnee, so verfault das Getraide unter solchem. Ganz anders verhält es sich mit verschiedenen Gewächsen in Gärten und Plantagen. Die Kälte dringt ohne Schnee tiefer in die Erde, und schadet daher neu angelegten Baumschulen. Doch leiden einige Bäume mehr, andere weniger Kälte, und eben so ist es mit Färbe- und Arzneykräutern, Küchengewächsen und Blumen. Der Vf. führt die bey solchen gemachten Erfahrungen nach der Reihe an. Der Saame aller annuellen Gewächse, die zeitig aufkommen, leidet doch von dem Frost nicht, wenn er nur in zubereiteten Gartenbeeten wohl untergeharkt, und mit Erde bedeckt worden ist; kurz vorher ehe die scharfe Kälte im Herbst einfällt, ja er kommt dann um so eher im Frühjahr hervor. *Am Schlusse* ist ein Auszug aus dem Tagebuch der *Akademie*, über die derselben gemachten Geschenke an Büchern, Naturalien u. s. w. beygefügt. Das damals von Hn. Prof. und Ritt. Melanderhjelm der Akademie geschenkte MS. seiner Astronomie, ist jetzt schon von derselben in 2 Bänden in 8. von 390 und 374 S. zu Stockholm 1795. im Druck erschienen, und verdient eine besondere Anzeige; Hr. Oberdirect. der Chirurgie, Prof. der chirurgischen Societät, D. *Theels* hat der Akademie ein Capital von 1000 Rthlr. unter der von der Akademie angenommenen Bedingung geschenkt; dass nach dem (im vorigen Jahr nun auch schon erfolgten) Tode, des Prof. und Ritt. Hn. Wilcke, dessen Witwe, so lange sie sich nicht wieder verheirathet, von der Akademie eine jährliche Pension von 200 Rthlr. geniessen soll.

RIGA, b. Hartknoch: *Abhandlungen über die Geschichte und Alterthümer, die Künste, Wissenschaften und Literatur Asiens* von Sir *William Jones* und andern Mitgliedern der im Jahr, 1784. zu Calcutta in Indien errichteten gelehrten Gesellschaft. *Dritter Band.* Aus dem Englischen übersetzt und mit Anmerkungen ausführlichen Erläuterungen und Zusätzen bereichert von D. *Johann Friedrich Kleuker.* 1797. 480 S. 8.

Nicht die Abhandlung des 3ten Bandes der in Calcutta herausgekommenen *Asiatic Researches* muss der Leser in diesem Bande suchen; denn davon sind noch eine übersetzt. Sie sind sämtlich aus dem 1 und 2ten [illegible] des gedachten Werkes und dem früher herausgekommenen *Asiatic Miscellanies.* Weil Hr. K. nicht bestimmt anzeigt, aus welchem Band der *Researches* jede Abhandlung genommen ist, welches zur Vergleichung seiner Uebersetzung mit dem Originale hätte geschehen sollen, überdem die Abhandlungen nicht in der Ordnung des zu Calcutta gedruckten Originals auf einander folgen: so ist zu vermuthen, dass er nicht jene Ausgabe zu Calcutta, sondern einen Nachdruck der unter dem Titel *Dissertations and miscellaneous pieces relating to the history etc. of Asia.* 2 *Voll. London* 1792. herausgekommen ist, vor Augen gehabt habe. Unserm Gefühle nach kann dem Uebersetzer die Pflicht, sein Original genau anzuzeigen, nicht erlassen werden. Die Abhandlungen haben eine mit den vorigen Bänden fortlaufende Zahl XX. Ueber die Ruinen zu Mavelipuram XXI. XXII. über Tibet, XXIII. über die Sihks. XXVIII. über die Lage von Tagara. XXIX. Urkunde einer Landverschenkung oder wie es im Buche selbst richtiger übersetzt ist, Landertheilung von J. C. 1018. XXX. eine ähnliche vom J. 23. v. C. XXXII. XXXIII. Inschriften XXXIV. XXXV. über die Höle bey Gaja und Inschrift daselbst. XXXIX. über das Thier Pangolin XLI. über das Rosenöl XLII. über die in Chatra übliche Destillirung, stehen sämtlich in dem ersten Theil der *Researches*, der seit seiner Herausgabe 1788. durch Recensionen, Auszüge, und Uebersetzungen einiger Abhandlungen auch in Deutschland bekannt genug ist. Die Abhandlungen, Tibet, und die Siehks betreffend sind von Sprengel in den neuen Beyträgen zur Völker und Länderkunde, dritter Theil und letztere auch im Hannöverschen Magaz. 1795. übersetzt, und wir würden, wenn sogar diese Uebersetzung vortrefflich, und jene nur mittelmässig wäre, eine abermalige Dollmetschung für unnöthig halten. Wir sind aber berechtiget, Hn. K's. Arbeit schon aus dem Grunde zu tadeln, weil sie sehr schlecht gerathen ist. Von den vielen unrichtig übersetzten Stellen heben wir nur so viele aus, als zur Bestätigung unsers Urtheils nothwendig sind, und übergehen viele andere um den Raum zu schonen. S. 7. „Thurmähnliche Gebäude" *lofty edifice* — — *Works of imagery and sculptures* „Gruppen von Bildnerey und Sculpturen." Sind denn Sculpturen keine Bildnerey? S. 44. „Da aber der Kaiser nach dem allgemeinen Befehl von Sina aus." Man muss hier an einen andern Kaiser als den Sinesischen denken. Dieser ist aber ausdrücklich genannt. *But the emperor of China's general orders restricting.* S. 4 . *votaries* „Religiösen" statt „Anhänger." Ein Haufe Kalmucken wird dadurch in Mönche verwandelt. S. 52. *The English.* zweymal „der Engländer" im singul. S. 54. „Satin" für „Atlass." S. 65. *Sumptuary horses* „Prunkpferde" werden zu „Packpferden" erniedriget. S. 66. *Display of colours*, „wehende Fahnen und Wimpel" nach Hn. K. über „erstaunenden Anblick von Farben." Wie muss man über eine solche Uebersetzung erstaunen! S. 69. Die Englischen Kaufleute in Hamburg, die auch *adventurers* in dem Sinne, wie das Wort hier im Original vorkommt, heissen, müssen, wenn Hr. K. Englisch

lisch verstehet, *Abentheurer* gescholten werden. Aber er verstehet es nicht; man lese nur den Galimathias S. 70. Der Statthalter in Tibet hat vorzüglich aus persönlicher Achtung gegen die Agenten des Hn. Hastings mit den Engländern ein Verkehr angefangen; aber wenn nun dieses gleich der Fall ist: *so ist es ihm, frey von allem unwürdigem Eigensinn doch nicht eingefallen, von der durch seines Freundes Abreise ihm dargebotenen Gelegenheit zur Schliessung der neuen Verbindung Vortheil zu ziehen.* Kann man aus diesen Worten einen Sinn erzwingen? Im Original wird dem Hn. Hastings und dem Tibetaner ein feines Compliment gemacht, das hoffentlich durch einen Bengalischen Punditen in Tibet besser verdollmetscht werden wird, als in Deutschland durch Hn. K. *yet from an unworthy capriciousness of temper he descended not to take adventage of the opening offered by his friends departure to close the new connection.* Zur Belehrung des Hn. K. setzen wir die Meynung der Stelle hieher: „die Abreise seines Freundes Hastings hätte ihm zum Vorwand dienen können, die Verbindung abzubrechen; er dachte aber zu edel dazu. S. 142. könnte so verstanden werden, dass zu Zeiten Arrians in der Nähe von Pultanah Onyxe gefunden worden. Im Englischen stehet klar, dass sie noch heut zu Tage daselbst gefunden werden. — S. 143. „Hr. Büssys Gränzen“ *marches.* Wie leicht gab schon der Context die wahre Bedeutung *Marschrouten* an die Hand, S. 163. „Tisch,“ *dish.* An solchen Uebersetzungen, da man ein ähnlich lautendes Wort für das im Originale erhaschet, erkennt man den Anfänger. S. 198. „Der Höchste des Daseyns“ *Supreme being.* Doch zur Ehre des Hn. K., wenn das Ehre bringen kann, die allerleichtesten Wörter richtig übersetzt zu haben, setzen wir hinzu, dass er es bald nachher *höchstes Wesen* giebt.

Die übrigen Abhandlungen XXIV. über Asam XXV. über die Cucis XXVI. Indische Feste XXVII. Insel Careicobar XXXVI. XXXVII. Inschriften XXXVIII. über den Dickschnabel einen Vogel XL. Lack, ein Insect XLIII. Heilung der Elephantiasis XLIV. Heilung des Schlangenbisses sind aus dem 2ten Bande der *Asiatic researches* genommen. Auch hier finden sich Spuren der geringen Sprachkenntniss, als S. 111. *woman with child* „eine Frau mit ihrem Kinde“ S. 129. *yards* „Ruthen“ S. 130. *fancifully* „auf alle Weise“ u. d. m.

Der Anhang enthält vier Abhandlungen aus den *Asiatic Miscellany*, einer 1785. zu Calcutta herausgekommenen, und 1787. zu London nachgedruckten Sammlung, grösstentheils Uebersetzungen und Nachahmungen asiatischer Geistesprodukte. Hätte es doch Hn. K. beliebt, dafür einige Aufsätze aus dem 3ten Bande der *Asiat. research.* zu geben! Allein davon scheint der bey seiner Arbeit zum Grunde gelegte Nachdruck noch keine aufgenommen zu haben. Die erste Abhandl. oder Nachricht von Gesandschaften zwischen dem Kaiser von Sina, und dem Sultan Shahrok im 15ten Jahrh. ist wenigstens zweymal, nämlich im Histor. Portefeuille 1788. I. 577. und in *Eggers* deutschem Magazin 1794. VII. 339. übersetzt. Eine Anmerkung über die Sungkurs, deren in dem Chinesischen Schreiben gedacht wird, giebt zwar der Kleukerischen Uebersetzung den Vorzug; würde aber Hr. K. nicht mehr Dank verdienen, wenn er bey der Voraussetzung, dass er sie nicht übergehen müsste, den Inhalt der Schreiben kurz zusammen gefasst, und die nöthigen Erläuterungen hinzugefügt hätte. Zu verwundern wäre es, wenn der ursprünglich persische Aufsatz über den Maratten-Staat der deutschen Uebersetzungssucht entgangen wäre, und Hr. K. auch hier nicht eine Mühe übernommen hätte, die er sich hätte sparen können. Ein paar Hymnen auf Gegenstände der Indischen Mythologie von W. Jones haben das Original zur Seite. Sie sind im kühnen lyrischen Schwunge geschrieben, und Hr. K. scheint, sie mit mehrerem Fleiss übersetzt zu haben, als die prosaischen Abhandlungen. Ausser den unter den Text gesetzten Anmerkungen, worin oft *F. Paulini Systema Brahmanicum* angeführt wird, hat Hr. K. noch 17 Zusätze am Ende gegeben, die sich über die Sprachen, Schriftzüge, Religionen, Producte u. ff. Indiens auf Anlass der vorher abgehandelten Materien verbreiten, und diese theils berichtigen, theils erläutern. Der über die Lamaische Religion ist der weitläuftigste, und verdient mit Hn. *Hüllmanns* Abhandl., die aber Hr. K. nicht zu kennen scheint, verglichen zu werden. Die Englischen Namen hat Hr. K. nach der deutschen Aussprache, aber doch nicht immer, geschrieben. Bisweilen entstehen daraus Missverständnisse. Man wird z. E. bey *Pondsjab* nicht sogleich an die bekannte Landschaft *Punjaub* denken. Bisweilen ist die Englische Orthographie mit angeführt. Wir wünschten, sie wäre allenthalben unverändert beybehalten. Aus was für einem Grunde das s der Plural-Endung apostrophirt, und z. E. Hindu's, Lama's Lak's u. ff. geschrieben wird, wissen wir nicht.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

ERLANGEN, b. Palm: *Materialien zu Kanzelvorträgen, oder Predigtentwürfe der besten Kanzelredner nach dem Bedürfniss unserer Zeit für deutsche Volkslehrer gesammelt und bearbeitet. Des vierten Bandes erste Abtheilung.* 1796. 178 S. 8. (9 gr.)

Es sind in dieser Abtheilung ausführliche Grundrisse Zollikoferischer Advents- Weyhnachts- und Neujahrspredigten enthalten, welche denen, die sich die Predigten selbst nicht anschaffen können, angenehm seyn werden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 27. April 1797.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Jacobäer: *Recept-Taschenbuch für angehende Aerzte und Wundärzte und für solche, die sich mit Heilung der Krankheiten beschäftigen.* Ein Buch worinnen die Beschreibungen und Kennzeichen der Krankheiten nebst den einfachen und zusammengesetzten Mitteln dawider, mit denen man sich in dem dringendsten Nothfall helfen kann, bestimmt angegeben sind. 1795. 400 S. 8.

Durch dieses Buch soll denen, die keinen Unterricht auf Universitäten geniessen konnten; denen, die sich aus Mangel an chemischen und pharmaceutischen Kenntnissen am Krankenbett nicht zu helfen wissen; solchen, die aus andern Ursachen über die Zusammensetzung der Arzneyen nachzudenken nicht Musse haben; solchen, die auf Reisen und im Felde gerade kein anderes grosses Receptenbuch bey sich tragen wollen, und endlich allen Afterärzten und Charlatans aus der Noth geholfen werden. Diesen Endzweck sucht der uns unbekannte Vf. auf folgende Art zu erreichen: Er liefert erst eine Geschichte der Krankheit: dann spricht er zuweilen von den Heilungsanzeigen, und darauf kommen Recepte in grosser Menge (die Zahl aller Formeln beträgt über [illegible]) mit Anweisung wie viele Tropfen, Pillen u. s. f. auf einmal zu nehmen sind. Der Vf. giebt den Rath, dieses Buch als Brieftasche binden zu lassen, und bey der Verlegenheit wegen eines zu verschreibenden Receptes dem Scheine nach in dieser Brieftasche herumzublättern, als suchte man etwa ein Papier zum Recept, und so das Recept heimlich zu übersehen und auszuschreiben. Wenn ein Buch dieser Art, und von der Bestimmung, die ihm sein Vf. giebt, auch vollkommen gut ausgearbeitet wäre, welches bey vorliegendem Machwerk der Fall bey weitem nicht ist; so würde es doch von keinem gewissenhaften Rec. gebilligt und noch weniger empfohlen werden können, indem es gerade dazu angelegt ist, um unter denen, die sich Aerzte nennen, Unwissenheit und Nachlässigkeit in Ausübung ihrer Pflicht zu begünstigen, und Quacksalberey, zwar nicht der niedrigsten Klasse der Afterärzte, die der Vf. zwar auch in seinen Plan aufnahm, die aber sein Buch nicht werden nutzen können, aber doch der Unterwundärzte, und anderer Personen, die ohne Beruf Kranke heilen wollen, zu befördern. Rec. hat sich gewundert, dass in unsern Tagen, wo man die Gränzen der Volksarzneykunde so ziemlich berichtigt hat, sich ein Arzt erdreisten konnte, ein solches Werk in die Welt zu schicken, welches, wenn es auch in seiner Art vortrefflich wäre, doch Schaden genug stiften müsste. Aber das Werk ist so, dass es diesen Schaden doppelt stiften muss, und dass Rec. jeden Leser davor warnen zu müssen für seine Pflicht hält. Die Einrichtung desselben ist folgende: Die Krankheiten sind ziemlich in der Ordnung, wie in Selle's *medicina clinica* aufgestellt. Unter jedem Krankheitsnamen steht erst eine dürftige Erzählung der Zufälle, die nicht immer instructiv ist, weil sie weder die wesentlichen Zufälle ausgezeichnet, noch die ganze Geschichte der Krankheit enthält. Dann folgen die Heilungsanzeigen, und Recepte in grosser Menge, zuweilen mit Bestimmung des widernatürlichen Zustandes, den sie verbessern sollen, zuweilen nicht. So ist z. B. unter der Rubrik: Faulfieber von dem wichtigen Unterschied der Fäulniss in dem belebten Körper, und von den Zufällen und Umständen, die das Daseyn der einen oder der andern Art der Fäulniss beym Faulfieber anzeigen, auch kein Wort beygebracht: und doch ist dieser Unterschied sehr wichtig, und muss den Arzt bestimmen, ob er tonische, oder reizende, oder kühlende, oder abführende Mittel anzuwenden hat. Der Recepte wider die Faulfieber hat der Vf. eine Menge hingeschrieben: da aber viele davon Mittel von der heterogensten Art unter einander gemischt enthalten, und da auch die noch etwa brauchbaren ohne Bestimmung ihrer Anwendbarkeit dort stehen; so werden sie nicht einmal für den Quacksalber brauchbar seyn. Wie der Vf. die Heilungsanzeigen bestimmt, davon mag folgendes eine Probe seyn: „Die Behandlung der Nervenfieber ist äusserst schwer. Man suche die Verstopfungen zu heben, die zähen Säfte aufzulösen, die aufgelösten auszuleeren, die erschlafften Theile zu stärken. Man mache daher (in jedem Fall!) den Anfang mit ausleerenden Mitteln." Doch am besten werden die Leser den Geist, der in diesem Buche herrscht, beurtheilen können, wenn ihnen Rec. die Theorie und Heilung der Krätze aus demselben kurz vorlegt. Die Krätze kann nach der Meynung des Vf. von saurem Stoff entstehen, und diese muss auf den Gebrauch der Laugensalze weichen. Sie entsteht ferner von Kochsalzschärfe: wider diese Krätze sollen Mehlspeisen und Selzerwasser dienlich seyn. Sie kann auch von ranziger und fauler Schärfe, und von zäher Lymphe entstehen. Die Krätze durch die Ansteckung, die er für eine eigene Art hält, da nach Rec. Dafürhalten die Ansteckungsfähigkeit der wesentliche Charakter einer jeden Krätze ist, heilt er durch Blutreinigungen, und durch eine Menge von äusserlichen Mitteln, unter denen viele, besonders meh-

mehrere Quecksilberbereitungen, Sublimat, die Auflösung des Quecksilbers in Salpetergeist, u. a. nur in sehr eingeschränkten Fällen anwendbar sind, und, von dem Quacksalber, für den doch der Vf. menschenfreundlich sorgen wollte, angewendet, gefährliche und tödtliche Wirkungen nach sich ziehen können. Von den Recepten selbst ist die grösere Menge schlecht. Selbst die Rechtschreibekunst muss der Vf. noch lernen: er schreibt gewöhnlich Pillulae u. s. f. Auch in Bestimmung der Gaben ist er sehr unbestimmt. Mit Proben von den schlechten, und in dem Fall, wider den sie angerathen werden, unanwendbaren Recepten mag Rec. den Raum dieser Blätter nicht verderben.

Zittau u. Leipzig, b. Schöps: Dr. *William Nisbet's medicinisch-praktisches Handbuch, oder Anweisung zur Kur innerlicher und äusserlicher Krankheiten.* Aus dem Englischen übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von D. *Christian Friedrich Michaelis*, Arzte am Johannishospital zu Leipzig. 1795. 232 S. 8.

Der Vf. hat dieses Buch zunächst für diejenigen geschrieben, die in Edinburg die Heilkunde studieren, und da es also im eigentlichen Sinn des Wortes für angehende Aerzte bestimmt ist; so sollte man erwarten, dass es richtige Beschreibungen der Krankheiten, und genaue Bestimmung ihrer Ursachen und Heilung enthalten sollte. Rec. aber hat von allem diesem nichts gefunden: vielmehr kann er sich kaum erinnern, je ein medicinisch-praktisches Werk gelesen zu haben, in dem die Gegenstände der ausübenden Heilkunde so oberflächlich abgehandelt gewesen wären, als in diesem. In der ersten Klasse, in welcher die Entzündungskrankheiten behandelt werden, sind die Beschreibungen der Krankheiten und die Kurmethoden, so wie auch die Auswahl der empfohlnen Mittel, noch erträglich, ob schon sich auch da vieles mit Grund erinnern liesse. Aber die Abhandlungen von den Krankheiten, die unter den andern Klassen stehen, und die meistens von der Art der langwierigen sind, sind äusserst unvollständig und unbestimmt, ohne alle Angabe der Ursachen, und ohne Bestimmung der nach diesen Ursachen einzurichtenden Behandlung. So ist an die vielen Ursachen der Hämorrhoiden in den Eingeweiden des Unterleibes gar nicht gedacht: alle Hämorrhoiden sollen mit Schwefelblumen, Weinsteinrahm und Ricinusöl geheilet werden. Höchstens der Vollblütigkeit und des Vorfalls des Afters ist mit etlichen Worten erwähnt. Bey der Ruhr purgirt er seine Kranken allemal: dann giebt er Mohnsaft, die *confectio Japonica*, und Campecheholz. Beym Nervenfieber purgiert er die Kranken immer mit Brechmitteln und Rhabarbar. Beym Schlagfluss läfst er allemal zur Ader, und wenn endlich genugsame Ausleerungen gemacht worden sind, so wird auch ein auf den Kopf gelegtes Blasenpflaster gute Wirkungen thun. Dieses, nebst kühlenden Laxiermitteln, sind alle Heilmittel, die er wider den Schlag verordnet. Eine sympathische Epilepsie kennt er nicht, als die, welche sich durch die *aura epileptica* äussert. Da soll man den Theil zerstören, oder ein Fontanell anlegen. Unter den specifischen Mitteln empfiehlt er das allemal schädliche Rattenpulver, und das nur in sehr beschränkten Fällen wirksame Zinn, dagegen vergisst er das wichtigste unter allen, den Baldrian. Mehrere Beyspiele bedarf es nicht, um zu beweisen, dass dieses Buch seinen Zweck nicht erfüllt, und dass es durch die deutsche Uebersetzung in die Hände unserer Aerzte gebracht zu werden nicht verdiente.

Leipzig, b. Schwickert: *Franc. Boissier de Sauvages Nosologia methodica* sistens aegritudines morbos passiones ordine artificiali ac naturali, castigavit emendavit auxit icones adjecit *C. F. Daniel.* Tomus IV. 1796. 686 S. gr. 8.

In diesem Bande sind die Dolores, Vesaniae und Fluxus nach des *Sauvages* seiner Eintheilung enthalten, und wir könnten bloss trocken anzeigen, dass dieser Band erschienen ist, da wir dem Urtheile, welches wir bey den vorigen 3 Bänden über des Vf. und Herausgebers Verdienste gefällt, durchaus nichts beyzufügen haben, indem dieser Theil den vorigen völlig gleich ist. Immer haben wir jedoch noch zu bedauern, dass Hr. *D.* bey so vielen Gelegenheiten den *S.* nicht mehr zurecht gewiesen, das was er z. E. vom Tarantismus noch sehr schwankend vorbringt, berichtigt, und so gar die deutschen Aerzte nicht einmal rettet, wenn ihnen Sauvages S. 402. vorwirft, dass sie noch an Hexen glauben. Eben so hätte Haematemesis atra S. 482. und Melaena S. 537. eine kleine Note verdient. Jedoch wäre es hier zu spät von der Arbeit des Sauvages und seinen oft irrigen Meynungen zu reden. Der Herausgeber hätte, da er doch einmal die Arten der verschiednen Krankheiten vermehren wollte, in dem grossen Werke, dem Repertorio von *Ploucquet* noch mehr Stoff dazu finden, und sich seine Arbeit sehr erleichtern können. Wenn es nur nicht so leicht geschähe, dass man in Nosologien nach Symptomen, nicht nach Ursachen, die Krankheiten aufstellte! Der Rec. der ersten 3 Theile hatte dem Herausgeber vorgeworfen, dass er der Krätze gar zu oft einen Antheil an Krankheiten zuschriebe, und wenn er hier nun wieder eine *Mania scabiosa* S. 412. aufführt, so freuet er sich, dass er doch nun mit grossem Rechte dieses seinem Recensenten entgegenstellen könne. Es scheint ihm also unbekannt zu seyn, was gerade über den Muzellschen hier angeführten Kranken diejenigen erinnert haben, welche über die Krätze eigends geschrieben, und dass besonders G. von *Lobes* diesen Fall ausführlich bestritten. Wenn sogar eine *Haemorrhagia a hirudine* von *Sauv.* und eine *Agrypnia ab insectis* von dem Herausgeber als besondre Arten von Krankheiten aufgestellt werden, so sieht man wohl, wie leicht es werden müste, alles dieses noch mehr zu vervielfältigen, und auch vielleicht eine *Haemorrhagia a cultro* etc. oder Agrypnias unzähliger Art nach verschiedenen Insecten beyzubringen, die sie verursacht haben.

Flensburg u. Leipzig, in d. Kortenschen Buchh.: *Ueber die Erhaltung des Lebens und das zu frühe Begraben*, von *P. Burdorf*, Prediger an der Domkirche in Schleswig. 1794. 1. Th. 262 S. 2. Th. 160 S. 8.

Der erste Theil stellt moralische und diätetische Lehren neben einander und berührt mit Vorsicht auch in etwas die Behandlung der Krankheiten. Der zweyte Theil verweilt nur beym Scheintod. An solchen Schriften ist selten, in Betreff des Inhalts, welcher aus andern zusammengetragen ist, viel zu tadeln; noch seltner wird man aber veranlasst, sie zu loben. Der Vortrag des Vf. ist sehr einförmig und ununterbrochen im feyerlichen Ton der Ermahnung, der die Auseinandersetzung der Gründe selten zulässt. So heisst es z. B.: Sitze nicht viele Stunden nach einander bey der Tafel und erschüttre nicht gleich nach der Mahlzeit deinen Körper u. s. w. Verabscheue allen Schmutz. Errege vor Mittage den Appetit durch eine geordnete Leibesbewegung. Den Geist, in dem dieses Buch geschrieben ist, werden unsre Leser am besten fassen, wenn wir ihnen einiges aus der Inhaltsangabe mittheilen. Erster Abschnitt. Erhalte dein Leben. Gott ist Schöpfer. Leben ist ein Geschenk. Leben ist ein anvertrautes Gut. Leben ist Auferzieherin für die Ewigkeit. Schätze dein Leben. Liebe dein Leben. Zeige Liebe zum Leben. Sorge für die Fortdauer deines Lebens. — — Fliehe die warmen Getränke — — Arbeite und *erschricke* nicht vor *einer der heil*samen Leibesbewegung u. s. w.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Nürnberg, b. Raspe: *Sammlung naturhistorischer und physikalischer Aufsätze*, herausgegeben von *Franz von Paula Schrank*, der Theol. u. Phil. Dr. 1796. 456 S. und sieben Kupfertafeln.

Nicht alle in diesem Bande enthaltene Aufsätze haben Hn. *Schrank* zum Vf., sondern einige sind das Werk seiner Freunde, welches er auf diesem Wege der Vergessenheit entreissen will. Die erste dieser Abhandlungen ist vom Herausgeber, und enthält *Bemerkungen über die Linneischen Farbennamen*. Da Hr. S. die Bemerkung gemacht hatte, dass mehrere Naturhistoriker mit den Farbennamen von *Linne* ganz andre Vorstellungen verbinden, als *Linne* damit verband, so geht er die verschiedenen Farben durch, und zeigt aus Beyspielen, welche Nüancirung durch diese oder jene Benennung bestimmt werde. So viel sieht man aus angestellter Vergleichung, dass selbst L. seinen Bestimmungen nicht immer ganz getreu geblieben ist, welches zum Theil daher kommt, weil die Körper durch Alter, Ort und andre zufällige Umstände Aenderung ihrer Farbe erleiden. II. *Naturhistorische Bemerkungen über Pöttmes Neuburg und Weihering*. Die Bemerkungen in diesem Aufsatze sind theils botanischen, theils entomologischen Inhalts, und wurden von dem Herausgeber bey Gelegenheit seiner Streifereyen, welche er nach dem jetzt angebaueten Donaumoor machte, gesammelt. Da bey dieser Gelegenheit der Boden, die Pflanzen, Insecten u. s. w. dieser Gegend beschrieben werden, so dient der Aufsatz zugleich dazu, um sich von der vormaligen Beschaffenheit dieser Gegenden einen Begriff zu machen. Hr. S. bemerkte unter andern, dass an der untern Lippe des *Lamii amplexicaulis L.* stets zwey Zähne befindlich wären. Den Grund warum mehrere berühmte Pflanzenkenner diesen Umstand nicht bemerkt haben, findet er theils darin, dass die zarten Zähne sich an der Blume umschlagen und dadurch unkenntlich werden, theils auch darin, weil einer dem andern nachzuschreiben pflege. Die Behauptung *du Fay's, dass der Thau aufsteige*, sucht der Vf. dadurch zu entkräften, dass er (S. 133.) eine Beobachtung anführt, der zufolge er *mit blossen Augen den Thau konnte niederfallen sehen*. Bey dieser Gelegenheit lobt Hr. *S.* die Feinheit seiner Sinne, die Rec. nicht umhin kann mit ihm zu bewundern. Dass der Thau wirklich niederfalle, davon überzeugte sich Hr. *S.* durch Ausstrecken seiner Hand, welche auf der obern Fläche feucht wurde, auf der untern hingegen trocken blieb. — Sollte Hr. *S.* nicht etwa einen feinen Staubregen für Thau gehalten haben? S. 141. ist eine genaue Beschreibung des Blütenbaues und der Blätter der *Orchis ustulata* befindlich. Nach dem Vf. sind unter der Oberhaut der untern Blattseite elliptische Gefässe befindlich, die bey dieser Pflanze so wie bey allen Pflanzen mit glatten Blättern die Stelle der Härchen vertreten. *Hedwigs* Behauptung soll unrichtig seyn, dass diese Gefässe *Luftgefässe* (*spiracula*) wären; sie gehörten vielmehr zu den einsaugenden Gefässen. Die S. 148. mitgetheilte Beschreibung der *Heritaria anthericoides* des Vf. ist nach einem lebendigen Exemplare entworfen, da die in der Bayerschen Flora, nur nach einem aufgetrockneten Exemplare gefertigt ist. Der *Mehlthau* rührt nach Hn. *S.* Bemerkung, nicht wie *Linne* behauptet, vom Blasenfuss her, überhaupt nicht von Insecten, sondern von der Lage der Aecker zwischen Wasser und Wiesen, und den daher entstehenden nächtlichen Nebeln; der *Brand* des Getreides soll eine Art Pilz seyn, der sich gleichfalls an feuchten Orten erzeuge. III. *Linguatula, der Zungenwurm, eine neue Gattung Eingeweidewürmer*. Dieses Thier ist ein höchst einfacher fadenförmiger gliederloser runzelloser Wurm am Vorderende abgestutzt, mit einer verborgenen ausstreckbaren Zunge; der Vf. weist ihm seine Stelle zwischen dem Pallisadenwurme und Bundwurme an. Bis jetzt sind drey Arten dieses Insects bekannt. IV. *Vier merkwürdige Briefe*, von *Kepler*. Die Veranlassung zu diesen Briefen gab *Heerwart*, der zum Behuf seiner chronologischen Arbeiten von *Kepler* die Erklärung der Stelle *Lucans* lib. I. 642—672 verlangte. Mit dieser Untersuchung beschäftigen sich die beiden ersten Briefe. Die mehresten Umstände sprechen für das funfzigste Jahr vor Christi Geburt. *Kepler* bemerkt bey dieser Stelle — *non existimo frustra desudandum Lucani gratia, qui si vivus audiat nos risurus sit.* — Auch aus diesen Briefen ersieht man, dass die

die Vermögensumstände dieses grosen Mannes nichts weniger als vortheilhaft waren, welches man aus der Art, wie er seine Dankbarkeit über das ihm von *Heerwart* gemachte Geschenk äussert, ersehen kann. — Aus den beiden andern Briefen hebt Rec. nur einige Stellen aus.— *Comperi, instituisse Apianum novam longitudinum discendarum doctrinam ex declinatione magnetis. Id si ita est, Apiano utique exploratum seu constitutum fuisse punctum oportet, ad quod magnes tenderet. — Quod si polus magnetis certo deprehensus esset, facile esset negotium ex doctrina Triangulorum colligendi vel declinationem magnetis ex data longitudine et latitudine, vel loci longitudinem ex data latitudine et declinatione magnetis.* Ueber die Ebbe und Fluth äusert er sich folgendermasen: *Sed tamen ubi rem diligentius perpendo, non videmur a luna discedere debere, quoad rationes fluxuum ex eo deducere quimus, quod quidem fieri posse existimo. — Qui lunae maria dicit adhaerescere, ex parte naturalem facit.* — Dieser Brief ist 1598 geschrieben, also beynahe 12 Jahre früher, als die Comment: *de motu stellae martis* erschienen. Diese Briefe sind zu *Ingolstadt* zugleich mit dem Manuscript von *Heerwarts* Chronologie aufgefunden worden. V. *Vom Regen*, vom Prof. *Joseph Weber*. Der Hauptsatz der von Hn. *W*. gelieferten Theorie ist: Das Wasser befindet sich in der Atmosphäre in Luftgestalt; die *Basis* dieser Luft ist die Electricität; ihre Zersetzung wird die Quelle des Regens. Hieraus leitet der Vf. nun folgende saubere Erklärung der Sündfluth ab: „Bände der Schöpfer „die elektrische Materie innerhalb der Erde unauflös„bar fest, und risse er alle mit einemmale aus der At„mosphäre los, es müste ohne weiteres Wunderwerk „ein groser Theil des unermeslichen Luftkreises zu „Wasser werden, es müste eine zweyte Sündfluth „erfolgen!!" — VI. *Helminthologische Betrachtungen.* VII. *Mineralogische Beschreibung der Gegend von Kehlheim.* Dr. *Brunnenwieser*, von dem diese Beschreibung herrührt, bestimmte dieselbe nicht zum Druck, sondern zur Nachweisung für den Herausgeber. Nach Rec. Urtheil hätte dieser auch besser gethan, wenn er sie ungedruckt gelassen hätte, indem die mehresten hier angegebenen Data viel zu unbestimmt sind. VIII. *Betrachtungen über Syngenesia polygamia frustanea und ähnliche Erscheinungen.* In diesem Aufsatze sucht der Herausg. mit einem grosen Aufwande von Gelehrsamkeit (selbst mit Hülfe der Mathematik) zu beweisen, dass die Ursache der Unfruchtbarkeit und des stärkeren Wuchses der am Rande sitzenden Blumen dieser Abtheilung (der XIX Cl. des L.) daher rühre, dass sie nicht so, wie die in der Mitte sitzenden, von allen Seiten gedrückt würden. Durch diesen geringern Druck entsteht ein grösserer Zufluss von Nahrungssäften; überflüsige Nahrungssäfte hindern aber die Entwickelung wesentlicher Fructificationstheile, so wie ein sparsamerer Zufluss sie befördert; hieraus ergäbe sich dann die Vergrösserung der Randblümchen und ihre Unfruchtbarkeit. Da übrigens *nicht alle* Syngenesisten am Rande unfruchtbare Blumen haben, welches doch der Fall seyn müste, wenn die vom Vf. angegebene Ursache die richtige wäre, ja der grössere Theil sich im entgegengesetzten Falle befindet, so scheint Rec. die hier gegebene Erklärung keineswegs zureichend. IX. *Von der Anzahl der Schaufeln bey unterschlächtigen Wasserrädern*, von *Franz Zallinger*, Prof. der Mathematik zu Insbruk. Hr. *Z.* macht auf den Widerspruch aufmerksam, der zwischen Theorie und Praxis in diesem Punkte statt findet, indem fast immer dreymal so viel Schaufeln den Rädern gegeben werden, als sie der Theorie nach haben sollten. Das Resultat der vom Vf. angestellten Untersuchungen ist dieses, dass die völlige Entscheidung dieser Frage von der Erfahrung zu erwarten sey, dass man bey dem nämlichen Rade und Wasser bald mehr bald weniger Schaufeln anbringen müsse, und dann beobachten, ob das Rad bey gleichem Widerstande eine grössere Geschwindigkeit erhalte, oder bey gleicher Geschwindigkeit einen grössern Widerstand zu überwinden vermögend sey. X. *Beurtheilung eines neuen Schöpfrades*, von Ebend. Dieses Rad war ohne die gewöhnlichen Wasserkübel, und stellte einen holen cylindrischen Kasten vor. Da durch dasselbe das Wasser nur auf eine sehr geringe Höhe, nämlich nicht höher als um den Radius des Rades, gehoben werden kann, so verspricht es keine sonderlichen Vortheile.

Von folgenden Büchern sind neue Auflagen erschienen:

Wien, b. Doll: *Neuer und richtiger Taschenrechner, oder sogenannter Faullenzer:* welcher mittels einer Tabelle zeigt, wie theuer jede zu erkaufende oder verkaufende Waare, es sey im Maass oder Gewicht, zu stehen komme. Diesem ist beygefügt eine vollständige Münztabelle über die gangbarsten inn- und ausländischen Gold- und Silbermünzen; Wurftabellen über die Siebzehner, Siebner und Groschenstücke, ferner die Interessen-, Besoldungs-, Dienstbothenliedlohns-, Bestand- und Wirthschaftstabellen etc. Neue verb. Aufl. 1796. 88 S. 8. (8 gr.)

Ebend., b. Camesina u. C.: *Anmerkungen über die Viehseuchen in Oesterreich.* Nebst einer Abhandlung gegen das Umbringen der Thiere in Seuchen, von *J. G. Wolstein.* Neue Aufl. 1796. 147 S. 8. (16 gr.)

Ebend., b. Ebend.; *Unterricht für Fahnenschmiede über die Verletzungen, die den Pferden durch Waffen zugefüget werden.* Von *J. G. Wolstein.* Neue Aufl. 1796. 145 S. 8. (12 gr.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 28. April 1797.

RECHTSGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Böhme: *Vollständige Erläuterung sämtlicher summarischer Process - Arten.* II Th. 1795. III Th. 1796. 325. und 860 S. 8. (ausser den Vorreden und Inhalts-Anzeigen.) Nebst einem Register über diese III Theile. (3 Rthlr. 12 gr.)

Hiermit schliesst sich dieser, nun bis auf VII Bände in 13 Alphabeten, angewachsene *Process-Erläuterung*, über deren Gehalt und praktischen Nutzen wir schon bey der Anzeige der vorhergehenden Theile uns geäussert haben. Die Absicht des Vf., die *Theorie* des Processes durch Zusammenstellung aller dahin gehörigen Materialien, welche sonst zum Theil in den Pandekten zerstreut vorkommen, recht vollständig zu bearbeiten, damit bey jedem einzelnen Gegenstand die *Praxis* zu verbinden, und solche durch Einschaltung schicklicher Formulare recht anschaulich zu machen, ist allerdings sehr löblich, da es bisher an einem solchen recht bequemen Handbuch für angehende Richter und Sachwalter gefehlt hat. Es ist auch dem Vf. (der ein Sachse ist und hauptsächlich für Sachsen schreibt) nicht eben zur Last zu legen, dass er sich bey seiner Ausarbeitung grösstentheils mit dem kursächsischen Process beschäftiget, den gemeinen deutschen Process hingegen nur beyläufig behandelt, zumal da dieser gemeine Process an sich kein zusammenhängendes Ganze ausmacht, und durch statutarische Gesetze vielfältig modificirt ist. Allein es fanden sich in der *Behandlungsart* der vorhergehenden Theile einige erhebliche Mängel, die bey der wiederholten Recension gerügt werden mussten, hauptsächlich diese: dass 1) der *praktische* Theil und die dazu gehörigen Formulare fast allemal vor dem *theoretischen* vorausging, anstatt dass dieser den ersten Platz hätte einnehmen sollen; 2) dass die Formulare ganz ohne Noth gehäuft, und dabey noch dazu nicht die besten Muster gewählt waren, wodurch das Werk eine unverhältnissmäsige Corpulenz erhielt. Diesen beiden Ausstellungen hat derselbe in den letzten Theilen abgeholfen, ohne jedoch in der Vorrede davon etwas merken zu lassen. Der theoretische Vortrag geht hier bey jeder *Materie* voraus, und die Formeln sind viel sparsamer angebracht. Demohngeachtet sind noch zwey ziemliche Bände entstanden, und der Vf. ist dabey das Register zu den IV ersten Theilen, welche den gemeinen Civil-Process enthalten, schuldig geblieben, welches er in der Vorrede zum IV Theil versprochen hatte, und in der Vorrede zum letzten Theil als wirklich vollendet erwähnt. Indess muss die sehr ausführliche Inhalts-Anzeige die Stelle des Registers vertreten, und bey der beobachteten gewöhnlichen Ordnung lässt sich jede Materie leicht finden. Die beiden *letzten Theile* des summarischen Processes sind sehr ungleich, und der *dritte* fast dreymal so dick als der *zweyte* ausgefallen. Der Vf. entschuldiget solches mit einer ihm zugestossenen Krankheit, welche ihn genöthiget habe, den II Theil mitten im Concursprocess abzubrechen, und ihn in dieser unvollständigen Form in der Ostermesse 1795., für welche er einmal bestimmt war, erscheinen zu lassen. Dieser IIte Theil enthält demnach, 1) den *Provocations-Process*, 2) den *Rechnungs-Process*, 3) den *Consistorial-Process*, 4) den *Kriegs-Process*, und 5) ohngefähr die Hälfte des *Concurs-Processes*. Der IIIte Theil liefert den Beschluss des Concurs-Processes; 6) den *Criminal-Process* und 7) die Lehre von *Commissionen*. Unter allen ist aber dieser letzte Artikel sehr dürftig ausgefallen, enthält auch kein einziges Formular. Diese compendiarische Kürze rührt wahrscheinlich daher, dass der IIIte Theil durch den sehr ausführlich behandelten Criminal-Process schon eine solche Dicke erreicht hatte, dass für die Lehre von Commissarien und Commissionen höchstens einige Blätter übrig waren, wenn nicht noch ein IVter Band gedruckt werden sollte. Die summarischen Process-Arten in den letzten beiden Bänden sind übrigens mit mehrerer Ordnung und Auswahl bearbeitet, als die Process-Erläuterung in den vorhergehenden fünf Theilen. Besonders zeichnet sich dabey der *Concurs-* und *Criminal-Process* aus: bey jenem benutzt der Vf. die neuen Abhandlungen von *Gmelin*, *Schmidt*, und *Dabelow*; bey diesem die Werke von *Meister*, *Koch*, *Böhmer*, *Quistorp etc.* Nur Schade, dass er, anstatt sich mit den Hauptquellen und besten Schriften zu begnügen, gar oft Allegate aus kleinen, zum Theil veralteten Compendien häuft, und dass die Anführungen selbst nicht durchgehends befriedigend sind. Bey dem *Consistorial-Process* Th. II. S. 54. wird gesagt: „wegen der „grossen Anzahl geistlicher Gerichte bey den Katholi-„ken und der Verschiedenheit ihrer Verfassung und „Verhältnisse gegen einander, weiche die daselbst ein-„geführte Verfahrungsart so sehr von einander ab, „dass es nicht möglich sey, allgemein geltende Grund-„sätze davon aufzustellen." Allein offenbar beruhet die geistliche Gerichtsverfassung bey den Katholiken auf festeren Grundsätzen als bey den Protestanten, wie denn der Vf. S. 56. selbst bemerkt: dass nicht jeder Protestantische Regent schuldig sey, Consistorien zu halten, sondern solche auch von weltlichen Gerichten vertreten werden könnten, und dass selbst

Privatpersonen die geistliche Gerichtsbarkeit in einigen Gegenden von Deutschland als ein eigenes Recht erworben haben, durch welche Verschiedenheiten auch nothwendig eine grosse Abweichung in der Verfahrungsart entsteht. Im übrigen verargen wir es ihm nicht, dass er von den katholischen geistlichen Gerichten nichts erwähnt, da sein Buch doch hauptsächlich nur für die Sächsischen Gerichtshöfe bestimmt ist. Er überschaut in der Vorrede zum letzten Theil sein vollendetes Werk mit innigster Selbstzufriedenheit. Der Nutzen ist ihm schon dadurch genug bewiesen, dass viele verehrungswürdige Rechtsgelehrte sich solches angeschaft haben, und dass der Buchhändler den Verlag fortsetzt. Er glaubt daher über die widrigen Urtheile einiger Recensenten nichts sagen zu dürfen, klagt jedoch beyläufig darüber, und findet es besonders unrecht, dass einige Recensenten die ungenannten Verfasser bekannt zu machen suchen. Wir wollen diesen letzten Vorwurf nicht auf uns laden; und dem Vf. den Schleyer lassen, hinter welchen er nun schon 15 Bände über die praktische Rechtsgelahrtheit in die Welt geschickt hat. Wir müssen aber doch mit voller Ueberzeugung das Urtheil wiederholen, dass diese systematische Compilation, zwar bey den mehresten Artikeln einen ziemlichen Grad von Vollständigkeit erreicht hat, dass aber doch noch manche Lücken und erhebliche Mängel übrig bleiben, welche dem Werk, als Handbuch für Richter und Sachwalter nur eine *mittelmässige Brauchbarkeit* lassen, und dass die übertriebene Häufung von Formeln und ganzen Relationen, — deren der Vf. selbst über 600. zählt, — die Dicke und den Preis des Buchs unnöthigerweise vermehrt.

GÖRLITZ, b. Hermsdorf und Anton: *Doctrina processus cum germanici, tum praesertim Saxonici electoralis*, in usum praelectionum ordine systematico exposita ab *E. F. Pfotenhauero*, jurium Doctore in academia Vitebergensi. 1796. *Partis prioris* volumen. I et II. 220. und 221 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Der Vf. bestimmt dieses Buch zu seinen akademischen Vorlesungen, wozu es ihm bisher an einem schicklichen Leitfaden fehlte. Es ist auch in der That zu verwundern, dass die, im J. 1769. zum sechstenmal aufgelegten *principia processus saxonici* von *Griebner*, bisher immer diese Stelle vertreten mussten. Denn so vorzüglich auch dies Compendium bey seiner ersten Entstehung war; so machten doch die späteren Gesetze eine zu grosse Anzahl unbehülflicher Noten bey den folgenden Auflagen nothwendig, und seit 1760. hat bekanntlich der Kursächsische Process beträchtliche Zusätze erhalten, welche bisher von dem Docenten, der jenes veraltete Compendium zum Leitfaden behielt, den Zuhörern in die Feder dictirt werden mussten. Der Vf. hat also für Kursachsen ein sehr verdienstliches Werk unternommen; und seine Arbeit hat nicht nur den Vorzug der Vollständigkeit, durch Benutzung der neuen Gesetze und Schriftsteller, sondern zeichnet sich auch durch grosse Deutlichkeit des Vortrags und Bestimmtheit der Begriffe, ingleichen durch einen angenehmen und — soweit diess praktische Fach es zulässt — auch reinen lateinischen Styl, vor andern aus. *Die Behandlungsart* ist sehr systematisch; jedoch könnte die Ordnung leichter und ungekünstelter seyn: der Inhalt des *ersten Buchs*, *de processu generatim*, welcher bloss *notionem et divisionem processus* (Cap. I.) *fontes ejus et subsidia* (Cap. II. et III.) in 55 Paragraphen darstellt, hätte schicklicher mit den, die übrigen allgemeinen Vorerkenntnisse enthaltenden, *prolegomenis* vereiniget werden können. Mit diesem ersten Buch steht auch das zweyte *de processu civili ordinario*, in keinem rechtem Verhältniss, welches nicht nur diese zwey Bände umfasst, sondern auch einen beträchtlichen Theil des folgenden Bandes in sich begreifen wird. Die dabey angebrachten mannichfaltigen Unterabtheilungen in *capita*, *sectiones*, *titulos*, *et membra*, scheinen zum Theil überflüssig zu seyn, und gereichen mehr zur Beschwerde als zur Erleichterung des Gedächtnisses. Dieser *erste Theil* des Lehrbuchs ist, (wie schon gedacht) nur dem *ordentlichen Civil-Process* gewidmet, und geht darin nur bis zur Lehre von der *Hülfs-Vollstreckung*: die Suspensiv- und Devolutiv-Mittel, und die summarischen Processarten bleiben also der noch zu erwartenden zweyten Abtheilung vorbehalten, welche, nach diesem Zuschnitt, einen wenigstens eben so beträchtlichen Band erfodern wird. Es dürfte daher dem Vf. schwer werden, die gewöhnlichen halbjährigen Vorlesungen nach einem so ausführlichen Leitfaden zu beendigen, er müsste denn nur wenige mündliche Erläuterungen beyfügen. Dies wird auch bey manchen Materien der Fall seyn, z. B. *de citatione*, *de legitimatione ad processum*, *de probatione et reprobatione*, welche ausführlicher behandelt sind, als der gewöhnliche Maasstab eines Lehrbuchs es erfodert. Bey dem Druck würde auch wenigstens ein Sechstheil des Raums erspart und das Buch um so viel wohlfeiler geworden seyn, wenn der Vf. die ziemlich langen Summarien nicht über die Paragraphen, sondern darneben gesetzt hätte. Das ganze Lehrgebäude ist nach der Kursächsischen Process-Ordnung eingerichtet, welches besonders beym IV Cap. *de ipsis actibus in tractatione causae civilis obvenientibus*, sichtbar ist, wo vorausgesetzt wird, dass der Beweiss erst nach einem, über die Litiscontestation, erfolgenden Zwischenurtheil geführt werde. Von dem *gemeinen deutschen Process* findet man sehr wenig, und gewöhnlich bey jedem Titel eine sehr kurze Anzeige des Hauptunterschiedes, meist ohne Anführung der dabey einschlagenden Gesetze und Schriftsteller. Diese Kürze kann man aber dem Vf. nicht als einen Fehler anrechnen, da die Abhandlung des gemeinen deutschen Processes, (der so viele statutarische Verschiedenheiten hat, und eben so wenig, als das deutsche Privat-Recht, ein zusammenhängendes Ganze ausmacht) ihn zu weit über die Grenzen seines Plans geführt haben würde, welcher nur dahin gieng, seinen Sächsischen Zuhörern ein brauchbares Lehrbuc

zu verschaffen. Es ist ihm auch nicht zu verdenken, dass er die Erscheinung der neuen Kursächsischen Process-Ordnung, woran schon seit langer Zeit gearbeitet wird, nicht abwartete: denn diese neue Ordnung kann sich, allem Ansehen nach, noch einige Jahre verziehen; bis dahin, ist dies Compendium vielleicht schon vergriffen, und hat seinen temporären akademischen Nutzen geleistet. Die Entfernung des Druckorts von dem Wohnsitz des Vfs. hat manche erhebliche Druckfehler veranlasst. Einige wesentliche Zusätze und Verbesserungen hat derselbe, nach bereits vollendetem Druck, in einem Anhang zu einzelnen Paragraphen beygefügt.

OEKONOMIE.

N. 1. Grätz, b. Miller: *Ganz vollständiges, gemeinnütziges und lehrreiches für alle Stände anpassendes, Natur- und Kunst-Gartenbuch*, insbesondre für Gärtner und Gartenliebhaber, oder richtige auf Erfahrung gegründete Beobachtungen, wie alle zwölf Monate das ganze Jahr hindurch, sowohl im Garten, als auch im Winterquartiere, mit der Pflegung, Wartung und Verpflanzung der Blumen, Küchengewächse und Bäume verfahren werden müsse; nebst einigen wichtigen Bemerkungen über den Nutzen des Obstes, und dessen Einfluss auf die menschliche Gesundheit; dann einer kurzen, aber deutlichen und gründlichen Uebersicht von den Gerechtsamen der Gartenbesitzer. 1793. 355 S. XVI Vorr. 8. (18 gr.)

N. 2. Stralsund, b. Strucks Wittwe: *Anweisung über den Blumen-Garten nach den bisher bekannt gewordenen besten Behandlungs-Arten.* 1793. 774 S. 8. (1 Rthlr. 20 gr.)

N. 3. Hannover, in der Helwingschen Hofbuchh.: *Fortsetzung der in den Briefen über die Bestellung eines Küchengartens gegebenen Anleitung zum Küchengartenbau.* Der Küchengartenbriefe zweyter Theil. Von *Franz Hermann Heinrich Lueder*, Superintendenten zu Dannenberg im Fürstenthum Lüneburg, der Zellischen Landwirthschaftsgesellschaft Mitgliede, und des ökonomischen Gesellschaft zu Bern Ehrenmitgliede. Zweyte verbesserte und vermehrte Auflage. 1793. 676 S. LVI S. Vorr. 8. (20 gr.)

Wenn, wie es in der Vorrede von N. 1. heisst, „ein solches gemeinnütziges Gartenbuch in der Gegend des V. bisher noch fehlte" so wird diesem Mangel durch gegenwärtigen flüchtig hingeworfenen Versuch nur schlecht abgeholfen seyn. Gleich S. 6. wird z. E. Schweinemist ganz recht als der kälteste Dünger angegeben, S. 8. aber dennoch die sandigte Erde mit Schaafmist, die *kalte* hingegen mit Schweinmist zu düngen angerathen. S. 9. stehen unter den Düngungsmitteln, welche *langsamer verfaulen*, aber eine längere Düngung verschaffen sollen, *Kieselsteine*, mit dem wohl nie erhaltenen Lobe: *„Sie halten die Erde feucht"* wie billig oben an. S. 96. liesst man in einer nicht zu verwerfenden Anweisung zum Pflanzen der Obstbäume. „Um es aber zu verhüten, dass der Baum „nicht eingepflastert werde, muss man die Erde desto „mehr antreten, *je feuchter sie ist!!*" Mehrere Belege anzuführen, gestattet der Raum nicht. Wir sprechen übrigens dem Buche die Brauchbarkeit in Gegenden, wo es Local-Bedürfniss gewesen seyn soll, nicht gänzlich ab: rathen aber dem Vf. sehr ernstlich, bey einer etwanigen 2ten Auflage, mehr Vollständigkeit und Ordnung zu beobachten, und seine Schrift von so groben Fehlern sorgfältig zu reinigen. Auch der ziemlich marktschreyerische Titel sollte billig geändert werden.

N. 2. Ist die versprochne Fortsetzung der in eben dieser Verlagshandlung 1791. erschienenen Anleitung zum Küchengartenbau, welche wir in N. 223. der A. L. Z. vom Jahr 1793. angehenden Gartenfreunden gebührend empfohlen haben. Für diese allein, nicht aber für erfahrne Kunst- und Blumengärtner, ist die vorliegende Anweisung bestimmt, und jene Anleitung zum Küchengartenbau damit nicht entbehrlich gemacht, dass hier v. S. 377 — 512. Bemerkungen und Regeln für diejenigen Blumenfreunde beygefüget worden sind, welche ihren Gartenraum nicht bloss zu Blumen verwenden, sondern mit dem Blumengarten zugleich den Anbau von Küchengewächsen und Obst verbinden. Der beygefügte Gartenkalender ist nicht für die letztern Gewächsarten sondern nur für den Blumengarten eingerichtet.

Rec. unterschreibt, einige unhaltbare Vorschläge S. 394. 96. 98. 99. 404. und 405. abgerechnet, das günstige Urtheil, das schon von der Anleitung zum Küchengartenbau in unsern Blättern gefällt worden, mit Vergnügen. Druck und Papier, worüber bey jener Anleitung geklagt worden, sind hier viel besser. Auch ist das beygefügte Register genau und vollständig.

Der Werth von N. 3. ist längst von allen Gartenfreunden, die diese Briefe sich zum Führer wählten, anerkannt: ob sie gleich dem Küchengärtner keinen ganz vollständigen, mehr fragmentarischen Unterricht ertheilen; so werden sie doch, in der von ihrem Vf. reichlich erhaltenen Verbesserung und Vermehrung, da er so manche unbestätigte Erfahrung zurückgenommen, berichtigte dagegen eingeschaltet hat, angehenden Freunden des Gartenbaues noch wichtiger, und zugleich dem gelehrten Gärtner, auch bey ihrer hie und da zu weit getriebenen Ausführlichkeit eine unterhaltende Lectüre seyn. In diesem II Th. sind diejenigen Küchengewächse nachgeholt, welche der erste Theil nicht fassen konnte, worunter die Lehre vom Bau des Spargels so wie der Artischocken und des Blumenkohls vorzüglich in der Verbesserung gewonnen hat. Einen neuen Werth erhält das Buch auch durch die ausführliche Anweisung, wie die nöthigen Gartensämereyen von jedem Hausvater leicht, sicher und ohne Gefahr der Ausartung erzogen werden können. Die angehängte Tabelle, mit beygefügten bo-

tanischen und französischen Benennungen, über die Dauer der Pflanzen, und des Saamens, die Zeit des Ausfäens, die Beschaffenheit des Erdreichs, die Tiefe der Ausfaat, Zeit des Aufgehens und der Verpflanzung, vertritt zugleich die Stelle eines Küchengartenkalenders, und übertrifft an Umfang und Genauigkeit bey weitem dasjenige, was vorher in dieser Art versucht worden.

Coburg, b. Ahl: *Magazin der Haushaltungskunst für Hausväter, Hausmütter, Liebhaber der Oekonomie und Freunde der Gesundheit. — Eine Sammlung gemeinnütziger Erfahrungen für alle Stände, aus den besten Werken gezogen,* 1796. 383 S. 8.

Mit allerley unter einander liegenden Materialien angefüllte Magazine gefallen weniger, als solche, worinn jeder, für den es angelegt ist, das Seinige gleich beysammen findet. Da zu Fortsetzungen des gegenwärtigen Werkes Hoffnung gemacht wird, so würde Rec. anrathen, die hier zerstreut aufgeführten Artikel unter ihre Rubriken etwa so zu ordnen: Acker- und Wiesenbau, Obst-Gemüss-Blumen- und Kräutergärten, Forstwesen, Fischerey, Baukunst, Pferde- Horn- Schaf- Schweine- und Federviehzucht, Menschen- und Thierarzneyen, Küchen- und Kellerwirthschaft, Kleidungs- und Leinengeräthe, Meubles und Pretiosa, Färbereykünste u. f. w. Ausser manchen hiebey noch wohl anzubringenden Unterordnungen würden sich freylich noch wohl, z. B. die in diesem Magazine vorkommenden Mäuse, Ratten, Wandläuse u. f. f. unter die schädlichen Thiere, andre aber nicht wohl unterzubringende Artikel, z. B. S. 18. Schminke zu Erlangung einer feinen Haut, S. 26. Wettergläser zu machen, S. 20. wie mit einem Brennglase ein entlegener Ort des Nachts hell zu machen und dergl. unter der Rubrik: Miscellaneen, hinstellen lassen.

Hiernächst sollen laut des Titels die gemeinnützigen Erfahrungen aus den besten Werken gezogen seyn. Sollten diese aber nicht zu mehrerer Beglaubigung so wohl, als Würdigung derselben, am Ende eines jeden Aufsatzes oder Artikels genannt worden seyn? Neuere Artikel würden sich, wie z. B. der Germershausensche, vom Anbau und Benutzung des Acacienbaums, welcher sich in den Berlinischen Calendern v. J. 1796. befindet, gar leicht bezeichnen lassen; wo es aber auf ältere Data ankömmt, da würde eine nur mässige Bekanntschaft mit der ökonomischen Literatur freylich nicht hinreichen. Z. B, im Frühlinge zeitige Weintrauben zu haben, ist eine Vorschrift, die schon zu Anfange dieses Jahrhunderts in einem Gartenbuche gefunden wird. Wer hat nun ein solches in folgenden Gartenbüchern nachgeschriebenes angebliches Kunststück zuerst vorgebracht; oder findet sich solches wohl bey classischen Schriftstellern, dergleichen Reichardt, Rammelt, Münchhausen, Bechstedt, Walter, Buek u. f. w. sind?

Endlich wäre es noch wohl zu wünschen, dass manche Artikel durch kurze Anmerkungen berichtiget oder erklärt seyn möchten. So können z. B. über 100 Leser oder Leserinnen wohl nicht wissen, was die in Frankreich so beliebten Gruyeres-Käse ihrer Bereitungsart und übrigen Beschaffenheit nach sind oder seyn könnten, welches dann in einer Note kürzlich hätte angezeigt werden sollen. Ein gleiches musste mit den sogenannten Brocotten-Käsen, die von geringerer Beschaffenheit sind, geschehen. Die S. 355. gemachte Anmerkung, dass das Aussäen der Gerste aufs späteste in Deutschland gegen die Mitte des Aprils geschehe, ist eine historische Unrichtigkeit. Von der Ostsee an bis in den Sächsischen Kurkreis hinein, wird die meiste Gerste erst in den ersten Tagen des Brachmonats ausgesäet. Der sehr lehrreiche Aufsatz S. 351. betreffend die Gutheverbesserung eines Lothringers im J. 1791. ff. hätte an einen bessern Uebersetzer kommen sollen. Wer sagt in unsrer Sprache, S. 354., er fuhr diese Grundstücke nur ein einzigesmal mit dem Pfluge? (bepflügte); S. 357., neues Gelände? (neues Land oder neuer Acker) S. 358., die dritte Kleeschur fuhr er unter? (pflügte er unter) S. 368., die jungen Kühe, nachdem sie ihr erstes Kalb gemacht? (ihr erstes Kalb gebracht, oder zum erstenmal gekalbet) S. 369. die Käse *lassen denen* aus dem Canton Glaris nichts nach? (geben nichts nach). Da man aber überhaupt in dem ganzen Buche auf so viele Sprach- und Druckfehler stösst, so erfodert es wohl die Achtung für unser deutsches Publicum, dass die folgenden Bände dieses in so mancherley Absicht nützlichen Magazins sich selbigen in einer bessern äusserlichen Form darstellen mögen.

Wien, b. Gerold: *Der sichere Nothhelfer für Städtebewohner und Landleute, in welchem verschiedene hauswirthschaftliche Dinge und Vortheile für beiderley Geschlecht zu finden.* Von *Franz Mayer,* 1794. 1 Alph. 3 Bog. 8. (20 gr.)

Unter dieser sonderbaren Firma erhält der gemeinte Leser folgende Seltenheiten: Kunststücke, Flecken allerley Art aus allerhand Zeugen zu bringen; Färbe-Kunststücke; Haushaltungs-Kunststücke, z. B. Lichter zu ziehen; Kütte, um allerley zerbrochene Gefässe zu leimen, zu verfertigen, etc. ferner Kochkünste; item Anleitung zu Abfassung schriftlicher Kontrackte, Testamente, Bittschriften, etc. Preise verschiedener Sachen und mancherley Arbeitslohns, die aber wohl nicht weiter als in Wien anwendbar sind; Tarif der K. K. Fahrafelder Spiegelfabrik, und ein Preis-Courant der K. K. Wiener Porzellain-Fabrik.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 29. April 1797.

MATHEMATIK.

PARIS, b. Didot: *Elémens de Géométrie*, avec des Notes. Par *Adrien Marie Le Gendre*. L'An II. de la République (1794). XII u. 334 S. gr. 8. 12 Kupfertafeln, jede zu ½ Bogen. (2½ Rthlr.)

Dass der Weg, den die Alten in der Geometrie betraten, der Hauptsache nach der einzige ist, der zu wissenschaftlicher Vollkommenheit führt, und dass in so fern *Euklid*, *Archimed* und *Apollonius* noch immer die Vorbilder jedes Geometers seyn müssen, darüber ist nur Eine Stimme. Eben so gewiss ist es indess, dass dieser Weg, (besonders für uns, die wir an Vergleichung der Grössen durch Gleichungen, nicht durch Proportionen gewöhnt sind,) häufig mühsamer als nöthig ist, dass er bey manchen Gegenständen durch Umwege führt, die sich vermeiden lassen, und dass er sich endlich gar in Gegenden verliert, welche der Speculation der Griechen reiche Ausbeute versprechen mochten, für uns aber unfruchtbaren Wüsten gleichen, die nur dann und wann ein Naturforscher zu durchstreifen, durch welche man aber nicht die grosse Heerstrasse zu führen pflegt. — Der Zustand der Mathematik hat sich seit der Zeit der Griechen zu sehr verändert, als dass nicht eine Umschmelzung der Elemente, (die ein ausgewähltes System fruchtbarer und unentbehrlicher Sätze bilden sollen) für die Neuern ein dringendes Bedürfniss geworden wäre. Bey aller Hochachtung für die Griechen, und so wahr es übrigens ist, dass Euklids Elemente in manchem Betracht unübertrefflich sind, so hätten doch die neuern Mathematiker nicht ohne Nachtheil der Wissenschaft sich mit ihnen begnügen können. Nur sind die neuern Verfasser von Elementen darinn tadelnswürdig, dass sie sich (mit wenigen Ausnahmen) insgesammt durch den Trieb nach Erleichterung und Abkürzung zu weit haben leiten und verführen lassen, die geometrische Strenge zum Nachtheil der Wissenschaft aufzugeben. Besonders trifft dieser Vorwurf die französischen Schriftsteller über Elementargeometrie, (unsre deutschen Compendienschreiber zu geschweigen, die nur Sinn für kindische Fasslichkeit, nicht für wissenschaftliche Vollkommenheit zu haben scheinen). Elemente der Geometrie in *möglichster wissenschaftlicher Strenge, dem jetzigen Zustand der Mathematik angepasst*, waren daher ein wahres Bedürfniss für Frankreich; und diesem Bedürfniss abzuhelfen, hielt ein Mann, wie Hr. *Le Gendre*, dessen tiefsinnige analytische Untersuchungen ihm einen Rang unter den vorzüglichsten Mathematikern Frankreichs erworben haben, nicht unter seiner Würde.

Der Vf. versichert, sein vorzüglichstes Bestreben sey dahin gegangen, *Euklid* und *Archimed* an wissenschaftlicher Strenge zu gleichen, und beide in Kürze und Leichtigkeit der Darstellung und Beweise zu übertreffen. Diesem Ziel ist er in der That im Ganzen genommen näher als irgend ein andrer geometrischer Schriftsteller unter den Franzosen oder uns Deutschen gekommen. Auch ist sein System der Geometrie das ausgewählteste und vollständigste, was Rec. neben *van Swindens* und *Thomas Simpsons* Elementen vorgekommen ist, ganz dem jetzigen Bedürfniss entsprechend. Es beschäftigt sich lediglich mit der Elementargeometrie, ohne Arithmetik, Trigonometrie, praktische oder höhere Geometrie einzumischen, und setzt die Lehre von den Proportionen, auch etwas Buchstabenrechnung, als bekannt voraus. Jene Lehre ist ganz arithmetisch, und wird nur aus diesem Standpunkt betrachtet völlig hell; eine Ansicht, die *Le Gendre* sehr gut aufgefasst hat, wie aus dem erhellt, was er am Anfange des dritten Buchs über den Sinn geometrischer Verhältnisse und Proportionen sagt. Bezeichnung und Verfahrungsart der Buchstabenrechnung auf geometrische Gegenstände anzuwenden, gewährt oft grosse Erleichterung in Fällen, wo die Alten aus Mangel dieses Hülfsmittels durch Verkettung von Proportionen schlossen. Aus Nachahmungssucht diesen Vorsprung ungenutzt zu lassen, bemerkt Hr. *Le G.* mit Recht, würde kindisch, und um so thörichter seyn, da wohl keiner unter den neuern Mathematikern (einen *Robert Simson* etwa ausgenommen), die Proportionen mit so viel Geschicklichkeit als die Alten zu behandeln weiss.

Von den acht Büchern, worinn das Ganze getheilt ist, beschäftigen sich: das *erste* mit den Principien, mit grader Linie, Dreyeck und Parallelogramm, das *zweyte* mit dem Kreise, beide mit Ausschluss aller Sätze über Flächenräume. Diese, sammt den Proportionen und Aehnlichkeiten ebner Figuren, sind Gegenstand des *dritten*, so wie ordentliche Vielecke und Kreismessung die Gegenstände des *vierten* Buchs. Das *fünfte* behandelt die Lage der Ebnen und die körperlichen Winkel; das *sechste* die eckigen Körper, das *siebente* die Kugelschnitte und Kugeldreyecke, das *achte* endlich die runden Körper. Eine Sammlung interessanter, theils rechtfertigender, theils erläuternder und erweiternder Bemerkungen über einzelne Materien, besonders über manche neue Ansicht und Beweisart, machen den Beschluss. Unser Vf. schrieb sie zur Erholung

holung bey Ausarbeitung der Elemente auf. Die mehrsten setzen Leser voraus, die im analytischen Calcul geübt sind.

Dieses betrifft die Einrichtung des Werks. Ueber die Ausführung und den Geist desselben, sey es Rec. erlaubt, hier noch einiges, so weit es der Raum dieser Blätter verstattet, zuzufügen.

Die *Definitionen* stehn, so wie bey Euklid, an der Spitze der Bücher, so wie sie nach einander gebraucht werden. Den *Winkel* definirt unser Vf. folgendermassen: *lorsque deux lignes droites se rencontrent, la quantité plus ou moins grande dont elles sont écartées l'une de l'autre s'apelle angle;* eine Definition, von der wir sagen möchten, was er Euklids Definition der graden Linie (wohl mit Unrecht) vorwirft, *elle nous parait insignifiante.* Höchstens sagt sie, der Winkel sey eine Gröfse. Die *grade Linie* ist unserm Vf. mit Archimed die kürzeste zwischen zwey Punkten, und aus diesem Begriff derselben beweist er mehrere Sätze, unter andern, dafs zwey Seiten des Dreyecks gröfser als die dritte sind, und den Archimedischen Grundsatz bey der Kreismessung recht artig. Nach *Postulaten,* welche doch die wahre Grundlage der Geometrie ausmachen, haben wir uns umsonst umgesehn. Der *Axiome,* die sämmtlich an der Spitze des ersten Buchs stehn, sind neun. Darunter nur zwey eigentlich geometrische: Ausdehnungen, die sich decken, sind gleich, und zwischen zwey Punkten ist nur eine grade Linie möglich (*c'est principalement celuici, qui sert de base à tout l'ouvrage*). Dafs sich auf diese beiden Axiome keine Geometrie aufbauen läfst, versteht sich; auch nimmt unser Vf. alle übrigen stillschweigend an, z. B. dafs gleiche Winkel sich decken, ein Satz, den er so ausdrückt, ihre Schenkel *prendront la même direction.* Schon hieraus sieht man, dafs eine geschickte und neue Behandlung der Principien der Geometrie, welche allerdings zu wünschen wäre, nicht die Stärke dieses Werks ist. Auch mufs Rec. die Sonderbarkeit rügen, dafs Hr. *Le G.* sämmtliche Aufgaben aus dem Faden des Systems herausgerissen, und am Ende der verschiednen Bücher ausser ihrem Zusammenhang aufgestellt hat, ohne auch nur einmal da, wo sie eigentlich hingehörten, auf sie zu verweisen. Diese Anordnung mag nun zwar in manchem Betracht für den Lehrling recht gut seyn, der daran seine Kräfte prüfen, und; indem er aus den gehabten Sätzen die zur Auflösung dienlichen herausliest, sein Wissen befestigen kann. Allein dazu müfste man doch billiger Weise andre Aufgaben als solche wählen, die im System selbst unentbehrlich sind. Bey unserm Vf. entstehn daraus wahre Sünden gegen die Methode, dafs er z. B. gleich im zweyten Satze fodert, man soll über einen gegebnen Punkt einer Linie ein Perpendikel errichten, indefs wie dieses zu bewerkstelligen sey, erst am Ende des zweyten Buchs unter den dort aufgeführten 18 Problemen gelehrt wird, auf eine Art, die den zweyten Satz schon als bewiesen voraussetzt. Das ist doch wahrlich nicht Euklidische Strenge, vielmehr ein logischer Zirkel, der jeden Lehrling befremden mufs.

Von dem Gange, den *Euklid* in seinen Elementen genommen hat, entfernt sich unser Vf. so sehr, wie irgend ein andrer französischer Geometer, doch mit mehrerem Glück. Indefs stehn die beiden ersten Bücher, (auch abgesehn von den gerügten Mängeln.) Euklids Werke an Strenge nach. Die folgenden Bücher sind gröfstentheils ohne Tadel gegen die Methode. Der erste Satz des Systems ist, dafs alle rechte Winkel gleich sind, hier durch Deckung bewiesen; der zweyte, dafs alle Nebenwinkel zwey rechten Winkeln gleich sind; der dritte, dafs zwey grade Linien, die zwey Punkte gemein haben, zusammen fallen. Die folgenden betreffen Scheitelpunkte, Deckung der Dreyecke und senkrechte Linien. Satz 22 ist der berüchtigte *Grundsatz Euklids von den Parallellinien.* Den Beweis desselben stützt Hr. *Le G.* auf seinen zwanzigsten Satz, mit dem es folgende Bewandnifs hat. Aus den Sätzen über die Perpendikel, worunter mehrere ihm eigenthümlich sind, zeigt er genügend, dafs wenn wir uns einen spitzen Winkel A denken, und aus den Punkten des einen Schenkels AB Perpendikel auf den andern Schenkel AC fällen, diese Perpendikel einer willkührlich auf den letztern Schenkel errichteten senkrechten Linie DE sich immer mehr nähern, je weiter die Punkte auf den ersten Schenkel hinausrücken. „Also, schliefst er, giebt es in jeder beliebigen Entfernung vom Scheitel des Winkels auf dem Schenkel AC Punkte, wo Perpendikel aus Punkten des erstern Schenkels gefällt aufstehn, *also auch* in der Entfernung AD, wo denn dieses *Perpendikel* mit der senkrechten Linie DE zusammenfällt. Also durchschneidet dieses Perpendikel nothwendig den erstern Schenkel AB." Aber dieser Schlufs ist etwas übereilt. Die gefällten Perpendikel nähern sich verhältnifsmäfsig immer langsamer der senkrechten Linie DE, und daher bleibt immer der Zweifel, ob denn bey dieser Art von Näherung jene Perpendikel wirklich die senkrechte Linie DE je erreichen werden; ein Fehler, an dem viele ähnliche Beweise leiden, und der Hn. *Le G's.* Beweis unzulänglich macht.

Dafs zwey Parallelogramme, die gleiche Grundlinie und Höhe haben, gleich sind, ist der erste Satz im dritten Buche (für solche Figuren führt Hr. *Le G.* ein neues Kunstwort ein, *figures equivalentes,* so wie für Körper, in denen Gleichheit aller componirenden Theile, nur in verschiedner Ordnung, statt findet, und die deshalb zwar gleich sind, aber nicht congruiren, das passende Kunstwort *corps symmetriques* oder *corps egaux par symmetrie*). Der dritte Satz dieses Buchs ist, dafs zwey Rechtecke von gleicher Höhe sich wie ihre Grundlinien, und der vierte, dafs überhaupt zwey Rechtecke sich wie Grundlinie und Höhe verhalten. Darauf folgen die Messung der Drey- und Vierecke, ferner die Hauptsätze aus Euklids zweytem Buche, die aber in dieser Folge anders als bey Euklid bewiesen werden, dann erst der Pythagoreische Lehrsatz mit Euklids Beweis, und die ähnlichen Sätze über schiefwinklichte Dreyecke, und unmittelbar darauf die Sätze über Proportionalität und Aehnlichkeit in den Figuren und über das Verhalten ähnlicher Flächenräume, nach der gewöhn-

lichen Folge, doch mit vielen nicht gemeinen Sätzen bereichert. Recensenten scheint dieser Stellung der Materien bey gleicher Schärfe in der Methode vor der in Euklids Elementen der Vorzug zu gebühren, obgleich so freylich die scharfsinnige Art, wie Euklid mittelst der im zweyten Buche vorgetragnen Sätze auf Gleichheit zweyer sich nicht deckender Flächenräume, abgesehn vom Verhältniss ihrer Seiten, schliesst, aus dem Systeme ganz hinausfällt. Euklids artige Methode, über eine gegebne Linie ein Parallelogramm, einem gegebnen Parallelogramm gleich, zu bilden, und die davon abhängenden Sätze im sechsten Buch der Elemente, die für die geometrische Analysis das sind, was für uns die Auflösung quadratischer Gleichungen ist, vermisste Rec. bey Hn. *Le G.* ungern. Sind sie zu unserm Gebrauch gleich überflüssig, so kann man sie doch beym Studio der Schriften der alten Geometer nicht entbehren. — Unter den 19 Aufgaben am Schluss des dritten Buchs thut die letzte: das gemeinschaftliche Maass der Seite und der Diagonale eines Quadrats zu finden, die Incommensurabilität dieser beiden Linien auf eine recht belehrende Weise, mittelst Stufenbrüchen dar. Alle Empfehlung verdient auch die Art, wie unser Vf. die Schwierigkeit wegen der Incommensurabilität linearer Grösen, in der Lehre von den Verhältnissen der Ausdehnungen, ohne alle Weitläuftigkeit hebt, indem er die Wahrheit der angegebnen Verhältnisse dadurch mit vollkommner Strenge darthut, dass er die *Widersprüche* zeigt, in die man sich verwickelt, wenn man *sie* grösser oder kleiner annehmen wollte. Beweise durch Deckung sind hier zahlreicher, als in ähnlichen Werken, und es kommen davon bis in die letzten geometrischen Bücher neue und recht elegante Beyspiele vor. Die Theorie der Kreismessung im *vierten* Buche ist mit vorzüglicher Sorgfalt nach Art Archimeds vorgetragen. Dabey zwey Näherungen, die eine zum Umfang, die andre zum Inhalt des Kreises in Zahlen, letztere nach Art *Jakob Gregorys*, und ein Anhang über isoperimetrische Figuren, welcher geometrisch darthut, dass der Kreis die gröste ebne Figur unter allen von gleichem Umfang ist.

In der Lehre von der Lage der Ebnen und der körperlichen Winkel sind wir durch mehrere neue Beweisarten und durch Lehrsätze, die gewöhnlich als Definitionen aufgestellt werden, angenehm überrascht worden. Das mehrste Neue findet sich in der Theorie der eckigen Körper, worinn Hr. *Le G.* ganz den bisherigen Weg verläst, und einen ihm eignen einschlägt. Rec. stiess indess gleich beym ersten Satz etwas an, der so lautet: „Zwey eckige Körper können nicht gleichviel gleiche Winkel haben, ohne sich zu decken. Unter gleiche Winkel versteht man aber hier die Eckpunkte." Das ist sonderbar genug. Ist es denn etwa erlaubt, unter Winkel zu verstehn was man will, bald Punkt, bald Neigung von Linien und Flächen u. d. m.? Warum sagt unser Vf. nicht gleich im Satze *Eckpunkte*, von denen der Satz allein gilt. Er zieht sich dadurch offenbar den Verdacht zu, als wollte er jenen an sich falschen Satz erschleichen, macht den Leser misstrauisch, und verfällt selbst in die Nachlässigkeit, die er S. 281. rügt. Die symmetrischen Körper werden hier umständlich und genügend behandelt.

Das siebente Buch über die Kugelschnitte enthält eine vollständige Theorie der sphärischen Dreyecke als Einleitung in die sphärische Trigonometrie, auch als Anhang ein paar Hauptsätze über die fünf regulären Körper. Der dritte Satz beweist unter andern auf eine sehr kurze Art, dass der kürzeste Weg zwischen zwey auf der Kugel befindlichen Punkten, der Bogen des durch sie gelegten grössten Kreises ist. Bey der *Kugelmessung* im achten Buche betritt Hr. *Le G.* wieder den Weg Archimeds, den er, (so wie bey der Kreismessung) der Methode der Grenzen vorzog, weil man Kreis und Kugel nicht als Grenze eingeschriebner Polygone oder Polyedren betrachten kann, ohne sich in algebraische Erörterungen über Grenzen und über das Unendliche einzulassen.

Unter den angehängten Noten interessirten Rec. vorzüglich drey. *Erstens* die in der That überraschende Methode, wie Hr. *Le G.* aus der Natur der Functionen die Hauptsätze der Geometrie auf eine directe Art ableitet, so wie dieses in den *Turiner Memoiren* für die Hauptsätze der Mechanik geschehn war. Aus dem Satze, dass eine Seite mit ihren beiden anliegenden Winkeln das Dreyeck vollkommen bestimmen, also auch den dritten Winkel, so wie jede der beiden andern Seiten und den Inhalt, folgt, dass jedes dieser Stücke eine Function der drey erstgenannten ist, und daraus unmittelbar, dass die drey Winkel in jedem Dreyeck zwey rechten Winkeln gleich, dass in ähnlichen Dreyecken und Figuren die homologen Seiten unter einander, und die Flächenräume den Quadraten ähnlich liegender Seiten proportional seyn müssen u. s. w.; Sätze, die, sobald sie fest stehn, die ganze Geometrie als eine leichte Folge begründen. *Zweytens*, der Beweis der Incommensurabilität zwischen Durchmesser und Umfang des Kreises, der nach Lamberts Art aus den Eigenschaften der Stufenbrüche geführt wird, dabey aber Lamberts Beweis an Kürze und Licht übertrifft. Mit allen vorausgeschickten Lehnsätzen füllt er 9 Seiten. *Drittens* die Theorie über Aehnlichkeit und Gleichheit vieleckiger Körper, eine bekannte streitige Materie, in der wir jedoch unserm Vf. nicht in allem beystimmen können. Eben so wenig in seinem Tadel der gewöhnlichen Definition der Aehnlichkeit geradelinigter Figuren in der ersten Note.

Dass es uns Deutsche, ungeachtet der vielen mathematischen Compendien, doch an einem solchen System der Geometrie noch fehlt, wie die Franzosen hier von Hn. *Le G.* erhalten, und die Engländer schon länger an *Thomas Simpson's*, so wie die Holländer an *van Swinden's* Elementen besitzen, wird jeder Sachkundiger gestehn. Rec. glaubt daher, dass eine deutsche Bearbeitung dieser Elemente, mit Hinsicht auf Simpsons und van Swindens Geometrie, ein verdienstliches Unternehmen sey, woraus eine Art neuer Euklid, besonders dem Studirenden, der sich über die

die ersten Anfangsgründe erheben und seinen Geist mit ächter Geometrie stärken will, empfehlenswerth, entstehn müsste.

PHILOLOGIE.

Basel, b. Turneisen: *Nouvelle Grammaire Allemande*, par M. *Kern*, Professeur de la langue allemande, à l'Ecole royale militaire de Soreze. 1789. 12 B. gr. 8. (1 Rthlr.)

Der Vf., der, wie er sagt, *Junkern* in seiner Sprachlehre gefolgt ist, glaubt seine Vorgänger an Einfachheit, Klarheit und Kürze zu übertreffen. (Nun ists freylich leicht, einfach und kurz zu seyn, wenn man die grössten Schwierigkeiten überspringt, und das Fehlende theils dem mündlichen Unterricht des Lehrers, theils der Uebung des Schülers zu ergänzen überläfst: z. B. hier die Aussprache, von der gar keine Regeln gegeben werden.) Er schlägt sich zu denen, die mit den deutschen Declinationen *knicken*, und nimmt *viere* für die männlichen und sächlichen Substantive, und *eine* für die weiblichen an. (Als wenn ein Miethling sich mit *einem* Zimmer zu behelfen getraut, und hernach noch ein paar Verschläge hinein machen muss.) Indess sehe Hr. K. zu, wie er mit seiner Einfachheit und Kürze auskomme, nur müssen wir seine Zöglinge vor nachfolgenden Sprachfehlern und Unrichtigkeiten warnen. S. 4. Die Vocalen ä, ö und ü sind keine zusammengesetzten, sondern einfache. S. 21. *Fasan*, *Kapaun*, *Pfau* und *Unterthan* gehören im Hochdeutschen nicht unter diese sogenannte zweyte Declination, denn sie haben im Genitiv nicht *en*, sondern *s*. — S. 23. der *Gurt* geht ganz nach des Vf. 4ter Declination. — S. 30. Das alte und wieder verjüngte: *Burg*, hat einen Plural: die *Burgen*.

Von den Wörtern S. 30., die keinen Singular haben sollen, müssen weggerechnet werden: die *Blattern*, nicht nur im allgemeinen Verstand, sondern man sagt auch bey einem Pockenkranken: es zeigte sich nur *eine Blatter*. — So kann man auch sagen: mein *Vorfahr*, die *Einkunft*, *le revenu*, eine *Graupe*, eine *Schlosse*, und in der niedrigen Sprechart: eine *Hose*. Die *Hefen* ist gar kein Plural, sondern ein Singular; besser: die *Hefe*. — Bey den sogenannten *verbes irreguliers*, die auch nicht gut classificirt sind, ist das meiste zu mustern. Das *kneifen* S. 76. ist Rec. fremd, und *kneipen*, *pincer*, geht regulär (denn ich *knipp* ist ein schlechter Provincialismus), und S. 80. taugen folgende Imperfecta schlechterdings nichts: ich *bund*, ich *drung*, ich *fund*, es *gelung*, ich *rung*, ich *schlung*, ich *schwung*, ich *sung*, ich *sunk*, ich *trunk*, ich *wund*, ich *zwung*.

Bey den Namen der guten deutschen, zum Lesen empfohlnen, Schriftsteller sollten auch, zu mehrerer Bestimmtheit, die Vornamen stehen. *Möser*, (der Vf. der patriotischen Phantasieen u. a.) ist kein *von*, und im Fache der schönen Wissenschaften fehlt *Schiller*.

KLEINE SCHRIFTEN.

Mathematik. *Altona*, b. Hammerich: *Das Rechnen für Anfänger*, von *J. Kroymann*, Lehrer des Schreibens und Rechnens am königl. Gymnas. zu Altona. 136 S. 8. (5 gr.) Die Vorrede, worinn der Vf. darauf dringt, sich nicht mit einer blofs mechanischen Fertigkeit im Rechnen zu begnügen, sondern den Grund aller Rechnungsarten mit dem Verstande wohl zu durchschauen, und nebenher seine Jugend auf eine ziemlich pathetische Art zum Fleisse ermahnt, hatte in dem Rec. einige Erwartung erregt. Allein er fand nichts als ein Rechenbuch nach gewöhnlichem Schlage, welches wohl ganz geschickt seyn mag, die holsteinische Jugend zu fertigen Rechnern zu machen, sie aber in den Geist der Methoden nicht einzuweihen vermag, indem davon hier keine Spur vorkömmt. Zum Beweis mag die Erklärung der Regel de tri S. 45. dienen: „Frägt man in Absicht auf die kleinste Zahl des Verhältnisses der beiden ersten Regel-Detri-Zahlen, nach einer mit dem dritten Gliede in Verhältnifs stehenden kleinern Zahl, oder in Ansehung der grössern Zahl des ersten, nach der gröfsten Zahl des zweyten Verhältnisses, so rechnet man durch die *rechte* Regel de tri; und frägt man in Absicht auf die kleinste Zahl des ersten nach der proportionsmäfsigen gröfsten Zahl des zweyten Verhältnisses, oder in Ansehung der gröfsten Zahl des ersten, nach der proportionsmäfsigen kleinsten Zahl des zweyten Verhältnisses, so muss die Berechnung durch die *umgekehrte* Regel de tri geschehn." Wir möchten Hn. K. aufs Gewissen fragen, ob er sich wohl selbst in dieser Erklärung ganz verstan[den] habe. Noch weniger verstehn wir ihn in dem, was er S. [...] von der Kettenregel sagt. Warum entlehnen doch nicht [...] Vf. solcher Rechenbücher die arithmetischen Erklärungen u[nd] Vorstellungsarten, (deren Geist nur ein Mathematiker auf[zu]fassen und darzustellen vermag,) aus den bessern mathematisch[en] Rechenbüchern, z. B. dem *Bussischen*. Dabey können sie sich [um] ihre Gegend doch verdient machen, wenn sie, wie es hier [für] das Holsteinische geschehn ist, eine grofse Menge Uebungsexem[pel], so wie sie dort im gemeinen Leben vorzukommen p[fle]gen, in dort gangbaren Münzen, Maafsen und Gewichten [zu]sammenstellen. Wie bey der Angabe der holsteinschen M[ün]zen, Maafse und Gewichte die Zählungsart nach Schock[en,] Stiegen und Stücke zur Ueberschrift: *von Kohlköpfen* kömm[t,] begreift Rec. nicht. Grade für Kohlköpfe eine eigne Zählung[s]art zu erfinden, wäre doch in der That originell. Die M[u]ster von Handwerksrechnungen, die hier eingeschaltet si[nd,] findet Rec. in solchen Provincialrechenbüchern sehr zweckm[ä]fsig. Folgende Aufgabe, welche das Buch beschliefst, me[rke] sich die flatterhafte Jugend: „Wie viel *pr. Cten* schadet sich [ein] Jüngling, welcher das (dem) Ziel menschlicher Vollkomme[n]heiten, nach seinen Anlagen und Fähigkeiten 5⅓mal näher kom[men] könnte, als es bey seinem Unfleifs in seinen Jünglingsjah[ren] geschieht? Antw. 81¼ p. C."

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 29. April 1797.

ERDBESCHREIBUNG.

Nürnberg, b. Frauenholz: *Ansichten des Herzoglich Würtembergischen Landsitzes Hohenheim*, nach der Natur gezeichnet von *W. Heideloff* und durch kurze Beschreibungen erläutert. II. Lieferung. 1796. gr. Fol.

Rec. freut sich über die beförderte Fortsetzung dieses, die deutsche Kunst und den deutschen Geschmack ehrenden Werks, dessen Anlage und Plan bey der Anzeige der 1sten Lieferung in Nr. 343. d. A. L. Z. von 1796 angegeben ist; sie ist ihm zugleich eine gute Vorbedeutung von mehrerer Unterstützung solcher rühmlichen Unternehmungen unserer Verleger von Seiten des Publicums, über dessen Gleichgültigkeit so oft und mit Recht Klage erhoben ist, wenn von Beförderung eigentlicher Kunstwerke die Rede war, deren Vorzüge vor den alltäglichen Machwerken einen höhern Preis erheischten. — Das vorliegende treffliche Werk empfiehlt sich immer mehr durch typographische Schönheit (Schade, dass die Correctur nicht durchaus genau besorgt ist) und ästhetische Ausführung als eins der besten deutschen Producte dieser Art, welches vielen hochberühmten ausländischen ähnlichen Werken ohne Scheu an die Seite treten darf, — und bey der Vergleichung sogar noch gewinnt. Vielleicht aber könnten die Staffagen einzelner Blätter noch besser besorgt seyn, worauf Rec. den braven von ihm persönlich geachteten Künstler hierdurch aufmerksam machen will, um dem Ausländer auch in diesen Nebendingen keinen Vorzug zu gestatten. — — Die in dieser Lieferung enthaltenen sechs Landschaftgemälde, sind von einem vortheilhaften Standpunkt eben so geschickt aufgenommen, als glücklich ausgeführt. Es sind folgende Partieen des Gartens zu Hohenheim mit beygefügten Beschreibungen: 1) Ruinen eines römischen Bades. 2) Das Knabenhaus (es war vom Herzog Karl, dem Stifter dieser Anlagen, zur Wohnung von zwölf Knaben bestimmt, welche für die Gartenkunst erzogen wurden; eine Anstalt, die, mit dem Geist des Stifters in Absicht mehrerer dieser Gartenanlagen, jetzt erloschen ist) mit dem alten Thor und dem Wachthause. 3) Das grosse Schweizerhaus. 4) Das römische Gefängniss. 5) Die Meyerey. 6) Grabmal des Nero. Richtig bemerkt der Beschreiber bey diesem Blatt, dass man diesen zufällig erborgten Namen, welcher *hier* nicht an seinem Platz ist, mit dem einfachern eines römischen Grabmals vertauschen sollte. In gleichem Falle dürften vielleicht mehrere ähnliche Benennungen in diesem Garten seyn, in welchem wohl manche Anlagen mit ihren Namen eben so wenig an ihrem Platze sind, wie die jetzigen pomphaften, in der That aber armseligen, Nachäffungen der griechischen Götter- und Volksfeste, auf dem *Champ de Mars zu Paris.*

Zürich, b. Orell, Gessner, Füssli u. C.: *Erinnerungen aus meinen Reisen nach England.* Aus dem Französischen. 238 S. 8.

Ein Theil dieser im J. 1791 zu Paris in einem kleinen Bändchen in 18. herausgekommenen Briefe wurde durch die Minerva und Olla Potrida auch in Deutschland bekannt; aber sie verdienen alle gelesen zu werden. Die Mannichfaltigkeit der auf wenig Bogen behandelten Gegenstände, der anspruchslose Geist in der treffenden Beurtheilung, die Zartheit der Empfindungen, das Lebens in der Darstellung, die Leichtigkeit im Vortrage, ersetzen bey der Lectüre dieser Briefe die Neuheit der Gegenstände, worüber sie sich verbreiten. Sie wurden 1789 und 1792 auf zwey verschiedenen Reisen geschrieben. Da die Briefe keines vereinzelten Auszugs fähig sind, so muss sich Rec. mit einer allgemeinen Anzeige ihres Inhalts begnügen. Die theils in mehrern Briefen zerstreuten, theils in einzelnen derselben concentrirten Hauptgegenstände sind folgende. — Totalgemälde der Stadt London und seiner äussern und innern Ansichten. — Die Schauspiele; interessant überhaupt, besonders wegen der trefflichen Schilderung der *Mstrs. Siddons.* — Parlamentssitzungen; mit des *tugendhaften* Pitts Lob. — Bemerkungen über die englische Constitution; keine unbeschränkte Lobrede, sondern auch bescheidner Tadel ihrer Fehler und Misbräuche. — Landleben. — Geist und Charakter des weiblichen Geschlechts. — Volkscharakter. — Gefängnisse und Hospitäler. — Shakespeare; zugleich Parallele zwischen ihm und den berühmtesten französischen Dramatikern. — Ueber *Rousseau's Contrat social*, mit scharfsinnigen philosophischen Bemerkungen über den Stand der Gesellschaft, Staatsgewalt, Gesetze, monarchische und repräsentative Verfassung u. s. w. — Klima und Nahrungsmittel in England; in Hinsicht ihres Einflusses auf körperliche und geistige Bildung und Charakter der Nation. — Ueber Englands Lage und Stimmung des Publicums bey der französischen Revolution, — welche keine ähnliche Revolution in England fürchten lässt, (nur hat sich freylich seit 1792 im Innern des Landes durch die Proceduren des Ministeriums manches geändert, wovon eine Umstimmung besonders der mittlern und niedern Volksclassen zu befürchten ist). — Die Deduction der moralischen Einflüsse des

Steinkohlendampfes auf die Nation, ist wenigstens mit vielem Witz durchgeführt, aber, in *dem* hier angegebnen Grade dieses Einflusses, grösstentheils blofs — ein Spiel des Witzes zu nennen. — Die Bemerkungen über die englische Sprache zeugen von nicht gemeiner, bey einem Franzosen seltner, Kenntnifs derselben. Die Briefe schliessen mit interessanten Bemerkungen von einer kleinen Reise in das Innere des Landes, — mit einem reizenden Gemälde von einem Landsitz in Wiltshire u. dgl. Die Uebersetzung ist leicht und frey und der Geist des französischen Originals darin glücklich übertragen.

Cassel, in d. Hampeschen Buchdruckerey: *Cassel und die umliegende Gegend.* Eine Skizze für Reisende. Mit neun Kupfern. 2te Aufl. 1796. 148 S. 8.

Dieser gewissenhafte Nomenclator der Merkwürdigkeiten zu Cassel, betäubt diejenigen, die er begleitet, nicht, wie die meisten Wegweiser vom ersten Cicerone zu Rom an, bis zu dem letzten Lohnbedienten in kleinen deutschen Reichsstädten, mit schallenden Lobpreisungen der Gegenstände, zu welchen er sie führt, er schärft blofs ihre Aufmerksamkeit für die wichtigsten derselben und überläfst deren Würdigung ihrem eignen Urtheil. Das ist auch alles, was von einem Wegweiser verlangt wird; und in seinem Munde sind selbst die Wörtchen: schön, herrlich, vortrefflich u. dgl., die diesem noch zuweilen entfahren, überflüssig, da er sich auf nähere Beurtheilung der Gegenstände nicht einläfst. — Etwas mehr Geschmack im Vortrage wäre aber doch mit dieser trocknen, sonst aber vollständigen, Nomenclatur vereinbar gewesen. Rec. dachte oft dabey an den hundertmal wiederholten Ausruf des Cicerone vom Kaiser *Joseph II* in Rom: *Ecco, ecco il famoso Tritone del Cavalliere Bernini!* — Nach einer allgemeinen kurzen Einleitung folgen fünf Abschnitte: 1) Die Altstadt von Cassel. 2) Die Unter-Neustadt. 3) Die Ober-Neustadt. 4) Die Orangerie und der Auegarten. 5) Die Lustschlösser und Gärten um Cassel. —, In einem Anhange werden Notizen über den fürstlichen Hof, das Militair, die öffentlichen Lustbarkeiten, die Gelehrten und Künstler, die Buch- und Kunsthandlungen, Fabriken, Gasthöfe, Maafse und Gewichte, und Thorsperre, gegeben. — Die beygefügten Kupfer, besonders die grössern, hätten etwas reinlicher ausgeführt werden können; sonst mögen sie als Zugabe so hingehen.

Rostock u. Leipzig, b. Stiller: *Geographisch-statistische Uebersicht der sämmtlichen holländischen Besitzungen in Ost- und Westindien.* Nach den besten Quellen entworfen. 1796. 167 S. gr. 8. (12 gr.)

Der Zusatz: *nach den besten Quellen entworfen*, pflegt sonst anzuzeigen, dafs die in einem Werke zusammengestellten Thatsachen vom Vf. aus authentischen Staatsschriften, Sammlungen öffentlicher Verhandlungen, Listen u. dgl. m., und aus den Schriften von Augenzeugen über den Zustand eines Landes ausgezogen sind. Solche Sammlungen und Schriften sind mehrentheils nicht leicht zu haben, erschweren, theils durch ihre Corpulenz, theils weil sie nur einzelne Thatsachen liefern, die Arbeit, und geben ihr doch den höchsten Werth, den Schriften dieser Art haben können: Authenticität; daher einem Schriftsteller, der nach den Quellen arbeitet, in der That Dank und Aufmunterung gebührt. Wenn sich dagegen aber findet, dafs mit dem Ausdruck *nach den besten Quellen entworfen*, ein blosses Wortspiel getrieben wird; dafs nicht der Vf. es ist, der aus den Quellen geschöpft hat, sondern ein andrer verdienter Gelehrter, dessen mühsames Werk er mit leichten Veränderungen abschreibt, und sich dabey doch das Verdienst aus den Quellen gearbeitet zu haben anmafst, verdient da nicht der Vf. einer solchen Schrift eine desto stärkere Rüge, je mehr Lob dem gebührt, der wirklich aus den Quellen schöpft? — Dieses ist der Fall mit dem *Anhange* zu der zu Rostock erschienenen Ueberfetzung von *Stavorinus* Reisen (Beyträge zur nähern Kenntnifs einiger Besitzungen der Holländer in Ost- und Westindien nach Stavorinus), die wir in der A. L. Z. vom v. J. Nr. 320. angezeigt haben. Bey diesem Anhange, der auch als ein eignes Büchelchen verkauft wird, ist die beste, wirklich aus den Quellen gezogne, statistische Uebersicht der holländischen Besitzungen in Ostindien: *Sprengel* über die neuesten Verändrungen der ostindischen Gesellschaft in den vereinigten Niederlanden. Halle 1794 (auch im zweyten Bande von *Spr.* Auswahl etc. abgedruckt) auf eine Art benutzt worden, dafs man diesen Anhang als eine etwas veränderte Copie jener Schrift ansehn mufs. Nun ist zwar blofse Abschreiberey heut zu Tage im statistischen und geographischen Fache zu allgemein, als dafs der Vf. des Anhangs für diese kleine Sünde nicht Entschuldigung finden sollte (wiewohl es uns immer wehe thun würde zu sehn, dafs ein mit Recht geschätzter Mann, dessen Schriften sonst so viel Werth haben, sich zu einer so unverdienstlichen Arbeit herabliesse). Allein was sollen wir sagen, wenn diese Benutzung eines andern Werks gar verdeckt wird, und der Vf. sich dem Argwohne Preis giebt, als habe er sich fremdes Verdienst zueignen wollen. „Es fehlte bisher, heifst es in der Vorrede, gänzlich an einer statistisch genauen, kurzen aber doch sachreichen Beschreibung der auswärtigen Besitzungen der vereinigten Niederlande. (Liefert nicht eine solche, mit Ausnahme der wenig bedeutenden, nicht unbekannten Kolonien in Amerika und Guinea, deren Beschreibung in diesem Anhange nicht mehr als 20 S. einnimmt, *Sprengels* hier stets benutztes Werk?) Und weiterhin: „Die Quellen, aus welchen der Vf. schöpfte, bey jeder einzelnen Thatsache umständlich anzuführen, würde eine zu grosse Weitläuftigkeit verursacht haben. — Der Vf. hat indess, ausser mehrern ältern, besonders die neuesten grössern Werke und verschiedne authentische kleine Schriften, nebst vielen seit etwa zwanzig Jahren gesammelten zuverläsigen Nachrichten, und manch

von mehrern erfahrnen Männern erhaltene mündliche Erläuterungen über den Handel und innern Zustand dieser Besitzungen sorgfältig benützt u. s. w. (Diese zuverläsigen Nachrichten gestehn wir, wenigstens was Ostindien betrift, umsonst gesucht zu haben, da alle neuen Angaben ohne Ausnahme, Sprengeln gehören, der sie aus bändereichen Sammlungen holländischer Staatsschriften, besonders den *Zaaken van Staat en Oorlog*, die jetzt bis über den dreyssigsten Band angeschwollen sind, geschöpft hat.) — Wie sehr sticht gegen diese Versicherung die Reclamation im Intelligenzbl. der A. L. Z. Nr. 152. vom v. J. ab, wo dem Vf. schon vorgeworfen wurde, Spreng. mit einigen Abänderungen durch und durch abgeschrieben zu haben; eine Beschuldigung, die wir nur zu gegründet befunden haben, und deren umständlichern Beweis uns der Vf. (dem wir übrigens bezeugen müssen, dass er mit Ueberlegung aus dem Sprengelschen Werke entlehnt, einige kleine Irrungen verbessert und manches bequemer gestellt habe) gern erlassen wird. Zu Ende der Vorrede steht ein grosses Verzeichniss „der vornehmsten bey dieser Uebersicht durchgängig benutzten neuern Quellen," unter denen mehrere so aufgeführt sind, dass man schwerlich glauben kann, der Vf. habe von ihnen mehr als den Titel gekannt. So z. B. kommen darunter als zwey verschiedne Quellen vor: *Neederlandsh India. Batavia* 1780 und Beschreibung von Batavia und der Insel Java 4 Theile. Leipz. 1785, da doch letzteres eine blosse *Uebersetzung* des erstern ist. Doch hat der Vf. mit jener Redensart vielleicht nur anzeigen wollen, dass die angeführten Werke bey seinen Nachrichten sämmtlich genutzt worden sind (nämlich *unmittelbar* von Spr., folglich *mittelbar* von ihm). Dann hätte der Vf. sich aber billig etwas deutlicher ausdrücken sollen.

SCHÖNE KÜNSTE.

DANZIG, b. Troschel: *Der Märtyrer der Wahrheit.* Eine charakteristisch-romantische Geschichte, satirisch, politisch und historisch gezeichnet in zwey Theilen. 1795. 368 S. 8.

Das ist der Mann, der, wie er sagt, den Roman zu seiner *ursprünglichen Reinheit* zurückführen wird, so dachte Rec., als er in der vorangeschickten Erklärung las: „Mag es immer *Aberglauben* (?) seyn, ich bleibe dabey, die Pflicht des Romanschreibers ist, — die Menschen zu schildern, wie sie sind." — Und die Pflicht des Schriftstellers, könnte man hinzusetzen, die Sprache zu verstehen, in der man sich ausdrücken will. Ob dieses der Fall bey dem Vf. sey, so mag der Leser aus nachstehender Periode beurtheilen. „Ich weiss hierauf nicht zu antworten, je *bestimmter* ich das Sonderbare des Zeitalters nicht vermehren mag, in dem *fast* Ja oder Nein *manchmal* vom Uebel zu seyn scheint." Wenn der Vf. in seinem vorgeblichen Meisterwerke den Satz ausführen wollte: dass Wahrheit gut Ding sey, so hätte er zu keiner unglücklichern Stunde an die Ausführung gehen können. Sein Wahrheitsmärtyrer Stoffel, der seinen moralischen Cursus damit anfängt, dass er seinem Lehrmeister eine Ohrfeige giebt; der alsdann auf die lateinische Schule kommt, und in der Folge Doctor beider Rechten, d. h. wie der Vf. hinzusetzt, Doctor der Rechten und Linken wird, der weiterhin vermöge seiner angebornen Geschicklichkeit Wein verfälschen und Billetsdoux bestellen lernt; dieser Stoffel, dessen kräftiger Körperbau einen Schildknappen im Gebiete der Liebe physischer Gattung verräth, der sich sehen lassen durfte; — ein Mann von unleugbaren Verdiensten und überaus liebenswürdigen Eigenschaften, muss, von lauter Wahrheitsliebe getrieben, aus einer Grube in die andre fallen; jedesmal aber auch dafür wieder eine angemessne Entschädigung erhalten, damit ihm der Muth zu neuen Unternehmungen nicht ganz gebrochen werde. Fixfingrige Buben und Windmichels, Flausröcke und Marquers, desgleichen Superintendenten, denen die Sterne am Latze zu kleben scheinen, wird der geneigte Leser im Werke selbst näher kennen lernen, worinn zugleich der Charakter des Hauptheldeu in wenig, aber treffenden, Worten ausgedrückt wird:

„Ich Esel, sagte Stoffel. Ist er quatsch?"

RIGA, b. Hartknoch: *Prinz Condé*, ein historischer Roman. 1795. 256 S. 8. (20 gr.)

Der Vf. dieses historischen Romans besitzt mehr Kenntnisse der Geschichte, von denen er sehr sorgfältig Gebrauch macht, als dichterische Imagination und Feuer. Der Charakter jenes *Ludwigs von Condé*, der in den bürgerlichen Kriegen 1560—1569 eine so merkwürdige Rolle spielte, dieses ehrgeizigen, intriguanten, ungestümen, tapfern, rachgierigen Fürsten, wäre ein reichhaltiger Stoff für einen guten Dichter gewesen; allein dieser Vf. hat nicht sowohl seinen Charakter bearbeiten, als einige Begebenheiten aus seinem Leben erzählen wollen. Die Begebenheiten sind nicht kriegerischer und politischer Art (diese werden nur im Vorbeygehn berührt), sondern *Liebesscenen*. Denn Liebeshändel machten einen grossen Theil seines Privatlebens aus, wie der Vf. der *Tablettes historiques et anecdotes des Rois de France* sagt. Seine Verschwiegenheit in Ansehung der Angelegenheiten, die er mit Frauenzimmern hatte, dauerte nicht länger, als bis er erhielt, was er suchte, und man beschwerte sich nicht so sehr über seine Unbeständigkeit, als über seine Undankbarkeit. So ernstlich aber und rittermässig auch eine Zeitlang seine Liebe zu der Frau von *St. André* scheint; so kann sie doch nicht interessiren, da der Leser seinen Leichtsinn und Veränderlichkeit schon aus vorhergehenden Liebeshändeln kennt, und, wenn er zuletzt gegen diese Frau die schwärzeste Untreue begeht, so glaubt es der Leser dem Vf. nicht, so sehr auch dieser versichert, dass dieser Schritt den Prinzen einen grossen Kampf gekostet habe. Der Vf. benutzt die, auch bey den Geschichtschreibern vorkommende, Sage, dass der Prinz auf Anstiften der Frau

Frau von *St. André* getödtet worden sey. Sein Tod scheint gewiss jedem Leser verdiente Strafe; um aber die Frau von St. André nicht zu schwarz zu machen, lässt der Vf. sie zwar in der ersten Hitze den Meuchelmord verabreden, hernach aber, wiewohl vergeblich, sich bemühen, ihn zu verhüten. Von S. 183. an findet man einen *Anhang biographischer Nachrichten und andrer Urkunden*, wovon aber manche, z. B. *das Testament des Admiral Coligny*, und die *Erläuterungen über dessen* (erst drey Jahre nach dem Zeitraume, in den der Roman fällt, erfolgten) *Tod* zur Erläuterung des Romans selbst ganz überflüssig sind.

Leipzig, b. Leo: *Magazin für Freunde des guten Geschmacks der bildenden und mechanischen Künste, Manufacturen und Gewerbe.* 1796. 2ter Band. 1tes u. 2. Heft. 4. (2 Rthlr. 8 gr.)

Das Titelkupfer von Stölzel nach Schenau stellt die Bildhauerey, Mahlerey und Baukunst in einer Gruppe vor, welche durch die Strahlen eines Spiegels, welchen die der Hauptgruppe gegenüber in den Wolken sitzende Minerva vorhält, beleuchtet wird. Noch höher der Minerva gegenüber wirft Apollo von seinen pferdebespannten Wagen seine Strahlen in den Spiegel der Göttin der Künste und Wissenschaften. Unten den Künsten gegenüber auf dem linken Vorgrunde unterrichtet die Zeichenkunst den Genius der Tischlerkunst. Midas flieht vor dem Lichte der Künste. Diese ganze Gruppe liegt im Schatten um die Hauptgruppe zu heben. Im Hintergrunde sind Genien der Uhrmacherey, der Blech-, Porzellan- und Töpferarbeiten. Das Kupfer ist in punktirter Manier gut gearbeitet. Die 3 senkrecht übereinander treffenden Köpfe der Künste sind ein Fehler in der Hauptgruppe. Der linke Arm der Bildhauerey ist sehr verzeichnet. Die 3 untern Gruppen erscheinen zu vollgestopft und es fehlt den einzelnen Theilen zu sehr an Kontrasten. Minerva sitzt zu fest auf den Wolken, sie würde in diagonaler Richtung schöner schweben. Der rechte Arm des Apollo macht, mit dem senkrechten Körper im rechten Winkel ausgestreckt, eine widrige Wirkung. Die Gewänder sind zu sehr maniert. Das erste Kupfer des Werks selbst stellt ein Vogelhaus in einem Garten in chinesischem Geschmacke vor, dahinter ist eine Baumgruppe. Das Ganze macht keine gute Wirkung. Die folgende Kupfertafel ist eine kolorirte gelb gegründete Tapete, der Fries ist mit geschlungnem Laubwerke verziert. 2 Felder hellgrün mit violetter Einfassung schliessen ein mittleres Feld mit schwarzen oder einfarbigen Zeichnungen ein. Der Lambris ist grau mit länglichten viereckten vertieften Feldern. Aehnliche Tapetenmuster sind sehr leicht zu erfinden. Ueber die Denkmale in Gärten folgt im Texte der Beschluss, worinn das Überladne der Verzierungen und Denkmäler mit Recht gerügt wird.

Das 2te Heft enthält den Anfang einer Abhandlung über Tempel, Grotten, Einsiedeleyen und Ruinen in den Gärten, worinn über den Ursprung, Bestimmung, Einrichtung etc. dieser Gegenstände Winke gegeben werden sollen. Das 1ste Kupfer enthält 2 Muster zu Wagenbordüren, welche eben sowohl für andre Dinge als Einfassungen genommen werden können. Die eine Bordure besteht aus zusammengesetzten Quadraten mit Rosetten und menschlichen Figuren verziert. Die 2te aus geschlungnem Bandwerke. *Die 2te Kupfertafel* enthält 2 Blechöfen in runder Säulengestalt, verziert mit Arabesquen, Festons und Blätterwerke. Die 3te Tafel enthält eiserne Gitterverzierungen. Die 4te Tafel enthält eine Gartenеremitage. Die 5te Tafel englische Gartenzäune und Thüren. Die 6te Tafel ähnliche Dinge aus andern Werken entlehnt.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Frankfurt u. Leipzig*, b. Macklot: *Karl und Henriette.* Eine wahre Geschichte aus dem jetzigen Revolutionskriege von *Johann Christian Heinemann.* 1796 122 S. (12 gr.) — Es giebt keine Seite, von der sich diese Schrift dem Leser besonders empfehlen könnte. Die Geschichte ist dramatisch bearbeitet. Sprache und Stil ist völlig so, wie man es von einer solchen Arbeit erwarten kann. Das Wort ädel kommt auf allen Seiten vor. Wenn der Held des Stücks gepriesen werden soll, so heisst es von ihm: er hat nicht getanzt, nicht getrunken, kein Mädchen angesehen und sich überhaupt als ein rechtlicher Mann betragen. Die gemeinsten Sprachfehler hat der Vf. nicht zu vermeiden gewusst, er sagt: jetzt muss ich bey meine Schwester gehen. Zu Zeiten will er witzig seyn, dann muss Wilhelm den aufgebrachten Karl mit den Worten zurückhalten: verdirb deine Degenspitze nicht; das giebt Futter für die Raben. Am allermerkwürdigsten aber sind die Anmerkungen, wo der Vf. sich selbst interpretirt. So hat er z. B. die Stelle: „wo der West uns Kühlung und den Wipfeln „der Bäume goldne Pracht *wehte*," durch folgende Worte erklärt: bey untergehender Sonne, wenn die Spitzen der Bäume niedergebeugt sind (man höre!) durch ihre Schnellkraft aber wieder höher und *in die Sonne fahren.* Rec. gäbe etwas darum, wenn er bey seinen fleissigen Naturbeobachtungen so etwas zu sehen bekommen könnte.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 1. May 1797.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig, b. Gräff: *Bragur, ein litterarisches Magazin der deutschen und nordischen Vorzeit. Vierter Band, zweyte Abtheilung.* Fünfter Band erste Abtheilung.

auch unter dem Titel:

Braga und Hermode, oder neues Magazin für die vaterländischen Alterthümer der Sprache, Kunst und Sitten. Erster Band, zweyte Abtheilung. Mit einem Kupfer. 1796. VIII und 200 S. Zweyter Band, erste Abtheilung 1797. X. und 188 S. 8.

Die 2te Abtheilung des 4ten Bandes enthält: I. *Ueber den Umfang der vaterländischen Alterthümer (der Zeit und den Gegenständen nach) unsre Aussichten und Hoffnungen.* Diese Abhandlung würde hier und da gewiss deutlicher seyn, wenn sie kürzer gefasst wäre. *Alterthümer der Zeit* nach sind (wo wir den Autor recht fassen) Denkmähler der Sprache, Kunst und Sitten unsrer Vorzeit, (der Generationen vor der unsrigen) die, um Denkmähler zu heissen, bey uns ausser Gebrauch gekommen seyn müssen. (Diess sollte bestimmter ausgedrückt seyn.) Alterthümer *dem Gegenstande nach* sind entweder Sprach- oder Sach-Alterthümer. — (In ihrer versuchten Classification können wir dem Vf. nicht ins weitschichtige folgen, ohne dass uns *Chassanaei gloria mundi* dabey einfalle.) *In den Aussichten und Hoffnungen*, die zu entdeckenden Alterthümer betreffend, werden manche fromme Wünsche geäussert und erstlich in Ansehung des Auslands, nicht nur der Wohnsitz der alten Ostgothen, sondern auch die Gegend um Tunis, als Aufenthalt der Vandalen, und Palästina — Spanien — als Niederlassungen verschiedener deutscher Völker, den Rüstkammern beygezählt, aus denen der deutsche Alterthums-Forscher noch Schätze erwarten könne; da er doch (wie der Vf. selbst gesteht) dergleichen aus England zu erhalten, schon Mühe hat. Inländische deutsche Alterthümer glaubt Hr. G. durch einen Aufruf an unsre lieben Landsleute zu erforschen; wobey aber zu bedenken ist, dass der aufgerufene entweder übrige Zeit von seinem Hauptgeschäfte hat, oder nicht. Im erstern Falle wird oder muss er seine müssigen Stunden vorerst entweder körperlichen Erhohlungen oder der Geselligkeit widmen. Kann er aber die Alterthumskunde selbst als Erholung ansehen; so fragt sichs, ob der Liebhaber auch Kenner sey; sonst füllt er seine Magazine mit Quisquilien an. —

II. *Nachricht von den deutschen Gothen (Deutschen oder Gothen) in der Krim, Fortsetzung.* Die erste Nachricht von einem deutschen Volke in der Krim gab ein Minorite *Wilhelm v. Ruysbrock* aus Brabant ums J. 1251. die zweyte *Joseph Barbaro* in seinem *Viaggio alla Tanna* ums J. 1436. die dritte *Busbeck* (gegen 1562. und die vierte *von Rudbeck* aus dem vorigen Jahrhundert haben wir in der Recension des ersten Hefts von Braga und Hermode beygebracht). Ob noch heut zu Tage die Sprache (und vielleicht gar eine Abschrift der ulphilan. Uebersetzung biblischer Bücher) in Taurien, der Walachey, Moldau u. a. w. existire, ist eine andere Frage. (Sollten die Vf. des allgemeinen Wörterbuchs der Sprachen des russischen Reichs sie nicht beantworten können? Im nördlichen Deutschland muss es Gelehrte genug geben, die von Petersburg Briefe und Antworten auf ihre Fragen erhalten, ohne ihr Geld umsonst auszugeben. Hr. Rüdiger setzt unter seine Sprachproben neben den ulphilanischen Dialekt auch den von gewissen *Ulanen* in der Krim. Sollte diess etwa *Alanen* heissen müssen? Die Nachrichten von den Ulanen haben uns nirgend befriedigt; dagegen waren nach Jornandes die Alanen Deutsche, und noch jetzt werden unter den Völkerschaften des Kaukasus Alanen gezählt. Ueberhaupt, sollte nicht die Menge dieser Völkerschaften eine germanische mit einschliessen? *Ihre* in seinem *Glossar. Suio G.* t. I. p. 115. gedenkt, mit Anführung des 9 Bandes von *Bajer. Act. Acad. Scient. Petropol.* einer dergleichen Nation *Tauli* genannt. — Rec findet die Tauli zwar auf Charten, aber nicht in Erdbeschreibungen. Doch muss man auch das, was *Reineggs* darüber sagt, vergleichen. Was der Herausgeber aus Hn. Prof. Forsters *Entdeckungen im Norden* mit so grossem Jubel aufnimmt, nämlich die sogenannte gothische Neujahrsgratulation mit solennem Aufzuge vor den griechischen Kaisern (eine wahre Farce, wie der Commentator jenes 83 Kapitels im *Constantin. Porphyrogennetes de caerim. aul. Byzant.* es nennt), nebst der versuchten Dolmetschung, konnte Rec. nicht wohl ohne Lächeln da stehen sehen. Das Lied hat so wenig ulphilanisches, dass wir mit noch wenigerm Aufwande von schlauer Interpretations-Gabe Fragmente aus dem hebräischen Pentateuchus für ächt Deutsch erklären wollten: wo es nicht recht fort wollte, schöben wir die Schuld auf den corrupten Text. Ohngeachtet S. 41. dem Texte die möglichste Gewalt geschieht, so läst er sich doch nicht zum Ulphilanismus zwingen. Das z. B. herausgebrachte *Fan, dominus*, ist kein Wort, sondern bloss die Abkürzung von *Fraujo*. S. *Ihre Anal. Ulphil.* p. 51. *Append.* Nach diesem Ver-

Verhältniſs wären die Vallanceyiſchen Vergleichungen des puniſchen mit dem iriſchen mehr als Wahrſcheinlichkeit; ſie wären Gewiſsheit. Kannte man auch am Hofe der griechiſchen Kaiſer zu Conſt. Porphyr. Zeit das Gothiſche ſo genau, um unterſcheiden zu können, ob es die ächt-gothiſche Sprache, oder die von einem Volke war, das den Wohnſitz der Gothen bezogen hatte? Semler behauptete mit mehr Wahrſcheinlichkeit, daſs jenes Lied ein barbariſches Latein ſey. Rec. ſchlägt eine mittlere Meynung vor. Es war Moldauiſch oder Wallachiſch. Die Wallachen zogen in die Sitze der Möſo-Gothen. Ihre Sprache iſt ein verderbtes Latein mit Bulgariſch und ſlaviſch vermengt. Proben davon ſ. in *Contemirs Beſchreibung der Moldau.*

III. *Die Verſuchungen des Gottes Thor.* Ein artiges und gut erzähltes Märchen aus der jüngern Edda.

In IV. ſteht *unſih* nicht bloſs des Reims wegen; es iſt ſo ächt als das *uns.* S. *Hickes. Gramm. Theotisca* (in deſſen *Theſaur LL. Sept.*) p. 51. So findet man auch im Angelſ. beides *us* und *unc*, und in einem altſächſiſchen Fragment *os* und *osc.*

VI. *Altdeutſche Guillotine ſonſt die Diele genannt.* Hierzu die Nachricht unten S. 185., daſs auf einem Lucas-Cranachiſchen Holzſchnitte in *Georg Rau's Luſtgarten der Seelen.* Wittenb. 1548. der Apoſtel Matthias guillotinirt wird. Bey der Note S. 60. bemerken wir, daſs *zwagen*, *zwahen* nicht: gewaltſam waſchen, ſondern ſchlechtweg: waſchen, heiſse; daher auch *Zwahila*, *Twahila*, Zwähle, Quäle, Handquähle, Handtuch.

IX. *Fabeln aus den Minneſingern und Fortſetzung des Auszugs aus dem Heldenbuche.* Manches unter dieſer Numer könnte genauer überſetzt ſeyn, z. B. S. 140. *ſtören* heiſst deſtruere und *ſmuken* ſubmittere. S. *Scherz-Oberlin. Gloſſar.* (Bey der Fabel vom Rieſen, [Menſchenfreſſer] und den zwölf Schächern, deren eilfe er fraſs, der zwölfte aber ſich durchaus nicht freſſen laſſen wollte; fiel uns — da doch nichts unterm Himmel neu iſt — der letzte polniſche Krieg ein.)

XI. *Neue Schriften*, z. B. das Mereauiſche Taſchenbuch der deutſchen Vorzeit, deſſen bekannter Inhalt hier wiederholt wird.

XII. (Meiſt leſenswürdige) *Auszüge aus Briefen* — unter andern von Schottiſchen Liedern, wo wir zu S. 173. u. ff. die Anmerkung machen, daſs das Engl. *glee*, Subſt. und Adj. Schwed. *gladje* und *glad*, zu *glad*, gehört und nicht nur in den ſkandinaviſchen, ſondern auch ſüd-germaniſchen Dialekten gefunden wird. Isl. *gladur*; fröhlich, *eg gled*, ich erfreue, erheitre. Gloſſ. Keron. *glata-muatan*, hilarem. Folglich kömmt es wohl nicht von dem ſpeciellern *gligg* her. *Glee* hieſs wohl erſt, was *allegro* heiſst, beide bekamen nachher die eingeſchränktere muſikaliſche Bedeutung, und wurden gewiſſen Regeln der Setzkunſt unterworfen. Rec. fand unter dieſer Numer die Probe des engliſchen Lehrgedichts vorzüglich:

How the wiſe man taught his Son. —

S. 184. Verſpricht Hr. Prof. *Veeſemeyer* deutſche und zum Theil ſatyriſche Volkslieder auf wichtige Begebenheiten ſeit der Reformation! Sie werden willkommen ſeyn. — S. 185. u. ff. Altdeutſche Handſchriften in der Münchener Bibliothek, worunter einige von Wolfram v. Eſchilbach, Hugo v. Trimberg. u. ſ. w. Manche wären ohne Zweifel der Herausgabe und Erläuterung werth.

XIII. *Fiſcharts Rabelais.* — Rec. hat eine Ausgabe aus dem 16 Jahrhundert ohne Ort und Jahr vor ſich. Statt O. und J. ſteht unten:

Im Fiſchen Gilts Miſchen.
Getruckt zu Grenſing im Genſſerich.

Man könnte ſie dieſer Maskirung halber für die erſte Ausgabe halten, wenn nicht auf dem Titel ſtünde: „zu dieſem Truck wieder auf den Amboſs gebracht." — Wir können nicht das, dem feinen Titelkupfer von Chodowiecki gebührende, Lob übergehen. Es ſtellt den Braga vor, dem die Göttin Idunna den Apfel der Unſterblichkeit reicht. Man ſ. *die Horen* 1796. Ites St. S. 1—28. Doch ſollte bey der Erklärung des grünen Umſchlags auch gerügt ſeyn, daſs für *Codex argenteus*: *Codex argantea* ſteht.

Die erſte Abtheilung des 5ten Bandes, iſt beſonders reichhaltig. Im Vorbericht beklagt Hr. Prof. *Gräter* mit Recht den Tod des verdienten Sprachforſchers, Syndikus *Häſslein* in Nürnberg (deſſen fleiſsig gearbeitetes nürnbergiſches Idiotikon, unſers Wiſſens, immer noch Manuſcript iſt.)

I. *Beytrag zur Geſchichte der Kreuzzüge aus den Minneſingern und Abulfeda's Annalen.* S. 7. beichtet ein Ritter und Kreutzfahrer Gott vor ſeiner Abfahrt die Anhänglichkeit an ſein zurückbleibendes Weib, als die einzige groſse Sünde, deren er ſich bewuſst ſey, und die er nie werde ablegen können.

II. *Beytrag zur Kenntniſs der alten deutſchen Volkslieder* von Hn. *Kinderling.* Ein vorzüglicher Artikel. Unter den aufgezählten Volksliederſammlungen zeichnet ſich aus und verdiente, nach den davon gegebenen Proben, wohl eine neue Auflage das plattdeutſche Liederbuch: *Nye chriſtliche Geſenge, in den Druck gegeuen dörch Herm. Veſpaſium, Prediger tho Stade.* 1571. (Die *chriſtlichen Geſenge* ſind gleichwohl faſt lauter weltliche Lieder.) Beſonders muſs das 37te Lied viel erhabnes haben: die zwey angeführten Strophen: *Wack up du edle düdſche Blod etc.* ſind vortrefflich (doch muſs das: *Wol is de uns etc.* *Wor is etc.* heiſsen). Wir können uns nicht enthalten, aus einem andern dieſer Geſänge eine Stelle, die Gelehrten und ihre Streitigkeiten betreffend abzuſchreiben:

Betracht idt recht ein wyſer Man
Wat wil dar noch uth werden;
Dath ſtedes in twen Hupen ſtaen,
Und zanken de Gelherden:
Seer ergert idt dem gemenen Man,
De ock en Sprickwordt macht darvan:
De Gelerden de Vörkerden.

Döre

Dörch althouele Zankens spitz
De Warheit werd vörloren;
Welk meist deels herkümpt uth Vörwitz,
Dat man tko hoch wil varen:
Enn grothen Namen mencher söcht,
Und egen nütt welchs so nicht döcht;
Godt werdt idt openbaren.

Eben finden wir ein Nebenstück zu gedachtem Liederbuche, in hochdeutscher Sprache, auf, und das auch die Numern 1—19., und vielleicht mehrere des plattdeutschen, aber, wie's scheint, in einer minder einfachen und kräftigen Sprache enthält; doch verdiente das 152te, eine etwas derbe Satyre auf die Erwählung Heinrichs III. von Frankreich zum Könige von Pohlen, wieder auferweckt zu werden. Es fängt an:

Bomey, Bomey ihr Polen,
Gott gruss euch allzugleich,
Ewern König solt ir holen
So ferren in Frankreich.
Büst euch zu, Schmiert die Schuh
Verkaufft den Ochsen, behalt die Kuh
Jock Hofsko Hawadey. —

Das Buch ist betitelt: *Liederbüchlein, darin begriffen zweyhundert zwey und sechzig, Allerhand schöner weltlicher Lieder, Allen jungen Gesellen und züchtigen Jungfrawen zum newen Jar, in Druck verfertiget. Aufs new gemehret* u. s. w. Frankf. am Mayn, 1584. 14½ Bog. 8. Geistliche Lieder wurden auch damals und noch vor kurzem, nach weltlichen Melodien gesungen. Belege sind das alte koburgische Gesangbuch u. a. m. S. 37. eine artige Nachricht, aus Aventinus bairischer Chronik, warum sich die deutschen Volkslieder so sehr verloren haben. — „Weiter hat König Laber gesetzt, und geboten, dass man auch von denen, die unrecht und böse Stück thun, damit sie sich schämten und besserten, Lieder mache — dann darf einer unrecht thun, ist billig, dass ers leide, dass mans auch von ihm singe und sage, schämt er sich so bessert er sich. Aber die Gewaltigen verboten mit der Zeit solches, mochtens in die Länge nicht dulden, forchten es käme zuletzt (als dann geschahe) auch an sie." —

III. *Des St. Gallischen Mönchs, Ruodeberts, Brief aus dem Latein. in Goldast Script. rer. Allemann.* 2. pars I. Die wenigen deutschen Glossen, die er vorkommen, verdienten, zumal wegen ihrer meist fehlerhaften Lesarten, kaum die Mühe des Abschreibens, geschweige einer Kritik. Wir erinnern nur folgendes dabey. S. 43. u. f. *Skaffelos* ist das engl. *Skapeless*, unförmlich, ungestalt, (nicht schafftlos) von *Shape*, Form, Gestalt; und *Zimper* heisst nicht bloss Bauholz, sondern jede rohe Masse, z. B. das Chaos. — *Temo die Heiligen holt sint, der mag rosko gibeton*, wird hier drollicht übersetzt: — *der kann Rosen gebieten* (!!) es muss heissen: *der kann ...dig beten*. Horsco, *horslihko*, allem. alacriter — *ze leibe*, nicht: *zu Liebe*; sondern *übrig*, reliquum, die Phrase ist überhaupt dunkel. *uuielichi* nicht: *welche*, sondern das Subst. *qualitas*.

IV. *Zur Geschichte der altdeutschen Trachten und Moden*. Ueber eine Abbildung in *Leuckfelds Antiquitatt. Gandersheim*. p. 12.

V. *Uebersetzung eines Gedichts aus dem 13 Jahrhundert in unser Deutsch*, vom Herausg. (wir haben das Original nicht bey der Hand, um die Uebersetzung vergleichen zu können, die uns gut scheint.)

VI. *Erklärung verschiedener deutschen Geschlechtsnamen*. Ein artiger Einfall, der zugleich verschiedene Appellative und unter andern auch das Bedeutungsreiche Wort *Meyer* erläutert; — aber nur nicht durch unglückliche Nachahmungen gemissbraucht werden darf. Viele deutsche Namen kommen aber auch aus dem Slavischen, als *Opitz*, *Wernicke* u. dgl.

VII. *Der Mann im Garten, eine komische Erzählung von Hans Rosenplut*. Aus einem Incunabel. (Man braucht nicht gern dieses Wort im Singular.) Literatur dieser Erzählung. Langbein hat sie mit der Ueberschrift: *der Kammerdiener*. Auch Burkard Waldis hat sie, der aber 100 Jahre jünger ist, als Rosenplut. Die alten Wörter sind hier recht gut übersetzt bis auf folgende: S. 90. *pew* heisst vielleicht: Haus. — S. 91. Z. 4. *Wenn ein Sach die geheiss mir her* muss heissen: nur eine Sache die versprich mir vorher! — S. 94 und 95. *dein gesflucht* vielleicht: dir geschmeichelt, gefleht, von *flehan*, *flewgan*, schmeicheln, liebkosend bitten. S. 88. *Hel* schwerlich: verführerisch; 95. *versorten* vermuthlich: verwundet, und 96. *geleicht* geäfft (joué) von *leich*, Spiel. — Dass übrigens unsre ältern Dichter der ächten komischen Laune nicht ermangelt haben, ist keinem Zweifel ausgesetzt. Sie wohnte ihnen so gut bey als dem ernsthaften Spanier und hypochondrischen Engländer, nur seltner mit Kürze und Geschmack gepaart; auch geht der deutsche Patriosmus nie so weit, diese Laune und ihren Ausdruck der Boccazischen und Lafontänischen Erzählungskunst vorzuziehen!

VIII. *Vergleichung der Provanzalen mit den Minnesingern, Versuch über die romanischen Dichter des 12 und 13 Jahrhunderts*, von W. S. Dass die schwäbischen Minnesinger Nachahmer der Provanzalen waren, lässt sich gut denken; denn ihre Sprache zu bilden war unter den abendländischen lebenden Sprachen nur die einzige provanzalische, als Schriftsprache, zu ihrem Muster tauglich; (da die hohen Oden der Norweger und Isländer vermuthlich nicht weiter als durch die Dänen nach England drangen, wo aber die französisch - normännische Periode ihren Ruhm hemmte). Nun gehört freylich eine Erläuterung dieses Satzes, aber doch nicht eigentlich der sonst schätzbare Versuch über die romanischen Dichter hieher.

(*Der Beschluss folgt.*)

München, b. Lindauer: *Die Geometrie in ihren Grundsätzen und Ausübungen* mit besonderer An-

 wen-

wendung auf Landescultur und Forstwissenschaft. Mit 18 Kupfertaf. 1793. 338 S. 8.

Schon der Titel giebt keinen vortheilhaften Begriff von der Schreibekunst des Vf. und in dem Buche selbst zeigt sie sich nicht besser. Inzwischen wäre das bey einem Buche der Art zu übersehen, wenn dafür die Sachen desto zweckmäfsiger und richtiger wären. Diess ist aber hier der Fall nicht — wenigstens bey dem gröfsten Theile des Buches nicht. Es zerfällt nämlich in drey Haupttheile, von welchen der erste *theoretische*, der zweyte *praktische Geometrie*, und der dritte ein tüchtiges *Förster - Examen* auf vier vollen Bogen in Fragen und Antworten enthält. In dem theoretischen Theile findet man nicht bloss solche Sätze, die in inniger Verbindung mit dem Landbau und Forstwesen stehen, und in dem praktischen Theile ihre Anwendung finden; sondern er begreift ungefähr dasselbe, was auch in andern Lehrbüchern der Elementargeometrie vorgetragen wird — manches mehr, manches weniger — ohne dass sich ein Grund angeben liess, warum jenes aufgenommen, dieses weggelassen worden sey. So wird hier etwas von der Verdoppelung des Würfels, etwas von der Auffindung zweyer mittlern Proportional - Linien, etwas von den Kegelschnitten gesagt — aber nirgends findet man mittelbar oder unmittelbar einen Gebrauch davon gemacht. Dagegen sind oft die nöthigsten Sätze sehr unvollständig abgehandelt. Ueberhaupt scheint der Vf. die mathematische Genauigkeit nicht für ein so wesentliches Erfodernifs eines geometrischen Lehrbuchs zu halten. Gleich der erste Paragraph giebt davon mehr als Einen Beweis. Er heisst: „Eine Gröfse ist, was nach „der Länge, Breite *oder* Tiefe ausgedehnt, was theil„bar ist; der Punkt ist der Anfang jeder Gröfse, selbst „in Gedanken untheilbar; und die Linie ist die ein„fache Ausdehnung des Punkts.“ — Nach einer solchen Erklärung verzweifelt man, dass jemand im Stande sey, einen geschickten Vortrag der Geometrie zu halten. Der nächste Paragraph giebt eine Erklärung vom Cirkel, die nicht viel besser ist. „Läuft ein Punkt, „heisst es, um einen andern festen Punkt, in einer „immer gleichen Entfernung, und schliesst sich wie„der an seinen Ausgang, so beschreibt er einen Cir„kel, dessen Gränze (der Weg des beweglichen Punk„tes) heisst Peripherie.“ — Wenn man die Linie, die der Punkt beschreibt, den *Cirkel* nennt, so kann man ihr keine andere Linie zur Gränze geben. In einem mathematischen Lehrbuch darf man Cirkel, Cirkelfläche, Cirkellinie, Peripherie nicht verwechseln. *Cirkel (Kreis)* ist der allgemeine Ausdruck, der die ganze Figur bezeichnet; *Cirkelfläche* deutet die Ebene an, die die Figur einnimmt; *Cirkellinie* ist die Gränze dieser Ebene, und dann überhaupt die Linie, die die Eigenschaften dieser Gränzlinie hat; in Verhältniss zur Cirkelfläche oder zu andern Linien des Cirkels gedacht, heisst sie *Peripherie* (Umkreis). — In dem fünften §. wird schon der Satz aufgestellt, dass der Bogen das Maass des Winkels sey, weil der Bogen desto gröſser wäre, je gröſser der Winkel wäre. Aber es wird nicht gezeigt, in welchem Verhältniss die Ab - und Zunahme des Bogens mit der Ab - und Zunahme des Winkels stehe, und in wie fern also jener ein Maass von diesem seyn könne. — So ist es hier mit sehr vielen andern Sätzen: dem Vf. ist es genug gewesen, wenn der Satz an sich richtig war; ob sein Beweis eben so richtig wäre, scheint ihn weniger bekümmert zu haben. Wir könnten, wenn es nöthig wäre, eine Menge Beyspiele hiervon anführen. Oft ist auch weder der Satz selbst richtig ausgedrückt, noch der Beweis ordentlich; z. B. §. 215., wo der bekannte Satz, dass sich die Seiten in einem Triangel, wie die Sinus der gegenüberstehenden Winkel verhalten, auf folgende Art vorgetragen wird: „Je gröſser der Winkel, je gröſser „ist die entgegenstehende Seite, und umgekehrt; je „gröſser der Winkel, je gröſser ist sein Sinus, und „umgekehrt. *Also verhalten sich die Sinus der Winkel „zu den Winkeln, wie die Seiten zu den Winkeln, folglich „hin auch wie die Sinus zu den Seiten selbst.*“ Rechnet man zu diesem unmathematischen Vortrage noch die Menge von Druckfehlern, von denen das Buch wimmelt, so wird wohl niemand sehr begierig seyn, sich daraus zu unterrichten.

KLEINE SCHRIFTEN

Oekonomie. *Leipzig*, b. Rein: *Anweisung wie der Landmann seinen Dünger vermehren, und denselben mit Vortheil auf den Aeckern, Wiesen und dergleichen gebrauchen müsse.* 1796. 63 S. 8. Als eine sichre Anleitung kann dem Landmann diese Schrift nicht empfohlen werden, da sie viele Vorschriften enthält, die zum Theil ganz widersprechend, theils an sich selbst unausführbar sind. Wer nach S. 1. seinen Dünger im Hofe, der nach S. 6. 3 Ellen hoch (! ?) angehäuft werden kann, mit Bretern u. d. gl. bedecken und gegen die Sonnenhitze sichern wollte, würde ihn damit dem weit schädlicheren innern Brande aussetzen, da die S. 7. aufgegebenen öftern Düngerfuhren sich eben so wenig bewerkstelligen, als in den meisten Höfen zwey Miststäten, wenn solche auch noch so nützlich wären, anbringen lassen. Ganz verloren wird die nur durch Aufstreuen auf die Saatfurche im feuchten Land viel nützende Asche, nach S. 6. unter allerley Mist im Hofe gemengt, wenn sie auch nicht unter nen sehr wunderbar geordneten Schichten, eine der untersten ausmachen sollte!

S. 16. Werden auf ein nicht geringes Ackerstück, wo ein Dresdner Scheffel Korn aufgesaet wird, 12 — 14. zweyspännige Fuder, jedes zu 12 — 14. Centner, zu fahren vorgeschrieben, und doch wird S. 8. vorher das Ueberdüngen widerrathen. Alles was von Behandlung und Gebrauch des Schaafdüngers, und der Düngung mit Kalk gelehret wird, läuft gegen sichre Theorie und Erfahrung.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 2. May 1797.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

LEIPZIG, b. Gräff: *Bragur, ein litterarisches Magazin der deutschen und nordischen Vorzeit. etc.*

auch unter dem Titel:

Braga und Hermode, oder neues Magazin für die vaterländischen Alterthümer der Sprache, Kunst und Sitten. etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

IX. *Handschriften.* 1) *Das erste(?) deutsche Gedicht.* Aus dem einzigen Originale desselben im Bairischen Benedictinerkloster Wessenbrunn. Dieses kleine, aber sehr schätzbare Stück in erhabener Prosa mit der Ueberschrift: *De poeta Kazungali*, erschien zuerst im 7ten Bande der *Monumenta Boica*, wurde nachher in *Pez. Anecdota I.* 1. Col. 418. aufgenommen, und noch von mehreren deutschen antiquarischen Schriftstellern vorgeführt, aber ohne Auslegung. *Rec. kann* es weder für ein Gedicht, noch für das *älteste* erkennen. Denn, vom Cädmon und andern angelsächsischen Dichtern abstrahirt; wenn man sie nicht zum Gebiete der deutschen Sprache rechnen will; so möchte doch die poetisch-prosaische Sächsisch-Fränkische Evangelien-Harmonie beym Hickes wenigstens gleich alt seyn. Die Sprache ist entweder aus dem Ende des achten oder Anfang des neunten Jahrhunderts, seit welcher Zeit man auf Karls des Großen Veranlassung zuerst die *Franco-Theotisca* zu cultiviren anfieng. Da das *dut* statt *thaz*, *dhaz*, und *uuas* statt *uuar*, darinn vorkömmt, so muss es von einem Gränzorte her seyn, wo das platte vom oberdeutschen sich scheidet. Uebrigens gleicht die diplomatisch-genaue und äusserst sauber gestochene Copie der Schriftprobe von der *Fabula romantica* aus dem Casselischen Archiv in *Eccard. Franc. Or.* t. 1. p. 64. deren Dialekt aber völlig platt ist; übrigens scheint sie mit diesem Gebete von gleichem Alter, fängt auch mit den gleichbedeutenden Worten an; *gihorta that seggen, dat etc.*

Rec. wird erst die Irrthümer der bisherigen Uebersetzungen anzeigen, und dann eine neue jener alten Sprache analoge zu geben versuchen. S. 128. *firahim* (auch *firiho-barno*) das in der dabey erwähnten Evangelien-Harmonie oft vorkömmt, heisst: Personen, Menschen, daher es auch bisweilen in der lateinischen Version verschluckt wird. Die Erklärung dieses Wortes und sehr vieler alten und seltenen Angelsächs. oder Fränkischen ist nachzulesen im 21 Kap. von Hickes. Gramm. ASax. vorzüglich p. 110., seqq. — *uf himil.* Uns dünkte gleich das *uf* als Präposition unschicklich, wollte man aber *uf erdo* einschieben, so würde die Construction der richtigen Beziehungen ermangeln, und nächst dem kann man wohl (nichts war) *auf Erden* aber nicht *auf dem Himmel* (supra coelum) sagen. *Uf* als Adverbium: oben der Himmel — quadrirte schon mehr; aber am besten scheint eine angelsächsische Stelle in Thom. Mareschall Observatt. in Versionem Evangelior. ASaxonic. p. 529. des Junianischen Ulphilas das Räthsel zu lösen. Dort heisst es von der Sonne: *heo is swa upp*, er (sie) ist so hoch (nämlich der Sonnenkörper von der Erde.) — Also *upp* auch ehmals ein Adjectiv und vielleicht: *uf himil*, der hohe Himmel. *Ni nohheinig:* noch irgendein, gehört zu *sunna* und *mano* (diese überflüssige Wiederholung des negativen Bindeworts *ni* und *noh* war damals sehr gewöhnlich), *nihhein*, späterhin *chein*, *dehein*, *dhein*, heisst bald *ullus* bald *nullus*, und an einen Hain ist bey diesem *heinig* nicht zu denken. *Noh der maroseo* (oder *mareoseo*), noch das Meer. Das Wort ist schon im Ulphilas, Luc. 8, 23. marisaiw, (vom Galiläischen Meere). Die Commentatoren übertragen es durch palus, aber es heisst: Meer überhaupt, welcher Meynung auch Fulda Wurzellex. §. 194. ist. *Uuenteo* übersetzt Rec. durch Gränze. Otfr. hat *giuuat* dafür und ein Provinzialwort *Abwendung* bedeutet das nämliche. *Mit-man* zu einem einzigen Worte zu bilden, widerspricht jenen alten Sprachformen und giebt auch keinen Sinn; für *man* muss *inan* gelesen werden, der Accus. des Pronom. *her*, ille, welchen Accusativ damals die Präpos. *mit* regierte. (Hickes. Gramm. Fr. Theotisca p. 85.). *cootlike*, ob göttliche oder gute? wagt Rec. nicht zu bestimmen. — *Geista*, plur. Geister, die alte Form. Tatian. *Geistu*, Sec. 14. *Geiste. Enti arc za piuuisanne.* Ein Wort *are* für *ere* gab es in jenem Dialekt nicht, aber im Angelsächs., und überdiess käme ja bey diesem Worte der absurde Sinn heraus: „den Teufeln Ehre zu beweisen.“ *Arc* heisst pravum: das Zeitwort *uuisan* ist sehr vieldeutig, man findet *aruuisan*, discedere; praeterire, und Gl. Hrab. *iruuis*, evita! und das Präfix *pi* nimmt bisweilen die Bedeutung des *ar*, *ir* an. Da nun der Zusammenhang den Gedanken zu fodern scheint: „und Böses zu vermeiden;“ so glauben wir die Sprachgesetze nicht durch diese Erklärung zu beleidigen, und das Ganze so dolmetschen zu können:

Dat gifregin ih mit firahim firiuuizzo meista. Dat ero ni uuas noh uf himil, noh paum noh pereg ni uuas. ni noh heinig noh sunna ni scein noh ma-	Das vernahm ich mittelst der Forschbegierde der grössten Männer; dass einst war weder der Himmel oben (der hohe Himmel) noch Baum noch

uo ni liuhta, noh der marosco (sc. ni uuas). Do dar niuuiht ni uuas enteo ni uuenteo. Enti do uuas der eino almahtico Cot manno miltisto. Enti dar uuarun auh manake mit inan cootlike geista. enti Cot heilac. Cot almahtico du himil enti erda giuuorahtos; enti du mannum so manne coot forgipi. forgip mir in dino ganada rehta galaupa, enti cotan uuilleon, uuistom enti spahida, enti craft, tiuflun za uuidarstantanne, enti arc za piuuisanne, enti dinan uuilleon za giuurcanne.

Berg, noch eine Sonne schien, noch ein Mond leuchtete, noch das Meer [da war]. Da war [vom] Nichts weder Ende noch Gränze. Und da war der einige allmächtige Gott der mildeste. Und da waren auch viele gute (gutgesinnte) Geister bey ihm und Gott geheiligt. Allmächtiger Gott [der] du Himmel und Erde machtest, und den Menschen so manches Gute verleihst; gieb auch mir in deiner Gnade rechten Glauben und guten Willen, Weisheit und Klugheit und Kraft, den Teufeln zu widerstehen, das Böse zu vermeiden, und deinen Willen zu thun!

Wir bedauren übrigens, sagen zu müssen, dass die grosse und unnütze Weitläuftigkeit des Herausgebers in seinem Commentar über dieses seltne Sprachstück unangenehm auffällt, besonders da er sich zwischen ziemlich grundlosen Vermuthungen, in denen man oft hinlängliche Bekanntschaft mit jenen alten Dialekten vermisst, herumtreibt, und bey gemeinen Wörtern und Dingen verweilt (wohin auch die Abbreviatur der Conjunction *et*, *und*, *enti etc.* in allen Sprachen, die mit lateinischen Lettern geschrieben wurden, gehört, die jeder weiss, der in den Vorhof der Diplomatik eintritt). Bey den Versuchen des seeligen Bökhs, der dem Rec. ausserdem als ein sehr achtungswürdiger Schriftsteller und Mensch wohl bekannt war, ist jene Unkunde besonders einleuchtend, und liefert einen Beweis dessen, was ein gewisser deutscher Sprachkundiger sagt: dass es nicht genug sey, mit *Ulphilas*, *Otfried* und *Willeram* um sich zu werfen, wenn man sie nur aus einigen angeführten Stellen kennt. — Unter jene grundlosen Vermuthungen, verbunden mit unverdientem Tadel eines sehr grossen Sprachforschers, des lateinischen Uebersetzers der sächsisch-fränkischen Evangelien-Harmonie, gehört auch folgendes in gedachtem Commentar. S. 127. *antfieng that Godes arunde*, umfieng den göttlichen Bothschafter (!!) anstatt: empfieng die göttliche Bothschaft. (Engl. *errand*, Geschäft, Auftrag, Bothschaft.) S. 128. u. ff. *helitho*, das oft in der evangel. Harmonie vorkömmt, heisst die Edlen, Vortrefflichen. — *Than mer*, l. *thanmer*, diese Geschichte (?) Das Wort *maara* rumor, fama, späterhin fabula, war in der Sprache jenes Zeitpunkts noch selten, der spätere Willeram hat es jedoch. Gewöhnlicher war *marida*, Ulphil. *meritha* Angels. bey Beda *Maerdhe*, Altdän. (oder Cimbr.) *Maerth*. Und es war ein Fömininum und konnte daher den männlichen Artikel *than* nicht vor sich haben, auch ist die Bedeutung von *maare*, *maere*, nicht weiter als bis zu fabula fortgerückt, *Geschichte* hiess es nie. — *Thanmer*, Ulphil. *thanamais* ist ein Adverbium: amplius, ulterius, und die gedachte Stelle heisst im Ganzen: *sia ne muosta — thanmer frummian, neuan that etc.* sie vermochten nicht, die edlen Männer, fertig zu werden (zu enden) wenn sie nicht durch die Kraft Gottes u. s. w. *frummian* nicht: nunciare, sondern perficere. Engl. to perform. S. 131. *meista* hiess nie: omnino, sondern gewöhnlich maxima, maximi, maximorum, oder auch plurima, plurimorum. — Was S. 139. von einer Standrede gesagt wird, die Zacharias dem Engel halte, ist Muthwille aus Missverstand. Hätte Hr. Gr. die (freylich etwas dunkle) Stelle richtig übersetzt, oder wäre wenigstens dem lateinischen Uebersetzer gefolgt, so wären alle Indecenzen weggefallen, deren der alte Paraphrast schuldig seyn soll. *Gibenkon* heisst: zu Tische. Die untergelegten Phrasen: a) „es ist zu *spät*, *es so weit zu bringen*" b) „*nicht zu bewerkstelligen vermochten*, einen Erben im Ehebette zu erzeugen" c) „nun wir so herabgekommen sind" d) „Luft und Kraft zur Fortpflanzung" stehen im Original entweder gar nicht, oder folgendergestallt: a) es ist zu spät, das zu erhalten, was du sagst. b) wir wurden nicht gewürdiget einen Erben zu bekommen. c) nun wir so betagt (*gifruodat*) sind, und die Stelle d) ist wahrscheinlich sehr corrupt. S. 152. aus dem *Isidor*, gleich zu Anfang. *Mit ercna euua*, mit *ewigem Bogen* (!!) wer weiss nicht das *euua* Gesetz hiess? und *arche*, *arke* hat wohl bisweilen: Kasten, Kiste, aber nie einen *Bogen* bedeutet. Der latein. Uebersetzer hat ganz recht: certa (aliqua, *irgend* einem) lege (circumscripsit). u. s. w.

X. 1) *Iduna oder der Apfel der Verjüngung* in den *Horen*, 1796. 1 St. Eine schöne Vertheidigung der nordischen Mythologie. — 2) Recension von einem dänischen Vorspiel zum Geburtstag des Königs: *Festen i Valhal* (das Fest in Walhalla) in der dänischen Minerva 1796. Januar, von Hn. Assessor Valsen in Kopenhagen, und Auszug daraus, der für uns viel Interesse hat. Es wird aber an dieser Operette getadelt, dass das mythologische System darinn nicht consequent genug sey, welches zu beurtheilen Rec. sich nicht zutraut.

XI. *Auszüge aus Briefen.* Darunter haben wir uns vorzüglich die Nachricht vom Schweizer Kuhreihen angemerkt. Von den beygefügten Melodieen müssen wohl die beiden ersten, als die einfachsten und sangbarsten, ungleich mehr Wirkung thun, als die letzten. Die Erwähnung und Erklärung der *Leberreime* verdiente kaum zwey Zeilen Raum; um desto mehr interessirt die Nachricht von den deutschen Handschriften aus dem Vatican, wovon wir vielleicht nächstens mehr zu sagen Gelegenheit haben werden.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

Mit dem erdichteten Druckort: KÖLLN, b. Peter Hammer: *Schilderung der jetzigen Reichsarmee, nach ihrer wahren Gestalt.* Nebst Winken über Deutschlands künftiges Schicksal. 1796. 254 S. 8. (20 gr.)

In einem sehr derben Tone, den wir unmöglich billigen können, wenn gleich der Vf. (S. 92.) ihn dadurch zu entschuldigen sucht, dass er „vorzüglich für Leute

„sehr

„schreibe, denen man alles in die Faust geben müsse, „damit sie fühlen und betasten können," ist hier der Zustand der Reichsarmee, besonders in dem gegenwärtigen Kriege, geschildert, und bey dieser Gelegenheit manche Wahrheit über unser deutsches Vaterland vorgetragen. Im Eingange erklärt der Vf., dass er unter der Reichsarmee nur die aus vielen kleinen Contingenten zusammengesetzten eigentlichen Kreistruppen verstehe, und nimmt davon die grösseren Corps der mächtigern deutschen Fürsten, namentlich die Sachsen, Hessen und Hannoveraner aus, denen er bey allen Gelegenheiten (z. B. S. 116. 128. u. a.) die gebührende Gerechtigkeit wiederfahren läfst. Nicht so billig ist er gegen das Pfalzbayersche Militär, das unsrer Meynung nach seine harten Vorwürfe nicht ganz verdient.

Nachdem er den traurigen Zustand der Reichsarmee, oft gar zu naiv, aber mit unter auch mit sehr treffenden Farben, geschildert hat, sucht er die Ursachen dieser schlechten Beschaffenheit der eigentlichen Nationaltruppen eines sonst kriegerischen Volkes auf, und leider ist ihr Name Legion. In dieser kurzen Anzeige, sie alle aufzuzählen, würde uns zu weit führen und auch deshalb grosse Schwierigkeiten haben, weil der Vf. sich nicht in eine zusammenhängende Untersuchung einläfst, und seine Gedanken in einer willkührlichen Folge vorträgt; man muss nothwendig ihn selbst hören. Die Hauptquelle des Uebels findet sich am Ende doch in der schlechten Organisation und in der *Art der Errichtung* der Reichsarmeen; aus dieser entspringen nothwendig alle die unzählbaren Mängel in der Verfassung dieser Truppen, welche dadurch im Kriege fast ganz unbrauchbar werden. Was der Vf. bey dieser Gelegenheit (S. 72.) über Reichskriege, und (S. 68. 72. u. a.) über deutsche Vaterlandsliebe sagt, ist, wie manches ändre in diesem Buche, der Beherzigung werth.

Bey der allgemeinen Verachtung, welche nicht Oesterreichische und Preussische Truppen allein, sondern auch Sachsen, Hessen und alle selbstständige Kriegsvölker in Deutschland gegen die eigentliche Reichsarmee hegen, (S. 118. 148.) wirft der Vf. (S. 199.) die Frage auf, „warum man bey der anerkannten Unbrauchbarkeit der Contingente dennoch jeden Krieg „so gern zum Reichskriege mache, ja die Stände beynahe zu ihrer Beystimmung zwinge?" und meynt dann, es geschehe, um die kleinern Staaten Deutschlands immer mehr zu schwächen, innere Uneinigkeit und Eifersucht unter ihnen zu nähren, und sie in Schulden und Abhängigkeit von ihren mächtigen Nachbarn zu erhalten; um so viel als möglich den Krieg auf ihrem Grund und Boden führen und die härtesten Lasten desselben auf ihre Unterthanen wälzen zu können. Dieses führt ihn in ein weitläuftiges Feld, wo er über das wahrscheinliche künftige Schicksal Deutschlands sein Glaubensbekenntniss ablegt, auch (S. 237. ff.) eine Menge über diesen Gegenstand erschienener Schriften anführt. Bey Gelegenheit der Vergröfserungssucht mächtiger Staaten behauptet er, grosse Monarchien würden am frühesten zu republikanischen Revolutionen reif, und je mehr ein Staat seine Gränzen erweitere, und sonst von einander unterschiedene Völkerschaften zu Einer Masse vereinige, desto mehr beschleunige er den Umsturz seines bis dahin bestehenden Systems.

Dies alles trägt der Vf. nach seiner eignen Art, mit unter einleuchtend genug vor; doch sollte er, unsers Erachtens, auch wo er Wahrheit sagt, der Person schonen. Hier und da thut er auch Manchem, den er nennt, Unrecht, unter andern nicht nur (S. 12.) dem Erbprinzen von Leiningen als Pfälzischem General, sondern auch vorzüglich dem vortrefflichen Markgrafen von Baden (S. 72.). Der Vf., der, wie es scheint, sehr viel mit eignen Augen sah, muss die Badischen Unterthanen über ihren Landsherrn, der überall von ihnen geliebt und verehrt wird, nie haben reden hören; auch scheint uns sein Urtheil über das Auswandern der rheinischen Fürsten bey der Annäherung der französischen Armeen (S. 70.) nicht ganz gegründet zu seyn; denn, da sie durch das Zurückweichen der deutschen Heere ohne Schutz gelassen waren, so würde ihre persönliche Gegenwart dem Lande wenig geholfen, ihre Gefangennehmung oder Wegführung als Geissel hingegen das Schicksal der Unterthanen noch verschlimmert haben.

SCHÖNE KÜNSTE.

HANNOVER, b. den Gebr. Hahn: *Joh. Andr. Gottfr. Scheteligs* Predigers in Zelle *ikonographische Bibliothek. Viertes Stück.* 1797. 463—676 S. 8.

Die gegenwärtige Fortsetzung eines mit unverkennbarem Fleisse bearbeiteten Werkes enthält die beiden Buchstaben *D.* und *E.* und unter denselben abermals mehrere wichtige Artikel und ausführliche Notizen von ikonographischen Producten. Wir wollen hier nur einige der vorzüglichsten anführen. Die S. 471. angezeigten *Delineationes illustr. Medicor. graec.* gehören eigentlich zu den, S. 593. beschriebenen *Effigiebus virorum ac foeminarum illustrium etc.* welches Werk auch richtig citirt worden ist. Ob dieselben aber auch einzeln vorhanden, oder einer andern Sammlung beygefügt worden sind, weiss Rec. nicht. Von S. 473—489. werden die vier Bände von des *Descamps Vie des peintres Flamands etc.* beschrieben. Rec. der dieses treffliche Werk selbst besitzt, kann für die hier befindliche genaue Anzeige desselben bürgen. Das erste Portrait im ersten Band stellt wirklich den *Hubert van Eyck* vor, und stimmt mit dem, das *Hondius* gestochen hat, vollkommen überein, nur dass es links gekehrt ist. Von *Barth. Spranger* S. 476. ist auch ein schönes Portrait von *Eg. Sadeler* vorhanden, das diesen Künstler nebst seiner Frau auf einem Blatt Q. fol. vorstellt. S. 489. *Desselii imagines* — eine seltene Kleinigkeit. S. 517. *Vollständiges Diarium* der — *Wahl und Krönung Leopold des Zweyten.* — So viel Rec. weiss, ist von diesem Werke alles, was versprochen worden war, geliefert worden. Von S. 544—581. sind mehrere Ausgaben

gaben von *van Dycks Iconibus principum etc.* die nach den Mahlereyen dieses grossen Künstlers von verschiedenen, sehr berühmten Niederländischen Meistern, zum Theil auch von ihm selbst, in Kupfer gestochen worden sind, angezeigt worden. Dieses Werk ist unter den ältern zuverlässig eines der seltensten und kostbaresten. Nach Herrn *Scheteligs*, oder vielmehr nach des seeligen *Moehsens Meynung*, ist die erste Ausgabe zu *Antwerpen* mit der Jahrzahl 1636. erschienen. Eine zweyte kam ebenfalls zu *Antwerpen* zum Vorschein, und zwar mit der Jahrzahl 1646. folglich erst nach *van Dycks* 1641. erfolgtem Tode. Und endlich ist noch eine Ausgabe zu *Antwerpen* erschienen, aber ohne Anzeige des Jahrs. Diese hält Rec. der sie selbst besitzet, für die allererste, die *van Dyck* zuverlässig selbst besorgt hat. Sie unterscheidet sich auf gar mannigfaltige Art von den übrigen. Sie hat auf dem Titel *Centum* — nicht bloss C — und enthält mit dem Titelblatt — (wie solches Herr Sch. bey der Ausgabe ohne Jahrzahl genau beschrieben hat, nur dass *Hendricx* statt *Hendricxs* gelesen wird) *hundert und fünf* Blätter. Unter diesen sind nun verschiedene die *van Dyck* selbst gestochen hat — und unter diesen wieder verschiedene, z. B. das Bildniss des *Erasmus von Rotterd.* die ihm theils verunglückt, theils aber sonst noch nicht vollendet sind — Blätter — die in keinen von den Ausgaben, die Herr Sch. anführt, zu finden sind, wenigstens ist dieses, gewiss sehr merkwürdigen Umstandes — der schon allein auf eine erste Ausgabe rathen liesse, nicht gedacht worden. Des Rec. wohlbehaltenes Exemplar ist sicher vollständig, und da dasselbe nur 105 Blätter — die von 1636. aber, die doch für die älteste gehalten wird, vermöge des Titels, CX. Blätter hat, so ist dieses wohl eine sichere Anzeige, dass diese vermehrte später zum Vorschein gekommen seyn muss. Auch die Abdrücke in dem Exemplar ohne Jahr geben einen anschaulichen Beweiss ab, dass sie die ersten gewesen sind. Denn ihre Schönheit ist unverkennbar. Diese erste Ausgabe scheinet auch Herr Sch. vor Augen gehabt zu haben. Freylich befanden sich in demjenigen Exemplar, nach welchem er die Beschreibung dieses Werkes fertigte — 190 Bildnisse; aber es ist auch offenbar, und von demselben selbst anerkannt worden, dass der grösste Theil derselben ursprünglich nicht zu dieser Ausgabe gehörte, sondern von einem Liebhaber, der alles, was nach *van Dyck* gestochen wurde, sammelte, demselben beygefügt worden sey. Wenigstens hätte *van Dyck* Blätter, die *W. Hollar* 1545 und 1546 in Kupfer stach, nicht in seine Sammlung aufnehmen können. Noch muss Rec. bemerken, dass sich in seinem Exemplar 3 Blätter befinden, die in jenem, das Hr. Sch. vor Augen hatte, ohne Zweifel fehlten. Unter der Rubrik Effigies, sind von S. 585 — 645. verschiedene schätzbare Werke angeführt und zum Theil ausführlich beschrieben worden. S. 588. *Effigies miscellae etc.* aus der *Morgenweg.* Biblioth. scheinen kein eigenes Werk, sondern eine blosse Liebhabers Sammlung gewesen zu seyn. S. 597. *Effigies et Vitae Profess. Acad. Gröning.* Die Bildnisse sind vorzüglich schön. Allerdings gehört das Bildniss des Rechtsgelehrten *Johann Steinberg* zu dieser Sammlung. Crist. *von Pas* hat solches gestochen. Das Exemplar, das Herr Sch. benützte war also defect. S. 602. *Effigies Fundatoris Curator. et Profess. Acad. Lugd. Batau.* Rec. zählt in diesem Werke 159 Blätter. Selten ist dasselbe allerdings, aber auch ein bleibendes Denkmal eines gewinnsüchtigen Buch — oder Kunsthändlers, des *Petr. van der Aa in Leyden*, der alte abgenutzte Platten zusammenkaufte, sie wieder aufstechen liess, sie zu neuen Werken benützte, und dann theuer verkaufte. Verschiedene derselben sind in dieser ikonographischen Bibliothek bereits angezeigt worden; — indessen werden sie doch von Sammlern gesucht und oft theuer bezahlt. S. 611. *The true Effigies of the most eminent Painters* — 1694. Rec. kann dieses Werk, das Herr Sch. der solches aus der Göttingischen Bibliothek zu seinem Gebrauch erhalten hatte — für schön und selten erkläret, nicht beurtheilen, da er solches nie gesehen hat. Aber die davon mitgetheilte Beschreibung lässt ihn fast vermuthen, dass solches *ein englischer Herr Peter van der Aa* möchte zusammen getragen haben — wenigstens findet man alle die Blätter darinn, die zu des *De Bie Gulden Cabinet*, und zu einer Sammlung gehören, von der wir gleich reden werden. Vermuthlich werden auch hier nur die alten Platten aus diesen Sammlungen benutzt worden seyn, welches die Vergleichung, die leicht anzustellen wäre, bald lehren würde. Die Beschreibung dieses Werkes füllt über 16 Bl. S. 643. *Pictorum Germaniae inferioris Effigies — cum Lampsonii elogiis. Autw.* 1572. Voraus muss Rec. bemerken, dass sich *Apin* nicht geirret habe, da er eine Ausgabe dieses Werkes ohne Druckjahr anzeigte. Es ist wirklich eine dergleichen vorhanden. Obige Ausgabe aber mit 23 Bl. ist ohne Zweifel die erste, und die, deren Blätter unten mit *Th. Galle exc.* bezeichnet sind, die zweyte, auf welche die dritte, mit *Heinr. Hondius* Monogram folgte, welche aus drey Theilen bestehet und die zahlreichste ist. Die Fortsetzung dieser Ausgabe des *Hondius*, für eine *vierte* Ausgabe anzunehmen, wie *Fürstlin* that, hält Rec. für überflüssig. Dagegen wird die 1618. *Amstelodami apud Joannem Janssonium* unter dem Titel *Theatrum honoris etc.* erschienene Ausgabe, ungeachtet in derselben bloss die, in der vorgehenden Sammlung befindlichen Bildnisse, ohne alle Veränderung anzutreffen sind, mit allem Rechte, für eine *vierte* Ausgabe gelten können. S. 667. *J. H. G. Ernesti wohl eingerichtete Buchdruckerey — Nürnberg* 1733. Die erste Ausgabe von 1721. ist gar nicht selten — nur diejenigen Exemplare von derselben möchten unter die Seltenheiten gerechnet werden, die uncastrirt sind, und in denen ein gewisser *locus*, *quem fastus et arrogantia aboleri iusserat* — nicht mehr zu lesen ist. Uebrigens geben diese vier Stücke einen bequemen Band. Gut wäre es also gewesen, wenn dieselben mit einem *Haupttitel* wären ausgestattet worden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 3. May 1797.

RECHTSGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Barth: *Praecognita juris romani privati novissimi* — In usum auditorum scripsit et elementis ejusdem juris olim edendis speciminis loco praemisit D. *Christ. Gottl. Haubold*, supr. cur. prov. adsessor antiquit. jur. prof. publ. extr. etc. 1796. VIII u. 86 S. 8.

Der Vf., welcher sich schon vielfältige Verdienste um die römische Rechtsgelahrtheit erwarb, hat sich einen genau bestimmten Plan für seine Reform der gewöhnlichen Vorlesungen über die Institutionen und Pandekten vorgezeichnet. Nach demselben will er (S. 43.) bloss *reines römisches* oder Justinianeisches *Privatrecht*, systematisch geordnet, vortragen, aber wie bisher in einem doppelten Cursus, einem kürzern, der bloss die Anfangsgründe enthalten, und einem ausführlichern, der genauer ins Einzelne gehen, und zugleich mehr die Anwendbarkeit zeigen soll; bey beiden soll so viel als möglich dieselbe Ordnung zum Grunde liegen. Von dem ersten Cursus theilt er nun hier die Eintheilung gleichsam zur Probe mit. Ueber diesen Plan und Zweck lassen sich nun nach unsrer Meynung wohl einige bedeutende Zweifel erregen. Freylich wenn zwischen den bisherigen beiden Arten, das Civilrecht zu behandeln, gewählt werden soll; so hat Hr. *H.*, wie von seinen bekannten Einsichten zu erwarten war, ungezweifelt den bessern vorgezogen, der ungemischtes römisches Recht, und nicht das gesammte so ungleichartige Privatrecht unter einander geworfen, zum Gegenstand einer und derselben Vorlesung macht. Allein ist denn auch gerade diese Abscheidung dem Zweck des ganzen Rechtsstudiums gemäss? Es geht derselbe doch wohl ohne Zweifel auf das jetzt gültige und anwendbare Recht. Müsste deswegen nicht auch die ganze Abtheilung der Rechtsgelahrtheit in einzelne Wissenschaften und Vorlesungen eigentlich darnach und in dieser Rücksicht geschehen? Wenn man nun aber die Scheidungen *nach dem Ursprunge* macht, und demnach bloss *römisches* Recht zum Gegenstande von Vorlesungen über unmittelbar anzuwendende Rechte bestimmt; so macht man ja ein *rein historisches* Merkmal zum Grunde und Grenzzeichen einer Wissenschaft, die eben, weil sie *jetzt* anwendbar seyn soll, *in der Hauptsache* gar nichts mehr mit der Geschichte und dem Ursprunge des Rechts zu thun hat. Unsrer Ueberzeugung nach kann bey juristischen Wissenschaften ausser dem Gegenstande auf nichts, als auf die *Art der Gültigkeit*, gesehen werden, um ihr Gebiet abzustecken. Nach dem Zweck unsers Vf. ist es daher sehr erklärlich, wenn man in diesen Bogen fast durchaus nichts als Rechtsgeschichte findet. Freylich hören nun die Zuhörer, die doch auch die Vorlesungen über die Rechtsgeschichte besuchen sollen und müssen, das meiste doppelt; und das sollte sehr vermieden werden, weil es unmethodisch ist, und ohnehin die zu erlernenden Wissenschaften des Rechts die Lehrlinge mehr als hinlänglich beschäftigen können. Demungeachtet kann das alles Hn. H. nicht eben zum Tadel gereichen; er hat dies fast mit allen bisherigen Schriftstellern dieser Art gemein, und es kann seinem Plane nach nicht anders seyn.

Dafür verdient er hingegen, wenn man bloss auf die Ausführung sieht, beynahe ein ganz unbeschränktes Lob. Giebt man einmal diesen Plan und Zweck zu; so sind die Mittel auf das zweckmäsigste gewählt, und Anordnung und Gebrauch derselben so consequent, dass fast nichts zu wünschen übrig bleibt. — Im *ersten* Capitel ist der *Begriff des neuesten römischen Privatrechts* entwickelt, im *zweyten* die *Bücher* des Justinianeischen Gesetzbuchs kurz *beschrieben*, im *dritten* die *Hülfsmittel* des neuesten röm. Privatrechts, im *vierten Ursprung und Schicksale* der römischen Jurisprudenz, und im *fünften* die beste *Methode*, das römische Recht zu lehren und zu lernen angegeben. Dabey ist der Vortrag so klar, die Ausdrücke sind so genau und bestimmt, das Materiale ist so vollständig, und enthält durchaus die Resultate grosser Gelehrsamkeit und genauer Bekanntschaft mit den neuesten und besten Schriften in einer so zweckmäsigen Kürze, dass kaum etwas zu wünschen übrig bleibt. Höchstens könnte man noch fragen, ob nicht auch nach des Vf. Plan das vierte Capitel noch zu viel historisches enthalte, ob wohl die *juristische Dogmengeschichte* zur juristischen *Literär*geschichte zu rechnen sey, wie S. 26. geschieht, ob nicht manchmal für den Anfänger zu viel Literatur angeführt sey, so ausgewählt sie auch ist u. dgl. Das letzte möchten wir auch noch bey dem ersten Anhange fragen, der eine *Bibliothecam juris romani selectam* enthält, und sonst sehr sorgfältig bearbeitet ist. Allein es würde zu weitläuftig seyn, uns hier in eine Untersuchung über die Regeln einzulassen, wie Literatur und Allegate in juristischen Vorlesungen zu behandeln seyn, zumal da doch vom Vf. auch in der Rücksicht viel besser, als von mehrern seiner Vorgänger verfahren ist. — Der zweyte Anhang giebt eine gute Erläuterung der Allegationsmethode der römischen Gesetzbücher. Auf jeden Fall versprechen wir uns, aller Verschiedenheit der Meynungen unge-

ungeachtet, von den Lehrbüchern des Vf. grofsen Gewinn für die Wiffenfchaft.

PHILOLOGIE.

Erlangen, b. Palm: *Materialien zu Uebungen in der ciceronianifchen Schreibart.* Zweyte Sammlung von M. *Friedrich Wilhelm Hagen.* 1796. 12 u. 130 S. gr. 8. (8 gr.)

Wir können den Beyfall, womit wir den erften Verfuch diefer Uebungen (A. L. Z. 1796. Nr. 81.) angezeigt haben, der gegenwärtigen Fortfetzung um fo weniger verweigern, da ihr Vf. durch Benutzung der dort gemachten Erinnerungen manchen Anftofs gehoben, und in feiner vorigen Manier, die ciceronianifchen Stellen zu behandeln, eine nicht unwefentliche Aenderung getroffen hat. Dies verfichert die Vorrede, und dies beftätiget der Augenfchein. Hr. *H.* hat nunmehr nicht blofs die Schönheit der Wortperioden gezeigt, fondern vor allen auf Zergliederung und Prüfung der Gedankenperioden hingearbeitet. Da es aber keinen alten Schriftfteller giebt, bey deffen Studium der Jüngling, nächft der Bildung des Gefchmacks, auch die Kunft fchön zu denken, fo gut lernen könnte, als Cicero: fo hatte Hr. H. fehr Recht, auch jetzt alle feine Uebungen aus deffen Schriften zu wählen. Und dafs namentlich der höchft gefeilte und vollendete Eingang der Bücher *vom Redner* und einzelne Kapitel aus der herrlichen Vertheidigungsrede *für Murena* gewählt worden find, dies bewährt eben fo, wie die ganze Behandlung, welche in dem erften mehr ins Detail geht, bey den letzteren aber kürzer und gedrängter ift, des Vf. fichere Urtheilskraft. Ueberhaupt aber können wir diefe Uebungen den Lernenden fowohl als ungeübten Lehrern empfehlen: beiden hat fie auch Hr. H., der Vorrede zufolge, beftimmt. Jene wiffen oft bey dem beften Willen nicht, wie fie es angreifen müffen, um gut Latein fchreiben zu lernen: diefe befinden fich nicht felten in gröfserer Verlegenheit, wenn fie das, was fie felbft nicht lernten, andern lehren follen. Anftatt ihren Schülern felbftverfertigte *Specimina* oder *Extemporalia* in die Feder zu dictiren, bey deren Verbefferung es zuweilen fo mifslich als mit dem Original ausfieht, wäre es gewifs rathfamer, die jungen Leute mit Cicero's Latinität *aus ihm felbft* vertrauter zu machen. Wenn der Lehrer fich einer guten Verfion von einzelnen ciceronianifchen Stücken bediente, diefe fodann ins Lateinifche übertragen liefs, die Uebertragung nach den Regeln der Grammatik prüfte, und zuletzt mit dem Originale verglich; fo würde er mit Nutzen eine doppelte Uebung verbinden: er würde zeigen, worauf es bey einer guten deutfchen Ueberfetzung ankomme, und wie das Deutfche, nicht im Modelatein, fondern in der römifchen Sprache, auszudrücken fey. Die lehrreichften Bemerkungen über den verfchiedenen Genius beider Sprachen würden auf diefe Art fich von felbft ergeben; Ueberfetzertalent und Fertigkeit im lateinifchen Stil fich gegenfeitig die Hand bieten. — Zu diefen Uebungen nun findet der Lehrer in Hn. H's Schrift eine zweckmäfsige Anleitung. Aber auch der Schüler kann fie mit Vortheil gebrauchen, wenn er die hier gelieferten Verfionen überfetzt, feine Ueberfetzung mit dem Originale zufammenhält, und dabey die Bemerkungen des Vf. zur Verbefferung der Fehler und zur Erwerbung eines befferen lateinifchen Ausdrucks benutzt. Je häufigere Uebungen auf diefe Art angeftellt werden: defto mehr wird die Aufmerkfamkeit beym Lefen gefchärft; defto leichter und glücklicher geht die Bildung des Gefchmacks und des Stils nach Maafsgabe des Gelefenen von ftatten. Diefen Endzweck zu befördern, hat Hr. H. immer zuerft den Hauptgedanken feines Schriftftellers dargeftellt, dann gezeigt, wie er demfelben durch Compofition und Ausdruck, durch Harmonie der Sätze, durch Wahl und Stellung einzelner Worte, durch Rundung und Ebenmaafs der Perioden, Leben, Fülle und Schönheit verliehen hat. Zugleich ift der deutfchen Ueberfetzung auch eine Verfion in dem beliebten Deutfch-Latein beygefügt, und durch Vergleichung derfelben mit dem Originale bald bekannten grammatifchen Regeln eine fruchtbare Anwendung, bald feineren Sprachbemerkungen eine fchickliche Stelle und ein hellercs Licht gewährt worden. Die Entwickelung der Gedankenperioden zeugt, unfers Bedünkens, durchgängig von Einficht; die Prüfung der Wortperioden hingegen verräth hie und da eine zu weit getriebene Wärme für das Original, und einen fonderbaren Eigenfinn, der zu Gunften des Cicero Fehler begeht, um durch Rüge diefer Fehler die Vorzüge deffelben defto einleuchtender und geltender zu machen. Wir tadeln es keinesweges, dafs Hr. *H.* oft einzelne Sätze in ihrer Harmonie bis auf einzelne Sylben verfolgt hat (ob man gleich auch hier bald Beftimmtheit, bald Richtigkeit der Bemerkungen vermiffen dürfte, z. B. wenn die Quantität der Sylben in *politiusque proferri* fehlerhaft bezeichnet wird); allein wir können es erftlich nicht billigen, dafs der Vf. nicht felten die deutfche Ueberfetzung dem Originale zu wenig angepafst hat, woher es den Erörterungen, die zum Lobe des Originalausdrucks ausfallen, oft an Schärfe und Wahrheit, und anderen, in welchen die gegebene lateinifche Verfion getadelt wird, an gegründeter Veranlaffung gebricht; zweytens wünfchten wir, dafs er bey dem Tadel einzelner, ftatt der Worte des Originals in feiner Ueberfetzung gebrauchten Redensarten die von *Schellern* mehrmals eingefchärften Vorfichtigkeitsregeln bey Beurtheilung einzelner Worte und Ausdrücke beherzigen, und nicht das, was Cicero gefchrieben, blofs darum, weil er es gefchrieben, allen möglichen Abwechfelungen und Veränderungen, welche bey der Darftellung deffelben Gedankens Statt finden können, unbedingt vorziehen möchte. Ein Beyfpiel wird unfere Meynung verdeutlichen. Die bekannte Stelle des Cicero: *pofteaquam, imperio omnium gentium conftituto, diuturnitas pacis otium confirmavit, nemo fere laudis cupidus adolefcens non fibi ad dicendum ftudio omni enitendum putavit*, überfetzt der Vf. folgendergeftalt: *Da unfere Herrfchaft*

über

über alle Völker begründet war, und ein langer Friede die Ruhe des Lebens uns gesichert hatte, da gab es beynahe keinen einzigen jungen Mann, der Ehre liebte, der nicht Beredsamkeit zum Ziel seines Fleisses machte. Daher die lateinische Uebersetzung: *quum imperium nostrum in omnes gentes constitutum esset et diuturna pax vitae otium nobis praestitisset, nullus erat adolescens laudis cupidus, qui diligentiae suae non eloquentiam ut metam praefigeret.* In der Kritik dieser Version wird zuerst die festere, logisch-richtigere Verbindung der ersten beiden Sätze im Originale mit Recht bemerkt; sodann *praestitisset* verworfen, aber aus einem falschen Grunde. Das Wort ist nicht unlateinisch; nur giebt es hier die Idee von *gewähren*, nicht von *befestigen*: an *Sichern*, was die deutsche Uebersetzung hat, ist auch nicht zu denken. Warum fehlt *fere* im Lateinischen? Die Bemerkung, welche durch diese Weglassung erzeugt wurde, war entbehrlich. Aber in *putavit* liegt nicht bloss ciceronianische Eigenheit, wie der Vf. sagt, sondern eine neue und nöthige Bestimmung des Gedanken, die der Uebersetzer auch im Deutschen hätte ausdrücken sollen. Wenn endlich in dem letzten *metam praefigere* ein weit schwächeres Bild ist, als in dem Originale: so ist dies wieder nicht des Lateinschreibers, sondern des deutschen Uebersetzers Schuld, der den kraftvollen ciceron. Ausdruck geschwächt hat. Wir wollen nun folgende Uebersetzung wählen: *Seitdem, nach Begründung der Herrschaft über alle Völker, ein dauernder Friede unsere Ruhe befestiget hatte, gab es nicht leicht einen ruhmbegierigen Jüngling, der es nicht für Pflicht ansah, sich zur Beredsamkeit mit aller Anstrengung empor zu arbeiten.* Sollten nicht durch diese treuere Uebersetzung, welche den lateinischen Ausdruck dem Anfänger gleichsam in die Hände liefert, alle Absichten des Vf. leichter erreicht, und wichtigere Bemerkungen über die Latinität veranlasst werden, als die oben berührten sind? — Hr. H. verspricht dieser Sammlung noch eine dritte folgen zu lassen; und es ist kein Zweifel, dass er dadurch vielen Schullehrern einen angenehmen Dienst erweisen wird.

Leipzig, in d. Schäferischen Buchh.: Ἀθηναίου Δειπνοσοφιστῶν βιβλία πεντεκαίδεκα. *Athenaei Deipnosophistarum libri quindecim.* Ad editionem Lugdunensem postremam emendatius expressi. Accedunt Villebrunii interpretatio Gallica et notae, itemque Is. Casauboni animadversiones integrae. Curavit, virorum doctorum emendationes, adnotationes vel editas vel ineditas adjecit, indices novos confecit G. H. *Schäfer*, AA. LL. M. Pars II. *Villebrunii interpretationem gallicam et notas continens*, Tomus I. XVI und 540 S. Pars III. *Is. Casauboni animadversiones Virorumque doctorum emendationes, adnotationes vel editas, vel ineditas, continens*, Tomus I. XVI u. 490 S. 1796. gr. 8.

Wir freuen uns des glücklichen Fortganges eines Werks, von dessen Verdienstlichkeit und planmässigen Einrichtung wir bey der Anzeige des ersten Theils (A. L. Z. 1796. Nr. 347.) gesprochen haben. Der vor uns liegende *zweyte* Theil enthält einen vollständigen und getreuen Abdruck des ganzen ersten Bandes und der grösseren Hälfte des zweyten von der Pariser Originalausgabe, deren Seitenzahlen am Rande bemerkt worden sind. Auf den Abdruck selbst hat der Herausgeber wiederum die äusserste Sorgfalt gewendet, und nicht bloss die Druckfehler des Originals, welche zu Ende jedes Bandes angegeben sind, sondern noch eine grosse Anzahl anderer verbessert. Besonders waren die Stellen aus deutschen und schwedischen Schriften in *Villebrune's* Noten fehlerhaft abgedruckt. Weil übrigens alles auf Vollständigkeit und Treue berechnet war, so mussten natürlich auch die sehr unartigen Ausfälle des Uebersetzers auf seinen grossen Landsmann, *Casaubonus*, beybehalten werden. Der kundige Leser wird sich durch jene nicht irren, und durch diese nicht abhalten lassen, das mannichfaltige Gute der Villebrünischen Arbeit, welche auch in diesen Blättern (1791. Nr. 309.) bereits eine sorgfältigere Würdigung erhalten hat, selbst zu prüfen und dankbar zu benutzen.

Der *dritte* Theil liefert die ersten fünf Bücher des *Casaubonischen Commentars*, der nach der Lyoner Originalausgabe mit gleicher Genauigkeit abgedruckt ist. Hr. *S.* hat die Seitenzahlen der genannten Ausgabe hier ebenfalls am Rande beygefügt, und die sehr zahlreichen Druck-, mitunter auch wohl Schreibefehler, zum Theil durch Zuziehung früherer und correcterer Editionen, getilgt. In der That finden wir hin und wieder den lateinischen Ausdruck berichtigt. Bey dieser überall sichtbaren Sorge für die Bequemlichkeit des Lesers hat der Herausgeber dem Rec. einen einzigen Wunsch übrig gelassen: diesen, dass er sich der freylich höchst mühsamen Arbeit unterzogen haben möchte, die Citaten des Casaubonischen Commentars durchgängig nach den besten Ausgaben zu berichtigen, und vollständiger oder bestimmter anzugeben, als von dem Vf. selbst geschehen ist, und in den damaligen Zeiten überhaupt geschehen konnte. Die *Wolfische* Genauigkeit in der neuen, leider noch unvollendeten, Ausgabe von *Mureti Variae Lectiones* war in dieser Hinsicht ein nachahmungswürdiges Muster. Diesen Mangel abgerechnet, sieht es Rec. für ein gutes Zeichen der Zeit an, dass nunmehr, durch die verdienstlichen Bemühungen des Herausg., auch der unbemittelte Philolog die sehr kostbare Villebrünische Uebersetzung benutzen, und den fast eben so seltenen Casaubonischen Commentar leichter und ungehinderter studiren kann. Gewiss, man müsste überhaupt den ins Einzelne eingehenden philologischen Discussionen und kritischen Abschweifungen der ältern Commentatoren, wodurch unstreitig eine gründliche Gelehrsamkeit befördert, und die auch bey dem Studium der Humanioren so wichtige Skepsis geweckt worden ist, so abgeneigt seyn, als der gelehrte und fleissige, aber wortkarge und immer nur desultorisch arbeitende *Reiske* war, wenn man den Urtheilen

len

len desselben über die Verdienste des *Casaubonus*, die er so oft wiederholte (s. *Praef. in Dion. Chrysost.* Vol. I. p. XVIII. *Praef. ad Polybiana* To. VIII. P. II. p LXVII. *ed. Schweigh.*), beystimmen, und den immer anerkannten hohen Werth dieses Commentars in unsern Tagen herabsetzen wollte. Ein *Hemsterhuys*, ein *Valckenär*, ein *Reiz* urtheilte bekanntlich ganz anders: und das Unrecht, welches der Bürger *Villebrune* neuerlich seinem grossen Vorgänger zugefügt hat, ist diesem unlängst von einem wackern Vertheidiger in Frankreich sehr reichlich vergütet worden.

Leipzig, b. Fleischer: *Theocriti Epithalamium Helenae.* Ex recensione Valckenarii; animadversionibus illustravit et disputationem de carminibus veterum nuptialibus praemisit *Car. Guil. Siebdrat*, Candidatus Ministerii. 1796. XII und 152 S. in gr. 8.

Wir wüsten aus diesem ganzen Werkchen nichts Eigenes auszuzeichnen, als eine bedeutende Anzahl Sprachfehler, welche der Verfasser einer Probeschrift vor allen anderen vermeiden sollte. Die vorangeschickte Abhandlung enthält das bekannte über die Hymenäen, das ἁρματειον μέλος, den *Talassio* der Römer, die Epithalamien und *carmina fescennina* der Alten, lehrreich für den Anfänger, jedoch nicht in der besten Ordnung zusammengestellt. Potter, Rambach, Nieuport, Dacier, Nitsch und andere werden häufig als die gebrauchten Hülfsquellen genannt. Sodann folgt das griechische Gedicht selbst, nach der Valkenärischen Recension nicht fehlerfrey abgedruckt. Die angehängten Noten liefern uns einen *Commentarius perpetuus* in der gewöhnlichen Form. Sie zeugen allerdings von Fleiss und Application, und als Probestück, wie der Vf. seinen Zöglingen die griechischen Dichter zu erklären pflegt, verdienen sie Billigung; wiewohl auch diese nicht unbedingt. Denn fähigere Köpfe werden sich nicht gern so viel vordenken und vorsagen lassen, als hier von Hn. S. geschehen ist; ihnen wird des Lichtes zu viel seyn, und es wird ihnen bey Vergleichung des Commentars mit dem Gedicht selbst gehen wie jenen, die den Wald vor allen Bäumen nicht sahen; Unfähige hingegen, denen der Sinn und Zusammenhang nicht umständlich und deutlich genug entwickelt werden kann, müssen ermüden, wenn sie bey jedem Worte alle Bedeutungen desselben aus den alten Grammatikern aufgezählt, und an jeden Vers eine Menge philologischer, historischer und antiquarischer Bemerkungen angereihet finden. Und je bekannter diese sind, je weniger sie durch eine neue Ansicht der Sache, oder durch neue Versuche, schwierige Stellen zu berichtigen oder zu erklären, eigenen Werth erhalten; desto mehr Ueberdruss erzeugen sie bey andern Lesern. Wo die Fülle eines *Saumaise* oder *Valckenär* nicht möglich ist, da ist die *aurea mediocritas* gewiss das Beste, was der Ausleger ergreifen kann. Ueberhaupt aber wird Apollo verhüten, dass wir nicht den Theokrit, dass wir nicht andere giechische Dichter mit solchen *Commentariis perpetuis* ausgestattet erhalten, welche mit allen ihren Observationen, Illustrationen und Parallelstellen keine so reine Anschauung des Sinnes gewähren, folglich auch zu keinem so reinen Genuss des Dichterwerks verhelfen, als eine einzige Uebersetzung, die uns jeden Laut der alten Poesie mit Treue und Anmuth zurückgiebt.

KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. *Leipzig*, b. Kummer: *Die Bewirthschaftung eines Wald-Revier;* ein Lesebuch für alle angehende Forstbediente, von *H. C. Moser.* Mit zwey Karten. 1794. 96 S. 8. (12 gr.) Der Vf. hat Recht, wenn er dieses lehrreiche und wohlgerathene Werkchen „ein Lesebuch für alle angehende „Forstbediente" nennt. Es enthält die sinnreiche Anwendung der in Burgsdorfs und Hennerts Schriften aufgestellten Grundsätze auf die Bewirthschaftung eines mässigen Revieres; welches in vorigen Zeiten schlecht behandelt, in der Folge aber hergestellt worden ist, da der Förster etwas mehr, als gewöhnlich dachte. Es zerfällt in zwey Abtheilungen. Die *erste* beschreibt Lage und vormaligen Zustand des Forsts; kleine Forstnaturgeschichte; Vermessung des Forsts; die Karte; Flächenbeschreibung; einige Anmerkungen über den Holzwuchs. Die *zweyte;* die Taxation des Forsts; von der Waldeintheilung überhaupt; Eintheilung des Laubholzes; Eintheilung der Nadelhölzer; einige Bemerkungen über Anlegung der Schläge, Abholzung der Schläge im Laubholze; von Abholzung der Baumörter; Abholzung der Schläge im Nadelholze; Wiederbesamung der Schläge im Laubholze; Wiederbesaamung der Schläge im Nadelholze; künstliche Holzsaat im Laubholze; künstliche Holzsaat im Nadelholze; die Bewirthschaftung des Forsts in Hinsicht der Forstpolizey.

Wir können dieses Buch allen Forstwirthen empfehlen; es gehört unter die wenigen guten Forstbücher. Die beiden Karten sind einerley; die erste stellt das Blanquet vor, wie solches bey den Abschätzungen im Preussischen hergegeben wird; die andere ist nach den Holzsorten und nach dem Alter der Hölzer — jedoch schlecht illuminirt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 3. May 1797.

TECHNOLOGIE.

Hannover, b. den Gebr. Hahn: *Ueber die Bleyglasur unserer Töpferwaare und ihre Verbesserung,* von *Joh. Friedr. Westrumb*, Bergcommissair und Senator. 1795. 189 S. 8.

So allgemein die Sensation war, welche die Schrift des Hn. Hofr. *Ebell* über eben diesen Gegenstand bey ihrer Erscheinung erregte, so scheint sich doch aus den nähern Prüfungen, welche seitdem hierüber angestellt worden, zu ergeben, dass es mit der daraus entspringenden Gefahr der Bleyvergiftung doch nicht völlig so schlimm seyn möchte, als der, mit warmen Eifer für Menschenwohl erfüllte, Urheber der gedachten Schrift solche schildert. Diese Prüfung hätte nicht leicht in bessere Hände fallen können, als in die des verdienstvollen Vf. der vorliegenden Schrift. Sie enthält eine Reihe mit ungemeinem Fleisse und grosser Genauigkeit angestellter Versuche; aus denen hervorgeht, dass die Bleyglasur unserer gemeinen Töpferwaare über die Gebühr verschrieen sey, und, wenn sie auch nicht gänzlich verdachtlos ist, doch nicht als die Hauptursache der vermeyntlichen allgemeinen Siechheit der Nationen, welche in glasirten Töpfen kochen, angeklagt werden könne. Diese Schrift des Hn. *Westrumb*, welche unter obigem Titel für sich besteht, sonst aber das zweyte Heft des [illegible]ten Bandes von dessen kleinen physikalisch-chemischen Abhandlungen ausmacht, legt in der ersten Abtheilung die Versuche dar, welche der Vf. mit der Bleyglasur, in Hinsicht auf ihre Auflöslichkeit in Speisen und Getränken, angestellt hat. Hr. *W.* gesteht, beym Anfange seiner Untersuchung nicht rein unpartheyisch, sondern vielmehr durch ein starkes Vorurtheil sehr gegen diese Geschirre eingenommen gewesen zu seyn. In dieser ungünstigen Meynung unternahm er seine erstern Prüfungen derselben, und zweifelte beynahe nicht, alle Speisen und Getränke, die er in dem mit Bley glasurten Geschirre bearbeiten würde, gänzlich durch diese Glasur vergiftet zu finden. Allein der Erfolg vielfältiger Versuche belehrte ihn von dem Gegentheile. Er fand oft auch nicht eine Spur vom Bleye, oft da nur ein Stäubchen, wo er es in Menge zu finden vorausgesetzt hatte. Dieses berechtigt ihn nun zu der Behauptung: die Topfglasur sey so auflöslich nicht, und könne daher der Gesundheit so nachtheilig nicht seyn, als man sie habe machen wollen. Demungeachtet ist der Vf. weit entfernt, den Gebrauch der Bleyglasur überhaupt, ohne Einschränkung, vertheidigen zu wollen; er hat sich vielmehr der Verbesserungen der Kochgeschirre, durch die möglichste Entfernung der Bleybereitungen aus denselben, mit Eifer angelegen seyn lassen: von welchen Versuchen er im zweyten Abschnitte dieser Schrift Rechenschaft ablegt. — Der erste Abschnitt beabsichtigt eigentlich die Erfüllung eines an den Vf. ergangenen, durch die Ebellsche Schrift veranlassten obrigkeitlichen Auftrags: zu untersuchen, ob diejenigen Glasuren, deren sich die Töpfer in der Gegend von *Springe* (im Hannöverschen) bedienen, der Gesundheit nachtheilig sey. Die Töpfer in dortiger Gegend mengen im Ganzen ihre Topfmasse aus zwey Sorten Thon, davon die eine sich weiss brennt und unschmelzbar ist, die andere aber ist schmelzbar und brennt sich roth. Zur Glasur dient ihnen Bleyglätte, mit etwas leichtflüssigem Thon gemischt; wie bekanntermaassen überall gebräuchlich ist. Wider die Behauptung derjenigen, welche die Topfglasur bloss für einen halbverglaseten und folglich leicht auflöslichen Bleykalk haben ausgeben wollen, beweiset hier der Vf., dass der Bleykalk sich mit der Thonerde vollständig verglase. Die davon entstehende Glasur besitze eine so grosse Härte, dass sie die feinsten englischen Feilen abnutze; auch sey sie so unauflöslich, dass die stärksten Säuren, in diesen Töpfen gekocht, ihr nichts anhaben können! Indessen hebe doch dieses den, aus mehrern Erfahrungen abgezogenen Satz, dass die bleyische Topfglasur verdächtig sey; und in mehrern Fällen sich schädlich erweise, nicht auf; sey sie es auch nur unter der Bedingung: wenn die Geschirre nicht reinlich gehalten, oder die Speisen und Getränke zu lange in ihnen aufbewahrt werden. Die Versuche selbst anlangend, welche Hr. *W.* zur Erforschung der Auflöslichkeit der Topfglasur, unter allerley Abänderungen, angestellt hat, ingleichen die Bestimmung des jedesmal und höchstgeringen Bleygehalts, wenn er sich fand, so muss Rec. auf das Werk selbst verweisen. Aus allem erhellet: *dass die Glasur zwar in verschiedenen Speisen und Getränken aufgelöset werde; dass dies aber nur in geringer Menge geschiehet, und mehrentheils unter solchen Umständen, welche bey der Zubereitung unserer Speisen und Getränke nicht statt haben.* Auch ist das Quantum des aufgelösten Bleyes nur äusserst klein; denn nie fand sich, selbst in Speisen und solchen Dingen, welche die stärkste Auflösungskraft auf die Glasur äusserten, mehr als der 20,000 Theil Bley. — Der zweyte Theil enthält eine Menge mühsamer Versuche, welche Hr. *W.* einem obrigkeitlichen Auftrage gemäss, zur Prüfung der, von verschiedenen Schriftstellern gethanen Vorschläge zu einer zweckmässigen Verbesserung der Glasur der leich-

leichten Töpferwaare angestellt, und durch einige Töpfermeister im Grofsen hat wiederholen lassen. Zuerst wurde Chaptals vorgeschlagene Glasur mit grünem Glase, unter allerley Abänderungen, versucht. Der Erfolg entsprach der Erwartung nicht. Das Glas kam nicht zum Flufs, sondern machte eine unzusammenhängende Decke aus, die sich mit den Fingern abreiben liefs; oder wenn es hie und da geflossen war, dann war es rissig und abblätternd. Auch die Versetzung des Glases mit unschädlichen Metallkalken, mit Thon; Gyps, Flufsspath und einigen Salzen hatte nicht den gewünschten Erfolg. Nur mit Borax versetzt, wurde der Glasüberzug schön; allein das dazu erfoderliche stärkere und anhaltendere Feuer, welches der Gelbtöpfer nicht geben kann, und der zu hohe Preis des Borax, verbieten dessen Anwendung. — Das von *Rinmann* auf Kupfergeschirre empfohlene Schmelzglas, aus Flufsspath und Gyps, kam in den Oefen der Gelbtöpfer gar nicht zum Schmelzen; so wenig als dessen aus Kalk, Flufsspath oder Gyps, und Quarzmehl zusammengesetzte leichtflüssige Glas. Auch ein Zusatz von Salzen, ja sogar von kleinen Mengen Bleykalk, machte sie nicht brauchbarer. — Nachdem hierauf Hr. *W.* mehrere von *Milly*, *Achard* und *Fuchs* angegebene verglasbare Mischungen, ingleichen den Basalt fruchtlos versucht hat, gehet er nun zu Versuchen mit verschiedenen Salzen über. Unter diesen gab der blofse Borax etwas reichlich aufgetragen, eine zwar schöne, aber für gemeines Töpfergeschirr zu kostbare Glasur. — Aus den Erfahrungen von allen diesen Versuchen folgert nun Hr. *W.* dafs es vielleicht überhaupt unmöglich sey, für das leichte Töpfergeschirr eine völlig bleyfreye Glasur zu erfinden, und richtet nun sein Augenmerk dahin, diese vorerst so unschädlich als möglich zu machen. Nach vielen Abänderungen fand er, dafs die beste, und vor jetzt zur Glasur der leichten Töpferwaaren einzig taugliche Mischung die aus leichtflüssigem Thone und Glätte zusammengesetzte sey. Die Mischungen aus 5 Theilen Glätte, 2 Theilen Thon, 1 Theile Schwefel, oder aus 5 Theilen Glätte, 3 Theilen Thon, 1 Theile Flufsspath, feingemahlen und mit scharfer Aschenlauge angerührt, räth er daher vorerst zum allgemeinen Gebrauche an. — Ob nun freylich durch diese vielfältigen und mühsamen Versuche der Wunsch nach einer bleyfreyen Topfglasur noch unbefriedigt bleibt, so bahnen sie doch den Weg zu weitern Fortschritten, und ersparen andern vergebliche Mühe, Zeit und Kosten.

LITERARGESCHICHTE.

Augspurg, auf Kosten des Vf.: *Bibliotheca Augustana*, complectens notitias varias de vita et scriptis Eruditorum quos Augusta Vindelica orbi litterato vel dedit vel aluit. Congessit *Franciscus Antonius Veith* Augustanus, Bibliopola. *Alphabetum VII.* 1791. 258 S. ohne die Vorrede. *Alphabetum VIII.* 1792. 214 S. *Alphabetum IX.* 1792. 219 S. *Alphabetum X.* 1793. 224 S. *Alphabetum XI.* 1795. 233 S. *Alphabetum XII. et ultimum. Cum indice generali.* 1796. 222 S. gr. 8.

Der im vorigen Jahr verstorbene Vf. hat gegen unsre Vermuthung zu den bereits gelieferten 6 Alphabeten noch die angezeigten sechs hinzugefügt, und damit das Werk beschlossen, das zwar mit sichtbarem Fleifse gearbeitet, aber auch manches Entbehrliche und Ueberflüssige enthält. Der Anfang des *siebenten* Alphabets ist der berühmten *Fuggerischen* Familie gewidmet, und zwar nur in soferne, als sich dieselbe um die Gelehrsamkeit verdient gemacht hat. Um dasjenige, was schon der sel. *Brucker* über diesen Gegenstand gefagt hatte, nicht gerade zu zu wiederholen, wählte der Vf. diesen Weg, dafs er diejenigen *Fugger* nach einander namhaft machte, die selbst als Gelehrte, oder als Beförderer der Gelehrsamkeit rühmlich bekannt waren. Er geht also von den drey Söhnen des *Georg Fuggers*, eines Sohns des *Johann Fuggers*, des ersten von dieser Familie, der in *Augspurg* das Bürgerrecht erhielt, aus. Diese hiefsen *Marcus*, *Raymundus* und *Antonius*. Der erste davon erwählte den geistlichen Stand, und hinterliefs folglich keine Nachkommen. Die beiden andern verheiratheten sich und pflanzten ihr Geschlecht fort. Dieser ihre Nachkommen sind es also eigentlich, von denen der Vf. hier redet, und die er, wie gedacht, als Selbstgelehrte, oder als Freunde derselben darstellt. *Raymund* und *Anton* vermehrten die von ihrem Grofsvater angelegte Bibliothek mit grofsem Eifer. *Appians* bekannte *Inscriptiones* und *Ekingers* seltenes *Itinerarium* verdanken derselben ihren Ursprung. *Johann Jacob Fugger*, *Raymunds* Sohn, dessen Lebensgeschichte viel merkwürdiges enthält, hatte 18 Kinder. Da sich seine Vermögensumstände sehr verschlimmert hatten, ging er in Bayerische Dienste. Dieser *Fugger* war der eigentliche Verfasser des *Spiegels der Ehren des Erzhauses Oestreich*, den *Siegm. von Bircken* 1668 herausgab, nachdem das von demselben zurückgelassene Manuscript volle hundert Jahre unbenutzt geblieben war. *Ulrich Fugger*, ein grofser Freund der Gelehrten, sammelte viele Bücher und die seltensten Handschriften. Ihm mufs der vortreffliche *Henricus Stephanus*, der sich sogar *illustris viri Huldrici Fuggeri typographum* nennt, viele Unterstützung zu verdanken gehabt haben, besonders da er sich genöthigt sah, sich eine Zeitlang in *Deutschland* aufzuhalten. *Philipp Eduard Fugger* verkaufte seine aus 15000 Bänden bestehende Bibliothek an Kaiser *Ferdinand III.* *Anton Fugger* — wollte den *Erasmus* nach *Augspurg* ziehen und versprach ihm eine jährliche Pension. *Erasmus* aber verbat sich diese Ehre. Verschiedene Gelehrte dedicirten ihm ihre Schriften. Er selbst soll *Epigrammata veterum, Coloniae* 1529. 8. herausgegeben haben, von welchem Werke aber nirgends eine Spur zu finden ist. *Magnus Fugger.* Von ihm sind einige Uebersetzungen aus dem lateinischen vorhanden. *Jacob Fugger* wurde Bischof zu *Constanz*, und hielt daselbst eine Synode, von der die Acten 1624 gedruckt wurden. Herr *V.* hat dieses, der *Fuggerischen* Familie zu Ehren errichtete Denkmal auch besonders abdrucken lassen. Nun kom-

d-

die Reihe an drey Aebte des Kloster S. Ulrich und Afra und an einige Conventualen desselben, unter denen vielleicht *Corbinianus Khamm*, der sich durch seine *Hierarchiam August. chronolog.* um seine Kirche verdient gemacht hat, der vorzüglichste seyn möchte. *Hieronymus Wolff* und *Wilhelm Xylander*, zwey berühmte Männer machen den Beschluss dieses Bändchens. Der erste hat sein Leben selbst beschrieben, welches nachher *Brucker* herausgab, und das nun der Vf. *mutatis mutandis* hier mittheilt. *Dresseri oratio de vita Hieron. Wolffii*, die Hr. *V.* nicht zu sehen bekommen konnte, steht in den *Opp.* desselben L. I. p. 262. Das beygefügte Schriftenverzeichniss ist sehr schätzbar. Noch ist zu bemerken, dass in *Joach. Camerarii Epp. familiar. Lib. VI. Francof.* 1583. 8. S. 447—495. vierzig Briefe *Camerars* an *Wolff* zu finden sind. Bey der Lebensgeschichte *Xylanders*, oder *Holzmanns*, sind die Nachrichten, die Hr. *Wundt* von diesem Manne seinem *Magazin* einverleibte, benützt worden. In dem *achten* Alphabet findet man erstlich eine ausführliche *Biographie* des verdienten *Jacob Bruckers*. Die zahlreichen Schriften desselben sind richtig angezeigt worden. Beygefügt ist eine kurze Nachricht von *El. Ehingers* Leben. Nun folgt eine so betitelte *Jatrologia Augustana Saeculi XV et XVI.* und diese enthält, wie leicht zu erachten ist, die Namen mancher berühmter Männer, deren Andenken allerdings erneuert zu werden verdiente. *Jacobus Cuba*, wohlbekannt durch seinen so oft gedruckten *Hortus Sanitatis*. Die drey *Occones*, deren Biograph schon vorher *Brucker* gewesen war. *Ambrosius Jung*. Vater und Sohn. *Joseph Grünpeck*. Auch Hr. *V.* nimmt zwen *Grünpecke* an. Es existirte aber wirklich nur ein einziger, der von Burghausen in Bayern 1473 gebürtig, Kaiser Maximilians Secretär, Priester, Doctor, Astrologe, und zuweilen aus Mitleiden oder Noth auch Arzt war. *Achilles Pirminius Gassarus* wird, weil er Beförderer der Reformation war, sehr getadelt. Auch die *Annales Augustburgenses* desselben wollen ihm nicht behagen, weil er sich die Freyheit genommen hatte, seine Meynung von der römischen Clerisey laut heraus zu sagen. *Leonhard Rauwolff*, berühmt durch seine Reisebeschreibung. *Georg Heinisch*, zugleich ein guter Philolog und fleissiger Schriftsteller. *Neuntes Alphabet. Matthias Friedrich Beck*, der sich besonders durch die Herausgabe der chaldäischen Paraphrasen der Bücher der Chronik verdient gemacht, und ein guter Orientalist war, steht hier an der Spitze. Dann werden drey gelehrte *Occophius* aufgeführt, und auf diese folgt: *Jatrologia Augustana Saeculi XVII et XVIII.* Auch in diesem Verzeichniss stehen berühmte Namen, z. B. *Lucas Schröck*, Vater und Sohn. *Georg Hieronymus Welsch*, ein Polygraph, und wenn man will, auch Polyhistor. Das Schriftenverzeichniss ist sehr ansehnlich. Denn es enthält dasselbe 16 *scripta edita* — 64 *inedita* und 100 *meditata* und zum Theil auch *incepta*. Den Beschluss macht der bekannte Proselyt *Antonius Margaritha*, Verfasser eines, unter dem Titel: *Der gantz Jüdisch Glaub*, öfters gedruckten Werkchens. In dem *zehnten* Alphabet treten fast lauter Ordensleute auf, unter denen die allermeisten *Jesuiten* waren. Dass der berufene *Aloysius* Mertz, dessen gesammelte polemische Predigten allein *XX. Volumina* ausmachen, nicht übergangen worden sey, ist leicht zu glauben. Auch *Franz Neumayr* hat hier billig Platz gefunden. Ausser diesem ist vielleicht die Biographie des berühmten Bayerischen Kanzlers, *Johann Georg Herwart* das wichtigste, das man in diesem Bändchen findet. *Eilftes* Alphabet. Die merkwürdigsten Namen in demselben sind folgende. *Johann Busenreut*, ein geborner Augsburger, nachmaliger Professor der Rechte zu *Altdorf*. Die Lebensbeschreibung desselben ist aus dem Nürnberg. Gelehrten-Lexicon genommen. *Johann Forster*, Professor der Theologie in Wittenberg, wobey des sel. *Strobels* Biographie dieses Gelehrten benutzt worden ist. *Johann Georg Lotter* — *Valentin Rotmar* — Verfasser der *Ingolstädter Annalen*, die *Mederer* neu herausgab. *Arsacius Seehofer* — ganz kurz abgefertigt. *Johann Georg Styrzel*. Die Lebensbeschreibung dieses Gelehrten rührt eigentlich von *Andr. Samuel Gesner* her. Der sel. *Strobel*, der einige *Styrzelische* Briefe herausgab, besass noch über dieses eine grosse Sammlung von Briefen von demselben, die derselbe dem Hn. GR. *Zapf* überliess, und die nun der jüngere Hr. von *Halder* in *Augspurg* besitzt. Diesen seltenen Codex benutzte Hr. *V.* und fertigte ein genaues Verzeichniss der Namen derjenigen, an welche diese Briefe gerichtet waren, das er sodann diesem Bändchen einverleibte, auch einige merkwürdige Briefe ganz abdrucken liess. Ueber dieses enthält dasselbe eine Nachricht von dem Dominikanerkloster in Augspurg und von einigen Gelehrten aus diesem Orden, die unter die Augspurger gehörten. Im *zwölften* Alphabet möchten wohl *Anton Reiser* und *Theophilus Spitzelius* die merkwürdigsten Männer seyn. Den Beschluss machen Zusätze zu den zwölf Alphabeten, und ein Register über die sechs letzten Bändchen. In den Zusätzen sind die beygefügten Auszüge aus Briefen an den *Vitus Bild*, dessen Biographie im ersten Alphabet vorkommt, besonders schätzbar.

KLEINE SCHRIFTEN.

GOTTESGELAHRTHEIT. *Leipzig*, b. Martini: *Zurückweisung des Versuchs die Wunder des neuen Testaments aus natürlichen Ursachen zu erklären*, welchen *Joh. Christ. Friedr. Eck*, Consistorial-Assessor und Archidiaconus zu Lübben im Markgrafthum Niederlausitz herausgegeben, von einem römisch-katholischen Geistlichen. 1796. 82 S. 8. — Auffallend ist es, da Dr. Bahrdts Versuche, die Wunder des N. Test. zu vernatürlichen, und das Positive des Christenthums zur blossen Vernunftreligion abzuglätten, ungemeines Aergerniss bey den *Götzen* jener Zeit erregten, den Fiskal des heil. röm. Reichs, und theologische Facultäten aufjagten; da hingegen jetzt, noch vor Ablaufe des zweyten Decenniums, des Hn. *Ecks* Versuch, die Wunder des N. Test. aus natürlichen Ursachen zu erklären, der auf gleiche Grundsätze hinzielt, und gleicher Methode sich bedient.

bedient, so scheue Gegner antrift, dass einer derselben (allem Ansehen nach ein Protestant) nur hinter der Maske eines katholischen Geistlichen einen Angriff wagt. Ob er darunter seinem unaufhaltbaren Schmerz und christlichen Eifer desto freyern Lauf lassen, oder seinen Gegengründen durch die Naivheit eines christlichen *Candide's* desto mehr Gewicht geben wollte, mag vor der Hand unentschieden bleiben. Das Jammergeschrey: Göttlicher Heiland, so misshandelt man dich! S. 32. und die bitteren Vorwürfe, dass der Hr. Consistorialassessor, dessen Pflicht es gewesen wäre, den allzu frechen Eingriffen der Philosophen ins Heiligthum entgegenzuarbeiten, denselben gar neue Wege zeigte — sind wenigstens laut genug, jeden Eiferer Zions aufzuschrecken, und jedem Bücherrichter die gerechte Sache des Vf. mit Centnerschwere auf das Gewissen zu legen. Nur bedauert es Rec., dass er bey diesem zarten und zugleich so verschlungenen Processe, worinn jeder der Streiter so viel für als gegen sich hat, keinen andern Ausweg weiss, als den des Entzweyschneidens, wodurch er Gefahr läuft, es mit beiden und ihren Partheygängern zu verderben.

Mit Wundern, sagt Hr. *E.*, lässt sich für die Wahrheit einer Religion gar nichts beweisen. Die Natur, die älteste und reinste Offenbarung Gottes ist allein hinreichend, den edelsten Theil der Menschen zur Wahrheit und Glückseligkeit zu führen. Das heisst: Wunder sind unnütze und also überhaupt erdichtet und verwerflich. Durch einen Versuch, das Evangelium von Wundern zu reinigen, glaubt er also demselben noch Achtung zu erweisen. Nun tritt der Unbekannte auf, und nachdem er weit weniger gethan, als er hätte thun sollen, den Vordersatz zu widerlegen, wirft er seine ganze Stärke darauf, zu zeigen, dass allen Eckischen Versuchen zu Trotz das Evangelium sich gar nicht von Wundern reinigen lasse; und schliesst also, dass der Hauptpunkt, von dem sein Gegner ausgegangen war, auch unrichtig sey, und dieser folglich den ganzen Process verloren habe. Der Gerechtigkeit zur Steuer muss man bekennen, dass der Vf., so weit er die Unthunlichkeit der Eckischen Reinigungsart zeigt, nicht übel fährt. Wenn z. B. Hr. E. die Verklärung Jesu auf dem Berge dadurch begreiflich machen will, dass Jesus sich des Gebetes wegen entfernte, den Berg höher hinanstieg, und so über eine sich eben senkende Gewitterwolke, welche die niedern Gegenden in Dunkel setzte, erhaben, seinen fern stehenden Jüngern beleuchtet, und von zwey Dunstgebilden (nach Weise der Nebensonnen), die aber Jesu Jünger für Mose und Elias nahmen, umgeben schien; so ist die Anmerkung seines Gegners sehr passend, dass die Entfernung Jesu von seinen Jüngern so gut als keine gewesen sey, weil während der Erscheinung Petrus mit seinem Meister traulich redete, und folglich mit der Voraussetzung die ganze Täuschung wegfällt. Auch ist es ihm nicht zu verübeln, dass er die Auferstehung der Todten bey dem Hinscheiden Jesu nicht in dem Herauswerfen der Leichname aus den Gräbern vermittelst eines Erdbebens, das sie ganz zerstückelt haben würde, sehen konnte, und es ein wenig sonderbar fand, dass Jesus an Lazarus nur einen viertägigen Scheintodten nach der zuversichtlichsten Vorherverkündigung durch eine blosse Anrede, weil er als ein *erfahrner* Mann des Erfolgs sicher gewesen wäre, zum Bewusstseyn zurückgerufen habe. Die umständlichere Widerlegung, in die der Vf. sich einliess, hier anzuführen, dürfte wohl kaum nöthig seyn, um das summarische Urtheil desselben zu bekräftigen, Hr. E. habe den eigentlichen Gehalt der evangelischen Erzählungen geändert, für Wunder Fabel, oder eine andere Art Wunder gegeben, wobey denn auch der Charakter Jesu und seiner Jünger gar nicht gut wegkomme. Wirklich hat sich Hr. *E.* das saure Stück Arbeit, das Evangelium seiner Wunder zu entkleiden, ungemein leicht gemacht. Donner, Blitz, Erdbeben, Scheintod und Träume sind ihm immer der *Deus ex machina*. Nirgends lässt es natürlich, und doch soll es eine natürliche Erklärung seyn. Wie konnte es aber auch anders gehen? Nimmt man die Erzählung ganz, wie sie liegt, so hebt sich jeder Versuch einer natürlichen Erklärung von selbst. Nimmt man sich's, wie Hr. E. heraus, die Umstände derselben auf die Seite zu schieben, so ist es keine Erklärung mehr, sondern ein Gedicht, wofür uns niemand Dank weiss. Der vernünftige Freund der Religion bedarf dieser Erfindungen nicht, und der schwächere kann sich nicht sonderlich erbauen, wenn er Jesus und Petrus, jenen in der Versuchungs- diesen in der Verklärungsgeschichte, als leichtgläubige und wundersüchtige Schwachköpfe, und dann wieder Jesus bey der Erweckung des Lazarus, den er ausdrücklich für todt erklärte, und doch nur aus einer Ohnmacht erweckt haben soll, und Petrus, der die Wiederbelebung der Tabitha, welcher er weiter nichts als eine Ohnmacht weggeschrieen hätte, dem leichtgläubigen Haufen vorgegaukelt haben soll, als Schlauköpfe, Heuchler und Betrüger dargestellt sieht. Man dürfte in dieser Verfahrungsart weit weniger Aehnlichkeit mit einer heilsamen chirurgischen Amputation, als mit der Dienstfertigkeit jenes Thieres antreffen, das eine Mücke vom Haupte seines schlafenden Herrn mit einem Steinwurfe wegscheuchte.

Es darf uns daher gar nicht befremden, dass der Vf., der sich stark genug fühlte, die Unnatürlichkeit der Eckischen Erklärung der evangelischen Wunder aus natürlichen Ursachen zu zeigen, auf den Schluss kam, er habe Hn. E. ganz darnieder geschlagen, und die historische Richtigkeit dieser Wunder so gut als die grammatische erstritten, ob er gleich nirgends schwächer ist, als gerade da. Hr. E. hatte die Tauglichkeit zur Moralität als Maassstab des Inhalts aller Religion, und folglich auch der Glaubwürdigkeit der Wunder angenommen. Darin scheint sich nun der Vf. gar nicht finden zu können. Wer weiss, sagt er, was Hr. E. sich für ein Religionssystem geschmiedet habe? Ohne nun zu sehen wohin, hilft er sich durch einen Sprung, wodurch er gar nicht von der Stelle kommt. Die Sittenlehren, heisst es S. 3., füllen nicht den ganzen Umfang der christlichen Religion aus. Christus ist nicht nur Lehrer, sondern auch Mittler etc. Nach dieser kurzen Antwort, oder *petitio principii* wagt er noch einen Sprung auf einen ganz fremden Boden, oder eigentlich in Abgründe, wohin sich nichts wohl folgen lässt. Er bemüht sich aus Grundsätzen einer rationellen Theologie die objective Möglichkeit der Wunder zu beweisen. Gott erhält die Welt. Die Erhaltung derselben ist eine *fortgesetzte* Schöpfung. Gott wirkt also alles, was uns als *Wirkung der* Natur vorkommt. Die Unerklärbarkeit des Wachsthums im Pflanzenreiche dient zur Bestätigung. Die Erzeugung eines Menschen ist also ein Wunder, und so alle Erscheinungen der Natur. Nur weil Gott sich dabey an gewisse Regeln hält, heissen die gewöhnlichen Wunder Naturgesetze. Es widerspricht den Eigenschaften Gottes gar nicht, nach ewigen Beschlüssen gewisse Ausnahmen von seiner gewöhnlichen Handlungsweise zu machen, um das Menschengeschlecht zu seiner höhern Bestimmung zu führen. Das wäre also der genaue Inhalt des weitläuftig ausgeführten Erweises für die Möglichkeit der Wunder. Ohne uns unnöthiger Weise in eine Widerlegung desselben einzulassen, mag es genug seyn, hier die Bemerkung zu bestätigen, dass jene Supernaturalisten, die noch nach einem rationellen Scheine haschen, am Ende den grossen Baumeister der Welt, die sie aus einer kunstvollen Maschine in ein Marionetten-Theater verwandeln, herabsetzen; dass sie, den Naturalisten stracks entgegen, den Begriff der Natur selbst zerstören, und dadurch, dass sie alles in Wunder auflösen, sich den wahren specifischen Begriff eines Wunders, und den Erweis einer Offenbarung daraus unmöglich machen, und dass in einem consequentern supernaturalistischen System der Beweis der Wunder, leicht zu viel, wie nach Humischen Begriffen von der Natur immer zu wenig, beweisen, und nach Grundsätzen des Kriticismus gar eine Chimäre abgeben wird.

Von der kritischen Philosophie weiss der Vf. ganz und gar nichts, oder er ignorirt sie wenigstens, wie er denn auch andere protestantische Schriftsteller nicht zu kennen scheint, oder doch so scheinen will, so wenig dies übrigens bey der Bildung seines Stils, auch wenn er Katholik wäre, Wahrscheinlichkeit hat, zumal da er von dem Versuche Ecks sogleich Nachricht hatte. Dafür giebt er sich die Miene von Bekanntschaft mit katholischen Schriftstellern, indem er Hn. E. des französischen Theologen *Bergier* Werke wider die Feinde des Christenthums als ein untrügliches Recept zu seiner geistlichen Genesung, im Vollgefühle eigener Gesundheit anräth. Wie gütig, wie

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 4. May 1797.

GESCHICHTE.

FRANKFURT a. M., in der typograph. Gesellschaftshandl.: *Geschichte der Entstehung, des Wachsthums und der Abnahme der päbstlichen Universal-Monarchie; allen christlichen Souverainen zugeeignet.* Aus dem Italiänischen übersetzt, und mit historischen Anmerkungen begleitet von einem deutschen Gelehrten. 1795. 342 S. gr. 8.

Unter den vielen Schriften, welche die seit 1788 von dem neapolitanischen Hof unterlassene Ueberreichung des Zelters an den päbstlichen, als Anerkennung einer Lehnsherrlichkeit des letztern, veranlasst hat, ist die gegenwärtige im J. 1789 im Neapolitanischen gedruckte, eine der wichtigsten. Anstatt dass andere Schriftsteller von beiden Seiten den Ursprung, die Ausübung und Bestreitung jenes Rechts historisch und juristisch untersucht haben, greift ihr Vf., ein neapolitanischer Geistlicher, den päbstlichen Hof auf der schwächsten und empfindlichsten Seite an. Er beweiset, dass sich ein solches Recht, nach der ursprünglichen Bestimmung und Verfassung der römischen Bischöfe, nach dem ihnen, wie allen andern Religionslehrern der Christen, zugetheilten Amte und Ansehen, ganz und gar nicht denken lasse; dass sie sich freylich dasselbe angemasst und behauptet haben; dass aber eben dieses, wie unzählige andere Schritte und Unternehmungen ihrer nur zu glücklich erfüllten und ausgebreiteten Herrschsucht augenscheinlich zeige, wie unendlich weit sie sich von demjenigen entfernt haben, was sie eigentlich seyn sollten, und auch eine kurze Zeit gewesen sind. Dieses hat der Vf. mit aller der Ueberzeugung, welche die Geschichte, und sie allein, gewähren kann; aber auch mit einer seltenen Freyheit, selbst im Ausdrucke, durchgeführt. Er beklagt es nicht allein auf das bitterste, dass die Päbste das geistige Reich *Christi*, in welches sie gesetzt worden sind, in ein weltliches; die Gewalt der Schlüssel in eine Gewalt der Waffen verwandelt haben; sondern nennt es auch (S. 242.) den teuflischen Charakter eines Universalmonarchen, dem sie noch immer nicht entsagen wollen, und legt dem jetzigen Pabste den Geist eines Viceregenten des fleischlichjüdischen Messias bey (S. 272.). Die Urtheile über dieses Buch, das sowohl zu Rom als zu Neapel das gröste Aufsehen machte, waren selbst im letztern Reiche so sehr verschieden, dass die königl. Kammer von St. Clara den beiden angesehensten Theologen des Reichs, dem Abte D. *Kilian Caracciolo*, und dem Priester D. *Francesco Conforti*, ihr Gutachten darüber abfoderte. Und dieses fiel darauf hinaus, dass es, anstatt die Souverainitätsrechte zu kränken, und Ketzereyen aufzustellen, vielmehr zum wahren Vortheil der höchsten weltlichen Gewalt, und zum Nutzen der römisch-christkatholischen Religion wirksam sey; indem der Vf. zwar sage, dass die römischen Päbste und die Bischöfe sich das weltliche Reich des irrdischen Messias zugeeignet haben; aber doch auch behaupte, das geistige Reich Jesu dauere in der röm. Kirche fort, und werde fortdauern; die röm. Päbste und katholischen Bischöfe seyen Nachfolger der Apostel, mit denen alle wahre Christen eben so äusserlich eins seyn müssten, als ehemals die wahren Israeliten, Trotz dem Pharisäismus, äusserlich am Tempel und Priesterthum der jüdischen Kirche hingen. Auf den Bericht, welchen die königl. Kammer von St. Clara über dieses Gutachten an den König erstattete, genehmigte er das Buch; wenn es anders nicht auf Veranstaltung des Hofs selbst geschrieben worden ist. Die dem Uebersetzer handschriftlich mitgetheilten Urkunden, welche alles dieses beweisen, sind von ihm, nebst der 1788 von dem Pabste am Peter-Paulsfeste im Consistorio gehaltenen, dem neapolitan. Hofe so anstössigen Rede, betreffend die verweigerte Uebergabe des Zelters deutsch übersetzt, S. 309—336. mitgetheilt worden. Dass er eine so bemerkenswerthe, in Deutschland beynahe unbekannte, Schrift in unsere Sprache übertragen hat, verdient allen Dank. Welchen Weg der Vf. genommen habe, um sein Ziel zu erreichen, kann zwar ein mässiger Kenner der Kirchengeschichte errathen. Doch müssen wir hinzusetzen, dass er mit vielem Fleisse, und gröstentheils auch recht treffend, den Spuren der Bereicherung und Vergrösserung der Herrschsucht und des Anwachses der weltlichen Macht der Päbste nachgegangen ist, ohne andere ihrer Ausschweifungen und den Widerstand, der ihrem Despotismus bis auf die neuern Zeiten in ihrer eigenen Kirche geleistet worden ist, aus den Augen zu verlieren. Die Zusammenstellung der von ihm gebrauchten Beweisstellen und Quellen (S. 337—342.), bewährt allerdings die Güte seiner Methode; sie wären aber wohl, bequemer für die Leser, unter den Text selbst gesetzt worden. Fast möchten wir eben dieses von den häufigen langen und lehrreichen Anmerkungen des Uebersetzers sagen, die er zwischen die Absätze gestellt hat. Sie sind zur Ergänzung und Berichtigung mancher Erzählungen des Vf., aber auch dazu bestimmt, dem Liebhaber der Geschichte den Gesichtspunkt zu zeigen, aus welchem er manche Thatsache zu betrachten habe. Ueberall unmittelbar unter den Text gesetzt, würden sie noch mancher Stelle dessel-

ben zum Vortheil haben gereichen können. Einiges hätte auch gleich im Texte verbessert werden können; wie wenn S. 242. *Clemens IX* und S. 253. *Clemens XII* steht, wo beidesmal *Clemens XI* genannt seyn sollte; oder wenn S. 252. *Quesnels* berühmtes N. Test. einem französischen Bischof zugeschrieben; und S. 255. *der Benedictinerorden von St. Maur* genannt wird u. dgl. m. Die mit nicht gemeiner Einsicht abgefassten Anmerkungen des Uebers. geben dem Buche freylich weit mehr Brauchbarkeit; wenn wir gleich nicht jedem seiner Urtheile beytreten können, und bisweilen auch etwas an der historischen Richtigkeit vermissen. Dahin gehört die übertriebene Vorstellung (S. 15.) von den *unermesslichen Gütern der röm. Kirche im dritten Jahrhundert*; ingleichen, dass *Richer* (S. 252.) *Syndicus der Universität zu Paris* genannt wird; da es doch dieser vortreffliche Mann nur von der *Sorbonne* war, und in dieser Stelle berühmt genug geworden ist, bis ihn die päbstliche Parthey im J. 1612 absetzte u. dgl. m. Einige richtige, wenn gleich noch genauer zu bestimmende Bemerkungen über die Päbste, macht der Uebers. S. 21 ff. Man sollte, sagt er, nie vergessen, 1) dass sie vielfältig nur durch blosses Glück zu einem Zuwachse von Reichthum und Gewalt gekommen sind, ohne planmäsige Mitwirkung; 2) dass sie zuweilen durch einen Zusammenfluss äusserer Umstände, und besonders auch durch das Benehmen der Bischöfe selbst unwiderstehlich gereizt wurden, Foderungen zu machen, auf welche sie sonst nie gekommen seyn würden; 3) dass sie ein andermal zu ihren frechsten Schritten durch das erste aller Gesetze, das Gesetz der Selbsterhaltung, gezwungen wurden; dass endlich 4) ihre Anmasungen nicht nur durch den Geist, sondern auch durch das Interesse des Zeitalters, durch die Vortheile der kirchlichen und bürgerlichen Gesellschaft, sehr begünstigt wurden. Damit hängt die Stelle S. 51 ff. zusammen, wo der Uebers. schreibt: „*Wäre das Pabstthum wirklich eine systematische fortgehende Entwickelung gewesen*, wie öfters behauptet wird: so müste man hier am Ende des 9ten und am Anfange des 10ten Jahrhunderts die deutlichsten Beyspiele haben, wie sich Könige und Bischöfe ohne Unterschied unter den Fuss des römischen Bischofs schmiegen mussten. Einige kühne Männer hatten ja bereits angefangen, die übertriebensten Foderungen des Gehorsams an fremde Kirchen zu machen, Könige zu misshandeln, und Kronen wie Münzen auszutheilen. Allein es fehlte hier an gleich kühnen Nachfolgern; und *die ganze damalige Hierarchie erscheint in ihrer Fortbildung als ein blosses Werk des Zufalls, und vorübergehendes Phänomen.*" Hierbey ist nun mancherley zu erinnern. Erstlich kann ein Vergrösserungsentwurf oder eine Regierungsmaxime bey einer langen Reihe von Fürsten sehr alt und unveränderlich fortgesetzt seyn; und gleichwohl darf man daraus, dass jener Entwurf nicht immer mit gleich sichtbarem Erfolge betrieben worden ist, nicht schliessen, dass sie ihn gar nicht gehabt haben. Es ist aber auch falsch, dass Fürsten und Bischöfe gegen den Ausgang des neunten Jahrhunderts nicht oft unter dem Willen der Päbste gekrochen wären. Wie niedrig zeigten sich gegen dieselben *Lothar* in seiner Ehescheidungsache, und *Karl der Kahle*, um Kaiser zu werden? Schrieb nicht im J. 895 eine ganze deutsche Kirchenversammlung an den Pabst, sie wolle auch ein fast unerträgliches Joch ertragen, wenn es ihr von dem heil. Stuhl auferlegt werde? Doch Thatsachen in ununterbrochner Folge entscheiden hier; nicht einzelne Beyspiele nach willkührlichen Foderungen. Thatsache ist es also, dass die röm. Bischöfe seit *Innocentius I* im Anfange des fünften Jahrhunderts unaufhörlich allgemeinen Gehorsam und Unterwürfigkeit aller Christen, Schenkungen an Städten und Ländern, selbst das Recht über Fürsten zu gebieten, im Namen des Apostels *Petrus* gefodert, oft erlangt, und immer erwünschter und kühner sich in diesen Anmasungen festgesetzt haben. Ob dieser oder jener Pabst es weniger glücklich oder geschickt als die übrigen gethan; weniger Gelegenheiten oder Aufmunterungen dazu gefunden hat, als sie; daran liegt ganz und gar nichts. Genug, mit Hülfe des heil. *Petrus* immer mächtiger und unwiderstehlicher zu werden; davon gingen sie alle aus. Aber der Uebers. hat sich auch selbst (S. 44.) durch das Geständniss nach *Planken* widersprochen, dass schon *mehrere Päbste vor dem Pseudo-Isidor recht planmäsig an ihrem Jurisdictionssupremat gearbeitet* hätten. Noch sind wir einigemal bey seiner Schreibart angestossen. *Rochen* S. 246. muss *Rächten* heissen; *Verwirklichen* S. 315. *ist nicht* deutsch; und *Pilsen* S. 245. ist eine Stadt in *Böhmen*; hier aber entstehen *Pilze* aus der Erde.

1) Berlin, b. Schöne: *Geschichte und Karakterzüge Ludwig(s) des XVI*, Königs von Frankreich. Nebst (einem) Titelkupfer. 1795. 399 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

2) Ebendas.: *Geschichte und Karakterzüge Marie Antoinette* (warum nicht im Genitiv?) Königin von Frankreich. Nebst (einem) Titelk. 1795. 402 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Nichts anders erhält man hier, als die schon bekannten *Anekdoten und Karakterzüge* etc., die auch in diesen Blättern (s. A. L. Z. 1793. Nr. 274. u. 1794. Nr. 231.) angezeigt und hinlänglich charakterisirt worden sind; nur unter einem etwas veränderten und mehr versprechenden Titel, mit einigen Heften, oder wie es jetzt heisst, Abschnitten vermehrt.

Die spätern Hefte verrathen indessen doch etwas mehr Auswahl und Prüfung des Stoffs, auch ungleich mehr Sorgfalt auf Darstellung und Schreibart, als sich von ihren Vorgängern rühmen liess. Indessen würde, bey des Redacteurs noch immer äusserst schwankender historischer Critik, und bey seinen wenigstens eben so schwankenden Grundsätzen in Absicht auf Moralität auch ferner die gröste Behutsamkeit nothwendig bleiben, wenn man seine Arbeit zu etwas mehr brauchen wollte, als etwa zu einer Art von Vorbereitung oder Wiederholung.

D.

Den meisten Gehalt und das meiste Interesse hat wohl der *zweyte* Abschnitt von Nr. 2.; eine Untersuchung der vereinigten Ursachen des schrecklichen Falls einer sonst so vorzüglich verehrten und geliebten Königin. Diese Ursachen findet der Vf. zuerst in dem Mangel an Weltkenntnifs und Vorsichtigkeit der jungen Dauphine und nachherigen Monarchin; in den Intriguen der Gräfin Dubarry und des Herzogs von Aiguillon; in ihrer Herkunft, als einer deutschen und besonders als einer österreichischen Prinzessin; in dem Misvergnügen ihrer Hofdamen über die Vorzüge, die sie der Prinzessin Lamballe zugestand; und endlich ganz vorzüglich in der erklärten Feindschaft des Herzogs von Orleans. Alles dieses wird recht gut entwickelt; und giebt, wenn man auch dem Vf. in manchen Stücken nicht gleichen Beyfall geben kann, wenigstens fruchtbare Veranlassung zu eigenem Nachdenken. Setzt man dieses weiter fort, und verbindet hiermit den *vierten* Abschnitt von Nr. 1., in welchem die französische Revolution, nicht als Ausführung *eines* Plans, sondern als Wirkung *mehrerer* Ursachen dargestellt wird: so möchte man beynahe geneigt werden, diese oder jene Hypothese zur Erklärung mancher Unbegreiflichkeit, die man verworfen hatte, wieder aufzunehmen, und auf einem ehemals verlassenen Wege wieder eine Annäherung an die Wahrheit zu versuchen.

Upsala, b. Edmans Wittwe: *Fortsättning of framledne Herr Cantzlirädet Sven Lagerbrings Svea Rikes Historia.* (Fortsetzung der schwedischen Reichshistorie des verstorb. Hn. Canzleyraths Lagerbring.) 1794. 200 S. 8.

Der berühmte schwedische Geschichtschreiber und Kanzleyrath Lagerbring in Lund, gab ausser seinem, vom Hn. Prof. Möller in Greifswald übersetzten Abrifs der schwedischen Reichshistorie, ein grösseres Werk über dieselbe seit 1769 heraus, worinn er die Geschichte Schwedens, von Anfang des Reichs an bis auf König Gustav I, ausführlich behandeln wollte. Er starb aber, als eben von dem fünften Bande die ersten drey Bogen, die bis 1460 gehen, abgedruckt waren. Es war allerdings zu bedauern, dafs ein solcher Mann, dem es an historischer Kenntnifs und Fleifs, die Quellen aufzusuchen und zu nutzen, nicht fehlte, seine Arbeit nicht vollenden konnte. Der ungenannte Vf. dieser Fortsetzung hat hier nur noch den kleinen Zeitraum von 1457 an, wo der 4te Th. von Lagerbring aufhört, bis 1497 bearbeitet. Er hat sich dabey, ausser der bekannten Reimchronik und des *Diarii Vadstinensis*, der handschriftlichen Chronik des Laurentius Petri, und der Schriften eines Erich Olaus, Johannes Magnus, (woraus doch wenig zu holen war,) Olaus Petri, Hwitfelds, und verschiedener Urkunden bey Hadorph, Lagerbring und von Celse in dessen Buhario, bedient. Der Vf. fängt mit der nach Verjagung des Königs Carl geschehenen Krönung Christians I an. Wegen der starken Steuern, die dieser gleich in Schweden foderte, wurde er die Tasche ohne genannt. Sogar dem päbstlichen Legaten, *Martin de Fregino*, der daselbst durch Ablafsbriefe zur Türkenhülfe gesammelt hatte, nahm er die Hälfte des gesammelten Geldes ab, indem er sagte, „auch er führe mit einem Erbfeinde der Christenheit, den Russen, Krieg." Die über die schweren Auflagen missvergnügten Bauern wandten sich an den Erzbischof *Jöns Bengtson Oxenstierna*, der den K. Carl verjagt hatte, und sich einen Fürsten von Schweden nannte. Da er sich derselben beym Könige annahm, und dieser besorgte, der muthige Erzbischof möchte es mit ihm so machen, wie mit K. Carln; so liefs er ihn arretiren, eroberte dessen Schloss Stäke, schlug die Bauern, und führte ihn gefangen nach Dännemark. Dies war das Signal zu einem neuen innerlichen Kriege. Der Bischof *Kettel* zu Linköping legte nun in der Domkirche vor dem Altar Schwerdt und Harnisch an, indem er zu den bestürzten Domherrn die Worte Davids sagte: *propter miseriam inopum et gemitum pauperum, nunc exsurgam, dicit Dominus.* Der Pabst trug den Erzbischöfen zu Magdeburg und Riga, nebst dem Bischof zu Stregnäs auf, die zwischen dem Könige und dem Erzbischof entstandene Streitigkeit zu untersuchen, und erstern in den Bann zu thun, wenn er letztern nicht los gehe. Inzwischen hatten die Missvergnügten K. Carln wieder ins Reich gerufen. Allein es entstanden bald zwischen dessen und des Erzbischofs Anhängern Uneinigkeiten. Der Erzbischof hatte auch in Dännemark dem Könige eine Art Abbitte gethan, und sich mit ihm verglichen. Er kam nach Upsala, und gleich beschlofs Bischof Kettel den K. Carl wieder aus dem Lande zu jagen. Der Erzbischof soll die Absicht gehabt haben, Schweden in 4 Theile zu theilen. König Carl mufste gegen einige Lehne in Finnland der Krone entsagen. Der Erzbischof ward Reichsvorsteher, nachdem Bischof Kettel an der Pest gestorben war. Eine andere Parthey, die *Erich Axelson* dazu verordnete, mit dem es auch *Sture* hielt, rief den K. Carl wieder nach Schweden, und leistete ihm aufs neue den Eid der Treue. Nach erfolgtem Tode des Erzbischofs liefs K. Carl einen seiner Verwandten, H. *Thord*, Decanus in Linköping, zum Erzbischof wählen; allein der Pabst ernannte dazu den *Jacob Ulfson*, Magister artium und Canonicus in Upsala. Inzwischen starb auch K. Carl, nachdem er Sten Sture zum Reichsvorsteher ernannt hatte. Nun schöpften die Dänen neuen Muth, und belagerten Stockholm mit Hülfe des neuen Erzbischofs. K. Christian ward beym Brunkeberg geschlagen, und segelte nach Dänemark zurück. Er stellte nun mit Schweden bis an seinen Tod eine Menge vergebliche Unterhandlungen an. Da K. Christian auf seiner Reise nach Italien 1475 vom Pabst eine Bulle zur Errichtung einer Universität in Kopenhagen erhalten hatte; so suchte man ein gleiches in Schweden für Upsala, und erhielt dazu eine päbstliche Bulle, vom 16ten Febr. 1476. Diese Universität ward auch schon 1477, also ein Jahr eher, als die zu Kopenhagen, eingeweiht. Die ersten daselbst gedruckten Bücher sind: *Dialogus creaturarum moralisatus*, eine Sammlung von Fabeln mit Holzschnitten, 1483; *Vadstenensium Litterar. confrater-*

fraternitatis, 1491; *Joh. Gerson* von den Versuchungen des Teufels; aus dem lateinischen, 1495; *Sten Stures* Gemahlin liess auf ihre Kosten 1498 *Magister Alani de rupe de Psalterio virginis Mariae* drucken u. s. w., verschiedener Missalbücher u. dgl. zu geschweigen. *Erich Olai*, schrieb damals seine schwedische Historie, Bischof Brynolph seine Chronik, und die Nonne *Margaretha* Classtochter eine Geschichte der h. Brigitta u. s. m. Auch findet man hier von Hemming Gadd, und Bischof Brask, der in Greifswald Magister geworden, Nachrichten. K. Christian starb, nachdem er noch vorher den Bann gegen Schweden zu Rom ausgewirkt hatte. *Sten Sture* suchte sich mit Hülfe des gemeinen Mannes in Schweden bey der Reichsvorsteherwürde zu erhalten; allein sie wurde ihm von den übrigen Herren des Reichs 1497 endlich aufgekündigt, und König Johann von Dänemark gelangte nach einigen blutigen Vorfällen wieder zum Besitz des schwedischen Throns. Er verglich sich mit Sten Sture, sagte aber zu ihm: „Sie haben mir ein hartes Testament hinterlassen. Denn die Bauern, welche Gott geschaffen hat, Sklaven zu seyn, haben Sie zu Herren, und die Herren dagegen zu Sklaven gemacht."

Mainz, im St. Rochushospital: *Kurmainzischer Hof- und Staatskalender auf das Jahr 1797.* Mit einem Verzeichniss des erzhohen Domkapitels, auch aller zum kurfürstl. Hof- und Kurstaate gehörigen Stellen und Aemter. 142 u. 48 S. gr. 8.

Seit dem Jahre 1738 jährlich, (ausgenommen 1794 und 1795.) erneuert, und ausserdem sehr bemerkenswerth in der diesjährigen Literatur. Während dem nämlich die Staatspressen beider geistlichen Mitkuren und des Hochstifts Lüttich unter feindlicher Gewalt seufzen, ja sogar der Verfasser des kurköllnischen Staatskalenders, der als Secretär des korsikanischen Königs *Theodor* bekannte Hoffourier *Vogel*, binnen dieser Zeit verstarb, während dem die Beamtenlisten der fränkischen Bisthümer durch nachbarliche Occupationen ungewiss gemacht wurden — und kurz nachdem der kurmainzische Hof in das nördliche Deutschland entfloh — erscheint hier ein kurmainz. Staatskalender, in *grösserem* Format, und mit einer *vermehrten Dienerschaft*. Letzteres — ein Phänomen in dem jetzigen secularisationsschwangern Zeitraum — ist durch die Aufnahme der heimgefallenen fürstl. Hatzfeldischen Lehen, *Gleichen*, *Kranichfeld* und *Blankenhain* in Thüringen entstanden, welche ihre eigene Kanzley, Consistorium und Kammer haben. Uebrigens ist die alte Einrichtung beybehalten, und nur hin und wieder verbessert; auch ist das Bisthum Worms im zweyten, besonders paginirten, Abschnitte enthalten. Politisch-bemerkenswerth ist es, dass unter den Suffraganeaten noch *Halberstadt* und *Verden*, und im *Corps diplomatique* — *zwey Minister zu Rom* und noch ein kurmainz. Resident bey den *Generalstaaten*, so wie von *diesen* ein *accreditirter Minister* und ein *Geschäftsträger*, aufgeführt werden.

PHILOLOGIE.

Göttingen, b. Dieterich: *P. Ovidii Nasonis Opera omnia*, e recensione Burmanni; curavit, indicesque rerum et verborum philologicos adjecit *Chr. Guil. Mitscherlich*. Tom. I. 1796. XVI u. 566 S.

Dieser neue Abdruck der sämmtlichen Werke Ovids empfiehlt sich eben so sehr durch die Correctheit, als die bescheidene Nettigkeit des Drucks. Jenen Vorzug verdankt sie der Sorgfalt des gelehrten Herausgebers, welcher bey einer für den Schulgebrauch bestimmten Ausgabe sein Verdienst auf den Punkt einschränken musste. Der Text ist, wie der Titel besagt, nach dem Burmannischen abgedruckt, doch so, dass derselbe an einigen Stellen, wo Nicolaus Heinsius oder Burmann die alte Lesart ohne hinreichenden Grund geändert hatten, nach eigener Einsicht aus den Handschriften und alten Ausgaben geändert worden ist. Der vor uns liegende *erste* Band enthält die Heroiden, die *Amores*, *Ars Amandi*, *Remedia Amoris* und *Medicamina faciei*, die *Elegiam ad Liviam*, *Halienticon* und neun Bücher der Metamorphosen. Der *zweyte* Band wird die übrigen Werke Ovids enthalten. In einem *dritten* endlich, welcher auch als ein für sich bestehendes Werk wird angesehen werden können, wird der Herausg. alles, was zur Erläuterung der Sprache des Dichters, der historischen, mythologischen, geographischen und antiquarischen Umstände erfoderlich ist, beybringen, und hierdurch für den Ovid das zu leisten suchen, was Ernesti durch den Clavem für den Cicero gethan hat. Dieser Theil der Arbeit, bey welchem man sich bey Hn. M's bekannter Gelehrsamkeit etwas vorzügliches versprechen darf, wird ohne Zweifel das seinige dazu beytragen, den in der Vorrede geäusserten Wunsch zu realisiren, dass das Studium Ovids und überhaupt der lateinischen Poesie — deren Vernachlässigung den verderblichsten Einfluss auf das Studium der Philologie überhaupt hat — mit grösserem Eifer in den Schulen getrieben werden möchte. Mit Recht sagt der Herausg., indem er von der Kenntniss der Prosodie spricht: *Illos demum, qui ab hac parte satis instructi ad poetarum interpretationem accedunt, partes suas rite explere, recteque de metri ratione, ejusque cum argumenti consensu, de numerorum laevitate vel asperitate, epithetorum apta collocatione aliisque, quae summa cum arte a poëtis posita sunt, statuere, sicque aures et judicium puerile fingere licebit, unde lectio et sensum jucundissima efficiatur, et utilitatem, quantam potest maximam, afferat, necesse est; cum contra — scholarum magistri, hac facultate destituti, eo angustiarum se subinde redactos magno cum pudore suo sentiant, ut quomodo verba recte inter se concilient, ne quidem habeant; ut alios pudendos errores taceam, quibus rei prosodicae ipsos illudit ignorantia.*

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 5. May 1797.

NATURGESCHICHTE.

Berlin, b. Pauli: *Natursystem aller bekannten in- und ausländischen Insekten*, als eine Fortsetzung der von Büffonischen Naturgeschichte von *Johann Friedrich Wilhelm Herbst*. Der Käfer sechster Theil mit 38 illumin. Kupf. in Queerfol. 1795. 520 S. 8. (Pr. 10 Rthlr. 20 gr.)

So sehr sich dieser Band vor allen bisher erschienenen Theilen dieses Werks durch die Anzahl der Seiten auszeichnet; so begreift er doch nur zwey Gattungen: *Rhynchophorus* und *Curculio*. Jedermann kennt die bey dieser weitläuftigen Gattung statt findenden Schwierigkeiten. Sie haben ihren Grund in der ungeheuren Menge darin enthaltner Arten, in der grosen Aehnlichkeit derselben unter einander, in der Kleinheit der meisten, in der grossen Veränderlichkeit der Zeichnung, die mehrentheils von Schüppchen und Härchen entsteht, und endlich in der Unzulänglichkeit der Familienabtheilungen, deren sich die Schriftsteller bedient haben. Man wird daher mit Dankbarkeit Hn. H's. Bemühung erkennen; er hat durch die Menge der zusammengetragnen Arten, durch genaue mit Abbildungen und Synonymen erläuterte Beschreibungen, durch viele auf sichere und wesentliche Kennzeichen gebauete Familien, den Entomologen zu Hülfe kommen wollen. Man findet hier 566 Curculionen aufgeführt. Der Vf. hat von allen denjenigen Abbildungen geliefert, die er entweder selbst besass, oder von seinen Freunden erhielt. Von den übrigen copirte er die Abbildungen aus allen Werken; für den Deutschen muss die Copie der Olivierischen Kupfer das Wichtigste seyn. Es blieben aber doch von den in Fabricius Entom. system. beschriebenen Arten noch eine Menge übrig, zu denen keine Abbildung sich fand, und die der Vf. nicht kannte. Diese werden mit ihren Diagnosen, und mit der aus Fabricius, oft auch aus Olivier's Encyclop. method. Tom. V. übersetzten Beschreibungen, geliefert.

Die Gattung *Rhynchophorus* bildete *H.* aus den *Curcul. Palmarum*, *ferrugineus*, *abbreviatus*, *Oryzae*, *granarius* und ähnlichen. Das Hauptkennzeichen sind ...gliedrige Fühlhörner mit einer einfachen Kolbe. Diese Kolbe ist aber im Grunde aus vier Gliedern zusammengesetzt; man sieht dies bey den Arten, die den Uebergang zu den Curculionen machen, schon deutlicher; bey den grössern aber kann uns nur der Durchschnitt der Kolbe davon überzeugen. — Warum nahm der Vf. unter die Kennzeichen nicht auch ...n Rüssel, und den Standort der Fühlhörner auf? Der Körper ist nicht bey allen oben flach, z. B. *piceus*, *abbreviatus*. — Der R. 13-*punctatus*. 4. ist unter eben diesem Namen von *Illiger* im Schneider. N. Mag. 5. H. beschrieben. Man bekommt ihn vorzüglich aus Nordamerika. 12. *piceus* findet sich auch in Ungern, Italien und Süddeutschland, und ändert mit kastanienbraunen Flügeldecken ab. — 21. *analis Olivier* hält Rec. für H's. *Curc. haemorrhoidalis* n. 235. Man möchte einwerfen, dass Oliv. die Schenkel als unbewaffnet beschreibe, da sie doch ein kleines Zähnchen haben, allein die übrige Beschreibung stimmt sehr schön, und unser Vf. beschreibt ebenfalls den Schenkel ungezähnt. Es ist dieser Käfer Einer der Uebergänge, wovon es schwer zu bestimmen ist, ob man sie zu *Curculio* oder zu *Rhynchophorus* zählen soll.

Bey den Curculionen, denen das Kennzeichen der gebrochnen Fühlhörner nicht beständig zukommt (z. B. *C. teres*, *antiodontalgicus*) verwirft der Vf. mit Recht die alten auf die Länge des Rüssels, und auf die Zähne der Schenkel gebaueten Familien, und giebt uns dagegen 17 nach dem ganzen Körperbau und besonders nach dem Brustschilde unterschiedne Abtheilungen, die er durch Umrisszeichnungen auf der Instructionstafel O erläutert hat. Rec. erinnert nur, dass Hr. *H.* sehr oft Käfer zu verschiednen Familien rechnet, die neben einander hätten stehen müssen. Allein gewöhnlich trifft dies sich nur dann, wenn er nicht die Käfer selbst,* sondern nur ihre Abbildungen, oder die Vergleichung des Körperbau's mit einer ihm bekannten Art, vor sich hatte. Fast 150 Arten sind in einem eignen Abschnitte hinzugefügt, wovon der Vf. bey Unzulänglichkeit der Beschreibungen und Abbildungen nicht zu bestimmen wagte, zu welcher von seinen Familien er sie bringen sollte.

Jetzt wollen wir die Arten selbst durchgehn und einige unserer gesammelten Bemerkungen und Berichtigungen hersetzen. 2. *C. angustatus*. Eine Abart davon ist der *ferrugatus Fab.* u. nr. 13. dieses Werks. — 6. *filiformis* ist *Bardanae* Panz. Fn. Germ. (Warum führt Hr. *H.* dieses immer wichtiger werdende Werk niemals an?) 9. *C. lateralis* ist *tabidus*. Olivier Encycl. n. 281. — 15. *C. linearis* beschreibt der Vf. n. 247. unter dem Namen *parallelepipedus*; wir möchten diesen Käfer gern zu *Rhynchophorus* rechnen. 23. *nigrinus* ist dem *Artemisiae* so ähnlich, dass er auch zur 3ten Familie gezählt werden müsste. Bey 26. *C. cylindricus* ist in die Beschreibung durch Missverstand eines französischen Ausdrucks ein groser Irrthum gekommen. Der Vf. sagt: *Die Deckschilde mit Strichen, die wegen der darin befindlichen eingestochnen Punkte sägeförmig erscheinen.* Olivier sagt:

avec des stries serrées, formées par des points enfoncés, d. h. mit dicht neben einanderstehenden Punktstreifen. — 27. *mucropterus* soll wohl *mucroferus* heissen. — 29. *notatus* ist dem *Pini* 107 der 7ten Familie so ähnlich, dass ihn H. selbst damit vermischt hat. — 36. *erythrocrus* ist *Pruni Fab.* und nr. 440. — 46. *alternans* dem *emarginatus Fab.* und nr. 504. sehr ähnlich, aber breiter. — 47. *ophthalmicus* ist *distinctus Fab.* und nr. 505 — 59. *cuprirostris* 60. *caerulescens*. Fabricius und Olivier rechnen den vom Vf. zu letzterm gezognen *Char. satin-verd* Geoffr. 16. zum *cuprirostris* und wahrscheinlich mit Recht, da man blaue Abarten ohne kupferfarbigen Rüssel findet. Dafür kann *Chloris* Panz. Fn. G. hierher kommen. — 65. *Sannio* ist vielleicht *Barbarus Oliv.* — 93. *Lundii* unter dem Namen *Rohrii Fab.* in den Sammlungen. Letzterer aber stammt aus Amerika. — 105. *globosus*. Diesen sonderbaren Käfer hat Rec. auch in Norddeutschland gefunden. — 121. *venustus* ob der wahre Fabric. und Olivierische Käfer? *C. parallelus* Panz. Fn. G. hat viele Aehnlichkeit mit ihm. — 122. *C. funereus* ist *T. album* Linn. Paykull. Geoffr. 1. 285. 17. Fabricius citirt den Linné und Paykull mit Unrecht bey seinem *Atriplicis*, der unten nicht mit weissen Schüppchen bedeckt ist. — 132. *Ajugae* ist Panzers *Linariae*. — 151. *Solani F.* beschreibt der Vf. nachher n. 330. unter dem Namen *pulchellus*; er gehört doch wohl richtiger in diese Familie, als in die 15te, wohin ihn H. gesetzt hat. — 176. *Cinerascens F.* hat H. nachher noch einmal n. 525. unter den ihm unbekannten aufgeführt, wo er vielleicht stehn bleiben muss, da das Fabricische Citat nicht ganz sicher ist. — 184. *Floricola* ist ohne Zweifel *oblongus* F. und Lin. — 188. *imperialis*. Fast möchten wir den t. 76. f. 1. abgebildeten für einen *nobilis* halten; die Abbildung trifft genau auf unsern Käfer, dem die von Olivier gegebne Beschreibung sehr gut zukommt. — 243. *taeniatus* muss mit *vorax* in Eine Familie gestellt werden. — 265. *Hercyniae* auch bey Augsburg, Wien, Dresden. — 272. *Globifer*. Der Käfer ist mit silberweissen Schuppen mehr oder weniger bestreuet. — 275. *Vanellus* scheint ein Springer. — 311. *Viennensis* vielleicht *vagus* Laicharting. Tyr. Inf. 206. 3. — 315. *maxillosus*. Hr. H. übergeht in seiner Beschreibung, ungeachtet des von Fabricius ihm gegebnen Fingerzeigs, das wichtigste Kennzeichen, das doch wohl diesem Käfer, bey den übrigen Besonderheiten desselben, die Rechte einer eignen Gattung sichert: den deutlich abgesonderten Clypeus, welcher sich selbst nicht bey den ähnlichsten Rüsselkäfern findet. — 335. *Septemtrionis*. Der Vf. citirt *scaber Payk.* Die diesem Citate beygesetzte Diagnose ist aber nicht von Paykull, sondern von H. Jener erwähnt mit keinem Worte der Reihen augenförmig erhabner Körnchen. — 338. *irritans* ist *multipunctatus* Fab. und nr. 538 — 349. *punctatulus* der *Noveboracensis* Forster. Cent. 35. und Oliv. nr. 372. — 371. *Punctum album* ist *Pseudacori F.* und nr. 449. — 395. *undulatus* gehört zur neunten Familie. — 555. *grammicus* auch Oliv. Enc. 5. 534. 282. auch in Frankreich und Deutschland.

Rec. freut sich, sagen zu können, dass der Vf. in den Citaten sorgfältiger gewesen ist, als man bey den vorigen Bänden bemerkt hat. Er wünscht, und mit ihm alle Entomologen, dass es Hn. H. gefallen möchte, jedem seiner Bände ein alphabetisches Register der darin enthaltnen Namen, mit Unterscheidung der Synonymen, hinzuzufügen. Besonders fühlbar wi[rd] dieses Bedürfniss bey einer so grossen Gattung, w[ie] Curculio ist. Dadurch würde der Vf. auch den una[n]genehmen Umstand vermeiden, dass in Einer Gattun[g] verschiedne Namen zweymal, ja gar dreymal vo[r]kommen, z. B. *adspersus*, *cinerascens*, *dubius*, *fl[a]vus*, *lateralis*, *pilosus* u. a.

Der Kritiker sieht sich von seiner Pflicht gezw[un]gen, ein sehr ungünstiges Urtheil von den zu diese[m] Bande gehörenden Kupfern zu fällen. Selbst die au[s]gezeichnetsten Käfer sind hier oft ganz unkenntli[ch] vorgestellt. Desto trauriger sieht es um die kleine[n] wenig charakteristischen Arten aus, deren diese ve[r]wickelte Gattung so viele aufzuweisen hat. Es b[e]darf keiner einzelnen Beyspiele; jede Tafel lie[fert] deren eine Menge. Es ist natürlich, dass dieser T[a]del nur die wirklichen Originalzeichnungen tre[ffen] kann; die aus Olivier u. a. entlehnten Abbildung[en] sind getreu copirt. Man wird hier einwenden, d[ass] man für einen so wohlfeilen Preis, der dies W[erk] auszeichnet, unmöglich so viel verlangen könne. A[l]lein was helfen uns Abbildungen, die nur zu oft u[n]sre einzige Zuflucht seyn müssen, wenn sie diese ni[cht] gewähren? Warum sind die Abbildungen der Schme[t]terlinge in diesem Werke verhältnissmäsig so schö[n]? Es ist wahr, bey den Käfern kommt nicht allein d[ie] Farbe und Zeichnung in Betracht, auch die schw[er] gut darzustellenden Umrisse des Ganzen und se[iner] Theile, die so mannichfaltige Vertheilung des Sc[hat]tens und des Lichts, eine sorgfältige durchsicht[ige] Illumination müssen beobachtet werden. Diese E[r]dernisse lassen sich nicht mit flüchtiger Eile verb[in]den. Wir legen es dem *Hn. Verleger* dieses nützlic[hen] und für unsre Zeiten unentbehrlichen Werks, [ans] Herz, die Künstler mehr Sorgfalt anwenden zu [las]sen, und lieber einige Tafeln weniger zu liefe[rn]. Wir verbürgen ihm dagegen die Rückkehr manc[hes] Interessenten, der das Werk aufgab, weil ihm [die] Abbildungen so sehr missfielen.

Koppenhagen, b. Proft u. Storch: *Index alpha[be]ticus in J. C. Fabricii Entomologiam systemati[cam] emendatam et auctam*, Ordines, Genera et S[pe]cies continens. 1796. 176 S. 8. (14 gr.)

Die Unentbehrlichkeit eines solchen alphabetisch[en] Namenweisers zu einem naturhistorischen über ze[hn] tausend Arten enthaltenden Werke, bedarf kein[er] Auseinandersetzung. Wir brauchen hier nur zu ve[r]sichern, dass dieses Register nach einem guten Pla[n] ausgearbeitet ist. So hindert z. B. die alphabetisch[e] Folge nicht, zu ersehn, zu welcher Familie eine A[rt] gehöre, wenn die Gattung in solche vertheilt ist. E[i]nige in der Vorrede bemerkte Druckfehler, (z. B.

rum spec. 80. ist alter ausgelassen; effusa für offusa) ssen uns Anfangs fürchten, mehrere in dem Index bst zu treffen, allein wir freuen uns, bey dem öf- rn Gebrauche nur auf wenige gestossen zu seyn.

Der geräumige Druck macht dieses Buch auch da- geschickt, dass der Sammler seine Insecten darin merken, die im Fabricius fehlenden hinzuschrei- n, und so auf die leichteste Weise seinen Freunden n Katalog seiner Sammlung mittheilen kann. Auch t es mit der Ent. Syst. Fabr. einerley Format, und nn also derselben beygebunden werden.

LITERARGESCHICHTE.

Leipzig, b. Feind: *Allgemeines Schwedisches Ge- lehrsamkeits-Archiv* unter Gustafs des Dritten Re- gierung. *Siebenter und letzter Theil* für die Jahre 1787 bis zum Todes Jahre. Mit Zusätzen und Register, über alle Theile versehen und herausge- geben von *Christoph Wilhelm Lüdeke*, Doctor der Gottesgelehrsamkeit, Past. Primar. der deutsch. Gemeine zu Stockholm, und Ass. des Stockholm. Consistoriums. 1796. 1 Alph. 4 Bog. 8.

Hr. L. fing dieses Archiv, welches eine Anzeige der K. Gustavs III Regierung herausgekommenen wedischen grösern und kleinern Schriften, nebst dortige Literatur und wissenschaftliche An- en betreffenden Nachrichten enthält, im Jahr 1781 , und schliesst es jetzt mit dem Todesjahr des Kö- gs. Da er hier an 6 Jahre umfasst, so sind die An- gen der Bücher nur kurz, und ist nur von den meh- ten blos der vollständige Titel angezeigt. Unter 1. Rubrike: *weitläuftige Recensionen*, kommt auch er nur eine einzige eigentliche Recension vor, näm- h von Hn. Prof. Porthans in Åbo Ausgabe von Jusléns *ronicon Episcoporum Finnlandensium* in einer Reihe n 39 zu Åbo gehaltenen Disputationen, denen noch hl, ehe das ganze Chronikon vollständig wird, bis 30 folgen dürften. Man findet dasselbe zwar on im 1. Stück der Nettelbladtischen Bibliothek edruckt, aber nach keiner guten Handschrift und vielen Fehlern. Unter dem Text des Juslêni- en Chronikons sind sogleich die zu jenes Berichti- ng gehörigen Lesearten und Anmerkungen beyge- cht. Den mehresten Raum aber nehmen die ange- gten Sacherklärungen des Herausgebers ein, wel- zur Erläuterung der Geschichte, besonders Finn- ds im weitern Verstande gehören, und selbst Ur- nden, Abhandlungen und Nachrichten enthalten, für dortige Kirchengeschichte, Rechtsgelehrsam- t, Schulanstalten und Literatur, politische und ehrte Geschichte, und Oekonomie wichtig sind. ch die benachbarten Länder, Schweden, Russland, rwegen, Polen gehen dabey wegen der Verbin- ng mit Finnland nicht leer aus. Hierauf folgt eine zeige der Schriften, die bei den Reichstagen 1789 d 1792, und bey Gelegenheit des Todes und Be- es Gustavs III gedruckt sind. Im 2. Hauptab- schnitt folgen die *Verzeichnisse* von den seit der Zeit herausgekommnen Synodal und Universitätsdisserta- tionen, den verschiedenen Wissenschaftsakademieen und Societäten, und auch den darin gehaltenen merk- würdigen Reden. Der 3. Hauptabschn. liefert ein nach den verschiedenen Wissenschaften classificirtes *Bücherverzeichniss.* Bey einigen in beiden Abschn. angeführten Schriften ist ein kurzer Inhalt und ein Urtheil beygefügt. Auch ist bey solchen bemerkt worden, wo man in unsrer A. Literatur-Zeitung, der allg. deutsch. Bibl., den Gothaer und Göttingschen gelehrten Zeitungen und den Greifswalder Crit. Nachr. davon ausführliche Anzeigen und Recensionen findet. Bey einigen Schriften, als S. 133., bey der 1791 her- ausgekommnen Högmåls-Fråga oder Staatsfrage an die Weisen und Edelgesinnten im Lande, betreffend eine neue Münzverfassung und eine neue Reichsmün- ze, zur Befreyung von dem verderblichen Agiohan- del, — sind zugleich eine ganze Menge dadurch ver- ursachter und unter dem Reichstag zu Gefle herausge- kommener Flug- und Streitschriften angezeigt wor- den. Bey Gelegenheit der zu Stockholm 1787 erschie- nenen Kort Anledning, oder kurzen Anleitung zur Er- klärung über die Wirkungen des thierischen Magnetis- mus und Somnambulismus — wird bemerkt, dass die grossen Erwartungen der Schwärmer dieser Art hin- terher so gut als völlig getäuscht wurden. Auf jene Gaukeleyen und Narrenspossen erfolgten die ernstli- chen Auftritte der französischen Revolution, und ga- ben den Völkern ganz etwas anders zu denken. Eben das gilt auch von den zugleich in eben der Dru- ckerey erschienenen 3 Swedenborgischen Schriften. Zum Glück dauerte diese Swedenborgische Schwindel- periode nicht lange. Auch die Schriften Schwedischer Schriftsteller, die ausserhalb Landes gedruckt sind, so wie auch die aus der schwedischen in andere Spra- chen übersetzt worden, sind mitgenommen, inglei- chen die in Schweden herausgekommenen Kupfersti- che, Landkarten, Schaumünzen u. dgl. m. Beson- ders wichtig ist der S. 236. angeführte Nordenanker- sche Atlas von 12 schwedischen Seekarten, die Rec. vor sich hat. Die Aufnahme derselben gründet sich auf trigonometrische Messungen, astronomische Beob- achtungen und genauen Berechnungen. Sie sind fast alle 26 Zoll breit und 39 Zoll lang, und sauber ge- stochen. Der 4. Hauptabschn. *Gelehrter Anzeiger* be- titelt, enthält verschiedene Artikel, welche Beyträge zur schwedischen Literatur und zur Kenntniss des dor- tigen hohen und niedern Schulwesens geben. Zu er- stern gehören die Nachträge zu den im I. u. VI. Th. an- geführten schwedischen Zeitungen und zu den schwe- dischen Kalendern, worunter hier die Theateralma- nache von 1787. 88 aufgeführt sind. Zu letztern aber die summarische Darstellung des höhern und niedern Schulstaats von Schweden und in dem schwedischen Finnlande. Der Vf. trug auf dem Reichstage 1766 bey dem Priesterstande an, ihm auf verschiedene den Schulstaat betreffende Fragen, in allen Provinzen, eine Antwort zu ertheilen. Und aus den darauf ein- gegangenen Berichten aller Consistorien im Reiche ist die-

dieser Artikel gezogen. Es sind in Schweden nur 2 Schulordnungen von 1692 und 1724 vorhanden. Die Nachrichten von den schwedischen Universitäten sind nur kurz. Ausführlicher sind die von den Gymnasien nach der Ordnung der Bisthümer und von den Dom- Trivial- und Kirchenschulen. Die Krone hat für die mehresten Lehrer der Kathedral- und Trivialschulen die Salarien in Getraide angeschlagen, die Kirchenschulen müssen von den Gemeinen und den Kirchen unterhalten werden. Zuletzt auch etwas von der ehemaligen Cadettenschule zu Carlscrona, die jetzt unter dem Namen einer Militärakademie nach dem bey Stockholm gelegenen Lustschlosse Carlberg verlegt ist, wie es heisst, aber jetzt wieder eingegangen ist, von dem Landmesser-Comtoir und der Navigationsschule. Auswärtige hätten doch diese Nachrichten ausführlicher gewünscht.

Augsburg, b. Späth: *Literarische Reisen vom Geheimenrath Zapf. Erstes Bändchen.* Durch einen Theil von Bayern, Schwaben und in die Schweiz, in den Jahren 1780 und 1781. *Neue, umgearbeitete, vermehrte und verbesserte Ausgabe.* 1796. Ohne die Vorrede 288 S. 8.

Wenn man wissen will, was Hr. Z. in dieser neuen Ausgabe seiner literarischen Reisen geliefert habe, so muss man sich vor allen Dingen mit der kleinen Geschichte der vorhergehenden Ausgaben derselben bekannt machen. — Den Anfang dazu machte er mit einigen einzeln abgedruckten Briefen — von denen *der erste* die Absicht seiner, im J. 1781 vorgenommenen Reise in einige Klöster Schwabens, durch den Schwarzwald und in die Schweiz anzeigte — *der zweyte* sich über seine vollbrachte literarische Reise in einige Klöster Schwabens und in die Schweiz verbreitete — der *dritte* seine Reise in einige Klöster Bayerns im J. 1780 beschrieb, und der *vierte* von seiner Reise durch einen Theil von Bayern, Franken und Schwaben im J. 1782 handelte. Diese vier Briefe wurden im J. 1783 zusammen gedruckt, und machen einen eigenen Band in 8. aus. Ueberdieses wurden dieselben auch in die *Bernoullische* Sammlung kurzer Reisebeschreibungen aufgenommen. Noch nicht genug — Hr. Z. erweiterte den zweyten Brief solchergestalt, dass daraus ein Quartband entstand, den *Palm* in *Erlangen*, mit 13 Kupfertafeln geschmückt, drucken liess. Und nun erhalten wir eben diese Reisen in einer *neuen, umgearbeiteten, vermehrten* und *verbesserten Ausgabe* — und also abermals in einer veränderten Gestalt, so zwar, dass der *erste* Brief ganz weggelassen — der *dritte* — der nun um der chronologischen Ordnung willen, voransteht — weiter ausgedehnt, der *zweyte* aber in das Kürzere gezogen worden ist, der *vierte* aber in einem zweyten Bändchen, ebenfalls verändert, nachfolgen soll. Um dieser Reisebeschreibung einen neuen Werth zu geben, hat der Vf. auch solche Veränderungen, die sich nach der Zeit hin und wieder zugetragen haben, auch Biographien von verschiedenen berühmten Leuten, die er kennen lernte, sogar von solchen, die schon lange vorher gestorben waren, beygefügt. Ueberall spricht der Vf. mit Freymüthigkeit, sagt auch öfters solche Wahrheiten, die man eben nicht immer gerne hört. Uebrigens werden unsere Leser keine weitläuftigen Auszüge aus diesem Werkchen erwarten, zumal da der gröste Theil desselben von S. 111. bis zu Ende selbst Auszug aus einem grössern Werke ist. Doch wird eine ganz kurze Anzeige dessen, was ungefähr neues zu dem zweyten Brief, der nun in 13 Briefe abgetheilt worden ist, gesetzt wurde, nicht ganz unwillkommen seyn. *Erster Brief.* Die erste Reise machte Hr. Z. mit Hn. *Gercken*, mit welchem er den 4. August zu *München* ankam. Beschreibung des *Lompelgarten*, wo sich die Münchner Bürger Abends zu divertiren pflegen — Ursprung und Erbauung der Stadt *München* — etwas von der Residenz — von einigen merkwürdigen Gebäuden und Kirchen. *Zweyter Brief.* Besuch des Theatinerklosters — *Stertzingers* ausführliche Biographie, ist neuer Zusatz. *Dritter Brief.* Die Bibliothek der Theatiner. — Zur neuern — nachdem das Feuer die alte verzehrt hatte — wurde ein guter Grund durch Ankaufung eines Theils einer dritten Bibliothek, die der bekannte Prediger *Solger* in Nürnberg gesammelt hatte, gelegt. Rec. erinnert sich einstens *von einem* sichern Mann gehört zu haben, dass die Theatiner nur die *Folianten* aus dieser *Solgerischen* Sammlung gekauft, die übrigen aber liegen gelassen haben, die nachher bald andere Liebhaber fanden, weil darunter die seltensten Bücher befindlich waren. *Vierter Br.* Etwas von dem (nun auch verstorbenen) Prälaten von Pollingen *Franz Töpsel* — *Gerloh Steigenberger* — *von Lippert* — der sie in die kurfürstliche Bibliothek führen *sollte* — die sie — *nicht* — zu sehen bekamen. — Und doch eine literarische Reise! *Fünfter und sechster Br.* Beide betreffen das Stift *Pollingen*. Stiftung desselben. Biographie des *Eusebius Amort*, eines würdigen Chorherrn daselbst. Verdienste des Prälaten *Stöpsels* um sein Stift — schöne Bibliothek daselbst. *Siebenter bis neunter Br. Benedictbeuren.* Geschichte dieses Stifts. *Bibliothek. Zehnter bis zwölfter Br. Tegernsee.* Ursprung dieses Stifts. Bibliothek. Seltenheiten derselben. Der *dreyzehnte* und letzte Brief beschreibt eine nicht literarische Reise nach *Branau*. Als Anhang sollte diesem Bändchen *Vita S. Anskarii* nach einer Abschrift aus einem zu *Weingarten* verwahrten Codice beygefügt werden. Andere Beschäftigungen der Pressen aber erlaubten es nicht.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 6. May 1797.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Bamberg, b. Gebhards Wittwe: *Franc. Henr. M. Wilhelm*, Philosoph. et Medic. Doctoris et Professoris publ. ord. *Pharmacopoea Wirceburgensis.* Editio secunda et immutata. 1796. 17 Bog. gr. 8.

Seit der ersten Ausgabe dieses armseeligen Machwerks, haben die verdienstvollen Männer *Schlegel* und *Wiegleb*, das Publikum mit einem ungleich vollständigern und vernünftigern Buche über diesen Gegenstand versehen, als gegenwärtiges ist! Ein gutes Apotheker-Buch zu schreiben, dazu gehören ungleich mehrere Kenntnisse und Erfahrungen, als Hr. *Wilhelm* in dem seinigen bewiesen hat. Man sollte doch stets auf den Unterschied Rücksicht nehmen, welcher zwischen einem pharmaceutischen Wörterbuche, und einer zweckmäsigen belehrenden Pharmacopoe zu beobachten wäre, — in jenem können immer der Vollständigkeit wegen, auch die minder wirksamen Mittel mit aufgenommen werden — in dieser aber verlangt man 1) eine gute Auswahl blofs wirksamer Arzneyen, 2) dafs die neuern erprobten, und als wirksam befundenen Mittel mit aufgeführt werden, und 3) die Bereitung der Arzneyen mit aller Genauigkeit angegeben, besonders die chemisch-pharmaceutischen Bereitungen, den Grundsätzen der Scheidekunst gemäfs, beschrieben werden. Die Beobachtungen dieser Regeln bestimmen freylich den Werth einer guten Pharmacopoe, und machen solche dem Arzt und Apotheker gleich brauchbar.

In dieser Wirzburgischen Pharmacopoe sind zwar die Mittel nicht zu sehr gehäuft, allein es sind doch sehr viele darunter, welche auf keinen Fall den Platz verdienen, und wovon die mehresten unwirksam, oder durchaus entbehrlich sind. So konnten z. B. aus dem Verzeichnifs der einfachen Arzneymittel folgende gar füglich wegbleiben, als: *Rad. Doronici, Filipendulae, Mandragorae, Oreoselini, Pareirae bravae, Primulae veris* — *Herba Caryophillatae, Ceterach, Gallii lutei, Scolopendrii* — *Flores Eupatorii, Lysimach. Nympheae* — *Sem. Bardanae, Cicutae, Sileris montan.* — *Cort. Mori* — *Lign. Abietis* u. s. w. Nicht minder konnten folgende zusammengesetzte, elende Mittel durchaus weggelassen werden, als: *Acetum* und *Oxymell radic. Primul. veris, Alumen draconisatum, Extr. Plantaginis, virg. aureae, rad. Bryoniae* — *Tinctura Dictamni albi* u. dergl. mehr.

Der *Aethiops mineralis*, wenn solcher, wie hier vorgeschrieben ist, durch Schmelzung bereitet wird, ein ganz anderes Produkt, und von ungleich weniger Wirksamkeit, als dasjenige, welches aus Schwefelblumen und Queckfilber, durch das Reiben im steinernen Mörsel hervorgebracht wird. Zur Bereitung der Benzoeblumen wird die Sublimation empfohlen. Bey der Vorschrift zu der Bereitung der *flor. Sal. ammonic. mart.* ist ein Theil Eisenfeile zu zwey Theilen Salmiak, zu viel — es wird dadurch eine zu grofse Menge Laugensalz frey gemacht, welches verlohren geht, und es kann deshalb nur wenig eisenhaltiger Salmiak erhalten werden. Bey der Bereitung der Eisen-Kugeln ist der Zusatz des Weingeistes unnütz und zweckwidrig, denn reines Wasser bewirkt die Auflösung des Eisens weit besser. Bey dem *Infuso Sennae* wird der *Tartarus solubilis* vom *Succo citri* wieder zersetzt, und *Cremor Tartari* wieder hergestellt. Bey der Bereitung des mineralischen Kermes ist die *Wieglebische* Methode ungleich besser, wo nämlich vier Theile Spiesglanz, mit einem Theile Schwefel, in kaustischer Lauge gekocht werden — denn die Kochung des Spiesglanzes, in bloser Laugensalz-Auflösung, liefert nur eine sehr geringe Menge von diesem Produkte. Bey dem *Lapide caustico* ist die Vorschrift durchaus falsch — drey Theile Kalch zu einem Theile Pottasche?? auch muss hier die Rede von reinem Gewächs und Laugensalze, und nicht von Pottasche seyn; drey Theile von diesem, und vier Theile lebendiger Kalch geben ein richtigeres Verhältnifs. Das Seignettesalz wird aus der Sode zu bereiten, vorgeschrieben, da es doch, bey der schlechten Beschaffenheit der Sode, durch Zerlegung des Kochsalzes, mit mehrern Vortheil zu erhalten ist. Der *Spiritus Arthriticus* bestehet aus folgendem sehr unchemischen Gemengsel: vier Unzen Kochsalz, zwey Unzen Vitriol-Oel, und vier Unzen Terpentin-Oel — dieses soll einer Destillation unterworfen werden?? Salzsäure und Weingeist geben, wenn sie mit einander destillirt werden, keinen versüssten Salzgeist — der Weingeist gehet in einer, sehr wenig veränderten Gestalt über. Auch zur Bereitung des Salmiak-Geistes, sind zwey Theile lebendiger Kalch gegen einen Theil Salmiak zu viel. Gleiche Theile sind hinreichend, den Salmiak zu zersetzen, durch eine gröfsere Menge, wird nur das Destillir-Gefäfs, ohne Noth, angehäuft. Die *Hirschingische* Bereitungsart des goldfarbenen Spiefsglanzschwefels scheint dem Herausgeber unbekannt zu seyn, denn hier ist noch die alte Methode, mit ihren drey Niederschlagungen empfohlen. Eben so wenig ist auch *Höpfner's* Methode, den Brechweinstein zu bereiten, benutzt worden — denn hier werden noch gleiche Theile Metallsafran und Weinstein-Krystallen vorgeschrieben!!

Der *Calx mercurii* (S. 131.) trägt diesen Namen nicht mit Recht — denn obgleich die Metalle, wenn sie in Säuren aufgelöst sind, sich darinn in Kalchs-Gestalt befinden; so liefert doch die Auflösung, wenn solche Vorschriftsmäsig nur gelinde abgeraucht wird, keinen Kalch, sondern ein metallisches Salz (*mercurius nitrosus*). Von neuern verbesserten Bereitungs-Arten ist leider! hier gar nicht die Rede, denn *Mercur. solubilis Hahnemanni, Mercur. phosphorat. Terra ponderosa salita, Calx antimonii Hoffmanni* u. dergl. sucht man hier vergebens!

Frankfurt a. M., b. Varrentrapp u. Wenner: *S. Th. Sömmerring de corporis humani fabrica*, Latio donata ab ipso auctore aucta et emendata. T. I. *De ossibus*. T. II. *De ligamentis ossium* 1794. 432. und 71 S. 8.

Die Urschrift dieses klassischen Werkes hat Rec. schon vor mehreren Jahren, bald nachher, als sie erschien, in diesen Blättern (1792. N. 20.) umständlich angezeigt. Je würdiger es war, dem Auslande bekannt zu werden, desto befriedigender ist es für den Leser, welcher Sache und Sprache zu schätzen weiss, dass der Uebersetzer, (welcher sich unter der Vorrede nur mit den Buchstaben D. C. F. C. unterschreibt, Hr. Prof. *Clossius* in Tübingen,) ein Mann sey, der jener kundig und in dieser geübt ist. Rec. findet das Lesen anatomischer Schriften, welche, wie diese, in gutem Latein geschrieben sind, viel angenehmer, als das Lesen gleicher Bücher in deutscher Sprache; wahrscheinlich giebt es mehrere deutsche Leser, die sich in eben diesem Falle befinden, da wirklich eine jede anatomische Beschreibung vermöge des Mangels der Artikel und der Participialconstructionen im lateinischen viel kürzer ausgedrückt werden kann, und dadurch die Uebersicht des Ganzen gar sehr erleichtert wird. Und da wird auch diesen die lateinische Ausgabe schon deswegen willkommen seyn; wenn sie auch nicht diejenigen Vorzüge vor der deutschen erhalten hätte, welche der Vf. ihr durch eigene Berichtigungen und Zusätze gegeben hat.

NATURGESCHICHTE.

Nürnberg, b. Felseckers: *Faunae Insectorum Germaniae Initia* oder *Deutschlands Insecten*, gesammelt und herausgegeben von D. *Georg Wolfgang Franz Panzer*. Dritter Jahrgang XXV — XXXVI Heft. 1796. Jedes Heft von 24 einzelnen ausgemalten Abbildungen mit eben so vielen Textblättern 8. in einem Pappfutterale zu 12 gr.

Den Anfang der vorjährigen Lieferung dieser schon als vortrefflich anerkannten Insecten-Faune Deutschlands macht das 25te Heft mit neuen von *Illiger* in dem Schneiderschen Magazin beschriebnen Käferarten, denen der Vf. einige hinzugefügt hat. *Byrrh. nitens P.* hat *Schaller* Hall. Abh. S. 252. unter dem Namen *nitidus* beschrieben. — 26 Heft. *Dytisc. arcuatus P.* ist *pictus Fab.*, *D. trifidus P.* der *geminus. F.* Der *Notox bipunctatus F.* ist ein *Latridius* bey *Herbst*. Schon *Fabricius* war wegen der Gattung bey diesem Käfer in Zweifel. *Derm. Serra:* nicht der wahre, sondern *Dorcatoma Dresdense*, das wohl etwas zu kurz vorgestellt ist. *Lucan. scarabaeoides* eine sehr merkwürdige Entdeckung eines verdienstvollen Entomologen, des H. Sekret. *Creutzer* in Wien. *Curc. Linariae P.* ist Aiugae. Herbst Käf. VI. n. 132. — 27 H. *Staphyl. aeneocephalus* ist nicht *Paykull's* und *Fabricius* Käfer, den letztrer zwar schlecht genug beschreibt, sondern sicher nur Abart vom *Erythropterus*. — *Staph. fuscipes* nach der jetzigen Gattungsvertheilung ein Oxyporus. *A. pallidipennis P.* ist *trilobus Olivier*. — *Paederus. ruficollis.* Paykull beschreibt Wurzel der Fühlhörner und Füsse röthlich, was Rec. an sehr vielen Exemplaren seines Käfers, der mit *Panzers* Abbildung übereinkommt, niemals bemerkt hat. — 28 H. *Scarab. testaceus F.* Es ist hier die schicklichste Gelegenheit, unsre schon so lange schuldig gebliebne Meynung über diesen jetzt so streitigen Käfer, zu äussern. Rec. erklärte ihn für Abändrung des *Sc. mobilicornis*, *Panzer* und *Hoppe* widersprechen dieser Behauptung, und halten ihn für eigne Art. Die Unterschiede, die man beym *testaceus* findet, schränken sich auf die braungelbliche Farbe und die etwas abweichende Beschaffenheit des Kopfhorns und der Brustschildhöcker ein. In Ansehung der Farbe berufen wir uns auf die bekannten Beyspiele von *Rhagium Etruscum Rossi* (*Callid. Salicis F.*) *Leptura villica*, *Ips humeralis*, *Callid. luridum*, *Opatrum crenatum* und *Agricola*, *Anobium Boleti*, *Bostrichus Ligniperda* u. m. Bostrichen, die genau eben so abändern. Also eine solche Abänderung der Farbe gehört in die Regel; sie ist beständig bey solchen Käfern, deren Körper schwarz und braunroth gefärbt ist. Im vorigen Jahre fand Rec. die Puppe eines *Lucanus parallelepipedus*. Er steckte sie in eine Schachtel, die er den ganzen Tag mit sich umhertrug. Am Abend, beym Eröffnen derselben, kroch ihm ein hellgelber Lucanus entgegen, der bald nachher etwas bräunlich wurde, und vielleicht ganz schwarz geworden seyn würde, wenn er nicht gleich aufgespiesst worden. Er steckt noch in unsrer Sammlung. Vielleicht sind die meisten schwarzen Käfer in ihren ersten Stunden allzeit braun z. E. *Bostrichus*, *Cossus Alycetophagus*. — Rec. besitzt den *Sc. testaceus* von allen Schattirungen aus dem hellen Gelb bis ins tiefste Braun; alle sind unten heller: der *mobilic.* ist oben schwarz, unten braunroth. — Rec. weiss überdem von sichern Leuten, die den *mobilicornis* jährlich in Menge fangen, dass sie braune und schwarze Käfer an eben den Orten finden. — Die Abwechslung der Länge des Kopfhorns und der Höcker am Brustschilde darf uns in einer Gattung nicht befremden, in der man allenthalben Arten sieht, die in diesen Theilen so sehr abändern, dass man sie fast für regellose Auswüchse halten möchte. Ein aufmerksamer Sammler wird immer mehr überzeugt, dass er nicht einmal sichre Unterschiede des Geschlechts, wi

weniger der Art, abgeben. Beyspiele bieten sich in Menge dar: *Sc. Taurus*, *nuchicornis*, *Rhinoceros*, *nuchicornis*, *Typhoeus*, *lunaris* u. a. Rec. besitzt eine Abart des Männchens von *mobilicornis*, die sich von der gewöhnlichen durch ein beträchtlich kürzeres Kopfhorn und durch kleinere Brustschildshöcker unterscheidet. Nur eine kleine Stufe tiefer; so ist das von Panzer und Hoppe beschriebne Männchen des *testaceus* auch unter dem *mobilicornis*. Auf der andern Seite haben wir eine Abart des *testaceus*, die in der Länge jener Theile sich mit dem ausgebildetsten Männchen des *mobilicorn.* messen darf. Wir rufen jeden Käfer-Sammler auf, seine Vorräthe von *mobilic.* und *testae.* zu durchmustern; er wird sicher eben solche und noch bessere Uebergänge finden. — Diese aus der Natur genommenen Gründe sind es, die uns bewegen, auch jetzt noch den *Sc. testaceus* für Abart des *mobilicornis* zu erklären. — — *Sc. conjugatus. P.* findet sich auch in Ungern, und ändert etwas in der Zeichnung der Binde ab. Beym *Sc. haemorrhoïdalis* ist das sich so sehr auszeichnende Schildchen ganz verfehlt.

Im 29ten Heft sind 16 Arten von Donacien abgebildet; einige davon möchten vielleicht nur Abarten seyn: *Festucae* von *micans*, *collaris* von *Sagittariae*, *limbata* von *vittata*. Es ist sehr zu bedauern, dass der Vf. die gleichzeitige *Enum. Elytrat. Erlangens.* von Hoppe nicht hat benutzen können, worin die meisten der hier vorkommenden Arten schon benannt, und von eben dem Zeichner, der die Panzerischen Abbildungen besorgt hat, recht gut dargestellt sind. Es wäre dadurch eine Menge neuer Namen, und dem ohnehin schon drückend beladnen Gedächtnisse, eine neue Last erspart. Mit Recht klagt P. darüber, dass man so willkührlich die Fabricischen Namen geändert hat. Wann wird man doch aufhören, in der Veränderung der Namen eine Ehre zu suchen, und dadurch einer kleinlichen Eitelkeit das Beste der Wissenschaft zu opfern? Die alten Namen werden doch von gründlichen Naturforschern, die bey dem Publikum Gewicht haben, wieder in ihre Rechte eingesetzt, und der unbefugt veränderte Name, oft wohl gar mit dem Nahmen des Titeln, der Vergessenheit übergeben! — *D. striata. P.* ist *micans Hoppe*, *D. discolor fem. P.* (der Geschlechtsunterschied richtet sich bey diesen, so wie bey den meisten Käfern nicht nach den Farben,) ist *... Hopp.*; *D. discolor mas* halten wir für Abänderung von *D. violacea H.* oder *Festucae. F.* die wir von des Vfs. *Festucae* verschieden glauben. *D. dentipes* ist *fasciata. H. D. Sagittariae F.* nennt Hoppe *aenea*, Schrank und Olivier *aquatica*; *palustris* ist vielleicht *nigra Fabr.*, *vittata* ist Hoppens *marginata*, *simplex F.* dessen *linearis*. *D. tersata P.* können wir nicht gehörig von *Hydrocharis* unterscheiden, da die Farbe der Fühlhörner veränderlich ist; wir können daher auch nicht angeben, welche von beiden Hoppens *cinerea* ist — *Bupreſt. Decastigma F.* ist unstreitig die *Xiphoïdes* von Schrank im 24 St. des Naturf. B. *Pru-* Abart von Fabricius *undata*. Man vergl. Schneid. N. Mag. S. 248. — *B. cyanicornis. F.* Nach Olivier, der diesen Käfer häufig in der Provence fand, ist hier das Weibchen abgebildet; das Männchen, das wir aus Oesterreich bekommen haben, ist einfarbig grün, die Linien auf dem Brustschilde sind nicht so dunkel; an der Wurzel des Vorderschenkels steht ein brennendgoldrother Fleck. Petagna's Beschreibung der *B. Stephanelli* stimmt damit sehr gut überein; *B. femorata Villers* aber ist zu schlecht beschrieben, um sie mit Sicherheit hierher zu rechnen.

30ter Heft. *Carab. Sabulicola P.* ist eine Abart des *obscurus Fab.* *C. cinctus* ist eher Rossi's als Fabric. Käfer. *C. Dianae F.* heisst jetzt eigentlich *humeralis*, von dem *axillaris F. Ap.* nur Abart ist. Die Abbildung des *C. aterrimus* befriedigt uns am wenigsten. *C. lutescens P.* ist der schon lange bekannte *Pelidnus Herbst.* Die Ursache der Namensveränderung giebt der Vf. nicht an. *C. confluens P.* Das Merkmal der zusammengeflossnen Streifen ist nicht wesentlich; man findet diese Ausartung fast bey allen gestreiften Käfern, die sich auch aus der geringsten Verletzung in dem Zustande vor der letzten Verwandlung sehr gut erklären lässt. — 31ter Heft. *Car. zonatus P.* die Citate aus Rossi fallen weg; vielleicht gehören sie zum *cinctus* im vorigen Hefte. Dafür müssen *C. vestitus β.* Ros. Mant. 181. *marginatus* Fn. Etr. 524. *Agrorum* Oliv. n. 117. hergezogen werden. — 32ter Heft. *Byrrh. varius.* Das Citat aus Geoffroy gehört zum *Pilula*. *Colyd. fasciatum Hellw.* ist Linné's *Dermest. elongatus*; auch in Oesterreich einheimisch. *Musca grossa* ist die wahre Linnéische, die auch Degeer 6 t. 1. f. 1. kenntlich darstellt. — 33ter Heft. *Acanthia umbraculata* ist sicher ein wahrer Cimex von demselben Körperbau mit *C. melanoceph.*, folglich nicht das Fabricische Insect. *Cim. perlatus F.* ist vielleicht Abart des *melanocephal.* Rec. hat mehrere Uebergänge, die diess zu beweisen scheinen. — 34ter Heft. *Helops Schneideri P.* Auf dem Heftumschlage heisst er *elongatus*. Kein Helops, sondern ein *Lyctus* oder *Lyctus* nahe verwandt. *Crioc. glabrata* und *Lineola P.* sind wahrscheinlich nur Abarten der *fulvicollis*. Bey *Melol. humeralis* citirt Olivier: Geoffr. 1. 84. 23. — Im 35ten Heft. kommen die schätzbaren Entdeckungen des *H. Creutzer*. *Scar. Anachoreta* ist *Porcus F.* *Derm. rufitarsis*, der, wie schon die Abbildung zeigt, mit braunrothen Füssen abändert, ist *nigripes. F.* *Anob. reticulatum* hat auch Herbst schon so genannt. *Ptilin. ater* möchte wohl nur Abart des *pectinat.* seyn. *Anthren. glaber*, der *Byrrh. niger Ros.* steht sehr richtig unter den Anthrenen. *Buprestis sinuata* ist die *elata* von Fabricius. *Saperda micans* halten wir für einerley mit *S. violacea Fab.* und *Frölich* im 27ten Stücke des Naturforschers p. 148. n. 17. *Sap. flavimana* ist nach Cr. eigner späterer Erinnerung die *rufimana Frölich.* ebd. n. 16. und Schrank im 24 St. des Naturf., und, wie Frölich schon muthmasst, Laichartings *cylindrica*. *Sinodendrum muricatum Fabr.* stände wohl besser unter Apate? — 36ter Heft. *Coccin. Aurora Cr.* ist *Nitidula Litura* von Fabric. und Abart des *Strongylus chrysomeloïdes* von

Herbst, der also Eine Art zweymal in verschiednen Gattungen beschreibt. H. Creutzer stellt diesen Käfer, wenn man aus ihm und einigen verwandten keine besondere Gattung machen will, wohl am richtigsten unter Coccinella auf, wo er die kleinen harigen Coccinellen neben sich hat. *Mordella Neuwaldeggiana Cr.* ist eine Abänderung von *humeralis L. F.* (*dorsalis. Pz.*) — *Necydal. melanocephala* ist nicht die Fabricische, die entweder nur Abart der *ustulata*, oder ihr nahe verwandt ist. Panzers Käfer ist *Nec. flavescens Rossi var.*, *Oedemera simplex Oliv.*, *Canth. flavescens Geoffr.* n. 5. und wohl ohne Zweifel das andre Geschlecht der *Podagrariae.* — *Necyd. femorata* P. ist Abart (Männchen?) von *C. phthysica Scop.* und *Oedem. subulata* Oliv. Scopoli's *femorata* gehört zu Linné's *flavescens. Curc. incurvus* P. ist *Pomorum Fab. Tritoma connata Creutz.* im Sande. Ein Tritoma ist dieses schöne seltne Insect gewiss nicht; Körperbau und Lebensart weichen zu sehr ab. Diess fand auch schon der scharfsichtige Entdecker, der es zu dieser Gattung nur wegen der Fühlhörner und Fresspitzen rechnete. Rec. wagt es, die Gattung Opatrum vorzuschlagen. Der ganze Bau des Körpers, die Lebensart, die Bildung der Fressspitzen stimmen damit vollkommen überein. Bloss der Umstand weicht ab, dass die drey letzten Glieder der Fühlhörner dicker sind, als wir es bey wahren Opatris anzutreffen gewohnt waren. Allein das *Mehr oder Weniger* darf, bey so vieler Uebereinstimmung, bey der Bestimmung einer Gattung nicht in Betracht gezogen werden. — *Staphylin. impressus. Cr.* ist nach Cr. eigner Bemerkung der *St. cinctus Payk.* im Append. zu der Monogr. Caraborum.

Regensburg, in der Montag und Weissischen Buchhandlung: *Botanisches Taschenbuch für die Anfänger dieser Wissenschaft und der Apothekerkunst, auf das Jahr 1796. Herausgegeben von David Heinrich Hoppe.* 1796. 252 S. 8.

Der Inhalt dieses Bändchens ist, I. *Naturkalender vom Jahr 1794. vom Hn. P. Joh. Bapt. Roth, zu Kloster Roth.* Erst werden nach der Zeitfolge die merkwürdigsten Erscheinungen und Fortschritte in den organischen Reichen, wie sie der Vf. in jenem so ausgezeichneten Jahre beobachtete, aufgestellt, und zuletzt über Getreide, Fruchtbäume, Gräserey, und Thiere allgemeine Betrachtungen gegeben, die auf jenes Jahr eine Beziehung haben. II. *Von den Nebengefässen der Pflanzen.* Eine ausführliche Anzeige von Schrank's Abhandlung von den Nebengefässen der Pflanzen, welcher noch die Wildenowische Eintheilung der Nectarien, als vorzüglich, von dem Herausgeber beygefügt ist. Rec. muss bey aller Achtung gegen Hn. W. gestehen, dass diese Abtheilung ihren Gegenstand nicht erschöpft, und eben so wenig den Anfänger leiten, als den Kenner befriedigen kann. III. *Bemerkung über neue deutsche Pflanzen.* Eine Censur mehrerer von dem seel. Fr. W. Schmidt (in der Samml. physi. Aufsätze zur böhm. Naturgeschichte u. s. w.) bekannt gemachter Arten. Es wird zugleich bemerkt, es sey nicht genug, dass man wilde Pflanzen aushebe, und in den Garten setze, um über ihre Ausartung ein Urtheil zu fällen, sondern man müsse sie in ganz reine Erde säen, und den Erfolg abwarten. IV. *Verzeichniss von hundert seltnen in Böhmen wild wachsenden Pflanzen; von Fr. W. Schmidt.* Aus der eben erwähnten Sammlung physik. Aufsätze gezogen. V. *Bemerkungen über die Gattung des Ehrenpreises* (Veronica). Ein Auszug aus der in der Linneau Society von Smith gehaltnen Vorlesung, mit Anmerkungen von Hn. Hoppe. VI. *Ueber botanische Reisen, wie sie sind, und wie sie seyn sollten. Vom Hn. Beneficiat Schmidt in Rosenheim.* Vorschriften dieser Art haben wir freylich schon, nur würde man sich eben so sehr verrechnen, wie der Verfasser dieses Aufsatzes, indem er dabey auf öffentliche, hier, ausser privilegirender Erlaubniss gar nicht anwendbare Unterstützung hofft, wenn man erwarten wollte, dass sie sich, so wie die menschlichen Lagen und Neigungen einmal sind, ausführen liessen. Darinn hat er Recht, dass die vereinte Mühe angelegentlicher Botanisten, deren jeder die Gegend seines Wohnortes genau und anhaltend untersuchte, einzig und allein zum Zwecke führen werde. VII. *Botanische Excursion auf den Kayserberg in Tyrol vom Hn. Fr. Berndorfer, gewesenen Chorherrn u. s. w. aus einem Schreiben desselben an Hn. Benefic. Schmidt.* Mehr den Freunden des verstorbnen Geistlichen, als dem Publikum interessant. VIII. *Beschreibung einer Winterexcursion.* Nach dem Beyspiel der Wulfenschen, und durch dieselbe veranlasst. IX. *Gedanken über die Entstehung der Schwämme.* Aus Hn. Schrank's akadem. Reise. Der Aufsatz über die sonderbaren Meynungen der Hrn. Medikus und Märklin schliesst sich mit folgenden Worten: „Wir haben den Palast der neuen Generatio aequivoca (in Ansehung der Infusionsthiere), seiner grossen Strebpfeiler ohngeachtet, einstürzen sehen, und es wird uns bange in einem Hause zu wohnen, das diesem ähnlich ist.“ X. *Beobachtungen über einige deutsche Pflanzen.* Scirpus radicans, Cynoglossum omphalodes, Anemone vernalis, Carduus heterophyllus, Polypodium Oreopteris, Ophrys cordata, und monophyllos und Trifolium alpestre nebst medium, werden critisch durchgegangen. XI. *Ueber einige um Regensburg gefundne Sumpfpflanzen, nebst Anmerkungen, und einer Beschreibung der Probstey Obergebraching, von Herrn Professor Duval.* Enthält verschiedene artige Bemerkungen, auch eine biographische Nachricht von einem um Botanik und Oekonomie in seiner Gegend verdienten Geistlichen. Dem folgen noch von XII—XV verschiedne vermischte Anzeigen, Auszüge u. d. Wenn auch gleich die behagliche Gesprächigkeit mancher Aufsätze dieses Taschenbuchs eine beträchtliche Zusammenziehung des Wesentlichern gestattet hätte, so wollen wir darum nicht dem Herausgeber Vorwürfe machen. Des Guten und Brauchbaren findet man immer noch genug, das Dank verdient.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 6. May 1797.

NATURGESCHICHTE.

Wien, b. Wappler: *Nic. Jos. Jacquin collectaneorum supplementum* cum *figuris coloratis.* 1796. 20 Bog. in 4to. und 16 ill. Kupfertaf.

Die befondere Güte und Schönheit diefes Werkes ift bereits aus den Anzeigen der vorhin herausgekommenen vier Bände bekannt. Und da diefes nun eine Ergänzung zu dem vierten Band der Collect. von S. 319. an ift, mithin von der 521ften Numer anhebt: fo wollen wir hier nur die blofs neuen, berichtigten und abbildlich gegebnen Arten anzeigen, die meift vom Vorgebirge der guten Hoffnung find. Jufticia *periploiaefolia* T. 7. f. 2., ihr Wohnort Caracas in America. Piper *aduncum*, ebendafelbft, wie auch P. *tuberculatum*. Ixia *fragrans*, Ixia *anemonaefolia*, *leucorhiza*, *punicea*, *incarnata*, *cruciata*: von einer Abänderung der I. *polyftachia* ein blühendes Aeftchen T. 2. f. 1. Gladioli *meriani* var., Gladiolus *cuspidatus*, *tubatus* und eine fehr fchöne Abänderung von diefen; desgleichen von G. *triftis*, G. *albidus*, *rofeus*, der blühende Stengel einer fchönen Abänderung von G. *longiflorus* Linn. T. 7. f. 1. G. *refractus*, *crispus*, *ftria*... Moroea *fordefcens*. Galaxia *plicata*. Plantago ...*pa* T. 16. *patagonica*, Ilex *falicifolia* T. 2. f. 2. ...panula *dichototoma* L. T. 12. Gardenia *clufiaefo*... T. 4. f. 3. Drimia *alata* des Bregas Bulbus lilia...us vomitorius, cent p. 91. t. 40. Drimia *media* t. 5. ...4., *ciliaris* t. 5. f. 5., *pufilla*. Crinum *tenellum* des Linné, welches Aiton im H. Kewenfi zu den Leuco... gebracht, und ihm den Beynamen ftrumofum gege... hatte, fetzt Hr. J. hier wieder in feine Rechte da...rch ein, dafs er an der Menge aitonifcher Leuco...m *ftrumofum*, die er aus jenem Garten erhielt, den ...terften Theil des Blumenftiels allemal in ganz ge...der Richtung gefunden. Da nun der jüngere Linné ...feinen Supplementen am Ende feiner Befchreibung ...s C. *tenellum* angebe, dafs diefer Stiel öfters fchne...enförmig gewunden fey: fo vermuthe er, Linné ...be zwey fich aufserdem ungemein ähnliche Arten ...wechfelt: daher die Windung des Stieles! diefem ...néifchen Crinum ftets zum eigenthümlichen Merk... dienen müffe; — Strumaria *linguaefolia*, *rubel*... *truncata*, *anguftifolia undulata*. Das Gattungs...erkmal diefer von gekröpften Griffel; wohin alfo ...ch Leucojum *ftrumofum* des Aiton gehören möchte. Allium *ftriatum*. Hyponis *fobolifera*, *obliqua*. Polyanthes *pygmea* von P. tuberofa ganz verfchieden. Lachenalia *glaucina*, *rubida*, *unicolor*, *quadricolor*, *purpurocoerulea*, *purpurea*, *liliflora*, *tigrina*, *ifopetala*, *lanceaefolia*, *pufilla*. Zu diefer Gattung hat der Vf. hier auch feinen Hyacinthus orchioides gebracht, und mit dem Beynamen *hyacinthoides* belegt, den eben diefe Pflanze von Linné in der 12ten Ausgabe feines Syftems als Phormium erhalten hatte. Eriofpermum (wegen des wolligen Saamens) *lanceaefolium*, *parviflorum* und *latifolium* ift hier ornithogalum capenfe Linn. Ornithogalum *flaviffimum*, *lacteum*, *coarctatum*, *odoratum*, *polyphyllum*, *fecundum*, *fufcarum*, *paradoxum* T. 1., in der That ein fehr merkwürdiges Gewächs, aus deffen Trieben vollends ganz deutlich erhellt, dafs nicht alles, was fich von den Körpern diefes Naturreiches in der Erde befindet, Wurzel ift. Anthericum *roftratum*, *pugioniforme*, *longifcapum*, *praemorfum*, *nutans*, *undulatum*, *pilofum*, *bipedunculatum*, *exuviatum* T. 14. f. 2. *longifolium*, *filifolium*, *phyfades*, *pufillum*. Albuca *viridiflora*, *fetofa* T. 14. f. 3. Melanthium *eucomoides*, *junceum*. Oenothera *odorata*. Mimufops *racemofa* T. 3. f. 1. Rayena *hirfuta* Linn. T. 13. f. 1. Silene clandeftina T. 3. f. 3. *fedoides* T. 14. f. 1. Cotyledon *mucizonia* T. 13. f. 2. Euphorbia *fcordifolia*, *polygonifolia* T. 13. f. 3. *Canefcens* Linn. T. 2. f. 3. Ciftus *lavandulaefolia* T. 10. f. 2. Volkameria *inermis* Linn. T. 4. f. 1. Bey Duranta *Plumieri* des Linné zeigt Hr. J., dafs fie mit D. *Ellifia* nicht, wie einige wollen, einerley fey. Crambe *filiformis*. Erodium *rubifolium*. Pelargonium *bullatum*, *longicaule*, *multicaule*, *violaceum*, *chamaedrifolium*, *trichoftemum*, *carpinifolium*, *balfameum*, *tomentofum*, *ribifolium daucoides*, *caucalifolium*. Hedyfarum *muricatum*. Medicago pole *pinnatifida* T. 15. f. 2. Hieracium *pannonicum*. Senecio *peucedanifol.* Linn. kömmt zu Cacalia, weil die Blumen fämmtlich Zwitter find. Senecio *dentatus* T. 6. f. 2. *rigescens* T. 6. f. 1. Amellus *lychnitis* Linn. T. 10. f. 1. Zinnia *elegans*, *tenuifolia*. Rudbeckia *alata*, *amplexifolia*. Coreopfis *artemifiaefolia*. Eriocephalus *racemofus* Linn. T. 11. f. 2. Phoenix *dactylifera* Linn. T. 15. f. 3. Die männlichen Blumen hatten insgefammt fechs, und nicht drey Gefchlechtstheile: in verfchiedenen war auch eine eyförmige Fruchtanlage, mit einem äufserft kurzen Griffel und einfachen Narbe, in wenigen davon zwey, und in den allerwenigften vier oder auch fünfe vorhanden; die aber alle abfielen. Auf der achten und neunten Tafel ift der Boletus, den Micheli Pietra Jungaja nennt, abgebildet, wie er ihn aus den Knollen erzogen, den der Hr. Sohn des Vf. aus Neapel mitgebracht hatte. Auf eben der 9ten T. f. 2. hat er auch ein Blatt von der Balfampappel gegeben, deffen untere Fläche mit den vermeyntlichen Lycoperdon epiphyllum

phyllum besetzt war; wobey sich auch einige vergrössert befinden.

Den Beschluss des Ganzen macht nicht allein ein Verzeichniss der hier beschriebenen, sondern auch eines über alle sowohl in des Vf. Miscellaneen, als sämtlichen Collectaneen aufgestellten Gewächsarten.

SCHÖNE KÜNSTE.

Kölln, b. Hammer: *Der neue Froschmäusler.* Ein Heldengedicht in drey Büchern. *Erstes Buch.* 1796. VIII u. 216 S. 8.

Die Klage über Vernachlässigung des Einheimischen und Sucht nach dem Fremden ist so hergebracht unter unserm Volke, dass schon der Urheber des alten *Froschmeuselers* in der Zueignung die Unvollkommenheit seiner Schreibart dadurch entschuldigt:

Wenn diss in unsrer Deutschen Sprachen,
Unser Frösch nicht so zierlich machen,
So bitt ich habt mit jhr Geduld,
Es ist daran die Landarth Schuld.
Der Griech vnd auch der Römisch Mann,
Schawt das er künstlich reden kan,
Sein angeborne Muttersprach.
Vnd helt das für ein grosse Sach:
Der Deutsch aber lasset vor allen,
Was frembd ist, sich besser gefallen.
Lernt frembde sprachen, reden, schreiben,
Die Muttersprach muss veracht bleiben.

Auch der Herausg. des neuen Froschmäuslers wiederholt sie, und wer nicht bey müssigen Vorwürfen stehen bleibt, sondern selbst Hand an das Werk legt, um die vergessenen Denkmäler deutscher Art und Kunst aus ihrem Dunkel hervorzuziehen, ist allerdings am ersten dazu berechtigt. Mit blossen unveränderten Abdrücken alter Gedichte hat es bis jetzt nicht sonderlich glücken wollen: dergleichen Unternehmungen sind fast immer aus Mangel an Liebhabern bald liegen geblieben. Es bleibt also fürs erste nur der Weg der Erneuerung und Verjüngung übrig, um sie einem grösseren Kreise von Lesern geniessbar und annehmlich zu machen. *Reinicke Fuchs* ist uns vor kurzem, obgleich in einer treuen Nachbildung, doch so leicht und zierlich behandelt, wiedergegeben, dass sich schwerlich ein Fabelbuch auffinden läſst, das für Kinder und Erwachsene ergötzlicher wäre. Der Dichter des Froschmeuselers verhehlt es nicht, dass er jenes ältere Meisterstück sehr vor Augen gehabt, und damit zu wetteifern gesucht. „Wie der Reinicke Fuchs," sagt er in der Vorrede, „also ist dies Buch auch geschrieben und gemeint." Was die Anlage des Ganzen betrifft, hat er sein Vorbild freylich bey weitem nicht erreicht. Im Reinicke Fuchs geht die Handlung mit leichten Schritten immer steigend fort, die liebliche Fülle der Erfindung ordnet und rundet sich in einfache Umrisse, und die Charakter der eingeführten Personen sind selbst in den geringsten Reden und Handlungen meisterhaft gehalten. Um den lustigen Scherz, womit ein griechischer Dichter nur einige hundert Verse hindurch gespielt hatte, zu einem grossen Buche zu erweitern, und alles hineinzubringen, was er hineinzubringen wünschte, musste *Rollenhagen* seine Zuflucht zu der epischen Freyheit der Episoden in einer Ausdehnung nehmen, wodurch alles Verhältniss der Theile in seinem Werke aufgehoben worden ist. Erst im dritten und letzten Buche geht der Krieg der Frösche und Mäuse vor sich, und hier fängt auch der Dichter eigentlich erst an zu homerisiren; das erste und zweyte Buch ist ganz mit den unendlichen Gesprächen des Königs der Frösche *Baussback* (*Physignathus*) und des Kronprinzen der Mäuse *Bröseldieb* (*Psicharpax*) ausgefüllt, die nicht so lange dauern könnten, wenn nicht dabey eine beständige Einschachtelung von Fabeln und Erzählungen in einander Statt fände, so dass man oft nicht mehr weiss, wer der Erzählende ist. Hält man sich indessen an das Einzelne, so findet man überall eine für den Geschmack unsers Zeitalters zwar etwas derbe, aber kräftige, oft kecke und in hohem Grade lebendige Darstellung, einen Schatz von gesundem Verstand, Witz und Erfahrung, von gutgemeynten, gediegnen Lehren und Sprüchen, um die es dem Vf. hauptsächlich zu thun war. Ton und dichterische Weise sind im Ganzen die des Hans Sachs, obgleich Rollenhagen ein Paar Zeitalter nach ihm lebte, und sein Werk zu den Spätlingen der Meistersängerkunst gehört: *denn* es erschien gegen das Ende des sechszehnten Jahrhunderts, und schon im ersten Viertel des folgenden wurden durch Opitz und andre ganz neue Formen und eine ganz verschiedne Art des Ausdrucks in die Dichtkunst eingeführt.

Der jetzige Herausgeber oder „der Ramler des siebzehnten Jahrhunderts," dem in der Vorrede das Verdienst der Arbeit zugeschrieben wird, hat die Eigenthümlichkeit der Urschrift zu bewahren, ihr den altdeutschen Schnitt zu lassen gesucht, indem er in der Sprache das bis zur Unverständlichkeit Veraltete, in der Ausführung das Weitschweifige, Zweckwidrige oder sonst Fehlerhafte wegräumte. Einige Kapitel des hier in der Umarbeitung gelieferten ersten Buchs sind ganz weggeblieben, andre verkürzt, und diese Auslassungen sind durch eine Menge eingestreuter Züge, die zum Theil sehr treffend und drollig sind, mehr als vergütet worden. Da schon Rollenhagen sich hatte angelegen seyn lassen, sein Buch zu „einer förmlichen deutschen Lection und Contrafactur seiner Zeit" zu machen, so hiess es in seinem Sinne arbeiten, wenn man die Anspielungen auf Vorfälle des wirklichen Lebens, der Beschaffenheit des Zeitalters gemäss, mit andern vertauschte, und das ist auf eine geschickte Art und mit grosser Freymüthigkeit geschehen. Freylich findet hier die sonst beabsichtete Gemeinverständlichkeit des Gedichtes ihre Grenze. Viele aus der Klasse von Lesern, für deren Unterhaltung und Belehrung im Ganzen vorzüglich gesorgt ist, und denen zu lieb der Herausg. dem Buche durch die beybehalt-

nen Ueberschriften der Kapitel, durch die Angaben des Inhalts am Rande, und durch die saubern Holzschnitte ganz das Aeufsre einer Volksschrift gegeben zu haben scheint, möchten wohl aus den *Neugeadelten* und den *Kandidaten des Adelstandes* in dem vorausgeschickten Personenverzeichnisse nichts zu machen wissen, wenn sie auch etwa erriethen, wer unter *Frau Reinhart, der klugen Füchsinn im Norden*, gemeynt sey. Für solche Leser muss also ein Theil des Salzes, womit diese Fabeln gewürzt sind, seine Kraft verlieren. *Kaliostro* hingegen, *ein Fuchs, angeblich ein Widder*, der zum grofsen Gewinn des Gedichtes an die Stelle des im Originale befindlichen Goldkäfers und des Meeraffen getreten ist, der für Reinikens Frau Schätze graben will, wird auch solchen behagen, die mit diesem berüchtigten Wunderthäter hier erst Bekanntschaft schliesen. Seine Geschichte ist so vorgetragen, dafs sie für ein allgemeines Bild magischer Vorspiegelungen und bethörter Leichtgläubigkeit gelten kann. Nur ist es ein Uebelstand in dem alten Froschmäusler, der auch hier nicht gehoben worden, dafs Reinicke in diesem und andern Fällen der betrogne Theil ist. Es widerspricht nicht nur seinem Charakter, wie ihn das Werk schildert, woher er diesen Namen erhalten hat, sondern auch dem seit den ältesten Zeiten angenommenen Fabelcharakter des Fuchses. Ueberdies erzählt er sowohl diese Geschichten, die seinem Verstande nicht viel Ehre machen, als was er von seinen Listen und Unthaten rühmt, (*und auch* dies ist der ihm zugeschriebnen Feinheit *nicht* angemessen) ohne rechten Beweggrund. Eben das läfst sich gegen den Zusatz zu der aus dem *Reinicke* entlehnten Fabel einwenden, wie der Fuchs zwischen einem Bauern und einer Schlange Richter ist; im Froschmäusler nämlich spricht er sein weises Urtheil aus eigennützigen Absichten, und wird dafür am Ende schmählich hintergangen. Glücklicher sind die sonstigen mit dieser Fabel vorgenommenen Veränderungen, wie überhaupt Rollenhagen seine Erfindungskraft hauptsächlich dadurch zeigt, dafs er schon bekannten Geschichten eine neue Wendung zu geben, und eine andre Deutung hineinzulegen weifs. Zum Beyspiele kann das Abentheuer des Ulysses mit der Circe dienen. Seine in verschiedne Thiere verwandelten Gefährten werden hier zuvor befragt, ob sie zur Menschheit zurückkehren wollen, und verweigern es insgesammt, indem sie ihren ehemaligen Stand mit sehr dunkeln Farben schildern. Besonders artig vergleicht die Nachtigall das Ungemach, welches sie als Lautenist am Hofe ausgestanden, mit ihrem jetzigen freyen Sängerleben in den Lüften. In Ansehung der Art, wie Ulysses eingeführt wird, beziehen wir uns auf das über die innre Einrichtung des Gedichts gesagte. Man findet noch sonst gar vieles, was man unter Fröschen und Mäusen nicht erwarten läfst: der Bischof Hatto von Mainz mit seinem Thurm durfte freylich in einer Mäuse-Encyklopädie nicht fehlen (z. B. 13 Kap.); aber auch der ägyptische König Amasis, der Philosoph Demonax und dergleichen mehr kommen vor.

Um von dem Geist und Tone des Originals und der Gestalt, die es unter den Händen des Bearbeiters gewonnen hat, zugleich einen Begriff zu geben, wählen wir eine Stelle, wo er jenem im Wesen der Sache ganz treu geblieben ist, und nur den Ausdruck verändert hat. Bröseldieb erzählt, wie ihn in seiner Jugend die Mutter vor der Katze, dem Erbfeinde des Mäusegeschlechts, gewarnt, den er noch nie erblickt hatte. Er sieht die Katze, ohne etwas feindliches in ihr zu ahnden, und hält vielmehr einen Haushahn für den so schrecklich beschriebnen Murner.

Ich ging. Da sass im Sonnenschein
Ein schönes weisses Jüngferlein,
Die Aeuglein glänzten hell und klar.
Es leckt' und schlichtete sein schönes Haar;
Küsst' in die Hand', und wusch sie rein
An seinen zarten Wängelein.
Das Herz im Leibe klopfte mir;
Schon wollt' ich springen hin zu ihr,
Um sie mit adeligen Sitten
Um ihr Liebherzelein zu bitten,
Und ihr zu küssen die weisse Hand;
Als plötzlich ich zur Seit' erkannt'
Ein gar erschrecklich Wunderthier;
Die Haut vor Schrecken grisselte mir.
Vom Haupt' zum Fuss war seine Gestalt,
Wie man die Basilisken malt,
Auch Poltergeister und den Teufel.
'S ist Murner, dacht' ich, sonder Zweifel!
Der Kopf lief zu in einen Schnabel,
So krumm, als spitz; und einer Mistgabel
Glich auch sein Fuss mit scharfen Zinken,
Wie rechter Seits, so auf der linken.
Ein langer blutgefärbter Bart
Hing unterm Kinn, nach Judenart.
Ein Thurm vom Kopf und von dem Schnabel
Stieg in die Luft, wie der zu Babel;
Und hinten am geheimen Orte
Fuhr, schien's, aus der bewufsten Pforte
Ein höllisch Feu'r in gelben Flammen;
Die schlugen über ihn zusammen,
Dafs man nicht konnte sehn, woher.
Wohl zehn Hatschiere oder mehr
Stolzierten hinter dem Gräulichen her,
Gekleidet wie er, doch nicht so prächtig.
Auf einmal blieb er stehn bedächtig,
Und schrieb in Sand mit seinen Gabelfüfsen,
Ich weiss nicht was, mags auch nicht wissen;
Und rief: *kuk! kuk! kurrit! merkt auf!*
Da sprang herbei das Gefolg im Lauf
Zu schauen, was er hätt' geschrieben.
Auf einmal springt — ich bitt,' Eu'r Lieben
Woll'n nicht erschrecken! — das Ungethüm
Auf einen Pfosten, schlägt ungestüm
Mit beiden Armen in die Luft,
Sperrt auf den gräfslichen Rachen, und ruft:

Mir schien's als wollten die Worte sagen!
Packt, packt ihn hurtig bey dem Kragen!

Zur Vergleichung setzen wir einige Zeilen aus der Beschreibung des Hahns her, wie sie im alten Froschmäusler lauten:

Es tratt aber am Platz herumb,
 Im Hauss die Leng und in die krümb,
Ein schreckliches Wunderthier,
 Dafür die Haut erschüttert mir.
Vom Heupt zu Fuss aller gestalt,
 Wie man ein Basilischen mahlt.
Fornen am Kopf war er geschlacht,
 Wie man die bösen Geyster macht.
Mit einem krummen spitzen schnabel,
 Hat Füess getheilt wie ein mistgabel,
Und in zwey spitz getheilten Barth,
 Nach Manthieres grewlicher arth u. s. w.

Von eignen Zusätzen des Bearbeiters, die Bezug auf unser Zeitalter haben, führen wir nichts an: sie werden schon von selbst ihre Leser entweder anlocken, oder auch nach Verschiedenheit der Meynungen und Partheyen entfernen. Denn freylich zweifeln wir, ob unser neuer Rollenhagen bey solchen, die nicht schon im voraus seine Wahrheit als die ihrige anerkennen, den Zweck erreichen wird, welchen der alte so treuherzig ausplaudert:

Dieweil man jtzt der weisheit wort,
 Weder von Gott noch Menschen hort,
Ist bdacht, ob jemand was er solt,
 Von Fröschn vnd Meusen lernen wolt.

Ein Interesse ganz anderer Art kann der Sprachforscher und Kenner, für den der ursprüngliche Froschmäusler ein Schatz ist, auch bey dem erneuerten befriedigt finden, indem der Bearbeiter theils alte Wörter und Redensarten mit Wahl gebraucht, theils hie und da neue zu bilden versucht hat.

Venedig, b. Palese: *Il Parnaso Veneziano* Poemetto dell' Abate *Saverio Bettinelli* riprodotto e illustrato nel solenne ingresso di S. E. Cavaliere Messer Antonio Capello alla dignita di Procuratore di San Marco MDCC.XCVI. Mit der Dedication 93 S. kl. Fol.

Dieses schöne Gedicht ist zuerst 1768 von dem Vf. desselben herausgegeben worden. Hier erscheint es nun, nachdem derselbe solches wieder durchgesehen und verbessert hatte, in einer neuern und schönern Gestalt, und zwar durch Veranstaltung des würdigen Abate *Morelli*, Bibliothekars von S. Marco — zu Ehren des *Antonio Cappello*, dem vor kurzem die Würde eines *Procuratore di San Marco* zu Theil wurde. Ueberdem findet man hier auch einige Zusätze und Anmerkungen, in denen der Vf. einige Stellen zu erläutern und manchen historischen Umstand weiter auszuführen suchte, so dass dieselben gleichsam eine kurze Geschichte der Verdienste der *Venezianer*, um ihre vaterländische sowohl, als um die lateinische Dichtkunst enthalten. Auch Hr. *Morelli* hat diesen venetianischen Parnass mit einer trefflichen Abhandlung, unter dem Titel: — *Della cultura della Poesia presso li Veneziani Dissertazione Storica* — ausgestattet, in welcher eben diese Materie weiter ausgeführt wird. Zwar ging Hn. *M's* Absicht gar nicht dahin, eine vollständige Geschichte der Cultur der Dichtkunst bey den Venetianern zu liefern. Nur eine kurze Uebersicht der Fortschritte der Dichtkunst in diesem Staate, von den ältesten Zeiten an, bis auf die gegenwärtigen, wollte er darbieten — und dies hat er auch gewiss zur Zufriedenheit eines jeden seiner Leser geleistet. Schon aus dem 14ten Jahrhundert sind italiänische Gedichte von einem *Nicolo* und *Giovanne Quirini* — von einem *Amulio da Mula* vorhanden. Dass *Petrarch* auch in *Venedig* Nacheiferer we... de gefunden haben, ist leicht zu errathen, und de... werden auch verschiedene namhaft gemacht. Eb... so leicht ist es zu glauben, dass der Einfluss der ge... lehrten Griechen, die im 15ten Seculo nach Itali... kamen, auf die Cultur der Dichtkunst auch in *Ven... dig* nicht gering werde gewesen seyn. Bey diese... Gelegenheit wird von dem Trauerspiel *Tereus*, da... *Heerkens* aus *Gröningen*, der davon eine alte Ab... schrift entdeckt hatte, dem alten römischen Dicht... *Varius* zueignete, der merkwürdige Umstand wie... derholt, dass Hr. *Morelli* den wahren Verfasser — der kein anderer war, als *Gregorius Corraro* — nicht nur, sondern auch einen ganzen Band von den Schrif... ten desselben, worunter auch diese Tragödie be... lich war — von des *Corraro* eigener Hand — e... deckt habe. Und also hätte Hr. Rect. *Grimm*, d... hierüber ein eigenes Programm schrieb, und ver... thete, der Verfasser möchte wohl ein Christ gewe... seyn — doch Recht gehabt. *Hermolaus Barba...* erhielt 1468 vom Kaiser Friedrich III im 14ten J... seines Alters den Dichterkranz. Im 16ten Sec... glänzte, nebst vielen andern, besonders der Ca... nal *Pietro Bembo*. Desto tiefer sank die Dichtk... in dem folgenden Jahrhundert herab. Wiederh... steller derselben in dem gegenwärtigen war — *A... stolo Zeno.*

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Von folgenden Büchern sind neue Auflagen erschiene...

Göttingen, b. Vandenhöck u. Ruprecht: *Empf... lung einer vernünftigen neuen Mode deutscher A... schriften auf deutschen Briefen*, vom geh. Ju... rath *Pütter* zu Göttingen. 3te Aufl. 1795. 29... 8. (2 gr.)

Königsberg u. Leipzig, b. Hartung: *J. Fr. B... chers Abhandlung von den Krankheiten der K... chen, Knorpel und Sehnen.* I. Th. 3te Aufl. 179... 208 S. 8. mit XVII Kupfern.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 8. May 1797.

GESCHICHTE.

Paris, gedruckt b. Agasse: *Gazette nationale ou le Moniteur universel.* I. (22 September.) 1794. — 5me Jour Complementaire (21 Septemb. 1795. N. 1 — 365. 1460 S. II. 22 Sept. 1795. — 21 Septemb. 1796. N. 1 — 365. — III. 22 Septemb. 1796. — 21 Mars. 1797. N. 1 — 182. 726 S. fol.

Diese zweyjährige Fortsetzung einer in der A. L. Z. 1795. B. III. S. 525 — 528. ausführlich angezeigten Zeitung greift zu tief in das Ganze der Revolution hinein, als dass man ihre Beurtheilung ausser Verbindung mit einem allgemeinen Ueberblick des neuern Zeitungswesens in Frankreich setzen dürfte. Dass der Moniteur in den Augen vieler Leser, und zwar mit Recht allmählich einen Theil seines Interesse verloren, beruhet lediglich auf jenen Verhältnissen. Eine Ursache dieser Verdunkelung lag in der Freyheit, welche den Organen der verschiedenen Parthien nach Roberspierre's Falle wiedergegeben war. Als Oppositionsblätter standen *Suard's Nouvelles politiques*, des Spötters *Gallais Quotidienne*, *Richer Serisy's Accusateur Public*, *Fonvielle's Veridique*, *Langlois's Messager du Soir* und Tolivet's Gardien de la Constitution, auf. Der Oekonomist *Dupont de Nemours* im *Historien*, und *Röderer* mit vernünftigerm Moderantism im *Journal de Paris*, gesellten sich zu den Amphibien. *Charles Duval*, *Real*, Gracchus — Baboeuf und andere von der Jakobinerparthey mussten unter jenen verstummen. Der polemisirende *Louvet* in der *Sentinelle*, *Mercier* in der *Tribune* und *Cretot* im *Postillon des armées* standen der Regierung so kräftig bey, dass die Jacobiner-Greuel im *Antiterroriste* von *Toulouse* auf *schwarzem* Papier abgedruckt wurden. So hallte das Echo der neugebohrnen Pariser-Blätter in allen Departements wieder, seitdem kein unterirdischer Kerker mehr für freymüthige Zeitungsschreiber bestimmt wurde. Eine solche Concurrenz musste dem Moniteur, der, eigenem Geständnisse nach, 14 Monate lang, nach Robespierre's Dictaten schrieb, nachtheilig werden. Dazu kam, dass der Modeton nur ephemerische Erscheinungen begünstigte, welche durch die sonderbarsten Benennungen die Neugierde an sich zogen. *Le Grondeur*, *Journal de Pitt et Cobourg*, *Redacteur Plebeien*, *Troubadour* (Liégeois), *les trois Decades*, *le Créole*, *le Menteur*, *le Dejeuner*, *Annales des Incroyables*, *le Telegraphe*, *le Rodeur*, (ein Blatt, das seit zwey Jahren zehnmal den Namen änderte) sind die neuesten Proben. Acht deutsche Zeitungen und eine Italiänische — (*l'Italiano imparziale a Parigi*) — sind Phänomene, welche mehr, als jedes andere, die Handarbeit der Ausländer und der Deutschen an dem Revolutions-Gebäude beweisen. Die Namen der Deutschen sind: der *Zuschauer* (von *Dorsch*, *Blau* und *Nimis*), die *Pariser deutsche Zeitung* (von *Ulrich*), der *Fränkische Mercur* (von *Meyer* und *Hoffmann*), die *Republikanische Chronik* (von *Kämmerer*), die *Rheinische Zeitung* (von *Metternick* und *Cotta*), der *Strasburger Courier* (von *Franz* und *Kern*), der *Strasburger Weltbote* (von *Salzmann*), und endlich der *Friedensbote* seit 1797. Nach dem Genius der neuen Verfassung, zog selbst das Gouvernement seine wohlthätige Hand von dem Moniteur ab, und liess Anfangs dem Zeitungswesen freyen Lauf; bald sah es aber dessen Einfluss ein, und versuchte durch Nebenmittel z. B. durch Verzehnfachung des Porto, den Schnellflug der Pariser Zeitungen nach Belgien zu hemmen. Es unterhielt auf eigene Kosten zwey *officielle* Blätter, das *Journal des Defenseurs de la Patrie* für die Armeen zur unentgeltlichen Austheilung und die Hälfte des *Redacteur*. Es brachte eine eigne Bothschaft gegen die Journalisten am 6ten Februar 1795. an den Rath der 500, und die gegen Poncelin verübten Gewaltthätigkeiten erneuerten das Andenken an die Robespierresche Epoche. Die Fülle der durch diese Veranlassungen ausgetauschten Ideen, insbesondere über den Nutzen eines *Journal officiel*, liefert herrliche Beyträge zu der politischen Ansicht des Zeitungsbetriebes. Aus den innern Verhältnissen ergab sich sodann, seit dem Jänner 1797. noch ein Grund des verminderten Credits in der Versetzung des Hauptverfassers (*Redacteur en Chef*) *Trouve*, welcher als Gesandschaftssecretär nach Neapel ging, und der Mitarbeiter *Rabaut*, *Thuan de Granville* und anderer. Der Eigenthümer *Agasse*, der Directeur *Aubry*, und der neue Hauptredacteur *Jourdan* fahren zwar mit Eifer fort; auch scheinen *Guingené*, *Guillois*, *Boullan* und *His* noch Theil daran zu nehmen. Allein dieses reichte nicht mehr hin, seit dem von Staatsmännern und Gelehrten, andere Pariser Zeitungen, wie z. B. der *Clef du Cabinet des Souverains*, oder gar von deutschen Prinzen (Prinz Carl von Hessen) der *Ami des loix* gehoben werden.

Die Abnahme für Deutschland verringerte sich auch wohl darum, weil die im Anfange des Reichskriegs so häufig ergangenen Landesherrlichen Verbote, unter welchen das *Churpfälzische* des *Moniteur* vom Jahr 1794. das letzte war, sich stillschweigend auflöseten, und folglich der Reitz der Neugierde sich minderte.

Immerhin bleibt diesem Pariser Moniteur (denn beyläufig gesagt, führte schon ein Zürichisches Wochenblatt, das von 1750—1760. erschien, denselben Namen) das eigenthümliche Verdienst, der allumfassenden Archivarischen Vollständigkeit. Für die weitläufigsten Urkunden findet sich ein Raum, in einer freylich so kolossalischen Form, dass ein Witzling sich das Distichon erlaubt hat: *Cette feuille n'est pas le vain jouet du vent; avec trois Moniteurs on fait un paravent.* — Die Verhandlungen des *Cis*- und des *Transpadanischen Convents* sind für die Nachwelt eben so genau aufbehalten, als die des *Fränkischen* und *Batavischen.* Nur vermisst man die diplomatische Genauigkeit, durch welche sich die *Nouvelles de Leide* auszeichnen. Die in schwülstigen Declamationen abgefassten *Kriegsberichte* tragen den Stempel der Partheylichkeit zu sehr, als dass ein Geschichtsforscher an dieser Klippe scheitern könnte. Den ausländischen Artikeln dagegen erhält die freymüthige Aufnahme geheimer Anekdoten noch immer ihren Reitz, wenn gleich Persönlichkeiten und Possenreissereyen solchen für manchen sehr verringern. — Auch ist für die *Literatur* oft mehr Raum wie in den ersten Jahrgängen, abgegeben, und sind neben solchen Werken, wie die von Necker und der Frau v. *Stael*, selbst deutsche Schriften, wie z. B. *Kant vom ewigen Frieden*, ausführlich beurtheilt. Es ist daher noch immer für Deutsche der Mühe werth, so wie in mehreren Schriften, wie z. B. in der *Klio* geschehen, den Text und den Geist des Moniteur zu benutzen, obgleich im ganzen diese Uebertragungssucht unsern deutschen Zeitungen das Gepräge der Originalität und eigener Denkkraft völlig benimmt. — Nur mindert das Zurückbleiben der längst versprochenen Einleitungstabelle und das Register noch immer die Brauchbarkeit für den Geschäfts-Mann.

Der Preis hat sich mehr nach dem Credit des Papiergeldes, als nach der Erhöhung der Kosten für Druck und Papier gemodelt. — Im Jänner 1796. zahlte man für drey Monathe 1250. Livres in Mandaten, oder 30 Livres baar Geld und im September fiel der Preis auf 20 Livres. In der Mitte von Deutschland erhöheten ihn die Postspeditionen auf 80 leichte Gulden. Das in England von einem Exgeneral, Namens *Tarry*, betriebene Project eines neuen Abdrucks des Moniteur beschränkt sich jetzt auf eine Aushebung der inländischen Artikel, während des Robespierreschen Zeitraums; es ist davon auch das eine Heft vom letzten Drittheil des Jahrgangs 1792 erschienen, und wird also dem Werthe einer Sammlung der Pariser Urschrift, welche vollständig schon mit 50 Carolinen bezahlt wird, nichts benehmen. Zu deren Vervollständigung sind in Paris die ersten Jahrgänge neu aufgelegt worden. Das *Altonaische* Nachdruckungsproject ist ganz unterblieben.

London, b. Wilkie: *The London Chronicle* 1796. Vol. LXXIX et LXXX. N. 5620—5870. gr 4.

Aus der Schaar der Englischen Zeitungen heben wir hier zur Beurtheilung ein Blatt heraus, welches der Form, dem Preise und dem politischen Geiste nach, sich in der Mitte der in England üblichen Extremen hält, und daher für die grössere Klasse der Deutschen Leser geeignet ist. Es ist der 39ste Jahrgang dieses Chronicle, welches unter fortlaufender Nummer halbjährig nach Bänden berechnet gegeben wird, ohne dass man dazu ein besonderes Titelblatt beygibt. Er kommt dreymal wöchentlich in grosser Quartform heraus, und hat binnen diesem Zeitraum unverändert eine bewaffnete Neutralität behauptet. Ohne Ansprüche auf diejenigen Eigenschaften, welche *the Star* zu *Gibbon's* Lieblingsblatt macht, noch auf den beissenden Witz, welcher den *Morning-Chronicle* an die Spitze der Oppositionsblätter stellt, besoldet der Herausgeber, ein Mr. Wilkie, keine *Bulletins*, im Geist eines gewissen *Williams*, welcher für ein Dutzend Zeitungen Beyträge polemischen Inhalts liefert, und daher fast das Schrecken der Ministerial-Parthey geworden ist. Ein Probierstein dieser Art war die letzte Parlamentswahl, welche die mehresten Zeitungen mit Empfehlungen neuer Candidaten anfüllt, die für das Ausland nicht das mindeste Interesse haben; im *London Chronicle* fand man deren keine. Wie in allen Londner Zeitungen (z. B. *the Sun* 2 July 1795.) die Beschreibung eines Meerwunders, oder im Jänner 1797. der erdichtete Nekrolog eines angeblichen Korsikanischen Königs-Sohns (*Colonel Frederick*) oder endlich wie *Burke's* Tod ganze Seiten anfüllte, hielt sich der *London-Chronicle* mit Klugheit eben sowohl im Mittel, als bey der grossen *Geldsubscription* im November 1796., bey welcher die Besoldung der Ministerialblätter nur zu sehr in die Augen leuchtete, unter den vielen Processen, welche bey *Kings-Bench* gegen die Zeitungsverfasser und namentlich im J. 1796. gegen die *Tris*, den *Public Advertiser*, und den auf Actien behandelten Courier de Londres anhängig war, erinnert sich Rec. nie, die Rubrik: *London Chronicle* gelesen zu haben.

Für den Ausländer sind der Vorrang der inländischen Artikel vor den auswärtigen, die literarischen Anzeigen, und die Erläuterung der Abkürzungszeichen und Kunstwörter nützliche Eigenthümlichkeiten dieser Zeitung. So ist der Dichter-Winkel (*Poets Corner*) welcher schon für *Butler*, *Dryden*, *Swift* und *Pope* von den Zeitungsverfassern eingeräumet war, hier nie verschlossen. Und da, im Laufe des Feldzugs von 1796, den Engländern die Nachrichten vom Rhein und aus Italien oft über Paris und Amsterdam folglich verfälscht, zugingen, so ist für das Inland, für entferntere Europäische Staaten, und für beide Indien mehr Platz eingeräumt, als man nach dem politischen Local-Interesse erwarten durfte. So findet man die *Gazeta de Madrid* und die *Gazeta de Lisboa* in den Schiffsnachrichten aus *Mexico* so wie ehedem in den *Bulletins vom Pyrenäen Krieg*, wörtlich übertragen. Die West-Indischen Nachrichten sind aus der *Bahama-Kingston* und *St. Vincents-Gazette*, sodann aus Französischen Papieren. z. B. *le Courier universel du Cap (Francois)* und der *Gazette de Port au Prince* entlehnt. Die Ostindischen scheint Hr. *Wilkie* aus d

Bo-

Bombay Courier, Courier de Madras, dem Oriental Star, und der Burnetschen Gazette von Isle de France, und endlich die Amerikanischen, weniger aus den deutschen und französischen Zeitungen zu Philadelphia — (Courier de France, Philadelphische Correspondenz) als aus Dunlaps und Claypools daily advertiser, den Hr. Timaeus empfiehlt, und aus dem Independent-Chronicle genommen zu haben. Folglich ist aus den nächsten Quellen, und zwar von einer verschiedenen politischen Tinctur, geschöpft worden. Zum Beweise, dass auch die entferntesten Zeitungen in London benutzt werden, mag dieses dienen, dass die Nachricht von der Expedition auf Batavia aus der Zeitung von Calecutta vom 23 August 1796., so wie auch vieles aus Verninacs Constantinopolitanischer Zeitung, und aus der Pekin-Gazette wörtlich abgedruckt worden.

Noch nützlicher würde aber eine Erläuterung der Abkürzungszeichen und Kunstwörter seyn. — Bekanntlich erfodern die Zahlen und Hieroglyphen ein eignes Studium; denn z. B. bey dem Pferderennen verstehen wenige deutsche Leser die drey Zahlen und das Zero in den heats, noch das hft (haft) und stlb im Gewicht des Pferdes. Die certificates to be granted bey Bankerutten, stehen in einer eigenen Rubrik dieser Zeitung, und bedürfen ebenfalls eines Commentars.

Der Preis von achtzig Gulden im mittlern Deutschland wäre, wenn ihn nicht die Spedition in das innere Deutschland über Hamburg und Bremen, und die Gewinnsucht der Zeitungs-Expedienten, um das Doppelte erhöhete, an sich nicht unbillig. Bekanntlich entsteht die kolossalische Folioform der Englischen Zeitungen, aus der möglichsten Minderung der Unkosten des Stempels, welcher sich nicht nach den Zeilen, sondern nach den Blättern richtet. Ein Quartblatt, wie das Vorliegende, entrichtet also eben so viel, als das gröseste unter den 18 Millionen, welche jährlich in England, zur kräftigen Beyhülfe des Budget, gedruckt werden.

Constantinopel, in der Druckerey der französischen Republik: *Gazette françoise de Constantinople.* No. 1—6. 1 Sept. 1796. — 1 Febr. 1797. Klein 4.

Ein zu groses Phänomen in der politischen und literarischen Welt, als dass es nicht eine schleunige Anzeige in der deutschen Literatur verdienen sollte. Bekanntlich war der Abscheu des Türkischen Gouvernements vor Europäischer Cultur und Wissenschaft bis jetzt zu systematisch und in dessen Politik zu festgegründet, als dass eine Druckerey, noch weniger also eine inländische Zeitung, von demselben geduldet worden wäre. Selbst die fremden Zeitungen durften nur unter Briefaddressen zu der hohen Pforte eingehen, unter welchen die Fremdlinge in Pera, nur die von Leiden, Florenz, Frankfurt und Ofen gewöhnlich kommen liessen, während dass die Griechen, sich mit der in Wien gedruckten Bugliosschen ἐφήμερις behalfen. Potemkin's Feldzeitung von Jassy überlebte nicht einmal ihren Stifter. Seit der Ansiedlung der Französischen Republikaner keimte zuerst bey den Muselmännern die Zeitungs-Empfänglichkeit auf, und der Französischen Staatskunst war es vorbehalten, ihren Credit auch durch dieses Vehikel zu befestigen. Wie sich nämlich am 21 Novemb. 1795. aus der Ofener Zeitung in Constantinopel die irrige Sage von Charette's siegreichen Einzuge in Paris mit Schnelligkeit verbreitete, erhielt der Französische Bothschafter Verninac die Erlaubniss, solche in einem gedruckten Blatte zu widerlegen. Das Bulletin fand bey der Türkischen Kaufmannschaft Beyfall, und noch mehr die Folgenden, deren unregelmäsige Herausgabe sich jedoch nach den Zeitläuften modelte. So entstand allmählig unter dem Schutze der Gesandschaft ein Monatsblatt, dessen erste Jahrgangs-Hälfte mit dem 4ten September 1796. anhebt, und sich mit dem 11ten Februar 1797. endigt. Der Geist und Zweck dieser Zeitung, von Seiten des ersten Herausgebers Bothschafters Verninac und des ihm nachgefolgten Dubayet geht darauf hinaus, den Credit von Frankreich bey der Pforte immer mehr zu befestigen, und solche mit den Republikanischen Gebräuchen, wie z. B. mit der neuen Zeitrechnung, bekannt zu machen. Es sind darinn daher alle Kriegsvortheile der Franzosen, und vorzüglich ihre Dictatur in Italien, auf das lebhafteste vorgestellt und zugleich die ausgezeichneten Ehrenbezeugungen und Gefälligkeiten, welche von der Französischen Gesandschaft erzwungen worden, beurkundet. Im Journal de Francfurt N. 298 und 322. (1796.) finden sich Auszüge der 2ten und 3ten Nummer von 6ten und 28sten October. In der 6ten vom 1 Februar und deren Supplemente ist der Friedensschluss von Neapel vorzüglich heraus gehoben.

Die auswärtige Versendung geschieht vorzüglich durch die Gesandschaftlichen Dollmetscher und sichert diese Zeitung vielleicht allein unter ihren Europäischen Schwestern vor dem Einflusse der Postspediteurs. Sie ist sowohl dem Verzuge als der Procedur der Quarantaine in so fern unterworfen, als Rec., in seinem Exemplar stets die Spuren des Räucherns und Durchstechens fand. Aus sichern Nachrichten weiss derselbe, dass selbst Exemplare nach China und Persien gehen. Dagegen kommt auch die Pekinn-Gazette, über deren neuesten Bestand der Morning-Chronicle vom 31ten July. 1796., interessante Belehrungen enthält, nach Constantinopel, und seit Macartney's Reise, weiss man auch, dass diejenigen Mandarinen und Kaufleute in China, welche der Ursprachen nicht kundig sind, den Hamburger Correspondenten und die Nouvelles de Leide, sich in das Italiänische oder Chinesische übersetzen lassen.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Von folgenden Büchern sind neue Auflagen erschienen:

Gera, b. Rothe: *Taschenbuch für Mahler und Zeichner in Rücksicht auf Farbebereitungen,* von Carl

Carl Gottl. Rüger. 3te Aufl. 1795. 142 S. 8. (8 gr.)

Augsburg, b. Stage: *Deutliche Anweisung zur Verfertigung der Baurisse, wie solche ohne mündlichen Unterricht von selbsten zu erlernen.* Allen jungen Maurer und Zimmergesellen, Lehrlingen und andern Liebhabern zum besten entworfen. Mit 8 Kupfertafeln von *Lukas Voch*. 3te Aufl. 1796. 174 S. 8. (16 gr.)

Berlin, b. Himburg: *Jakob Thomson's Jahreszeiten.* Aus dem Englischen von *Ludw. Schubart*. 2te Ausg. 1796. 304 S. 8. (m. K. 2 Rthlr. 16 gr., ohne Kupfer 1 Rthlr. 8 gr.)

Ebend. b. Ebend.: *Stammliste aller Regimenter und Corps der Königlich-Preussischen Armee.* 3te verb. Aufl. mit 1 illuminirten Titelkupfer. 1796. 272 S. 8. (20 gr.)

Leipzig, b. Fleischer d. J.: *Kaufmannische Waarenberechnungen, enthaltend:* Holländische, Englische, Französische, Spanische, Portugiesische, Italienische, Russische, Schwedische, Dänische, Preussische, Polnische, Hamburger und Triester Einkaufs-Rechnungen; ingleichen Assecuranz und Haverie-Rechnungen, nebst einer gründlichen Anweisung zu deren Berechnung, herausgegeben von *C. Ch. Illing*. 2te Aufl. 1796. 220 S. 4. (1 Rthlr. 8 gr.)

Breslau, b. Wilh. Korn: *Matthias Corvinus, König der Hungarn, und Herzog von Schlesien.* Neue verb. Aufl. I Th. 1796. 334 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Berlin, b. Mylius W.: *Gründlicher Unterricht in der feinen Kochkunst* von *Fr. Otto Müller*, Fürstlichen Koch in Dessau. 2te verb. u. verm. Aufl. 1796. 376 S. 8. (1 Rthlr.)

Halle, b. Gebauer: *Handbuch der technischen Chemie*, abgefasst von *Joh. Fr. Gmelin*. 2ter B. 2te verb. Ausg. 1796. 1002 S. 8. (3 Rthlr.)

Göttingen, b. Vandenhöck u. Ruprecht: *Anleitung zur Technologie*, oder zur Kenntniss der Handwerke, Fabriken und Manufacturen, vornämlich derer, die mit der Landwirthschaft, Polizey und Kameralwissenschaft in nächster Verbindung stehn. Nebst Beyträgen zur Kunstgeschichte. Von *J. Beckmann*. 4te verb. Ausg. 1796. 663 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Braunschweig, in der Schulbuchhandlung: *Erläuterung des in Deutschland üblichen Lehnrechts in einem Kommentar über die Böhmerschen Principia juris feudalis.* Vom Hofrath- und Professor *Schnaubert zu Jena*. 2te Fortsetz. 2te verm. Ausg. 1795. 588 S. 4. (16 gr.)

KLEINE SCHRIFTEN

Physik. *Berlin*, b. Maurer: *Untersuchung und nähere Bestimmung der neulich in Anregung gebrachten Schädlichkeit der Bleyglasur des irdenen Geschirres. Von D. Sponitzer.* 1795. 46 S. 8. Hr. D. *Sponitzer* giebt zu, dass die Bleyglasur der Töpfergeschirre aufgelöset werde, wenn einige Zeit lang darin gekocht worden. (Doch scheint es, als ob der Vf. hierbey nicht genugsam unterscheide, was davon wirklich aufgelöset werde, und was sich nur mechanisch abnutze, oder losreibe: so wie auch der von den buntangelaufenen Farben der innern Fläche des Topfgeschirrs hergenommene Schluss, dass die schwächste Säure im Stande sey, die Glasur zu zerstören, nicht zulässlich ist.) Hr. Hofr. *Ebell* habe aber die nachtheiligen Folgen von dem Gebrauche dieser Topfwaare zu sehr übertrieben. Nicht alles verschluckte Bley ziehe böse Folgen nach sich: sondern, bey thätiger Lebenskraft, werde es von den Auflösungs- und Verdauungs-Werkzeugen eingewickelt, unschädlich gemacht, und ausgeführt. (Es scheint jedoch, als ob der Vf. hierbey mehr an Bley in concreter Form, als an einen aufgelöseten Zustand desselben, gedacht habe.) Die von Hn. *Ebell* pathologisch vorgetragenen Krankheiten könnnen nicht durchgehends und unbedingt auf Rechnung verschluckter Bleytheilchen geschrieben werden, sondern sind öfters Wirkungen anderer Ursachen. Wesentliche Symptome, die ausschliessender Weise auf Bleytheile führen, sind weit sparsamer. (Wenn aber der Vf. unter den sichern Zeichen der Bleyvergiftung auch den Abgang des Bleyglanzes der Extremente, und das im Urin zu findende Bley, rechnet, so möchten sich diese Ze chen, selbst bey einer gar argen Menge Bley im Körp schwerlich finden lassen.) Rec. pflichtet dem Vf. in de Wunsche bey, Schriften, wie die des Hn. *Ebell*, nur allein den Händen der Landespolizey und der Aerzte, nicht aber Händen der Laien und Halbgelehrten, zu sehen. Den pfindlichen Hypochondristen wird das Ebellsche Buch, lieset es nicht mit Kritik, höchstunglücklich machen; er wird alle fürchterlichen Symptome der Bleyvergiftung schon zu fül glauben. Auf der andern Seite ist zu besorgen, dass der differentist die ganze Sache deswegen verwerfen mögte, weil viele Uebertreibung mit eingemischt siehet. — Der Vf. an, zu aller Vorsicht sich lieber des durch Kochsalz glas Steinguts zu bedienen. Zu eigentlichen Kochgeschirren ist ches jedoch im Ganzen nicht anwendbar; es verträgt die wechselung von Hitze und Kälte nicht so gut, und man de daher in den Küchen bald genug wieder zu den leich Töpferwaaren greifen. Angemessener ist der Rath, durch vorheriges Auskochen, und durch Verhütung, dass nicht sen lange in selbigen stehen bleiben und kalt werden, die mischung der Bleytheilchen mit jenen zu verhüten. letzt geht der Vf. mehrere, leider! nur zu klar am Tage gende, Ursachen durch, welche, wie ein giftiger Wurm, dem Keime der Körperkraft der jetzigen Generationen und von denen die Glasur unserer Kochtöpfe wohl nur der geringsten ist.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 9. May 1797.

PHYSIK.

Rostock u. Leipzig, b. Stiller: *Beyträge zur Physik und Chemie*, von H. F. Link. *Zweytes Stück. Beobachtungen und Betrachtungen über den Wärmestoff.* 1796. 222 S. 8.

Der Inhalt dieser Abhandlung ist kurz dieser. Der Wärmestoff ist eine besondre flüssige elastische Materie ohne merkliche Schwere, welche, langsam bewegt, alle Körper zu durchdringen vermag. Er ist dreyer verschiedner Bewegungen fähig. Bewegt er sich *äusserst schnell* in graden Linien, so wird er dem Auge, durch die Empfindung des *Lichts* bemerkbar, und vermag nur durch die durchsichtigen Körper zu gehen. So bewegt heisst der Wärmestoff *Licht*. In diese Bewegung geräth er 1) durch zu starke Anhäufung in einem Körper; 2) wenn eine innige chemische Verbindung vorgeht, wobey eine grosse Menge desselben plötzlich entwickelt wird. Das *Verbrennen der Körper* erfolgt, wenn sich die Basis der Lebensluft mit einem Körper verbindet, und dabey aus dieser Luft selbst, oder aus dem brennbaren Körper Wärmestoff entwickelt wird. Das Verbrennen wird zwar vorzüglich in der Lebensluft, aber auch in jedem andern Medio erfolgen können, z. B. in der Salpetersäure, vielleicht dem Wasser, wenn in demselben Lebensluft als Bestandtheil enthalten ist. (Rec. glaubt, dass bey diesem Satze noch die Bestimmung hätte hinzukommen müssen: und wenn der brennbare Körper fähig ist, das Band, welches den Sauerstoff mit dem andern Körper verbindet, zu lösen. Wegen der innigen Verbindung, welche zwischen dem Sauerstoff und dem andern Bestandtheile im Wasser *als Wasser* statt findet, wird daher wohl schwerlich ein Verbrennen in dem Wasser statt finden können. Von dem gewöhnlichen *Salpetergas* kann das hier gesagte auch wohl nicht verstanden werden, indem dieses, im Gegentheil ein äusserst grosses Bestreben äussert, sich selbst mit einem grössern Antheile Sauerstoff zu verbinden, wahrscheinlich meynt aber der Vf. *Priestleys dephlogistisirtes Salpetergas* (Oxide d'azote gazeux). Man ersieht aus dem Gesagten, dass nach Hn. L's. Theorie, die Annahme eines Phlogistons so wenig nöthig sey, als an dessen Stelle auf irgend eine Art den Lichtstoff zu setzen, und seine Verschiedenheit vom Wärmestoff zu behaupten. — *Die zweyte Art der Bewegung in welche der Wärmestoff versetzt werden kann, ist die, wo er beträchtlich schnell in graden Linien fortgehet, aber dabey dem Auge durch die Empfindung des Lichts nicht merklich wird.* In diesem Zustande heisst er *strahlender Wärmestoff*. Bey der *dritten Bewegung verbreitet sich der Wärmestoff langsamer und nach allen Seiten in den Körpern.* Die Ursachen dieser Bewegung liegen in der Anziehung der Körper zum Wärmestoff, und in der Elasticität desselben, und zwar befolgt der Wärmestoff bey dieser seiner Vertheilung folgendes Gesetz in einem Systeme von Körpern, dass er so lange aus einem Körper dieses Systems in einen andern übergeht, bis die absolute Elasticität desselben in einem Körper, der absoluten Elasticität desselben in jedem andern Körper dieses Systems gleich ist. (Man muss, um diesen Satz gehörig zu verstehen, den Unterschied welchen der Vf. zwischen *absoluter* und *specifischer Elasticität* macht, im Auge behalten. Die *absolute Elasticität* betrachtet man dann, wenn man bloss auf die Wirkung überhaupt Rücksicht nimmt, welche der Wärmestoff vermittelst seiner Elasticität auf irgend einen Körper äussert. Wird zugleich auf die Anziehung des Körpers Rücksicht genommen, in dem sich der Wärmestoff befindet, so giebt dieses die *specifische Elasticität*.) Die Anziehung des Wärmestoffs durch den Körper, geschiehet nicht in der Ferne, sondern bloss bey der Berührung, auch hat er ein Bestreben sich gegen die Richtung der Schwere zu bewegen, wodurch seine Schwere unmerklich und in manchen Fällen scheinbar negativ wird. Nach Beschaffenheit der Anziehung (Capacität) wird ein Körper bey gleichen Räumen und Gewichten mehr Wärmestoff enthalten, als der andre. Der Wärmestoff befindet sich nicht bloss in den Poren der Körper, sondern durchdringt die Masse derselben. *Absolut frey* würde der Wärmestoff seyn, wenn er sich seinem ursprünglichen Triebe gemäss allein gegen die Richtung der Schwere bewegt. *Relativ frey*, wenn er sich zufolge eines Stosses in graden Linien oder zufolge der Anziehung nach allen Seiten verbreitet. *Gebunden*, wenn er durch Kälte allein nicht entfernt werden kann. Der Wärmestoff lässt sich durch Reiben entwickeln. Es scheint hiebey eine *Erweckung und dann erfolgende Zersetzung der elektrischen Materie zu erfolgen.* Diese besteht aus Wärmestoff und einer noch unbekannten Materie. *Elektrische Materie* ist also das Zusammengesetztere, *Wärmestoff* das Einfachere. Je mehr bey Zerlegung der elektrischen Materie von dieser zerlegt wird, um so weniger zeigt sich Elektricität, um so mehr aber Wärme, und umgekehrt. Der Wärmestoff dehnt die Körper aus. Die Grösse dieser ausdehnenden Kraft steht mit der specifischen Elasticität und der Dichtheit des Wärmestoffs im zusammengesetzten Verhältnisse, allein der Erfolg hängt zugleich von der

der ursprünglichen Elasticität der Körper ab. Der Wärmestoff bringt, angehäuft, manche Körper in einen tropfbar flüssigen, auch elastisch flüssigen Zustand. Indem diese Aenderung vorgeht, zieht der Körper mehr Wärmestoff (*Wärmestoff des Zustandes*) als kurz vorher oder nachher an. Der Wärmestoff, der von den Körpern bey dieser Veränderung ihres Zustandes ist angezogen worden, kann ohne hinzukommenden Druck oder Erschütterung nicht getrennt werden. Es ist nicht wahrscheinlich, dass der Wärmestoff eine chemische Verbindung mit den Körpern eingehe. Die Veränderungen, welche durch den Wärmestoff in den Erfolgen der chemischen Verwandtschaft verursacht werden, beruhen in den mehresten Fällen auf dem verschiednen Bestreben, welches die Körper äussern, durch den Wärmestoff luftförmig zu werden. Es wird also durch den Wärmestoff nur die Stärke der Verbindung zweyer Körper vermindert. Chemische Verbindungen kann der Wärmestoff nur dadurch hervorbringen, dass er die Körper flüssiger macht, und eine grössere Menge Berührungspunkte veranlasst. — Aus seiner Theorie sucht nun der Vf. das Phänomen zu erklären, dass unmittelbar vor dem Aufgange der Sonne Kälte wahrgenommen werde. Nach ihm saugt nämlich die von der Sonne kurz vor ihrem Aufgange in Osten erwärmte Luft Wärmestoff ein, raubt ihn also den benachbarten Regionen, und bringt in ihnen Kälte zuwege. — Von der Krystallisation der Körper sagt Hr. *L.* (S. 97.): Es sey den Naturanalogien weit gemäser anzunehmen, die Materie der Krystallen sammle sich in kleinen Klümpchen, welche sich erst zu regelmäsig eckigen Gestalten bilden, nachdem die Theilchen sich einander berührt haben. Wenn er hinzusetzt: derjenige Körper, der die Klümpchen der zu krystallisirenden Masse zusammenführt, und an den gehörigen Ort bringt, wo sie sich zu Krystallen bilden können, ist der Wärmestoff; so fehlt es diesem Satze an dem nöthigen Beweise, so wie auch der Aeusserung S. 132.: *wie wenn der Wärmestoff die alleinige Ursache aller Wahlanziehung wäre, oder sie in Verbindung mit elektrischer und magnetischer Materie hervorbrächte.* Ueberhaupt muss Rec. gegen mehrere der in dieser Schrift aufgestellten Sätze die Erinnerung machen, dass sie zu gewagt sind, auch haben *genauere* Versuche schon den Ungrund einiger gezeigt. Hiezu rechnet Rec. die S. 119. enthaltene Behauptung: *Stickluft enthält den Stoff der brennbaren Luft oder Wasserstoff mit einem grössern Antheile Sauerstoff als im Wasser verbunden. Es wäre also Salpetersäure,* W a s s e r s t o f f m i t S ä u r e s t o f f ü b e r s ä t t i g t. Ferner S. 123. *Uebrigens muss ich das Leuchten des Phosphors in der Stickluft, das Nichtleuchten in der Lebensluft bestätigen; auch fiel ein Versuch für das Schlechterwerden der Lebensluft durch das Sonnenlicht aus.* Und S. 184. *In der Stickluft geht wahrscheinlich das Verbrennen deswegen vor sich, weil sie aus der Basis der brennbaren und Lebensluft zu bestehen scheint.* Allen diesen Behauptungen setzt Rec. die Erfahrung entgegen, dass, wenn man ein von *Sauerstoff ganz freyes Stickgas* (welches übrigens nicht so leicht zu bereiten ist) zu den Versuchen anwendet, man weder das Leuchten des Phosphors noch seine Umwandlung in Säure bemerken werde. Dem Wärmestoff spricht der Vf. S. 140. auch aus folgendem Grunde alle chemische Wahlanziehung ab, weil er nicht im Stande ist eine *vollkommne* Trennung der Bestandtheile zu bewirken, sondern immer einen Theil zurücklässt, dahingegen bey einer chemischen Verwandtschaft dieses *nie* der Fall ist, wenn nur das Scheidungsmittel in gehöriger Menge zugegossen worden, so treibt z. B. die Vitriolsäure, in der gehörigen Menge zugegossen, *alle* Salpeter- oder Salzsäure oder dergleichen Säuren, ganz und gar aus ihren Neutralsalzen. Gegen das Gesagte muss aber Rec. erinnern, dass, wenn man Kochsalz durch Vitriolsäure zerlegt (ein Fall, den der Vf. selbst anführt) man immer, wenn auch überflüssige Säure zugesetzt worden, unter dem erhaltenen Glaubersalze noch eine beträchtliche Menge Kochsalz finde. Eine ähnliche Bemerkung kann man bey Zerlegung des Salpeters machen, auch hier findet man unter dem schwefelsauren Alkali noch immer einen, wiewohl geringen, Antheil Salpeter. Wenn der Phosphor in atmosphärischer Luft verbrannt wird, so absorbirt er den grössten Theil des in der atmosphärischen Luft befindlichen Oxygens; ein Theil bleibt aber immer unzersetzt zurück, und dieses ist zugleich der Grund des Irrthums in den Göttlingschen Versuchen. So geschieht die Abscheidung der Kohlensäure vom feuerbeständigen Alkali durch gebrannten Kalk doch gewiss durch *chemische Wahlanziehung*, und dennoch ist der *letzte* Rest Kohlensäure durch Kalk nicht abzuscheiden, selbst wenn so viel Kalk zugesetzt worden, dass ein Theil derselben sich in der Lauge auflöst. S. 138. wird gesagt: Ein Körper mit Wärmestoff gesättigt *ist so gut als absolut kalt*, weil es uns ganz unmöglich ist jenen Wärmestoff zu trennen, da alle Körper damit gesättigt seyn sollen. — Wir denken uns aber unter einem *absolut kalten* Körper doch ganz etwas anders, als einen mit Wärmestoff gesättigten, auch wird sein chemisches Verhalten ganz anders seyn. Stellen, wie die S. 1[illegible] u. 164. hätten billig wegbleiben müssen. *Die Wirkungen der Verwandtschaft als Wirkungen einer Kraft müssen vor sich gehen, ohne Rücksicht auf das, was nach diesen Wirkungen erfolgen könnte, die Schwererde muss die Bittererde scheiden, ohne durch das was nach dieser Scheidung vorgehen möchte, gehindert zu werden.* W i e k a n n s i e, w e n n i c h s o s a g e n d a r f, e s v o r h e r w i s s e n, d a s s d i e B i t t e r e r d e o h n e W ä r m e s t o f f n i c h t w e r d e b e s t e h e n k ö n n e n, u n d s i c h d a r n a c h i n d e r A n w e n d u n g i h r e r K r ä f t e r i c h t e n? Nach Rec. Urtheil kann es Hn. *Richter* auch gar nicht schwer werden, auf diesen Einwurf zu antworten. Sonst muss Rec. die Richtigkeit der Einwürfe des Vf. gegen Hn. *Richters* stöchyometrisches Verfahren (S. 179 u. f.) anerkennen, wenn er sagt, dass ein groser Theil der in der Stöchyometrie aufgestellten Sätze auf dem keineswegs in allen Fällen richtigen Satze beruhe, *dass der Raum der Mischung gleich sey der Summe der Räume der Bestandtheile*

theile: *alle diese Körper in ihrer reinen Schwere betrachtet.* Wie unsicher aber die Angaben der reinen Schweren seyn, zeigt Hr. L. an folgendem Beyspiel. Hr. *Richter* hatte durch ein Versehen 1668 Gr. Glaubersalz statt 2580 gesetzt, die erste Zahl giebt für die reine Schwere 2,84 oder 2,85, die letzte 2,82 oder 2,85. S. 80. Z. 4. steht, wahrscheinlich durch einen Druckfehler, *desto weniger Elektricität* statt *desto mehr.*

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Schweinfurt, b. Riedel: *Philosophisch-theologische Winke und Rathschläge für's gesellschaftliche Leben* in den gegenwärtigen bedenklichen Zeiten in Lehren, Ermahnungen und Beyspielen mit der wärmsten Menschenliebe so niedergeschrieben, dass es Jedermann verstehen kann, von M. *Johann Michael Schröder*, Pfarrer zu Dieterswind. 1795. 557 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Von Philosophie findet man hier sehr wenige Spuren, und die Theologie des Vf. ist von der Art, wie sie etwa vor 40—50 Jahren beschaffen war. Das Motto: Prüfet *alles*, und das Gute behaltet, ist vom Vf. nicht sonderlich beobachtet worden, denn von den neuern Untersuchungen in der Philosophie und Theologie scheint derselbe gar nichts zu wissen, wenigstens ist darauf gar keine Rücksicht genommen. *Etwas* neues und tiefgedachtes, genaue Bestimmung der Begriffe und Wahrheiten und gründliche Ausführung der Materien wird man daher vergebens suchen, vielmehr ist Verworrenheit der Begriffe an vielen Orten sehr sichtbar. Gleich im ersten Kapitel *von der Gleichgültigkeit gegen die Religion als einer schrecklich schädlichen Feindin der Menschen*, werden *Wahrheit, Religion, Religionslehren, vernünftige* und *christliche Religion* immer als Eins betrachtet und die Definition von *Wahrheit* und *Religion*, (die als Synonyme immer zusammenstehn, als wenn es ausser der Religion keine Wahrheit gebe,) S. 4. ist eigentlich eine unvollständige Definition der *Sittenlehre.* Dabey wird die Nothwendigkeit der Offenbarung aus sehr unzureichenden Gründen bewiesen. Ohne Offenbarung, heisst es S. 79. würde die Erkenntniss des Menschen nichts anders seyn als ein Gewebe der Vermuthungen, die von mancherley Concreten oder von manchen anschaulichen und empfundenen Wirklichkeiten hergeleitet sind, oder eine aus vielen Menschenaltern und Jahrhunderten zusammengesetzte mangelhafte Erfahrungslehre, die nie ganz sicher — nie für alle Fälle rathend, überzeugend und beruhigend seyn würde! — (Offenbarung ist also wohl ganz allein a priori erkennbar!) S. 81. Wie kann uns die blosse Vernunft eine gewisse Erkenntniss von Gott, — von unsern Pflichten, — von Strafe und Belohnung — mit kraftvoller Deutlichkeit geben? Wie kann uns die Tugendlehre zur Glückseligkeit auf *alle einzelne Fälle* entwickeln — und mit einer zuverlässigen *Wissenschaft* von unserer Bestimmung, dem schönsten Schmucke unsers Daseyns *umkränzen?* (Der Rec. fragt dagegen: Warum kann denn das die Vernunft nicht? Und kann denn das alles Offenbarung bewerkstelligen? kann sie Pflichten *auf alle einzelne Fälle* vorschreiben? Was für ein ungeheures Gesetzbuch müsste sie uns nicht geliefert haben! Und kann sie uns wohl eine *Wissenschaft* liefern? Was für einen Begriff muss wohl der Vf. von Wissenschaft haben!) Der Vf. setzt hinzu: was die Vernunft mit Grund der Wahrheit von Gott und seinem Willen weiss, das weiss sie allein durch das wohlthätige Licht der Offenbarung; den Beweis davon ist er aber schuldig geblieben. Ueberhaupt sucht er sich wie gewöhnlich dadurch zu helfen, dass er die Vernunft und natürliche Religion herabsetzt, und nach einigen unzureichenden Beweisen für die Göttlichkeit der christlichen Religion und heil. Schrift zuletzt das Wehe über diejenigen ausruft, die sie nicht anerkennen wollen. Das 9te Kap. handelt diese Materie von der Göttlichkeit und Wahrheit der heil. Schrift noch einmal ab. Nachdem im Gebete die Beweise dafür dem lieben Gott wieder ins Andenken sind gebracht worden, fängt sich die Abhandlung so an: die ersten Menschen waren ganz rein, heilig und vollkommen. Keine Finsterniss, kein Irthum, kein Vorurtheil verdunkelte ihren Verstand, ihr Herz wurde von keinem Laster befleckt und ihr Wille von keiner unreinen Neigung beherrscht. Die Lust zu dem Guten war brennend und beständig. (Wie sie bey diesen Vollkommenheiten haben sündigen können, ist schwer zu begreifen.) Darauf kommt nun der Vf. wieder auf die schwache Vernunft und die Nothwendigkeit der Offenbarung und geht alsdenn zu den Weissagungen und Typen über. Hier ist er in seinem Elemente, das ganze alte Testament ist voll von Weissagungen und Typen. Christus musste in der Nacht in einem Garten gefangen werden, damit die Schrift erfüllet würde. Schon *Lamech* und *Noah* haben vom Messias geweissagt; der achte Psalm handelt vom Stande der Erniedrigung und Erhöhung Christi; *David* ist in den kleinsten Handlungen und Schicksalen ein Vorbild auf Christum u. dgl. Daraus wird endlich der Schluss gemacht: dass die christliche Religion auf *festen* Pfeilern stehe. Dass es der Vf. herzlich gut gemeynt und alles aus wahrer Menschenliebe niedergeschrieben habe, will der Rec. auf keine Weise bezweifeln; aber das berechtigte ihn nicht, auf eine so anmasende Weise sein Schild auszuhängen. Die mehresten Abhandlungen scheinen etwas erweiterte Predigten zu seyn, die Hr. *S.* in der Fasten gehalten hat, denn man findet bey ihnen Gebet, Text, (alle aus der Passionsgeschichte,) Eingang, Thema und Eintheilung; und der Vortrag ist ganz ascetisch. Weit passender würde es daher seyn, wenn er seiner Schrift den Titel: *ascetische Betrachtungen über wichtige Wahrheiten der Religion fürs gesellschaftliche Leben,* gegeben hätte. Alsdenn wäre auch weniger dagegen zu erinnern. Denn es ist unstreitig viel Gutes und Heilsames darin gesagt worden, besonders in den Kapiteln von der christlichen Toleranz, von der Beförderung guter Schul- und Armenanstalten, wie man

man alles zur rechten Zeit thun, wenn man schweigen und reden soll u. dgl. Der ascetische Vortrag ist auch nicht unangenehm, nur müßte Hr. *S.* sich künftig vor Weitschweifigkeit, allzu langen und verwickelten Perioden und vor aller Affectation hüten, auch Stellen, wie S. 247. ausstreichen: damit nicht eine stärkere Stimme als die meinige ist, die stärkste aller Stimmen, *Gottes Posaune* dazwischen kommt und den Menschen zuruft: Warum verachtet ihr meinen Tag — und entheiliget den Bund. Sehet ich will eine That unter euch thun, dass euch *die beiden Ohren gellen* werden. — Auch müßte alles nach der Wahrheit vorgestellt werden, nicht wie S. 234. dass die Lehrstellen immer mit den besten Subjecten besetzt und nicht mit Geld erkauft würden, welches wohl so seyn sollte, aber nicht überall so ist. Wenn Hr. *S.* so in seinem Gleis bleibt, können die in der Vorrede angekündigten *Predigten zum Vorlesen für Landleute* und eine *ascetische Glaubens- und Sittenlehre* sehr nützlich werden, aber *philosophisch theologische Winke und Rathschläge* wollen wir uns fürs Künftige ganz verbitten.

Von folgenden Büchern sind neue Auflagen erschienen:

Hamburg, b. Fauche: *Maximes et Reflexions morales du Duc de la Rochefaucauld.* Nouvelle Edition, 1796. 88 S. 12. (8 gr.)

Upsala, b. Erichson: *Das neue graue Ungeheuer.* Herausgegeben von einem Freunde der Menschheit. 1. St. 3te Aufl. 1796. 134 S. 8. (10 gr.)

Altona, b. der Verlagsgesellschaft: *Wanderungen und Kreuzzüge durch einen Theil Deutschlands,* von *Anselmus Rabiosus* dem Jüngern. 2te Aufl. 1796. 270 S. 8. (18 gr.)

Hamburg, b. Herold: *Wahre Geschichte des Grafen Benjowsky*, aus dessen eigenen Nachrichten herausgezogen für die Zuschauer und Leser des vom Hn. *von Kotzebue* herausgegebnen Schauspiels: *Die Verschwörung von Kamtschatka*, nebst einer Skizze dieses vortrefflichen Stücks. 3te Aufl. 1796. 72 S. 8. (4 gr.)

Ebend., b. Ebend.: *Die vornehmsten europäischen Reisen, wie solche durch Deutschland, die Schweiz, die Niederlande, England, Portugall, Spanien, Frankreich, Italien, Dännemark, Schweden, Ungarn, Polen, Preussen und Russland, auf eine nützliche und bequeme Weise anzustellen sind*, mit Anweisung der gewöhnlichsten Post- und Reise-Routen, der merkwürdigsten Oerter, deren Sehenswürdigkeiten, besten Logis, gangbarsten Münzsorten, Reisekosten etc., ausgefertiget von *Gottl. Kr. Krebel.* 15te verb. Aufl. 3. Th., welcher die Reisen durch Frankreich und Italien enthält. 1796. 344 S. 8. (12 gr.)

Halle, b. Gebauer: *Moral in Beyspielen.* Herausgegeben von *H. B. Wagnitz.* 2. Th. Neue Ausg. 1796. 206 S. 8. (16 gr.)

Paris, b. Vf.: *Les trois Nouvelles par Mercier de Compiegne.* 4me. Edit. 1795. 155 S. 12. (16 gr.)

Ebend., b. Louis: *Ismael et Christine.* Nouvelle *historique par C. Mercier de Compiegne.* Nouvelle Edit. 1795. 167 S. 12. (16 gr.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Mathematik. *Zelle,* b. Schulze jun.: *Arithmetischer Katechismus.* Vom Kanzellisten *J. H. Boden.* 1796. 8 Bog. 12. (8 gr.) Hr. *B.* will hier zeigen, wie man zur Prüfung und zur Wiederholung solche Schüler befragen soll, die bereits nach seiner eigenen *Arithmetik* unterrichtet sind, oder doch irgend einen andern *ebenfalls mathematischen* Rechenunterricht genossen haben. Mathematisch müsse ihre Unterrichtung gewesen seyn, sonst wären sie den hiesigen Fragen nicht gewachsen! Rec. hat des Vfs. Rechenbücher aus statthaften Gründen empfohlen. Wer sie *deshalb* gekauft hat, wird mit unserm Urtheil eben so wohl zufrieden seyn, als es der Vf. selbst, nach hiesiger Vorrede, gewesen ist. Zugleich aber hatte Rec. hinreichend geäussert, dass sich gegen ihre Methode, und namentlich auch gegen das, was darin mathematisch seyn soll, vieles erinnern lasse. Hr. *B.* fährt gleichwohl fort, seine Bemühungen gerade von dieser Seite her zu empfehlen. Dass dieses ihre schwache Seite ist, wird auch hier aus einer einzigen Probe hinlänglich erhellen. S. 12. heisst es hintereinander, wie folgt. „Wodurch „wird eine Länge oder Fläche gemessen? durch einen Stock. „Wodurch trockene oder flüssige Sachen? durch ein Gefäss. „Wie sind beide gemessene Grösen unterschieden. — Jene „ist quadratisch, oder enthält nur Längen; diese aber ist kubisch. „Was ist quadratische Fläche? Ein Garten mit vier Seiten." — So falsch und kümmerlich muss niemand sich ausdrücken, der sich an die Mathematiker anschliessen will. Der brave, fleissige und denkende Vf. würde seinen Wunsch gewiss erreicht haben, wenn er nicht die Kräfte seiner besten Jahre gerade denen Rechenbüchern aufgeopfert hätte, die in seiner Provinz damals gebraucht wurden, hie und da vermuthlich noch heute gebraucht werden! Auch würde er, bey seinem guten Verstande, immer noch nützlich arbeiten können, wenn er sich überzeugen wollte, dass man ein sehr deutliches, gründliches und gemeinverständliches Rechenbuch schreiben könne, ohne gerade etwas von dem zu gebrauchen, was der Vf. mit vielen andern für das wesentliche der mathematischen Methode zu halten scheint.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 10. May 1797.

PAEDAGOGIK.

Berlin, b. Pauli: *Die Landschulen, sowohl wie Lehr- als auch Arbeits- oder Industrieschulen*, betrachtet von D. *Joh. Georg Krünitz*. Aus der ökonomisch-technologischen Encyklopädie 61 u. 62sten Theile gezogen, und besonders abgedruckt. Nebst 1½ Bogen Kupfer. 1794. 620 S. gr. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Im *Vorberichte* erzählt der sel. Krünitz, dass der Verleger seiner Encyklopädie die beiden Artikel: *Landpfarrer* (s. A. L. Z. 1796. Nr. 393.) und *Landschulen* besonders habe abdrucken lassen, auch in einer Vorstellung an den König, beide für diejenigen Kirchen, welche aus ihren Kassen das grössere Werk sich nicht anschaffen können, für den *niedrigsten Preis* (1 Rtl. u. 16 gr.) abzugeben sich erboten habe. Dieser Vorstellung zufolge ist auch durch königl. Rescripte und Circulare die Krünitzische Abhandlung den Kirchen *empfohlen* worden. Mehrern Nutzen möchten wenigstens gewiss diese beiden Werke stiften, als wo nicht alle, doch die mehresten Schriften, welche sich gewöhnlicher Weise in Landkirchenbibliotheken, wofern noch dergleichen vorhanden sind, zu stiften pflegen, und man kann, ohne auf das Interesse der Verlagshandlung Rücksicht zu nehmen, auch den Kirchen ausserhalb der preussischen Lande die Anschaffung derselben mit gutem Gewissen empfehlen. — Sehr interessant ist es immer beym Lesen dieses Buchs, die *mehresten* (doch fehlen verschiedene und zwar nicht unwichtige) niedern Schulanstalten Deutschlands wie in einer Galerie vor sich aufgestellt zu sehen, gewahr zu werden, *wann* und *wie* und durch *welche Personen* die Verbesserung begonnen, und durch *welche Mittel* und *wie weit* sie fortgeführt worden. Es giebt dem Menschenkenner und Statistiker die fruchtbarsten Winke, zumal da D. Krünitz nicht sowohl selbst diese Anstalten beschrieb, als vielmehr Auszüge aus deren Beschreibungen machte, und die in solchen Angelegenheiten ergangenen Berichte und Rescripte wörtlich abdrucken liess. Noch wichtiger aber ist diese Schrift für die Gönner oder Vorsteher des Schulwesens, welche zum Besten desselben etwas thun wollen oder sollen, ohne doch die nöthigen Vorkenntnisse dazu zu besitzen; und vielleicht noch dazu nicht einmal Männer dabey zu Rathe ziehen oder anstellen können oder wollen, welche theoretische und praktische Kenntnisse in diesem Fache sich erworben, und bereits ähnliche Anstalten errichtet oder auch verwaltet haben. [illegible] dürfen nicht alle hier befindliche Vorschläge sogleich zur Ausübung gebracht werden, da viele theils nur local oder für gewisse Zeiten, für einen gewissen Grad der Cultur berechnet, theils gar nicht ausführbar, oder wenn dies auch wäre, verwerflich sind. Krünitz gab, was und wie er es fand, ohne sich stets in eine Beurtheilung desselben einzulassen, führte auch wohl selbst einander geradezu widersprechende Vorschriften an. Zu billigen ist gar nicht der S. 58. befindliche Vorschlag: dass der *Katechismus* zu einem *Lesebuch* gebraucht werden solle. Traurig genug, dass solches noch aus Mangel der gehörigen Anstalten an so vielen Oertern geschiehet. Noch weniger ist das mit Recht schon längst verworfene und wieder abgeschaffte *Zusammenlesen* zu billigen, und am allerwenigsten das S. 59. so nachdrücklich anempfohlne *Geschwindlesen*, indem vielmehr nicht genugsam darauf gesehen werden kann, dass die Kinder langsam zu lesen und ihre Lectionen herzusagen sich gewöhnen, wobey freylich, sobald die Kinder nur zu einiger Fertigkeit gelangt sind, das unaccentuirte Lesen, oder das Lesen mit gleich langen Sylben, aufs sorgfältigste vermieden werden muss, als wodurch die Kinder nur aufgehalten und zum bloss mechanischen Lesen ohne Verstand und Ausdruck gewöhnet werden. Unglaublich ist es freylich, dass nach S. 127. in Rücksicht mancher Schulen es noch zu wünschen bleibet, dass sie in ordentliche und *festgesetzte Klassen* abgetheilt werden; aber sehr vielen Schwierigkeiten wird das sonst sehr gegründete Verlangen ausgesetzt bleiben: dass in denjenigen Oertern, wo nicht zwey Lehrer angestellt sind, die *Knaben* nur *Vormittags*, so wie *Nachmittags* die *Mädchen* nur die Schule besuchten. Es wird sehr schwer halten, eine Tabelle zu entwerfen, nach welcher ein *vollständiger* Unterricht unter dieser Bedingung erreicht werden kann. Das (S. 143. gestattete) *Knieen* muss *nie* zur Strafe dictirt werden, und noch weniger das *zur Schau stellen aussen vor der Schule mit einem um den Hals gehängten Zettel*, ob es gleich, laut der Ankündigung, in einer sehr bekannten und in mancher Rücksicht zu lobenden Bürgerschule geschiehet. Auch muss nie (S. 148 u. 149.) der *Stock*, sondern nur die *Ruthe* gebraucht werden, und zwar letztere queer auf die Hand, nicht die Länge herunter, weil sonst oben leicht die zarte Haut blutig geschlagen werden kann. Aus mancherley Gründen würden wir es nicht gestatten, dass *jeder Bauer*, wenn es ihm einfiele, die Schule besuchte, und den Lehrer beobachtete; nur dem Prediger dürfte solches Vorrecht zugestanden werden, und doch nur unter sehr wohl eingeschränkten Bedingungen. Unbegreiflich war es Rec., wie S. 188. es zur

Vorschrift gemacht werden kann: „dass der Schulenaufseher *täglich*, das *Wetter möchte seyn, wie es wollte*, eine Schule nach der andern besuchen sollte, und dieses noch dazu in einer Carriole, bey welcher der Scholarch *selbst den Fuhrmann* abgäbe. Der Vf. muss wohl noch nie zu solchen Zeiten gereiset seyn, wo man wegen Glatteises, Schnee's oder grundlosen Wegs, zumal auf Feldwegen, von einem Dorf zum andern gar nicht fortkommen kann. Und wie überflüssig, ja selbst schädlich würde es seyn, wenn der Inspector *zwölfmal des Jahrs* eine Schule besuchte? Auch möchten es sehr wenige Scholarchen aushalten, dass sie Jahr aus Jahr ein eine *Mittagsmahlzeit* von kalter Küche genössen. Ja wie ist es, zur Winterszeit wenigstens, nur möglich, dass er frühmorgens 2 bis 3 Stunden weit wegreiten oder fahren, das Pferd abschirren, 2 Stunden Vormittags verlangtermassen in der Schule verweilen, sein Mittagsessen darinn verzehren, das Pferd wieder anschirren, auf ein benachbartes, oft nicht ganz nah gelegenes Dorf fortreisen, wieder das jetzt beschriebene verrichten, und vor Nachts dann noch nach Hause fahren oder reiten solle? Solche höchst abentheuerliche, unbillige, und völlig schimärische Entwürfe hätte der sel. K. in seine Compilation nicht aufnehmen sollen. Nach S. 149. soll in den *sonntäglichen Wiederholungsstunden* den noch unverheiratheten Personen ein Paar (paar) Sprüche oder die Epistel und das Evangelium zur Uebung im Schreiben vorgegeben werden. Wer würde nicht lieber Quittungen, Haushaltsrechnungen, Berichte von Krankheiten und andern Vorfällen dafür anempfehlen? Wer kann auch die Vorschrift billigen: dass zu Anfang der Schule ein *Lied* (ein *ganzes* Lied) vom Schullehrer den Kindern langsam und deutlich vorgesagt, und dann mit diesen nachgesungen werden solle? Wie weit zweckmässiger würde es seyn, wenn der Lehrer nur Eine Strophe den Kindern ausdrucksvoll vorläse, sie katechetisch erklärte, von einigen Kindern dann nachlesen und zuletzt von allen absingen liesse? Noch auffallender aber muss jene Vorschrift durch den Zusatz werden: dass einen ganzen Monat lang nur das nämliche Lied gesungen und so auswendig gelernt werde; dass deshalb auch den Kindern nicht verstattet werden solle: bey dieser *Arbeit* ihr Gesangbuch vor sich zu nehmen und aus demselben zu singen. Wie es möglich sey, dass nach S. 204. der *Katechismus alle 6 Wochen*, wenn es auch noch so kurz geschähe, durcherklärt, und überhaupt solches sammt den vorgeschriebnen Singen, in der ersten Vormittagsstunde vollbracht werden möge, kann Rec. nicht begreifen. Dass die A b c - Kinder *täglich zwey* oder wohl gar *drey* Buchstaben lernen sollen, ist zu viel verlangt und auch ganz unnöthig. Weit besser ist es, wenn sie *wöchentlich anfangs* nur *zwey* und dann *drey* Buchstaben lernen, dabey aber nebenher zur Zahlenkenntniss angeführt werden, wie auch S. 312 angerathen worden. Zu billigen ist auch wohl schwerlich die S. 212. befindliche Anordnung: „dass die Prediger monatlich mit den Schulmeistern eine *Conferenz* halten, und letztern das Pensum, welches (sie) im Katechismus und sonst zu absolviren haben, aufgeben, ihnen auch anzeigen, was für ein Lied, Psalm, und welche Sprüche den Monat über von den Kindern auswendig gelernt werden sollen." — Was möchte wohl daraus entstehen? Wie kann man *jedem* Prediger genugsame Methode, Aufklärung und guten Willen zutrauen? Was für Verschiedenheiten in Meynungen und Zwistigkeiten würden da zwischen dem Pfarrer und den Schullehrern entstehen? Und wie, wenn nun der Pfarrer zur Zeit der Conferenz eben unpässlich würde, oder unaufschiebliche Amtsgeschäfte zu verrichten hätte: wie würde da nicht der Schulgang ins Stocken gerathen? Nein, eine von einsichtsvollen Männern entworfene *Lectionstabelle* muss zur *allgemeinen* Vorschrift dienen. Was für Unordnungen würden auch ohne diese daraus entspringen, wenn Kinder ihre Wohnungen veränderten, und so ganz andere Lectionen oft sehr verschiedenen Inhalts und nach einer noch verschiedenern Methode erlernen müssten? Mit sehr guten Gründen wird S. 244. der von mehrern gemachte Vorschlag: die Landschulen mit *Kandidaten des Predigtamts* zu besetzen, bestritten. Die Erfahrung lehrt auch, dass dergleichen Schulen selten in einem guten Zustande gefunden werden. Wie das S. 260 ff. Angegebene in so *wenigen Stunden* zweckmässig gelehrt, getrieben und gelernt werden kann, ist fast unbegreiflich. Eine vollkommen ausgearbeitete Tabelle auf Tage, Wochen, Monate, Jahre und die ganze Schulzeit möchten wir wohl davon sehen. S. 308. Das *c* muss wegen *seiner doppelten* Aussprache als *k* und *z* natürlicher Weise zuletzt genommen werden, aber nicht in den ersten Tagen, wie hier steht. Gefreut hat es uns aber, dass S. 309. das *Wiederholen der buchstabirten einzelnen Sylben* verworfen wird; wir bedauern nur, dass es am Ende eines mehrsylbigen Worts noch gestattet werden soll; es muss wenige Fälle ausgenommen, ganz wegfallen, und das Syllabiren so unvermerkt ins Lesen übergehen. Mit Grunde ist auch S. 311. das *Vor- und Rückwärtszählen* anempfohlen worden. S. 334. Dass man die unfähigern und nachlässigen Kinder so leicht und so lange in den untern Klassen *sitzen* lässt, ist in Hinsicht auf den Lehrer und die Kinder aus mancherley Gründen nicht wohl zu billigen. Wenn es nur einigermassen möglich ist, muss das Kind nach dem jährlichen Examen mit fortrücken, und beym Zurückbleiben muss der Lehrer in genaue Nachfrage genommen werden. Es hilft von beiden Seiten. — S. 347. Sollte es wohl in der That rathsam seyn, vor der Erlernung des 1 mal 1 schon in *Brüchen* das Addiren und Subtrahiren zu treiben? Die S. 357. angerathenen *kurzen Sätze* zum Vorschreiben werden noch besser aus der praktischen Rechenkunst hergenommen, als: 120 Groschen machen 5 Thaler; ein Drittel Thaler ist 8 Groschen u. dgl. S. 359. ist zu bemerken, dass das Anschreiben von *unorthographischen Sätzen* aus dem Kopfe oder nach dem Vorsagen des Lehrers von einem *Kinde* geschehen muss, das noch nicht genug orthographisch zu schreiben vermag. Mit Grunde wird S. 371. darauf gedrungen, dass die Kinder b

und fertig in ihren Schulbüchern nach den Numern und Seiten *aufschlagen* lernen sollen. Es muss solches gleich bey Erlernung der Zahlen geschehen, deren Kenntniss selbst dadurch mit erleichtert und befestiget wird. Rec. hat gleiche nützliche Erfahrungen davon gemacht. Dass nach S. 375. den Kindern in den ersten Schulstunden Mittwochs und Sonnabends eine besondere *Anweisung zum Choralsingen* gegeben werde, möchte wohl theils nachtheilig sich erweisen, weil an diesen Tagen an sich schon wegen der nachmittäglichen Ferien die Zeit dazu ermangelt, theils auch überflüssig seyn, sobald nur die Kinder angeleitet werden, mit gehöriger Ordnung in der Schule zu singen, und des Jahrs einmal alle Melodien auf diese Art durchzuüben. In Ansehung von S. 381. ist zu erinnern, dass der zu Anfang der Schule erklärte und abgesungene *Vers* am Schlusse derselben abermals gesungen werden muss, weil zu einer neuen Erklärung die Zeit fehlt, und einen unerklärten Vers zu singen gegen alle Methode laufen würde. Auch ist noch zu bemerken, dass das *Certiren und Versetzen* der Kinder nur in Ansehung derer von der nämlichen Klasse geschehen müsse, aus leicht zu errathenden Ursachen. Dass nach S. 394. nur zweymal wöchentlich die Schulstube *gefegt* werden solle, ist zu wenig, es muss täglich geschehen, sollte es auch nur um des Staubes und der frischen Luft willen geschehen. Die S. 413 ff. beschriebene Procedur wird wohl so leicht nicht bey *einer gewöhnlichen* Dorfschule zur Ausführung gebracht werden. In Schnepfenthal findet man so etwas ähnliches. Auch ist sehr zu zweifeln, dass der nicht unbeträchtliche *Vorschuss* zur Anschaffung der rohen Materie und der nöthigen Werkzeuge nach S. 417. (bey allen Schulen) von (jedem) Landesherrn werde angeschafft werden können. Die S. 439. vorgeschlagene Spielerey mit den *goldenen Nägeln* auf der Sittentafel hätten wir hier nicht erwartet, wie denn überhaupt dieses ganze Manoeuvre für den Lehrer sehr lästig, und in Ansehung des Nutzens wenigstens noch zweifelhaft ist. Wie (S. 446 u. 447.) nach der Abtheilung einer Schule in 3 Klassen die *Buchstabirklasse* die *zahlreichste* seyn solle, ist Rec. unbegreiflich, indem ja die erste oder Leseklasse um so viel *mal stärker* seyn muss, als *mehrere Jahre* von Kindern in derselben sich befinden, wenigstens also 5 bis mal so stark. Nach S. 567. wird der Julius und *August* zu den *Aernte-Ferien* vorgeschlagen, wogegen wenigstens statt des Julius der *September* in Vorschlag zu bringen seyn möchte, weil bey der Nachärnte die Kinder am nöthigsten zu Hause zu seyn und die Schule zu versäumen pflegen. Die S. 610, Nr. 18. befindliche Vorschrift: dass man *gleich nach dem Aufstehen* (mit kaltem Wasser jedoch) das Gesicht und die Hände waschen solle, möchte auch wohl nicht buchstäblich zu billigen seyn. — Mehreres zu erinnern enthalten wir uns billig, da wir so schon zu weitläuftig geworden sind, und merken nur an, dass die Anstalten zu *Nachterstedt*, *Reckan* und *Trnowa* am umständlichsten, wie sie es auch verdienen, beschrieben ... Nachrichten von *Schullehrerseminarien* fehlt es auch nicht, ob uns diese gleich unvollständiger als die von den Lehrschulen zu seyn scheinen. Die *Industrieschulen* hingegen sind weit genauer nach ihrer Entstehung, Einrichtung und Fortgang geschildert.

MATHEMATIK.

BERLIN, in d. Realschulbuchh.: *J. H. Lamberts Abhandlung über einige akustische Instrumente.* Aus dem Französischen übersetzt, nebst Zusätzen über das sogenannte *Horn Alexanders des Grossen, über Erfahrungen mit einem elliptischen Sprachrohre und über die Anwendung der Sprachröhren zur Telegraphie.* Von *Gottfried Huth*, Prof. der Mathem. und Phys. zu Frankfurt a. d. O. Mit zwey Kupfertafeln. 1796. 9 Bog. gr. 8.

Lamberts klassische Abhandlung war bisher nur in den Schriften der Berliner Akademie (Jahr 1763) vorhanden. Hier ist sie nicht nur mit Fleiss und Einsicht übersetzt, sondern es sind auch einige Druck- oder Rechnungsfehler verbessert; alles so, wie es Dank und Beyfall verdient.

I *Zusatz.* Ueber das sogenannte Horn Alexanders; in Beziehung auf Bekmanns Geschichte des Sprachrohrs, und hauptsächlich gegen die dortige Meynung, dass jenes Horn nach Kirchers Zeichnung nicht zu einem Sprachrohr, sondern nur etwa zu einem Lärmoder Schallrohre könne gedient haben. Hr. H. hat nun wirklich ein Werkzeug von Blech verfertigen lassen, dessen Aeusseres der Zeichnung, welche Kircher aus dem Manuscripte, *Secreta Aristotelis ad Alex. M.* mitgetheilt hat, hinreichend ähnlich sieht, und doch in der That die hineingesprochenen Worte auf eine Entfernung von 1500 Schritten noch ganz vernehmlich überliefert. (Rec. kann hier die angenehme Nachricht mittheilen, dass unser Chladni, der als Akustiker den Deutschen Ehre macht, nach hergestelltem Frieden auch Italien bereisen, und bey der Gelegenheit sich alle Mühe geben wird, mit jenem Manuscripte im Vatican die kircherische Darstellung, und deren hiesige Ausführung durch den Prof. Huth, zu vergleichen.) — Der IIte *Zusatz* versichert, ebenfalls als einzelne Erfahrung: ein elliptisches Sprachrohr für sich allein genommen, hatte nur die Wirkung, dass die Töne klingender und höher wurden; dem *Sturmischen* Rohre aber, oder dem obigen horn- und ringförmigen vorgesteckt, hatte es den Nutzen, dass die Töne deutlicher und natürlicher zu hören waren. (Die grössere Deutlichkeit, auch wenn sie zugleich von den Sylben gelten soll, könnte allenfalls bloss daher rühren, dass der *vertiefte* Ton des Sturmischen und des ringförmigen Rohres durch das elliptische wieder *erhöht* wird. Uebrigens wäre es wohl für die Praxis wichtiger, zu wissen, ob ein gehöriger elliptischer Vorsatz auch vor dem kegelförmigen Rohre gute Dienste leiste.) — *Der IIIte Zusatz* enthält Vorschläge und Winke, die Sprachröhr zur Telegraphie, zur Telephonie zu benutzen. Auch dieser Aufsatz

macht dem Scharffinn des Vf. viele Ehre. Rec. hat ihn mit grofsem Vergnügen gelesen, und traut es Hn. H. völlig zu, dafs er alle beträchtlichen Schwierigkeiten hinreichend überfehen habe, ob fie gleich, nach feiner hiefigen Abficht, hier zum Theil nur kurz und vorläufig berührt find. Es wird und mufs dereinft, früher oder fpäter, ein fo ausgebreiteter Gebrauch der fchnellen Fernberichtung ftatt finden, dafs man neben dem Auge auch das Ohr zu Hülfe nehmen wird, fobald es an Licht fehlt. Bey diefer Ueberzeugung fcheint es uns der Mühe werth, über den hiefigen Entwurf zur Telephonie folgendes zu bemerken. — Ihr Erfinder will das obige ringförmige Rohr dazu gebraucht wiffen, weil es kürzer ift, als das kegelförmige. Was Er über jenes krumme Rohr verfucht hat, war vollkommen zweckmäfsig und ausreichend für die obige antiquarifche Frage. In Hinficht auf die hiefige Telephonie aber fcheint es fich kaum über eine blofs empirifche Wahrnehmung, über einen blofs verfuchenden Verfuch zu erheben, aus dem fich für die Praxis wenig fchliefsen läfst. Auch der Mathematiker pflegt bey neuen Unterfuchungen vorläufig einem gewiffen Wahrheitsgefühle zu trauen, und dem gemäfs vermuthen wir, dafs alle Theorie am Ende *gegen* die Sprachröhre mit krummen Axen entfcheiden werde. Ferner foll nur *ein* Rohr in jeder Station gebraucht, und diefes hin und her gewandt, ohne Zweifel *gedreht* werden. Sicherlich ift es *rathfamer* und *wohlfeiler*, ihrer zwey feft zu ftellen. Dann läfst fich dem grofsen Uebel der Collifion noch auf eine andre Weife abhelfen, als Seite 107 dazu vorgefchlagen ift; und das Haus des Telephons könnte gerade dann noch enger feyn, als wenn darin das *eine* Rohr foll umgedreht werden. Einer von den Hauptvortheilen aber befteht darin, dafs von zwey Röhren das *eine* allemahl als *Hörrohr* kann benutzt werden. Man denke fich, dafs entweder nur *ein* Sprachrohr von *dreifsig* Schuh vorhanden fey, oder dafs freylich an feiner Statt nur ein Rohr von *funfzehn* Schuhen zum Sprechen gebraucht, dabey aber ein zweytes von eben der Länge zum Hören benutzt werde: fo erhellet aus der Theorie, dafs gerade diefe beiden in Vergleichung mit jenem einen, *etwas* weniger *koften* und *ungleich weiter ausreichen*. Ein zweyter Hauptvortheil ift der, dafs z. B. gerade das nördlich gerichtete Rohr auch kürzer als das füdliche feyn kann, wenn etwa die nächfte nördliche Station *näher* liegt, als die füdliche.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Von folgenden Büchern find neue Auflagen erfchienen:

St. Gallen, b. Huber u. C.: G. *Th. Flügel erklärte Courszettel der vornehmften Handelsplätze in Europa.* Nebft andern in die Wechfelgefchäfte einfchlagenden Nachrichten und Vergleichung des Gewichts und Ellenmaafses der Hauptftädte. 10te verb. Aufl. Mit einem Auszug des Wefentlichften der hochobrigkeitlich-authorifirten Wechfelordnung der Stadt St. Gallen. 1796. 158 S. 8. (12 gr.)

Kopenhagen u. Leipzig, b. Schubothe: *Des preuffifchen Generallieutenants Fr. Chriftoph von Saldern taktifche Grundfätze und Anweifung zu militärifchen Evolutionen*, von Schreib- und Druckfehlern berichtiget und mit Anmerkungen herausgegen von *H. J. Krebs*, 2te Aufl. m. K. 1796. 250 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Stralsund, b. Strucks W. u. Leipzig, b. Gräff: *Svenfk-Tyfk och Tyfk-Svenfk Ordbok, Schwedifch-Deutfches und Deutfch-Schwedifches Wörterbuch.* Ehedem verfafst von *J. C. Dähnert.* 2te verb. Ausg. 1796. 274 S. 8. (1 Rthlr.)

Wien, b. Gafsler: *Erklärung des Oefterreichifchen Provinzialrechtes.* Nach den Vorlefungen des Hn. *Georg Scheidlers.* Neue Ausg. I Th. 1796. 351 S. 8. (20 gr.)

Wien, b. Stahel u. C.: *Anleitung zur gründlichen Erkenntnifs der chriftlichen Religion zum Gebrauch in den Schulen der augsburgifchen Confeffionsverwandten in den K. K. Erblanden.* Nach höherem Auftrage verfafst von *J. Geo. Fock.* 2te verb. Aufl. 1796. 208 S. 8. (8 gr.)

Augsburg, b. Wolf: *Der geheiligte Gottesdienft eines wahren Chriften:* Beftehend in den kernhafteften Andachtsübungen für die Morgens- und Abendszeit in der heiligen Meffe, wie fie der Priefter betet, in den auserlefenften Gebethern zur Beichte und zu würdiger Empfahung des heiligften Abendmahls, fammt Pfalmen, Tagzeiten, Litaneyen, andern Andachten und dem Kern aller Gebether. Neuverb. Aufl. 1794. 331 S. 8. (7 gr.)

Berlin, b. Felifch: *Moral in Beyfpielen* für die Jugend, von *C. Z.* 2te Aufl. 1796. 200 S. 8. Mit 20 Abbildungen.

Leipzig, b. Barth: *Anfangsgründe der griechifchen Sprache*, entworfen von *J. Geo. Trendelenburg.* 4te verb. Aufl. 1796. 248. u. LXXXVIII S. 8. (12 gr.)

Halle, b. Gebauer: *Beyfpiele zur Erläuterung des Katechifmus.* Für Prediger, Schullehrer und Katecheten. Herausgegeben von *H. B. Wagnitz.* 3ter Th. N. Ausg. 1796. 218 S. 8. (16 gr.)

Ebend. b. Ebend.: *Moral in Beyfpielen.* Herausgegeben von *H. B. Wagnitz.* 4ter Th. Neue Ausg. 1796. 218 S. 8. (16 gr.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 10. May 1797.

SCHÖNE KÜNSTE.

ZÜRICH, b. Orell, u. Comp.: *Handbuch für Kunstliebhaber und Sammler über die vornehmsten Kupferstecher und ihre Werke.* Vom Anfange dieser Kunst bis jetzo, Chronologisch und in Schulen geordnet, nach der französischen Handschrift des Herrn *M. Huber* bearbeitet *von C. C. H. Rost. Erster Band.* 1796. XL. und 319 S. *Zweyter Band.* 1796. 399 S. 8.

Bey der zu unsern Zeiten sich immer weiter verbreitenden Werthschätzung der bildenden Künste, besonders der Kupferstecherkunst — bey der sich so merklich vermehrenden Anzahl geschickter Künstler, die ihre Kunst zu einer immer höhern Stuffe der Vollkommenheit empor zu heben, rühmlichst beflissen sind — war es freylich schon lange gerechter Wunsch, ein Handbuch zu haben, das dem Künstler sowohl als dem Sammler und Liebhaber eine kurze, doch möglichst vollständige Uebersicht dessen, was vom Anfang bis auf diese Zeit für die Kunst vorzügliches geschehen ist, gewähren könnte. Denn ob es wohl gar nicht an Schriften fehlt, in denen man die befriedigendsten Nachrichten von den ältern sowohl als neuern Künstlern und von ihren Arbeiten findet, so bleibt es doch immer für den Liebhaber, wenn er auch dergleichen Schriften besitzet — welches aber auch der Fall nicht bey allen ist — ein sehr mühsames Geschäfte, das in denselben zu finden, was man sucht. Dies veranlasste schon vor mehrern Jahren einen eben so berühmten Schriftsteller, als geschätzten Künstler, in der Schweitz, den seligen *Joh. Caspar Füesslin* Hand an ein Werk zu legen, welches diesem Bedürfniss abhelfen sollte. Es erschien im J. 1771. desselben *raisonnirendes Verzeichniss der vornehmsten Kupferstecher und ihrer Werke*, welches billig mit vielem Dank aufgenommen und der nützlichste Gebrauch davon gemacht wurde. Allein da dieses Werk doch am Ende nur Entwurf eines grössern seyn sollte — da während dieser Zeit die Kunst so manche grosse Fortschritte gemacht, und die Zahl der Künstler sich so sehr vermehret hatte — da indessen auch so vieles in ein helleres Licht gesetzet worden war — so musste wohl jeder Freund dieser Kunst der Umarbeitung und Vermehrung des *Füesslinischen* Werkes begierig entgegen sehen. Herr *Rost* darf daher sicher auf den Dank derselben rechnen, zumal da ihm jeder Unbefangene das Zeugniss wird geben müssen, dass er alles, was von einem solchem *Handbuch* zu erwarten war — freylich nicht ohne viele Mühe, doch vollkommen geleistet habe. Er hat bey demselben zwar das *Füesslinische* Verzeichniss zum Grunde gelegt, doch so, dass — wie er sich in dem Vorbericht darüber selbst erkläret — das gegenwärtige Werk ein grösseres, nach dem Bedürfniss unsrer erweiterten Kunstkenntnisse eingerichtetes Gebäude seyn sollte, bey welchem er von dem *Füsslinischen* Werke nur einige Grundpfeiler benutzen würde. Dass dieses wirklich geschehen sey, erhellet schon daraus, dass die *deutsche Schule*, die in dem *Füsslinischen Verzeichniss* nur 18 Blätter erfoderte — hier die beiden ersten Bände füllet — und dass da jenes nur 315 Künstler mit einer magern Anzeige ihrer Werke lieferte — dieses uns mit mehr als 1000 Künstlern und zugleich mit ihren vorzüglichsten Werken, so wie mit ihren Biographien bekannt machen wird. Auch dieses muss dem gegenwärtigen wirklich neuen Werke zur Empfehlung dienen, dass sich Herr *Rost*, mit Herrn *Huber* — dem so berühmten Kunstgelehrten in *Leipzig* — vereinigte, demselben seinen Plan vorlegte, und ihm die Ausarbeitung desselben in französischer Sprache übertrug, von welcher Herr *Rost* eine freye — mit — von Herrn *Huber* genehmigten Zusätzen vermehrte Uebersetzung fertigte. Unsere Leser wissen nun, wie dieses schätzbare Handbuch entstanden ist: doch werden sie jetzt auch noch eine kurze Anzeige dessen, was in demselben enthalten ist, von uns erwarten. Dem Vorberichte hat Herr *Rost* das Verzeichniss derjenigen Werke beygefügt, deren man sich bey der Bearbeitung dieses Handbuchs bediente — so zwar dass zugleich von einem jedem derselben ein zwar kurzes, doch gründliches Urtheil gefället wird. Dass dabey die reichhaltigen Schriften des um die Kunst- und Literatur so sehr verdienten Herrn Hofr. *Meusels* in *Erlangen* nicht vergessen worden sind, ist leicht zu erachten. Nur scheinet es Herrn *Rost* nicht bekannt gewesen zu seyn, dass von dem *Deutschen Künstler-Lexicon* schon 1789. der *zweyte Theil*, welcher viele Zusätze und Berichtigungen des *ersten* Theils enthält, erschienen sey — und dass Herr *Meusel* gegenwärtig mit einer neuen Ausgabe dieses gewiss sehr schätzbaren Werkes beschäftiget sey. Die darauf folgende Einleitung ist in drey Abschnitte getheilt, wovon der *erste* einige Grundsätze der Mahlerey und ihrer Verhältnisse mit der Kupferstecherkunst — der *zweyte* Anmerkungen über die verschiedenen Arten der Kupferstiche enthält — und der *dritte* vom Geschmack an Kupferstichen in Rücksicht ihres Nutzens und Vergnügens handelt. Diese Einleitung, die aus dem Werke eines unbekannten englischen Schriftstellers genommen ist, hat schon *Füesslin* in einer deutschen

Ueberfetzung feinem Werke vorgefetzet, fo wie folche auch Herr *Huber* in feinen *Notices generales des Graveurs etc.* benutzt hat. Allein hier erfchienet diefelbe in einer ganz neuen und gefälligern Geftalt, mit Zufätzen, die jedem Freund der Kunft willkommen feyn werden. Das Hauptwerk in diefen beiden Bänden macht nun die *deutfche Schule* aus, die hier mit einer Abhandlung von der Kupferftecherkunft in *Deutfchland*; von ihrer Entftehung an, bis aufgegenwärtige Zeit — ausgeftattet worden ist — fo zwar dafs dabey die in Herrn *Hubers* erftgedachten *Notices* von der deutfchen Schule ftehende Notiz *de la Gravure en Allemagne, depuis fon Origine jusqu' à nos jours* benutzet, in das deutfche überfetzt und mit guten Zufätzen bereichert worden ift. S. 72. möchten ein Paar auffallende Druckfehler zu verbeffern, und l. 13. *Trithemius* ftatt *Arithemus*, und l. 16. — 1457. ftatt 1451. zu lefen feyn. Noch mufs Rec. hier bemerken, dafs ihm der von *Sandrat* angeführte Kupferftich mit der Jahrzahl 1455. und mit dem Zeichen H, das in der Mitte ein S hat, immer äufserft verdächtig gewefen fey. Er befitzet verfchiedene Blätter, wo fich der auf diefem Blat bearbeitete Gegenftand eines Alten und eines jungen Mädchens auf eine gewiffe Gefchichte beziehet. Vielleicht hatte das *Sandrartifche* Blat den nämlichen Urfprung, und dann müfste die *Jahrzahl falfch* — der Künftler aber könnte *Hans Schäufelein* feyn. Doch diefes nur im Vorbeygehen. — Die zur *deutfchen Schule* gehörigen Künftler folgen nun vom Anfang bis auf unfere Zeiten in chronologifcher Ordnung auf einander. Bey den Namen derfelben findet man fogleich die, genau in Holz gefchnittenen Zeichen, deren fie fich auf ihren Blättern bedienten. Nach einer theils kürzern, theils längern; doch immer möglichft vollftändigen Biographie derfelben, folgt die Anzeige ihrer vorzüglichften Werke, mit Bemerkung des Formats, der Höhe und Breite, auch der Seltenheit derfelben. Auf Vollftändigkeit ift freylich dabey nicht zu rechnen, welches auch wider die Abficht eines folchen Handbuchs feyn würde. Doch find immer einige Capitalblätter angezeigt worden, fo dafs der Sammler und Liebhaber, follte derfelbe gleich mehrere dergleichen kennen, oder felbft befitzen, wird zufrieden feyn können. Eben diefes ift auch der Fall bey den in diefem Handbuch angeführten Künftlern felbft. Es wird gar nicht fehlen, dafs man manchen derfelben, den man fuchet, vermiffen wird. Doch kann diefer Mangel in der Folge noch erfetzt werden, befonders durch Beyträge von Kennern, um welche ja Herr *Roft* am Schlufse des zweyten Bandes felbft bittet. Rec. will daher auch fogleich einige Künftler zur Aufnahme in diefes Handbuch vorfchlagen. *Chriftoph Weigel*, gebohren zu *Redwitz* bey *Eger* 1654. geftorben in *Nürnberg* 1725. Er war der erfte, welcher grofse Blätter in fchwarzer Kunft lieferte, und da die Auftragung des Grundes mit bloffer Hand fehr mühfam war, eine *Mafchine* erfand, wodurch diefes leichter und mit Gewinnung vieler Zeit bewerkftelliget werden konnte. Vielleicht ift diefe Mafchine eben diejenige, deren Herrn *Roft* B. I. S. 33. unter dem Namen der *Wiege* Meldung thut. *Martin Tyroff*, gebohren zu Augsburg 1705. Starb in *Nürnberg*. Ein gefchickter Kupferftecher, befonders in Kleinigkeiten. In *Scheuchzers Phyfica facra* find fehr viele fchöne Blätter von ihm anzutreffen. Sein eignes Bildnifs ift vortrefflich. *Johann Carl Bock, Chriftoph Wilhelms* Bruder, gebohren in *Nürnberg* 1757, ein fehr fleifsiger und gefchickter Künftler, hat neuerlich einige treffliche Blätter, zur Gefchichte des unglücklichen Königs von Frankreich gehörig, in punktirter Manier geliefert. *Heinrich Guttenberg*, *Carls* Bruder, lebt gegenwärtig in *Nürnberg*, wo er fchon verfchiedene Meifterftücke der Kunft verfertiget hat. *Carl Guttenberg* ftarb nicht in feinem Vaterlande, fondern in *Paris*, wofelbft er fich auch verheurathet hatte. *Abraham Wolfgang Küffner*, gebohren 1760 zu *Pelzenftein*, einem *Nürnbergifchen* Pflegftädlein hat fich als talentvollen Künftler durch eine grofse Anzahl der beften Blätter, unter denen fich fein *Schwepermann* vorzüglich auszeichnet, bekannt genug gemacht. Eben fo *Johann Nusbiegel*, gebohren 1750 in Nürnberg. Beider Biographien und Bildnifse ftehen im erften Bande der *Bockifch-Moferifchen Sammlung von Bildniffen berühmter Gelehrten und Künftler*. *Paul Wolfgang Schwarz, Johann Sturm* — der herrliche Infectenftecher, beide in Nürnberg gebohren — verdienten allerdings auch einen Platz in diefem Handbuch. Im *zweyten Band*. S. 338. l. 8. wird *Augsburg* ftatt *Nürnberg* gelefen werden müffen; denn *Klauber* lebt gegenwärtig nicht in *Nürnberg*, fondern in *Augsburg*. Den Befchlufs diefes zweyten Bandes machen, aufser dem Regifter, die Monogrammen der ältern deutfchen Künftler, die hier in alphabetifcher Ordnung wiederholt werden. Der baldigen Fortfetzung und Vollendung eines fo brauchbaren Werkes wird jeder Kenner und Liebhaber der Kunft gewifs mit Verlangen entgegen fehen.

PHILOLOGIE.

Berlin, b. Schöne: *Ferfuhch di teutfche Rechtfchreibung auf einfachche und unferwerflich richtige Grundfatze zurük zu bringen, fon Krüger, Rendant im Königl Charité-Haufe.* 1797. X u. 229 S. 8. (18 gr.)

Es ift allerdings noch manche Inconfequenz in unferer deutfchen Rechtfchreibung. Ein Theil davon rührt daher, dafs man der Abftammung nicht zu nahe treten darf; ein andrer gründet fich auf die Verfchiedenheit der Ausfprache zwifchen mehreren Provinzen, in denen doch gutes Deutfch gefprochen wird; noch ein anderer darauf, dafs die fchnelle gänzliche Umwandlung der Orthographie dem Lefer zu ftark auffallen und feine Aufmerkfamkeit vom wefentlichen einer Schrift: Materie und Styl, zum minder-wefentlichen: den Buchftaben-Geftalten, hinziehen würde (faft wie gewiffe Religionspartheyen nicht ohne Grund die Bilder aus den Kirchen verbannen) — der läftigen Aufmerkfamkeit des Schreibers, des er-

schwerten Gebrauchs der Wörterbücher und der Register nicht zu gedenken. Es wäre daher nichts mehr zu wünschen, als dass man, nach dem Rathe und dem Beyspiele vieler unserer besten Scribenten der Adelungischen Orthographie, ungeachtet auch sie manche Inconsequenzen hat, wenigstens in der Hauptsache beyträten. Dazu kömmt, dass *alle* Widersprüche oder Ausnahmen zu vermeiden, in keinem einzigen orthographischen Systeme möglich ist, und Neuerungen, die auf der einen Seite einer Verlegenheit abhelfen sollen, so gleich wieder zu andern Verlegenheiten führen. Das Gleichniss, womit der Vf. eine Reform (die so oft schon misslungen ist) zu rechtfertigen sucht, „ein Haus, das durch hundert Flickereyen nicht bequem würde, sey lieber niederzureissen und ein neues an seine Stelle zu setzen" lässt sich mit einer einzigen Frage entkräften. Wie wenn wir in neuen Gebäude, das nicht wenig Unruhe und Zeitverlust kostete, noch weniger bequem wohnten, und auch dieses wieder niederreissen müssten?

Des Vf. neue Rechtschreibung, wovon der Titel des Buchs schon ein Pröbchen giebt, zerfällt nach unserer Ansicht in folgende Punkte: 1) *Verminderung der Buchstaben*. Dahin gehört a) der Vorschlag, den Doppelvokal *ie* in *i* zu verwandeln, und *di*, *si*, *lib* — für die, sie, lieb — zu schreiben, ist auch schon von andern Neuerern versucht worden). b) Die Consonanten *l*, *m*, *n*, *r*, *s*, in einsylbigen Wörtern nie zu verdoppeln. So schriebe man *Schal* (sonus) *Kam* (pecten) *wen* (si, quando) *Nar* (stultus) *Has* (odium); — mit dem Wachsthum des Wortes aber nähme man noch einen Consonanten auf, (was doch die Declinationen ganz in Unordnung brächte) nur beym s wäre zu beobachten, dass das kleine s, nur zum Schlusse der alten Sylbe und das lange ſ, zum Anfang der neuen gebraucht würde, weil letzteres (was man dem Vf. nicht einräumen kann) gelinder und ersteres schärfer sey, also: *des Hasses*, *des Rosses* u. s. w. Wenn, sagt Hr. K., zu einer scharfen Sylbe ein doppelter Consonant nöthig wäre, warum wir denn nicht auch *hallten*, (tenere) und *harrt* (durum) schrieben? (Hier ist aber die Regel falsch gefasst: der geschärfte Vocal hat hinter sich einen zwiefachen Radical-Consonant; es sey nun dass der nämliche Consonant verdoppelt, oder zwey verschiedene gesetzt werden. Also in *halt*, und *hart*, ist *lt*, und *rt* zur Bezeichnung des geschärften Tons hinlänglich.) c) Das pf will er nur da gelten lassen, wo mans deutlich hört (in dem Lande des Vf. nämlich) als in *Kopf*, *Topf* — sonst schreibt er *Flicht* (officium) *Fand* (pignus). — (In der Provinz, wo Rec. wohnt, und in noch weit mehreren deutschen Distrikten hört man das p in *Pflicht* und *Pfand* deutlich: ja in den Mayn- und Rheingegenden spricht man bekanntlich das *p*, das er im Schreiben weglässt, allein aus, und lässt das *f* in einen Hauch schwinden.) d) Das *th* verwirft er, in der Meynung das *h* sey ein Dehnungs-*h*, da doch das *th* ein Ueberbleibsel eines weichern ehedem gelispelten *t* ist, das grösstentheils in ein d verwandelt worden, und noch in mehreren Gegenden stark aspirirt wird.

2) *Buchstaben-Vermehrungen*. Hr. K. lässt nicht nur das Dehnungs-*h* zu (wogegen er die Verdoppelung des Vocals zu Verlängerung der Sylbe, als *ungebührlich* verwirft, die doch andre uns verwandte Nationen — die Holländer, Dänen — nicht für ungebührlich halten!) sondern schiebt es auch da ein, wo es bisher nicht war, sogar vor *ch*, als: *Buhch* (liber), *Fersuhch* (tentamen) und verdoppelt selbst das *ch*, als *machchen*, *zwischschen*; verwandelt das *ſt* und *ſp* in *ſcht* und *ſchp*, schreibt folglich: *Schtein* und *urſchprünglich*, wodurch freylich unsre liebe Muttersprache sehr breit ausfällt, und die Wörter guten Theils wie gemästet aussehen; da doch das ſ in ſt und ſp eher mager als fett ausgesprochen werden und eigentlich das Mittel zwischen ſ und ſch halten muss.

3) *Buchstaben-Veränderungen*: a) Das lange e wenn es (entweder nur in des Vf. Heimath, oder in ganz Deutschland) dunkel lautet, verwandelt er in ä, als: *ſähen* (videre) *flähen*, (supplicare) *räden* (loqui) *wähen* (flare) *är* (ille) *lär* (vacuum) *Mär* (mare); ja sogar in den eben nicht lang auszusprechenden Artikeln *där*, *däm*, *dän*, — b) qu in kw (welches zwar gleichgültig scheint, aber im Grunde der Natur unsrer Sprache nicht gemäss ist. Das qu sollte eigentlich, seinem Ursprung nach weicher und aspirirender tönen. c) v in f. (Aber in eigenen Namen müsste das v dennoch beybehalten werden; denn wer wollte sprechen und schreiben: *Hannofer*, *Faltin*, *Faltäre*? Und dann würde *Hannover* und *Woltäre* auch unrichtig ausgesprochen seyn und vollends *Waltin*). — Von alle diesem giebt Hr. K. zwar seine Gründe an; aber wir Schlendrianisten in der Rechtschreibung haben, Eingangs-gedachter-massen auch die unsrigen, und wenn er sich auf die Regel beruft: „schreib wie du sprichst" — so muss dabey auch auf die Aussprache mehrerer stimm-würdigen deutschen Provinzen Rücksicht genommen werden, sonst wird das bunte Gemengsel herauskommen, dass jede, die ihren Dialekt gebildet hat, sich eine eigne Orthographie anmasst. Oder kann ein Orthograph verlangen, dass alle Länder so sprechen sollen, wie das seinige, um auch so schreiben zu können? Einige kleine Wünsche, die Verbesserung unsrer Rechtschreibung betreffend, liessen sich wohl immer noch thun, wenn hier der Ort wäre es auszuführen. Manche Erinnerungen des Vf. sind *in thesi* sehr gegründet, wohin auch das Ton-Zeichen gehört; noch nöthiger aber wäre ein Ton-Zeichen für die wichtigsten Wörter einer Periode, damit man nicht immer zur Cursiv oder Schwabacher seine Zuflucht zu nehmen hätte. Dass Hr. K. das ä, ö und ü Doppellaute nennt, werden ihm unsre Sprachlehrer nicht ohne Rüge hingehen lassen; und lächeln wird mancher Leser, wenn er in der Zueignungsschrift an den Hn. Minister v. Wöllner das alte orthographische System findet, als scheue sich der Autor, auch *diese* Neologie vor seinem Mäcenaten zu bekennen, oder als setze er voraus, dass Letzte-

 rer

rer das Buch gar nicht und nur die Dedication lesen werde. —

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Von folgenden Büchern sind Fortsetzungen erschienen:

Meissen, b. Erbstein: *Sieghard und Berthild.* Eine Klostergeschichte in unterhaltenden Briefen. 2ter Th. 1796. 248 S. 8. (12 gr.)

Hamburg, b. Hoffmann: *Scenen aus der Feenwelt,* von *M. R.* 2ter Th. 1796. 228 S. 8.

Altona u. Leipzig, b. Kaven: *Merkwürdige Lebensgeschichte eines niedersächsischen Edelmanns von ihm selbst verfasst.* In Briefen an seine Söhne, nebst einem Schreiben an den Schatten des K. K. Hn. Major Freyherrn von der *Trenk.* 3ter B. 1796. 358 S. 8. (1 Rthlr.)

Ebend. b. der Verlagsgesellschaft: *Abentheuer, Wanderschaften, Genie und Bocksstreiche Theodor Wunderholds, Geistersehers, Ordensbruders, Schauspielers und Quacksalbers neuester Zeit.* 2ter Th. 1796. 296 S. 8. (20 gr.)

Upsala, b. Erichson: *Das neue graue Ungeheuer.* Herausgegeben von einem Freunde der Menschheit. 6tes St. 1796. 128 S. 7tes St. 148 S. 8. (19 gr.)

Eisenach u. Halle, b. Gebauer: *Der Pädagoge, oder compendiöse Bibliothek des für Aeltern und Erzieher Wissenswürdigsten über Menschen - Ausbildung.* IV — VI Heft. 1795. 268 S. 8. (18 gr.)

Ebend. b. Ebend.: *Der Botaniker oder compendiöse Bibliothek alles Wissenswürdigen aus dem Gebiete der Kräuterkunde.* XVI — XVIII Heft. 1796. 268 S. 8. (18 gr.)

Ebend. b. Ebend.: *Das Weib, oder compendiöse Bibliothek alles Wissenswürdigsten über weibliche Bestimmung und Aufklärung.* 2. 3 Heft. 1796. 168 S. 8. m. 1 Kupfer. (12 gr.)

Ebend. b. Ebend.: *Der Zoologe, oder compendiöse Bibliothek des Wissenswürdigsten aus der Thiergeschichte und allgemeinen Naturkunde.* 4 Heft. 1796. 94 S. 8. (6 gr.)

Weissenfels u. Leipzig, b. Severin: *Curt von der Wetterburg, oder die unbekannten Obern.* Aus den Zeiten der Kreuzzüge. 2ter Th. 1794. 312 S. 8. (20 gr.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Hannover,* b. Lamminger: *Achtzehn Volkslieder der besten neuen deutschen Dichter.* In Musik gesetzt von M. *Müller,* Organist an St. Nicolai zu Rinteln. Erste Sammlung. 40. S. 4. (8 gr). Hoppenstädts Volkslieder sind bekannt. Ausser ihnen giebt es zwar eine Menge von Liedersammlungen. Aber als Volkslieder, als solche, die den gemeinen Leuten und besonders dem Landvolke zum Nachsingen vorgesungen werden könnten, sind dem Rec. noch keine so gute und zweckmässige Gesänge vorgekommen, wie diese. Schade, dass ihrer so wenige sind, und dass, wenn auf diese erste Sammlung noch mehrere folgen, das Ganze für manche Schulen zu kostbar werden möchte. Von der guten Auswahl des Herausgebers zeugen besonders folgende ächte Volksgesänge: der glückliche Landmann, der zufriedne Bauer, der Knecht beym Ausziehn ins Feld, die Magd beym Füttern oder Milchen der Kühe, das Frühlingslied oder der May, Schnitterlied, Lustgesang am Erndtefeste, der Feyerabend, Lied am Sonntage zu singen. Minder zweckmässig sind die Gesänge, in welchen der Ton für gemeine Leute verfehlt worden ist, und worin manche Ausdrücke z. E. Boreas, dem Volke gänzlich unverständlich und deswegen auch ungeniessbar seyn müssen. In einigen andern Liedern fällt der Ausdruck ins platte. So enthält z. B. das aus dem bekannten Bettler: Ich esse Brodt und trinke Wasser in den zufriednen Bauer verwandelte Lied die Redensarten; sich mit Schneppendreck mästen, Wein wie Wasser saufen etc. Das Milchlied, ohnerachtet es durchgehends zu viel mattes und undeutsches in der Poesie enthält, hätte doch leicht einige Verbesserung erhalten können. So hätte der Anfang: So *ofte* habt ihr mich gelabt, leicht in die Worte verwandelt werden können: So oft habt ihr mich schon gelabt etc. Die Stelle im zufriednen Bauer: und hinten nach kam Junker Fritz, lauft wider den Zweck der Erweckung eines feinern sittlichen Gefühls unter den niedern Ständen, der durch neue Volkslieder vorzüglich beabsichtiget werden sollte. So viel von der Wahl der Lieder. Was die musikalische Composition betrifft, so empfehlen sich die meisten Gesänge durch eine leichte, fliessende Melodie, und wir können darunter den glücklichen Landmann, den May, das Sommerlied, den Winter und das Lied am Sonntag, als vorzüglich wohlgerathen anführen. Bey andern hingegen finden sich verschiedne Stellen, die den Musikverständigen weniger gefallen werden. So hat z. B. der Lustgesang am Erndtefeste einen zu weiten Umfang in der Stimme und keine leichte fliessende Melodie. Der zufriedne Bauer geht zu tief und die Retardationen in der letzten Linie müssen, ohne Begleitung gesungen, von schlechter Wirkung seyn. Das nämliche gilt von den öftern Wiederholungen S. 5. S. 35. die in leichten Volksgesängen etwas schleppendes erzeugen und eben so wohl, wie in den Kirchenliedern so viel als möglich zu vermeiden sind. Mit den Nachspielen will es dem Componisten auch nicht überall glücken. Eine zu künstliche Begleitung haben das Herbstlied S. 26 und der glückliche Bauer S. 12. Das Lied am Sonntage zu singen würde etwas mehr Feyerlichkeit wohl ertragen haben; und das Volkslied S. 6. auf die Fürstinn von Schaumburg angewendet, hätte die grosse Einfalt seiner ersten Melodie *God save the King* nicht verlieren sollen. So wie es hier in Musik gesetzt worden ist, verliehrt es unendlich viel von seiner guten Wirkung. Rec. würde sich bey dem Fehlerhaften in diesen Volksgesängen nicht so lange verweilt haben, wenn es ihm nicht darum zu thun wäre, den Herausgeber dadurch zu einer verdoppelten Aufmerksamkeit zu ermuntern und ihm Veranlassung zu geben, allen möglichen Fleiss auf die vielleicht in kurzen nachfolgenden Lieder zu verwenden, womit er dem Publikum ohnstreitig ein angenehmes Geschenk machen wird.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 11. May 1797.

PHILOLOGIE.

London, b. Bensley: Βίωνος καὶ Μόσχου τὰ Λείψανα. Illustrabat et emendabat. *Gilbertus Wakefield.* 1795. 15 Bogen in 8. (3 sh. 6 d.)

Wakefield behauptet unter den jetzt lebenden Polygraphen in England einen ansehnlichen Platz. Er hat sich durch seine *Remarks on the Excellency, Purity and Character of the Christian Religion*, durch seine *Enquiry into the Opinions of Christian Writers of the first Centuries, concerning the Person of Jesus Christ*, durch seine *Essay on Inspiration*, durch eine andere Abhandlung *four marks of Antichrist* u. a. Schriften als *Theologe;* durch *a short Enquiry into the Expediency and Propriety of Public or Social Worship* und mehrere dahin gehörige Vertheidigungsschriften, durch seine *Remarks on the General Orders given by the Duke of York to his Army, respecting the Decree of the French Convention to give no Quarter to the British and Hanoverians* u. a. als *Politiker;* durch seine Versionen des N. Test., so wie durch die *poetical Translations from the Ancients, Juvenal, Virgil, Lucretius, Horace etc.* als *Uebersetzer;* durch die *[Po]ëmata, latine partim scripta, partim reddita*, und [du]rch seine Ausgaben der *Poems* von *Gray* und der [Wer]ks von *Pope* als *Dichter* und *Erklärer neuerer Dich[ter]*; endlich auch, was vorzüglich von uns hier be[mer]kt zu werden verdient, durch seine *Silva Critica* [P.] I—V. 1789—95.), durch eine Ausgabe von *Vir[gil]ii Georgicon lib. IV.* (1788), durch seinen *Delectus [tr]agoediarum graecarum* (Tom. II. 1794.), durch eine [E]dition des *Horatius* (Tom. II. 1794.), und durch die [ga]nz neuerlich in 2 Bänden erschienenen *P. Virgilii [Ma]ronis Opera*, als *Philologen* und *Kritiker* bekannt, [ab]er, wie es Polygraphen gemeinhin zu gehen pflegt, [du]rch keines dieser Werke wahrhaft berühmt ge[ma]cht. Gross und einleuchtend ist indess der Ein[flu]ss, den dieser Geist der Polygraphie auf den inne[re]n Gehalt der Arbeiten, und die Folgen, welche dem [V]f. aus seiner theologischen Freymüthigkeit und poli[tis]chen Unvorsichtigkeit erwachsen sind, auf den Ton [un]d die ganze Manier gehabt haben. Aus jenem läst [s]ich erklären, warum alle Producte dieses in der [Th]at sehr gelehrten und scharfsinnigen Schriftstellers [meh]r das Gepräge eines unvorbereiteten und gleich[sa]m tumultuarischen Entstehens, als einer besonnenen [zu]r Vollendung gereiften Bearbeitung an sich tragen; [u]nd wer mit diesen, so wie überhaupt mit der gan[ze]n Lage des Vf., etwas bekannter ist, der wird die [...] des Tones, welche in den neuesten Schriften desselben, namentlich auch in der Vorrede zu der vorliegenden Ausgabe des Bion und Moschus herrscht und oft in Rauhigkeit und Bitterkeit ausartet, gewiss nicht weiter befremdlich finden. Was aber den Charakter der Wakefieldischen Kritik insbesondere anlangt; so ist dieser ganz neuerlich von einem anderen Mitarbeiter an dieser Zeitung (1796. No. 390.) bey der Anzeige des *Delectus tragoediarum graecarum* so treffend gewürdiget, worden dass wir kein Bedenken tragen, unsere Leser auf jene Würdigung zurück zu weisen, und uns hier begnügen, die Richtigkeit derselben durch eine kurze Zergliederung der gegenwärtigen Ausgabe von neuem zu bestätigen.

Die Anzahl der Hülfsmittel, die Hr. *W.* zur Bearbeitung des Bion und Moschus benutzt hat, ist gering: nur die Heskinsche, Brunkische und Valkenärische Edition hat er verglichen. Indess zeichnet sich diese Ausgabe vor den übrigen philologischen Arbeiten des Vf. im Ganzen genommen durch eine sorgfältigere Bearbeitung der beiden Dichter aus, welche auch in den neueren Zeiten öfter verbessert als erklärt, und öfter erklärt als verstanden worden sind. Wir beziehen die gerühmte Sorgfalt aber nicht bloss auf die Anwendung, die Hr. *W.* hier häufiger als sonst von den Gesetzen der grammatischen Interpretation gemacht, sondern vorzüglich auch darauf, dass er seine kritischen Muthmasungen nicht bloss hingeworfen und die Beweisführung anderen überlassen, sondern meistentheils selbst unterstützt, oft bewährt, noch öfter durch die bekannten und erlaubten Kunstgriffe der Kritiker dem Urtheil seiner Leser anempfohlen hat. Man findet hier eine beträchtlichere Anzahl neuer glücklicher Verbesserungen, als man nach so vielfachen Bemühungen so scharfsinniger Männer um die Wiederherstellung dieser Dichter vermuthen sollte. *Bion.* I, 36. verbessert Hr. *W.* ἁ δὲ κυθήρα πάντας ἀνὰ κναμώς, ἀνὰ πᾶν νάπος, οἰκτρὸν ἀείδει welches der corrupten Lesart der Aldina unstreitig näher kömmt, und der Bionischen Manier mehr entspricht, als die von Ruhnkenius vorgeschlagene Aenderung κυκνότολος. Allein sollte nicht in beiden Rücksichten, und selbst der vorhergehenden Wortstellung halber, πᾶν ἂν νάπος noch annehmlicher seyn? — Sehr einschmeichelnd ist folgende Verbesserung der bekannten Stelle *Bion.* VII, 8. 9., an der so viele Kritiker ihren Scharfsinn übten: χ᾽ ὥπως ἐν κώραις Λυκομηδίσιν, ἁβρὰ λέγοισα, κήλησε τὸν ἄπλατον Ἀχιλλέα Δηϊδάμεια, und wir sind ungewiss, ob wir derselben nicht selbst vor der von Jacobs zuletzt versuchten glücklichen Correction χ᾽ ὥπως ἐν .. Λ. ἀγκὰς ἔχοισα πηλείδην ἀγάπαξεν Ἀχ. Δ., theils ihrer Leich-

tigkeit halber, theils wegen des überaus treffenden Sinnes, den Vorzug zugestehen sollen. Bald darauf V. 14. ändert Hr. *W.* φέρων δυςδαίμον' ἄρηα, mit weniger Wahrscheinlichkeit, wie uns dünkt. Wir enthalten uns indess, dieser und anderen Conjecturen, die uns zweifelhaft scheinen, unsere eigenen Vermuthungen an die Seite zu stellen, weil wir sie schon in einer anderen Anzeige (A. L. Z. 1795. N. 249.) der Prüfung unserer Leser dargelegt haben. — In der schönen Beschreibung des Pfaues *Mosch. II*, 60. Ὄρνις ἀγαλλόμενος πτερύγων πολυανθέϊ χροιῇ ταρσὸν ἀναπλώσας, ὡσεί τέ τις ὠκύαλος νηῦς ändert Hr. *W.* das Wort ταρσὸν, welches sogleich in dem folgenden Verse wiederkehrt, in φάρσος (*velum*) um, und V. 70. liest er ἀτὰρ μέσῃ ἔση ἄνασσα ἀγλαΐην πυρσοῖο ῥόδου χερέεσσιν ἔχουσα, st. χείρεσσι λέγουσα. An beiden Stellen möchte man wünschen, dass der Dichter so geschrieben hätte; dass er wirklich so geschrieben hat, steht schwerlich zu erweisen. Denn die Inconcinnität, welche Hr. *W.* in der zweyten Stelle tadelt (*minus concinne comitatur vox* ἔση *participium* λέγουσα, *actionem referens corpore inclinato perfectam*), liesse sich durch Bemerkung eines gewöhnlichen Dichtergebrauchs und durch mehrere Beyspiele rechtfertigen; und in der ersten könnte man den Anstoss des wiederkehrenden Wortes sehr leicht auch auf andere Art heben. Unbezweifelt richtig dünkt uns dagegen in demselben Gedicht V. 94. κατέθελγε δὲ κόρρην, statt des allgemeinen κούρην, welches dem Sinne des ersten Hemistichium καί οἱ λιχμάζεσκε δέρην keinesweges correspondirt. Noch sinnreicher V. 119. πόντοιο βαθυθρόου αὐλητῆρες, von den Tritonen: eine Lesart, die Hr. *W.* aus zwey alten Ausgaben mit einer kleinen Aenderung hergestellt und durch passende Beyspiele erläutert hat. Die Aechtheit dieser Lesart bewährt sich dem Kritiker auf den ersten Blick, sobald er sie nur mit der Vulgata πόντοιο βαθυῤῥόου ἐνναετῆρες zusammen hält. Mehr scharfsinnig als wahr scheint die Correction *Mosch. III*, 23. αἱ βόες, αἱ ποτ' ἀναύροις (st. ποτὶ ταύροις) πλαζόμεναι, γοάοντι, oder *Bion. VII*, 13. ἅδε πονηρὰ Νύσσα γὰρ ἁδ' ὀλοά, wo vielleicht die einfache Bemerkung, dass Νύσσα der Name der *Nutrix* war, welche den jungfräulichen Achilles in seiner Abgeschiedenheit begleitete, allen Versuchen der Conjecturalkritik ein Ende macht. — Hr. *W.* hat übrigens keinen Anstand genommen, den meisten von uns ausgezeichneten, und noch vielen andern Verbesserungsvorschlägen, welche er entweder zuerst gethan oder bey seinen Vorgängern bereits gefunden, sogleich in dem Texte selbst einen Platz anzuweisen. Diese Ausgabe liefert daher eine ganz neue Recension, die aber freylich auf nichts weniger, als auf festen kritischen Grundsätzen beruht. Wie hätten sonst so viele unsichere und willkührliche Aenderungen zur Lesart des Textes erhoben werden können? Z. B. *Bion. II*, 4. μέγα φαίνεται (st. φαίνετι) ὄρνεον αὐτῷ, wo Valkenärs Verbesserung φαίνετο τὤρνεον nicht bloss leichter, sondern auch dem Sprachgebrauch angemessener ist. Oder VI, 10. πάντα γὰρ ἅμερα ταῦτα καὶ ἄλλα, statt der gewichtigen Vulgata, ἱερά. *Mosch. III*, 10. wird gar ein Vers von des Herausgebers eigner Fabrik den Worten des Textes eingeschaltet: παῖς ποκὰ Καλλιόπας, γλυκερώτατον ἐκ Διὸς ἔρνος. Nicht weniger ungewiss ist in demselben Gedicht die Textesänderung V. 116. φάρμακον ἦλθε, Βίων, ποτὶ σὸν στόμα, φάρμακον εἶλκες, wo ein Anderer εἶλες (st. εἶδες) vorgeschlagen hat, und ein Dritter vielleicht ἦλθε, als das Wahrscheinlichere, vorschlagen würde: unbefriedigend und zur Wegräumung aller Schwierigkeiten nicht hinlänglich ist die neue Interpunction V. 118. Τίς δὲ βροτὸς, τοσσοῦτον ἀνάμερος ἢ κεράσαι τοι ἢ δοῦναι λαλέοντι τὸ φάρμακον, ἔκφυγεν ᾠδάν. Wenn auch λαλέοντι die ächte Lesart ist, so muss doch gewiss das letzte Wort in Ἄταν verwandelt werden.

Wir wollen nicht mehrere Beyspiele ausheben. Die Ausgehobenen werden hinreichend seyn, unsere Leser zu überzeugen, dass die oft scharfsinnige und glückliche, aber im Ganzen immer desultorische, Kritik des Herausgebers ihren Charakter auch hier nicht verleugnet hat. Uebrigens empfiehlt sich diese Ausgabe durch ein sehr nettes Aeussere: der Druck des Griechischen ist geschmackvoll, aber ohne Accente, welche Hr. *W.* als *difficiles nugas* in der Vorrede auf die Seite stellt. Noch müssen wir aus dieser Vorrede bemerken, dass wir von dem Herausgeber einen nach mehreren alten, seither unverglichenen Handschriften neu berichtigten Text des Lucretius nächst Bentley's Anmerkungen über diesen Dichter zu erwarten haben.

Oxford, b. Fletcher u. Cooke: London, b. Elmsly: *Musei litterarii Conspectus: accedunt pro speciminibus Corayii Emendationes in Hippocratem; Vulcanii, Casauboni, Vptoni, Sanctamandi, Tortini Notae in Aristotelem de Poëtica; Variae Lectiones et Supplementa Q. Curtii; Variae Lectt. et Suppl. Procli Lycii; Anecdota graeca Procli et Tzetzis.* 1792. IV u. 50 S. gr. 8.

Die zufällig verspätete Anzeige der vorliegenden Schrift gewährt uns das Vergnügen, die baldige Erscheinung des *Museum* selbst, welches bekanntlich Hr. *Thomas Burgess* zu Oxford eröffnet, unseren Lesern ankündigen zu können. Der Herausgeber schrieb bereits im J. 1788. zu Leiden einige Blätter unter folgendem Titel: *Musei Oxoniensis Conspectus, sive Thesauri criticarum observationum in scriptores graecos et latinos, ac locos antiquae eruditionis, quae edentur una cum enarrationibus collationibusque veterum codicum manu scriptorum, et sylloge anecdotorum graecorum.* Die Absicht dieser Blätter, welche auch der gegenwärtigen kritischen Sammlung vorgedruckt sind, ging dahin, den Plan des Unternehmers dem Publikum bekannt zu machen, zugleich seine philologischen Zunftgenossen zur Theilnahme und Mitwirkung aufzufordern. Es soll nämlich, nach dem hier entworfenen Plane, in einer Reihe von Bänden auf Erweiterung des Gebietes hauptsächlich der *griechischen* Literatur hingearbeitet werden; jeder Band wird, nach

Ve

Verschiedenheit des Inhaltes und der davon abhängigen Seitenzahlen, sich in vier kleinere Abtheilungen trennen, so, dass verwandte, durch mehrere Bände zerstreute Materien mittelst der fortlaufenden Seitenzahlen leicht wieder zu einem für sich bestehenden Ganzen vereiniget werden können. Die erste und zweyte Abtheilung sind immer ausschliessend der Kritik gewidmet, indem jene theils *locos Criticae narrativae* (welche Schwierigkeiten und Eigenheiten einzelner Worte und Sachen aufklärt), theils *locos Criticae emendatricis*, theils *locos Criticae philosophicae* enthalten, diese aber Abhandlungen vermischten kritischen Inhalts, deren Behandlungsart in alle drey vorerwähnte Gattungen der Kritik eingreift, befassen soll. Die dritte Abtheilung wird Beschreibungen und Collationen alter Handschriften, auch Verzeichnisse hinterlassener Werke von berühmten Schriftstellern, und die vierte Abtheilung *Anecdota graeca*, wiederum nach ihrem Inhalte classificirt, liefern. Etwas sonderbar ist allerdings der Zuschnitt zum Ganzen gemacht: indess wird der billige Leser dem Herausgeber für das danken, was er ihm giebt, ohne sich durch die Ordnung irren zu lassen, in welcher es ihm gegeben wird. Und in der That findet man unter den hier verzeichneten kritischen Materialien, deren Bekanntmachung den nächsten Bänden vorbehalten ist, vieles, was die Erwartungen des Philologen spannen muss; z. B. *Vulcanii Emendationes et notata ad Demetrium Phalereum; Conjecturae in Aeschylum, Sophoclem, Euripidem etc. De Jookii inventis, quae dicuntur, in etymologia et θεωρία linguarum; Litterae Bentleii, Bernardi, aliorum; Excerpta ex Sanctamandianis in diversos scriptores graecos et latinos; Variae Lectiones Aeschyli etc. Hephaestionis; Pearcii observationes in Horatium, Porsoni in Euripidem etc.* Auch Ruhnkenius, Santen, Loveday u. a. haben dem Herausgeber bereits mehrere griechische Inedita mitgetheilt.

Was aber die gegenwärtige Sammlung betrifft, so will sie Hr. *Burgess* keinesweges für den ersten Band seines Museum, sondern bloss für Probeschrift und zugleich für eine erneuerte Versicherung, dass das Unternehmen seinen Fortgang hat, gehalten wissen. Ihre Entstehung war sehr zufällig. *Q. Curtius* wurde nach einigen Oxforder Handschriften, welche für Verbesserung sowohl als für Ergänzung eine sehr reiche Ausbeute lieferten, neu verglichen: die Collation war zu ergiebig, als dass sie von Einem Bändchen des Museum, nach der einmal beliebten Abtheilung, bequem gefasst werden konnte; sie in mehrere zu zerstückeln, schien noch unbequemer. Hr. B. lieferte sie daher hier ganz und fügte noch Eins und das andere bey, was der Titel aufzählt. Unter diesem ist das Erste unstreitig das Beste. Der seit mehreren Jahren in Paris privatisirende griechische Arzt, der *Citoyen Coray*, aus Smyrna gebürtig, welcher ganz neuerlich auch die französische Uebersetzung des Thucydides von Levesque mit trefflichen Beyträgen ausgestattet hat, vereiniget in einem seltenen Grade [illegible]na mit Belesenheit, Urtheilskraft mit einer ausgebreiteten Sprachkenntniss, welche sich auch auf die neueren Sprachen erstreckt. So wie er in dieser nicht bloss einen *Musgrave*, sondern selbst einen *Heringa* hinter sich zurück lässt: so kennt Rec. nach *Hemsterhuys* und *Tyrwhitt* nur sehr wenige Kritiker, deren Verbesserungen immer so glücklich den rechten Punkt träfen und dem Leser so volle Ueberzeugung ihrer Wahrheit gewährten, als die hier und anderwärts von *Coray* vorgetragenen. Je sorgfältiger man sie prüft, desto mehr fühlt man sich zu dem Urtheile hingezogen, welches der wackere *Bernard* (in den von *Gruner* herausgegebenen *Reliqu. medico-critic.* p. 80.) über seinen jüngern Zunftgenossen fällte; desto lebhafter muss man wünschen, dass die von diesem Gelehrten seit vielen Jahren so herrlich vorbereitete Ausgabe der Werke des Hippocrates recht bald ans Licht treten möge. Es sey erlaubt, von mehreren sinnreichen Correctionen hier nur Einige zur Probe auszuwählen: *Hippocrat. libr. de Corde*, p. 269. *ed. Foës.* λοιπός ἐστι λόγος ὁ τῆς καρδίης — ἔργον ἀξιαγαπητότατον. Das letzte hier ganz unstatthafte Wort übersetzte Calvus *maxime amandum, necessarium et utile;* Cornarius *cognitione dignissimum;* Foësius *maxime utile.* Die wahre Lesart ἀξιαπηγητότατον (jonisch f. ἀξιαφηγητότατον, *dignum maxime quod narretur, de quo loquamur*) hat jetzt *Coray* hergestellt. — *Libr. de Aër. Aq. et Loc.* p. 288. spricht Hippocrates von dem, wodurch sich die Asiaten von den Europäern unterscheiden: καὶ τὰ ἤθεα (so Galen. st. ἔθνεα) τῶν ἀνθρώπων ἠπιώτερα καὶ ἐνεργότερα. Dafür haben einige Handschriften εὐεργότερα, was in der *Mackischen* Ausgabe sogar Lesart des Textes geworden ist. Cr. benutzt sie richtiger zu der sehr einleuchtenden und hier sehr gelehrt erläuterten Verbesserung εὐοργότερα, *mansuetiora.* — *Libr. I. de vict. ration.* p. 842. von der steten Veränderlichkeit der Elemente, besonders des Feuers und Wassers: ἅτε γὰρ οὔποτε κατὰ τὸ αὐτὸ ἱσαμένων, ἀλλ᾽ ἀεὶ ἀλλοιουμένων ἔπειτα καὶ ἔπειτα ἀνόμοια ἐξ ἀνάγκης γίνεται καὶ τὰ ἀπὸ τούτων ἀποκρινόμενα. Wenn in der *Lindenschen* und *Mackischen* Ausgabe nur einmal ἔπειτα im Texte stehet, so gründet sich diess wenigstens auf die Autorität einiger Handschriften; wenn aber *Cornarius* und *Calvus* in ihren Uebersetzungen die schwierigen Worte ganz übergehen, so weiss man das durch nichts als durch die Dunkelheit derselben zu entschuldigen. Die Stelle erhält ihr Licht durch *Coray's* leichte und glückliche Aenderung: ἀλλοιουμένων ἐπὶ τὰ καὶ ἐπὶ τὰ, *quum perpetuo permutentur in alia atque alia.* — *Lib. de Aër. Aq. et Loc.* p. 294. von den Winden, die Scythien durchwehen: Καὶ οὐ σφόδρα τὰ διαπνεύματα τὰ ἀπὸ τῶν θερμῶν πνέοντα ἀφικνεῖται, ἢν μὴ ὀλιγάκις καὶ ἀσθενέα. Διαπνοαὶ wäre griechisch, διαπνεύματα keinesweges. Andere lesen πνεύματα. *Coray* εὔδια πνεύματα, *venti tepidi, blandi.* Vortrefflich, zumal da so fort im Gegensatze πνεύματα ψυχρά vorkommen. — Gelegentlich wird auch eine schöne Verbesserung der oft versuchten Stelle des *Herodotus IX, cap.* 27. mitgetheilt, wo *Coray* statt Ἀμαζονίδας τὰς ΑΠΙΟΘΗΚΑΣ τὰς ἀπὸ Θερμώδοντος ποταμοῦ ἐσβαλούσας

über-

überaus sinnreich 'Αμαζ. τὰς ΑΠΟ ΘΡΗΙΚΗΣ lieset. Wem fallen dabey nicht die *Threiciae* Amazones des Virgilius ein, quae flumina *Thermodontis* pulsant? (Aen. XI, 659.) und wer wollte nicht dieser Emendation auch vor der *Toupischen* τὰς ἀποδήτας (*Opusc. crit. II.* p. 66.), der neuerlich *Larcher* gefolgt ist, den Vorzug zugestehen? — Die kritischen Beyträge zur Verbesserung der *Aristotelischen Poetik* befriedigen die Erwartungen nicht, welche die Namen ihrer berühmten Verfasser erregen. Vorzüglich zeichnet sich noch eine weitläuftigere Erörterung von *St. Amand* aus, in welcher die bekannte *transpositio Heinsiana* beurtheilt und, wie natürlich, widerlegt wird. Merkwürdig ist auch eine selbst von den neuesten Auslegern der Poetik, *Twining* und *Pye*, übergangene Vermuthung von *Menage* (*Discours sur l'Heautontimoroumenos de Terence* P. 1. p. 54.), die *Porson* hier nachholt: *Cap. IV.* p. 14. *ed. Winstanl.* πρῶτος Αἰσχύλος τὰ τοῦ χρόνου καὶ χόρου ἠλάττωσε. Sie gründet sich auf das Zeugniſs eines Pariser Codex; wird aber schwerlich denen, die *Twinings* Erörterung erwägen, Genüge leisten. — Von der gehaltvollen Vergleichung einiger Handschriften des Q. *Curtius Rufus* haben wir oben ein Wort gesagt. Wir können hier den künftigen kritischen Bearbeiter dieses Schriftstellers bloſs darauf aufmerksam machen. Eben so wenig sind die darauf folgenden *Variae Lectiones et Supplementa Procli Commentariorum in primum Euclidis, excerpta ex cod. Voss. Leid.* zur Auszeichnung in einer Recension geeignet. Angehängt ist ein schätzbares *Supplementum textus Basileensis* (vom Proclus) *ex Codice Bodleiano*, und ein Brief des *Jo. Tzetzes* an Epiphanius, der vorher ebenfalls ungedruckt war, und noch jetzt einer kritischen Säuberung vielleicht mehr bedürftig, als würdig ist.

Hamburg, b. Wallberg: *Neue französische Grammatik für die Deutschen.* Ein wahres Gegengift wider alle bisher herausgegebene Grammatiken, besonders wider die von H. Meidinger und das sogenannte Dictionnaire-Laveaux. Von *S. Debonale*, Licentiaten der Rechte, vormaligen Parlements-Advocaten, jetzt Hamburgischen Bürger. 1797. 328 S. 8.

Der sein Buch, wie man sieht, mit vieler Groſssprecherey ankündigende Vf. hat die Lehre von der Aussprache nicht so vollständig und regelmäſsig abgehandelt als Wailly. Ueber die Redetheile und ihre Eigenheiten giebt er gröſstentheils praktische Beyspiele ohne Theorie, so daſs der Anfänger, welcher nicht fähig ist aus ihnen die Regeln zu abstrahiren, keinen Nutzen davon erwarten kann. So wird z. B. der Unterschied zwischen *parce que* und *puisque*, zwischen *si* und *quand*, zwischen *en* und *dans*, zwischen *de* und *à* vor dem Infinitiv, zwischen den conjunctiven und absoluten Fürwörtern im Dativ und Accusativ, zwischen den Adjectiven in Rücksicht auf ihre Stellung vor und hinter dem Substantiv, zwischen *de* und *que*, *autant* und *tant*, *aussi* und *si*, *lui* und *soi* — bloſs durch Phrasen gezeigt, deren Richtigkeit nur der Sprachkenner einsiehet. Doch sind einige Gegenstände, vorzüglich die Declinabilität und Indeclinabilität des Particips, der Gebrauch der drey vergangenen Zeiten, des Conjunctivs — theoretisch und zugleich praktisch abgefaſst, aber die beiden letztern nicht so vollständig als von Wailly, Mauvillon, Beauclair, Panckoucke u. s. w. geschehen ist. Bey vielen Bemerkungen fehlt der Grund, warum der Franzose sich so ausdrückt und nicht anders, als S. 188., wo es heiſst: „zuweilen wird weder *en* noch *dans* gebraucht, z. B. *il est à la ville, il n'est plus à la campagne*" — S. 191. „*Puis-je vous offrir une tasse de cafe* (nicht *servir avec une tasse de cafe*)" — S. 192. „*Y voyez-vous* (nicht *pouvez-vous voir*) *encore?*" — S. 195. „*Peutêtre aussi bien que vous* (nicht *si bien comme vous*)" u. s. w. Uebrigens ist der gröſste Theil des Buchs mit allen Conjunctionen, Adverbien, Interjektionen (nicht allein die kurzen Empfindungslaute *ah! he!* u. s. w. welche eigentlich Interjectionen genannt zu werden verdienen — sondern auch eine Menge Ausdrücke klarer Begriffe, als *juste ciel*, *gare les doigts*, *vive le Roi*, u. s. w.) mit allen Conjugationen und irregulären Verbis angefüllt. Auch erhält man hier (wie in Peplier's und Curas Grammatik) mancherley Gespräche, ein Verzeichniſs der üblichsten Zeitwörter, dann wieder ein Vocabulaire, dann Handlungs-Briefe; dann wieder ein Vocabulaire über Handlungs-Gegenstände, und endlich Erzählungen oder Histörchen, ja sogar einen Brief von Louis XVIII, datirt Blankenbourg 19 Sept. 1796., an den *Abbé de Fermont.*

Die plumpen Ausfälle des Vf. gegen die Herren v. Archenholz, Campe, Catel, Ehlers, Fischer, Gedike, Hecker, Matthison, Meidinger, u. s. w. überläſst der Rec. dieser Männer eignen Beantwortung oder — Verachtung.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Von folgenden Büchern sind neue Auflagen erschienen:

Stendal, in der Franz. u. Grossischen Buchhandl.: *Lionel Chalmers* Nachrichten über die Witterung und Krankheiten in Südcarolina. Nebst *John Linings* Tabelle über die Aus- und Absonderungen des Körpers im dortigen Klima. A. d. Engl. übersetzt. 1 Band. Neue Aufl. 1796. 211 S. 2 Band 227 S. 8. (1 Rthlr.)

Berlin, b. Maurer: *Hippocratis Aphorismi.* Elegiis latinis redditi ab *J. F. Clossio.* Ed. 2da. 1796. 110 S. 8. (7 gr.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 12. May 1797.

PAEDAGOGIK.

Wien, b. Rötzl: *Auserlesene Erziehungskenntnisse,* praktisch bearbeitet für Eltern und Erzieher von *Gottfr. Iman. Wenzel.* 1796. 1. B. 252 S. 2. B. 252 S. 3. B. 200 S. 4. B. 166 S. 8. (2 Rthlr. 16 gr.)

Der Zweck des Vf. bey diesem Werke ist, wie er sich in der Vorrede zu dem ersten Bande erklärt, Aeltern und Erziehern in dem wichtigen Geschäfte der Erziehung hülfreiche Hand zu leisten. Er hat daher unter 18 Rubriken die verschiednen Gegenstände genannt, über welche sich seine Belehrungen erstrecken. Es gehören dahin vorzüglich Religion, als Angelegenheit des Verstandes und Herzens, die Sittenlehre in ihrem ganzen Umfange, die Vernunftlehre, Naturkunde, Welt- und Menschenkenntniss, Völker- und Staatengeschichte, Technologie, Oekonomie, Diätetik, Rhetorik u. s. w. In der That ein *sehr viel* umfassender Plan, der kaum in einem Werk von 4 sehr mässigen Bänden ausgeführt werden konnte. Indessen hat sich der Vf. seine Arbeit dadurch sehr erleichtert, dass er nicht, wie man nach dem Titel und nach dem Beysatze *in ihrem ganzen Umfange* erwarten sollte, jene angegebnen Wissenschaften systematisch und in encyclopädischer Form bearbeitet, auch nicht für jeden einzelnen Band die Materialien von gleicher Art gewählt, sondern vielmehr in jedem Aufsätze von sehr verschiedner Art zusammengestellt hat. Rec. zweifelt, ob der Vf. auf diesem Wege sich den Dank seiner Leser erwerben werde, welchen es gewiss ungleich lieber seyn musste, das, was zu einer Materie gehörte, beysammen zu haben. Nur in dem letztern Bande ist verschiednes, was zur körperlichen Erziehung der Kinder gehört, näher zusammengebracht; aber gerade da erwartet man dies am wenigsten, sondern aus sehr begreiflichen Gründen in dem 1sten Theile des Werks. Das Beyspiel mancher andern ähnlichen Werke im pädagogischen Fache dürfte hier den Vf. nicht schützen, da auch diesen die Zerstückelung der zusammengehörenden Materien in mehrern Bänden gewiss nicht zur Empfehlung diente, oder der Unbequemlichkeit einigermassen durch ein vollständiges Register abgeholfen wurde, welches diesem Werke gänzlich fehlt. Eine gewöhnliche Folge solcher Zerstückelungen ist die öftere Wiederholung mancher schon abgehandelten Materien, wovon auch in diesem Werke öftere Spuren vorkommen. — Uebrigens kann dieses Buch in Familien von Hauslehrern mit vielem Nutzen gebraucht werden. Es enthält in der That einen guten Vorrath von geprüften Ideen über eine zweckmässige Erziehung und für den Unterricht der Kinder viele treffliche, meist aus guten Quellen geschöpfte, Materialien. Indessen werden bey der Kürze vieler Aufsätze, in welchen die Sachen mehr angedeutet, als ausgeführt sind, kaum andre Bücher, die darüber weitläuftigere Belehrungen enthalten, entbehrt werden können. Rec. zeichnet aus allen 4 Bänden die Titel einzelner Stücke aus, um auf die Reichhaltigkeit dieses Werks, aber auch auf die etwas buntscheckige Ordnung der Materien aufmerksam zu machen. 1. B. Der Schnee. Der Tanz. Die Baumwolle — die Brodtfrucht — das Kriegsschiff — Daseyn Gottes — die Empfindeley — der Aberglaube — der jetzige Krieg (ein Gespräch, das zwar gut gemeynt, aber voll von declamatorischen Tiraden und einseitigen Urtheilen ist) die Erdbeschreibung — (die gewöhnliche Eintheilung derselben in die mathematische, physikalische und politische ist zwar erwähnt, aber es fehlt an hinlänglich deutlicher Erklärung des Unterschiedes) — das Selbstsäugen der Kinder von Müttern — das Gewitter — Geschichte des Osterfestes (für Kinder mehr als zu viel). 2ter Band. Wichtigkeit des Erziehungsamtes — Pflichten der Aeltern gegen Kinder — Geistererscheinungen (dies Kapitel foderte eine grössere Ausführlichkeit) Räthsel — Andacht und Andächteley — Nutzen guter Schauspiele für Kinder (auch viel zu fragmentarisch über einen so vielseitigen Gegenstand, zumal für das *Wiener* Publicum, auf welches sonst, wie billig, der Vf. bisweilen besondre Rücksicht nimmt) Behandlung der Blattern — Gestalt und Grösse der Erde — Kaffee — Entstehen des Eises — über die Einbildungskraft und deren gehörige Ausbildung in der Jugend — Ehre und Ehrgeiz — anatomische Beschreibung des menschlichen Körpers — der Hering. — 3ter Band. Abendprüfung (ein sehr guter Auffatz) — Elektricität (zu aphoristisch) über Belohnungen in der Erziehung (ein Abschnitt, der zwar für die Theorie zu wenig, aber viele treffliche praktische Regeln enthält) Ebbe und Fluth — die Enthaltsamkeit — die beste Art zu beten. — Nothwendigkeit, die Kinder zu beschäftigen — Demuth und Hochachtung gegen das Alter — Ehrlichkeit — Buchstabenkenntniss. — 4ter Band. Wenn die Erziehung anfangen solle? Verhalten der Mutter zur Zeit der Schwangerschaft — Rüge der bey der Erziehung der zarten Kinder gewöhnlichen Fehler — Nutzen des kalten Waschens und Badens bey den Kindern — über die Hausmittel der Mütter — Bildung des Herzens — Belohnungen und Strafen. — Die Schreibart des Vf. ist deutlich und einfach, nur

selten von Provinzialismen entstellt. Bisweilen ist genau der Ton, in welchem Aeltern und Lehrer sich mit den Kindern über die abgehandelten Gegenstände unterhalten sollen, angegeben, und auch das kann den Nutzen des Buchs beym praktischen Gebrauch vermehren, da aus diesen Beyspielen erhellt, dass dem Vf., wie er es auch selbst versichert, die Kinderwelt nicht fremde ist. In den Einleitungen zu den einzelnen Bänden dieses Werks ist über die Wichtigkeit und die allgemeinen Erfodernisse einer guten Erziehung und Unterweisung, so wie über herrschende Vorurtheile und Hindernisse in dieser Angelegenheit sehr viel Wahres, mit vieler Freymüthigkeit und Wärme, und auf eine überzeugende Art gesagt.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Kopenhagen u. Lübeck: *Beyträge zur Veredlung der Menschheit*, herausgegeben aus dem Erziehungsinstitut bey Kopenhagen von *C. F. R. Christiani*, deutschem königl. Hofprediger. Erster Band. Erstes und zweytes Heft. 1795. 1796. 256 S. Drittes und viertes Heft. 1796. 260 S. 8.

Hr. *C.* hat vor einigen Jahren vor den Thoren von Kopenhagen eine Erziehungsanstalt nach den vernünftigen Grundsätzen, die die Kultur und Aufklärung unsrer Zeit an die Hand giebt, errichtet. Eifer für das Erziehungswesen und hinlängliche Musse, die ihm sein Amt gab, einer Erziehungsanstalt vorzustehen, veranlassten dieses Unternehmen. Wenn man den Stifter derselben nicht schon durch den Ruf als einen Mann kennte, der ganz für das Fach der Erziehung geboren, und mit allen dazu erfoderlichen Talenten ausgerüstet ist: so würde ihn diese gehaltvolle Zeitschrift durchaus als einen solchen bewähren. Die Aufsätze von ihm über das Erziehungswesen mit beständiger Hinsicht auf seine Anstalt verrathen einen Mann, der sein Fach in seinem ganzen Umfang durchdacht und durch eine verständige Benutzung der kritischen Philosophie und aller der Aufklärungen, welche das Zeitalter darbot, so wie durch eigne praktische Einsichten einen so gut gegliederten Plan angelegt und ausgeführt hat, dergleichen wohl nicht leicht eine unsrer zahlreichen Erziehungsanstalten aufzuweisen haben dürfte. Seine Anstalt soll die Zwecke eines Philanthropins, das sich mit der Erziehung zum Menschen oder mit der Entwicklung aller menschlichen Anlagen beschäftigt, und einer solchen Lehranstalt verbinden, worinn der Mensch zu seiner Bestimmung als Mitglied des Staates vorbereitet wird. Die Betrachtungen *über den Hauptzweck der Erziehung* müssen die Aeltern und Erzieher beschämen, welche entweder bloss auf kleinliche, unwürdige Zwecke bey der Erziehung hinarbeiten, oder doch das Untergeordnete und Zufällige in der Erziehung über das Vornehmste und Wesentliche setzen. Sie mögen diese Abhandlung in einem feinen Herzen bewahren und darnach thun! In der *Nachricht von der gegenwärtigen Verfassung seiner Anstalt* im 3ten St. geht der Vf. ganz ins Einzelne sowohl der äussern als der innern Einrichtung hinein, und wird gerade dadurch denen, die ähnliche Anstalten haben oder unternehmen wollen, sehr lehrreich. Wir wünschten recht sehr, dass der Vf. eine so detaillirte Geschichte seiner Anstalt stückweise in seiner Zeitschrift liefern möchte. Interessante Bruchstücke aus derselben sind die *Unterhaltungen mit seinen Zöglingen auf Veranlassung der schrecklichen Kopenhagner Feuersbrunst* im ersten und zweyten Heft. Von einem Mitarbeiter an der Anstalt des Hn. *C.*, dem auch durch andre Schriften bekannten *D. Venturini*, steht im 4ten Heft ein durchdachter Aufsatz *über die wichtigste Benutzung der Geschichte für den moralischen Zweck der Erziehung*. Die Idee der allgemeinen Zweckmässigkeit alles Geschehenen ist ihm das Princip für die Geschichte, welches die moralisch urtheilende Vernunft aufstellt, welches man aber von den unstatthaften Anmasungen der Speculation, mit grösster Genauigkeit die innre Beschaffenheit und bestimmte Absicht einer jeden Begebenheit an den Tag legen zu wollen, zu unterscheiden hat. Wahr und schön sagt der Vf. S. 169.: „Alles, was unter Menschen geschieht und durch freye Anwendung ihrer Kräfte gewirkt wird, ist dem Menschen interessant und verdient stets seine Aufmerksamkeit und Prüfung. Denn es sind Wesen seiner Art, mit ihm gleichen Abstamms und Ursprungs, wie er mit Freyheit und Vernunft begabt, wie er zu einer erhabenen Bestimmung geschaffen, der sie entgegenstreben sollen. Nicht der Kitzel der Neugierde; *nicht die eigennützige* Absicht: aus dem, was von jeher Menschen zur Befriedigung ihrer sinnlichen Triebe thaten, zu erlernen, was er auf seinem Standpunkte für ähnliche Zwecke zu thun habe; nicht die selbstsüchtige Triebfeder des Forschens: durch ihren Schaden gewitzigt und klug zu werden; nicht der thörichte Wahn, das innere Wesen der Dinge, das bestimmte Verhältniss des Menschen zu dem grossen Umschwunge des Triebrades der Natur oder die ewig unerforschlichen Gesetze, nach welchen der Unendliche der Welten und Zeiten und Begebenheiten Lauf regelt und ordnet, zu erkennen, — soll ihn also vorzüglich antreiben, seine Aufmerksamkeit der Geschichte zu widmen. Sondern die Achtung und Werthschätzung, die er als Mensch dem Menschen schuldig ist; das ewige Gesetz der Natur, welches ihn durch heilige Bande mit Wesen seiner Art verknüpft, und ihm anbefiehlt, nicht bloss auf sich und seine Fortschritte zur Tugend und Glückseligkeit zu achten; sondern auch die Fortschritte andrer zu diesem grossen Ziele reiflich zu erwägen; sie, wo ers vermag, zweckmässig zu leiten; Hindernisse zu heben und die sittliche Ordnung mit aller Anstrengung zu befördern; — dies und was damit in wesentlicher Verbindung steht: das Bedürfniss, über den Grund, Zusammenhang und Zweck menschlicher Schicksale hellere Auskunft zu erhalten — begründet die *Pflicht*: der Geschichte unsre Aufmerksamkeit zu widmen." Einer der reichhaltigsten pädagogischen Aufsätze, welcher durch alle 4 Hefte fortläuft und noch nicht geendigt ist, betrift

die

die Eintheilung der Schulen in Klassen, vorzüglich in Beziehung auf Landschulen, von *J. F. Oest*, erstem Lehrer des Schulmeisterseminariums zu Trolleburg. Den Vf. nimmt 5 Stufen der Erziehung an. Die *erste Klasse* entwickelt die Naturanlagen durch eine nach richtigen Grundsätzen veranstaltete Uebung der körperlichen, geistigen und moralischen Kräfte, die in ihm liegen. Sie macht ihn also zu jeder Art des Unterrichts, den er künftig empfangen soll, fähig. Die *zweyte* Klasse giebt diejenigen mechanischen Fertigkeiten, die zur Erlangung und Erhaltung nützlicher Kenntnisse nothwendig sind. Sie lehrt das Lesen und Schreiben. Die *dritte* ertheilt Unterricht in den Vorbereitungskenntnissen zur Religion, in einer nach der Natur und dem Zusammenhange der wissenschaftlichen Gegenstände gewählten Ordnung. Die *vierte* Klasse macht die unter allen Kenntnissen den Menschen vorzüglich beglückende Religionskenntniss zum Gegenstand des Unterrichts. Die *fünfte* lehrt diejenigen Wissenschaften, die mit den bürgerlichen Verhältnissen im nächsten Zusammenhange stehen, und leitet vorzüglich auf praktische Anwendung alles Erlernten. In den *Briefen* (eines Vaters an seinen 12jährigen Sohn) *über die menschliche Seele* soll nach und nach eine Erfahrungs-Seelenlehre, so wie sie für den ersten Unterricht fasslich und zweckmäsig ist, vom D. *Olshausen*, Prediger in Oldeslo, geliefert werden. Bisher beschäftigt sich der Vf. noch mit dem Vorstellungsvermögen. Zur Berichtigung gemeiner Vorurtheile über Religion und Christenthum werden das ihrige die trefflichen Briefe des Hn. *Christiani* über die jetzt so sichtbar werdende Geringschätzung des Christenthums und die Aufsätze des D. *Marezoll* über die Frage: Muss es in der Religion immer beym Alten bleiben? gewiss beytragen. Jener berichtigt die Klagen über den Verfall des Christenthums, setzt die richtigen Begriffe desselben auseinander und sucht zu beweisen, dass sich die wahre Lehre Jesu nie ganz verlieren werde. (In der Folge, wenn der Vf. die Verhältnisse der kritischen Philosophie zu diesen Untersuchungen auseinandersetzen wird, wird auch wohl die Unterscheidung angegeben werden, dass zwar wohl der Buchstabe und das Positive des Christianismus einmal aufhören könne, aber nie der Geist desselben.) Hr. Marezoll bringt in seiner Erörterung der Frage: ob es in der Religion beym Alten bleiben müsse, diejenigen, welche diesen Satz vertheidigen, unter 6 Klassen: 1) die Abergläubigen, Schwärmer, schwache und Verwahrloste am Verstande; 2) die Hasser aller Neuerungen und Vertheidiger alles Alten; 3) die moralischen Aristokraten, welche zwar für sich freyer oder aufgeklärter über Religion denken, aber diese helleren Einsichten ihrer Kaste ausschliesslich vorbehalten und dem Volke missgönnen; 4) die Politiker, welche die Religion als einen Zügel für den grossen Haufen betrachten; 5) die Furchtsamen, welche von den immer fortschreitenden Aufklärungen für die gute Sache der Religion zittern; 6) welche sagen, es sey ja doch alles, was die Religion betreffe, Gottes Wort. Noch ist anzuzeigen übrig ein Gespräch eines Predigers mit seinem Schulmeister über die Frage: ob das Zeitungslesen auch dem Landmann zu verstatten sey, von dem Landinspector *Otte* zu Arrild in Angeln, worinn jene Frage, wie billig, bejahend beantwortet wird, und die Schilderung eines *deutschen* Volksfestes im J. 1795, vom Past. *v. Gehren* in Kopenhagen. Ein deutscher sonst gutdenkender Fürst liess seinem Gast, einem jagdlustigen Fürsten zu Ehren, einen Hirsch auf gut fürstlich zu Tode hetzen, darauf ein Wettrennen unter einem Pfahle hin anstellen, an welchem eine lebende Gans an den Beinen aufgehängt war, der die Bauern im Vorbeygaloppiren den Hals abzureissen suchen mussten, und endlich einen Tanz der Bauern, die bis unter die Arme in Säcke gesteckt wurden, halten! Die über diese Fürstenlust angestellten Betrachtungen sind aller Beherzigung werth.

Dortmund, in Comm. b. Blothe: *Magazin von und für Dortmund.* Erster Jahrgang. Erstes Stück. 96 S. Zweytes Stück. 97—192. 8. (ohne Jahrzahl, so viel man aber sieht von den Jahren 1795 u. 1796.)

Aufklärung der vaterländischen Geschichte und Regimentsverfassung, so wie überhaupt alles, was sonst ein Interesse für Dortmund hat, ist Absicht dieser Zeitschrift, deren Vf. sehr über die Unordnung und zweckwidrige Verheimlichung ihres vaterländischen Archives klagen. Die Abhandlungen sind folgende: *Erstes Heft.* Nummer 1. Allgemeine Einleitung von dem Zweck und den Gegenständen des Magazins, von *W. Schmemann.* 2. Ueber die Quellen und Hülfsmittel der Dortmundischen Geschichte, als Einleitung in dieselbe, von Arn. Mallinckrodt. Der vorzüglichste Geschichtschreiber ist *Detmar Mülher* und neben diesem *Diedrich Westhof* und *Johann Christof Beurhaus.* Alle übrige, ausgenommen *Johann Kerkhörd*, sind erbärmliche Legendenschmierer. Den *Siegfried von Steine*, der im 10ten Jahrhundert gelebt haben soll, hält Rec. für einen Betrüger aus dem 16ten. 3. *Detmar Mülhers* kurzes Chronicon von 1622. 4. Ueber die Errichtung eines Schulseminariums hieselbst von *F. Bädeker.* 5. Auszug aus den Stadtrechnungen von Exaudi 1794 bis 1795, von *Arn. Mallinckrodt. Zweytes Heft.* Nummer 1. Dortmundische Annalen oder Auszüge aus den dortmundischen Chroniken. Diese geschmacklosen Chronisten ohne alle Kritik (die wir überhaupt den Vff. besser empfehlen) zu extrahiren, scheint uns eine sehr undankbare Arbeit zu seyn. Dass die Karolingische Urkunde S. 112. eine offenbare Erdichtung sey, hat bereits von *Ekhart* in *Commentariis de Rebus Franciae orientalis* I. 736. diplomatisch erwiesen, und kann auch aus *Heumann de Re diplomatica Imperatorum* dargethan werden. 2. Etwas über Preussens Ansprüche an Dortmund v. M. Zur Zeit ein blosser trockener Auszug aus den Archivsrepertorien, daraus gleichwohl schon *unstreitige Folgerungen* gezogen werden wollen! 3. Project zu besserer Benutzung der gemeinen Weiden der hiesigen Reichsstadt Dortmund, von dem Hn. Bürgerm. *Schäffer.* 4. Eini-

Einige Gedanken über Leichenbestattungen *v. M.* 5. Ueber den bisherigen Unfug bey den hiesigen Predigerwahlen. 6. Etwas über Titulaturen *v. M.* 7. Etwas in Betreff unserer Strafsen *v. M.* 8. Chronologisches Verzeichnifs einiger ausgehobenen in den Archivregistern aufgeführten Urkunden *v. M.* 9. Kurze Beschreibung der Stadt und infonderheit der Verfassung von Dortmund, aus einem alten Manuscript. Hat den Druck nicht verdient. Der kindifch spielende Vf. leitet Tremonia von Tres Monos ab und reducirt darauf alles, Rath, Zechhäuser, Klöster, Gerichtsdiener auf die Zahl drey. Wir ermuntern die patriotischen Herausgeber fortzufahren, was aber die historische Gegenstände betrift, statt der trockenen Extracte eigene Ausarbeitungen, und sofern sie auch den Ausländer interessiren sollen, besonders über die Theilnahme der Stadt Dortmund an dem Hansehandel, über die Spuren des westphälischen Gerichts in dieser Stadt, über alte westphälische Sitten, Anstalten u. dgl. zu liefern.

Stockholm, b. Zetterberg: *Städernes med Handel Sjöfart och Bruksrörelse Gemenskap ägande Inkomster.* (Die sich auf Handel, Seefahrt, Bergwerks und dergleichen Gewerbe beziehenden Einkünfte der Städte.) 1795. 3 Alph. 4.

Hr. Advocatfiscal Flintberg in Stockholm, hat seit einigen 20 Jahren, da er im Bergcollegium gearbeitet hat, sich eine Menge von Kenntnissen über schwedischen Handel, Seefahrt, Gewerbe auf dem Lande und in den Städten betreffende Einrichtungen erworben, und man hat ihm schon verschiedene dahin einschlagende Schriften, wovon ein paar auch in diesen Blättern angezeigt sind, zu danken. Schon 1786 gab er *Apothekares, Badares och Chirurgers förmåner och skyldigheter* (Privilegien der Apotheker, Bader und Chirurgen und was sie zu leisten schuldig sind) und *Borgerliga Förmåner och skyldigheter, i flöd af förfallningar* (bürgerliche auf Verordnungen gegründete Rechte und Verbindlichkeiten). In der letztern Schrift handelte er in alphabetischer Ordnung von den Rechten und Pflichten der Akademien, des Adels, der Landleute (*Allmogens*), der Becker, Buchbinder, Buchhändler, Buchdrucker u. s. w. Allein der Absatz erstreckte sich nicht viel weiter als Stockholm, und kam den Kosten des Drucks nicht gleich. Er unternahm also ein anderes nicht blofs für Stockholms Einwohner, sondern allgemeiner nützliches Werk: *Bruksidkares, Städers och Borgerskaps ömse förmåner och skyldigheter*, worinn er die Vorrechte der Bergwerkshandthierung Treibenden, der Bürger und Städte sowohl, als ihre Verbindlichkeiten, in 2 Theilen 1788 und 1789 aus einander setzte. Allein der darauf einfallende Krieg verursachte, dafs, da man alle Lumpen blofs zu Charpie und Bandagen für die schwedische Armee sammelte, die Papiermühlen stillstanden, und das Druckpapier so hoch im Preise stieg, dafs er desfalls das Werk nicht fortsetzen konnte. Um inzwischen auf andere Art nützlich zu seyn, gab er 1794 *Anmärkningar til Sweriges Rikes Sjölag* heraus, wovon die zu Greifswald im v. J. erschienene deutsche Uebersetzung unter dem Titel: *Schwedisches Seerecht mit Anmerkungen*, in der A. L. Z. J. 1796. Nr. 290. ist angezeigt worden. Die Schrift, von der wir hier jetzt eine Anzeige machen, steht mit jener in den Jahren 1788 und 1789 erschienenen in einer gewissen Verbindung. Es waren darinn die Abgaben, welche auf dem Lande und in den Städten an die Krone unter verschiedenen Benennungen bezahlt werden müssen, angegeben. Hier aber sind nun auch die Privatabgaben, die jede Stadt von Dingen, die auf Handel, Seefahrt und Bergnahrung Beziehung haben, nach bestimmten Rechten und Verordnungen zu erheben hat, angeführt worden, sie mögen nun Stadtzulage, Zoll-, Wag-, Hafen-, Brücken-, Schleusen-, Fracht-, Anker-, Arbeits-, Ballast-, Buden-, Baum-, Träger- und Messer-, Armee-, Fähr-, Grund-, Gottes-, Hammer-, Einschreibe-, Kohlen-, Krahn-, Lasten-, Markt-, Pack-, Pass-, Pfahl-, Strand-, Stand-, Stempel-Geld u. dgl. m. heissen. Die Städte in ganz Schweden, von deren Einkünften hier Nachricht ertheilt wird, sind nach dem Alphabet geordnet, in allen sind ihrer 106 aufgeführt. Freylich nehmen die Nachrichten von den kleinern Städten nur *wenig* Raum ein, dagegen gehen die z. E. von Stockholm von S. 239 bis 336. Uebel dürfte es nicht gewesen seyn, wenn der Vf. bey den gröfsern Städten den etwanigen Ertrag dieser Einkünfte zusammen auch nur ungefähr angegeben hätte. Auch würde vielleicht eine allgemeine Einleitung nicht unwillkommen gewesen seyn. Allenthalben verweiset der Vf. auf königl. gegebene Resolutionen, wodurch er seinen Angaben die Authenticität giebt. Marstrand hatte nach S. 185. sonst eine Stadtzulage von ½ Procent auf alle ausgehende und ein Procent auf alle einkommende Waaren; seit dem es aber zum Freyhafen erklärt ist, sind die Stadteinkünfte verändert und gröfstentheils aufgehoben, und die Stadt hat darüber noch kein neues Regulativ erhalten können. Bisweilen sind auch ganze Taxen eingerückt worden; als z. E. S. 411 die Frachttaxe zwischen Ystad und Pommern. Hin und wieder ist kurz der Vortheile gedacht, welche pommersche Schiffer in Schweden in Ansehung der Auslagen geniessen. Ausführlichere und genauere Nachrichten davon erinnern wir uns in Hn. Prof. Möllers zu Greifsw. 1773 gedr. *Commentat. de jure Indigenatus praecipue Suecos inter ac Pomeranos reciproco*, gelesen zu haben.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 13. May 1797.

GESCHICHTE.

Zürich, b. Ziegler u. Söhne: — *Aloysius von Orelli.* Ein biographischer Versuch. Nebst Fragmenten aus der italienischen und Schweizergeschichte, und ein Gemählde der häuslichen Sitten der Stadt Zürich um die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts. Von *S. v. O. v. B.* Mit einer Vorrede von *H. H. Füssli.* 500 S. 8.

Schon an sich interessant ist für den Beobachter der Menschen und Sitten eine Familienchronik; aber auch für den Liebhaber der Weltgeschichte ist sie's, wenn sie solche Personen darstellt, deren Schicksal in das Schicksal eines ganzen Landes oder Zeitalters verwebt war. Eine solche Gallerie von Familiengemählden liefert uns hier der Vf. Sein Ahnherr, *Giovanni von Orelli*, ein Abkömmling der uralten edeln *Capitanei* von Locarno, lebte in der letztern Hälfte des XVten Jahrhunderts in der Lombardey, zu einer *Zeit also* und unter einem Himmelsstriche, wo unter dem Einflusse theils der einwandernden griechischen Musen, theils der neuerfundenen Buchdruckerey, theils auch der bewaffneten Fehden und friedlichen Staatsunterhandlungen so wohl die Cultur als die Aufklärung üppige, bald mehr bald weniger wohlthätige, Blüthen hervortrieb. Richtig bemerkt S. 4. der Vf., dass nach ihrer Verpflanzung aus dem Oriente die griechische Kunst und Gelehrsamkeit in dem verschiedenen Clima von der Lombardey, von der Schweiz und von Deutschland gleichsam nach dem verschiedenen Bodengeruche tingirt worden sey. Wenn z. B. in Deutschland der freyere offnere Geist die Sitten- und Glaubensverbesserung beförderte, so verbreitete er hingegen in Italien Zweifelsucht und Freydenkerey. Wenn auch in dem letztern Lande mitten in dem Schoosse der Ausschweifungen sich hin und wieder ein Sitten- oder Religionsverbesserer oder ein Jünger eines solchen erhob, so drangen sie auf dem einheimischen Boden mit ihrer reinern Weisheit nicht durch, sondern sahen sich zur Auswanderung genöthigt, so z. B. die *Martyr Vermillione*, die *Ochine*, *Socine*, und mehrere von den Nachkommen des *Giovanni von Orelli.* Die Geschichte der letztern hat alles Interesse eines Ritterromanes. Giovanni war Page bey Franz Sforza, dem Herrn von Mailand und Genua; diente unter Ludwig XI gegen den Herzog von Burgund, und, als er den jungen Herzog Galeazzo nach Mayland zurückbegleiten wollte, erleichterte er unterweges diesem die Rettung aus den Händen piemontesischer Freybeuter, gerieth aber darüber selbst in ihre Gewalt, und wurde von der Herzogin Bianca losgekauft. An dem Hofe des Galeazzo sah Giovanni das Schauspiel der zügellosesten Ausschweifungen und Irreligiosität. Rein und unbefleckt blieb dabey sein edles Sittengefühl; sein Geist aber machte sich vom Aberglauben und mönchischer Frömmeley los. In der Folge pflanzte sich zugleich mit seinem moralischen Sinne auch sein freyerer Geist auf seine Nachkommen fort. Zu gleicher Zeit als Kaiser Friedrich III auf seiner Reise durch Italien den Galeazzo mit dem Herzogthume Mailand belehnte, bestätigte er auch 1469 dem *Giovanni von Orelli* und *Giacomo von Muralt* die Freyheiten der *Capitanei* von Locarno. S. 15. Wegen seiner Grausamkeiten und Ausschweifungen zog sich der Herzog den allgemeinen Hass zu. In Mantua declamirte Cola, ein Grammatiker, öffentlich gegen seine Neronische Tyranney, und empfahl die republicanische Verfassung. Lampugnano, Ogliatus und Carl Visconti, deren Frauen der Herzog gewaltsam entehrt hatte, ermordeten ihn in der Stephanskirche. Die beiden letztern wurden aber hernach zum Tode verurtheilt, und Lampugnano auf der Stelle erschlagen. Da mit dem letztern Giovann von Orelli verwandt war, und er überdies mit der Schwester desselben ein Liebesverständniss hatte, so hätte ihn seine Verbindung mit einem Mörder leicht verdächtig machen und in Gefahr setzen können: allein die verwittwete Herzogin Donna, nunmehrige Regentin, sicherte ihm ihren Schutz zu, und übergab ihm die Judicatur über die weitläuftigen borromeischen Lehne am langen See. Nach dem Tode des Herzogs blieb Orelli noch so lange bey desselben Gemahlin Isabella, bis die unglückliche Prinzessin mit ihren minderjährigen Kindern eingeschlossen wurde. Durch List und Gewalt hatte nun des erschlagenen Herzogs Bruder Ludwig Sforza Moro, sich selbst zum Herzogen von Mailand erhoben. Bey einem so gewaltsamen und ränkevollen Fürsten, wie dieser war, blieb Orelli ungern in Diensten. „All des Umtreibes bey Hofe und „der Kriegsdienste müde, wendete er sich wieder zu „den Wissenschaften, mit denen er unter Franz Sforza war vertraut gemacht worden. Als er seine Entlassung suchte, erhielt er nur auf unbestimmte Zeit „die Erlaubniss zur Rückkehr in sein Vaterland. „Nach seiner Ankunft in Locarno heyrathete er seine „Anverwandtin *Virginia von Muralto*, der er lange „vorher, als sie bey der Herzogin Isabella als Hoffräulein gestanden, nach damaliger Sitte ritterlich „und züchtiglich seinen Dienst gewidmet hatte. Mit „ihr bekam er ein ansehnliches Vermögen, und hoffte „nun die häuslichen Freuden ruhig zu geniessen:

„Wenige Wochen nach seiner Vermählung aber sand„te ihm Herzog Moro Befehl, eilends nach Novarra „zu gehen, weil sich auf ihrem Rückzuge die Fran„zosen dieses Platzes bemächtigten." Novarra gerieth wieder in die Hände des Herzogs, in dem siegreichen Treffen aber wurde Orelli verwundet. In dem folgenden Jahre 1496 befand er sich bey der kriegerischen Expedition gegen die Pisaner. Bey dieser Expedition kam er in Bekanntschaft mit dem berühmten Dominicaner, *Hieronymus von Savanarola* von Ferrara, diesem prophetischen Eiferer gegen die Laster der Klerisey und des päbstlichen Hofes, der, wie S. 32 der Vf. scharfsinnig bemerkt, sich auf ähnliche Weise Einfluss verschaffte, wie z. B. heut zu Tage die Obern gewisser geheimer Orden. In dem Umgange mit Savanarola verstärkte sich Orelli's Abneigung gegen das Mönchswesen, und die ängstliche Frömmigkeit seiner Gemahlin schreckte ihn von den freyern Gesinnungen nicht ab. S. 37—60 findet sich eine interessante Episode über die Flucht des Herzogs von Mailand und seine gefängliche Wegführung nach Frankreich. Umsonst bemühte sich um seine Rettung Orelli. S. 61. 62. „Unzufrieden mit den leeren Worten, die er an dem „kaiserlichen Hofe zu Inspruck erhalten hatte, und „noch unzufriedener mit sich selbst, dass er sich aus „einer ruhigen häuslichen Lage und von einer liebens„würdigen Gattin wider seinen ersten Willen hatte „wegloken lassen, ging er in sein Vaterland Locarno „zurück. Bald gewöhnte er sich an seine neue Le„bensart; sie ward ihm sogar zur Freude, als ihm sei„ne Gemahlin zu Zwillingen den Aloysio und Fran„cesco gebahr. Lange konnte er auf seiner Meyerey „Minutio ruhig nicht leben. Auch diese Gegend war „zwischen die Factionen der Gibellinen und Welphen „getheilt. Von jener Faction waren nebst den Rusca und „Muralten auch die Orelli, eifrige Anhänger der mai„ländischen Herzoge, ihrer Lehnsherren." Unter der französischen Oberherrschaft niedergedrückt, sahn sie's nicht ungern, dass sich nun die Schweizerkantone in den Besitz von Lugano und Locarno setzen wollten. Unter Vorwissen des *Visconti Galeazo* trat mit ihnen Orelli in geheime Unterhandlungen. Während dass sich diese verzögerten, begegnete seiner Familie folgender grausenvoller Vorfall (S. 67—69): „Als „an einem schönen Abend die Mutter auf einer Rasen„banke unter einem dickbelaubten Kastanienbaume „sich am kühlenden Schatten ergötzte, und die Kna„ben nahe bey ihr im Grase spielten, umringelte eine „grosse Schlange des einen Knaben (Francesco's) Kör„per. Auf sein gichterisches Angstgeschrey rannte „zuerst der kleine Aloysius hinzu, und streckte mit „kindischem Muthe das Händchen zu des Bruders „Hülfe aus, nach der Schlange. Pfeilschnell um„schlang das fürchterliche Thier beide Kinder. Nun „eilte die Mutter und mit ihr ein Hausgenosse herbey. „Durch einen glücklichen und geschwinden Schnitt „mit der Sense befreyte dieser die unverletzten Brü„der, ehe noch die fussfällige Mutter ihr Gelübde, „die Kinder dem h. Franciscus zu widmen, wenn er „sie retten würde, ausgesprochen hatte. Die Mutter „äusserte in Gegenwart zweyer Geistlichen den „Wunsch, ihr Gelübde erfüllt zu sehen. Giovann, „der, wie wir schon wissen, dem Mönchswesen we„nig geneigt war, versagte seine Einwilligung. „Hierüber bedrohten die Geistlichen ihn und seine „Kinder mit dem Zorne des Heiligen. Theologisch „bewies ihnen der Weltmann aus 4 Mos. XXX, dass „einer Frauen Gelübde ohne des Mannes Einwilli„gung nicht bindend war. Allein nach eben diesem „Gesetze versicherten die Geistlichen, dass im Falle „der Weigerung alsdann auch der Mann die Schuld „tragen müsste. Dies ging der Mutter, die ihren „Mann innig liebte, tief zu Herzen, standhaft aber „blieb er bey der Weigerung, und vollzog gleichwohl „das Gelübde, indem er seine Zwillinge in einem *ex* „*Voto* Gemählde dem h. Franciscus darstellte, und „ihm zu Ehren in der *Chiesa nuova* zu Locarno einen „Altar bauen liess. Vollends versöhnte er ihn mit „einem Geschenk an die Kirche. Wahrscheinlich ist „es, wie der Vf. bemerkt, dass das öftere Anschauen „des Gemäldes, welches die Rettung von der Schlan„ge so lebhaft schilderte, und das dadurch so oft er„neuerte Andenken der gemeinschaftlichen Gefahr „nicht wenig beytrug, dem Francesco und Aloys die „Brudertreue und gegenseitige Zärtlichkeit so tief „einzuprägen, dass weder Zeit noch Umstände, nicht „einmal die Verschiedenheit ihrer religiosen Meynun„gen sie zu erschüttern vermogten." Inzwischen benutzte die guelphische Parthey aus politischen Absichten die Nichterfüllung des oben erwähnten Gelübdes zur Verfolgung Giovann's, als eines Ketzers. Um der Verfolgung auszuweichen, begab er sich mit seiner Familie zu seinem alten Kriegsgenossen, dem Marggrafen von Mantua, an dessen Hofe man sich mehr mit den Künsten und der Gelehrsamkeit, als mit den Welthändeln beschäftigte. Hier wurden, gegen die damalige Gewohnheit, seine Kinder frühe im Lesen und Schreiben unterrichtet. Bald hernach kamen sie nach Mailand, woselbst sie in dem Dominicanerkloster unter der Aufsicht eines freydenkenden Mönchs, der Giovannis vertrauter Freund war, die höhern Wissenschaften studirten. Mit Hülfe der Schweizerkantone setzte sich der junge Maximilian Sforza in den Besitz von Mailand, trat aber den Cantonen die Landschaften Lugano, Locarno, Mendrisio und Valle Maggia als Eigenthum ab. Giovanni liess sich in seinem Vaterland nieder; Francesco begab sich zu einem Oheim an dem spanischen Hofe. Als Ludwig XII mit Heeresmacht gegen Maximilian Sforza vorrückte, dienten unter den schweizerischen Hülfsvölkern des letztern auch die Orelli, Vater und Sohn. Während der Belagerung von Novarra hielt sich der junge Aloysius, gleichsam als ahnete er sein künftiges Schicksal, sehr gern an die Zürcher, und in ihrem Umgange lernte er die deutsche Sprache. Während des nachherigen Feldzuges, als sich Franz I des Herzogthumes Mailand bemächtigte, hatte sich Giovanni bey der eidgenössischen Besatzung in Locarno dadurch grosses Verdienst erworben, dass er auf seine Unkosten einen deutschen Priester von Uri kommen liess. „Denn

„kurz vorher drey eidgenössische Soldaten gefährlich „krank lagen und beichten wollten, mussten sie es „durch einen Dollmetsch thun. Das fiel allen Schwei„zern daselbst aufs Herz," sagt der Locarner Bericht an die Stände, „und war ihnen unerträglicher, als „alle Beschwerden des Kriegesdienstes." Als der Herzog auf Mailand Verzicht that, und nach Frankreich reisete, begleitete ihn der junge Aloys. „Am letzten „Abend führte ihn seine kränkelnde Mutter in die Kir„che, wo auf des h. Franciscus Altare die Rettung „der Zwillinge vorgestellt war: sie hiess ihn, sich „aufs Knie werfen, und für seine Rettung danken: „Das that Gott und sein Heiliger," sprach sie. „Ja, „entgegnete Aloys, Gott liess es dem Christoph gelin„gen, der das Thier entzwey schnitt." Lange weilte der Jüngling nicht in Frankreich, sondern kehrte durch die Schweiz nach Italien zurück. — Von S. 115 beginnt seine romanhafte Liebesgeschichte. Um diese Zeit diente er als Condottieri bald dem Pabste, bald den Venetianern, bald dem Kaiser. Mitten unter dem Waffengeklirre neigte er den deutschen Söldnern das Ohr, und hörte besonders den Frundsperg, einen hitzigen Lutheraner, sehr gern von dem neuen Glauben erzählen. „Dadurch unterschied sich der stark„gläubige Italiäner von dem freygesinnten Deutschen, „dass jener eilfertig vor dem Altare das Knie bog, „ehe er es wagte, den Altar seiner Kostbarkeiten zu „berauben. Von den mit Perlen und Juweelen besetzten „*Reliquien* rissen die profanen Deutschen weg, was Gel„*des Werth* hatte, und die Schädel und Knochen warfen „sie den Italiänern zu. Diese frommen Soldaten steck„ten sie unter Küssen in denselben Sack zu dem, was „sie von dem Altare raubten." (S. 197) Bey der Er„oberung von Rom fand unser Orelli seinen geliebten „Bruder Francesco wieder, nach einer Trennung von „mehrern Jahren. Sie wurden itzt unzertrennlich, „theilten alle ihre Beute brüderlich, und hielten ihre „Untergebenen bestmöglich von Ausschweifung ab." Ganz unvermuthet entdeckte er in Rom auch seine theuergeliebte Fräulein Apollonia. Auf eine romantische Weise rettete er sie aus den Händen der räuberischen Krieger. Bald darauf vermählte er sich mit ihr, und kehrte mit reicher Ausbeute nach Hause. Francesco aber ging nach Neapel. Aloys beschäftigte sich nun von neuen mit den Wissenschaften. Zwischen ihm und Giovanne von Muralto wurde von der neuen Religion öfters gesprochen. Ihr Drittmann war der alte Orelli, der sich von dem Deismus, dem Systeme seiner jüngern Jahre, nunmehr gern zu dem verbesserten Glauben hinlenkte. In Locarno formirte sich eine Christengemeine, in dem Sinne und Geiste Servets. Um das Uebel in der Geburt zu ersticken, bediente sich die Geistlichkeit des weltlichen Armes. Die neuen Lehrer flüchteten sich. Um diese Zeit starb Giovanni von Orelli, (im J. 1530) ohne die letzte Oelung empfangen zu haben, und ohne priesterliche Absolution; auch befahl er, für ihn nur eine Seelenmesse zu lesen, „und zwar nur um der Schwachen „willen." Von S. 217—232 liefert der Vf. eine sehr [illegible]te Beschreibung von der neuen politischen Verwaltung, welche die Schweizercantonen in den neu erworbenen italiänischen Landvogteyen eingeführt hatten; von S. 232 eine äusserst interessante documentirte Nachricht von der Einführung der Kirchenreform in Locarno, von der Unterdrückung derselben; und von der eben so liebreichen als ehrenvollen Aufnahme der ausgewanderten reformirten Familien, z. B. der Orelli und Muralten in den reformirten Schweizercantonen. Aloys bekennte sich zur reformirten Religion und rettete sich nach Zürich; sein Bruder Francesco blieb katholisch in Locarno. Ohngeachtet der Verschiedenheit ihres Glaubens blieben sie einander innig und mit der brüderlichsten Liebe ergeben. Sehr rührend wird S. 385 der Abschied des erstern beschrieben: „Schon war die Nacht „eingebrochen, als Francesco mit einer Schachtel voll „Erde, die er selbst in Aloysius Meyerey ausgegraben „hatte, wider zurück kam: Diese Erde, Bruder, „(sprach er zu Aloysius in Gegenwart seiner Gattin „und Kinder) nimm mit, und bewahr sie; sie sey „Zeuge, dass ich keinen Zoll Land von dir nehmen „will, den ich dir nicht in seinem vollen Werthe ver„güte, und dass ich nicht zugeben werde, dass An„derer Eigennutz dich drücke. Dörne und Disteln „müssen meine Güter tragen, wenn ich etwas von „deinem Eigenthume mit Unrecht an mich bringe, „oder dazu schweige, wenn Andere es thun wollen. „Pflanze etwas in diese Erde, und erinnere Dich da„bey des Landes, aus dem Du gezogen bist, und des „treuen Bruders, den Du zurücklässest!" S. 391. Eine sehr anschauliche und interessante Beschreibung von der liebreichen und zugleich klug veranstalteten Aufnahme der vertriebenen Locarner zu Zürich (den 12 May 1555). Es waren ihrer an der Zahl 116, und darunter drey adeliche Familien, *Orelli*, *Muralto*, *Dunus*. S. 394. Zu ihren Gunsten wurde ein besonderer Gottesdienst in italienischer Sprache eingerichtet. Ihre ersten Lehrer und Prediger waren Ochin und Beccaria. „Die täglichen Beysteuern und Liebes„gaben der guten Zürcher," schreibt S. 400 Orelli an seinen Bruder, „werden unsre Leute verderben; sie „singen und beten so oft, wie eure Mönche, aber sie „arbeiten auch eben so wenig; in die Länge kann es „nicht gehen; das Volk hier ist zu arbeitsam, um „nicht, so bald das Neue vorbey ist, mit Verachtung „auf arbeitscheue Sänger hinabzusehen; wenn dann „nur andere es nicht entgelten müssen." Glücklicher Weise indess wussten Orelli, Dunus und Muralto die ärmern Colonisten in Arbeit zu setzen. S. 401 Gegen diese drey begüterten Familien machten die katholischen Zeloten in Locarno und im Mailändischen gleichsam eine Verschwörung, dass Niemand weder ihre zurückgelassenen Güter noch die auf denselben wachsende Seide ankaufen sollte. Francesco schickte also die Seide nach Zürich, und nunmehr fing man an, sie in Zürch eben so gut zu zwirnen und zu färben, wie in Italien. Von 401—430 liefert der Vf. eine sehr interessante Beschreibung so wohl von der religiösen Mildthätigkeit der Zürcher als von der reichen Vergeltung derselben durch die Einführung der neuen

Fabriken, mit denen sie die Locarnerproselyten bekannt machten. — Von 430—500. Fragmente aus Aloysius Briefen an seinen Bruder Francesco; ungemein schätzbar; sie stellen uns die Beschaffenheit des Zürcherschen Geistes und Charakters, so wie er sich in der zweyten Hälfte des XVIten Jahrh. äusserte, in dem hellesten Lichte, und in jeder Schattirung, dar. Man sieht gewiss aus unsrer Anzeige, dass sich der Vf. durch diese Schrift um einen sehr wichtigen Theil der Schweizergeschichte ungemein verdient gemacht habe.

Venedig, b. Carlo Palese: *Delle guerre de' Veneziani* nell' Asia dal MCCCCLXX al MCCCCLXXIIII. Libri Tre *di Coriolano Cippico* riprodotti nel solenne ingresso di S. E. Cavaliere Messer Antonio Cappello alla diguita di Procuratore di San Marco M. DCC. XCVI. Mit Vorr. 100 S. kl. Fol.

Dieses, einem neuen Procuratore di San Marco in Venedig von Herrn *Morelli*, dem verdienstvollen Bibliothekar der S. Marcusbibliothek daselbst errichtete Denkmal, enthält besage der Vorrede, die italiänische Uebersetzung eines Werkes, das ursprünglich in lateinischer Sprache geschrieben war, und im Jahr 1477 und folglich bald nach Endigung des in demselben beschriebenen Krieges unter dem Titel *Coriolani Cepionis Dalmatae Petri Mocenici Imperatoris gestorum Libri tres*, aus der *Ratdoltischen* Officin zu *Venedig* zum Vorschein kam. Er hiess eigentlich Cippico, legte sich aber den Namen *Cepio*, den einige alte römische Familien führten, vermuthlich aus Stolz bey. Er war nicht nur ein Gelehrter, sondern auch ein guter Soldat, der in diesem Feldzug grosen Antheil nahm, welcher Umstand für die Richtigkeit seiner Geschichte bürgen mag. Man hat von diesem Werke zwo andere Ausgaben, die eine davon kam 1544 zu *Basel*, und die andere 1594 zu *Venedig* heraus, auch findet man dasselbe in des *Petri Justiniani Historia rerum Venetar. Argent.* 1611. Der Verfasser der italiänischen Uebersetzung, die 1570 zu Venedig gedruckt wurde, ist unbekannt; und diese ist es denn, die Hr. *Morelli*, nachdem er sie mit dem Original genau verglichen und durchaus verbessert hatte, hier wieder abdrucken liess, und derselben einige Anmerkungen beyfügte.

KINDERSCHRIFTEN.

Berlin, b. Oehmigke d. jüng.: *Neue Bilder-Gallerie für junge Söhne und Töchter zur angenehmen und nützlichen Selbstbeschäftigung aus dem Reiche der Natur, Kunst, Sitten, und des gemeinen Lebens.* Fürs Jahr 1795 mit 146 Abbildungen. 320 S. Dritter Band. 1796. mit 22 Kupfertafeln. 400 S. Vierter Band. 1797. mit 23 Tafeln. 410 S. 8. (11 Rthlr.)

Der Text dieser Bände ist eben so unterhaltend und lehrreich, wie im ersten. Es werden Berge, Vulkane, Alaunwerke, Kalkbrüche, Gletscher, der Rheinfall, der Schiffbau, Cooks Reisen, Jagden, Stiergefechte, Turniere, gymnastische Uebungen, alte und neue Revolutionsscenen, mythologische und allegorische Vorstellungen, Telegraphen, Mühlen, berühmte Werke der Baukunst, mehrere fremde Völker, nebst verschiednen merkwürdigern Thieren und Gewächsen so beschrieben, dass die Hauptsachen und jeder interessante Zusammenhang auf eine gründliche, doch soviel möglich leichte und angenehme, Art erzählt werden. Die Kupfer kann man hingegen um so weniger rühmen, ob sie gleich nicht zu den ganz schlechten gehören. Die Landschaften sind viel zu grell, oder zu bleich, und ohne Haltung illuminirt; grosse und erhabne Darstellungen, wie die vom Vesuv, vom Geyser, und dem Staubbach, haben durch Härten eine höchst unangenehme Kleinlichkeit erhalten. Aus Leskens Reise, an das Ausländische nicht einmal zu denken, würde man schönere Abbildungen der Basaltfelsen haben entlehnen können, als die hier gezeichneten Pfahlreihen des Stolpener Schlosses. Dass Fig. 144. 145. Anis vorstellen solle, würde Rec. für sich niemals errathen haben.

* * *

Von folgenden Büchern sind neue Auflagen erschienen:

Ulm, in der Stettinischen Buchhandlung: *Neues vollständiges Koch- Back- und Konfiturenlexikon, oder alphabetischer Auszug aus den neuesten und besten inn- und ausländischen Koch- Back- und Konfiturenbüchern, in welchem das Beste und Nützlichste in dieser Wissenschaft in alphabetischer Ordnung zu finden ist.* Neue Aufl. 1796. 430 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Berlin u. Stralsund, b. Lange: *Versuch einer kleinen deutschen Sprachlehre für die heranwachsende Jugend*, von *Aug. Hartung*. 3te Aufl. 1797. 184 S. 8. (7 gr.)

Hannover, b. Hahn: *Die Zwillinge.* Ein Trauerspiel in 5 Aufzügen. Neue Aufl. 1796. 110 S. 8. (6 gr.)

Aurich, b. Schulte u. Halle, b. Curts W.: *Betrachtung eines Greises über die Religion*, von *Christ. Fr. von Derschau*, 2te Aufl. 1796. 184 S. 4. (21 gr.)

Halle, b. Curts W.: *Heydelbergischer Katechismus mit kurzen Erläuterungen und vielen Zeugnissen der heil. Schrift.* 3te Aufl. 1796. 231 S. 8. (6 gr.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 13. May 1797.

PHILOLOGIE.

Leipzig, b. Weidmanns: *Strabonis rerum geographicarum libri XVII.* — Graeca ad optimos codices manuscriptos recensuit, varietate lectionis adnotationibusque illustravit, Xylandri versionem emendavit *Jo. Phil. Siebenkees*, professor Altorfinus. T. Imus. 1796. 470 S. 8.

Von den vier bisherigen Ausgaben des Strabo ist die Aldinische nach einem sehr fehlerhaften Codex abgedruckt, die zweyte von Hopper bereichert den Schriftsteller um nichts, Xylander verbesserte so viel man ohne Handschriften bessern kann, und gab eine *neue* Uebersetzung, in der aber freylich nicht selten dem Griechen ein unrichtiger Sinn untergeschoben wird; Casaubonus endlich wurde der Wiederhersteller des Textes, so wie wir ihn bis jetzt besassen. Die Abweichungen von fünf alten, durch seinen Schwiegervater Heinr. Stephanus erhaltenen Abschriften, *beynahe* aber noch mehr sein eigner Geist, die Tiefe seines Scharfsinnes, gründliche Kenntniss der Sprache und einige Vertraulichkeit mit den mathematischen Wissenschaften, ohne welche sich wohl niemand mit Glück an den Strabo wagen kann, geben ihm das beneidenswerthe Gefühl der wahren Beurtheilung und Auswahl unter mehrern Lesarten, setzen ihn so in den Ideengang seines Autors, durch blosse Conjectur an vielen Orten das Fehlerhafte oft mit einem Worte, mit kleiner Wendung des Gedankens zu verbessern, dass man bey künftiger Auffindung besserer Handschriften gewiss sehr oft den nämlichen Ausdruck des Gedankens erkennen wird. Und dieser Mann hatte die vielleicht übertriebne Bescheidenheit, selbst bey der auffallendsten Ueberzeugung der bessern Wahl, nie die Lesart des Textes zu verdrängen; er stellt seine Muthmassung mit den Gründen zur Umänderung in die Noten, welche noch ausserdem einen reichen Schatz der Erklärung enthalten. Nach Casaub. bot niemand weiter dem Strabo hülfreiche Hand; denn Almeloveens Ausgabe ist blosser minder correcter Abdruck der Casaubonischen, mit Einschaltung einzelner aus *Palmer, Salmas.* etc. gesammelten Bemerkungen. Unterdessen haben wir noch lange nicht den reinen Text des Griechen, mehrere Stellen erwarten den Fleiss des künftigen Verbesserers, manche sind so verdorben, dass Scharfsinn allein ohne Beyhülfe guter Handschriften, mehr Schaden als Nutzen zu bringen droht; es fehlen hin und wieder einzelne Stellen nebst einem beträchtlichen Theil des siebenten Buchs; und auf der andern Seite hat sich nicht selten die Randglosse des Lesers durch spätere Abschriften in den Text geschlichen, wodurch Mangel des Zusammenhangs und die Muthmassung von Lücken entsteht, welche nicht durch neues Hinzufügen, sondern durch Abschneidung des Ueberflüssigen zur Vollständigkeit gebracht werden müssen. Der Zeitpunkt, in welchem wir leben, schien der Erfüllung des allgemeinen Wunsches nach einer berichtigten Ausgabe nahe zu seyn. England versprach dem alten Geographen Unterstützung, und wer könnte sie besser geben als der Gelehrte dieses Landes, den eine ziemliche Anzahl von Handschriften, Verbindungen mit allen Theilen Europens dazu auffodern, der sich durch die Kosten der wichtigen Unternehmung nicht zurückschrecken lässt; und doch harren wir schon Jahre auf die Erfüllung des Versprechens. Eine nicht minder reiche Quelle öffnet sich in den Schätzen der ehemals königl. Pariser Bibliothek. Bréquigne unternahm es, den Text nach dem besten der vorhandenen Mscpt. zu liefern und die übrigen zur Berichtigung anzuwenden. Der erste Theil erschien 1765; er enthält die drey ersten Bücher, und zur Fortsetzung ist die Hoffnung verschwunden. Selbst das Gelieferte beweist aber, dass seine Handschriften ihm gerade in den wichtigsten Stellen nichts besseres an die Hand geben, als uns schon Casaubonus geliefert hat. Erwartungsvoll griffen wir also nach dem vorliegenden Anfange der Ausgabe des nun verstorbenen Hn. Prof. *Siebenkees*. Er lebte einige Jahre in Italien, verwendete einen beträchtlichen Theil seiner Zeit, um Materialien zur bessern Ausstattung des Strabo zu sammeln, fand auch in Venedig und Rom Unterstützung und Zugang zu den vorhandenen Handschriften, und konnte ein Exemplar der Aldin. Ausgabe benutzen, an derem Rande *Heinr. Scrimger*, ehemaliger Prof. zu Genf, die Varianten von sechs Mscpt. bemerkt hatte. Reiche Ausbeute versprach noch der Auszug nebst den Verbesserungen der Lesarten, welche sich von *Bessarions* Lehrer, *Gemist. Pletho* über die zehn ersten Bücher des Strabo auf der Marcus Bibliothek in Venedig finden. Von so vielen Quellen, von dem Fleisse des sel. *S.* konnte man sich zu grossen Hoffnungen berechtigt glauben; aber auch diese Hoffnungen täuschen. Alle gebrauchte Handschriften erreichen bloss das 14te und 15te Jahrh. und bieten in den Hauptstellen, wo der Grieche der Wiederherstellung am bedürftigsten ist, die nämlichen verdorbenen Lesarten, die nämlichen Lücken dar, welche unsere Ausgaben zeigen. Daher muthmasst Hr. *S.* selbst, dass sie alle aus einerley Stamm, aus einem Codex des 12ten Jahrh. geflossen sind, von welchem Scrimger noch 9 Bücher in

in sehr verdorbenem Zustande auf der Strozischen Bibliothek zu Rom fand und benutzte. Hr. *S.* hat diese Handschrift nicht selbst gesehen, sondern glaubt, sie sey nach Paris gekommen, weil der Catalog der königl. Bibliothek einen Codex aus dem 12ten Jahrh. anführt, der die ersten *zehn* Bücher enthält. Alles was wir von der neuen Ausgabe erwarten dürfen, beschränkt sich also auf die Berichtigung einzelner Wörter, die aber doch nicht selten dem Verstande des Ganzen eine auffallende Wendung geben; und das Verdienst des Herausgebers bleibt schon wegen der sorgfältig angestellten Sichtung der alten Lesarten wichtig. Casaubonus bemerkt blofs am Rande und im Allgemeinen die Abweichung der Handschriften; hier aber wird bestimmt angegeben, ob sie alle, oder welche insbesondere dieser und jener Lesart folgen. Die gewisse Kenntnifs des Fehlers führt oft zur nahen Verbesserung; und bey künftiger Entdeckung ergiebiger Quellen, liegen in den kurzen blofs kritischen Noten die Steine des Anstofses beysammen, deren Beyseiteschaffung man erwartet. Denn wenn gleich Hr. *S.* die Hoffnung einer solchen Hülfe fallen zu lassen scheint, so geben wir sie doch nicht gerne auf. Es mögen wohl noch ältere Handschriften versteckt liegen, die, wenn gleich nicht alles Fehlende, doch einen beträchtlichen Theil desselben ergänzen. Hr. *S.* nimmt die gefundenen bessern Lesarten sogleich in den Text auf, welches niemand tadeln wird; aber er fasst zugleich den Vorsatz, die fehlerhaft geschriebenen eignen Namen in ihre Reinigkeit herzustellen, wenn ihm auch die Quellen keine Hinweisung geben, weil er es für Fehler des Griechen hält, welcher ausländische Namen so verstümmelt lieferte, als der Franzos die unsrigen. Schwerlich wird man ihm das Factum zugeben; der Grieche verunstaltete zwar ausländische Namen, aber immer auf einerley Art; wenn z. B. der ältere Grieche die *Ligures Lygies* nannte, so nannte sie der spätere auch so, und Strabo durfte sich keine eigne Nomenclatur bilden, ohne allgemein unverständlich zu werden. Und selbst in dem zugegebenen Falle darf der Editor nicht ändern; wir verlangen von ihm die wahre Lesart des Schriftstellers, nicht die Verbesserung der Geographie, welche ihre Stelle in den Noten finden mufs. Er hält sich ferner für berechtigt, da wo ihn die Handschriften verlassen, die Verbesserungen der Erklärer unmittelbar als wahre Lesart in den Text zu stellen. Casaubonus dachte hierin anders; doch da Hr. *S.* von seiner selbst gegebnen Regel nur bey solchen Stellen Gebrauch macht, wo über die Richtigkeit der Veränderung nur eine Stimme seyn kann, so wollen wir die Anmafsung nicht bestreiten; nur sollte er seiner eignen Vorschrift mehr getreu bleiben, nie etwas aufzunehmen, ohne die ältere Lesart in den Varianten nachzuweisen. S. 301. liest er nach Casaubonus ganz richtig: *πλέον ἂν εἴη ἢ τὸ λοιπον*, sagt aber nicht, dafs es eine Umänderung sey, dafs die Ausgaben das *ἢ* nicht haben. Casaubonus (S. 58.) schlägt statt der unrichtigen Lesart *καὶ τὰς Αἰθίοπας ἄυτον Φαίνεται* vor, *κ. τ. Α. αὐτῷ εἶναι Φαίνεται* zu lesen, Hr. *S.* behält S. 90. die Verbesserung, läfst aber das *εἶναι* weg. Eine andere Stelle berichtigt Casaub. (S. 62.) durch die Interpunction und durch Einschaltung des Wörtchens *ἢ*; Hr. *S.* liest S. 76. wie Casaub. vorschlug, nennt aber statt seiner etliche Handschriften, welche ihm die Lesart an die Hand gaben. Bey Gelegenheit der sechs Zonen des Polyb. fügt Casaub. (S. 96.) die zum Verstande des Ganzen unentbehrlichen Worte bey: *καὶ δύο τὰς μεταξὺ τούτων*; Hr. *S.* nimmt sie S. 255. in den Text, ohne einen Wink zu geben, dafs man bisher anders gelesen habe. Bey den übrigen zahlreichen Umänderungen aber nennt er immer die Quelle, aus denen sie entlehnt sind, nämlich aufser dem Casaub. die neue französische Ausgabe des *Brequigne*, die Conjecturen des Engländers *Tyrwhitt*, *Heynes animadv. in Apollodor.* und die Varianten, welche *Gronov* in den *variis geograph.* aus den ersten neun Büchern eines Medicäischen Cod. gesammelt und mit Erklärungen begleitet hat. Glückliche Herstellung des Textes, die Hr. *S.* blofs aus seinen Mscpt. oder Einsichten bewirkte, ohne sie anderswo schon vorzufinden, haben wir bey sorgfältiger Prüfung in folgenden Stellen bemerkt. S. 58. *παρὰ θεαῖς ξενίας*, die ältere schlechtere Lesart war *ἐπὶ*; doch hat sie auch schon *Gronov*. S. 116. (Caf. 43.) erklärt er mit Recht die Worte *δοκοῦσι* bis *ἀγνοουμένων* für das Einschiebsel aus einem Scholiasten. S. 225. (Caf. 84.) trift des Hn. *S.* Conjectur sehr glücklich das Wort *δεῖν*, statt des gewöhnlichen *προάγειν δυοῖν*. Richtig ist auch S. 309. (Caf. 116.) die Lesart der Mscpt. *μὴ μείω*, wo es im gewöhnlichen Texte heifst, ein Globus müsse im Durchmesser gröfser (*μείζω*) seyn, als 10 Fufs. Man las bisher (Caf. 120.) *Αἰθερίοις Αἰθίοψι* muthmafste aber nach der Wahrscheinlichkeit und den Angaben des *Mela*, *Strabo* habe geschrieben *Ἑσπερίοις Αἰ*; Hr. *S.* bringt die Bestätigung der Lesart aus dem *Pletho*, nimmt sie aber nicht in den Text. Caf. 122. war bisher ausgelassen, *πολύ δ᾽ ἐστὶ (καὶ τὸ γνώριμον) καὶ τὸ εὔκρατον*; Hr. *S.* ergänzt S. 324. die eingeschlossenen Worte aus Gronov und einigen seiner Mscpt. S. 330 verwandelt er richtig *τὸ δὲ* nach Gemist. Pletho in *τὰ δὲ*; S. 332. das Gewöhnliche *συναγαγοῦσι — καὶ ποιοῦσι* in *συνάγουσαι — καὶ ποιοῦσαι*; und S. 343. *τὰ ἐκτὸς τοῦ Ταύρου* in *τὰ ἐντός*. Grofser Gewinn entspringt freylich für den Strabo nicht aus den gefundenen Verbesserungen; aber die Fortsetzung liefert wohl gewifs eine beträchtliche Anzahl von Ergänzungen und Berichtigungen, denn Hr. *S.* versichert in der Vorrede, dafs er blofs aus den Excerpten des *Gem. Pletho* den Text in unendlich vielen Stellen (*sexcentis locis*) zur alten Reinheit gebracht habe. Auch Xylanders Uebersetzung finden wir häufig und richtig umgeändert: Beweise geben S. 18. 159. 182.

Ueberall gelingen aber freylich dem Hn. *S.* weder die Verbesserungen des Textes noch der Version. Es ist Pflicht des Rec., auch diese Fehlgriffe zu bemerken, und wo es ihm möglich ist, das Seinige zur Herstellung der wahren Lesart beyzutragen; er sieht sich sogar gezwungen, mit mehrerer Ausführlichkeit davon zu sprechen, weil bisher die blofse Hinw-

fun-

fung auf die Seitenzahl hinreichend war, beym Tadel und bey Berichtigungen hingegen zugleich die Gründe gefodert werden. Jede einzelne Stelle aber, wo die Version noch einer Aenderung bedurfte, nachzuweisen, erlauben die Gränzen einer Rec. nicht. So ist z. B. S. 4. *Absque enim* etc. die ganze Periode verfehlt; S. 7. wird nach *jam tum* ausgelassen *quoque nuncupatum fuisse*. Wir wenden uns an den Text. Die Stelle S. 30. ἀυτὸ μόνον etc., wo schon Casaub. Schwierigkeiten fand, und die Hr. *S.* in der Note umzuschmelzen sucht, ist nach der alten Lesart richtig, und giebt beynahe den nämlichen Verstand, welcher in der Uebersetzung vorgelegt wird, reiner als die vorgeschlagene Verbesserung. Die schwere und dem Anscheine nach völlig verdorbene Stelle S. 173. (Casaub. 65.), in welcher Casaub. und die spätern Erklärer mehrere Lücken bemerken, kann nach unserm individuellen Gefühl ohne weitere Hülfe einer Handschrift wieder hergestellt werden. Die Rede ist davon, dass die Länge der bekannten Erde die Breite um vieles übertreffe. Eratosthenes sucht zu bereden, sagt Strabo, ὅτι κατὰ φύσιν ἐςὶ τὸ ἀπὸ ἀνατολῆς ἐπὶ δύσιν διάστημα μεῖζον λέγειν. Die Behauptung schien einem alten Leser wichtig genug, um am Rande seines Exemplars den Satz anzuzeichnen, κατὰ φύσιν εἶναι ἀπὸ τῆς ἕω πρὸς τὴν ἑσπέραν μακροτέραν εἶναι τὴν οἰκουμένην. Lässt man diese Wiederholung, welche so wie die zwey nächsten Worte καθάπερ εἰρήκαμεν in den Text kam, aus demselben, und verbindet das Folgende bloss mit καὶ, so fällt die ganze Lücke weg, und der reine Zusammenhang des Vortrags liegt vor Augen. Weiter unten aber bey der Bemerkung eines zweyten Defects, muss entweder nach Casaub. ergänzt werden ὑπέτι, oder wie uns natürlicher scheint, εἰ ἂν λέγοιτο; denn es ging unmittelbar vorher im Gegensatze λέγοιτ' ἄν. Eben so verbessert sich eine andere Lücke sehr leicht. S. 317. (Cas. 119.) „Posidonius erzählt, *er habe einst* von einem hohen Hause an der Küste Iberiens den Stern Kanobus *gesehen* (ἰδεῖν)." Dieses Wort schien dem Glossator nicht richtig genug zu sagen: *er habe einst gesehen*, bemerkte sich daher am Rande ποτὲ ὁρᾶσθαι. Die Glosse kam in den Text, und zwar eine Zeile höher, so dass sie allen Sinn verdirbt; man lasse sie weg, und das Ganze ist zusammenhängend. *Gemist. Pletho* und Gronovs Codex weisen auch auf die wahre Lesart hin, nur dass sie einige Worte, die in den Ausgaben früher stehen, weiter unten ansetzen. S. 185. (Cas. 69.) ἀλλὰ μὴ ἐὰν ὅπως, muss dem Zusammenhange zu Folge geändert werden in ἀλλὰ μὲν ἐ. ἑ. S. 186. ὡς αὐτὸς ὁ Ἵππαρχος κατονομάζει, soll heissen ὡς. S. 192. (Cas. 71.) lässt Hr. *S.* die gewöhnliche und richtige Lesart stehen, verändert aber die Version nach Casaub. vorgeschlagener Verbesserung. S. 190. (Cas. 71.) bezeichnet Hr. *S.* zweymal durch Punkte Lücken, die er im Texte voraussetzt, weil es von dem Vorhergehenden abgerissene Sätze sind; aber sie geben den Anfang des Beweises, dass Indien nicht weiter gegen Norden reichen könne, als die Parallele von Rhodus bis zur Breite von Byzanz. Casaub. fand hier nichts Ausgelassenes, er kannte des Eratosthenes System genauer. S. 199. (Cas. 74.) fodert nach unserer Muthmassung der Sinn das Wort Βάκτρων statt des gewöhnlichen Βάκτρῳ. S. 227. (Cas. 85.) müssen die Worte ἐκείνη ὁπότερον ἂν ᾖ μεῖζον als eine Glosse aus dem Texte verwiesen werden. Der Leser des Strabo wird die Nothwendigkeit der Aenderung, und die Ursache, welche den Satz hieher brachte, leicht fühlen. Strabo sagt, „in Ansehung der Länge und Breite ist der Begriff verschieden, je nachdem man vom Ganzen, oder vom einzelnen Theile spricht. Bey der ganzen bekannten Erde heisst die grössere Ausdehnung (von Westen nach Osten) Länge, die geringere (von Süden nach Norden) Breite. Beym einzelnen Theile hingegen heisst Länge jedes kleinere oder grössere Stück, welches der ganzen Länge parallel liegt, sollte es auch in der Breite sich weiter ausdehnen als in der Länge." Der Glossator machte sich die Bemerkung am Rande: *es mag die Breite um noch so viel grösser seyn als die Länge;* sie kam in den Text und verderbte allen Sinn. Der Leser wird aus diesem Vortrage zugleich lernen, dass unsere Benennung der Länge und Breite nicht erst durch Ptolemäus entstund, wie man gewöhnlich annimmt. S. 243 (Cas. 91.) hätte Hr. *S.* das Wort ἰσημερινήν, welches ihm der Codex gab, in den Text nehmen sollen; denn das gewöhnliche μεσημβρινὴν ἀνατολὴν hat keinen Verstand. Die Stelle 305. (Cas. 115.) vom Abstande Massiliens nach Britannien ist nicht verdorben, wie Hr. *S.* glaubt. — Druckfehler im Griechischen haben wir selten bemerkt; hier folgt das kurze Verzeichniss. S. 116. statt συχοίκων lese συνοίκων. S. 157. συνεβη der Accent vergessen. S. 187. ὁμηθέντα l. ὁρμηθέντα. S. 299. ἡμεσφαίρων l. ἡμισφ. S. 326. λυβικὸν l. λιβυκόν. S. 340. ἐπιφέσεται l. ἐπιφανέσεται. — Dieser Theil enthält die drey ersten Bücher; Hr. *S.* hat sie in Kapitel zerlegt und dadurch dem Leser eine Wohlthat erwiesen, die er mit der andern Hand sogleich wieder wegnimmt, denn die gemachten Abschnitte fallen so gross aus, dass der Dienst, den man für das bequemere Citiren erwartet, völlig vernichtet wird. Und warum lässt doch wohl Hr. *S.* die Bemerkungen am Rande weg, durch welche Casaub. die Stellen der so häufig angebrachten Verse Homers und anderer Dichter bezeichnete? — Hr. *S.* sagt in der Vorrede nichts vom Commentar; hoffentlich wird aber der Fortsetzer dieses Werks ihn nicht weglassen; ein Strabo ohne Erklärungen verliert selbst für den geübten Leser die Hälfte seiner Nützlichkeit.

LITERARGESCHICHTE

Altenburg, b. Richter: *Auserlesene Bibliothek für kleine akademische und scholastische Schriften,* theologischen, philosophischen, philologischen, historischen und pädagogischen Inhalts, in Verbindung mit einigen Gelehrten verfasst und herausgegeben von *Johann Friedrich Degen*, Director der Fürstenschule zu Neustadt an der Aisch.

Aisch: *Ersten Bandes erstes Stück.* 1795. *Zweytes Stück.* 1796. 248 S. 8.

Hr. D. hat allerdings Recht, wenn er in der Vorerinnerung sagt, dass ein eigenes, für kleinere interessante akademische und andere Schriften, die durch den Buchhandel nicht in Umlauf kommen, bestimmtes Journal, ein wahres Bedürfniss sey. Da nun diesem Bedürfniss durch dieses neu angelegte Institut abgeholfen, und der Wunsch so mancher Gelehrten, denen dergleichen kleinere Schriften bisher oft ganz unbekannt geblieben sind, erfüllt werden soll: so verdient dasselbe auch in unsern Blättern angezeigt zu werden, und dieses um so viel mehr, da die, in den gegenwärtigen beiden Stücken gelieferten Anzeigen von 43 dergleichen kleinen Schriften allen Beyfall verdienen. Hr. D. verspricht auch, wo nicht jedem, doch immer dem zweyten Stücke dieser Bibliothek, einen eigenen Aufsatz beyzufügen, der dem Erklärer der heiligen oder Profanscribenten, dem Literator, dem Pädagogen u. s. w. nicht unangenehm seyn soll, wie denn gleich an der Spitze des ersten Stücks eine Abhandlung über *Temenos und Temenu* stehet. Möchte es doch einem so gemeinnützigen Institut nicht an der nöthigen Unterstützung fehlen!

Von folgenden Büchern sind neue Auflagen erschienen:

Erfurt, b. Keyser; *Der deutsche Schulfreund*, ein nützliches Hand- und Lesebuch für Lehrer in Bürger- und Landschulen. Herausgegeben von *H. G. Zerrener.* 5. B. Neue Aufl. 1796. 190 S. 8. (6 gr.)

Ebend., b. Ebend.; *Antihypochondriakus oder etwas zur Erschütterung des Zwergfells und zur Beförderung der Verdauung.* 1. Port. 3te Aufl. 1796. 134 S. 8. (6 gr.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Physik. *Breslau*, b. Korn; *Briefe über die Bäder zu Warmbrunn nebst einigen Bemerkungen über Flinsberg und Liebwerda*, von *G. P. Mogalla*, der Phil. Med. Chir. D. 1796. 130 S. 8. — Da die Beschaffenheit dieser Quelle, und die Anstalten zu deren Gebrauche, ausserhalb Schlesien nicht sehr bekannt zu seyn scheinen, so wird manchem Leser mit einem kurzen Auszuge aus diesen Briefen gedient seyn können. — Die Zeit der ersten Entdeckung und Benutzung der Quelle zu *Warmbrunn* scheint noch über die des *Carlsbads* hinauszureichen. Das Hauptbad in ältern Zeiten war das sogenannte Probstbad, auch das steinerne Bad genannt. Das jetzige Gebäude ist ein regelmäsiges massives Viereck, welches im J. 1692 durch den Abt zu Grussau *Rosa* erbauet worden. Das jüngere, gräflich Schafgotsche Badehaus ist eine Rotunde. Beide Bäder haben einen, für die Reinlichkeit sehr grossen Fehler, dass man sie nicht völlig ablaufen lassen kann. Im probsteylichen Bade, über welches der jedesmalige Superior die Aufsicht hat, sind die Stunden folgendermassen vertheilt. Von 4 bis 6 Uhr Morgens wird getrunken; alsdenn fangen die *adeliche Frauen* mit dem Baden an; diesen folgt der *männliche Adel*; dann baden die *bürgerlichen Frauen* der sogenannten Honoratioren, die den *Männern desselben Standes* den Platz räumen; endlich baden die *gemeinen Frauen*, (vergessen sie nicht, — sagt der Briefsteller — dass ich in der hier gewöhnlichen *Technologie* schreibe,) worauf die *gemeinen Bürger* des Vormittags den Beschluss machen. Des Nachmittags fängt dieselbe Ordnung von neuem an. Ist die Anzahl der Badegäste nicht zu gross, so werden einer jeden Klasse jedesmal 1½ Stunden eingeräumt; im entgegengesetzten Falle darf jeder Stand nicht über 1 Stunde baden. In dem gräflichen Bade fängt man, wenn die Anzahl der Gäste gross ist, schon um 4 Uhr Morgens an zu baden; da hier keine Vorrichtung zum Trinken ist. Uebrigens pflegt man es so einzurichten, dass in den Stunden, die in dem probsteylichen Bade für die Männer angesetzt sind, in dem gräflichen die Frauen haben. — In dem dortigen einzigen Gasthofe hat der Vf. Speise, Getränk und Aufwartung nicht zu rühmen gefunden. Auch werden noch gesellschaftliche Unterhaltungen und zweckmäsige Anlagen zum Vergnügen, sehr vermisst. In der Nähe ist kein schattiger Spatziergang, kein Garten bereit, die Gäste zu empfangen. Der *Grund davon* liegt nicht am Erdboden, sondern in einem Mangel an Sorgfalt für das Vergnügen der Badegäste. Nur der Besuch entfernterer Gegenden kann angenehme Zerstreuungen gewähren. Die Temperatur der beiden Bäder setzt der Vf. im Durchschnitt auf 97°, und die der Trinkquelle auf 99° nach Fahr. fest. Die Bestandtheile des Wassers sind nach der, (bereits aus *Zöllners* Briefen über Schlesien, und aus den Crell. Annal. bekannten,) chemischen Untersuchung des dortigen geschickten Apothekers Hn. *Tschörtner* angegeben (wobey Rec. doch die vitriolgesäuerte Kalkerde neben dem kohlengesäuerten Mineralalkali nicht zusammen reimen kann): Unter den wirksamen Bestandtheilen stehet das hepatische Gas ohne Zweifel oben an.

Nach einigen medicinischen Bemerkungen theilt der Vf. Vorschläge und Wünsche zu Verbesserungen der Anstalt mit. Diese sind: ein geräumiger Saal mit Zubehör, zur allgemeinen Zusammenkunft in der Nähe der Bäder, und einige gedeckte Säulengänge zur Promenade für Trinker bey schlechtem Wetter; eine Maschine, wodurch die Bäder öfter, als bisher geschehen ist, ausgeschöpft werden könnten; die Anlage einiger schattigen Alleen; die Anlage einer Douche; verdeckte Tragsessel, die bey keiner Badeanstalt fehlen sollten u. s. w. — Das wenige, was der Vf. noch von dem Sauerbrunnen zu *Flinsberg* beyfügt, betrift die, vom Hn. *Tschörtner* ebenfalls schon in den Crell. Annal. mitgetheilte chemische Zergliederung; (bey welcher Rec. seinen schon geäusserten Zweifel an dem Beysammenseyn der vitriol- und salzgesäuerten Kalkerde mit freyem Mineralalkali wiederholen muss.) Zuletzt noch einiges von dem Gesundbrunnen zu *Liebwerda*; dessen romantische Lage und die daselbst angetroffenen guten Einrichtungen, unser Briefsteller mit Wärme preiset.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 15. May 1797.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

1) CARLSRUHE, in Macklots Hofbuchhandl.: *J. L. Böckmann's* Prof. zu Carlsruhe, Versuch *über Telegraphic und Telegraphen* (,) nebst der Beschreibung und Vereinfachung des Französischen Telegraphen (;) und der Anzeige einiger von ihm vorgeschlagenen neuen Methoden. Mit 3 Kupfern. 1794. 120 S. 8.

2) FRANKFURT a. M., in der Andreäischen Buchh.: *Ueber Signal-, Order und Zielschreiberey in die Ferne mit neuen Angaben und dreyzehn Kupfertafeln* — oder *über Synthematographe und Telegraphe in der Vergleichung* — aufgestellt mit Urkunden zur Ehre der Britten und Teutschen gegen die Franzosen und ihre anmassliche Erfindung von dem Hessischen Professor *J. A. B. Bergsträsser.* 1795. 116 S. 8.

3) HANAU, bey dem Vf. u. b. Wilh. Fleischer zu Frankf. a. M. in Commiss.: *Signalkunst für Armeen,* als ein Beytrag zur Signalkunst. Gewidmet allen Beförderern der freyen Künste und Wissenschaften von dem Major Freyherrn von *Bouchenröder*, nebst einer Anzeige, wie Depeschen und mehrere Briefe zugleich geschwinder verschickt werden können, als wie durch Eilboten möglich ist. Desgleichen der Anzeige wie Luftballons bey Armeen und Vestungen zu gebrauchen und zu dirigiren sind. 4 Kupfert. 1795. 148 S. 8.

4) LEIPZIG, b. Breitkopf Sohn u. Comp.: *Uebersichten und Erweiterungen der Signal-Order und Zielschreiberey in die Ferne* oder *neue Synthematographe und Telegraphe.* Herausgegeben von *J. A. B. Bergsträsser,* Hessisch. Consistorialrath. Mit 16 Kupfert. 1795. 204 S. 8.

5) DANZIG, b. Brückner: *Gedanken über die Zeichensprache des* Herrn Professoris *Bergsträsser* und der (die) *Geschwindpost des* Herrn Advocat *Linguet*, entworfen von *Carl Friedrich Lehmann* zu *Langfurth* bey *Danzig*, im Jahre 1786, mit VII. illum Kupfern. 1795. 34 S. 8.

6) LEIPZIG, b. Meyer: *Kurzer und verständlicher Unterricht über die Telegraphie* nebst Beschreibung einer neuen *Kanonensprache*, nach Noten, Mit 1 Kupfert. 1795. 132 S. 8.

7) WIEN, in der Dollischen Buchh.: *Aechte und genaue Darstellung der neuerfundenen französischen Fernscheibmaschine* genannt der *Telegraph.* Wodurch klar erwiesen wird, dass die in Leipzig herausgekommene und zu Wien und andern Orten nachgedruckte Beschreibung des Telegraphen durchaus falsch und ganz unrichtig sey. 1795. 23 S. 8. mit eingedr. Holzschnitten.

Unstreitig ist es ein charakteristischer Zug mancher grossen Erfindung, dass sie eine so leichte Anwendung allgemein bekannter Grundsätze oder Erscheinungen zu seyn scheint, dass Jeder, der diese kennt, sich wundert, nicht auch auf eine ähnliche Anwendung derselben verfallen zu seyn. Sollte man es aber wohl als einen Beweiss einer sich auszeichnenden Beurtheilungskraft rühmen können, wenn man eine so leichte Anwendung allgemein bekannter Dinge, die Jedem, der zum Erstenmal ernstlich über eine Sache nachdenkt, beyfallen muss, als eine neue Erfindung darstellt? Weit entfernt, irgend Jemanden von der Bekanntmachung einer wirklichen oder eingebildeten Entdeckung abzuhalten, wird Rec. zu dieser allgemeinen Bemerkung durch die Eitelkeit einzelner unserer neuern *Telegraphisten* veranlasst, die sich theils durch Bekanntmachung solcher Dinge, die man längst besser gewusst und ausgeübt hat, theils durch die auffahrende Zanksucht äussert, die allemal da ein *Plagium* zu sehen glaubt, wo grösstentheils bloss Mangel an Bekanntschaft der *Vorarbeiten* zu seyn scheint; — um den Erstern mehr Vorsicht und genauere Bekanntschaft mit den *Vorarbeiten* Anderer, und den Letztern, eben so wohlmeinend, mehr Ruhe, Mässigung und *Humanität* bey Beurtheilung Jener zu empfehlen, besonders wenn sie als *Parthey* in der Sache auftreten, und sich als solche, nicht auch ein untrügliches *Richteramt* anzumassen. Rec. setzt diese allgemeine Bemerkung den Recensionen der vorstehenden Schriften vor, weil der eine oder der andere Theil derselben, bey einem grossen Theil dieser Schriften seine gute Anwendung finden kann.

No. 1. Der durch die Einrichtung der französischen *Telegraphen* bewiesene Nutzen derselben, das Geräusch ihrer Lobpreisungen, und das Anstaunen ihrer Wirkung, veranlasste den Vf. zu Bekanntmachung dieser Abhandlung, durch welche Er die Wünsche des Publikums nach einer zureichenden Erklärung der Wirkung dieser angestaunten Einrichtung zu befriedigen sucht, indem er demselben die *Resultate* seines eigenen Nachdenkens über das bisher in der *Fernschreibekunst* geleistete vorlegt, um dadurch auch vielleicht dieser Kunst hohe Beschützer zu verschaffen, welche geneigt werden möchten, eine fernere Ausbildung derselben zu ihrem eigenen, und zum Nutzen ihrer

ihrer Länder zu bewirken. Der Begriff der *Telegraphik* wird dahin bestimmt: sie sey eine Wissenschaft, eine willkührliche Gedankenreihe, in beliebiger Entfernung, mit ungewöhnlicher Geschwindigkeit bestimmt und sicher bekannt zu machen. Wer die Ausübung dieser Kunst versteht, den nennt der Vf. einen *Telegraphen*. Doch erwähnt Er auch der bisher gewöhnlichern Bedeutung des Worts, nach welcher es das Werkzeug bezeichnet, durch welche die Bedingungen der obigen Erklärung erfüllt werden. Ist die Buchstabenschrift des *Telegr.* geheim, so entsteht eine *Krypto - Telegraphie;* und wenn die geheime Schrift mit *Abbreviaturen* geschrieben wird, eine *Tachy-Krypto - Telegraphie.* In andern Rücksichten ist die *Telegr.* entweder *partiell*, oder *allgemein;* jene kann nur zu besondern Zeiten, und unter besondern Umständen angewendet werden; diese bleibt zu jeder Zeit, unter allen Umständen brauchbar. In den mehresten Fällen kann eine *partielle* hinreichen; eine vollkommene *telegr.* Einrichtung erfodert aber eine *allgemeine*, (die bisher gewissermasen, doch nur durch eine Verbindung mehrerer *Methoden*, nicht geradezu für unmöglich erklärt werden kann.) Der Vf. beberührt etwas aus der Geschichte der *Telegraphik*, schreibt *fast alles*, was in derselben geschah, dem hohen Alterthum zu, und verweist Jeden, der nähere Belehrung darüber zu haben wünscht, auf die Quellen, aus denen sie zu schöpfen ist. Was in neuern Zeiten dafür geschah, erklärt Er, mehr für pflichtmäfsige Benutzungen unserer glücklichern Lage, als für Beweise unseres gröfsern Scharfsinns. Aus neuern Zeiten werden bloss *Kefsler*, und *Robert Hook*, aus dem vorigen; *Dom Gauthey*, *Linguet*, und H. *Bergsträfser*, aus laufenden Jahrhunderte genannt, die sich mit Wärme für die Kunst verwandt haben. Nach einer kurzen Erwähnung der Methoden *Dom Gauthey's* und *Linguets*, mit Verweisung auf andere Stellen, wo mehr von ihnen zu sagen seyn wird, verweilt der Vf. etwas länger bey den Vorschlägen des *Hn. Bergsträfser*, wundert sich, dafs bey den viel versprechenden Verbindungen desselben im Grunde *nichts* für die *Telegraphik* geschah, und äufsert ohne Zurückhaltung darüber einige Ihm, (und mit Ihm auch Andern,) wahrscheinliche Vermuthungen. Der wichtigste Zeitpunkt für die *Telegraphik* ist die Anordnung einer *telegr. Correspondenz* zwischen *Paris* und *Lille*, und die *decretirte* Einrichtung derselben für ganz *Frankreich*. In einer Note wird eine auffallende Aeufserung des Hn. *Bergsträfser*, „die Franzo„sen wollten durch ihre *Telegr.* Andere nur zum Be„sten haben," bescheiden und freymüthig gewürdigt, und mit eben dieser Bescheidenheit bereitet der Vf. auf seine in der Folge vorzulegenden Vorschläge vor. Nach guten Wünschen für die Benutzung dieser Kunst in Deutschland, werden die wesentlichen Eigenschaften einer guten telegr. Einrichtung dahin bestimmt: dafs sie 1) fähig sey, jede willkührliche *Gedankenreihe* so mitzutheilen, dafs diese 2) für jede *Zwischenstation* Geheimnifs bleibe, aber auch 3) wenn man will, auf jeder *Station* bekannt werden könne; die Mittheilung der Nachrichten mufs 4) sehr schnell, 5) ohne Verwirrung und Missverständnisse, auch 6) bey jeder Witterung, zu jeder Tageszeit möglich, 7) in der Nähe des Feindes nicht ganz unthätig, 8) möglichst einfach, und 9) nicht zu kostspielig seyn. Je mehr dieser Foderungen von einer *teleg.* Einrichtung erfüllt werden, desto vollkommner ist sie. Anwendbar zu *telegr.* Einrichtungen sind: Licht, Schall, *Elektricität*. Von der letztern nur kurz, wegen der Schwierigkeiten, denen ihre Anwendung unterworfen ist. (Rec. glaubt irgendwo, schon vor geraumer Zeit eine Einrichtung von *Correspondenzzimmern* in einem weitläuftigen Gebäude, die, wenn er nicht irrt, durch *Elektricität correspondirten*, gelesen zu haben.) Anwendungen des Schalls: 1) Gebrauch der menschlichen Stimme, ohne und mit Verstärkung derselben durch *Sprachröhre*. *Dom Gauthey's* Versuche und Vorschläge über die Benutzung der *Fortwirkung* des Schalles durch lange Röhren. 2) *Toninstrumente*. *Hn. Bergsträfser's* Versuche und Vorschläge zum Gebrauch von *Blasinstrumenten*; ferner Glocken, Trommeln, Geschütz nebst leiser Berührung der Schwierigkeiten dieser Methoden jenseits gewisser Gränzen, innerhalb welcher sie allerdings nützlich gebraucht werden können — (und von jeher gebraucht worden sind.) — Benutzung des Lichts. A. Feuersignale; die *Pyrsi* der Alten, Feuerthürme, Fackelsignale. Hiebey bekennt der Vf. die Benutzung von *Hn. Bergsträfser's Vorarbeiten* in Rücksicht des historischen, mit unverstellter Anzeige des Umstandes, durch welchen Mancher abgehalten wurde, die in der *Synthematographik* enthaltenen Belehrungen zu benutzen, und der sicher bey Vielen der Sache selbst nachtheilig gewesen ist. B. Lichtsignale. Fahnen, *Aërostaten*, wirkliche Buchstaben, oder andere statt ihrer gewählte Zeichen. (Auffallend ist hier der S. 47, gemachte Einwurf, von den bey Ausführung dieser Methode eintretenden Schwierigkeiten, wegen des grofsen Raums, den die Auseinanderlegung dieser Zeichen erfodern soll. Welcher Raum würde erfodert worden seyn, wenn der Vf. das Manuscript zu diesem Buche, in einzelnen Blättern hätte neben einander legen wollen? — Welch ein Raum würde zu Auseinanderlegung einer mäfsigen Bibliothek erfodert werden, — die ganz gemächlich in *Repositorien* steht. Die Aufstellung der Buchstabenzeichen wird hier dadurch ungemein erleichtert, dafs jedes so wohl wegen seines Inhalts, als auch wegen seiner Stelle, bequem auf dem *Rücken* gezeichnet werden kann.) Die zu sichtbaren Signalen brauchbaren Dinge, theilt der Vf. ein: 1) in Flächen, die durch Farben bedeutend werden. 2) Flächen, die durch Farben und Charaktere Buchstabenzeichen bilden. 3) Körperliche Zeichen mit durchscheinenden Figuren, und 4) Solche, welche die Zeichen für die Charaktere selbst bilden. (Ueber die *logische* Anordnung dieser Eintheilung, wagt Rec. es nicht, gegen einen Lehrer der *Logik* zu disputiren.) Kurze Berührung der Umstände, welche die Anwendung dieser Methoden schwierig machen. Erleichterung durch den Gebrauch von *Fernröhren*. Allgemein verstä

liche Betrachtung über die Gröfse der Buchstabenzeichen zum Signaliren. Signalirung des ganzen *Alphabets* und der Ziffern durch fünf auf beiden Seiten angestrichene Bretter, Tafeln, Läden, mit gerade und schräge getheilten Feldern von zwey abstechenden Farben. Farben, die sich in der Ferne am deutlichsten unterscheiden lassen. *Transparente* Signale. Verschiedene Methoden derselben. Der Vf. wählt zu vollständiger Signalirung neun Zeichen, deren viermalige Veränderung ihrer Lage leicht zu unterscheiden ist. (Die S. 67. gemachte Schwierigkeit gegen den Gebrauch des dreyfachen Kreuzes des *P. Paulian*, scheinen dem Rec. nicht erheblich. Man erspart dabey immer die Vorbringung eines neuen Ladens, und bey zehn einzelnen Zeichen, die bey dieser Vorrichtung statt finden, kann Jedem, der an unsere 24 Buchstaben und *Lexika* denkt, der Einwurf wegen leicht möglicher Verwirrungen, kaum ernstlich gemeynt scheinen.) Hülfsmittel, die Unterscheidung der Farben und Gestalten der Zeichen bey grosen Entfernungen zu erleichtern. Correctionen falscher Signale. Mittel das Geheimnifs der Signale zu sichern, und Geschwindigkeit ihrer Mittheilung. Mit dem, was der Vf. hier von Abkürzung der Signale vorträgt, ist Rec. völlig einverstanden, indem er glaubt, dafs bey angemessener Benutzung unserer jetzigen Mittel, Nachrichten zu versenden, eigentliche Signalposten, grosse weitläuftige Depeschen, Befehle, Nachrichten etc. durch sehr einfache *Zeichen zu* geben im Stande sind; so dafs das *Alphabet gleich*sam nur als Nothbehelf, für Fälle, bey denen keine vorläufige Benachrichtigungen statt finden konnten, gebraucht werden darf. Und wie viel Jedem *verständl. Abkürz. sd. hir* (wie z. B. in den vier letzten Worten) blofs durch Benutzung der allgemein bekannten *Abbreviaturen* noch möglich? — und wie viel mehr noch durch besondere Verabredungen? — Unglaublichkeit der Kosten, welche die Anlegung der französ. *Telegr.* gemacht haben soll. Signale vermittelst undurchsichtiger, durch ihre veränderliche Gestalt signalirender Zeichen. Vorzüge derselben. Die Schwierigkeit ihrer Anwendung bey Nacht, die dem Vf. so grofs scheint, dünkt dem Rec. nicht so beträchtlich. (S. unten die Recens. v. No. 7.) *Robert Hooks*, und die Signale des franz. *Telegr.* Beschreibung und Abbildung des letzern nach der bey *Baumgärtner* zu Leipzig, und einer von einem *Holländer* auf einem Quartblatt bekannt gemachten Beschreibung des *Telegr.* zu *Lille*, bey welcher zugleich die Regierung des *Telegr.* durch eine vorgestellt ist. Hart scheint dem Rec. der Vorwurf, welchen Hr. *Böckmann* dem Vf. der Leipziger Abbildung des T. wegen seiner Bezeichnung des *Alphabets* macht. Sie ist ja nichts als ein Beyspiel zur Erläuterung dessen, was der T. zu Signalirung des Alphabets etc. vermag. Es wäre Verschwendung einer Menge nützlicher anzuwendender Zeichen, wenn sie im Ernst *so* gebraucht werden sollten. Ein sinnreicher Vorschlag des Vf. zu einem *Telegr.* mit Einem Arme ein, der in rechtwinklichen Lagen gegen den Balken, Buchstaben, in schiefwinklichen, Ziffern etc.

Ein Wink, beides bey unverändertet Lage des Arms zu signaliren. (Vielleicht durch Umdrehung der *Axe des Stativs?*) Brauchbarkeit der T. bey Armeen, und eine, wenn gleich nicht überzeugende, doch durch Verbindung vieler Umstände sehr wahrscheinlich dargestellte *Conjectur: Chappe's Telegr.* sey *Linguets* Erfindung. Vor dem *Epilogus*, in welchem der Vf. der *Telegraphik* baldige allgemeinere Benutzung im Grossen auch bey andern Nationen wünscht, folgt noch eine so freymüthige als bescheidene Würdigung dessen, was Hr. *Bergsträsser* durch seine *Synthematographik* wirklich geleistet hat. Rec. kann nicht umhin, diese Schrift denen vorzüglich zu empfehlen, die eine Uebersicht der ganzen Sache wünschen ohne ins Einzelne zu gehen, indem sie so wohl wegen der Reichhaltigkeit ihres Inhaltes, beides in Rücksicht der (*eingestandenen*) einsichtsvollen Benutzung der Vorarbeiten, und der eigenen Vorschläge, als auch wegen des gedrängten, verständlichen, nur selten vom ruhigen Ton der belehrenden Darstellung abweichenden, Vortrages, vor mehreren der Uebrigen sich auszeichnet.

No. 2. Es war sehr wohl zu erwarten, dafs Hr. *Bergsträser* bey Bekanntwerdung der Einrichtung einer *telegraphischen Correspondenz* an irgend einem Orte nicht schweigen, sondern hervortreten, und seine um die Mitte des vorletzten Jahrzehends desfalls gethanen Vorschläge, dem Publikum ins Gedächtnifs wieder zurückrufen würde. Auch konnte es freylich nicht sehr befremden, dafs Hr. B. abermals die Einkleidung des Vortrages wählte, die er schon bey seiner *Synthematographik* gut fand, obgleich gerade diese gewifs seiner Schrift bey Vielen, auf die Er zu wirken wünschte, unsäglichen Schaden gethan hat. Man findet hier wieder, statt eines planen und simplen Vortrages, — in welchem, nach mehreren Stellen zu urtheilen, Hr. B. sich auszeichnen könnte — einen oft ganz ins andere Extrem ausschweifenden Vortrag. Rec. erkennt Hn. B's. um die *Signalkunst* überhaupt mühsam erworbene Verdienste so herzlich an, als er sie offen und nach seiner Ueberzeugung in der A. L. Z. (J. 1789. N. 312.) gewürdigt hat, (was freylich Hr. B., der sich S. 12.) gegen *Kritik* völlig gleichgültig erklärt, und beurtheilende Journale kaum des Ansehns zu würdigen scheint, vielleicht nicht einmal weifs. Aber die Aengstlichkeit, mit welcher Hr. B. hier darnach ringt, dafs Niemanden — auch ihm selbst nicht — der geringste Anspruch auf eine der zur *Telegraphik* umgetauften *Signalkunst* näher oder entfernter anwendbare Erfindung, oder Benutzung bekannter Dinge, streitig gemacht werde; (S. aller Orten durch das ganze Buch, wo nur die entfernteste Veranlassung dazu ist;) die Sonderbarkeit, mit welcher er die Benutzung seiner *Tessaropentas* zur Signalirung da zu finden glaubt, wo man, hätte man signaliren wollen, gewifs ohne *Tessaropentas* ausreichen konnte, (und in einer Armee, in welcher man Generalen mit Grunde den Vorwurf machen durfte, sie könnten nicht lesen, nothwendig Methoden anwenden *mufste*, die weniger Veranlassungen zu Mifsverständnissen darboten, (S. die Nachschr. S. 13. u. f. u. S. 52. ff.); die Sonderbarkeit, mit welcher der Vf. einen bey Lesung irgend einer Zeitung, die *Buchhändler*

Avertissements enthält, oder bey Ansehung eines *Mess-* oder *Buchhändler Katalogs* kaum begreiflichen Mangel an *Literaturkenntniss affectirt.* (indem Er S. 27. Note** fürchtet, H. Prof. *Bürja*, der ruhmwürdig bekannte Vf. einer nicht geringen Anzahl deutsch geschriebener *Lehrbücher mathematischer Wissenschaften etc.* sey der deutschen Sprache nicht mächtig;) die Sonderbarkeit endlich, — (*endlich*, bloss zu Abkürzung der Recens., dies Register ist sonst noch beträchtlicher Verlängerung fähig;) — mit welcher Er da *feine*, künstlich angelegte *rednerische* Wendungen entdeckt haben will, wo Hr. *Bürja* etwas plan und deutlich sagt, was jedem, der liest und selbst denkt, in mathematischen, und solchen Wissenschaften, bey denen diese ihre nächste Anwendung finden, alltäglich ist, (S. 37. Note* vergl. mit Note* S. 10.); Alle diese Sonderbarkeiten können jedem Unbefangenen nicht anders als stark auffallen, und müssen selbst bey weniger *affectvollen* Leuten als der Vf. zu seyn scheint, zum Theil nahe an Unwillen gränzende Gefühle erregen. Die Schrift selbst fängt mit *Auszügen*, aus Briefen des Vf. an deutsche Fürsten an; darauf folgen: Eine wörtliche Wiederholung von des Vf. Vorschlag wegen Anlegung von *Signalposten*, aus seiner *Synthematographik;* Ein Schreiben des Vf. an den Hn. *Etatsr. v. Schirach* zu *Altona*, welches eine Berichtigung der Erwähnung der *Synthematographik* im *Polit. Journal* enthält; Auszüge aus Briefen des *Herz. Ferdinand v. Braunschw.* und des Prinzen *Victor Amadeus v. Anhalt Bernb.* an den Vf., die schmeichelhafte Anerkennungen seiner Verdienste um die *Synthematographik* enthalten. Nach diesen bestimmt der Vf. die *Begriffe*, welche er mit den Wörtern *Synthematograph* und *Telegraph* bezeichnet. In allen diesen, werden die Vorzüge der *Synthematographen* im hellsten Lichte gehalten, und die der *Telegraphen* stehen im Schatten. Dem Rec. scheint eine solche Würdigung der Vorzüge beider eben so unvergleichbar, als etwa die Würdigung der Vorzüge eines öffentlichen Anschlages, vor einem versiegelten Schreiben. Jedes hat in seiner Art wesentliche Vorzüge, die dem andern fehlen, die aber wechselseitig vertauscht, bey jedem für sich betrachtet zweckwidrig seyn würden. Und wozu signalirt der *Synthematograph* für den ganzen *Horizont*, wenn das Signal nur für einzelne Beobachter, die den Schlüssel besitzen, verständlich ist? Nur in dem Falle scheint er empfehlungswürdig, wenn der Signalirende den Standort seines Correspondenten nicht bestimmt weiss. Die Nichtigkeit der Behauptung S. 21. oben: „dass es unmöglich sey mit fünf Feuern," (die so brennen wie die vom Vf. angeführten) „in der *Dekade* zu zählen;" ist augenscheinlich, wenn gleich die kürzeste Widerlegung für eine Recension zu weitläuftig ist. — *Ausdrücke für die einzelnen Buchstaben des Alphabets*, mit Verweisungen auf die *Synthematographik. Zeichen für das Alphabet*, und *Zeichen des Alphabets in Signalen. Ueber Hr. Bürja's Abandl. v. d. Telegr. Berlin b. Voss* 1794. Der Vf. hat es gut gefunden, theils hier, theils weiter unten beträchtliche Stücke dieser Abh. einzurücken, und sie mit seinen Anmerkungen zu begleiten, von denen einige schon oben erwähnt sind. *Ueb. die Manier das Alphabet in Raketen anzugeben. Ueb. Erfindungen in der Order- und Zielschreiberey.* Alles wie oben die Vergleichung der *Synthematogr.* und *Telegraphik.* S. 53. ein abermaliges, unmöglich für einen Druckfehler zu rechnendes Beyspiel, wie leicht es möglich ist, bey Umsetzung der Zahlen der *Decade*, in die der *Tessaropentas*, zu irren. Die *Decade* kann allemal, wenn der Vf. fünf Feuer wie die beschriebenen zur Signalirung erlaubt, ohngefehr in dem Verhältniss von 5 zu 3 kürzer signaliren. (Jene Irrung ist in der Schrift No. 4. als Druckfehler für S. 55. dieser angegeben; auch fehlt bey den übrigen daselbst angezeigten Druckfehlern, bey dem für S. 87. die Zeile, welches die 5te ist.) *Ueber den englischen Telegraphen von 1684. nach Robert Hooks Angabe in der Akad. zu London.* In den von hier bis zum Ende der Schrift folgenden Erläuterungen der Anwendung der auf den Kupferplatten gezeichneten Maschinen, Gebäude, und eigenen Vorrichtungen zu *Telegraphen*, findet sich eine Vermischung vieles Ueberflüssigen, mit geheimnissvollen Winken, und Verweisungen auf die *Synthematographik*, bey einer sehr unnöthigen Verschwendung von Kupferplatten, (unter denen die Copey eines Lagers von sechs *Bataillons*, welches der Vf. zweymal S. 90. u. 95. für das Lager eines einzelnen *Bataillons* ausgiebt, besonders auffällt). Nur bloss die heftigen Ausfälle des Vf. auf Hn. *Böckmann* sollen noch erwähnt werden, weil Hr. *Böckmann* entweder selbst, oder seine Freunde es gewagt haben, in einer Zeitung die *telegraphische* Versendung eines Gedichts von ohngefehr 200 Buchstaben, *vielleicht für die Erste* von dieser Länge in *Deutschland wirklich geschehene* zu erklären; da doch Hr. *Bergsträsser* in seiner *Synthematogr.* 5te Send. S. 9—13. *gelehrt hat*, eine Ordre von ohngefehr gleicher Buchstabenzahl mit Hn. *Böckmanns* Gedicht, in: — 542. einzelnen Zeichen, nach der *Tessaropentas* in *neun Minuten* zu signaliren! — wozu auch bey den dürftigsten telegraphischen Einrichtungen, die alle Buchstaben einzeln signaliren, weit unter der Hälfte dieser Zeichen; und mit Beybehaltung des *Orderbuchs* des Vf., bey einer für die *Decade* (aber nicht so stiefmütterlich, sondern) eben so vortheilhaft als für die *Tessaropentas* gewählten Bezeichnung, S. e. c. etwa 200 Signale nöthig seyn würden; die also, wenn man auch auf eben so aufmerksame und fertige Beobachter wie Hr. *Bergsträsser* rechnen dürfte, *die in neun Minuten fünfhundert zwey und vierzig Signale in gehöriger Ordnung notiren*, — auch kaum die Hälfte der Zeit zur Signalirung erfodert haben würden. Dabey ist für die, durch die beträchtlich geringere Anzahl, der so geschwinde auf einander folgenden Zeichen, beträchtlich verminderte Wahrscheinlichkeit zu Missverständnissen, und die zur Uebertragung der Ausdrücke aus der *Decade* in die der *Tessaropentas*, und umgekehrt, erfoderliche Zeit, gar nichts gerechnet. — Wem dabey die Vorzüge der *Tessaropentas* vor allen übrigen genannten Methoden nicht einleuchten wollen, der muss entweder eine so unüberwindliche *Antipathie* gegen die *Tessaropentas* haben, dass er eine offene *Fehde* mit dem Erfinder derselben nicht scheuet, oder — seinen Speer vor ihm senken.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 16. May 1797.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

1) Carlsruhe, in Macklots Buchh.: *J. L. Böckmann's*, Prof. zu Carlsruhe, *Versuch über Telegraphic und Telegraphen* etc.

2) Frankfurt a. M., in d. Andreäischen Buchh.: *Ueber Signal-, Order und Zielschreiberey in die Ferne mit neuen Angaben und dreyzehn Kupfertafeln* etc. von dem hessischen Professor *J. A. B. Bergsträsser* etc.

3) Hanau, b. d. Vf. u. b. Fleischer zu Frankfurt a. M. in Comm.: *Signalkunst für Armeen* etc. von dem Major Freyherrn *von Bouchenröder* etc.

4) Leipzig, b. Breitkopf Sohn u. Comp.: *Uebersichten und Erweiterungen der Signal-Order und Zielschreiberey in die Ferne* etc. von *J. A. B. Bergsträsser* etc.

5) Danzig, b. Brückner: *Gedanken über die Zeichensprache* des Hn. Prof. *Bergsträsser* und der *(die) Geschwindpost* des Hn. Adv. *Linguet*, entworfen von *Carl Friedrich Lehmann* etc.

6) Leipzig, b. Meyer: *Kurzer und verständlicher Unterricht über die Telegraphie* etc.

7) Wien, in der Dollisch. Buchh.: *Aechte und genaue Darstellung der neuerfundenen französischen Fernschreibmaschine* etc.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Nr. 3. Der einfache *Telegraph* d. Hn. M. *v. Bouchenröder* besteht aus einem Balken, auf dessen vorderen Seite ein Arm wie bey dem *Chappeischen* am Ende, und auf der hintern Seite ein gleicher Arm in der Mitte des Balkens so befestigt werden, dass sie sich oberhalb des Balkens in drey um 45 Grad von einander verschiedene Lagen, und in drey ähnliche Lagen unterhalb des Balkens bringen, und in diesen, so wie auch in der, in welcher ein Arm auf der vordern, der andere auf der hintern Seite des Balkens platt aufliegt, erhalten lassen. Dadurch entstehen, wenn man jeden einzelnen Arm für sich in seine zur Signalirung angewandte Lagen bringt, 12, und wenn man beide zugleich spielen lässt, noch 36 verschiedene Signale, also in Allem 48 verschiedene Zeichen, die zu allen Signalirungen durch Buchstaben und Zahlen völlig hinreichend sind. Werden nun vier solcher Balken, die an ihren äussern Enden und Mitten mit der beschriebenen Einrichtung versehen sind, an ihren stumpfen Enden, wo ihnen die Einrichtung fehlt, zu einem recht winklichten Kreuze, fünf derselben, zu einem sogenannten *erzbischöflichen*, oder sieben zu einem *päbstlichen* Kreuze verbunden, so lassen sich Sylben und Wörter von vier, fünf, oder sieben Buchstaben zugleich darstellen. Bey dem einfachen Kreuze ist die *telegraphische* Einrichtung am untern Theile des Pfahles des Kreuzes mit angebracht, bey dem doppelten und dreyfachen Kreuze hingegen nicht: Auch ist, weil man an den übrigen genug hat, die Lage des äussern Armes, in welcher er den Balken nach aussen in gerader Richtung verlängert, nicht mit benutzt. Eben so lassen sich mehrere bloss *horizontale* Balken, die an beiden Enden mit den *telegraphischen* Einrichtungen versehen sind, neben einander aufstellen, wenn man das für vorzüglicher halten sollte. Die Bedeutung der Zeichen bleibt, so wie der *Mechanismus* zu Bewegung der Arme, der Einrichtung eines Jeden überlassen; doch läfst der Vf. auch *Modelle* verfertigen, an denen man die von Ihm gewählte Einrichtung sehen kann. — Da der Vf. die Bezeichnung der Signale Jedem selbst überläfst, so wird es ihn auch nicht befremden, wenn Rec. erklärt, dafs er die vom Vf. gewählte, deren Unbequemlichkeit er auch selbst (S. 73.) gefühlt zu haben scheint, gewifs nicht wählen würde. — Zu den Nachtsignalen schlägt der Vf. eilf in gerader Linie, horizontal, und in gehöriger Richtung gegen den Posten, für den signalirt wird, neben einander aufgestellte Feuer, vor: Fackeln, Lanternen, Pechpfannen etc. Nur Strohfackeln hält er aus angeführten Ursachen für weniger brauchbar. Die *spanischen Antorchas*, oder die *portugiesischen Arxotes*, von mit Pech besprengten *Binsen*, würden wahrscheinlich gute Dienste leisten. Neun dieser Feuer werden zu Bezeichnung der Ziffern von 1—9, und zwey für die Null bestimmt. Die Feuer, welche die einzelnen Ziffern einer Zahl bedeuten, werden in der Ordnung, wie diese nach den Stellen der *Decade* auf einander folgen, bedeckt. Der das Signal empfangende Posten mufs diese Ordnung so genau als die Bezeichnung der einzelnen Feuer beobachten, und sie bleiben, wie es scheint, bis zur Beendigung der Signalirung aller Ziffern einer Zahl bedeckt. Der Schwierigkeit, Zahlen zu signaliren, in denen dieselbe Ziffer wiederholt vorkömmt, wird dadurch ausgewichen, dafs alle Zahlen, in denen solche Wiederholungen vorkommen, aus der zu signalirenden Reihe weggelassen werden. Nur die Null kann einmal wiederholt werden. Zu leichterer Uebersicht der Uebereinstimmung dieser Zahlen mit der natürlichen Zahlenfolge, wird eine Tafel von ihnen, bis 1005 in der natürlichen Ord-

nung, gegeben. (Ist das aber nicht gewissermassen wider die S. 12. unter 10 noch ausdrücklich hinzugefügte Bedingung? die dem Vf. so dringend schien, dass er sie, ob sie gleich unter 8 daselbst schon mit enthalten ist, nochmals besonders wiederholte.) Zu Signalirung des *Alphabets* bleiben die eilf Feuer, aber jedes bezeichnet zwey nicht leicht mit einander zu verwechselnde, doch aber zu errathende Buchstaben. (Ein Signal für die Anzeige, ob Ziffern oder Buchstaben signalirt werden sollen, ist nicht angegeben. Es ist aber nicht schwierig, schon die Ordnung, in der man die Feuer nach einander aufstellt, etwa von der Rechten zur Linken, oder umgekehrt, könnte beides bezeichnen.) Für die denen diese Methode nicht gefällt, werden Methoden gegeben, die Ziffern der *Decade* mit vier und mit fünf Feuern zu bezeichnen, die sich eben so wie die Signalirung durch eilf Feuer, für die Buchstaben brauchen lassen, und Jedem die Wahl anheim gestellt. Der Vf. bestimmt nicht selbst, welche Er für die beste hält, doch scheint Er für die mit eilf Feuern eine Vorneigung zu haben. (Rec. würde allemal eine der letztern wählen, weil sie das *Signalgeräth* beträchtlich vermindern, und es ihm schwieriger dünkt, eine grösere Reihe von Feuern zu übersehen als eine kleinere, und die Ziffern dadurch bestimmter, unmittelbar, und ohne Vergleichungstafel sich angeben lassen. — Allemal haben alle drey ihre eigenen Schwierigkeiten.) Diese beiden Artikel nennt der Vf. die *höhere* Signalkunst, so wie Alles, was zu den Signalen für das Gesicht gehört; die Signale fürs Gehör die *niedere*. Wozu aber neue Benennungen? Die bisherigen geben ja gleich den wesentlichen Unterschied der Signale an, und sind ohne weitere Erklärung allgemein verständlich. Bey den letztern, über deren Nutzen im Kriege der Vf. aus Erfahrung spricht, werden nur drey verschiedene Töne, ein tiefer, ein mittlerer, und ein hoher Ton gebraucht; bey Instrumenten, die nur einen Ton haben, wie Trommeln, verschiedene Arten seiner Vervielfältigung. Bey dem Gebrauch der Signale fürs Gehör werden vorzüglich bezifferte Orderbücher empfohlen (die dem Rec. auch bey den Signalen fürs Gesicht entschiedene Vorzüge zu haben scheinen). *Von den Verwirrungen bey den Signalen.* Bey denen fürs Gesicht hält der Vf. sie kaum für möglich, weil die nächsten Posten erst das gegebene Signal wiederholen müssen, ehe ein neues erfolgt. (Wie aber wenn dieser Posten unrecht wiederholt? Dieser Umstand scheint allerdings einzelne *Correctionssignale* nothwendig zu machen.) Bey Begegnung und Kreuzung mehrerer Signale muss bestimmt seyn, wie sie sich weichen müssen. Zu möglichst schleuniger Ausbesserung der beschädigten Einrichtungen, muss hinreichender Vorrath auf allen Posten vorhanden seyn. *Zu Sicherung des Geheimnisses der Bedeutung der Signale* werden blos Verwechselungen ihrer Bezeichnung für Buchstaben und Ziffern vorgeschlagen. (Wenn diese gleich in zahlreicher Mannichfaltigkeit möglich sind, so scheinen sie dennoch, wo es auf Geheimniss ankömmt, besonders bey den zum allgemeinen Gebrauch bestimmten *Signalposten*, nicht hinlänglich. Auch scheinen diese Bezeichnungen, wo es auf Schnelligkeit ankömmt, nicht völlig gleichgültig zu seyn, sondern so gewählt werden zu müssen, dass die am häufigsten vorkommenden Buchstaben, am leichtesten signalirt werden können (S. die Schrift Nr. 1. S. 32.). *Ueber die Geschwindigkeit, mit der die Signale versandt werden können.* Mit Erwägung der Umstände, auf welche es hiebey ohne Uebereilung und Uebertreibung der Signale ankömmt, ohne genaue Bestimmung der Zeit, in welcher das *Alphabet* signalirt werden kann, wird nur im Allgemeinen darauf gerechnet, dass eine durch Signalirung versandte Nachricht etc. in Einem Tage von der äussersten Grenze Deutschlands zur gegenüberliegenden, und wenn die Antwort unvorzüglich ertheilt wird, diese in eben diesem Tage wiederum zurück kommen könne. *Von den Modellen und dem Mechanismus, durch welche Telegraphen für Tag- und Nachtsignale regiert werden.* Keines Auszugs fähig. (Der Druck- oder Schreibfehler: *arkantische Lampen* S. 82. scheint zu andern in der Schrift Nr. 4. S. 175. Anlass gegeben zu haben.) Noch eine Anleitung, jeden Fensterflügel von sechs Scheiben zum *Telegraph* zu benutzen. (Rec. hat in seinen letzten Schul- und Universitätsjahren eine ähnliche *Correspondenz* durch Fensterscheiben angelegt und unterhalten, der er manche fröhliche Stunde verdankt. Die Art, der wir uns damals bedienten, ist von der hier angegebenen um etwas verschieden. Auch ist Rec. keinesweges gesonnen, dem Vf. die Erste Angabe der Seinigen dadurch streitig zu machen, so wenig als irgend einem andern der neuern *Telegraphen* die Ehre des Vorganges. Er hat nie an der Möglichkeit, dass Andere vor ihm sich ähnlicher Methoden bedient haben, gezweifelt, und dass noch viel sinnreichere Benutzungen ähnlicher Dinge zur *Telegraphie* möglich sind. *Telegraphie* war damals in einem engen Kreise junger Leute sehr Mode, und Spuren einer der sinnreichsten, freylich nur auf ein besonderes Geschäft eingeschränkten, hat er unter den Papieren eines früh verstorbenen Freundes gefunden. Hier ist es unmöglich, etwas davon zu sagen. Aber gewundert hat er sich, dass es vor einiger Zeit Mode gewesen seyn soll, durch sogenannte *Handtelegraphen* das zu bewerkstelligen, was Jeder viel simpler, und weniger auffallend, durch Benutzung zahlreicher Dinge, die man immer zur Hand hat, bewerkstelligen kann.) Ein paar Worte über die Benutzung der Farben zur *Telegraphie* folgen, und der Abschnitt beschliesst, mit dem Anerbieten des Vf.: mit einem Regiment von 1800 bis 2000 Mann, und 5000 Stück Louisd'or, in Zeit von zwey Monaten, eine auf 100 Stunden Weges sich erstreckende *Signalpost*, mit allem Zubehör, anzulegen und einzurichten. Im folgenden Art. thut der Vf. einen mit dem bey der Schrift Nr. 5. naher anzuzeigenden, sehr ähnlichen *Vorschlag zur geschwinden Briefbeförderung*, der nur in Ansehung der verbesserten Anlage der *Stationen* von jenem verschieden ist. Noch *Vorschlage zu drey Methoden zu Sign-*

rungen, *aus festen Stationen*, durch weitreichende *Sprachröhre* nach D. *Gauthey's* Angaben, durch *Elektricität*, und eilf auf beträchtliche Weiten fortgeleitete *Schüre*. Was man von der erstern weiss, ist aus *Bergstr. Synthematogr. 1. Send.* S. 79 ff. bekannt. Zu Anlegung eines *Kanals* für die zweyte von der Länge einer Stunde giebt der Vf. einen sehr unzureichenden Anschlag. *Eisendrath*, von dem eine Länge von 150 Fuss 1 Pfund wiegt, wird zur Leitung gewiss zu schwach seyn. Nach des Vf. Geständniss (S. 100. unten) hätte er die Vorschläge zu *elektrischen* Vorrichtungen lieber ganz weglassen sollen. Ueber die dritte Methode, bittet der Vf. um Stillschweigen. *Vom Gebrauch der Luftballons zum Recognosciren der Stellungen des Feindes im Felde, des Zustandes von Festungen, und Versendung von Depeschen aus ihnen.* Nichts unbekanntes oder neues, als dass der Vf. (S. 120. unten) die Ballons mit *fixer Luft* (!) füllen lassen will. Auch ist es Schade, dass der Ausführbarkeit der Versendungen von Depeschen durch Luftballons, nichts als die Ungewissheit der Richtung der Winde in den obern Luftgegenden, entgegensteht. Die Rec. dieses kleinen Buchs ist zu lang, als dass es möglich wäre, noch etwas über dessen letzten Artikel *von den Gegenständen, welche der Entwickelung und Ausbreitung der Künste und Wissenschaften hinderlich sind, und verursachen, dass so vieles davon nicht ins Publicum kömmt*, zu sagen. *Eine Ankündigung von Correspondenzmaschinen, zu sehr geschwinder Beförderung von Briefen, und einigen Zentner schweren Packeten, unten und über der Erde*, die auch zur Fortbringung der schwer beladensten Schiffe gegen den Strom anwendbar ist, von deren Daseyn und Wirkung der Vf. ein Zeugniss beybringt, beschliesst das Werk. — Da es dem Vf. selbst schwerlich der Mühe werth scheinen möchte, Seine Muttersprache noch richtig zu erlernen, so wagt Rec. den Rath: dass es dem Vf. gefallen möge, nach dem Beyspiele vieler angesehenen Schriftsteller und Standespersonen in Frankreich, seine etwanigen künftigen Schriften von Jemanden, der seine Muttersprache richtiger kennt, durchsehen, und von groben Sprachfehlern reinigen zu lassen.

(Der Beschluss folgt.)

Stockholm, b. Lindh.: *Kongl. Vetenskaps Academiens nya Handlingar. Tom. XVII. for Månaderne Jan. Febr. Martius. År 1796. — Tom. XVIII. for Månaderne April, Majus, Junius.* (Abhandlungen der Königl. Akademie der Wissenschaften. XVII. Band. I. Quartal. XVIII. Band. II. Quart. für das Jahr 1796.) mit 2 Tabellen u. 5 Kupfertaf.

An der Spitze des 17. Bandes steht eine für die Schiffahrt sehr wichtige Abhandlung des verdienten Viceadmirals Hr. von Chapman, von dem eine ausführliche Abhandlung vom Widerstande der im Wasser fortbewegten Körper, das ganze in diesen Blättern angezeigte 2. Quart. der Abh. der Akad. vom J. 1795. Man sollte glauben, dass, nachdem so viele Jahrhunderte bey alten und neuern Völkern Anker in Gebrauch gewesen, daran wohl schwerlich jetzt noch etwas mehr zu verbessern seyn könnte. Und in der That trift man auch Anker an, die an Form und Kraft die grösste Vollkommenheit haben; aber man findet auch andre, obgleich von der Hand eben des Meisters verfertigt, die weit schlechter sind. Der Grund davon liegt darin, dass man noch unzureichende Kenntniss von der rechten Construction eines Schiffsankers, d. i. keine gehörige Theorie davon hatte. Hr. *v. C.* hat darüber mit erfahrnen Schiffern vieler Nationen unterhandelt, und selbst viele Untersuchungen angestellt. Nach der Erklärung verschiedener Theile eines Schiffsankers, bestimmt er, was der Ankerflügel auf dem Boden des Meers für eine Lage haben muss, um sowohl am tiefsten einzuschneiden, als der Kraft des Schiffs, ihn mit sich fortzuziehen, den grösten Widerstand zu geben. Und auf diesem Problem beruht das vornehmste in dieser ganzen Theorie, wodurch er bestimmt, dass der Winkel, den der Ankerflügel mit dem Boden im Meer alsdann mache, gleich 112°, 13′ seyn muss. Zweytens bestimmt er die rechte Proportion zwischen der Länge des Ankerarms und der Ankerruthe, und nachdem er durch die Theorie auf diese Art die Form der Anker bestimmt hat, lehrt er durch die Praxis dessen richtige Dimensionen zur Erhaltung seiner Stärke kennen. Eine Tabelle zeigt die Proportion der Theile der Schiffsanker von 11000 bis zu 2000 Pf. am Gewichte. Zuletzt sucht er auch die Schwere der Anker für grosse Schiffe zu bestimmen, und zwar wenn man die Breite des Schiffs quadriret, nach Quadratfüssen derselben. Und darnach muss ein Anker für einen schwedischen Dreydecker haben 3½ Pf. Gewicht pr. Quadratfuss, ein Zweydecker 3⅓ und eine Fregatte 3⅛ pr. Quadratfuss, und den Grund einer so grossen Schwere für die Anker schwedischer Kriegsschiffe findet er in den kurzen sich brechenden Wogen der Ostsee. 2) *O. von Acrel* Bericht von drey merkwürdigen Wunden am Kopf. Die eine, welche bloss durch einen Wurf im Scherz mit der Kante eines Spec. Rthlr. verursacht war, und der dem Kranken eine völlige Lethargie verursachte, ward tödlich, da der Kranke erst spät ins Lazareth kam, und in der Nacht verschied, da er am folgenden Tage trepanirt werden sollte. Die andere durch einen Fall aus dem Fenster auf das Steinpflaster, und durch Umwerfen des Wagens, so dass der Beschädigte mit dem Kopf auf einen Stein fiel; beide wurden durch den Trepan geheilt. Bey erstem floss doch drey Wochen hindurch aus der Oeffnung, die der Trepan gemacht hatte, ungemein viel Blut, wobey sich doch die vorigen übeln Zufälle von Tage zu Tage verminderten. 3) *J. P. Westring* Beschreibung eines Menschen, der ohne Arme und Hände, Beine und Füsse; dennoch durch Uebung viele Geschicklichkeit in allerhand Künsten und mechanischen Arbeiten erworben hatte. Auf der in Kupfer gestochenen Figur desselben sieht man, wie er mit einer am Arm festgemachten Feder, sehr sauber schreiben konnte. Er konnte rechnen, schnitzelte in Holz, konnte zeichnen, mit Oelfarbe mahlen, drech-

sein, Taschenuhren verfertigen u. s. w. Als Advokat führte er verschiedene Rechtshändel vor Gericht. Er ward 1787 verheirathet, und zeugte vier gesunde Kinder. 4) Hr. *Prosperin*, der schon in diesen Abh. vom J. 1775 und 1785, eine Abhandlung von dem geringsten Abstand der Kometen von unserer Erde hat einrücken lassen, giebt hier die zweyte Fortsetzung derselben, worinn er die Berechnung der seit 1785 erschienenen, und von den Hn. *Saron*, *Mechain*, *von Zach*, *Maskelyne* und *Bode* observirten Kometen anführt, und den geringsten Abstand derselben von der Erde, mit allen dazu gehörigen Circumstanzen in einer angehängten Tabelle verzeichnet hat. Man sieht daraus, dass alle diese eilf Kometen unserer Erde nur in etwas nahe kommen können. Der nächste darunter kann uns doch nicht näher kommen, als die Entfernung des Mondes 13mal genommen, und die andern beiden 20 und 26mal so weit als solche beträgt. Ausser diesen können bloss drey davon der Erde näher kommen als die Venus, und zwey nicht einmal so nahe als Mars in seiner nächsten Entfernung. 5) Hn. *Landerbeck's* Methode eine Differentialäquation zu integriren.

Folgende Abhandlungen machen den Inhalt des 18ten Bandes aus. 1) G. *Modeers* Beschreibung der Gattung *Orthocera*. V. Linné nahm sie mit unter *Nautilus* auf. Breyns machte, da sie entweder gerade oder am untern Ende gewunden ist, zwey Gattungen, *Orthocerus* und *Lituus*, daraus. Der Vf. setzt sie auf der Gränze zwischen den gewundenen und ungewundenen Schalthierchen, und giebt folgende Kennzeichen an: *Testa libera, tubuliformis attenuata, geniculata, saepius recta, quibusdam postice involuto — spiralis; intus diaphragmatibus tabulatis quasi contignata, siphone perforatis.* Das Thier lebt im Meer und ist so klein, dass man es kaum mit blossen Augen bemerken kann. Die Schaale besteht aus einer langgestreckten kegelförmigen Röhre mit verschiedenen Kammern. In der obersten wohnt das Thier, das übrigens selbst in seinen natürlichem Zustande noch gar nicht gekannt ist. Vermuthlich legt es so, wie es grösser wird, auch eine neue geräumigere Wohnung an der vorigen an. Hr. *M* theilt sie in solche mit einer geraden Schaale (*testa recta*) und mit einer am untern Ende gekrümmten ja fast gewundenen Schaale (*testa oblituiformi*. Von ersten werden hier 12 Arten beschrieben, nämlich: 1) *Orthocera striata testa recta, conico-elongata, articulis obsoletis, striis elevatis transversis rectis numerosis.* 2) *Orth. undata, testa recta conico subcylindrica, articulis obsoletis, striis elevatis transversis undatis numerosis.* 3) *Orth. frondosa t. r. conico-subcylindrica suturis geniculorum undulato — dentatis, serratis.* 4) *Orth. sulcata t. r. conico-subcylindrica, articulis obsoletis, longitudinaliter sulcata.* 5) *Orth. obliqua t. r. subarcuata lineari, parum attenuata, articulis longitudinaliter oblique multi-striatis, siphone centrali.* 6) *Orth. Raphanistrum t. r. conico fusiformi, articulis subtorosis, striis elevatis duodenis, siphone centrali.* 7) *Orth. Rapistrum t. r. attenuato-conica, articulis torosis, subglobosis, striis elevatis duodenis, siphone centrali.* 8) *Orth. Radicula t. r. oblonga attenuata, articulis torosis globoso-obpyriformibus, glabris; siphone centrali.* 9) *Orth. Sipunculus t. r. cylindrica subattenuata laevi, articulis consimilibus remotis, geniculis et siphone detecto centrali.* 10) *Orth. Fascia t. r. attenuata, articulis oblongis striatis, geniculis laevibus elevatis, siphone centrali.* 11) *Orth. cingulata t. r. lineari subulata, articulis torosis pluribus oblongo-subovatis subtilissime striatis, geniculis laevibus elevatis.* 12) *Orth. Raphanus t. r. oblongo-attenuata, articulis torosis, striis elevatis saepius sedenis, siphone sublaterali.* Die grössten, die der Vf. gesehen, hatten 9 Glieder. 2. Hr. Bergmeister *Lindblom's* Beschreibung eines neuen Pferdegöpels bey Persberger Grube, wobey statt cylindrischer Körbe, konische zur Aufförderung der Erze angebracht sind, mit Zeichn. Da ein Pferd bey beständiger Arbeit 174 Pf. ziehen kann; so kann diese Winde, die höchstens 144 Pf. Kraft fodert, von einem Pferde leicht in Bewegung gebracht werden. 3. Hn. *Lejonmark* Zusatz zu der vorigen Abhandlung, worinn er eine Vergleichung zwischen diesem konischen und einem cylindrischen Korbe anstellt, die zum Vortheil des ersten ausfällt. Hr. *Delius* hat schon in seiner Bergbaukunst einer Art konischer Körbe gedacht, welche in einer horizontalen Lage vom Wasser getrieben werden; diese neuen aber stehen perpendiculär in einer von Pferden gezogenen Winde. 4. Hn. *Esslund's* entomologische Anmerkungen *zur Fauna Suecica.* Dieser Beytrag zur Vermehrung derselben betrift folgende Arten. 1) *Leptura laevis Fabr., nigra elytris pedibusque lividis, elytris sutura apiceque nigris,* 2. *Leptura lateralis nigra elytris testaceis, humeris angulatis, linea laterali fusca, apice elytrorum pedibusque nigris.* 3) *Cistela gibba fusca elytris acuminatis convexis fusco testaceis, pedibus rufescentibus.* 4) *Cicada tremula, flava elytris hyalinis, fascia media fusca.* 5) *Musca notata, antennis setariis, pilosa lutea, alis hyalinis, macula thoracis triangulari caerulescente.* 6) *Musca marginella antennis setariis pilosa fusca nitida, alis fuscis, margine interiore punctoque costali albis.* 7) *Conops cinereus* (*miopa Fabr.*) *antennis setariis cinerea, abdomine subovale hamoso, ore versiculosa albo, alis fusco hyalinis.* 5. Hn. Chirurgus *Hollberg's* Beschreibung eines angebornen schwammigten Warzengewächses an dem obern Augenliede, mit Zeichnung. Es ward ungeachtet seiner Grösse, da es das ganze rechte Auge und einen Theil der Nase und Wange bedeckte, glücklich weggeschnitten und in Wochen geheilt. 6. Des verstorbenen Färbers und Oberdirector *Hards* Beschreibung zweyer Farbcompositionen, zum Schwarz- und ächt Rothfärben. 7. Hn. *Schröters* Beobachtung über die Bedeckung der Sterne δ. 1 und 2. im Stier vom Monde den 14. März 1796. Am Schlusse noch einige Zusätze zu Hn. *Prosperin's* im vorigen Quartal eingerückter Abhandlung von der geringsten Entfernung der Kometen von der Erde.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 17. May 1797.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

1) Carlsruhe, in Macklots Buchh.: *J. L. Böckmann's*, Prof. zu Carlsruhe, *Versuch über Telegraphie und Telegraphen* etc.

2) Frankfurt a. M., in d. Andreäischen Buchh.: *Ueber Signal, Order und Zielschreiberey in die Ferne mit neuen Angaben und dreyzehn Kupfertafeln* etc. von dem hessischen Professor *J. A. B. Bergsträsser* etc.

3) Hanau, b. d. Vf. u. b. Fleischer zu Frankfurt a. M. in Comm.: *Signalkunst für Armeen* etc. von dem Major Freyherrn *von Bouchenröder* etc.

4) Leipzig, b. Breitkopf Sohn u. Comp.; *Uebersichten und Erweiterungen der Singnal-Order und Zielschreiberey in die Ferne* etc. von *J. A. B. Bergsträsser* etc.

5) Danzig, b. Brückner: *Gedanken über die Zeichensprache* des Hn. Prof. *Bergsträsser* und der *(die) Geschwindpost* des Hn. Adv. *Linguet*, entworfen von *Carl Friedrich Lehmann* etc.

6) Leipzig, b. Meyer: *Kurzer und verständlicher Unterricht über die Telegraphie* etc.

7) Wien, in der Dollisch. Buchh.: *Aechte und genaue Darstellung der neuerfundenen französischen Fernschreibmaschine* etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

In der Schrift No. 4. fetzt Hr. *Bergsträsser* die bey No. 2. erwähnten Angriffe gegen Hn. *Böckmann*, auf oben beschriebene illiberale Weise bey dem entferntesten Anlasse dazu, mit gleicher Heftigkeit fort. Rec. zeigt diess hier ein für allemal an, ohne sich weiter auf diesen Streit einzulassen, zumal, da der angegriffene Theil die weise Mässigung gehabt hat, darauf (so viel Rec. bekannt geworden) auch kein Wort zu erwiedern. Zum Beyspiel nur einen Vorwurf. Hr. *Böckmann* schreibt bald *Dom*, bald *Don Gauthey* (S. 6. vergl. mit 24.) daraus wird nun ein grosses Verbrechen gemacht, und eine beleidigende Folge gezogen; da es doch den Franzosen selbst völlig gleichgültig ist, *Dom* oder *Don* zu schreiben. S. *Haas* Dict. Franç. — Die Schrift fängt mit einer sehr schätzbaren charakteristischen Uebersicht alles dessen an, was über *Synthematographik* und *Telegraphik*, in öffentlichen Schriften enthaltenes, unter den *Bereich* des Vf. gekommen ist. Bey der Mühe und dem Fleisse, mit welchem der Vf. ... lt hat, wäre es wahrer Undank, den Mangel einzelner hier fehlender Schriften, die oft dem fleissigsten Sammler entwischen, und andern vielleicht zufällig in den Wurf kommen, als Fehler rügen zu wollen. Rec. führt einige, vorzüglich *Signalbücher* für Flotten an. Zu 1670. oder bey den S. 81. als Nachtrag angezeigten Schriften des *Trithemius*, verdiente vielleicht noch mit erwähnt zu werden: *Recueil de plusieurs machines militaires et feux artificiels pour la guerre et récréation .... aussi le moyen d'escrire la nuict à son ami absent. De la Diligence de Franç Thybourel. Maitr. Chir. et Jean Appier dit Hanzelet Calcogr. Au Pont-a-Mousson.* (S. Reichs-Anzeiger. 1795. No. 263.) Zu 1746. *Govertze Afbeelding van alle Seinen die geobserveert worden in s' Lands Vloot. Amsterd.* 8. Zu 1762. *Les signaux de l'Escadre de Mr. Bompat. Toulon.* fol. Zu 1763. gehört das Original der unter 1767. aufgeführten Holländ. Uebersetzung. Von dem unter 1765. angegebenen Buche hat man eine Holländ. und eine Engl. Uebersetzung, jene von 1768. diese von 1788. Zu 1788. Zu 1779. *Abregé de l'Art des armées nav. ou. Elem. de tact. nav. avec un traité des évolutions et des signaux par un Capit. au Service de la France Amsterd.* 4. Auch fallen ohngefähr in diese Zeit die zu Copenhagen ohne Jahrzahl in Fol. herausgekommenen: *General Seigner og Ordres om Dag og Natten, tili Anker eller under Segel.* Zu 1788. *Capt. West's Signals on a new Plan London* 4. Von dem schwedischen Signalbuche, welches der Vf. bloss erwähnt, findet man Nachricht in der A. L. Z. 1788. N. 118. Zu 1789. *Versuch einer sehr einfachen und allgem. Auflös. d. berühmten Problems einer Correspondenz in ab- und unabsehbare Weiten, München bey Jos. Lindauer* 8. Zu 1790. *D. Jos. de Mazarredo instructiones y Sennales que pora el regimento y manobras de la Esquadra del mando del Exmo. Sr. D. Luis de Cordova dispuso el mayor general de la Esquadra. Cartagena* 4.; desgleichen: *Principi, progressi, perfezione, perdita, e ristabilimento dell' antica arte di parlare da lunghi in guerra — dall' Abb. Requeno Turini.* Ferner sind von den hier recens. N. 5, 6, 7, die von Hn. *Böckmann* erwähnte Holl. Abbild. des *Telegr.* zu *Lille*, so wie auch die Abh. im *N. T. Merkur; Was thaten die Teutschen bisher für Telegraphie?* noch nicht mit angeführt, wahrscheinlich weil sie damals noch nicht erschienen, oder in der Gegend des Vf. noch nicht bekannt geworden waren. Auch wird die *Literatur* des Seewesens vor der Abth. *Marine* des *Nemnichschen Katholikons*, noch eine Nachlese liefern. Von einzelnen Artikeln in Seelexicis u. a. Büchern glaubt Rec. nur die Artt. *Signaux* und *Signal* in der Abth.

Marine zur Encyclopédie Franç, und im **Falconner**, **Romme** *Traité de la marine* S. 579. ff. erwähnen zu dürfen, um auch auf die hier noch mögliche Nachlese aufmerksam zu machen. Vielleicht hätten auch die *englischen* **Signal Towrs**, und die Art wie sie signaliren, wenigstens eine Erwähnung verdient. Die Manier muss in Ansehung des Mechanismus sehr einfach seyn; denn nach den monatlichen Listen vom See-Etat, sind zu jedem 1 Lieutenant, 1 Cadett und nur 2 Matrosen commandirt. Wenigstens scheinen sie auf eine Erwähnung mit der S. 74. gegebenen Nachricht gleiche Ansprüche zu haben. *Erörterung der Frage: wer der erste vollkommnere* **Telegraph** *am* **Oberrheinstrom** *gewesen? in e. unterth. Schreib. an Sr. Kurfürstl. Gn. zu Maynz.* **Becher** heisst dieser merkwürdige Mann, und ihm wird in einem ähnlichen weiter unten eingerückten Schreiben die Erfindung der bisher nach *Leibnitz* benannten *Dyadik* zugeschrieben. — (Die Zeichen, welche die *Grubenleute* in Bergwerken den so genannten **Schützern**, (denen, welche die *Wassertreibwerke* regieren,) geben, scheinen dem Vf. entgangen zu seyn. Jene reden tief unter der Erde heraus, nicht selten auf beträchtliche Weiten, vermittelst der so genannten **Klopfstangen**, mit diesem, durch einzelne Hammerschläge, eine freylich nicht sehr wortreiche Sprache; aber der Vf. wird sich dabey seines S. 94. angeführten: ὁ σοφὸς πολλὰ ὀλίγοις τοῖς λόγοις, erinnern, welches zugleich eins der ersten Grundgesetze jeder guten Signal-Einrichtung seyn muss. Die Erfindung der *Klopfstangen* scheint mit dem der *Feldgestänge* von gleichem Alter zu seyn, und diese fällt nach *Calvör* Tom. I. S. 36. in die Mitte des vorigen Jahrhunderts. Kurz beschrieben ist der *Mechanismus* der *Klopfst.* das. Tom. II. S. 52.) **Spiegeltelegraphe.** (Taf. III, nicht II. gehört zu ihrer Erläuterung.) Dem Anschein nach, eine Spielerey, die bis jetzt noch schwerlich zum ernstlichen Gebrauch auf beträchtliche Weiten anwendbar seyn dürfte. Allenfalls könnte sie ein Vf. eines neuen Geistersehers zur Erklärung von Täuschungen benutzen. Was der Vf. S. 91. unter „einer *linsen-* und *hyperbelförmigen* Röhre" versteht, ist uns eben so unbegreiflich, als was „ein stumpfer Ausschnitt von 18 Graden, wo möglich in *parabolischer* Form, seyn soll. *Ueber den Gebrauch* **prismatischer** *Körper in der Fernschreibekunst vom fürstl. Hess. Kammerassessor Hn.* **Koppe.** Eine vorzüglich nette und sinnreiche Vorrichtung, durch *prismatische*, und *ecksäulenförmige* Gerüste, deren Seitenflächen mit abstechenden Farben angestrichen sind, nach mehreren Gegenden zugleich, nach verschiedenen zusammen gehörigen Schlüsseln, zu signaliren. Wenn gleich die, nach dem schon oben erwähnten Schreiben an S. K. Gn. zu Maynz, in welchem *Leibnitz* die Erfindung der *Dyadik* abgesprochen wird, beschriebenen **Farbenscheiben**, von eben dem Hn. K. *Koppe*, bloss nach Einer Gegend, höchstens vor- und rückwärts zugleich, dasselbige leisten, so wird ihnen doch nicht leicht Jemand die an der *prismatischen* Einrichtung gerühmten übrigen guten Eigenschaften streitig machen. *Kastentelegraphe.* Kastens, in denen Bretter oder Tafeln von verschiedenen Farben, wie Schieber, von oben herunter in Nuten, sich aus dem Kasten in die Höhe, und zurück schieben lassen. *Ein* **prismatischer** *Nacht und Tagtelegr.* Der obige *Koppische*, mit dem Zusatz von fünf Fenstern in einer Seite, die erleuchtet zu Nachtsignalen dienen. **Wagentelegr. Fahnentelegraph.** Jener hat zwey, wie Wagebalken, um ihre Mitten *vertikal* bewegliche Balken, die durch ihre verschiedenen Neigungen signaliren, dieser besteht, aus bemahlten Brettern, Blechen etc., die wie Fahnen aufgezogen werden. (Bey diesen wird allemal noch eine kleine Vorrichtung erfoderlich seyn, sie in der gehörigen Lage gegen die nächsten Warten zu erhalten, wenn ein mässiger Wind in der Richtung, in welcher zwey Warten von einander liegen, wehen sollte.) *Eine Verbindung mehrerer dieser* **Telegraphen.** (Alle diese von dem **Kastentelegr.** an, scheinen von Hn. *Bergsträsser* selbst zu seyn.) *Ein* **Farbentelegr.** *in einer* **Quadratförmigen** *Oeffnung einer Mauer.* (Dem *Böckmannschen* sehr ähnlich.) *Noch zwey andere T., deren Zeichen durch zwey* **Halbkreisförmige** *Ringe gebildet werden.* Bey dem einen sind die beiden halben Ringe um einen gemeinschaftlichen in der Mitte ihres Bogens liegenden Punkt beweglich, so dass sie in Einer Lage einander decken, und dann wie ein halber Ring erscheinen. Bey dem andern sind sie jeder für sich um eben diese Punkte beweglich, haben aber keinen gemeinschaftlichen *Drehpunkt*, und bilden in Einer Lage einen ganzen Ring. Alle drey sind von Hn. *Koppe.* Noch eine *Verbindung der* **Fahnen-**, *des ersten* **Halbringförmigen**, *zweyer* **Kasten-** *und des einfachen* **prismatischen** *Telegr. mit der Einrichtung zu* **Nachtsignalen**, alles auf Einer Warte, mit vollständiger Wohnung für den Wärter etc. (die hier gebrauchten Fahnen sind wie die oben erwähnten, aber mit dem wo möglich unbequemsten *Mechanismus* angebracht.) — Wenn irgend ein *Officier* von *avancirtem* Range, wie der Vf. erwähnt, nicht wusste was *Dekadik* sey; so kannte er doch wahrscheinlich die Sache, wenn ihm gleich der griechische Name fremd war. Hätte er Lust zu *Retorsionen*, so würden ihm Taf. XI. und XII. der unter No. 2. recens. Schrift, die **arkantischen** *Lampen* (S. 175., die **tolandischen** *Teleskope* (S. 191.) etc. auch dazu Stoff geben. Endlich noch *ein* **Telegraph in radförmiger** *Bewegung* (?) Hr. Bürja wird seinem anderweitig bestätigtem Ruhme nicht entzogen glauben, wenn er diese Einrichtung, die er zuerst vorschlug, die der Hr. *Wegkomm. Karl* sehr leicht fand, und auf Hn. *Bergstrassers* Veranlassung ausführte, an Hn. *Bergsträsser* geradezu abtritt. — Von der Kenntniss des *Maschinenbaues* des Hn. *Bergsträsser*, scheint das aber kein allzu grosses Vorurtheil zu begründen, wenn er glaubt: Ein nahe an 10 Fuss im Durchmesser grosses *Schwungrad*; (das bey einigermassen beträchtlicher Entfernung der *Stationen* noch grösser werden muss) lasse sich so geschwinde bewegen, „dass es in Einer *Sekunde* drey Buchstaben aufstellen, und eine zur Beobachtung hinlängl

Zeit, *paſſiren* laſſen könne." Doch iſt er mit 3000 bis 3600 Buchſtaben in einer Stunde zufrieden. Bald wird man Geſchwindſchreiber für die *Telegraphie* nöthig haben! Auch iſt ihm die Freude über dieſe Angabe — die jedoch, nach dem bekannten *facile eſt inventis addere*, leicht beſſer einzurichten wäre, — recht ſehr zu gönnen. Uebrigens iſt bey der auf dieſer Tafel A und B vorgeſtellten *telegr.* Warte, ſo elend für die Wärter geſorgt, daſs ſie in den 24 Fuſs hohen Thurm, durch eine etwas über 4 Fuſs hohe Thüre hineinkriechen müſſen. Nach dieſem Maasſtabe iſt auch die Gröſse des Rades angegeben. In einem noch angehängtem Auszuge aus einem Schreiben eines verdienſtvollen *Privatmannes*, wird S. 199. ff. auf einige, dem Rec. ganz unbekannte, wenigſtens aus der *telegr. Fehde* mit Hn. *Böckmann* nicht erhellende, Dinge angeſpielt, auf die Rec. bloſs zum Beweiſe ſeiner Unpartheilichkeit aufmerkſam macht. Einige Aufgaben, welche die Verwandlung der Zahlen der *Decade* in die der *Teſſarapentas*, und umgekehrt betreffen, beſchlieſsen dieſe in vielen Rückſichten ſchätzbare Schrift.

Nr. 5. enthält für die Signalkunſt gar nichts Neues. Des Vf. Methode (dem in der Vorrede das Prädicat, *General - Brigade - Inſpector* beygelegt wird) iſt eine Modification der altgriechiſchen Signalirung der *Columnen*, und Zeilenweiſe unter einander und nebeneinander geſchriebenen Buchſtaben und Zahlen, *bey welcher* die Stelle der einzelnen Buchſtaben (oder *Zahlen*) durch zwey verbundene Signale angezeigt wird, deren eins die Zahl der *Columne*, das andere die der Zeile angiebt; mit dem einzigen Vorzuge vor der alten: daſs die erſte *Columne* nicht ſignalirt wird, ſondern ein Signal für eine Zeile ohne *Columnenſignal*, eine Zeile der erſten Columne bezeichnet. (Warum nicht einen Schritt weiter?) Uebrigens iſt aber alles auf die umſtändlichſte Weiſe für Tag- und Nacht Signale erläutert. Die letztern werden durch Erleuchtung verſchiedener durchſcheinender Streifen, auf einem undurchſichtigen Grund gegeben. Zur geſchwinden Beförderung von Briefen werden *Haubitzgranaten* mit einer Oeffnung ohngefehr wie eine *Sparbüchſe*, oder ein *Armenſtock* empfohlen, auf deren Auſsenſeite der Ort ihrer letzten Beſtimmung eingegraben ſeyn ſoll. Die in manchen Stücken einer Verbeſſerung fähige Einrichtung der *Stationen* etc. wird kurz beſchrieben, und die Einrichtung der *Haubitzgranaten* zur Briefbeförderung, die Art ſie zu *verſchlieſsen* etc. bis auf die ſubtile *Federzange* (die aber nicht mit abgebildet iſt) mit welcher der Kommandant des Orts, an welchen die *Haubitzgranate* zuletzt anlangt, oder eine andere dazu autoriſirte *Standesperſon*, die Briefe aus der Granate herausnehmen ſoll, abgebildet.

Nr. 6. Auch ein paar Bogen und eine Kupfertafel mit Stellungen des franzöſiſchen *Telegr.* Das Wenige, was über die Sache geſagt iſt, iſt gröſstentheils gut, ohne *Affectation*, und verſtändlich vorgetragen, enthält aber nichts neues, und ſchränkt ſich bloſs auf Signalirung des *Alphabets* ein. Die Bezeichnung der *Tempo's*, in denen einzelne Kanonenſchüſſe einander folgen, um das *Alphabet* zu bezeichnen, iſt ſpaſhaft genug; (o und 5, haben ein gleichviel geltendes Zeichen, wenn ſie gleich etwas verſchieden ausſehen und ſonſt iſt die Bezeichnung auch nicht völlig richtig gewählt;) aber die Signalirung wird ſo weitläuftig, daſs zu einer kurzen Sentenz von 27 Buchſtaben mit dem leichteſten Feldgeſchütz, beynahe eine Tonne Pulver auf jeder Station gehören würde. So übereinſtimmend mit dem Vf. Rec. übrigens die S. 8. als ein Beyſpiel einer Signalirung gegebene Sentenz, unſern *ſtreitrüſtigen Telegraphen* zu aufrichtiger Beherzigung angelegentlich empfehlen möchte; ſo wenig kann er ſich enthalten, beſonders in Rückſicht der Schluſserklärung, und bey dem wenigſtens durch dieſe Bogen nicht widerlegten Mangel an Kenntniſs deſſen, was ſchon vorhin in der Sache geſchehen iſt,) dem Vf. die S. 30. durch Noten geſchriebene Sentenz zu eigener Beherzigung zu empfehlen. Am Ende unterſchreibt ſich der Vf. *Cph. Schlapper.* Theol. Cand.

No. 7. Nach dieſer Abbildung ſpielt der franzöſiſche *Telegraph* nicht in freyer Luft, ſondern auf zwey ſchwarz angeſtrichenen, mit ihren *horizontalen* Durchmeſſern ſich berührenden *Kreisflachen*, auf denen ſie ſich in die acht bekannten, um 45 Grade von einander entfernten Neigungen, vermittelſt einer im Häusgen, auf deſſen Wand die ſchwarzen Kreiſe gemahlt ſind, gemachten Einrichtung, wie die Zeiger auf dem Zifferblatt einer Uhr ſtellen laſſen. Die Axe des Balkens, welcher die beiden Arme verbindet, liegt auf den beiden Halbmeſſern der Kreiſe durch ihre Berührungspunkte, und der Balken ſelbſt iſt unbeweglich. Die Durchmeſſer der beiden ſchwarzen Kreiſe ſind zu 12 Fuſs, die beweglichen Arme, wegen ihrer Befeſtigung von den Mittelpunkten der Kreiſe, 7 Fuſs lang, und nebſt dem Mittelbalken 1 Fuſs breit, angegeben. Die letzten drey Stücke ſind weiſs angeſtrichen. Dieſer *Telegraph* macht alſo, da nur beide Arme zugleich gebraucht werden, und keiner mit dem mittelſten Balken zuſammenfällt, nur 49 verſchiedene Zeichen. (Der Mittelbalken iſt bey dieſer Einrichtung völlig überflüſſig.) Auf der Höhe zwiſchen 30 und 40 Grad oberhalb des Berührungspunkts der beiden Kreisflächen, iſt das *Fernrohr* zu Beobachtung des nächſten *Telegr.* unbeweglich feſt. Jedes Häusgen hat die Einrichtung doppelt auf den beiden gegeneinander über liegenden Seiten, deren Zeiger im Häusgen jedes Paar auf einer gemeinſchaftlichen *Axe* befeſtigt ſind, und zugleich regiert werden. Die Bezeichnung der 49 Zeichen iſt willkührlich, und die hier als Beyſpiel gegebene, der franzöſiſchen Sprache wenigſtens angemeſſener als die in der Leipziger Beſchreibung. Durch fünf Lanternen, deren eine auf der Mitte des Balkens auf dem Berührungspunkt der beiden ſchwarzen Kreisflächen, zwey auf den Mittelpunkten derſelben, um welche die Arme ſich drehen, und zwey auf den äuſserſten Enden der Arme befeſtigt werden, iſt der *Telegr.* zu Nachtſignalen eingerichtet. Die beiden letzterwähnten Lanternen haben

die Einrichtung, dafs bey jeder Lage des Zeigers der Boden der Lanternen unten bleibt. — Da diese Einrichtung alles leistet, was man zur Signalirung des *Alphabets* und der Ziffern gewöhnlich fodert; so können nur Augenzeugen über die wahre Gestalt der französischen entscheiden. Diejenigen, welche Rec. zu fragen Gelegenheit hatte, behaupten; die Leipziger Abbildung sey die wahre des auf dem *Louvre* errichteten. Aber auch ohne diese, ist die von Hn *Böckmann* in der Schrift No. 1. gegebene Abbildung des *Telegr.* zu *Lille* ein Zeugniss mehr für die Wahrheit der Leipziger Abbildung. Ihr Vf. kann also ohne allen Streit, die Aeusserungen, die der Vf. der Wiener Beschreibung sich erlaubt, in der gelassensten Ruhe auf diesen zurückfallen lassen.

OEKONOMIE.

SALZBURG, in der Mayr'schen Buchh.: *Franz Damian Müllenkampfs*, Kurfürstl. Maynzischen Forstrathes etc. Sammlung der Forstordnungen verschiedener Länder fortgesetzt von *C. E. Freyherrn von Moll*, Hochfürstl. Salzburgschen Kammerdirectoren etc. *Zweyter Theil.* 1796. 250 S. nebst Register. 4. (1 Rthlr. 12 gr.)

Im Jahre 1791. gab der Maynzische Forstrath Müllenkampf den ersten Theil einer Sammlung der Forstordnungen verschiedener Länder heraus. Er starb noch in eben demselben Jahre, und mit ihm ging auch die Sammlung zu Grabe. Der erste Theil enthielt die Weimarische Forstordnung von 1775. Die Ordnung für den Speyerischen Böhnwald von 1782. jene für die K. K. österreichischen Vorlande von 1787. (1786.) und die Maynzische von 1744. Der Hr. Kammerdirector Freyherr von Moll in Salzburg setzet gegenwärtig dieses Werk mit diesem zweyten Theile fort, welchen er dem Hn. von Burgsdorf zugeeignet hat. Dieser Theil enthält: 1) Salzburgische Waldordnungen vom Jahre 1524. 1550. 1555. 1563. 1592. Wald- und Holzordnung das Halleinische Wesen allein betreffend, vom Jahre 1592. Waldordnung vom Jahre 1659. 1713. 1755. 2) Oesterreichsche Waldordnungen ob und unter der Ens, von 1766. für Steyermark von 1767. und für Kärnten von 1745. So nützlich nun allerdings eine Sammlung der Kameralistischen- und Polizey-Gesetzgebung in Forst- und Jagd-Sachen mehrerer Länder und Zeiten ist; so gewiss bleibet es auch, dass es überflüssig sey, diese Ordnungen von Wort zu Wort abzudrucken, und ihren barbarischen Stil beyzubehalten, der sehr viele, dem Ausländer unverständliche Provinzial-Ausdrücke enthält. Der Herausgeber verspricht nun zwar im dritten Theile eine Erklärung dieser Ausdrücke, allein wer hat wohl Gedult und Zeit sich erst da hinein zu studiren? Es würde daher weit besser seyn, wenn der Herr Herausgeber den Geist und Sinn der Gesetze in gedrängter Kürze, und in einer Sprache vortragen wollte, die jedermann verstehet, und wodurch die Sammlung weit reichhaltiger an Materien werden würde. Nur hierdurch kann er sich ein Verdienst erwerben.

KLEINE SCHRIFTEN.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN. *Strasburg: Es ist ein Gott. Eine Französisch-Republicanische Gottes-Verehrung,* auf das Fest des 10 Aug. 1796. 68 S. 8. (6 gr.) So sehr diese Rede dem äusserlichen Ansehn nach von den gewöhnlichen Predigten verschieden ist, so gleicht sie ihnen doch darin, dass sie oft Declamationen statt der Beweise giebt, und wenn sie schon nicht durch die Kunstwörter der scholastischen Theologie geweiht und dunkel wird, so zweifelt Rec. doch sehr daran, dass die Kunstsprache der neuesten Philosophie und der oft poetische Ausdruck einem gemischten Auditorium verständlich sey. Folgende Stelle wird den Leser in Stand setzen, selbst über die Art des Beweises und des Vortrages zu urtheilen. — Das Daseyn eines Gottes wird, wie gewöhnlich, aus dem Daseyn des Weltalls, besonders aber des Menschen, bewiesen; zu welcher Absicht es S. 49. heisst: „Der Mensch ist nicht bloss ein *lebendiges*, sondern ein *moralisches* Wesen; das heisst: es ist „etwas in dem Menschen, das mehr als Erscheinung ist, nicht „zur Sinnenwelt gehöret, sondern einen unbedingten Werth „hat — Freyheit oder praktische Vernunft genannt. Nun darf „ich kühn fragen, warum ist die Welt geschaffen, welches ist „der letzte Zweck der Weltschöpfung? — der *Mensch*, *als* „*moralisches Wesen*. — Jetzt klären sich alle bisher dunkele „und unaufgelösete Fragen über Ursachen, Absichten und „Zwecke der Schöpfung auf, wenn der Mensch zu sich, und „von sich selbst spricht: die Welt wäre ein Unding, wozu „wäre sie, zu welchem Endzwecke wäre all das Grosse, Schöne und Göttliche in den Werken der Natur, in dem Schmucke der Gefilde, in den Blüthen des Frühlings, in dem Gesange der Vögel, in dem endlosen Reichthume der ganzen „lebenden Schöpfung, wenn nicht der Mensch als moralisches „Wesen, diesen Reichthum zu würdigen, da wäre, an diesen „Blüthen sich entzückte, das Grosse und Göttliche bewunderte und alle Schönheiten der Schöpfung in sich vereinigte. — „Die Welt hat also Zweck, warum sie da ist, und fortdauert, „und dieser Zweck ist die moralische Vernunft im Menschen. „Vermöge seiner moralischen Vernunft kann sich demnach der „Mensch die Welt nicht ohne eine moralische Ordnung denken, weil ohne moralische Ordnung in der Welt der Gehalt „und der Zweck seiner moralischen Vernunft ungereimt wäre.... Der Beweiss dafür liegt in dem Menschen, wenn auch „die Erfahrung ihr Urtheil zurückhält. — S. 53. Daraus ergiebt sich demnach eine moralische Ordnung in der Welt, da „der Mensch unter moralischen Gesetzen die Welt beurtheilt; „das eine kann ohne das andere nicht bestehen. — Nur leuchtet uns aber auch die Gottheit in vollem Sonnenglanze ihres „Daseyns; jetzt hat unser Geist seinen Lauf *sicher und gross* „vollendet, er ist an seinem Ziele. Wie kann, fragt nun der „Mensch, eine solche moralische Ordnung bestehen ohne eine „erste moralische Ursache? Ohne das Daseyn eines Gottes ist „sie unmöglich." etc.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 17. May 1797.

RECHTSGELAHRTHEIT.

HALLE, b. Hemmerde u. Schwetschke: Versuch einer richtigern Theorie der Lehren, *von den Lehnschulden* — dem *Lehns-Concurse* und dem Verhältnisse der Lehns-Gläubiger zu den Allodial-Gläubigern, ingleichen des Lehns-Concurses zu dem Allodial-Concurse, von D. *Christoph Christian Dabelow.* Erste Abtheilung. 1797. 180 S. 4. (1 Rthlr. 4 gr.)

Der Vf., welcher durch seinen 1794 erschienenen *Versuch einer ausführlichen systematischen Erläuterung der Lehre vom Concurs der Gläubiger*, den *Allodialconcurs* in ein besseres System zu bringen bemüht war, will nun durch gegenwärtige Schrift auch der bisher ziemlich vernachläsigten Lehre vom *Lehnsconcurse* zu mehrerer Einheit und Richtigkeit der Grundsätze verhelfen. Zu diesem Ende ist ihm aber die bisherige Lehre von den Lehnschulden gar nicht *haltbar;* diese soll ganz umgeschaffen und auf andere Grundbegriffe zurückgeführt werden. Die Vorbereitung des abzuhandelnden Gegenstandes nimmt daher den gröfsten Theil der ganzen Abhandlung ein, und diese erste Abtheilung derselben ist nur als ein Prodromus anzusehen. Sie enthält a) einige *Prolegomena* zu Berichtigung der nöthigen Grundbegriffe; b) die *Culturgeschichte* und c) die *Literatur* der auf dem Titel angezeigten Lehren. Die zweyte Abtheilung wird, nach vorausgehender Dogmengeschichte, die gewöhnliche Theorie der bemerkten Lehren, die dritte Abtheilung aber den Versuch einer richtigeren Theorie, enthalten. Alle diese Abtheilungen sollen, wenn sie erschienen sind, nebst ihrem Anhange, der mehrere einzelne Abhandlungen des particulären Rechts enthalten wird, unter einem Haupttitel vereiniget werden. Der Werth des ganzen Unternehmens, dessen Gegenstand einer systematischen Bearbeitung gar sehr bedürftig ist, wird sich erst aus der dritten Abtheilung beurtheilen lassen: voritzt können wir nur über den vorgelegten Plan, und die Behandlung der vorausgeschickten Vorerkenntnisse, unsere Meynung sagen. Die Prolegomena nehmen fast die Hälfte dieses Bandes S. 1—82 ein, und enthalten folgende 6 Kapitel; 1) *Vermögen einer Person.* Zwey Hauptbestandtheile desselben; 2) *Etwas über Eigenthum;* 3) *Eigene Vorstellungen des Vf. vom Eigenthum;* 4) *Eigenthum einzelner und moralischer Personen; Miteigenthum und Gesammteigenthum; vollkommenes und unvollkommenes; eingeschränktes und uneingeschränktes; natürliches und bürgerliches Eigenthum.* 5) *Dingliche Rechte an fremden Sachen überhaupt und Nutzungseigenthum insbesondere;* 6) *Versuch einer allgemeinen Theorie von der Verschuldung des Vermögens einer Person.* Die sehr umständliche Bestimmung des Begriffs vom Eigenthum, welche das 2 u. 3 Kap. einnimmt, hat Rec. gar nicht befriediget. Der Vf. tadelt die bisherigen Vorstellungsarten und stellt einen ganz neuen Begriff auf: beides scheint aber ein verunglückter Versuch zu seyn. Selbst die von vielen angenommene Definition des Eigenthums: dass es die *Befugniss sey, aus eigener Macht über die Substanz einer Sache zu verfügen*, findet er nicht passend, S. 32: „Denn „der *Finder einer herrenlosen Sache* könne solche ja „vernichten und über ihre Substanz nach möglichster „Willkühr verfügen, ohne das Eigenthum daran zu „haben, welches erst durch die Occupation begründet „werde, wozu allemal *animus rem sibi habendi* ge„höre? — Der *Besitzer im guten Glauben*, der doch „in den Gesetzen von dem Eigenthümer sorgfältig un„terschieden werde, habe ja auch die Befugniss, aus „eigener Macht über die Substanz der Sache, die er „in gutem Glauben besitzt, zu verfügen?" (Allein der Finder einer herrenlosen Sache, wenn er solche sogleich vernichtet, muss doch den Gedanken hegen, dass er das Recht habe, es zu thun, er muss auch *animum sibi habendi* haben, indem er durch die Vernichtung seinen Wunsch befriediget, und jeden andern Competenten ausschliesst. Es gilt gleich viel, ob er einen guten oder schlechten Gebrauch davon mache. Der Besitzer in gutem Glauben kann zwar die Sache veräussern: aber dies ist nicht ein *unbedingtes* Recht: Denn er bleibt der Evictionsklage ausgesetzt, so lange die Sache nicht verjährt ist.) Der Vf. findet den Begriff des Eigenthums vorzüglich in den *allgemeinen Wirkungen* desselben: S. 39. „1) Dass die Sache, „an welcher einer Person das Eigenthum zustehe, als „ihr *ausschliesslich gehörig*, und *von der Zueignung „aller übrigen Staatsbürger ausgeschlossen* angesehen „werde; 2) dass die Person, welche sich im Eigen„thumsverhältniss zu der Sache befinde, alle andere „von solcher Zueignung abhalten könne, welche ihr „Eigenthum an der Sache aufheben würde." Hieraus bildet er endlich (S. 41) diese lange Definition: „Eigenthum ist das, durch gewisse in den bürgerlichen „Gesetzen bestimmte Voraussetzungen und Bedingun„gen, begründete Verhältniss einer Person zu einer „Sache, vermöge dessen diese Sache als ihr *ausschliess„lich zugehörig*, und *von der Zueignung aller übrigen „Staatsbürger ausgeschlossen*, angesehen werden muss, „wenn nicht in dem einen oder dem andern von ihnen „wieder die Voraussetzungen und Bedingungen exi-

„ftiren, die in jener Person das Eigenthum möglich „machten.“ (Jeder Logiker wird hier einen Hauptfehler, nämlich die Umschreibung der Sache durch *synonimische* Ausdrücke, rügen. Denn die Worte *Zugehörig*, *Zueignung* und am Ende gar das Wort Eigenthum selbst, werden unbedenklich gebraucht, um den Begriff des Eigenthums zu bestimmen. Wer aber nicht weiss, was Eigenthum bedeutet, wird eben so wenig von *Zugehörigkeit* und *Zueignung* sich einen deutlichen Begriff machen können. Ist es nicht viel natürlicher und passender, diejenige besondere Wirkung des Eigenthums, welche demselben wesentlich anklebt, herauszuheben, und nach dieser den Begriff zu bestimmen. Diese besteht, wie schon gedacht, in der Freyheit über die Substanz einer Sache aus eigener Macht unwiderruflich zu verfügen). Eigenthumsrecht ist also weiter nichts, als die *Wirkung des Eigenthums gegen den Widerspruch eines andern*, und bedarf nicht der weitläuftigen, dunkeln, tavtologischen Definition (S. 42): „Eigenthum für Recht genommen, „ist das, unter Voraussetzung des oben genannten „Verhältnisses, oder des Eigenthums als Verhältniss „genommen, begründete Recht einer Person an der „Sache, zu welcher sie in solchem Verhältnisse steht, „alle andere von solcher Zueignung abzuhalten, die „ihr Eigenthum aufheben würde, und von allen Befugnissen, die das Eigenthum als besondere Wirkungen hervorbringt, den möglichsten Gebrauch zu „machen.“ Wir können dem Vf. auch nicht zugeben, (S. 41 u. 63) dass alle besondere Wirkungen des Eigenthums, selbst das Recht die Sache von jedem Besitzer abzufodern und auf einen andern überzutragen, des Eigenthums ganz unbeschadet, auf andere übergehen können. Dieser Satz ist nicht gehörig bestimmt: Denn es ist wohl zu unterscheiden, ob die Abtretung *auf immer* und *unwiderruflich* geschehe, oder nicht? Im ersteren Fall wird das Eigenthum selbst übertragen; im letztern ist die Wirkung desselben nur suspendirt. Das *Nutzungseigenthum*, (*Dominium utile*) als der Hauptgegenstand der folgenden Theorie von den Lehnschulden — gehört nach seiner Vorstellungsart nicht in die Classe der Eigenthumsrechte, weil sich nach römischen Rechtsbegriffen, die man hier zum Grunde legen müsse, *keine getheilte Proprietät* und daher auch *kein getheiltes Eigenthum* denken lasse; sondern er zählt solches zu den *dinglichen Rechten an fremden Sachen*, von welchen, nach Anleitung seines *Systems des gesammten heutigen Civilrechts*, sieben verschiedene Gattungen angenommen werden, nämlich 1) *Pfandrecht*, 2) *Dienstbarkeit*, 3) *Zwangbannrecht*, 4) *Zinsrecht*, 5) *Retractsrecht*, 6) *Nutzungseigenthum*, und 7) *Erbrecht*. Seine Definition des Nutzungseigenthums, — wohin Emphyteusis, Platzrecht, Lehn und Erbleihe gerechnet werden, — ist folgende: „*Nutzungseigenthum* ist das besondere dingliche Recht an einer fremden Sache, vermöge dessen „jemanden die vollkommenste Nutzung derselben, „verbunden mit einer eingeschränkten Disposition über „die Substanz der Sache, und dem Rechte, solche von „einem jedem Besitzer, und selbst von dem Eigenthümer derselben, oder dem sogenannten Obereigenthümer, abzufodern, zuständig ist.“ Der *Obereigenthümer* soll also der *wahre Eigenthümer* seyn, selbst dann, wenn er alle specielle Wirkungen des Eigenthums abgetreten hat. (Was ist aber durch diese Subtilität gewonnen? und warum soll man nicht dem Nutzungseigenthümer einen Theil des Eigenthums zugestehen, dessen wesentliche Wirkung er ausübet? Warum soll das römische Recht uns daran hindern, welches doch andere von dem Vf. angenommene dingliche Rechte ebenfalls nicht kennt? — Doch Rec. suspendirt hierüber sein Urtheil, bis die Anwendung dieser Vorerkenntnisse auf die Lehre von den Lehnschulden erfolgen wird).

Ueberhaupt hätte diese weitläuftige Erörterung der Grundbegriffe — welche der Vf. (S. 7. d. Vorrede) theils als einen *lusum ingenii*, theils als ein Bedürfniss für die folgende Arbeit betrachtet — besser in die *dritte Abtheilung* gepasst, wo derselbe zu Gründung seines neuen Lehrgebäudes davon Gebrauch machen will: Dort würde sie wahrscheinlich mehr concentrirt, und in genauem Zusammenhang mit den daraus zu folgernden Sätzen erschienen seyn.

Die *Culturgeschichte* hat der Vf. von der *Literatur* getrennt, weil er in Ansehung der Literatur es nicht bey der blossen trocknen Anzeige der Schriften bewenden lässt, sondern damit zugleich eine gedrängte Uebersicht ihres Inhalts und eine kritische Beurtheilung derselben verbindet, um dadurch *zur Dogmengeschichte* vorzubereiten; und diese letztere *ist von* der Culturgeschichte um deswillen abgesondert, weil es ihm zweckmässiger schien, die Dogmengeschichte mit den einzelnen Lehren selbst zu verbinden. Culturgeschichte und Literatur — welche diese Abtheilung enthält —, empfehlen sich durch systematische Darstellung, durch grosse Vollständigkeit, und durch gründliche Beurtheilung der einzelnen Schriften. Nur würde dabey, so wie bey der ganzen Vorbereitung des Werks, um solches zu seiner practischen Bestimmung gemeinnütziger zu machen, mehrere Kürze sehr heilsam gewesen seyn; und dann ist der Name *Culturgeschichte* schwerlich recht passend.

PHILOLOGIE.

KÖNIGSBERG, b. Nicolovius: *Nachrichten von altdeutschen Gedichten, welche aus der Heidelbergischen Bibliothek in die Vatikanische gekommen sind.* Nebst einem Verzeichnisse derselben, und Auszügen, von *Friedrich Adelung*. 1796. 272 S. 8. (18 gr.)

Die berühmte Heidelberger Bibliothek wurde bekanntlich, nachdem die Stadt 1622 durch Tilly mit Sturm erobert worden, geraubt, ein Theil der Manuscripte, die man auf 80,000 Kronen schätzte, zerrissen, und den Pferden, statt des Strohes, untergestreut. Der Ueberrest der Bibliothek aber durch den Kurfürst Maximilian von Bayern, als eine ihm zugefallene Beute, dem Pabst Gregorius XV, nach I.

gesandt; doch behielten die gelehrten Cardinäle Franz Barberini, Colonna und andere, viele ausgesuchte Stücke für sich zurück. Unter den Mscten vermuthete man bisher manche seltne deutsche, wohl gar aus Karls des Grosſen Nachlass oder dessen Zeitraum. (Rec. würde dergleichen, wenn anders noch einige existiren, nicht sowohl in deutschen als in pariser Bibliotheken vermuthet haben; überhaupt aber lässt sich aus der Geschichte des Geschmacks unsrer Landsleute die Beobachtung ziehen, dass jedem Jahrhundert der deutsche Stil der nächstvorhergegangenen Jahrhunderte dergestalt aneckelte, dass es auch den besten Stoff darüber zu Grunde gehen liess. So machten es die gebildeten Minnesinger mit den Schriften aus der Zeit der Karolinger und Ottonen; so die Meistersänger mit den Minnesingern; so das sich verfeinernde sechzehnte Jahrhundert mit den Producten des vierzehnten und funfzehnten. Man modernisirte das Alte, und überliess die Originale der Verwesung. Selbst im siebzehnten Jahrhundert dauerte diese Sitte noch fort und traf auch den Theuerdank und Froschmäusler —) Einen vollständigen Katalog der Heidelberger Bibliothek gab es entweder in Deutschland nie, oder er gieng bey der Plünderung verlohren. Des Vf. Bemühung, ihn auszukundschaften, war fruchtlos. Doch existirt im Vatikan ein, freylich sehr fehlerhaftes, Verzeichniss der *Codici tedeschi in Bibliotheca Vaticana trasportativi dalla Bibliotheca Palatina*, und zwar enthält dieses lauter Handschriften deutscher *Dichter*, nach des Vf. Auszügen zu urtheilen, aus dem 13—16 Jahrhundert, von denen wir zwar die meisten schon besitzen, die uns aber zur Vergleichung der Lesarten dienen können. Die Hindernisse, die der Literator überhaupt und insbesondere der Erforscher dieser deutschen Alterthümer in Rom zu bekämpfen hat, sind nach Hn. Adelungs Bericht, äusserst abschreckend. Die Vatikanische Bibliothek ist blos im Winterhalbenjahre, d. h. vom 22ten November bis Ostern, offen, und *soll* es alle Tage, den Freytag ausgenommen, Vormittags von 8—12 seyn. Da wird man nicht geheizt, sondern nur ein kleines Kohlenbecken steht in der Mitte der grosſen, hohen, empfindlich-kalten Zimmer des Vatikans, die Arbeitstische aber sind an den Fenstern. Ehe man die Bibliothek benutzen darf, muss man erst eine Bittschrift an den Cardinal-Staatssecretär machen, worinn die gewünschten Bücher namentlich angeführt werden. Nun ist aber kein gedruckter Katalog da, und die geschriebenen sind sehr mangelhaft. Man muss also die Freyheit, selbst nachzusuchen, bey den Custoden erkaufen. Nicht eher als um 9 Uhr versammeln sich die Scriptoren und Aufseher, *dann wird erst der Schlüssel zur Bibliothek vom Kardinalsekretär* (jeden Tag besonders!) *geholt*. Damit vergeht, wenn Letzterer etwa nicht zu Hause, oder beschäfftigt ist, oder noch schläft, wieder eine Stunde. Wie lange kann man da arbeiten? Zu alle diesem kömmt noch der Argwohn, das Verlangte, zumal in einer Sprache, die man nicht versteht, betreffe Dinge wider das Pabstthum oder Katholicismus u. s. w. Alle diese Hindernisse, und noch manche verdriessliche Kleinigkeiten hatte Hr. *A.* zu besiegen, und besiegte sie. Binnen drey Monaten lernte er die deutschen poetischen Codices aus der Heidelberger Bibliothek kennen, und konnte aus mehr als funfzigen Auszüge machen. Er giebt uns ein Verzeichniss dieser Handschriften mit einigen kritischen Anmerkungen, und dann Auszüge aus nachstehenden: 1) Wilhelm von Orleans, oder Oranse (oder auch Wilhelm von Brabant), den einmal Hr. Casparson in Cassel herausgeben wollte; 2) eine Liedersammlung (Minnelieder); 3) drey Handschriften von Boners Fabeln; 4) sieben Stücke aus dem Heldenbuche. Ob ältere deutsche Gedichte als die aus den obengedachten Jahrhunderten unter den Heidelbergischen Mscten sind, (denn dass sich einige der ältesten Denkmähler unsrer Sprache im Vatikan befinden, ist ausser Zweifel); ingleichen ob wir noch mehr Auszüge von Hn. *A.* erhalten sollen, sagt er uns nicht. Indessen verdient er für das gegebene, und für die jedem künftigen Besucher der Vatikanischen Bibliothek unentbehrlichen Nachrichten, von jedem patriotischen Literator Dank.

Leipzig, b. Reinicke u. Hinrichs: *Nouvelle Grammaire Allemande*, ou méthode pratique pour apprendre facilement et à fond cette langue nécessaire à présent plus que jamais. A l'usage des François et de ceux qui possedent la langue françoise. 1797. 386 S. 8.

Der Herausgeber, Hr. Magister *Schade* in Leipzig, führt in der Vorrede die Ursachen an, welche ihn bewogen, die zu Lausanne vor einiger Zeit erschienene und wegen der Kriegesunruhen schwer zu bekommende *Grammaire Allemande* nachdrucken zu lassen. Unstreitig verdient sie eine der besten genannt zu werden, welche für Franzosen, die Deutsch zu lernen wünschen, je geschrieben worden ist, weil der Vf. darin alles Nützliche aus den Werken der berühmtesten deutschen Sprachlehrer zusammengetragen hat, weil sie sich durch eine fassliche Schreibart sowohl, als durch Genauigkeit in dem theoretischen Theile auszeichnet, und weil man in dem praktischen alles das Unanständige und Kindische nicht antrifft, welches die in der Meidingerschen Sprachlehre enthaltenen Uebungen verunstaltet. Um dieser Auflage noch mehr Vollständigkeit zu geben, sind von dem Herausgeber verschiedene Zusätze und Veränderungen gemacht worden, deren Werth aber Rec. jetzt nicht beurtheilen kann, indem er das Original nicht zur Hand hat, um es mit der Copie zu vergleichen. Doch fiel ihm eins und das andere bey Durchlesung dieses Buches auf, worüber er seine Bemerkungen mittheilen will. S. 90 siehet man *l'an mille quatre cents quatre-vingt douze*, und weiter unten *l'an mille quatre cents quarante*. Die Franzosen schreiben nicht nur *mil* für *mille* in der Jahrzahl, sondern auch *cent* und *quatre-vingt* ohne *s*, wenn ein anderes Zahlwort folgt. Man sehe *Panckoucke's Nouv. Gramm. raisonnée* S. 44 u. 45., auch *Wailly's principes* S. 189. — S. 96

Combien compte-t'on de sortes de pronoms? Die Antwort ist *De six sortes.* Das Wort *de* ist hier unrichtig, weil *compter* den Accusativ regiert, da hingegen *de sortes* in der Frage nicht von *compter*, sondern von *combien* abhängt. Der einzige Fall, wo ein *numerale cardinale* die Präposition *de* annimmt, ist, wann *en* vorhergeht. So findet man z. B. in *Restaut: Combien y a-t-il de sortes d'adverbes? R: Il y en a de deux sortes.* — S. 124: *Les prunes etc. ne sont pas aussi bonnes que celles qui croissent dans votre jardin.* In negativer Redensart gebraucht man *si* vor einem Adjectiv, nicht *aussi.* Daher führt *Wailly* bey dieser Regel, welche auch *Restaut*, *Mauvillon* und alle bewährte französische Grammatiker geben, zum Beyspiele an: *L'Afrique n'est pas si peuplée que l'Europe.* — Eben so unrichtig ist S. 130 *personne n'a dit autant de verités que lui.* In negativer Redensart setzt man vor ein Substantiv *tant*, nicht *autant*, — S. 124 stehet zweymal *melon*, welches doch alle Franzosen *melon* schreiben und aussprechen. — S. 129: *Demandes-tu quelque chose de moi?* Es müsste heissen: *me demandes-tu quelque chose?* denn dieses Verbum erfodert den Dativ der Person und den Accusativ der Sache in der Bedeutung *einen um etwas fragen, etwas von einem verlangen, einen um etwas bitten*, und den Accusativ der Person in der Bedeutung *nach etwas fragen* oder *etwas verlangen.* — S. 136 wird *ich bin gewesen* übersetzt durch *j'ai eté* oder *j'eus eté.* Das letzte ist kein Perfectum, sondern das zweyte Plusquamperfectum der Franzosen. Eben so unrichtig wird S. 139 *ich habe gehabt* übersetzt durch *j'eus eu.* — S. 152 siehet man *oublirai.* Es wird zwar so ausgesprochen, aber von allen Franzosen *oublierai* geschrieben, weil der Infinitiv nicht *oublir*, sondern *oublier* heisst. Wäre es erlaubt *oublirai* zu schreiben, so müsste man auch *lirai* oder *scirai* für *lierai* und *scierai* schreiben können, welches aber noch nie Mode gewesen ist. — S. 153: *Ce dernier fut assez meprisable pour lui reprocher sa basse origine.* Aus dem Zusammenhange dieser Uebung erhellet, dass hier *niederträchtig* ausgedruckt werden soll, wofür aber nicht *meprisable*, sondern *malhonnête, insolent* oder in einem geringern Grade *impoli* passt. — S. 219 *Rome n'a point dégénérée*, da doch stehen sollte *Rome n'a point dégéneré*, weil dieses Verbum, des ihm zukommenden *avoir* wegen, indeclinabel in seinem Particip bleibt. Wir wünschten dass dergleichen Fehler vermieden worden wären, damit sprachkundige Franzosen nicht das Zutrauen zu diesem Buche verlieren möchten, das wirklich in mancher andern Rücksicht sehr empfehlungswerth ist.

Braunschweig, gedr. b. Kircher: *Französische Sprachlehre für Deutsche*, von dem Abbé *Pierrard.* 2 Theile. 1797.

Der Vf. hat sich bey der Bearbeitung dieses Buches nicht nur der neuern speciellen französischen Sprachlehren, sondern auch der philosophischen eines *Beauzée* u. s. w. bedient. „Man muss, sagt er in der „Vorrede, zweyerley Grundsätze in allen Sprachen „annehmen, allgemeine und besondere. Die ersten „sind wesentlich, unveränderlich, ewig, wie die „Vernunft, auf welcher sie beruhen; die andern sind „willkührlich, so verschieden als die Nationen, und „so unbeständig als der Geschmack oder vielmehr der „Eigensinn der Menschen, von welchen sie abhän„gen; sie sind jedoch nie den ersten zuwider, man „kann sie im Gegentheil als freye Folgen aus densel„ben ansehen." In dem gegenwärtigen Werke findet man nun diesen doppelten Gesichtspunkt verfolgt, und auf die französische Sprache angewendet. Das ganze ist mit sichtbarem Fleisse gearbeitet; allein vieles, besonders die logische Darstellung der Materie eines Satzes, die Kunstwörter *Subject, Prädicat, modificative, objective, hülfleistende Ergänzung, Hyperbat*, u. s. w. sind gewiss nicht allgemein verständlich. Nach unserer Meynung passen die Ausdrücke der philosophischen Grammatik nicht für eine Sprachlehre, welche gemeinnützig, wie diese, seyn soll; denn der Vf. widmet sie nicht etwa ausschliesslich den Gelehrten, sondern überhaupt den Deutschen. Wie viele unstudierte Officiere, Kaufleute u. s. w., wie viele Frauenzimmer finden sich nicht in Deutschland, welche das Französische verstehen und sprechen, ohne die Materie und die mancherley Ergänzungen eines Satzes nach logischen Terminologien zu kennen! Diese sind und bleiben allerdings unentbehrlich für den gelehrten Sprachforscher; aber sie sind, wie *Shakespeare* im *Hamlet* sagt, *caviar to the general*, oder, mit andern Worten, eine entbehrliche Speise für die ungleich grössere Volksklasse. Sehr gut wäre es freylich, wenn alle speciellen Grammatiken mit Grundsätzen aus der philosophischen oder vernünftigen Sprachlehre durchwebt würden, damit sie nicht so handwerksmässig aussähen; allein man gebe sie in allgemein verständlichen Ausdrücken, wenn man Nutzen stiften will. Dennoch ist unter den angegebenen Einschränkungen Hn. P's Sprachlehre in der That zu empfehlen.

Leipzig, b. Linke: *Italiänisches Lesebuch für Anfänger*, von *Georg Wilhelm Müller.* 1797. 179 S. 8.

Nach der Vorrede will der Herausgeber dieser Sammlung italiänischer Aufsätze Anfängern in dieser Sprache ein Buch liefern, welches ihnen die Erlernung derselben erleichtern, besonders eine Menge von Worten (warum nicht Wörter?) beybringen soll. Es enthält drey Hauptabtheilungen, von welchen die erste überschrieben ist *Aneddoti, Storiette e Favole*; die zweyte *Del corpo umano;* die dritte *Saggi di Poesia.* Die Einrichtung ist nach der Gedikeschen Manier gemacht; man findet nämlich hin und wieder einige Uebersetzungen schwieriger Ausdrücke unter dem Texte, und am Ende ein Wortregister.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 18. May 1797.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Crusius: *Exegetisches Handbuch des Neuen Testamentes.* Fünftes Stück. 1795. 204 S. Sechstes Stück. 172 S. Siebentes Stück. 1796. 168 S. Achtes Stück. 124 S. gr. 8.

Die Einrichtung dieses Werks, von welchem diese 4 Stücke über die Geschichte der Apostel, über den Brief Pauli an die Römer, über den ersten Brief Pauli an die Korinther, über den zweyten Brief Pauli an die Korinther zum erstenmale erscheinen, die vorhergehenden aber über die vier Evangelisten schon zum zweytenmale aufgelegt worden sind, ist aus unsern davon gemachten Anzeigen (S. A. L. Z. 1789. B. II. S. 553. u. 1790. B. II. S. 98. u. a.) schon bekannt, und bleibt sich in Ansehung der sorgfältigen Erläuterung der Hebraismen und Erklärung des Sprachgebrauchs aus den Kirchenvätern und Profanscribenten durchgängig gleich; ausser dass der Vf. nunmehr in den Briefen *einer gewissen* Neologie gar zu sehr nachhängt und darüber nicht selten bald auf tautologische, bald auf willkührliche und zum Theil gezwungene Erklärungen verfallen ist. Hieher gehört unstreitig ohne weitern Fingerzeig Röm. 1, 4. 5. „der *seiner heiligen* „*Gesinnung nach* (κατα πνευμα ἁγιωσ.) durch die Auf„erstehung von den Todten *nachdrücklich* (ἐν δυναμει) „für den *Messias* erklärt worden ist; — durch wel„chen ich das *apostolische Amt* als eine Wohlthat für „mich erhalten habe *nach seinem Namen*, d. i. *als ein* „*Apostel* Jesu. K. 9, 1. ich gestehe es bey dem *Mes*„*sias* (εν χρισω); ich lüge nicht beym *heiligen Geist* (ἐν „πνευ. αγ.), d. i. So wahr ich ein *Christ* und *Lehrer* „*des Christenthums* bin, ich sage die Wahrheit." Am meisten scheint der Vf. mit eben diesem πνευμα ἁγιον in Verlegenheit gekommen zu seyn bey 1. Cor. 12, 3. Hier wird es durch *göttliche Offenbarung* erklärt, d. i. durch *thätige Vernunft*, die sich dem Menschen durch das Bewusstseyn des Sittengesetzes als der Charakter einer höhern Natur angekündigt habe, welche immer von den Weisen *der Gott in dem Menschen* (το ...ιον) genennt worden sey. Man sah, wie sich der Vf. weiter ausdrückt, in frühern Zeiten die Aussprüche dieser Vernunft für die Stimme Gottes an, und nannte die Ankündigung ihres Inhalts *Offenbarung*, daher heisst λαλειν ἐν πνευματι Θεȣ, durch *göttliche Offenbarung* lehren, und die Worte: Niemand kann Jesum einen Herrn heissen, d. i. ein Verehrer Jesu — ein wahrer Christ seyn, wenn er nicht die *göttliche Offenbarung* besitzt (ἐι μη εν πνευματι ἁγιω), nämlich ...halte nach, d. i. wenn er nicht in der *geoffenbarten Lehre*, im Christenthum recht unterrichtet ist. Und dann v. 4. es giebt mancherley Gaben, aber sie werden alle von *einem Geiste* gewirkt, d. i. von einer und der nämlichen *Kraft Gottes*, *welche Offenbarung* ertheilt. v. 7. Einem jeden ist das Vermögen, *die göttliche Offenbarung mitzutheilen* (ἡ φανερωσις τȣ πνευματος) zum allgemeinen Nutzen verliehen. Ferner werden v. 9. πισις, der *Wunderglaube*, oder die *Zuversicht zu Wunderthaten*, und v. 10. ἐνεργηματα δυναμεως, *das Vermögen*, *Wunder zu thun*, als verschiedene Gaben angesehen, welche eine und dieselbe *Offenbarung* (also doch wohl die thätige Vernunft?) erzeugen soll. Mit den χαρισματα ιαματων v. 9. ging es, nach der Erklärung des Vf. ganz natürlich zu. Denn da die Orientaler ein vorzüglich lebhaftes Temperament besitzen, bey welchem die Wirkung der Seele auf den Körper weit stärker, als bey andern Völkern seyn muss: so konnten die ersten christlichen Lehrer durch feyerliche Gebete, die sie mit der Zuversicht, dass dieselben auf das Gemüth der Kranken zu ihrer Besserung wirken würden, verrichteten, durch Umstimmung des Gemüths eine Veränderung in dem Nervensystem verursachen, welche der Natur zur Genesung förderlich war, und auf diese Art mancherley Krankheiten heilen. Ausserdem findet der Anfänger hier und da gute Sprachbemerkungen; ob sie gleich nicht immer deutlich ausgedrückt und am gehörigen Orte stehen. So erklärt der Vf. z. B. Apostelg. 2, 1. das ἐπι το ἀυτο nach dem Hesych durch ἐις τον ἀυτον τοπον; und erst K. 2, 44. und 4, 26. wird die Ursache angeführt und gesagt, dass χωριον zu suppliren sey. Auch K. 3, 1. steht blos: ἐπι το ἀυτο *heisst hier eben so viel, als* יחדו, *zugleich, zu gleicher Zeit;* ohne dass die Ellipse: μερος τȣ χρονȣ: beygesetzt worden ist. Ganz unverständlich muss für den Anfänger die Bemerkung seyn, dass Apostg. 19, 1. τον Απολλω *der alte Accusativ der 4ten Declination bey den Griechen sey*; wenn es nicht, (da es nach den ältern Grammatiken die 5te Declin. seyn müsste,) etwa ein Druckfehler ist und heissen soll: *der attische Accus. der 2ten Declin.* Ein solcher Druckfehler ist auch 1. Kor. S. 2. stehen geblieben, nach welchem Paulus nicht 3 Jahre, sondern 13 Jahre sich zu Ephesus aufgehalten haben müsste. Röm. 5, 1. wird ἐιρηνη durch *Huld*, *Gunst*, *Wohlwollen* erklärt. Diese Bedeutung hat freylich dieses Wort; aber hier ist wegen v. 10. offenbar Rücksicht auf die Feindschaft zu nehmen, in welcher die Menschen als Sünder mit Gott stehen. Und darauf weist auch die aus dem Phavorin angeführte Autorität hin. Bey K. 5, 12. erinnert der Vf. sehr gut, dass ἐφ᾽ ᾧ *in quo*, welches die seltsame Mey-

nung erzeugte, dafs alle Menfchen in Adam gefündigt hätten, und feine Schuld die unfre geworden fey, von dem Vulgatus ftatt des eleganteren *eo quod* gefetzt worden, *weil* fich alle Menfchen — (die Kinder nicht mit einbegriffen —) von der Sinnlichkeit zur Sünde haben verleiten laffen. Bey K. 5, 16. ift von dem Zeitwort βασιλευειν blofs die Bedeutung angegeben worden: *fich in einem angenehmen Zuftande befinden, glückfelig feyn:* da es doch auch in eben demfelben v. dem Tode beygelegt wird. Es hätte alfo hier die Bedeutung: *toben, wüthen, die Oberhand haben:* eben fo wenig übergangen werden follen, als im v. 21. wo es mit χαρις verbunden ift, die Bedeutung: *Beglücken, der Glückfeligkeit fähig machen*, vergl. 1. Kor. 15, 25. Etwas unerwartet war es endlich dem Rec., dafs er bey 1. Kor. 1, 1.., wo Paulus fagt, dafs er die Lehre des Chriftenthums nicht mit fophiftifchen Spitzfindigkeiten vorgetragen habe, den Beyfatz las: *Sollte das nicht oft bey unfren dogmatifchen Kanzelvorträgen der Fall feyn?* und fogar bey 2. Kor. 11, 13. S. 96 u. 97. eine weitläuftige Rüge fchlechter Prediger fand. Ueberhaupt ift zu hoffen, dafs der fleifsige und gefchickte Vf. bey der zweyten Auflage eben fo viel wieder felbft verbeffern werde, als er es bey den 4 erften Stücken zu thun für nöthig befunden hat.

Leipzig, b. Beygang: *Exegetifches Handbuch des Alten Teftaments für Prediger*, Schullehrer und gebildete Lefer. Erftes Stück enthaltend den Jofua. 1797. 136 S. gr. 8.

Der Vf. fagt in der kurzen Vorerinnerung, dafs er vor einigen Jahren aufgefodert worden fey, ein exegetifches Handbuch des A. T. nach dem Plane des exegetifchen Handbuchs des N. T. auszuarbeiten; aber dabey nicht nur auf Prediger und gelehrte Schulmänner, fondern auch auf gebildete Lefer überhaupt Rückficht zu nehmen; daher er feit jener Auffoderung an diefem Werke ununterbrochen gearbeitet und aus feinen Vorlefungen das erheblichfte ausgehoben habe, was zum Verftändnifs des Sinnes und der Sprache fowohl im Original, als in Luthers Ueberfetzung und zur Erläuterung der vorkommenden Sachen dienen konnte, um feinen Lefern, fo viel als möglich, nützlich zu werden. Rec. hat diefes 1. St. nach dem hier von dem ihm ganz unbekannten Vf. angegebenen Verfprechen geprüft und mit Vergnügen bemerkt, dafs derfelbe, unerachtet er alle vorhandene fowohl ältere als neuere Hülfsmittel gebraucht — die alten Ueberfetzungen überall, wo es nöthig war, zu Rathe gezogen und oft gute kritifche Winke gegeben, doch immer an gehörigen Orten Kürze mit Vollftändigkeit verbunden, und dabey feine eigenen Erklärungen mit eben der Gründlichkeit und Freymüthigkeit vorgetragen hat, mit welcher er fremde, wenn er fie nicht als unrichtig und unnütz ganz mit Stillfchweigen übergehen zu müffen glaubte, entweder mit neuen Gründen zu unterftützen, oder auf eine befcheidene Art zu befeitigen bemüht gewefen ift. Auf diefe Weife ift es zu erwarten, dafs diefes Werk, ohne allzu ftark und theuer zu werden, neben den Rofenmüller'fchen Scholien über das A. T. mit grofsem Nutzen zu brauchen feyn wird. Hier ftehen nur einige Beyfpiele als Belege von der Erklarungsart des Vf. Bey K. , 1. behält er den Namen *Hure* bey. „Ich „finde, fagt er, nichts anftöfsiges darin, dafs eine „Hure die zwey Spione aufnahm, die ja nicht heilig, „wohl aber kühn und verfchmitzt feyn mufsten. „Und mufs denn Rahab damals noch eine Hure gewe-„fen feyn? Kann nicht auch eine Hure Werkzeug „zur Ausführung grofser Unternehmungen werden? „Konnte nicht auch eben der Umftand dazu beytragen, dafs die Spione bey ihr einkehrten, um minder verdächtig zu fcheinen, oder ihr Vorhaben ficherer „ins Werk zu führen?" Die Erklärung *Wirthin* verwirft er darum, weil in den übrigen morgenländifchen Dialekten keine Spur von diefer Bedeutung fey, und weil es damals keine Wirthshäufer gegeben habe. Auch die Erklärung *Nichtifraelitin* oder *Heidin* verwirft er, weil diefer Beyfatz unnöthig feyn würde; man müfste denn annehmen wollen, dafs die Rahab ehemals eine Ifraelitin gewefen, nachher aber zur Abgötterey übergegangen fey. Allein dies; dafs die Rahab ehedem eine Ifraelitin gewefen, kann wohl nach dem Urtheil des Rec. nicht daraus gefolgert werden, weil fie an den Hebräer Salmon (Matth. 1, 4. 5.) verheirathet gewefen ift und die Hebräer nach dem Mof. Gefetz keine Cananiterinnen haben heirathen dürfen. Denn diefes Verbot konnte ja wohl bey der Rahab, wenn fie auch wirklich eine Cananiterin war, eine Ausnahme verftattet haben, weil fie den Gott der Hebräer verehrte und ihren Götzendienft nicht fortfetzte. Bey K. 4, 9. S. 14. legt der Vf. die Schwierigkeiten vor, welche mit der gewöhnlichen Erklärung von der Errichtung eines Denkmals mitten im Bette des Jordans verbunden find, und fcheint zwar nicht ganz abgeneigt zu feyn, den ten v., der auch in der arabifchen Ueberfetzung fehlt, für eingefchoben zu halten, empfiehlt aber doch zuletzt die Bellermannifche Erklärung als die unftreitig richtige. Bey K. 6, 20. S. 24. macht der Vf. den Umfturz der Mauern von Jericho, ohne mit Hezel'n feine Zuflucht zu einem Erdbeben zu nehmen, auf folgende Art fehr begreiflich. Er fagt nämlich: „die Stadt kann eben nicht fo grofs „gewefen feyn, da die Ifraeliten fie in einem Tage „*fiebenmal* und noch dazu, wie man ganz zuverläfsig „vorausfetzen kann, in einer ziemlichen Entfernung, „wo der Zirkel alfo auch fehr grofs werden mufste, „umgehen konnten. Wäre eine neue Conjectur bey „diefer Stelle nothwendig, fo könnte man vielleicht „fo überfetzen: *da fiel die Befatzung der Stadt*, die „Soldaten, welche die Mauer befetzt hatten und von „den Ifraeliten von allen Seiten mit vereinter Kraft „angegriffen wurden, *fielen*, wurden niedergehauen, „und nun erftiegen fie die Stadt." Denn حرس bedeu-„tet auch, mit einer Befatzung bewachen, fich gegen „den Feind vertheidigen, und in der 4ten Conjug. „einen Ort unzuganglich machen." Dem Rec. fiel bey diefer Erklärung die Stelle eines vom Plato (de

VI. ed. Bip. T. VIII. p. 305.) angeführten alten Dichters ein, welcher sagt: es sey besser, wenn eine Stadt mit ehernen und eisernen *Mauern*, nämlich von *gewaffneten tapfern Bürgern*, als mit irdenen beschützt sey. (χαλκα και σιδηρα δει ἑιναι τα τειχη μαλλ. ἠ γηινα.) Am weitläufigsten ist der Vf. bey K. 10, 11. S. 48—60. Er würdigt auf 12 Seiten die vom Dathe, Eichhorn, Hezel, Herder, Ilgen, Michaelis und von mehrern andern gegebenen Erklärungen vom Stein- oder Hagelregen, vom Stillestehen der Sonne und von dem Buche der Frommen. Die dem Vf. eigene Meynung ist diese: S. 50. 51 und 55. „Ein ungewöhnlicher Hagel, den die Israeliten vielleicht noch nie gesehen hatten, fiel auf das Heer, verwundete und tödtete viele. — Man denke sich den furchtbarsten Sturm, das schrecklichste Ungewitter, die Bestürzung des Feindes, so braucht man ja eben nicht bloss und allein dem *Hagel* die schreckliche Niederlage beyzulegen. Ein Nationaldichter, der jene Begebenheit in den Volksgesängen erhob, brauchte einen kühnern Ausdruck, und sogleich fand der Sammler nicht Schlossen, sondern Steine, die vom Jehova selbst, der für sein Volk stritt, vom Himmel herabgeschleudert wurden. — Die folgenden Worte: *Sonne stehe still* u. s. w. sind vielleicht ebenfalls aus einem Nationalgesange genommen und hier eingestreut, wo der Wunsch des nach Sieg dürstenden Feldherrn, dass sich Tag und Nacht verlängern möchten, mit dem kühnern Ausdruck bezeichnet wird: *Sonne — Mond stehe still.* Wäre das auch nicht, so schiene mir der kühne Ausdruck im Munde eines feurigen Feldherrn auf dem Schlachtfeld sehr natürlich zu seyn. — Eben so kühn ist der Ausdruck: *da standen stille Sonne und* (nicht zugleich, sondern nachher) *Mond.* Es schien nur so, weil es den Streitenden *vorkam*, als hätten sich Tag und Nacht *verlängert*, weil sie so viele und grosse Thaten binnen einer Zeit verrichtet hatten, binnen welcher man sie *gewöhnlich* nicht ausführen kann und ausführt. Weil nun nach dem geäusserten Wunsche des Feldherrn das furchtbare Wetter erfolgte und das Treffen den glücklichen Ausgang hatte, so sah man dies als höhere Wirkung des Gebets des Josua an und das Factum wurde so in den Heldenliedern der Nation besungen. — Was das *Sepher Hajaschar* betrift, so ist ישר eigentlich *geraden Weges fortgehen* und daher *vielleicht*, auf den Krieg übergetragen, *tapfer*, *muthig* auf den Feind losgehen; dann wird's überhaupt für das griechische ... *brav, wacker, bieder* gebraucht. In dem Buche *der Bravheit* waren nämlich die Beyspiele der Tapferkeit, des Muths, der Bravheit aus der Geschichte der Israeliten gesammelt und in Gesängen vorgetragen, welche man vielleicht oft las und auswendig lernte. Es waren Gesänge, wie etwa der auf den Harmodius und Aristogiton, den uns Athenäus 15, 14. aufbehalten hat, oder die Schlachtgesänge des Tyrtäus u. a." — Der geographische Theil dieses ...chs ist mit vorzüglichem Fleisse bearbeitet. Unerachtet der Vf. nach dem Plan des exegetischen Hand... N. T. gearbeitet zu haben versichert, so geht er doch in sofern von demselben ab, dass er nicht bloss die verschiedenen Erklärungen der Ausleger, wie es dort geschieht, anführt und den Lesern die Wahl unter ihnen überlässt, sondern sein eigenes freymüthiges Urtheil dazusetzt und zur weitern Beurtheilung auf andere Hülfsquellen überall verweist. Wenn endlich der Vf. dieses exegetische Handbuch für *Prediger*, *Schullehrer* und *gebildete Leser* bestimmte: so könnte es allerdings *Schullehrern* etwas befremden, dass sie von der Klasse *gebildeter Leser* ausgeschlossen werden; *Prediger* aber als *Prediger* werden wohl schwerlich ihre Rechnung dabey finden, und scheinen daher bloss dem Verleger zu Gefallen mit auf dem Titel genennt worden zu seyn; wenn nicht etwa der Vf. um *eben dieser Leser* willen statt der zu erklärenden hebräischen Textes Worte die abgekürzte luthersche Uebersetzung zum Grund gelegt hat, welche daher, gewiss zu grosser Unbequemlichkeit der *Schullehrer* und *gebildeten Leser*, bey dem Gebrauch dieses exegetischen Handbuchs zur Seite liegen muss, um die Erklärungen verstehen zu können. Uebrigens ist die Handschrift der nächstfolgenden Stücke nach der Versicherung des Vf. schon völlig ausgearbeitet, und also wird die Fortsetzung dieses Werks ununterbrochen mit jeder Leipziger Messe folgen.

MATHEMATIK.

PARIS, b. Lamarche: *Atlas céleste de Flamsteed*, réduit par *M. J. Fortin*, Ingenieur-Mécanicien pour les Globes et Sphéres. Troisieme Edition, augmentée par les Citoyens *La Lande et Méchain*. 1795. 4. (15 Livr.)

Flamsteed's Himmelsatlas in grösstem Format erschien 1729 in 28 2 Fuss langen Folioblättern. Diesen Atlas reducirte *Fortin* 1776 auf den dritten Theil, oder auf 8 Zölle, und lieferte 30 Karten in 4to. mit den Stellungen der Sterne auf 1780. (Eben diesen Fortin'schen Atlas gab Hr. *Bode* in Berlin 1782 auf 34 Blättern mit sehr vielen Verbesserungen und Zusätzen in länglichtem Format heraus, und trug über 5000 Sterne ein, da der brittische Original-Atlas, so wie dessen verkleinerte Copie von *Fortin* nur 2919 enthalten hatte. Aus öffentlichen Ankündigungen ist bereits bekannt, dass jetzt Hr. *Bode* an einen neuen ungleich grössern Himmelsatlas mit 10,000 Sternen in 20 Blättern arbeitet.) Im J. 1789 vermehrte Hr. *Méchain* die Fortin'sche Ausgabe mit vielen neuen Sternen; diese Zusätze kamen aber nicht zur Notiz des Publicums, weil noch ein grosser Theil Exemplare der Erklärung zur ersten Ausgabe übrig war. *Fortin's* Nachfolger, Hr. *Lamarche*, entschloss sich das Werk zum drittenmal heraus zu geben, und wurde vorzüglich durch Hn. *La Lande* dabey unterstützt, welcher ihm aus seinem ansehnlichen Vorrath neu beobachteter Sterne manche Vermehrungen dieser dritten Ausgabe mitgetheilt, auch einige Sterne, die zwar in Flamsteed's Verzeichnisse, aber nicht in dessen und in Fortin's Atlas standen, am gehörigen Ort

eingeschaltet hat. Dieser neue Atlas besteht, wie vorher, aus 30 Quartblättern, aber mit vielen neueingetragenen Sternen; worunter manche von der 5ten Grösse, die bey Flamsteed fehlten, und von der 6ten Grösse auch eine beträchtliche Anzahl. Er enthält, ausser den gewöhnlichen, folgende sieben neue erst seit den letztern zwanzig Jahren aufgenommene Sternbilder. 1) Der *Mauerquadrant*. Wie ehedem *de la Caille* seine Beobachtungen am südlichen Himmel durch Einführung astronomischer Instrumente und anderer Kunstwerke als neuer Sternbilder im Angedenken erhalten wollte, so glaubte Hr. *La Lande*, das grosse während der schrecklichsten Krisen der französischen Revolution von ihm unternommene Sternverzeichniss verdiene ein ähnliches Denkmal an der nördlichen Hemisphäre, und setzte den Mauerquadranten, womit vorzüglich jene Arbeit ausgeführt wurde, an den Himmel; er hat seinen Platz zwischen dem Drachen, Fuhrmann und Hercules; man findet ihn auch im *Hindenburg'schen Archiv für reine und angew. Mathem.* V. St. abgebildet. 2) Der *Erndtehüter*, oder *Messier*, dem französischen Astronomen gleichen Namens zu Ehren ebenfalls von Hn. La Lande eingeführt, und schon auf dessen Himmelsglobus von 1779 verzeichnet. 3) Der *Poniatowsky'sche Stier* (das Familienwapen von *Stanislaus Poniatowsky*) durch den polnischen Astronomen, Hn. *Poczobut*, vorgeschlagen, und auch schon in Hn. *Bode's* Atlas von 1782 aufgenommen. Man wird dem *letzten* Könige der Polen diese Verewigung seines Namens am Himmel gerne gönnen. 4) Die *Friedrichs-Ehre*, von Hn. *La Lande Trophée de Frederic* übersetzt, seit 1787 von Hn. *Bode* eingeführt. 5) *Der Einsiedler*, *Le Solitaire*, von Hn. *Le Monnier* in den Mém. de l'Acad. de Paris 1776 abgebildet. 6) Das grössere und kleinere *Herschelsche Telescop* und 7) der *Georgs-Psalter* (La Harpe de George), diese beiden von *Hell*, und das letztere dem regierenden Könige von England zum Gedächtniss eingeführt. (Also drey Könige unsers Jahrhunderts haben von den Astronomen Monumente unter den Sternen erhalten, ein grosser, ein unglücklicher, und ein guter König; alle drey Freunde der Wissenschaften.) In den Karten ist eine Anzahl von ungefähr 100 Sternen, die sich nach Hn. La Lande's Meynung, wogegen sich aber bey einigen manches erinnern liesse, nicht mehr an dem ihnen von Flamsteed zugeeigneten Orte am Himmel finden, durch ein besonderes Merkmal angezeichnet; auch schliesst nahe bey den Polen eine Ovallinie alle diejenige Sterne ein, deren gerade Aufsteigung jährlich abnimmt, statt dass sie bey andern Sternen durchaus zunehmend ist; die auf jener krummen Linie selbst befindlichen Sterne ändern ihre jährliche gerade Aufsteigung gar nicht; hier ist es eben, wo das Zeichen + der jährlichen Aenderung der Rectascension in — übergeht, und wo der Abweichungs- und Breitenkreis einen rechten Winkel bilden. Die Erklärung der Karten ist von Hn. *La Lande* ganz neu ausgearbeitet; er macht mehrere kritische Bemerkungen über das Flamsteedsche Werk, und besonders über die Entwerfungsart, welche Flamsteed gebraucht hat, und wo die himmlischen Kreise (die Meridiane und Parallele des Aequators) in einer andern Gestalt, als am Himmel, sich dem Auge darstellen. Hr. *Duc Lachapelle* in Montauban hat ein neubearbeitetes *Verzeichniss* von 860 Sternen, die auf das Jahr 1800 reducirt sind, hinzugefügt, auch manche Sterne aus Hn. *La Lande's* neuestem Katalog von 1000 Circumpolarsternen eingetragen.

KLEINE SCHRIFTEN.

GOTTESGELAHRTHEIT. *Pyrmont: Bemerkungen über verschiedene Gegenstände des Christenthums*, von *Ludwig Seebohm*. 1794. 92 S. Text 6 S. Vorrede und Inh. Anz. (4 gr.) — Das Produkt eines quietistischen Freundes vom innern Lichte und vom stillen Harren auf Gott, der es allerdings wohl ganz gut meynen mag, dem man auch das Verdienst nicht absprechen kann, auf praktische Rechtschaffenheit zu dringen, bey dem es aber in Absicht auf richtige Unterscheidung der Begriffe, gesunde Auslegung der Schrift und theologische Kenntniss jeder Art, (die er denn auch an den Religionslehrern nicht für nöthig achtet und ihnen daher füglich zumuthen kann, das, was sie umsonst empfangen haben, auch umsonst zu lehren; dagegen er unsern Predigern Schuld giebt, dass sie Basiliskeneyer ausbrüten und Spinnengewebe weben) noch erbärmlich finster aussieht. Wenn wir unsern Lesern sagen, dass der Vf. Vernunft und Schrift zu einer heilsamen Gotteserkenntniss unzureichend findet und vielmehr ein inneres Licht, ein reines, heiliges, übernatürliches, göttliches Grundwesen annimmt, welches den Menschen erleuchte, wofür er jedoch keine andern Merkmale, als in denen andere gesunde Köpfe die praktische Vernunft und das Gewissen erkennen, angiebt, und die aller elendesten Beweise aus falsch und gegen allen Sprachgebrauch erklärten Schriftstellen, dergleichen man auf jeder Seite zu Dutzenden finden kann, vorbringt, (z. B. der Glaube ist eine Substanz der Dinge die man hofft Ebr. 11, 1. πίστις ἐλπιζομένων ὑπόστασις,) so werden sie, um den Geist dieses Buchs, das für sie nicht geschrieben ist, zu ahnden genug haben. Den Vf. und seine Anhänger, für welche hinwiederum diese Blätter nicht geschrieben sind, hier widerlegen zu wollen, würde wohl mit Recht eine Thorheit heissen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 19. May 1797.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

NÜRNBERG, b. Grattenauer: *Ueber die Einrichtung, den Bau und den Gebrauch der Feuerspritzen nach hydraulischen Grundsätzen.* Ein praktisches Handbuch für Spritzenaufseher, Spritzenbauer, Brunnen- und Röhrenmeister. — Nebst vorausgesetzter Theorie der Pump-Saug-Hebe- und Druckpumpen. Bearbeitet von *Joh. Conr. Gütle*, Privatlehrer der Mathem. Naturlehre und Mechanik. I Th. 1796. 310 S. 8. mit 36 Kupfertafeln.

Hr. G. will hier für Praktiker die nützlichsten Resultate der besten über diesen Gegenstand erschienenen Schriften in einem fasslichen Tone mehr historisch als demonstrirt vortragen. Es ist also diese Schrift schon ihrem Zwecke nach blosse Compilation. Die Schriftsteller, welche Hr. G. benutzt haben will, sind besonders Karsten, Klügel, Prony, Bossut, Langsdorf, Helfenzrieder, Hesse, Voch, Belidor, Leupold *und einige* andere. Rec. weiss es aus eigener Erfahrung, wie sehr es Künstlern, denen man sonst Geschicklichkeit und natürliche Talente nicht absprechen kann, an den gemeinsten hydrostatischen Kenntnissen zu fehlen pflegt, und dass sie eben durch diese mangelhaften Kenntnisse in den unentbehrlichsten Grundlehren oft zu sehr nachtheiligen Einrichtungen verleitet werden. Solchen Künstlern — und mit unter auch manchen Oberaufsehern bey Maschinen — kann allerdings eine mit guter Wahl und Sachkenntniss gemachte Compilation hieher gehöriger Lehren nützlich werden. Zuerst allgemeine hydrostatische und *hydraulische* Grundlehren — eigentlich *bloss hydrostatische*, mit welchen allein auch Hr. G. selbsten nur bekannt zu seyn scheint. Nicht so glücklich ist Hr. G. im Vortrag der Theorie der Pumpwerke, wo ... nur zu sehr hervorleuchtet, dass er selbst eines theils diese Theorie nicht in ihrem ganzen Umfang studirt hat, andern Theils mit den Erfodernissen eines schriftlichen Vortrags nicht bekannt genug ist, wovon wir noch mehr Beweise, als hier folgen werden, vorlegen könnten. Unrichtig ist der S. 35. angegebene Unterschied zwischen Pumpwerk und Saugwerk; doch ist dies noch ein Irthum ohne Bedeutung. Wichtiger ist die Unrichtigkeit S. 39., wo der Vf. behauptet: „der Druck der Luft wirkt hierbey (nämlich bey Saugwerken, bey welchen der höchste Kolbenstand noch unterhalb der Oberfläche des äussern Wassers liegt) gar nicht mit, und alles würde im luftleeren Raum eben so erfolgen." Die Geschwindigkeit, mit ...her das Wasser auch in diesem Fall dem steigenden Kolben nachfolgt, rührt von der Verbindung der *beiden* Druckungen her, welche das äussere Wasser und die Atmosphäre auf das Wasser in der Röhre ausüben. Dass es Hn. G. selbst theils an richtigen Begriffen theils an der Geschicklichkeit fehlt, sich richtig und deutlich auszudrücken, darüber mag seine Theorie des Saugwerks (§. 25. h.) zum Beyspiel dienen: „Man betrachtet allgemein den Druck auf die „Röhren am Pumpwerke im Verhältniss zur stehen„den Höhe der Flüssigkeit darüber; allein der Druck „der Last auf die Kolbenklappe einer Pumpe im Gan„ge, ist beynahe verhältnissmässig demjenigen einer „gehobenen Wassersäule. Denn ob schon der Druck „der Atmosphäre auf die Oberfläche des Wassers, „wenn die Kolbenklappe gehoben wird, wirklich ei„ner Last von 32 Fuss Wasser gleich ist, so wird doch „diese Beyhülfe durch die Last der Atmosphäre ins „Gleichgewicht gesetzt, die stets auf der Oberfläche „des dadurch gehobenen Wassers liegt, so dass aller „Vortheil, welcher von hydraulischen Maschinen zu „erwarten steht, bloss auf der bequemen Einrichtung „beruht, und dass die Anreibung so viel als möglich „gehoben wird." Unmöglich kann irgend Einer von solchen Lesern, für welche Hr. G. schreibt, in diesem §. Sinn finden, da Rec. bey aller Bekanntschaft mit dieser Theorie kaum hat errathen können, was hier des Vf. Meynung eigentlich seyn soll. Was aber dabey noch Jedem verständlich seyn wird, nämlich der Schluss: „so dass aller Vortheil" etc. ist unrichtig, und so finden also Hn. G's. Leser hier theils *gar keinen*, theils *ganz falschen* Unterricht. S. 53. hat Hr. G. nicht bedacht, dass die Oberfläche von einem Cubikfuss nicht = 1, sondern = 6 Quadr. Fuss ist. Und dieser Fehler ist auch unter den Verbesserungen nicht angezeigt. Eine andere Unrichtigkeit in eben dem §. ist wichtiger: „ein Fisch, welcher einen Druck „von 2240 Pfund vom Wasser leidet, in welchem er „schwimmt, *fühlt* von diesem Druck *darum* nichts, „weil die Nebensäulen jener, die über ihm ist, das „Gleichgewicht halten." Welche unverzeihliche Vermengung von Begriffen! Noch erbaulicher ist die Erklärung (§. 26. i.) von dem Erfahrungssatz, dass ein Mensch den Druck der Luft nicht fühlt. Was (§. 26. l.) vom Stechheber gesagt wird, ist ganz gegen den Gebrauch, welchen man von demselben zu machen pflegt, da er nicht ganz angefüllt werden *muss* und gewöhnlich auch nicht ganz angefüllt wird; in diesem Fall bleibt aber in demselben, wenn man ihn, oben mit dem Daumen bedeckt, aus der Flüssigkeit herauszieht, nicht, wie Hr. G. sagt, *alles, was in demselben sich gefüllt hat;* sondern es fällt wegen der

zwischen dem Daumen und der eingedrungenen Flüssigkeit versperrten Luft, die sich auszudehnen strebt, ein Theil der erwähnten Flüssigkeit zurück. Des *schädlichen Raums* und seiner nachtheiligen Folgen wird zwar (§. 28. b.) erwähnt, aber ohne nähere Bestimmung der Bedingungen, unter welchen diese nachtheiligen Folgen eintreten oder vermieden werden. Hr. G. begnügt sich zu sagen: „Hier setze „ich voraus, dass die Maschine keine so nach„theilige Abmessungen habe, und dass also bey ihrem „Gang keine Luft mehr dem Effect hinderlich sey.“ Er hätte mit andern Worten sagen können: „ich setze „voraus, dass meine Leser schon wissen, was sie hier „erst lernen sollen, wie nämlich die verschiedenen „Abmessungen der Saugwerke beschaffen seyn müssen, „um nicht für den Effect sonderlich nachtheilige Fol„gen zu haben.“ Von §. 28. c. bis §. 28. f. theilt Hr. G. noch die Erinnerung mit, dass es noch einige Fälle gebe, wo das Wasser unter dem Kolben zu steigen aufhöre; aber genaue Bestimmung dieser Fälle und Vorschriften zu Einrichtungen, bey welchen solche Fälle nicht eintreten, sucht man hier umsonst. Der Leser lernt daraus eigentlich gar nichts, weil er bloss hört, dass es dergleichen nachtheilige Einrichtungen gebe, ohne angegeben zu finden, was das für Einrichtungen seyen. Solche Sätze, wie §. 28. f., scheinen bloss zur Ausfüllung des Platzes da zu stehen. Der erwähnte §. ist überschrieben; *Ein Fall, wo das Wasser zu steigen aufhört, wenn es schon über die Saugrohrklappe gekommen ist;* und der ganze §. lautet so: „man nehme an, die Saugrohrklappe liege mit dem „Wasserspiegel des Behältnisses in einer Fläche oder so„gar noch tiefer, oder sie sey an irgend einer Stelle in ei„ner Entfernung von dem tiefsten Kolbenstand ange„bracht, und man habe das Wasser über diese Klappe ge„bracht und wolle es nun durch das Saugen noch höher „bringen, so findet bey diesen neuen Fällen, welche „im Grund nur einen einzigen ausmachen, auch wie„der ein Stillstand im Steigen des Wassers statt.“ Auf solche Weise erklärt Hr. G. den in der Ueberschrift erwähnten Fall! Rec. hat diesen §. hier nur als Muster eingeschaltet, um sich daraus einen desto richtigern Begriff von der Art machen zu können, wie Hr. G. seine Leser abfertiget. Dennoch schämt sich der Vf. nicht, dieses Kapitel zu überschreiben: *Theorie des Saugwerkes.* Nach §. 30. a. ist der Vf. der Meynung, die Höhe eines Satzes bey Bergwerken hänge von dem Umstand ab, ob die Röhrenwände den Druck auszuhalten vermögend seyn. Nach §. 31. glaubt er, der Kolben werde bey einem Saugwerk nicht bloss durch seine eigene Schwere sondern *noch dazu von dem Wasser* niedergedrückt; er vergisst also, dass der ganze Druck der über dem Kolben stehenden Wassersäule von dem Gegendruck des unter demselben befindlichen Wassers aufgehoben wird, und denkt nicht mehr an seine Fische (S. 53.). Gegen §. 33. a. muss Rec. bemerken, dass er bey seinen Maschinenanlagen die Stiefel von Kiefernholz immer als die schlechtesten und die von Hn. G. gar nicht erwähnten büchenen als die besten befunden hat. Aeusserst unbefriedigend wird (§. 36. c.) erklärt, warum Saugwerke mit engern Saugröhren nicht so leicht gehen, als solche mit weiteren. Noch weniger wird hier Unterricht zur nähern Bestimmung dieses schwerern Gangs ertheilt. Sehr handwerksmässig wird (§. 36. e.) das in der Ausübung von gemeinen Brunnenmeistern gewöhnlich beobachtete Verhältniss der Saugröhrenweite zur Stiefelweite als Vorschrift mitgetheilt. Dieses ist in vielen Fällen bey weitem nicht zureichend; dagegen kann in andern Fällen die Saugröhrenweite noch viel geringer genommen werden. Eine halbe Seite (§. 36. m.) enthält die Theorie von der Berechnung der bewegenden Kraft bey einer Saugpumpe — äusserst unbrauchbar und unrichtig. Nämlich zur Wassersäule, deren Grundfläche die des Kolbens und deren Höhe die Höhe des Stempels bey seinem niedrigsten Stand über die Oberfläche des Wassers ist, kommt noch, nach unserm Vf., das Gewicht des Wassers, das über dem Stempel bis zur Ausgussröhre tritt, um die Kraft zu bestimmen, welche zur Erhebung des Kolbens erfodert wird. Dies ist gar keine allgemeine Regel; vielmehr in den wenigsten Fällen anwendbar, und zwar desto weniger, je enger, je länger und je niedriger die Saugröhre ist, und je schneller der Kolben spielen soll. Damit der Vf. nicht etwa glauben möge, es sey hier nur um theoretische Spitzfindigkeiten zu thun, so fügt Rec. hinzu, dass es eine Menge von Fällen giebt, wo die zur Betreibung des Kolbens erfoderliche Kraft 3 — 4 — 5 mal so gross seyn muss, als sie obige Regel giebt; die überdas noch sehr unrichtig den Ausdruck *Gewicht* enthält, da eigentlich *Druck* stehen sollte; denn die Aufsatzstücke auf dem Stiefel können (fehlerhaft) enger und (mit Nutzen) weiter als der Stiefel selbst seyn, und in beiden Fällen würde das Gewicht, vom Druck verschieden seyn. In einem diesem §. angehängten Exempel glaubt der Vf. mit der blossen Anmerkung wegzukommen: „Bey der Anwendung muss die Kraft „noch *etwas* grösser seyn, als hier gefunden worden „ist.“ Eben so unbrauchbar und eingeschränkt ist das (§. 36. n.) angegebene Verhältniss der Weite der Saugröhre zur Weite des Stiefels. Der ganz unbrauchbare Satz (§. 36. o.) enthält einen neuen Beweiss, wie wenig der Vf. die Gabe hat, sich verständlich auszudrücken; „Das Wasser, sagt er, bewegt sich in der „Saugröhre zu der im Stempel, wie die Quadrate der „Durchmesser“ anstatt zu sagen: Die Geschwindigkeit mit welcher sich das Wasser in der Saugröhre bewegt verhält sich zu der, mit der es im Stiefel steigt, wie das Quadrat vom Saugröhrendurchmesser zum Q. des Stiefeldurchmessers. Bey der Theorie der Druckwerke lässt er sich bloss auf die Bestimmung des Drucks ein, welchen das Wasser gegen den Kolben im Stand der Ruhe ausübt; eine Bestimmung, die ihren Platz ganz umsonst ausfüllt, weil sie in den wenigsten Fällen der Ausübung anwendbar ist, und der Leser selbst die wenigen Fälle, wo sie anwendbar wäre, aus dieser Schrift nicht einmal kennen lernt. Wir zielen auch bey dieser Erinnerung wiederum nicht auf theoretische Grübeleyen; denn es giebt Fälle, wo de-

ben im Fall der Bewegung eines 3 = 5 = 10 mal so grofsen Drucks bedarf, als derjenige ist, welchen das Wasser in der Steigröhre gegen den ruhig stehenden Kolben ausübt.

Bey den Feuerspritzen scheint Hr. G. (§. 87. b.) keinen andern Vortheil als den des *ununterbrochenen* Strals zu kennen; die dabey eintretende vom sel. Hofr. Karsten zuerst bemerkte beträchtliche Ersparung an Kraft verdient vorzüglich erwogen zu werden. Hr. G. scheint aber sogar der entgegengesetzten Meynung zu seyn, und zu glauben, dass ein Theil der Kraft in Ansehung der Wirkung auf das Wasser verloren gehe, indem er auf die Zusammendrückung der Luft im Windkessel verwendet werde, daher dann der Stral etwas von seiner Höhe oder Weite verliere: Ein sehr unrichtiger Gedanke und eine ganz falsche Erklärung der Ursache von der Erfahrung, dass Spritzen ohne Windkessel den Stral höher zu treiben vermögend sind als die mit einem Windkessel. Unrichtig ist S. 158. ff. der Satz, dass bey einer Spritze die Stiefel *möglichst weit* seyn müssen. Auch stimmt damit die Angabe S. 170. nicht zusammen. Aeusserst falsch ist der Satz (§. 106. a.), wonach sich die erfoderliche Stärke der Stiefelwand wie das Product aus dem Durchmesser des Stiefels in die verlangte Stralhöhe verhalten soll, folglich auch falsch die Berechnungen §. 106. b. und 105. c. Auch dem Satz (§. 108.) fehlt es an allgemeiner Brauchbarkeit. Das Verfahren (§. 115. a.), den Nachtheil enger Steigröhren zu beweisen, wird jeder gemeine Künstler und Werkmeister unrichtig finden, und aus der Unrichtigkeit dieses Beweises den Schluss ziehen, dass der Satz selbst, welcher bewiesen werden soll, unrichtig sey. In einer z. B. 3 zölligen Steigröhre muss freylich (bey einer bestimmten Geschwindigkeit eines bestimmten Kolbens) das Wasser 4 mal so schnell steigen, als in einer 6 zölligen Steigröhre, aber in der 6 zölligen muss auch eine 4 mal so grosse Wassermasse in Bewegung gesetzt werden, als in der 3 zölligen. — Es ist also, wird Jeder, der nicht bessere hydraulische Kenntnisse hat als der Vf., sagen, nicht abzusehen, warum im letztern Falle, d. i. bey der weitern Steigröhre, weniger Kraft nöthig seyn solle, als bey der engern. Bey Berechnung der Anordnung des Saugwerks, sagt Hr. G §. 139. c., muss die Ventilöffnung bestimmt werden. — Man kann annehmen, dass das Verhältniss des Durchmessers der Ventilöffnung *zum Verhältniss des Durchmessers* (anstatt: zum Durchmesser) des Stiefels zwischen die Grenzen 2 : 1 und und 3 : 1 fallt." Wo der Vf. diesen ganz ungegründeten und sehr sonderbaren Satz her hat, weiss Rec. nicht. Zur Berechnung des Nachtheils, welchen enge Ventilöffnungen verursachen, stellt Hr. G. (§. 143. — §. 143. b.) wiederum eine ganz neue Theorie auf. Keiner der Leser, für die Hr. G. schreibt, wird §. 143. a. verstehen; erst aus b und c sieht man, was der Vf. haben will, und findet wiederum durchaus falsche Behauptungen. Wenn z. B. mit einem Stiefel, dessen Weite 20 Quadr. Zoll betrüge, eine Steigröhre von gleicher Weite verbunden wäre, in der sich nirgends ein Hinderniss befände, so könnte die zur Bewegung des Kolbens erfoderliche Kraft = p gesetzt werden; würde nun in dieser Steigröhre irgendwo eine Schiedwand mit einer Oeffnung von 20 Quadratzollen angebracht, so würde zur eben so schnellen Betreibung des Kolbens eine Kraft P erfodert, und es wäre P grosser als p; Hr. G. sagt, es verhalte sich $P : p = 50^2 : 20^2 = 25 : 4$. Der Erfinder dieses unerhörten Satzes ist der Vf. selbst. Da noch nicht einmal $P : p = 5 : 4$ gesetzt werden kann; so erhellet aufs neue hieraus Hn. *G's.* eigene Unbekanntschaft mit der Wissenschaft, worin er unterrichten will. Nach §. 144. a und b. würde sich in erwähnten beiden Fällen, wofern $P = p$ wäre oder einerley Kraft auf den Kolben wirkte, der Unterschied der Wirkung in der Verschiedenheit der Zeit so zeigen, dass sich die Geschw. des Kolbens bey der freyen Steigröhre zur Geschw. desselben bey der angebrachten Schiedwand wie 5 zu 2 verhielte, — wiederum eine äusserst unrichtige Angabe; die Geschwindigkeiten würden für die Ausübung so gut als gar nicht verschieden seyn. Der Beweis davon würde Hn. G. zu schwer seyn, aber als Modellenmacher kann er sich davon durch Versuche leicht überzeugen. S. 274. §. 175. a. sagt Hr. G. sehr richtig, die gemeinen Spritzenmacher sähen aus Unbekanntschaft mit den Grundsätzen der Hydrodynamik nicht ein, wie nachtheilig es sey, das Wasser bey den Spritzen durch enge Röhren dem Gussrohr zuzuführen; nur klingt diese Erinnerung sehr sonderbar von einem Manne, der hier so viele Proben seiner eigenen Unwissenheit abgelegt hat, und *gleich* in den folgenden §§. neue Proben hiervon giebt. Mit dem Satz: „wenn die Rohre enge sind (§. 175. b.) so gehört nach den Berechnungen mehr als noch einmal „so viel Kraft dazu, das Wasser durchzutreiben als „bey weiten" ist gar nichts gesagt. Aus dem, was Hr. G. §. 176. sagt, folgt keineswegs, dass grössere Kraft dazu gehört, eine Spritze mit einer bestimmten Geschwindigkeit zu betreiben, wenn einem bestimmten Spritzenrohr das Wasser durch eine engere als wenn es demselben durch eine weitere Röhre zugeführt wird. Im letztern Fall leidet das Wasser zwar ein geringeres Hinderniss bey seinem Eingang aus dem Stiefel in die weitere Leitröhre, aber dagegen auch wieder eine grössere bey seinem Eingang aus der weiten Leitröhre in das Spritzrohr; denn hätte das Leitrohr gleiche Weite mit dem Spritzrohr, so würde dabey gar kein neues Hinderniss eintreten. Jeder gemeine Spritzenmacher, welcher diese Schrift soll benutzen können, wird auch diese Erinnerung zu machen im Stand seyn, und sehr wohl fühlen, dass Hr. G. seinen Satz schlecht erläutert, und gar nicht erwiesen hat. Es wird dieses Verfahren die nachtheilige Folge haben, dass der gemeine Künstler noch mehr als vorher der Theorie lachen, und um so viel fester überzeugt zu seyn glauben wird, dass sein bisheriger Glaube unwiderlegbar richtig sey. Rec. kennt einen geschickten Spritzenmacher mit seltenen Talenten, der in Lehren dieser Art erst zum höchsten Grad der Ueberzeugung, dass seine Irrthümer Wahrheit seyn.

feyn, gelangt ist, seitdem falsche Beweise gegen ihn gebraucht worden sind, Beweise nach Hn. G's. Art. Für Springwerke scheint Hr. G. noch eine ganz eigene Theorie zu haben: „Allezeit," sagt er S. 286. „wird der Durchmesser der Oeffnung des Rohrs, woraus das Wasser am höchsten springt, gegen den „Durchmesser des Rohrs, worinnen es fällt und drückt, „sich wie 1 zu 6 verhalten." Woher der Vf. diesen ganz sonderbaren Satz genommen haben mag, ist Rec. unbekannt; wohl aber weiss Rec., dass es für jede Weite des Springrohrs in Rücksicht auf Höhe des Strals desto besser ist, je weiter die Fall- und Zuleitungsröhren sind, nur dass die Erweiterung über eine gewisse Grenze keinen weiter für die Ausübung merklichen Vortheil mehr bringt. Von dem mechanischen Vortheil des Windkessels hat der Vf. gar keinen Begriff; hier (§. 193. b.) erklärt er sich darüber deutlicher als oben; „Verschiedene Spritzenbauer stehen in der Meynung, dass der Windkessel die Wirkung der Maschine verdopple. — Sie „vergessen zu bedenken, dass die Wirkung der Spritze allemal nur in der Wassermenge besteht, welche „der Kolben im Steigen forttreibt, und das (bey unveränderter Geschwindigkeit des Kolbens) die bewegende Kraft immer einerley Gewalt ausübt, es „mag solche das Wasser unmittelbar bis zur Ausgussstelle oder einen Theil dieses Wassers in den Windkessel treiben und die nachherige Erhebung dieses „Theils der Federkraft überlassen. — Der Windkessel hat also *schlechterdings keinen andern Nutzen*, als „dem Gang der Maschine mehr Gleichförmigkeit zu „verschaffen, und einen beständig fortgehenden Auslauf des Wassers zu erhalten, welches bey Feuerspritzen sehr nützlich ist." Wirklich giebt es viele Fälle, wo der Windkessel die Wirkung der Maschine nicht nur verdoppeln sondern sogar 3 = und mehrfach verstärken kann, also Fälle, wo die von Hn. G. verlachten Spritzenbauer Recht haben; dagegen giebt es nicht einen einzigen Fall, wo Hr. G. Recht hätte. Er weiss nicht, dass ohne alle Rücksicht auf Widerstand bloss dazu schon eine beträchtliche Kraft verwendet werden muss, nur *blosse Masse* in Bewegung zu setzen, und dass also die *hiezu* erfoderliche Kraft erspart wird, wenn eine Vorrichtung angebracht wird, welche hier bey Druckwerken die einmal in Bewegung gesetzte Wassermasse so in Bewegung erhält, dass sie bey jedem Anfang eines Kolbenschubs nicht erst von neuem durch den Kolben in Bewegung gesetzt werden darf. Der Windkessel ist eine solche Vorrichtung; durch ihn wird also die gesammte sonst zur Ueberwucht erfoderliche Kraft erspart, und diese kann in manchen Fällen 3 = 4 mal so gross als die gesammte Last seyn. Es ist daher auch falsch, was §. 199. gesagt wird: „Die Wasserschichten (im Windkessel) üben eine Pressung gegen einander aus, vermöge der nicht nur der hydrostatische Druck der „Wassersäule ganz ausgehalten (und zugleich alle Nebenhindernisse mit überwunden werden), sondern „noch überdies dieser Wassersäule ihre ganze Geschwindigkeit mitgetheilt wird." Wenn dieses richtig wäre, so hätte es auch mit dem obigen Satz vom Effect des Windkessels seine Richtigkeit; aber die im Windkessel gespannte Luft darf dem Wasser in der Steigröhre nicht erst Geschwindigkeit mittheilen; das Wasser, auf welches diese Luft wirkt, setzt seine Geschwindigkeit vermöge seiner Trägheit fort, und die Luft hat nur den hydrost. Druck, und die bekannten Nebenhindernisse zu überwinden. In einigen folgenden §§. (§. 200. a, b, c.) erwähnt der Vf. einige Sätze und Erfahrungen, die mit seinen vorhergehenden Sätzen gar nicht zu vereinigen sind, und die nur zu beweisen dienen, dass es in seinem Kopfe sehr chaotisch aussehen muss. Dass übrigens von Kolben, Ventilen und andern einzelnen Theilen zusammengetragne einzelne Beschreibungen in dieser Schrift vorkommen, versteht sich von selbsten; aber gerade darinn werden wohl die Spritzenbauer, Maschineninspectoren u. d. gl. am wenigsten Hn. *G's.* Unterricht bedürfen. Wenn Hr. G. Geschicklichkeit besitzt, nützliche Modelle von mechanischen Werkzeugen und Maschinen zu verfertigen, wie es nach einigen im Buche befindlichen Noten zu vermuthen ist, so muss ihm Rec. rathen, sich dieser selbst einem Gelehrten nicht unanständigen Beschäftigung ganz zu widmen, und sich nie mehr einfallen zu lassen, *über Maschinenwesen und dessen Theorie schreiben zu wollen.* Als Schriftsteller schien uns Hr. G. eine um so schärfere Rüge zu verdienen, damit man an seinem Beyspiel die einzige Antwort auf die so oft vorgebrachte Frage bestätigt sehe: *warum erschweren die hydrodynamischen Schriftsteller durch ihre algebraischen Berechnungen so sehr das Studium der Maschinenlehre, da sie doch gewiss alles Nöthige und Brauchbare aus dieser Lehre in einer allgemein verständlichen Sprache vortragen liesse?* Die einzige auf die gesammte Maschinenlehre passende Sprache ist nach Rec. Ueberzeugung die algebraische. Wer diese nicht lernen will, kann zwar ein guter Werkmeister werden, der nach anderer Vorschriften baut; aber nie ein guter Schriftsteller über Hydraulik.

Von folgenden Büchern sind neue Auflagen erschienen:

HALLE u. LEIPZIG, b. Ruff: *Versuch über die Einbildungskraft*, von D. *J. Gebh. Ehrenreich Maass.* Neue Ausg. 1797. 453 S. 8. (1 Rthlr. 6 gr.)

Ebend. b. Ebend.: *Briefe eines Engländers über den gegenwärtigen Zustand der deutschen Literatur und besonders der Kantischen Philosophie.* Aus dem Englischen übersetzt und herausgegeben von *H. v. B.* 2te Aufl. 1797. 240 S. 8. (16 gr.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 20. May 1797.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

JENA, in d. akadem. Buchh.: *Journal für die Chirurgie, Geburtshülfe und gerichtliche Arzneykunde*, herausgegeben von *J. C. Loder.* Band I. St. 1. 1797. XVI u. 160 S. 8. 3 Kupfertafeln.

Hn. *L's.* Entschluss, dieses Journal herauszugeben, fand so thätige Unterstützung, dass schon nach ein paar Monaten dieses Stück erscheinen konnte und die nächsten zwey ihm schnell folgen werden. Dies liess sich auch fast erwarten, nach dem verdienten Rufe und den Verbindungen des Herausgebers und nach dem Zustande unsrer Arzneykunde und Wundarzneykunst, da wir in Hinsicht der Meister dieser Künste andern Ländern nichts nachgeben, in Hinsicht wissenschaftlicher Benutzung und Bearbeitung der Beobachtungen sie wohl übertreffen, und doch manche Umstände unsre Praktiker von grössern Arbeiten mehr abhalten, es ihnen also willkommen seyn musste, ein Archiv für kürzere Arbeiten zu finden. Schon dieses Stück ist durch wichtige Auffätze unsrer verdientesten Wundärzte geziert, und diese und andre haben fernere Beyträge zugesichert. So lässt demnach dieses verdienstliche Unternehmen einen desto bessern Fortgang erwarten, da der Herausg. deshalb in Auswahl der Auffätze die nöthige Strenge beobachten kann, und ein competenter Richter ist. Der Gang, den so viele unsrer Journale, Magazine etc. genommen haben, und den wir bey manchem anfangs sehr schätzbaren noch jetzt leider wahrnehmen, zeigt uns, wie nothwendig eine solche Auswahl ist. Aus *Mangel an Beyträgen* ging noch keins von ihnen ein; sondern alle aus *Ueberfluss*, nämlich an unbedeutenden Beyträgen, deren Aufnahme Mangel an *Käufern* zur Folge hatte; und gerade dieses Journal könnte unter andern Umständen besonders leicht hieran scheitern. Es ist ausgemacht, dass manche treffliche Beobachtung für das grössre Publicum verloren geht, weil es so vielen unsrer Wundärzte an literarischer Bildung und darauf gegründetem Muthe fehlt; die Bekanntmachung dieser zu erleichtern, selbst durch die angebotene Umänderung der eingesandten Auffätze, ist also sehr verdienstlich. Wen überfällt aber nicht die ängstliche Erinnerung, wie viele dieser Männer unerschöpflich in Mittheilung ihrer Beobachtungen sind, die nur *sie* für wichtig halten können, weil *sie* nichts wirklich Wichtiges sahen und lasen! Der praktische Dünkel ist wahrlich noch grösser als
e.

Voran geht der *Plan*, der aus öffentlichen Blättern schon bekannt, hier aber weiter auseinander gesetzt ist. — Die Auffätze selbst sind folgende: I. *Ueber den Nutzen des Bernardschen oder Cosmischen Mittels im Gesichtskrebse*, vom Generalchirurgus *Theden*. Hier werden 8 Beobachtungen glücklich geheilter Gesichtskrebse vom Regimentschirurgus *Schneider* mitgetheilt. Er wandte das Cosmische Mittel an; der dadurch entstandene Brandschorf blieb meistens ein paar Wochen sitzen, und liess dann ein reines Geschwür zurück, welches beym Gebrauche des *balsamus Locatelli* bald heilte, so dass in 3—4 Wochen die ganze Krankheit oft gehoben war. Er liess dabey Milchdiät führen. In 2 Fällen war die Heilung nicht vollkommen. Zweymal wurde dies Mittel auch beym Brustkrebse angewandt; aber ohne Nutzen. Bekanntlich soll es bloss beym Gesichtskrebse Nutzen schaffen und Hr. *Th.* führt diese beiden Beyspiele an, *damit nicht der Wundarzt durch den glücklichen Erfolg beym Gesichtskrebse verleitet werden möchte, es auch beym Brustkrebse anzuwenden.* Diese Warnung möchte Rec. gern unwirksam machen. Durch jedes Mittel wird der Gesichtskrebs leichter geheilt, als der grössere und dickere Brustkrebs; aber auch bey diesem ist der stärkere und wiederholte Gebrauch dieses Mittels gewiss zu versuchen, da bey dieser traurigen Krankheit die Kunst nur so wenig mit einiger Erwartung eines günstigen Erfolgs versuchen kann, und die Natur dabey so gar Nichts thut, dass es, wenn man sie für unheilbar erklärte, fast so viel heissen würde, als sie wirklich unheilbar machen. Wir haben ja auch schon eine Erfahrung, dass die Cur auch eines *Brustkrebses* durch dies Mittel gelang (*Richters* medic. und chirurg. Bemerk. Th. I. S. 46.). Deshalb hat es dem Rec. hingegen wahre Freude gemacht, hier wieder eine muthige Ausrottung eines fürchterlich exulcerirten Brustkrebses zu finden, der die Kranke schon so erschöpft hatte, dass ihr Puls 150 Schläge in Einer Minute that. Seit der Operation thut er nur 80 Schläge. Da sie erst einige Tage vor dem Schreiben dieses Auffatzes gemacht wurde, so war die Cur noch nicht vollendet; die Wunde war aber noch rein, bis auf ein paar Stellen, wo die Haut wieder Neigung zur Härte bekam. Jeder wird wünschen, den fernern Verlauf zu hören. Sollte diese Stelle wieder krebsicht werden, so würde Rec. den Arsenik darauf streichen. II. *Chirurgische Beobachtungen* vom Hofr. *Richter*. Die zwey ersten sind besonders interessant, da sie ein praktischer Beweis sind, dass nicht jeder Brand stärkende Mittel fodert oder auch nur verträgt, und wie nöthig es ist, wegen der antigastrischen Behand-

lung sich nicht nach allgemeinen Machtsprüchen, sondern nach der Beschaffenheit des Kranken und der Endemie zu richten. Ein junger Mensch von äusserst ruinirter Constitution bekam eine Hiebwunde in die Armbuge, wodurch er sehr viel Blut verlor. Als der Arm nach geschehener Unterbindung brandicht ward, bekam der Kranke China, litt darauf an Irrereden, Flechsenspringen, Petechien, Friesel, und am Rande des Brandigen war keine Spur von Entzündung. Ein Blick auf die üble Wirkung der China, den Hautausschlag und die Spannung des Bauches veranlassten Hn. R., Purgirmittel zu geben; diese leerten stinkenden Unrath aus, wurden 8 Tage fortgesetzt; die Petechien und Nervenzufälle verloren sich; der vorher kleine und harte Puls wurde gross und weich, und das Brandige setzte sich durch gute Eiterung ab. Ein neuer Versuch mit China und auch mit Vitriolsäure that abermals üble Wirkung, und erst gegen das Ende der Heilung vertrug der Kranke die China. — Eine *gangraena senilis* wurde durch Abführungen schnell geheilt, da ein andrer Arzt vorher in Rücksicht des 70jährigen Alters der Kranken und des Sitzes der Krankheit an der grossen Fusszehe China und wegen der Schmerzen Opium gegeben hatte, aber mit Verschlimmerung der Krankheit. Die 3te Beobachtung betrift die Operation eines eingeklemmten Bruches, wobey ein 3 Zoll langes Stück Darm an der hintern Seite des Bruches fest verwachsen war. Dieses wurde unabgesondert zurückgelassen, um den Samenstrang nicht zu verletzen; und weil solche Stücke sich mit dem obern Theile des Bruchsackes nach und nach in den Unterleib hineinziehen, besonders wenn derselbe während der Einklemmung stark hervorgetrieben ist, wie auch hier der Fall zu seyn schien. Der Erfolg bestätigte diese Hoffnung, da am 5ten Tage nur noch 1 Zoll und am 20sten gar Nichts mehr von diesem Darmstücke zu sehen war. III. *Geschichte eines nach einem complicirten Beinbruche entstandnen und durch die Amputation geheilten Trismus*, vom Hofrath *Siebold*. Bey einem Soldaten, der durch einen Kartätschenschuss an allen 4 Extremitäten verwundet war, und besonders am rechten Unterschenkel eine starke Zerschmetterung erlitten hatte, zeigten sich am 15ten Tage Krämpfe in den Gesichtsmuskeln, die sich dann auf die Kinnbackenmuskeln fixirten und täglich stärkern Trismus machten. Hr. S. hat beobachtet, dass sich dieses gefährliche Symptom bey Wunden mit Knochenverlust erst dann einzustellen pflegt, wenn die Reproduction des Verlornen anfangen sollte (auch bey andern entsteht es gemeiniglich erst nach mehrern Tagen) und dann nach 5—6 Tagen tödtet. Nach seiner rühmlichst bekannten Thätigkeit amputirte er am 21sten Tage den Unterfuss und der Trismus verlor sich, so dass am 8ten Tage nach der Amputation von ihm keine Spur mehr war. Während dieser Zeit wurden bey dem Gebrauche passender Mittel auch mehrere Würmer ausgeleert. Merkwürdig ist noch, dass sich in der Wunde die Schmerzen vermehrten, so oft der Mund etwas auseinander gesperrt wurde. IV. *Geschichte der Ausrottung eines äusserst verdorbnen Hoden*, vom Generalchirurgus *Mursinna*. Die Krankheit schrieb sich von einer venerischen Hodenentzündung her. Es war ein starker Wasserbruch, bey dessen Operation durch den Schnitt sich der Hode von gewöhnlicher Grösse, aber platt, mit Auswüchsen bedeckt und hinten und unten fest mit der Scheidenhaut verwachsen, zeigte. Der Samenstrang war auch mit seiner Scheidenhaut fest verwachsen, dass beide zugleich unterbunden werden mussten, wobey diese Masse erstaunende Härte zeigte. Am 20sten Tage, da die Wunde sich schon der Heilung näherte, entstand Trismus, der nach und nach äusserst heftig, mit erschwertem Schlucken, Opisthotonus, allgemeiner Starrsucht, kalten geschwollnen Extremitäten begleitet wurde. Hiegegen wurden grosse Dosen Opium gereicht und Quecksilbereinreibungen und Breyumschläge angewandt, am Halse (symptomatisch) und auf der Wunde, Blasenpflaster lange in Eiterung erhalten. Das Opium that gute Dienste, sobald es starken Schweiss bewirkte und nicht Erbrechen oder Durchfall, worauf immer Verschlimmerung folgte, weshalb man die hierzu schicklichste Bereitung dieses Mittels auswählen muss. Die Krankheit stieg 10 Tage, stand 10 Tage und verlor sich dann allmälig, so dass sie 6 Wochen dauerte. Da die Unterbindung schon abgefallen war, ehe der Krampf entstand; so war die harte Scheidenhaut wahrscheinlich die Ursache, deren Druck durch das Abfliessen des vorher enthaltenen Wassers, das Zurückziehen des Samenstranges und durch ihr Hartwerden, da die Eiterung schwach war, nach und nach zunahm. Hr. M. sah schon 2mal nach der Castration den Kinnbackenkrampf und jedesmal, nachdem die Unterbindung schon abgefallen war; auch 2mal bey krebshaften Hoden und scirrhosem Samenstrange ohne Castration. Das feste Unterbinden wird wiederholt empfohlen, da sonst leichter Krämpfe entstehen, die durch neues festes Unterbinden und Mohnsaft sich zuweilen noch heben lassen. Angehängt ist die Geschichte eines langwierigen Kinnbackenkrampfs, der nach dem unvermutheten Abgange eines Bandwurms aufhörte. V. *Von einem besondern Gewächse an der Hand eines 14jährigen Knaben*, welches nach erlittener Quetschung derselben seit seinem 2ten Jahre nach und nach entstanden war, vom Leibmed. *Lentin*. (Hiezu das erste Kupfer.) Das Gewächs hatte den kleinen und den Ringfinger nach und nach ganz aus der Stelle gedrückt, so dass Hr. L. die Amputation dieser sammt dem Gewächse zum Gebrauche der übrigen Hand für rathsam hielt, die denn auch glücklich geschah. Das Gewächs bestand aus käsichter Substanz und aus kleinen in dieser unordentlich liegenden Knorpeln. Wahrscheinlich war es durch Zerreissung der Schleimbeutel entstanden, aus welchen denn die leicht zu Knorpel gerinnende Feuchtigkeit aussickerte. (Rec. sah einen ähnlichen Fall, der durch blosses Aufschneiden, Herausdrücken dieser Knorpel und nachherige Compression geheilt wurde, die Geschwulst war aber bloss am Daumen und hatte diesen noch nicht verbogen; ansehnliche Verbiegungen solcher Art lassen sich

oft nach und nach durch Bandagen ziemlich heben.) VI. *Geschichte einer sehr beträchtlichen durch Exstirpation geheilten Speckgeschwulst*, vom Hofchirurg. *Dotzauer* zu Hildburghausen. Sie erstreckte sich mit ihrem Grunde vom 1ten bis zum 8ten, 9ten Rückenwirbel und an einer Seite unter der Achselgrube durch zum grossen Brustmuskel, und hing von hier bis aufs Heiligenbein herab; die Peripherie ihres Halses betrug 27½ und die des untern Theiles 32 Zoll (S. tab. II.). Nach dem Ausbluten wog sie 25 Pfund. Diese ungeheure Geschwulst war erst etwa 4 Jahr alt. Sie wurde, nachdem ihr Hals mit einem Riemen zusammengeschnürt war, durch den Schnitt weggenommen bis auf ein kleines Stück, welches man, weil die Kranke eine heftige Ohnmacht, wahrscheinlich durch Zerren an einem Rückennerven, bekam, sitzen liess, und nachher durchs Haarseil fortschaffte. Einige Tage hatte die Kranke heftige Krämpfe, wohin auch die Blindheit zu rechnen ist; sie verschwanden aber bald, und nach ¼ Jahr war die Wunde geheilt. VII. *Von den wirkenden Naturkräften bey Verletzungen des menschlichen Körpers und diesesmal besonders bey wichtigen Kopfverletzungen*, vom Leibarzt *Stöller* zu *Langensalza*. Der Zweck dieses Aufsatzes ist höchst wichtig und gehört zu den wohlthätigen Bemühungen der neuern Wundärzte, die Natur weniger, als sonst, zu despotisiren. Rec. hat auch das Vergnügen gehabt, in den diesmaligen Kriegsspitälern *viele Kopf*verletzungen ohne Trepanation glücklich *geheilt* zu sehen, die nach dem alten Glauben ohne diese Operation hätten tödtlich ablaufen sollen. Hier sind 2 Depressionen mit Fissuren beschrieben, die bald und ohne übeln Nachlass geheilt wurden, obgleich äussre Umstände die (vielleicht doch nur im letztern Falle) angezeigte Trepanation verhinderten. Zuletzt werden 3 Sectionen nach der Trepanation Gestorbener erzählt, wobey aber die gefundene Zersprengung der Grundfläche der Hirnschale gerade zeigt, dass hier kein Mittel helfen oder schaden konnte. VIII. *Eine Hemeralopie mit einem sonderbaren Lichthunger verbunden*, beobachtet vom Hofr. *Vogel* zu *Rostock*. Bey einem jetzt 1 jährigen Kinde bemerkte man schon früh ein ungewöhnliches Fliegen der Augen und besondre Begierde nach dem Lichte. Nicht stark beleuchtete Dinge kann es nicht erkennen und während eines chronischen Fiebers sah es gar nicht. Die Pupille ist ungewöhnlich gross und zieht sich durch das Licht weniger als gewöhnlich zusammen. (Der genannte Lichthunger und die Dunkelheitsscheue scheinen dem Rec. doch weniger eine unerklärbare Idiosynkrasie zu seyn, als Folge des kindlichen Alters, welches einen seiner vorzüglichsten Reize im Sehen findet, und zugleich der Unmöglichkeit, bey schwachem Lichte diesen Reiz empfinden zu können. Dasselbe Fliegen der Augen als Folge des Suchens nach Licht sah Rec. bey einem ganz zarten Kinde mit angebornem grauen Staare.) Der Vf. behandelt dies Uebel jetzt mit antiskrophulösen Mitteln, auf deren Erfolg wir begierig sind. IX. *Einige Beobachtungen über den grauen* ... vom Hofrath *Hildebrandt*. In diesem Stücke nur erst die Beobachtung eines überall verwachsnen grauen Staars, der nach einem Stiche mit einer Gabel in die *sclerotica* nahe an der Hornhaut entstand. In den ersten Tagen erregte diese Verletzung keine starken Zufälle, dann aber eine sehr heftige Entzündung, die trotz der besten Behandlung 3 Monate dauerte, und diese Verdunklung der Linse verursachte. Ob die Gabelspitze bis in die Krystalllinse drang, ist nicht zu bestimmen. X. *Geschichte eines doppelten Abscesses im Mittelfleische*, beobachtet vom Generalchirurg. *Gerlach* in *Königsberg*. Der eine gab Veranlassung zu einer Urinfistel. Wie der Erfolg zeigte, rührten sie nicht von einer vermutheten venerischen Vereiterung der Vorsteherdrüse her, sondern von Steinen im Blasenhalse (oder in der Harnröhre?). Eingelegte Kerzen, die viele kleine Steine fortschafften, und der Gebrauch der Bärentraube, der die Schmerzen beym Harnen hob, erleichterte die Krankheit sehr. Einen Katheter konnte man nicht in der Blase liegen lassen, weil er zu schnell incrustirt wurde. Unwillkührlichen Abgang des Harns aus gichtischer Ursache bey einem andern Kranken vermochte die Bärentraube nur zu erleichtern. Hr. *Metzger*, der diesen Aufsatz mit einigen Zeilen begleitet hat, vermuthet, dass dies Mittel gegen Gicht nichts vermöge; bey einem gichtischen Tripper fand es Rec. aber sehr wirksam. XI. *Ein einfaches Mittel gegen die Uebelkeit und das Erbrechen der Schwangern*, vom Leibmed. *Marcard* zu *Oldenburg*. Die Sauerbrunnen, die bey schleimichten Unreinigkeiten im Magen so schnelles Erbrechen erregen, sollen diesen unangenehmen und zuweilen selbst gefährlichen Zufall am zuverlässigsten heben, besonders das Selterserwasser, in andern Fällen auch Stahlwasser; freylich nur palliativ; aber eine Palliativcur, die man so oft wiederholen kann, als man will, ist bey einem Uebel, das seine bestimmten Grenzen hat, einer Radicalcur gleich zu achten. XII. *Ueber den Muttervorfall und ein neues Mutterkränzchen*, vom Professor *Brüninghausen* in *Wirzburg*. Diese Krankheit ist fast immer Folge der Geburtsarbeit und nicht, wie Einige behauptet haben, des unmässigen Beyschlafes. Die gestielten Mutterkränze hindern zu viel beym Sitzen und Gehen und beschweren durch die erfoderliche Bandage; die gewöhnlichsten ungestielten Levretischen, von Korkholz mit Wachs überzogen, werden leicht reizend, weil das Wachs abspringt. Hr. B. hat deswegen ein neues sehr zweckmässiges angegeben, welches bey Hn. Prof. *Pickel* zu haben ist. Es hat fast die Gestalt einer liegenden 8, damit Harnröhre und Mastdarm nicht zusammengedrückt werden und es doch hinreichend fest liegt. Die obere Fläche ist etwas concav, damit die Feuchtigkeit durch das Mittelloch besser abfliesst. Zugleich sind 4 kleinere Löcher da, durch welche man Schlingen ziehen kann, um ihm beym Einbringen die rechte Lage zu geben. Am Rande der breiten Theile sind schiefe Furchen eingeschnitten, weil diese es noch fester halten (Tab. III. fig. 3 u. 4.). Das Material ist Lindenholz, mit Bernsteinfirniss dick überzogen, da dieser Nässe und Wärme verträgt. XIII. *Geschichte*

einer Zurückbeugung der Gebärmutter im 4ten Monate der Schwangerschaft mit einem darauf erfolgten Abortus, vom Rath *Weineck* zu *Cahla*. Sie entstand plötzlich nach einem Falle. XIV. *Gutachten des fürstl. Obersanitätscollegium zu Braunschweig über einen muthmasslichen Kindermord*, mitgetheilt vom Professor *Roose*. Ein vortreffliches, menschenfreundliches Gutachten. Die Schwangre hatte sich wegen eines durch Erkältung der Füfse entstandnen heftigen Fiebers ins Bette gelegt; und als man auf ihr Rufen hinzu kam, fand man zwischen ihren Schenkeln unter dem Deckbette das Kind tod, von welchem man wegen fehlerhafter Section nicht gewiss bestimmen konnte, ob es geathmet hatte. Da erbliche Anlage und andre Umstände es glaublich machten, dass sie während einer Ohnmacht geboren habe, wovon mehrere Beyspiele gesammelt sind; so wurde sie freygesprochen. XV. *Kurze Nachrichten und Neuigkeiten*. Dr. *Weineck* heilte sich durch das Cosmische Mittel ein bösartiges Geschwür, welches er durch ins Gesicht gesprützte Krebsjauche bekommen hatte. — *Pelletan* macht im ehemaligen *Hôtel Dieu* den Steinschnitt jetzt immer mit *Frère Cosme's Lithotome caché*, und *Flajani* in *Rom* verrichtet ihn nach *Chefelden*. Bey der letztern Methode bedient man sich in Neapel einer Sonde, deren Rinne den *Cul de sac* an der Convexität hat. (Rec. zieht mit Hn. *Loder* das Hawkinsche Gorgeret vor, und würde diese beiden Methoden am wenigsten annehmen, da die unterliegenden Theile dabey am wenigsten geschützt sind, und bey der letztern der Schnitt gar zu unsicher ist.) Eine ins Ohr gerathene Nadel machte Taubheit, und wurde nachher ausgebrochen; sie müsse durch die Eustachische Röhre in den Schlund gerathen seyn. Kurze Nachricht von den Vorlesungen zu Pavia, Einrichtung der Entbindungsanstalt in Marburg. XVI. *Anzeige von neuen Schriften*. Diesmal von *Sabatier's* Lehrbuch für praktische Wundärzte, *Lombard's* Bemerkungen über die Kopfverletzungen, *Kok's* Dissertation über die Gefahr des Zurücklassens der Nachgeburt und *Stein's* Anleitung zur Geburtshülfe, fünfte mit §§. und Kupfern vermehrte Auflage.

Folgendes Buch ist neu aufgelegt erschienen:

Berlin, in d. akadem. Kunst- und Buchh.: *J. H. Tieftrunks Censur des christlichen protestantischen Lehrbegriffs nach den Principien der Religionskritik mit besonderer Hinsicht auf die Lehrbücher* von D. *J. C. Döderlein* und D. *S. F. N. Morus*. I. Th. 2te Aufl. 1796. 380 S. 8.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Eisenach*, b. Krumbhaar: *Das Bad zu Ruhla*, von D. *Wilh. Heinr. Sebast. Bucholz*, fürstl. sächs. Bergrathe und Hofmed. u. s. w. Nebst einer kurzen geographischen, historischen und statistischen Beschreibung des Orts Ruhla. 1795. 48 S. 4. mit 3 Vignetten und einer Tafel über das Verhältniss der Bestandtheile der ruhlaischen Mineralwässer. (18 gr.) Der Vf. redet zuerst vom Alter und von der Lage des Städtchens Ruhla, von der Zahl der Einwohner desselben, von den dasigen Fabriken u. s. w., beschreibt dann die Gebirgslagen und Fossilien, die in diesem Städtchen und in der Nähe desselben vorkommen, und theilt endlich lehrreiche Nachrichten von den Bestandtheilen und Heilkräften der dasigen mineralischen Wässer mit. Die historischen, statistischen und mineralischen Bemerkungen, die Hr. B. grösstentheils von andern Schriftstellern, z. B. von mehrern Geschichtschreibern und Geographen, vom Verfasser der mineralogischen Reisen durch das Herzogthum Weimar und Eisenach u. s. w. entlehnt hat, dünken uns weniger interessant zu seyn, als die, welche die mineralischen Wässer betreffen; wir wollen also nur bey diesen letztern etwas verweilen und unsern Lesern die Hauptresultate der Nachforschungen des Vf. kürzlich bekannt machen. Der ruhlaer Gesundbrunnen ist 1737 entdeckt und von dieser Zeit an oft, sowohl innerlich als äusserlich, wider mancherley Krankheiten mit Nutzen gebraucht worden. Indessen hat man, bis auf die neuesten Zeiten, nur sehr unvollkommne Kenntnisse von den Bestandtheilen und Tugenden dieses Wassers gehabt; die Regierung wünschte daher, dass sorgfältige Versuche in dieser Rücksicht angestellt würden, und sie veranlasste den Vf., sowohl die Brunnen- und Badeanstalten zu besichtigen, als auch die Wässer der verschiedenen Mineralquellen der dasigen Gegend zu untersuchen. Hr. B. hat diesem Auftrage so, wie man von ihm erwarten konnte, entsprochen, und die Wasser durch Hülfe einiger der vorzüglichsten Reagentien, und mittelst der Abdampfung, Auflösung der Rückstände u. s. w. in ihre Bestandtheile zerlegt und so die Mischung der Wässer selbst, als auch das Verhalten der verschiedenen Theile derselben zu einander genau bestimmt. Ruhla hat eigentlich mehrere mineralische Quellen, deren Wasser aber nur wenig von einander unterschieden sind; sie führen alle freye Luftsäure, salzsaure, luftsaure und schwefelsaure Kalkerde und luftsaures Eisen bey sich, und gehören überhaupt unter die sogenannten Stahlwasser. Der Vf. hat in einem Pfunde des Wassers des Trink- und Badebrunnens $\frac{1}{10}$ Gran salzsaure Kalkerde, $\frac{1}{8}$ Gran luftsaure Kalkerde, $\frac{1}{4}$ Gran Gyps, $\frac{6}{11}$ Gran luftsaures Eisen, $\frac{2}{11}$ Gran Extractivstoff und $2\frac{2}{5}$ Kubikzoll Luftsäure entdeckt, und eben diese Bestandtheile hat er auch, aber in einem von jenem etwas abweichenden Verhältnisse, in den Wassern der schraderischen Quellen, des storchischen Brunnens und des Mühlbrunnens angetroffen. Das letztere ist am reichlichsten mit Eisen ($\frac{1}{2}$ Gran in 1 Pfunde) und mit salzsaurer Kalkerde ($\frac{1}{4}$ Gran in 1 Pfunde), und eben so reichlich, wie das Wasser des Trink- und Badebrunnens, mit Luftsäure geschwängert, und es verdient daher zum arzneylichen Gebrauche vorzüglich empfohlen zu werden. — Die klinischen Versuche mit welchen der Vf. die Wirksamkeit dieser mineralischen Wasser zu erweisen sich bemüht, sind von den Hn. *Storch*, *Hufeland* und andern Aerzten angestellt worden, und sie machen es sehr wahrscheinlich, dass das ruhlaer Bad eine Stelle unter den stärkenden, krampfwidrigen, und antarthritischen Heilmitteln behaupte.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 20. May 1797.

GESCHICHTE.

Ohne Druckort: *Der Landtag im Herzogthum Wirtemberg*; im Jahr 1797. Erstes Stück. 1797. 107 S. 8.

Auf den im vorigen Sommer mit dem französischen General Moreau abgeschlossenen Waffenstillstand zwischen der französischen Republik und Wirtemberg wurde von dem Herzog von Wirtemberg ein sogenannter *Landtag* (dergleichen seit 44 Jahren in Wirtemberg nicht gehalten worden ist) auf den 22 Sept. 1796 ausgeschrieben, um zu Entrichtung der zugesagten Contributionen mit den sämmtlichen Landständen die erfoderliche Berathschlagung zu pflegen. Wegen des Rückzugs der Franzosen aber und wegen anderer Hindernisse wurde dieser Termin weiter hinausgesetzt, und auf den 17 März 1797 bestimmt. An diesem Tage hat die zusammenberufene Landversammlung wirklich ihren Anfang genommen, und die *Berathschlag*ungen sowohl als die verschiedenen Vorfälle, welche sich hiebey ereignet haben, enthalten in der That *Merkwürdigkeiten*, welche nicht bloss für Wirtemberger allein interessant sind. Noch vor Eröfnung der Sitzungen wurde sogleich über mehrere Fragen, insbesondre über die Wahlfähigkeit der abzusendenden Repräsentanten, gestritten. Viele Städte und Aemter behaupteten, es sey nicht nothwendig, dass die abzuschickenden Deputirten Mitglieder von Magistraten seyen; auch jeder andre *selbstständige* Bürger könne hiezu auserseben werden. Das Herzogl. Geh. R. Collegium erliess aber (im Sept. 1796) ein Rescript hiegegen, und gab zu erkennen, es sey dem Inhalt der alten Verträge, Landtagsrecesse, und der Observanz gemäss, dass blos Mitglieder von Gerichten oder Räthen deputirt würden..... Hiernach sind dann auch die Wahlen der Deputirten von den Landständen wirklich eingerichtet worden. Von 66 Städten des Herzogthums wurden solche Deputirte gewählt; zu denselben kommen aber noch 14 Prälaten und Aebte, und eilf weitere Repräsentanten von so viel Städten und Aemtern, welche bisher schon durchgehends Mitglieder des engern und des grossen *Ausschusses* gewesen waren. Die Dauer dieser Ausschüsse währt nur bis zu der ersten Sitzung des Landtags selbst, wo dieselbe auch jetzt (den 18ten März) der Ordnung gemäss, die Resignation ihrer Stellen erklärten, und von der Stimmenmehrheit der anwesenden Deputirten entweder die Annahme dieser Auffagung oder die Bestätigung in ihren bisherigen Functionen erwarteten. Ueber diese Resignation gab es nun sogleich in der *ersten* Session der grossen Versammlung zu Stuttgart sehr ernsthafte Debatten; worüber in der vor uns liegenden Schrift die Acten gesammelt sind. Der Landtagsdeputirte von Tübingen, Bürgermeister *Hauff*, votirte gleich zum Anfang dahin, dass, in Abwesenheit der Ausschüsse, über die Wahl eines neuen Ausschusses gestimmt, nur die Hälfte der bisherigen Ausschussglieder eligibel erkannt, und jedes Votum der Repräsentanten genau protocollirt werden sollte, fügte auch noch einige Punkte über den perennirenden Ausschuss, und über die abzugebende Rechenschaft in der Amtsführung der bisherigen Ausschussdeputirten bey. Hiegegen liess sich der eine Landschaftsconsulent *Kerner* in einige nachdrückliche Aeusserungen aus, durch welche die anwesenden Deputirten geschreckt und zur provisorischen Wiedereinsetzung der bisherigen Ausschüsse bewogen wurden. *Kerner* behauptete nämlich, das Vaterland sey in Gefahr, und das Tübingische Votum sey höchst bedenklich. Der Tübingische Deputirte verlangte Erläuterung, wurde aber zum Stillschweigen angewiesen; und die verlangte Protocollirung der einzelnen Stimmen, welche hierauf abgegeben wurden, ward unterlassen.

In der 2ten Sitzung trat der Tübingische Deputirte sogleich mit einer Protestation gegen das illegale Verfahren der letzten Session auf, und verlangte eine neue Stimmensammlung über die Bestätigung oder Aufhebung des Ausschusses, mit Angabe genauer Determination. Dieses feyerliche Votum machte grosses Aufsehen. Die Ausschüsse wollten aber keine Rücksicht darauf nehmen, und keine neue Stimmengebung vorgehen lassen. Da stand der Tübingische Abgesandte auf, und 25 andre ständtische Gesandte mit ihm, und zeigten sich entschlossen, die Versammlung zu verlassen. Die Furcht vor dieser Trennung wirkte auf die übrigen; sie traten zusammen, und sehr viele äusserten nun, es sollte noch einmal votirt werden. Da indessen diese Stimmengebung in dieser Sitzung selbst nicht mehr zu Stande kam, so übergaben noch an demselben Tag die 25 städtische Deputirte, mit dem Tübinger, eine Vorstellung bey dem Geh. R. Collegium, zeigten darinn das gesetzwidrige Benehmen des Landschaftsconsulenten an, rechtfertigten die bemeldete Protestation, und trugen auf eine zweyte Stimmengebung an, da zumal gewiss sey, dass ein Theil der Deputirten selbst gegen ihre Instruction, bloss durch die unbefugten Gegenreden des L. Consulenten abgeschreckt, votirt hätten. — Ehe noch eine Resolution von dem Geh. R. Collegium hierauf erfolgte, vereinigten sich die Stände durch Privateröffnungen und bereits am folgenden Tage ward der Schluss

zu einer neuen Stimmengebung gefasst. Diese ist hierauf erfolgt; und zum Nachtheil vieler Glieder der bisherigen Ausschüsse ausgefallen. Darüber wird der Herausgeber dieser Actenstücke in dem folgenden Heft das gehörige mittheilen. — Das gegenwärtige enthält in den gesammelten Berufungsschreiben, Vorstellungen und Votis noch verschiedenes, das besonders in unsern Tagen viele Aufmerksamkeit verdient. — Dass die bey Eröfnung des Landtags gehaltene Predigt *wörtlich* in *diese* Sammlung aufgenommen worden, dürfte dem Herausgeber doch kaum verdankt werden, ob sie gleich nicht ohne Werth ist.

Ohne Druckort: *Gallerie ausgezeichneter Handlungen und Karaktere aus der Französischen Revolution.* Mit Kupfern von Küfner. *Erster Band* (oder vielmehr des Ersten Bandes *Erstes Stück.* Michaelismesse 1795. 112 S. 8. *Ersten Bandes. Zweytes Stück* (auf dessen Titel, zwischen *Handlungen* und *Charaktere,* noch: *Reden* eingeschaltet ist). S. 113—250.

„Die Franken — heisst es im Eingang des *Vorberichts* — haben seit sechs Jahren Thaten und Charakterzüge vor uns aufgestellt, welche den Menschen „auf seiner letzten kühnsten Höhe, so wie in seiner „tiefsten schrecklichsten Verirrung zeigen;" (wer kann bestimmen, wie hoch der Mensch steigen, und wie tief er sinken kann?) „Züge, wozu sich im Umfange „der Weltgeschichte wenig *Gleiches*, schwerlich etwas „*Höheres* auffinden lässt." (Sollte nicht der *erste* Satz dieser Behauptung schon durch die französische Particulargeschichte wenigstens sehr zweifelhaft gemacht werden?) „Bisher glaubte man immer, dass jener „Geist unter den Menschen erloschen sey, der die al„ten Griechen und Römer zu Thaten der Kriege und „des Friedens antrieb, an denen wir nur, wie an den „Schöpfungen eines Homers, Shakspears, Dante's, „Milton's hinaufstaunen konnten." (Wer hat das bisher geglaubt? Und sollte es jemand geglaubt haben, war es nicht aus Mangel tief genug eindringender Kunde, oder auch wohl aus Missverständniss dessen, was hie und da einer unserer Meister, gewiss in anderer Meynung und in anderer Absicht gesagt hatte?) „Es schien, als habe die Gottheit in jenen beiden Völ„kern blos ein Beyspiel aufstellen wollen, wie weit „*Schönheit* und *Grösse* unter den Menschen gedeihen „können, und nach diesem aufgestellten Versuche den „Prometheischen Funken wieder zurückgenommen." (Gut, dass es doch nur so *schien!* So konnten sich doch die übrigen Nationen des Erdbodens wegen eines solchen Particularismus einer Gottheit, der es einem *Versuch* zu machen beliebt, einigermassen beruhigen!) „Hypochondrische Philosophen schwärmten schon: „die Menschheit hätte unter Perikles und August ihr „volles Mannesalter erreicht; seitdem haben sich ihre „zeugenden Kräfte erschöpft, und sie nickt jetzt sicht„bar dem Greisenalter zu; kaum dass wir noch Kraft „genug haben, die Thaten und Werke zu fassen, die „sie damahls aufstellte." (Wer sind denn aber die hypochondrischen Philosopen, die *das geschwärmt* haben sollen?) „Wir sind seitdem von diesem Irrthume „zurückgekommen, und die *Amerikaner* und *Franken* „haben gezeigt und werden es vermuthlich immer „mehr zeigen; dass das Grosse und Göttliche im Men„schen blos eines geschickten Stosses, blos günstiger „äusserer Umstände bedürfen, um jene Wunder der „alten Welt wieder zu erneuen. Der Gedanke ist da„her sehr natürlich, aus Frankreichs immer wichti„ger werdenden Revolution" (wie undeutsch und schwerfällig, um nichts mehr zu sagen!) „solche Sce„nen und Charaktere auszuheben, welche den Anbeter" (freylich den Anbeter!) „der Alten mit der neuen „Zeit wieder aussöhnen, und den tausendfach ge„priesenen, erzählten, besungenen, gemahlten und „in Stein gehauenen Thaten, die nur die Herodot, „Thucydides, Livius, Sallust, Tacitus, Plutarch er„zählen, an die Seite gesetzt werden können. In un„sern Zeitungen darf man sie freylich nicht suchen: „entweder sind sie hier ganz übergangen oder durch „Parteygeist, Sprache und Vortrag zu widerlichen „Carrikaturen entstellt." (Alle? und überall?) „Aber „der Nationalconvent zu Paris selbst hat Sorge getra„gen (wie leicht zu vermuthen war!) diese köstlichen „Züge des Republikanergeistes der Vergessenheit zu „entreissen; und unter der Aufsicht der Ausschüsse „für den öffentlichen Unterricht sind bereits einige „Sammlungen in diesem Geist erschienen. Diese und „der Moniteur und Berichte von Augenzeugen" (wer waren diese? Franzosen oder Deutsche?) „*sollen,* „mit Zuziehung der besten *englischen* und *französischen* „Schriften über die Revolution, die Quellen bey dem „Werke seyn, wovon man hier dem Publikum das „erste Heft vorlegt." (Hier werden nun die beiden Sammlungen: *Tableaux de la Revolution franç.* etc. bis zur 22ten, und *Recueil des Actions héroiques et civiques,* bis zur fünften Lieferung, ausdrücklich erwähnt. Einige Zweifel von der Brauchbarkeit derselben zu *Quellen* dringen sich leicht auf und sind bekannt genug.

Nach diesen Grundsätzen, wenn man es so nennen will — enthält nun das *erste* Stück:

I. *Einleitung.* II. *Revolutionsgemälde.* 1) Zug der Poissarden nach Versailles. 2) Der Engländer Mesham erhielt die erste Bürgerkrone. 3) Blutbad zu Montauban. III. *Danton's Portrait.* IV. *Ueber die französische Revolution.* V. *Revolutionsanekdoten.* VI. *Rousseau;* so dass, laut des Vorberichts, bey Nr. I. II. und V. die so eben erwähnten beiden Werke zum Grunde gelegt sind. Nr. III grösstentheils nach einem bekannten Auffatze in den *Friedenspräliminarien* entworfen, Nr. IV. aus *Moore* entlehnt, und N. VI endlich aus dem Tagebuche des Herausgebers geliefert worden ist. — Im *zweyten* Stücke findet der Leser: I. *Einfluss Wirkungen der Revolution* (vom Herausg.) II. *Revolutionsgemählde* (in fortlaufenden Nummern). 4) Plünderung des Zeughauses zu Lyon. 5) Die Gebrüder Agasse. 6) Arbeiten auf dem Marsfelde. 7) Bundesfest. (sämmtlich aus den Tableaux etc. III. *Rousseau.* Beschluss. IV. *Revolutionsanekdoten.* V. ...

1) Volksenergie. 2) Terrorism. 3) Fünfter Feldzug. VI. *Danton's Rede vom* 27 *März* 1793. — —

Man sieht aus diesen Inhaltsanzeigen, dass man im Buche *mehr* erhält, als seine Aufschrift, selbst nach dem Zusatze im Titel des *zweyten* Stücks, erwarten lässt. Gehört es aber auch *hierher?* Was soll uns *hier* eine ausführliche Biographie und Charakterzeichnung von *Rousseau*, so anziehend sie wirklich an sich seyn mag? — „Dass R. hier eine Stelle fand, bedarf keiner „Entschuldigung, da *Er* und *Voltaire* (den wir künf„tig aufstellen werden) durch ihre Schriften mehr „Einfluss auf die Revolution gehabt haben, als eine „ganze Nationalversammlung." — Aber konnte nicht dieser Einfluss gezeigt werden, ohne bekannte Dinge vielleicht noch immer zu einseitig, zu wiederholen? Und da dieser Einfluss blos angedeutet, nicht in klarer Darstellung entwickelt worden ist, wozu eine Lebensbeschreibung, die sehr füglich als bekannt vorausgesetzt werden konnte? — Doch der Herausgeber behauptet, am Schlusse des Vorberichts: es verstehe sich, dass die Ausführung seines Plans erst nach der Erscheinung *mehrerer* Hefte beurtheilt werden könne; und so mag denn die Beurtheilung jener zweifelhaften Frage bis zur weitern Entwickelung dieses Plans — von welchem freylich Rec. noch keine deutliche Vorstellung zu haben, bekennen muss — ausgesetzt bleiben.

Die meisten Aufsätze in den beiden vorliegenden Heften sind blos übersetzt, und zwar so übersetzt, dass sie Spuren genug von Anhänglichkeit an die Urschrift und von Uebereilung verrathen. So z. B. I. 22. „Es weicht, (ein Bataillon Nationalgarde) es öffnet ihnen den Eingang (den Weibern); sie *bersten in drangen Massen* hinein." — Und Uebereilung oder Vernachläfsigung muss man es doch wenigstens nennen; wenn man (II. 181.) *Mietan* statt Niedan, und *Bienne* statt Biel, findet. — Sonst fehlt es, wenn man von den strengen Foderungen absieht, an Stoff zur Unterhaltung gar nicht, und die Kupfer sind in Zeichnung und Stich, wenn auch nicht ganz untadelhaft, doch in der That recht gefällig.

SCHÖNE KÜNSTE.

Hamburg, b. Hoffmann: *Laterna Magica, ein satirisch-moralischer Roman*, ohne *Vehme, Ritter, und Pfaffen*. Erster Theil. 1795. 496 S. 8.

So weit ist es also mit den Ritterromanen gekommen, dass nun Romanenschreiber auf dem Titel und in der Vorrede sich dem Publikum dadurch zu empfehlen glauben, wenn sie versichern, dass keine solche tumultuarische und gräfsliche Scenen bey ihnen vorkommen, als bey den geharnischten Schriftstellern, die in der Rittermaske ihren Mitbrüdern den Rang abzulaufen meynten. Es geht zwar auch in gegenwärtigem Roman nicht ohne alle Abentheuer ab, es sind aber ihrer so viele nicht, und, wenn sie gleich nicht viel Interesse erregen, so bringen sie doch nicht Schauder, Entsetzen, Eckel, und Abscheu hervor; mit *einer* Entführung, mit *einer* Entweichung, mit *einer* Ohnmacht, mit *einem* Duell, worinnen auch nur einer zu bleiben *scheint*, ist es gethan. Die Schilderungen von vierzehn oder sechszehn Personen aus der jetzigen Welt (von Bürgerlichen und von Edelleuten, von Pfarrern und Hofmännern) ist der Hauptendzweck des Verfassers, und er hat ihre Karaktere so lebendig dargestellt, dass sie dem Leser vor Augen zu schweben scheinen. Vornehmlich ist der höfische Schwätzer, der niedrige Kabalenmacher mit glatter Zunge und feinem Tone der grossen Welt recht natürlich karakterisirt. Bey der grossen Menge der Personen wird der Leser auch durch eine Menge von Begebenheiten, die durch sie veranlasst werden, zerstreut, und seine Aufmerksamkeit zertheilt. In dieser Rücksicht hat der Vf. sein Werk *Laterna Magica* betitelt, in so fern in seinem Roman eine Reihe von Sittengemälden schnell auf einander folgt. Weil es aber scheinen könnte, als wenn er sich dadurch die Arbeit gar zu leicht mache, und, frey von allem Zwange eines gewissen Plans, die Zahl der Bände bis ins Unendliche vermehren könnte, so versichert er, dass der *zweyte* Theil das Ganze beschliessen, und der Leser dann überzeugt werden solle, wie, wenn gleich jetzt einige Episoden isolirt da zu stehen scheinen, alles doch bestimmt sey, am Ende in einander zu greifen. Schon jetzt ist es deutlich, dass ein verdorbner Kaufmann, der unter einem angenommenen Namen auf dem Lande privatisirt, ein Mann, der zwar die grosse Welt verabscheuet, und die Einsamkeit vorzieht, aber doch die Menschen so wenig hasst, dass er vielmehr bey eingeschränkten Umständen sehr viel Wohlthaten ausübt, in Gesellschaft, besonders weiblicher, munter wird, und sich sogar verliebt, die Hauptrolle spielen soll. Unter den übrigen Personen sticht am meisten die Tochter eines Apothekers, nicht so wohl durch ihren eignen Karakter, der, ausser ihrer, ihren Stand und Erziehung übersteigenden, Aufklärung, sich durch nichts auszeichnet, als durch das, was sich mit ihr ereignet, hervor. Ihre erste Verführung sollte nur nicht vor den Augen des Lesers geschehen; auch ist ihr adelicher Verführer so ganz von der gewöhnlichen Art. Durch sie aber wird ein Mennonit in die Geschichte eingeflochten, dessen schlichtes und gerades Wesen (ob man gleich dergleichen Charaktere in Romanen und Komödien schon viele gehabt hat) sehr unterhaltend ist. Etwas unwahrscheinlich ist es freylich, dass er, den man anfangs als einen Scheinheiligen kennen lernt, und der selbst jener Person nachstellt, nachher ihr eifriger, und ganz uneigennütziger Retter wird. Eben so unwahrscheinlich ist es, dass der erste Verführer selbst, nachdem sie schon ein Kind von ihm geboren, so viel Aufwand, Ueberredung, Ränke, und Gewalt anwendet, um sie von neuem zu erobern. Moralische Belehrung findet man in diesem Roman auf allen Seiten, nicht sowohl in langen Anreden an den Leser, deren etwa nur drey oder vier vorkommen, als vielmehr in den Sentimens, die die Personen äussern. Der herrschende Ton des Vortrags aber ist der komische, weil der Vf.

 eine

eine grosse Menge satirischer Züge in seine Schilderungen eingemischt hat. Wäre seine Satire minder geschwätzig, und mehr originell, wiederholte er sich in seinen satirischen Ein- und Ausfällen weniger, enthielte er sich so niedriger Ausdrücke, wie *schwenzeliren*, *rabbeln*, *Mädchen mit breyartigen Seelen und Spitzbogenmäſsig gespannten Nerven* u. s. w. so würde man ihn noch mit mehr Vergnügen lesen. Seine Manier kann man aus folgender Stelle S. 24 beurtheilen: „Früher der Kirche zu entwischen, wäre, wenigstens „in den Augen des für die Ehre Gottes, und nebenher für seine eigne Autorität, und damit steigenden „oder fallenden Revenüen streitenden Predigers, wo „nicht Atheisterey, doch wenigstens eben so fürchterlicher Indifferentismus gewesen, der zuverläſsig am „nächsten Sonntag des Pfarrers Lunge und Fäuste zur „Ehre Gottes in erschreckliche Konvulsionen gesetzt, „und den Gottesverächter, und alle ihm ähnliche Belialskinder im Namen des dreyeinigen Gottes dem „Satan und seinen Engeln zur sichern Verwahrung „feyerlich überliefert haben würde." — Durchgängig ist die Erzählung des Vf. zu weitschweifig und gedehnt (vornehmlich sind die Personen zu oft und zu lang redend eingeführt) so daſs zu besorgen ist, der Eindruck, den die Lectüre seines Romans zurückläſst, werde eben so schnell vorübergehn, als der, den Schattenbilder an der Wand machen. Die Leichenpredigt S. 34 nimmt unnöthig Papier hinweg, indem jetzt wohl niemand mehr Lust hat, alberne Leichenpredigten, es sey im Ernst oder im Scherz, zu lesen. In der Vorrede bekennt übrigens der Vf. selbst, daſs er den Hauptfaden seiner Geschichte einem alten englischen Roman zu danken hat.

Leipzig, b. Hilscher: *Leben, Meynungen, und Schicksale Sebaldus Götz*, eines Kosmopoliten. Erster Theil. 1795. 222 S. 8.

Der Kosmopoliten sind seit einigen Jahren so viele in deutschen Romanen aufgetreten, daſs mancher Leser durch obigen Titel abgeschreckt werden wird, der abermals einen genieartigen Sonderling mit paradoxen Grundsätzen und Handlungen erwarten läſst, und, da der Titel gar dessen ganze Lebensgeschichte, und eine weitläuftige Detaillirung seiner Meynungen anzukündigen scheint, so kann auch dadurch vielen Lesern zum voraus eine Abneigung gegen dieses Werk eingeflöſst werden — aber in beiden Stücken täuscht hier der Titel. Nicht eine förmliche Lebensbeschreibung wird hier geliefert, sondern nur der Zeitpunkt ausgehoben, wo der Kosmopolit die Absichten eines Grafen unterstützt, der, durch Hofkabale verdrängt, nicht sowohl selbst nach Hof zurückzukehren, als um des gemeinen Besten willen dem verblendeten Fürsten die Augen zu öfnen wünscht; die vorhergehenden Schicksale des Weltbürgers werden auf wenigen Seiten nachgeholt — und dann liebt er zwar die Unabhängigkeit, hat nach seiner groſsen Flüchtigkeit Lebensart und Ort des Aufenthalts schon oft verändert, liebt Incognito und Freymüthigkeit, setzt voraus, daſs alle Menschen Betrüger sind u. s. w. — allein er hegt keinen schwarzen und bittern Menschenhaſs, er hat keinen unbiegsamen Eigensinn, er rechtfertigt seine wunderlichen Launen mit sophistischen Raisonnemens, er handelt geheimniſsvoll, aber nicht bizarr, sein Herz steht sogar den Gefühlen zärtlicher Liebe offen. Nur Schade, daſs drey groſse Unwahrscheinlichkeiten seinem Karakter Unbestimmtheit geben; erstlich kann der Leser nicht begreifen, wie ein Mann, der nur Hofmeister, Sprachmeister, Zeichenmeister, und Tanzmeister gewesen, zu der Feinheit und Weltkenntniſs kommt, womit er den geübtesten Hofleuten Trotz bietet; zweytens kann man nicht einsehn, wie ein Mann von seiner Offenheit und Geradheit sich zu einer fortgesetzten Verstellung, obgleich aus den besten Absichten, entschlieſsen, und diese so weit treiben kann, daſs er, mit der wärmsten Liebe für ein herrliches Mädchen erfüllt, den Wollüstling bey einer Buhlerin spielt, und sogar falsche Briefe unterschiebt; drittens läſst es sich nicht wohl erklären, wie ein Mann, dem es nirgends lange an einem Ort gefällt, so viele Beharrlichkeit haben kann, eine sehr langwierige Intrigue durchzusetzen. Bis zum Schluſs dieses Bandes gelingt ihm noch alles nach Wunsch, aber die letzten Worte auf der letzten Seite lassen ahnden, daſs er sich dadurch nur in immer gröſsere *Labyrinthe* verwickeln werde. Da sonst nichts komisches in diesem Romane vorkömmt; so hätte auch das Possenspiel im Eingang mit dem Bader, der Schlachten demonstrirt, und Prügel dafür einerndtet, wegbleiben können. Der Vortrag des Vf. hat nichts vorzügliches, aber auch keine auffallenden Fehler; nur *die Sirenentriller der Beredsamkeit* (die noch dazu zweymal S. 163 und 164 vorkommen) thun eine üble Wirkung, und da der Vf. kein Synonym für *Plane* zu kennen scheint, und auf jeder Seite wohl dreymal von *Planen* redet, so ist es doppelt widrig, daſs er immer *Pläne* für *Plane* gesetzt hat.

* * *

Von folgenden Büchern sind neue Auflagen erschienen:

Erfurt, b. Keyser: *P. Fr. Achat Nitsch's Beschreibung des häuslichen, gottesdienstlichen, sittlichen, politischen, kriegerischen und wissenschaftlichen Zustandes der Römer, nach den verschiedenen Zeitaltern der Nation.* Zum Schulgebrauch und Selbstunterricht. 2ter Th. Neue verb. Aufl. Herausgegeben von *J. H. M. Ernesti.* 1796. 1200 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Ohne Druckort: *Kurzer Unterricht in der christlichen Religion für die Jugend von der gemeinsten Fassung.* 3te Aufl. 1797. 40 S. 8. (2 gr.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 22. May 1797.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Leipzig, in der Weidmann. Buchh.: *Handbuch der allgemeinen Staatswissenschaft nach Schlözers Grundriss bearbeitet* von *Christian Daniel Voss*, Herzogl. S. Weimarischen Rath. 1 Theil. Allgemeine Einleitung. Philosophische Urgeschichte des Staats. Allgemeines Staatsrecht. gr. 8. 1796. 568 S. ingl. XVI Vorrede und Inhalt.

Hr. *V.* erklärt sich in der Vorrede sehr bescheiden darüber, dass er dieses Handbuch, als nach Schlözers Grundriss bearbeitet, auf dem Titel selbst ankündige, da es doch keinen Commentar des Schlözerischen Werkes enthalte, sondern im Wesentlichen von demselben abweiche. Hr. *Schl.* sagt er, behandele das Ganze mehr als eine Verbindung mehrerer Wissenschaften; da er es hingegen zu einer in sich selbst zusammenhängenden Wissenschaft zu vereinen und auszubilden suche. Ueber das, was der Vf. als Zweck und Wirkung dieser Wissenschaft aufstellt, wollen wir ihn selbst sprechen lassen. S. 9. §. 5. „Zweck und Wirkung dieser Wissenschaft ist, die Zufriedenheit der Staatsbürger zu befördern. Durch sie wird auf Seiten der Regierung ein stetes Streben, die Staatsverfassung und Verwaltung zu vervollkommnen unterhalten; durch sie wird auf Seiten der Staatsbürger diess richtig erkannt und beurtheilt, also auch nicht mehr verlangt werden, als geleistet werden kann. Zufriedenheit mit jeder Staatsverfassung und Verwaltung wird also mit ihr und durch sie unter den Staatsbürgern sich immer allgemeiner verbreiten und fester begründen." Die häufigen Klagen des Vf. über die wenige Achtung gegen diese Wissenschaft und deren Vernachlässigung S. 16. und 25. scheinen doch in unsern Tagen nicht mehr gegründet zu seyn, wenn man gleich ihr zum Besten die auf Academien seit Jahrhunderten bestehenden Einrichtungen nicht abgeändert hat. Rec. ist mit dem Vf. ganz einerley Meynung, dass es gut sey, jeden Staatsbürger über die Verhältnisse des Unterthans zur Regierung und den Zweck der Staatsverbindung zu unterrichten; aber das, was einem jeden davon zu wissen nöthig ist, scheint ihm sich auf so wenige und so fassliche Sätze bringen zu lassen, dass es leicht mit dem Schulunterrichte verbunden, wenigstens dieser damit beschlossen werden könnte; und man hat in den neuesten Zeiten auch wirklich hie und da darauf gedacht, diesem Bedürfnisse abzuhelfen. Wenn der Vf. vorschlägt, ein eigenes Institut zu errichten, welchem S. 35. 36. jeder künftige Staatsbürger, ehe er seine Bestimmung als Soldat, Oekonom im weitern Sinne, Kaufmann etc. antritt, einen Cursus dieser Wissenschaft und der Hülfswissenschaften machen, und welches zu besuchen er nach S. 368. sogar gezwungen werden soll: so würde diess, wie es Rec. scheint, nicht nur, was auch Hr. *V.* zu Behauptung des Gegentheils sagt, unausführbar, sondern auch unnütz, wo nicht gar schädlich seyn. Es würde demselben einen zu grossen Theil der Zeit rauben, die er zur Erwerbung der Kenntnisse und Fertigkeiten bedarf, welche seine individuelle Bestimmung fodert. Die allgemeine Einleitung beschliesst Hr. *V.* S. 42—88. mit zwey Aufsätzen, die wir schon aus dessen Bibliothek der Staatswissenschaft kennen, (S. A. L. Z. d. J. N. 82.) Der eine ist *der Gesichtspunkt, aus welchem der Grundriss der allgemeinen Staatswissenschaft entworfen, und beurtheilt werden muss*; der 2te *Schlözers und Schmalzes gegen einander gestellte und geprüfte Grundrisse der Staatskunst, nebst des Vf. Anmerkungen.*

In dem Kap. 9. giebt uns der Vf. einen Grundriss der allgemeinen Staatswissenschaft, die er in vier Hauptabschnitte theilt, a) *philosophische Urgeschichte des Staats*, b) *allgemeines Staatsrecht*, c) *Staatsklugheit*, d) *allgemeine positive Staatenkunde.* Mit jenen beiden beschäftigt sich dieser 1ste Theil. Bey der philosophischen Urgeschichte verweilt der Vf. vielleicht für die meisten Leser zu lange. So konnten sich die Bande der Gesellschaft knüpfen, so konnte persönliches Grund- und Erb-Eigenthum entstehen, dann Dienstbarkeit und Leibeigenschaft, Gesetze und Obrigkeit. Der Vf. lässt eines natürlich und ungezwungen auf das andere folgen; aber dennoch sind wir überzeugt, dass nicht *ein* Staat eben so sich wirklich bildete. Der Vf. ist zu billig, seine Urgeschichte für etwas mehr als eine Hypothese auszugeben; er bemerkt auch selbst S. 230. sehr richtig, dass alle Gesellschaftsglieder das Bedürfniss eines Oberhaupts fühlen: wir halten daher die Untersuchung über die Entstehung der Staaten für minder wichtig, so viel Interesse sie auch für den denkenden Staatsbürger hat. Darinn aber sind wir des Vf. Meynung nicht, dass es jenes Gefühl der Nothwendigkeit eines Oberhaupts war, welches diesem die usurpirte Herrschaft überliess, sicherte und näher bestimmte. Oefter war es gewiss Furcht oder Schwäche. Der Urgeschichte folgen *Zusätze und Erläuterungen, einige besondere Verhältnisse und deren Einfluss auf die Urgeschichte des Staats betreffend.* Den ersten dieser Zusätze: *Ob diess die erste und einzige Entstehungsart eines Staats gewesen sey*, haben wir oben erwähnt. Im 2 Kap. *Unein-*

geschränkt monarchisch war die erste Form der Obrigkeit, aller Wahrscheinlichkeit nach, sucht der Vf. darzuthun, dafs wenn gleich die meisten Staaten bey ihrer Entstehung eine monarchische Form erhalten haben, doch nicht nach der Meynung der meisten Philosophen, welche sich mit diesem Gegenstande beschäftigt haben, die erste Verfassung eine monarchische gewesen seyn *müsse*, und auch die Entstehung einer aristokratischen nicht unmöglich, ja selbst nicht unwahrscheinlich sey. An eine demokratische Verfassung hingegen habe anfänglich gar nicht gedacht werden können, diese sey nicht die Sache des Zufalls und des Bedürfnisgefühls, sondern „*das Werk einer Requisition gewisser Rechte.*" (S 233.) Rec. ist hier der entgegengesetzten Meynung. Ob er gleich nicht behaupten will, dafs die Entstehung einer aristokratischen Verfassung auf die von dem Vf. angegebene Weise unmöglich sey; so hält er solche doch für höchst unwahrscheinlich, und es ist ihm viel glaublicher, dafs die Hausväter sich zu gegenseitigem Schutz und Sicherheit ihres gemeinschaftlichen Interesse wegen verbunden, und gegen jeden fremden Angriff für einen Mann zu stehen, ihre inneren Uneinigkeiten hingegen durch selbst gewählte Schiedsrichter zu schlichten vereinigt, also eine Demokratie gebildet haben konnten, als dafs unter den Reichsten und Mächtigsten in dem rohen, in einen Staat noch nicht verbundenen Volke bey der nothwendigen Verschiedenheit ihres Reichthums und Ansehens eine Theilung der obrigkeitlichen Machtgewalt statt gefunden haben sollte.

Im 7ten Kap. handelt der Vf. kürzlich die Frage ab: *hat Religion einen nothwendigen Einflufs auf die Entstehung des Staats und der Obrigkeit gehabt?* Er beantwortet sie mit Nein. Rec. ist damit völlig einverstanden; einen *nothwendigen* Einflufs hatte sie nicht, aber einen höchst wahrscheinlichen, da es dem Klügeren eines rohen abergläubischen Volkes nicht schwer wurde, dieses unter dem Vorgeben zu vereinigen und zu beherrschen, dafs er mit der Gottheit in einer engeren Verbindung stehe, und von ihr mit höheren Kräften auch den Auftrag oder das Recht, Führer und Herrscher zu werden, erhalten habe.

Wir übergehen, um nicht zu weitläuftig zu werden, was der Vf. in den folgenden Kapiteln *über den Einflufs des Klerus, Erblichkeit der obrigkeitlichen Würde, Domainen und Abgaben, Verschiedenheit der Stände und Entstehung des Adels in dieser Periode der gesellschaftlichen Verbindung* sagt und bemerken nur, dafs er den damaligen Adel für eine körperlich edlere Menschenrace hält. Wohlhabenheit, sagt er, war dessen Mutter. Seine Lage veredelte ihn, so wie Armuth den Dienenden verschlechterte. Was jetzt Vorurtheil ist, war damals Wahrheit.

Der dem *allgemeinen Staatsrechte* gewidmete 2te Abschnitt theilt sich wieder in 2 Theile, von welchen der erste das *gemeine Recht*, oder die *rechtliche Bestimmung des Zwecks der Verhältnisse und gegenseitigen Foderungen und Leistungen, in der bürgerlichen oder politischen Gesellschaft*; der 2te aber das *eigentliche Staatsrecht*; *oder die rechtliche Bestimmung der Verhältnisse und gegenseitigen Foderungen und Leistungen im Staate*, in sich fafst. Jener zerfällt wieder in 4 Abschnitte; 1) *Rechtliche Befugnifs und rechtlicher Zweck der Gemeine oder bürgerlichen Gesellschaft*, 2) *allgemeine rechtliche Bestimmung des gesellschaftlichen Vertrags*, 3) *rechtliche Verhältnisse der einzelnen Gemeinsglieder, Bürgerrecht in der Gemeine*, 4) *Rechte der Gemeine oder bürgerlichen Gesellschaft, als Korporation oder moralische Person*. Diese Ueberschriften scheinen Rec. zum Theile nicht deutlich zu seyn, und auch der Ausführung fehlt es hie und da an der besonders in einem Handbuche nöthigen Deutlichkeit. In dem 2ten der obigen Abschnitte wird untersucht, was der Vereinigungs-Vertrag sey, wer solchen abschliessen könne, und was für Rechte der Einzelne der Gemeine in demselben übertrage, und übertragen könne. S. 274. sagt der Vf. §. 8. „Jeder Vertrag ist die „Wirkung des freyen Willens aller einzelnen Pacis-„centen. Von diesem bleibt also auch seine Fortdauer „und seine Auflösung abhängig. In dem Augenbli-„cke, wo alle Pacisceпten, durch ihren eigenen freyen „Willen bestimmt, den Vereinigungstractat nicht län-„ger wollen, hört er auf." §. 9. „Daher mufs auch „jeder einzelne Paciscent das Recht haben, seiner „Seits den *gesellschaftlichen* Vertrag aufzuheben, so-„bald sich sein Wille auf eine freye Weise für die Zu-„rücknahme seiner Verbindlichkeit bestimmt hat." Und hieraus schliefst er in einem der Abschnitte des 2ten Theils weiter, dafs man auch einseitig von dem *Unterwerfungs* Vertrag abgehen könne. Rec. bezweifelt zwar den ersten Satz keineswegés, aber die daraus, wie es ihm scheint, ganz unrichtig in dem §. 9. gezogene Folgerung. Soll der einzelne Paciscent einseitig von dem Vertrage abgehen können: so setzt diefs wohl einen ausdrücklichen oder stillschweigenden Vorbehalt dieses Rechts voraus. Wenn der Vf. in der Anmerkung sagt: „Man sieht leicht ein, dafs „diefs denjenigen nicht rechtfertigen kann, welcher „in dem Augenblicke der Gefahr aus Furcht davon „läuft; denn der Wille eines solchen ist nicht auf „eine freye Weise bestimmt:" so scheint dieses Rec. die Bedenklichkeiten gar nicht zu heben, sondern vielmehr die Unbestimmtheit zu vermehren. Wenn ist denn der Wille des Menschen, besonders des ungebildeten, so frey, dafs er nicht durch Leidenschaften und Begierden bestimmt werde? Haben meine Mitbürger ein Recht, mich zu nöthigen, meinen Gesellschafts-Vertrag zu erfüllen: so kann ich davon ohne ihre Einwilligung nicht abgehen, es mag Vernunft oder Leidenschaft mich dazu treiben. In Rücksicht auf sie ist diefs gleichgültig. Haben sie kein Recht: so bin ich ihnen von meinem Beweggrunde Rechenschaft zu geben nicht schuldig. Die Behauptung: S. 292. Anmerk. a) „dafs Niemand ein Recht habe, sich des Rechts der Aeufserungsfreyheit zu begeben," scheint uns so allgemein, wie sie hier steht, nicht richtig zu seyn. Eine völlige Entsagung der Aeufserungsfreyheit würde allerdings pflichtwidrig seyn, weil nur durch sie zur Vervollkommnung, der

im Zwecke unsers Daseyns, fortgeschritten werden kann; aber in einzelnen Fällen kann eine solche Entsagung zur Pflicht werden, wenn nämlich die Aeusserung unserer Meynung dem Staate oder unsern Mitbürgern schädlich werden kann. Weniger noch haben uns die Gründe überzeugt, durch welche der Vf. S. 293. zu beweisen sucht, dass man dem Staate kein Recht über sein Leben übertragen, ja sich nicht einmal verbindlich machen könne, es für den Staat zu wagen. Durch jene Behauptung soll die Unrechtmässigkeit der Todesstrafen bewiesen werden. Allein das ist theils ungegründet, theils ist damit die Sache noch lange nicht erschöpft. Rec. weiss z. B. gar wohl, dass die Menschen noch weit von der Vollkommenheit entfernt sind, das Interesse aller ihrem Interesse vorzuziehen; allein dass diess pflichtwidrig sey, und der Staatsbürger nicht einmal das Recht habe, sich zu verbinden, allenfalls auch mit Aufopferung seines persönlichen Zwecks bey dem Staatsvertrage — der Sicherung seines Lebens und Eigenthums — das Beste Aller zu befördern, wie theils in der oben angezogenen Stelle, theils im §. 25. S. 301. behauptet wird, davon hat er sich noch nie überzeugen können. Auf diese und ähnliche Sätze, z. B. „der Einzelne kann „sich selbst nie weniger seyn, als ihm das Ganze ist," S. 511. gründet der Vf. noch mancherley Folgerungen.

Den 2ten Theil, der vom Staatsrechte handelt, hat der Vf. wieder in 4 Abschnitte getheilt; 1) *rechtliche Veranlassung des Unterwerfungsvertrags, oder Entstehung des Staats*; 2) *allgemeine formale rechtliche Bestimmung des Unterwerfungsvertrags und dessen Verhältniss zum Vereinigungsvertrage*; 3) *rechtliches Verhältniss der Einzelnen unter einander, als Staatsbürger, und gegen die Obrigkeit als Unterthanen; oder Bürger- und Unterthanen-Recht im Staate*, 4) *rechtliches Verhältniss der Obrigkeit zu der Souveränität und den Unterthanen*, oder *Herrscherrecht im Staate*, womit sich der erste Band dieses Werks schliesst. Wir würden zu weitläuftig werden müssen, wenn wir auch hier dem Vf. in seinen Untersuchungen näher folgen wollten, und bemerken nur, dass er überhaupt sehr freymüthig in seinen Urtheilen ist, und dieses auch bey diesen Untersuchungen beweisst. Darin geben wir ihm völlig Beyfall, dass er bey der Frage: was ist Recht im Staate *in abstracto*? nicht auf das Verhältniss unserer Staaten Rücksicht nimmt; aber oft geht er in seinen Behauptungen auch zu weit; z. B. S. 437. „wo erwiesen werden kann, dass in einem Staate kein Unterwerfungsvertrag zum Grunde liegt, da ist zu gleicher Zeit die rechtliche Existenz des Staats, als solcher, vernichtet." — „So sehr der Vf. sonst die Souveränität beschränkt: so soll sie doch nach S. 368. das Recht haben, diejenigen, welche Belehrung bedürfen, zu zwingen, gewisse Schriften, oder Proclamationen *mit Nachdenken* zu lesen. S. 369 und 370. ist nach Rec. Meynung die Behauptung, dass die Religion nur als Wissenschaft ein Gegenstand der Fürsorge der Souverainität seyn kann, ganz unrichtig. Ihr Zweck ist nicht bloss Aufklärung des Verstandes, sondern vorzüglich Besserung des Herzens und Veredlung der Gesinnungen, also höhere Sittlichkeit; und vorzüglich in dieser Rücksicht muss es der Souveränität wichtig werden, die Ausartung derselben in Gedächtnisssache und Ceremonielwesen zu verhindern. Wir wollen nicht schlechte Staats-Bürger seyn, um Bürger des Himmels zu werden; wir wollen aber es uns auch nicht verhehlen, dass durch einen vernünftigen Religions-Unterricht gewiss sicherer als durch einen Cursum der Staatswissenschaft gute Bürger gebildet werden. Ueberhaupt wollen wir uns, wenn wir uns durch Vorurtheile hindurch gearbeitet haben, hüten, durch zu rasche Schritte die Linie zu überschreiten, neben welcher diesseits und jenseits Irrthum wohnt.

Nürnberg, in Comm. der Grattenauerischen Buchh.: *Friedrich Karl Gward* d. W. W. D., der Rechte, Land und Staatsökonomie Privatlehrer zu Würzburg, *Abhandlung über die politischen Fragen; welches sind Justizsachen? welche Gegenstände gehören zur Polizey? wie sind die Gränzlinien zwischen beiden zu bestimmen? wobey ein neuer Ideengang eines Systems für Polizey und Jurisprudenz in Hinsicht einer deutschen Legislation aufgestellt wird. — Erster Theil.* 1795. 414 S. 8. ohne Vorrede u. Inh.

Rec., den die Untersuchungen über Wesen und Grundgesetze der Polizey schon seit vielen Jahren beschäftigten, sah mit Vergnügen eine Schrift erscheinen, die vollen Aufschluss über diesen Gegenstand, und entweder Bestätigung oder Widerlegung, oder wenigstens Ermunterung zu neuer fortgesetzter Beschäftigung zu gewähren versprach.

Nach diesen Voraussetzungen und Hoffnungen war freylich sein Erstaunen nicht gering, als er (S. 66.) den Vf. als das Resultat des ganzen Werks ankündigen sah: „dass er der obersten Legislation anheim„stelle, mit einer zweckmässigen Authenticität zu be„stimmen, was in das Fach der Polizey oder in den „Umfang der Jurisprudenz aufgenommen werden sol„le, weil keine wesentliche Differenz zwischen Poli„zey und Jurisprudenz, und folglich keine charakte„ristische Grenzlinie zwischen beiden angegeben wer„den könne, worüber der zweyte Theil der Abhand„lung gänzlichen Aufschluss geben solle." — In der That erhalten wir hier also nur eine Antwort auf die Fragen: Sind Justiz und Polizeysachen wesentlich unterschieden? und haben sie bestimmte Grenzen? Das alles scheint im Widerspruch zu stehen; aber das, was Andre logische Sünden und Verwirrung der Ideen, nennen würden, ist bey unserm Vf. wirklich Methode, so gleichförmig bleiben sich einzelne Sätze sowohl, als ganze Kapitel in Stellung der Ideen, Verbindung und Zweckmässigkeit derselben. S. 96. z. B. führt die Erwähnung von dem Begriff, welchen Schott von dem Wesen des Polizeyrechts giebt, den Vf. ganz ungezwungen auf die Quellen desselben in Deutschland, die jener Schriftsteller angiebt: dabey empfiehlt

er zu den Polizeyordnungen einzelner Städte und Oerter Bergius Sammlungen, wünscht aber freylich, dass letzterer nur Auszüge liefere, und lässt beyläufig einen gleichen Wunsch an Hn. Prof. Schmidt in Ansehung seines *Thesaurus franconicus* ergehen: dann fällt ihm noch ein, dass eine Grundlegung der römischen Polizeywissenschaft aus dem *tit. D. de nundinis* zu ersehen sey in der *Leipziger Sammlung von wirthschaftlichen Polizey- Kammer- und Finanzsachen* 4ter Bd. S. 360. wie auch ein Auszug eines Schreibens an den Vf. der Sammlungen, vom Nutzen des *Seeschlamms* und einem *Compendio politiae Justinianeae*, S. 613. — u. s. w. — Das dritte Kapitel kündigt in seiner Ueberschrift an: Allgemeine Begriffe, Lehrsätze und Vorbereitungsmaterialien über Polizey und Jurisprudenz zur Beantwortung obiger politischen Fragen und zur Herstellung eines Systems für Polizey und Jurisprudenz, in Hinsicht einer deutschen Legislation. — Man findet hier, ausser vielen Discussionen über Wesen und Zweck des Staats, nicht nur den wahren Begriff der Polizeywissenschaft (wornach sie ist: „die Lehrmeisterin, welche die Grundsätze angiebt, wodurch moralische, civile oder politische Rechte und Pflichten, Verhältnisse und Bedürfnisse eines personellen und reellen Wesens zum innern politischen Gleichgewicht hergestellt, gegen Collisionen geschützt, und nach Möglichkeit vervollkommet werden, um in einer Staatsgesellschaft glücklich leben zu können." Die Jurisprudenz, meynt der Vf. sey nicht nur ein *Ausfluss der Polizey*, sondern auch ein Umriss dieser sogenannten Polizey selbst, wo denn z. B. „was die Wirkungen des Burgerrechts, *quoad munera* betrifft, folgendes zu bemerken ist: „*Munera* heissen hier keine Schenkungen, oder freywillige, willkührliche Gratialien, die die Staatsökonomie gar nicht kennt, sondern solche Gaben oder Verrichtungen, welche den Unterthanen *authoritate publica pro bono publico* aufgelegt sind." u. s. w. drey Seiten hindurch, worauf der Vf. dem Hn. Hofr. und geheimen *Referendair* Seuffert zu Würzburg wegen einer *vielbedeutenden* Abhandlung: über das Verhältniss des Staats gegen seine Diener; mit Ehrfurcht und *allem curialmässigen Respect*, wiederum auf drey Seiten, mehrere Fragen vorlegt, die er ihn zu beantworten bittet, und dann noch vier Seiten über die *munera* zu differiren fortfährt, wobey er unter andern Rabners, Tristram *Schandi*, und *Schwifts* Satiren, auch Gellerts und Aesops Fabeln, citirt. — Nach diesem skizzirten System besinnt sich der Vf., dass auch *wohl Prolegomena nöthig wären*, zur Vorbereitung eines im zweyten Theil aufzustellenden Polizeysystems, und um diese *etwas systematischer* vorzutragen wählt er folgende Abtheilungen: 1) Von Gesetzen: 2) Von der Freyheit und dem Menschenrecht: 3) Von der Gleichheit: 4) Von der Seele. — —

Gewöhnlich bleibt der Vf., wenn er mit Schriftstellern zu thun hat, die nicht seiner Meynung sind, sehr kaltblütig: aber da ist ein gewisser *quidam*, der ihm S. 209. in den Wurf kömmt, und welcher freylich eine nachdrückliche Rücksprache veranlasst. „So unbedeutend," heisst es unter andern, „manchen eine Mauss scheinen mag, so wichtig habe ich die Nahmen gefunden, die sich in Mus endigen; eine solche Mus mahlte mich mit einem *Benzel* ab, welchen man in eine der schwärzesten Dinten *taugte*, und nun bin ich ein Stein des Anstoses in den Augen vieler Kurzsichtigen, ohnerachtet ich nie *ein Stein der Franken* war noch seyn will, und ehe mich *mit der Todensense* wegmähen lassen, und in eine bessere *Welt hin*über gehen will, als durch das Unglück meines Mitmenschen eine zeitliche vorübergehende Verklärung erhalten. O nie eine Mus kann dir schaden, glaube du! Du irrest dich." — u. s. w. — Doch das, was wir gesagt haben, möchte wohl hinlänglich seyn, unsern Lesern zu zeigen, dass dieses Chaos so chaotisch sey, dass keine schöpferische Kraft ein einigermaassen wohlgeordnetes Ganzes daraus hervorzurufen vermöge!

KLEINE SCHRIFTEN.

PHILOSOPHIE. Ohne Druckort: *Der Lebensgenuss des Weisen*. 1796. 64 S. 8. Eine Reihe von Betrachtungen über Bestimmung des Menschen, über die Unzufriedenheit, über die Quellen des Lebensgenusses, über die Art, wie man sein Leben recht froh geniessen kann, die zwar recht gut gemeynt sind, aber von keiner Seite sich auszeichnen. Als populäre Schrift hat sie zu wenig Kraft und Leben, um lebendige Ueberzeugung hervorzubringen, und als wissenschaftliches Product kann sie wegen Mangel an Bündigkeit und Strenge des Räsonnemens gar nicht betrachtet werden. Der Vf. spricht viel von Sittlichkeit, und es scheint, als gründe er auf das Bewusstseyn derselben hauptsächlich den höchsten Lebensgenuss und die Zufriedenheit mit sich und der Welt; nur Schade, dass er selbst keine festen Grundsätze darüber in dieser Schrift äussert. Er setzt es S. 16—19. die Bestimmung des Menschen in dem Streben zur Sittlichkeit S. 19. f. aber in der Befriedigung des Triebes nach Glückseligkeit, den Grund aller geselligen Pflichten in die Selbstliebe, und meynt S. 21. „auch bey den erhabensten Opfern der Tugend sey Eigenliebe immer die Priesterin, die sie darbringe." Ungeachtet der reinen populären Sprache und der vielen, aber bekannten, Wahrheiten, welche diese Schrift enthält, kann sie doch bey dem Mangel an Uebereinstimmung der Grundsätze und eines bestimmten Zwecks, bey keiner Klasse von Lesern feste Eindrücke hervorbringen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 23. May 1797.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Jacobäer: *Neues Magazin für Aerzte.* Sechzehnten Bandes erstes bis sechstes Stück. Herausgegeben von *Ernst Gottfried Baldinger,* — Hochf. Hessisch. geh. Rath und Leibarzt, der med. Facult. zu Marburg Prof. Primarius. 1794. 571 S. Siebenzehnten Bandes erstes bis sechstes Stück. 1795. 556 S. 8.

Rec. beschränkt sich blos auf die Anzeige und Beurtheilung der wichtigern Auffätze in diesen Bänden einer medicinischen Zeitschrift, die sich noch immer durch Mannichfaltigkeit der Gegenstände, und zuweilen auch durch Reichhaltigkeit der Auffätze vortheilhaft empfiehlt. *Fries über die Naturgeschichte und das Klima der Stadt Ustiug.* Schon im November, und noch im März, friert da oft das Queckfilber. Das *Mutterkorn* wächst unter dem Rocken sehr häufig, und wird ausserordentlich gross. An den Anbau der Kartoffeln hat man, ungeachtet der Befehle der Regierung, noch nicht gedacht: das Volk sättiget sich den Winter hindurch lieber mit Beeren und Schwämmen, und bereitet sich in Zeiten, wo Getreidemangel ist, sein Brod aus den Rinden der Tanne. Die Viehzucht wird auf das unverantwortlichste vernachlässigt. Die holsteinischen Kühe, die man an der *Dwina* angesetzt hatte, hat man aussterben lassen. Die Stadt enthält 8,300 Menschen, und eine bessere Cultur verbreitet sich in derselben immer mehr. *Rodschied naturhistorische und medicinische Beobachtungen aus Rio-Essequebo.* Sie enthalten Zusätze und Verbesserungen zu Fermin's und Ludwig's Werken über Surinam, und mehrere andere Bemerkungen. Der Vf. beschreibt das Land auf der Westküste, eine äusserst schöne, fruchtbare Ebene, die bis jetzt nur von [illegible]lichen Eingebornen bebauet ist, und giebt Nachrichten von denjenigen Pflanzen, die für den Lebensunterhalt und andere Bedürfnisse der Eingebornen von Wichtigkeit sind. Zwey beygefügte Kupfertafeln stellen die vornehmsten Geräthschaften der Eingebornen, und eine Zuckermühle dar, die der Wind treibt. — *Sieben Auffätze* von einem Ungenannten, der sich mit *W.* bezeichnet, von dem es aber in der Folge sehr bemerklich macht, dass er Hr. Weikard sey. Einen jungen Mann heilte die gesalzene, harte Kost in dem von den Franzosen belagerten Maynz von den Flechten. Auch einige Quenten von dem Extracte des Bilsenkrautes führten den Tod nicht herbey, den der [illegible]her genommene Mohnsaft schnell bewirkte. Hr. *W.* scheint überhaupt auf das Bilsenkraut wenig zu bauen; doch bestätigt er, dass es bey seiner betäubenden Kraft zugleich den Leib öffne. — *Vermischte Auffätze von Hn. D. B—ng (Bücking).* Die weitläuftigern Auffätze sind von geringerm Belang, als die vom Vf. sogenannten mikrologischen. Man handele unrecht, wenn man bey Rheumatismen u. dgl. statt der Wachsleinwand Wachstaffent anwendet, der keinen Geruch hat, und daher von geringerer Wirksamkeit ist, als die Wachsleinwand. Nachtheile des Ausklebens der Apothekerschachteln mit Goldpapier. Salzige Pulver, in solchen Schachteln aufbewahrt, können das Kupfer im Goldpapier auflösen, und die Arzney kann giftig werden. — *Naturhistorische und medicinische Nachrichten aus Cochinchina,* mitgetheilt von Hn. *von Murr,* aus Briefen von dem Missionär Joh. de Loureyro, und dem P. Lorenz Kaulen. Das beste Aloeholz, von den Indianern *Calambá* genannt, bestehet aus den Knoten der Aeste oder des Stammes des *aloexylum agallochum.* Die Sinesen schätzen den Zimmet von Cochinchina weit höher, als den von Ceylon. — In China wird ein Extract aus den Theeblättern bereitet, und um hohen Preis in kleinen runden Kuchen versendet. Man bedient sich desselben wider die Entzündungen des Halses und des Mundes, und um den Schlaf zu verscheuchen. Die Nachrichten von dem berühmten Botaniker Loureyro, die Hr. von Murr giebt, sind interessant. Mit vieler Mühe konnte er den Dioskorides aus Europa erhalten, durch den er die indianischen Pflanzen von selbst kennen lernte. Ein Schiffscapitain schenkte ihm etliche Werke Linnés. — *Hn. Hofrath Metzgers Nachricht von Andersck diss. de nervis.* Das Manuscript ist nebst der Kupfertafel noch vorhanden, und wird zum Verlag ausgeboten. — *Baldinger Literatur der vornehmsten Schriftsteller zur anatomia pathologica.* Die wichtigern Schriftsteller sind ziemlich vollständig verzeichnet.

Der siebenzehnte Band enthält: *Nachrichten den Pyrmonter Brunnen betreffend, und Bemerkungen über die dasigen Brunnenlisten von 1774 bis 1794.* Die Zahl der Curgäste ist fast von Jahr zu Jahr gestiegen, und hat besonders, seit Hn. Markards Werk erschien, sehr zugenommen. Im Jahr 1774 waren 535 Personen in Pyrmont, im J. 1794 betrug deren Zahl 1033. Seit 1788 war die Zahl der Curgäste nie unter 900. Und doch werden nur Listen gedruckt, so lange viele Curgäste da sind: so bald die Gesellschaft so klein ist, dass sie sich übersehen kann, verlieren die Listen ihren Werth, und es werden keine mehr gedruckt.

Baldingers Nachricht von einem neuen, von Hn. Oberhofr. Stein erfundenen Instrument (dem Kliseometer) *und dessen Gebrauch in der Geburtshülfe.* — *Geschichte einer merkwürdigen Geschwulst des Eyerstockes.* In den beiden Fällen, die beschrieben werden, war die Verhärtung mit Wassersucht verbunden, und die Krankheiten nahmen den gewöhnlichen tödtlichen Ausgang. — *Siebolds des Jüngern vorläufige Nachricht von der gegenwärtigen Einrichtung des Klinicums an dem Juliushospital zu Würzburg.* Es sind 11 Betten für männliche und eben so viele für weibliche Kranken bestimmt. Die Eintheilung derer, die das Spital besuchen, in auscultirende und prakticirende, von welchen die erstern ihren medicinischen Cursus bis hin zu der allgemeinen Therapie vollendet haben müssen, verdient, so wie sie schon lange in mehrern praktischen Lehranstalten eingeführt ist, überall eingeführt zu werden: nur muss man pünktlich darauf halten, dass keiner zugelassen werde, der nicht allgemeine und besondere Pathologie wohl gefasst hat; denn sonst werden solche Anstalten leicht Schulen der Empirie, und mehr schädlich als nützlich. *Eine Krankengeschichte, zur öffentlichen Consultation vorgelegt.* Es war eine hartnäckige Nervenkrankheit, mit Vollblütigkeit und Unordnung des Monatlichen. Sie ist merkwürdig, wegen der vielen fruchtlos angewendeten Mittel aus der Klasse der antispasmodischen. Der Mohnsaft allein linderte die Krämpfe wirksam. *Rosenbach Geschichte einer Entzündungskrankheit im Unterleibe, und des darauf erfolgten Abscesses.* Diese Geschichte ist ein schöner Beweis von dem Bestreben der Natur sich Hülfe zu schaffen. Die Entzündung, die ihren Sitz wahrscheinlicher Weise in dem Darmfell und den untern Schichten der Bauchmuskeln hatte, ging in Eiterung über. Ein sehr gefährliches Abzehrungsfieber befiel nun den Kranken, der durch Abgang des Eiters durch den Stuhl, durch die Oeffnung des Abscesses nach aussen, und durch eine fast durchaus zweckmäfsige Behandlung gerettet wurde. — *Bücking vom malo mortuo, oder dem Todtenbruche.* Der Vf. folgt dem Astruc, und seine Beschreibung ist, wie die des Astruc, nicht genugthuend. Die Araber beschrieben diese Krankheit zuerst, und ganz anders, als Astruc. Vergl. *Avicenna Canon. L. IV. fin. 9. tr. 2. cap. 11.* der das Uebel für verwandt mit dem Krebs hält, und es überhaupt sehr genau charakterisirt. Schon die Erklärer des Avicenna im Mittelalter fehlten, dass sie das *Sephiroth*, welches der Name des Todtenbruches bey den Arabern war, für einen Scirrhus hielten. — *Bemerkungen über verstellte Krankheiten, nebst einigen Fällen.* Dem Vf., der sich nur mit F. bezeichnet, gefallen die gewöhnlichen Methoden, solche Krankheiten zu ergründen, nicht. Ein Arzt, der in diesem wichtigen Geschäft einen fehlerfreyen Ausschlag geben will, müsse dasselbe mehr aus psychologischen, als aus medicinischen Gründen zu berichtigen suchen. Die Grundursache der Verstellung müsse erforscht werden, durch Vergleichung der Unternehmungen eines Menschen mit den Umständen, unter denen er sich befindet. Wenn man dann auf Verstellung schliessen könne, so müsse man nur einem solchen Menschen ganz entscheidend sagen, dass er sich verstelle, und er werde sich bald verrathen. Rec. giebt zu, dass dieser Weg zuweilen nützlich seyn kann; aber der einzige ist er nicht: doch werden bey weiten die meisten vorgegebenen Krankheiten weniger durch physische Wege, mehr durch genaue Beobachtung solcher Menschen, und dadurch erkannt, dass sie in den Zeiten, wo sie sich vergessen, zu Handlungen und Aeusserungen veranlasst werden, die mit der Krankheit, die sie zu haben vorgeben, unvereinbar sind. So entdeckte jener Officier die angebliche Taubheit seines Soldaten dadurch, dass er demselben schnell befahl den Hosenlatz zuzuknöpfen, und der angeblich taube Mensch diesen Befehl eben so schnell befolgte. Unter den Fällen ist einer von einer Frau, die nur durch den thierischen Magnetismus von ihren Ekstasen geheilt werden zu können vorgab, bald aber alle diese Vorspiegelungen unterliess, da man sich nicht mehr um sie bekümmerte, sondern gleichgültig den Zeitpunkt erwartete, wo sie aufstund. — *Hartogs Zusätze zu Ploucquets init. biblioth. med. pract. et chirurg. T. I—III.* — *Baldinger Beantwortung der Frage: ob ein Feldarzt im Felde Zeit habe, medicinische und andere Bücher zu lesen?* Hr. B. erzählt, wie er, als königl. preussischer Feldarzt, seine Zeit benutzt, wie und was er studiert habe, und welche Bücher seine Bibliothek im Felde ausmachten, und beweist dadurch, dass man, bey gehöriger Sparsamkeit mit der Zeit, auch im Felde, und bey den so mannichfaltigen Geschäften eines Lazaretharztes, Musse genug habe, um studieren zu können. — *Pathologische Literatur für angehende Aerzte*, von Hn. *Baldinger*. *Desselben kurze Uebersicht der Nosologie und deren vornehmsten Schriftsteller. Desselben Verzeichniss der vornehmsten Schriftsteller von einheimischen Krankheiten.* Die Manier des Vf. in seinen literarischen Werken ist schon bekannt. Zuweilen stösst man auf gute Urtheile, wie z. B. von *Fr. Boissier de Sauvages nosologia methodica*: ausser dem ist besonders bey den nosologischen Schriftstellern nicht bemerkt, wodurch sich der eine vor den andern vornehmlich auszeichnet. Auch von Druckfehlern sind diese Verzeichnisse nicht frey. — *Nenndorfer Brunnennachricht*, von Hn. Hofr. *Schröter*. Sie betrifft vornehmlich die äusserlichen Einrichtungen, und die Bestimmung der Kosten für Wohnung, Bäder, Tisch u. dgl. Angefügt ist eine Nachricht von Hn. Hofmed. *Taube* in Zelle, die die grosse Wirksamkeit dieser Bäder bey Gichtkrankheiten beweist. *Baldingers Nachricht von Franc. Tavares medicamentorum sylloge. Conimbric.* 1788. — *Nachrichten eines reisenden Arztes, Polen und andere Gegenstände* betreffend. Das Medicinalwesen bey den Russen auf dem Lande sey eine Null. An Gelehrsamkeit sey in Polen nicht zu denken. Der König von Polen sey eine Encyklopädie von Kenntnissen. Ueber den Zustand der Gelehrsamkeit in Gallicien, besonders in Lemberg, weitläuftig. Wenn die Nachrichten des ungenannten Vf. das Gepräg der W

heit haben, woran sich aber mit Grunde zweifeln lässt; so ist der Zustand des medicinischen Studiums äusserst auf dieser Akademie herabgesunken, und ausser Hn. Hacquet werden alle Lehrer der Heilkunde bitter getadelt. — *Wiener Neuigkeiten, die dasige Medicinalverfassung betreffend. Früchte der Publicität, gepflanzt und gereift in dem botanischen Garten zu Wien.* Es sey jetzt alles in besserer Ordnung, der ganze vorige medicinisch-botanische Garten sey umgerissen worden, und der Garten gehöre jetzt unter die guten in Europa. — *Hippokratis und Brendels Semiotik*, von Hn. *Baldinger*, oder eigenlich Hn. B. hingeworfene Gedanken über den Werth der semiotischen Schriften des Hippokrates, über etliche Erklärer derselben, über das *calidum innatum*, das *impetum faciens* des Hippokrates, über die mechanische und organische Secte, und über die Art, wie Hr. *Baldinger* die Zeichenlehre studiert und gelehrt hat. — *Geschichte einer nicht oft vorkommenden sehr krampfhaften Krankheit, nebst einer Leichenöffnung eines am Blutsturz verstorbenen Kranken*, von Hn. D. *Weise*. Es ist eine krampfhafte Krankheit, vom Schrecken entstanden. Merkwürdig ist es, dass sich die Frau in der ersten Schwangerschaft und bey dem dreyvierteljährigen Säugen des Kindes vollkommen wohl, und in den nachherigen Schwangerschaften erträglich befand. Rec. glaubt gern, dass ihr die vielen Mittel, die sie genommen hat, nicht genutzt haben: er würde die Heilung durch eine streng und lange fortgesetzte Diät, und durch den Aufenthalt auf dem Lande versuchen, und unter den Arzneyen höchstens nur von der Eichenmistel Erleichterung hoffen. *Litteratur für Schiffsärzte*, von Hn. *Baldinger*. Dieser gut geschriebene Auffatz enthält *in nuce* brauchbare Erläuterungen über die Ursachen der Seekrankheiten; über die verschiedenen Arten derselben (die Pest würde Rec. nicht darunter gerechnet haben, wenigstens in unsern Zeiten nicht) über die Dispensatorien für Krankheiten der Seefahrer, und am Ende ein Verzeichnifs von Schriften über die Erhaltung der Gesundheit und die Krankheiten der Seefahrenden. — *Baldinger über die Nothwendigkeit und Nützlichkeit einer Landkarte der ganzen bekannten Welt, worauf die jedem Orte einheimischen Krankheiten verzeichnet sind.* Von eben demselben ist ein anderer Auffatz, mit der Ueberschrift: *Bilguer ist tod, aber seine Verdienste leben.* Da Hr. B. mit diesem Wundarzte so genau bekannt war, und mit demselben gemeinschaftlich in den Feldlazarethen arbeitete, so hätte Rec. genauere und umständlichere Nachrichten von diesem merkwürdigen Manne durch Hr. B. zu erhalten gewünscht. Der Auffatz enthält fast nichts, als was die personelle Bekanntschaft des Hn. B. mit diesem Wundarzte betrifft, z. B. „*Abends um 5 Uhr, wenn unsere Geschäfte beendiget, im Sommer ritten wir zur Erholung auf dem Schlachtfelde zu Torgau, und bey der Zuhausekunft war oft ein Karpfen aus dem grossen Teiche bey Torgau unser gesellschaftliches und freundschaftliches Nachtessen, und unser Gespräch eine wahre medicinisch-chirurgische Conferenz* u. s. w.

SCHÖNE KÜNSTE.

Berlin u. Leipzig, b. Nicolai: *Abdallah*, eine Erzählung. 1795. 356 S. 8.

Zum Theil gehört dieser Roman wieder zu denen, die durch schwarze Einwirkungen eines geheimen Bundes, durch magische Wunder, und durch gehäufte Schreckensscenen zu erschüttern suchen. Das orientalische Kostume hilft zwar diesen, nun so oft wiederholten, Dingen einigermassen ein neues Ansehn geben, allein es stellt auch alles gigantischer dar, und verleitet den Vf. zu Uebertreibungen. Nicht allein aber die schrecklichen Visionen, sondern auch die fürchterlichen Begebenheiten geben dieser Erzählung ein finstres melancholisches Ansehn. Ein Sohn, der durch sophistische Grundsätze seines Lehrers, und durch abentheuerliche Liebe zu einer Person, deren Besitz er auf ordentlichen Wegen nie hoffen kann, verleitet wird, seinen Vater zu verrathen, und in den Tod dahin zu geben, soll den Satz bewähren, dass, wer einmal verleitet worden ist, den Glauben an Gott, Vorsehung und Tugend aufzugeben, durch seine Leidenschaften leicht zu Verbrechen hingerissen werden kann, vor denen die Natur zurückbebt. Die Verbindung der Umstände (z. B. dass der Vater, der doch dem Sohn seine Rettung zu danken hat, den Fluch nicht zurücknehmen will, den er darauf gesetzt, wenn der Sohn eine andre heirathet, als die er ihm vorgeschrieben, das Bestreben des Sohnes, einem Freunde, der sein Nebenbuhler ist, zuvorzukommen) die Gradation der Entschliessungen, der Kampf bis auf den letzten Augenblick, ehe der Sohn die unnatürliche That begeht, alles, was nöthig war, um eine solche entsetzliche Handlung wahrscheinlich zu machen, hat der Vf. gut angelegt und gut ausgeführt. Auch die Verabscheuung, die alle, der Tyrann so gut als die Geliebte, gegen den Vatermörder zu erkennen geben, erst die Verbitterung aller der Freuden, die er durch die Greuelthat zu erlangen gesucht, und seine Wuth bey erwachender Reue ist mit sehr starken Zügen geschildert. Oft aber verfällt der Vf. über dem Bestreben, seine Gemälde recht schwarz zu machen, ins Gräsliche, z. B. S. 286.: „Er versuchte „es, sich mit allen Kräften aus *Abdallahs* Armen zu „schleudern, aber dieser drängte ihn zu fest an sich; „*Raschid* biss ihn *mit den Zähnen* wüthend in den „Arm, um sich frey zu machen; sie rangen unter ei„nem dumpfen *Gebrüll* gegen einander, kräftig *war„fen sie sich hin und her*, die Erde dröhnte unter ih„ren Tritten; endlich warf *Abdallah* den ermüdeten „*Raschid* nieder, *er kniete auf ihn.* — Willst du jetzt „*Zulmen* zurückgeben, schrie er, und *stierte* ihn mit „einem *eisernen* Blick an. — Nein, *und müsst' ich „ewig dafür verdammt werden*, brüllte ihm *Raschid* „zu — *Abdallah* zog einen Dolch, und stiess ihn in „die Brust des Ueberwundenen, ein grosser Blutstrom „stürzte hervor, und floss über die Erde; unter „*krampfhaften* Zuckungen starb *Raschid*, ein Schleyer „zog sich über sein starres *hervorgetriebnes* Auge." — Wenn der Vatermörder in der Raserey sich selbst ge-

tödtet hätte, so wäre der Schluss des Romans eben so wahrscheinlich als schrecklich gewesen, indem ihn aber der Vf. auch noch wunderbar machen wollte, verdarb er ihn ganz. Die Leiche des getödteten Vaters muss sich emporrichten, muss sprechen, muss den Sohn in die Arme schliessen wollen, der Sohn muss den Geist zurückstossen, und dem *Geist* mit der Faust auf den Schädel schlagen, (noch dazu hat der Vf. sich so unbestimmt ausgedrückt, dass man es eben so gut so verstehen könnte, als hätte der Geist den Sohn auf den Kopf geschlagen,) wenn man nun auch dies für eine Vision der entzündeten Phantasie des Sohnes annehmen will, so bleibt doch hernach die Todesart des Sohnes zu unbestimmt. Am andern Morgen, heisst es, habe man den *Abdallah* mit *wildverzerrtem Gesicht* auf der Erde liegen gefunden. Ist dies so zu verstehn, er sey durch die Entzündung im Blut, die die Raserey verursacht, gestorben, so ist dies ein für ihn zu gelinder Tod; soll es darauf deuten, dass ein Geist der Hölle ihm das Genicke gebrochen, so wäre dies zu *faustisch*. Dass aber der mehr als teuflische *Omar*, der unter der Maske der Freundschaft der Urheber aller der Greuel ist, und der Vernichtung und Zerstörung zu seinem Tagwerk zu machen geschworen hat, so ungehindert alles vollführen, und seine Schadensfreude befriedigen kann, ist gar zu entsetzlich. Der Vf. gesteht es in der Vorrede selbst, dass das orientalische Kostume seinen Stil zuweilen zu bilderreich gemacht habe. So lässt er z. B. in einer, fast eine Seite langen, Beschreibung vom einbrechenden Abend S. 75. das Abendroth ein bleiches goldnes Netz nach dem Abendstern auswerfen, und den Strom vom Kuss des Himmels erröthen. Nur selten ist er durch das Bestreben nach energischen Ausdrücken unverständlich worden. Folgende Stelle S. 74. gränzt sehr nahe an Nonsense: „Sein Geist war „aus seinem Körper entflohn, und brannte wüthend „und verzehrend in seinen Augen" gleich, als wenn die Augen nicht zum Körper gehörten; der *Zorn* kann wohl im Auge glühen, aber von der Seele sagt man dies nicht, und *wen* soll der feurige Blick *verzehren?* Wenn nun überdies unmittelbar vorher gesagt wird, *Abdallah* habe so starr und unverwandt nach *Zulma* gesehn, als wenn *alle* seine Sinne todt wären, so weiss man nicht, was man aus den brennenden *Augen* machen soll.

Leipzig, in d. Sommerischen Buchh.: *Die Wittwe*, aus dem Englischen der Madame *Maria Robinson*, Verfasserin von Vacenza und mehrern Werken. 1795. 197 S. 8. (15 gr.)

Ausser obigem Titel hat diese Uebersetzung noch zwey Titelblätter, welche anzeigen, dass sie auch als Anfang von einer ganzen Folge ähnlicher Uebersetzungen verkauft wird. Auf dem zweyten steht: *Unterhaltende Bibliothek für Reisende, erstes Bändchen*, auf dem andern: *Auswahl der besten englischen Romane, erstes Bändchen.* Die Sprache des Uebersetzers hat eben so viel Reinheit, als der Druck Eleganz, und dies war bey diesem kleinen sentimentalischen Romane, der sich mehr durch Ausführung, als Anlage des Plans empfiehlt, allerdings nothwendig. Die Stelle S. 18.: „Wo ein Geheimniss ist, da ist gemeiniglich *Schaden*" ist im Deutschen nicht deutlich genug. Das Wort *hurt* bedeutet nicht bloss Verlust und Nachtheil, sondern auch Unrecht, *etwas Böses*, und so hätte hier übersetzt werden sollen: „Da steckt insgemein etwas Böses dahinter." S. 20. könnte man fragen, wie ein *Liebhaber* seine *eheliche Verbindlichkeit* aufheben könne, es ist aber das *Eheversprechen* nur undeutlich ausgedrückt. Da S. 37. von *Wittwen* die Rede ist, so sollten sie nicht *Tyrannen*, sondern *Tyranninnen* heissen. — Einen *Irrthum* kann man nicht *gegen* jemanden begehen, aber *error* bedeutet auch einen *Fehler*, und so hätte dies Wort S. 63. übersetzt werden sollen. — Man sagt nicht vom *Sturm*, er *lagere* sich, wie S. 68. steht, sondern er *lege* sich. — *Beweise* kann man nicht *zerreissen*, wie S. 94. gesagt wird, aber wohl (*break*) *zernichten*. — Mit *schmutzigen* Weibern wird niemand eine *Stunde* tändeln mögen, wie S. 98. steht, es ist aber der Schmutz der Seele gemeynt, und also sollte *niedrig denkend*, oder so etwas dafür gesetzt seyn. — *Sieben ist das meiste* S. 148., wo vom Würfelspiel die Rede ist, *wird* niemand verstehn, es hätte so sollen ausgedrückt werden: *Ich parire höchstens auf sieben.* — *Sinkende Jahre* (des Lebens) S. 148. für *zu Ende eilende* ist ein Anglicismus, wenn der Uebersetzer noch *hinsinkende* dafür gesetzt hätte! — Eine Nachricht in einem Briefe S. 164. wird nicht *überbracht*, sondern *überschrieben.* Die niedre Volksklasse S. 190. ist nicht in Unwissenheit *aufgebracht* (*brought up*) sondern *aufgezogen.*

Von folgenden Büchern sind Fortsetzungen erschienen:

Eisenach u. Halle, b. Gebauer: *Der Freymaurer* oder compendiöse Bibliothek alles Wissenswürdigen über geheime Gesellschaften. 4. 5. Heft. 1796. 172 S. 8. m. 1 Kupf. (12 gr.)

Göttingen, b. Vandenhöck u. Ruprecht: *Göttingisches Magazin für Industrie und Armenpflege* 4. B. 2tes Heft. 1796. 7 Bog. 8. (8 gr.)

Berlin, b. Maurer: *Annalen des Theaters.* 17tes Heft. 1796. 104 S. 8. (8 gr.)

Ebend., b. Ebend.: *Kleine Aufsätze*, von *Gr. v. Vargas.* 3ter Th. 1796. 248 S. 8. (20 gr.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 24. May 1797.

PHILOLOGIE.

Wien, b. Schrämbl: *Collectio Veterum Auctorum. M. A. Plauti comoediae superstites viginti*, novissime recognitae ac notis et indice verborum illustratae. Tom. I. Amphitruo, Asinaria, Aulularia. XXX u. 261 S. Tom. II. Capteivei, Curculio, Casina, Cistellaria. 287 S. 1792. Tom. III. Epidicus, Bacchides, Mostellaria. 287 S. Tom. IV. Menaechmei, Miles Gloriosus, Mercator. 320 S. 1793. Tom. V. Pseudolus, Poenulus, Persa. 305 S. 1794. Editio accurata. kl. 8. mit Kupfern.

Hr. Schrämbl, der durch seine Sammlung deutscher sogenannter Classiker, und neuerlich durch die Ankündigung eines Nachdrucks der sämmtlichen Wielandischen Schriften zur Genüge bekannt ist, begann bereits vor mehreren Jahren ein ähnliches *Unternehmen* mit den classischen Werken der lateinischen Schriftsteller, welchem jedoch, wie wir vermuthen, der gegenwärtige Krieg zum Theil die gehoffte Unterstützung entzog, da der vor uns liegende, noch nicht vollendete Plautus das einzige ist, was wir bisher zu Gesicht bekamen. Plautus erscheint hier in einer angenehmen Gestalt. Papier und Druck sind artig, und die Kupfer von Schütz haben zu dem Preise des Ganzen einen verhältnissmäsigen Werth. Vor dem ersten Bändchen befindet sich das Bildniss des Dichters, die übrigen Kupferstiche sind Vorstellungen einzelner Scenen aus den Captivis, dem Epidicus, den Menaechmis und dem Pseudolus. Ganz anders verhält es sich, mit der inneren Behandlung des Komikers, die Hr. *Schrämbl* einem Professor an dem Gymnasium Annäum zu Wien, Hn. *Span*, übertrug. Dieser erklärt sich in einem kurzen Vorbericht folgendermasen: „*qui hic editur Plautus, eum mea recensitum cura, sic adornavi, ut quaecunque poetae latinitatem concernunt, in indicem verborum, operis calci adnexum, conjecta invenias. Ubi vero sensus abstrusus aut allusio quaedam lectorem moratura videbantur, in notulis, quas Arabicis; ut vocant, literis signatas cuivis tomulo appendi, lectionem Comici expeditiorem reddere annisus sum. Ita et brevitati et commodo legentium, si modo indicem verborum consulere non pigeat, satisfecisse existimo.*“ Hr. *Span* kündigt eine neue Recension des Textes an. Allein überall fand der Rec. den Brunkischen Text der zweyten Zweybrücker Ausgabe vom J. 1788. zum Grund gelegt, und die Aenderungen des Herausgebers so äusserst sparsam, und von so geringem Belange, dass beide Texte nur sehr wenig verschieden sind. Wir wollen unseren Lesern an dem Lustspiele: *Die Gefangenen*, welches wir nebst einigen anderen Stücken in beiden Abdrücken gegen einander hielten, die Beweise dieses Urtheils vor Augen legen.

	Text d. Zweybr: Ausg.	*Text der Schrämbl. Ausg.*
Prol. 31.	*equitem* Alium	*militem* Al.
I, 1, 17.	venatici	venatici *canes*
I, 1, 21.	*potis*	*poti'st*
I, 1, 33.	*quo*	*quocum*
I, 2, 65.	quia *mihi natali'st dies*	quia *mi est natalis dies*
II, 1, 48.	*te* erga	*sed* erga
II, 3, 20.	*ac* si non	si non
III, 1, 7.	*quoi*	*qui*
III, 2, 7.	*do*	*dedi*
III, 4, 49.	*vivas*	*vivat*
III, 5, 1.	huic *actutum*	huic
IV, 2, 116.	*panticinatus*	*manticinatus*
V, 3, 11.	datu'st. *Stal.* Istic, huius filius.	datu'st huius filius. *Stal.* Istic.

In der Interpunction unterscheiden sich beide Abdrücke dadurch, dass Brunk hier, so wie in allen von ihm besorgten kritischen Ausgaben, grösstentheils die Regeln der französischen Interpunction befolgt, also *omnia quae habeo*, nicht *omnia, quae habeo* u. dergl. drucken lässt, Hr. Span hingegen sich nach den Gesetzen seiner Muttersprache richtet. Wichtigere Verschiedenheiten sind uns in dem ganzen Stück nicht vorgekommen. Ueberdies werden die Gründe, warum Hr. Span den Brunkischen Text verläst, sehr selten angeführt, da der kritischen Noten äusserst wenige sind, und dem gelehrten Leser, der mit der Sprache, dem Metrum und den kritischen Hülfsmitteln des Dichters bekannt ist, mag es öfters schwer werden, diese Gründe zu errathen und, wenn er sie erräth, überzeugend zu finden. Brunk erlaubte sich bey der Recension des Plautus keineswegs diejenigen Freyheiten, welche er sich anderwärts nahm. Nachdem die Exemplare der ersten Zweybrücker Ausgabe vergriffen waren, ersuchte man ihn um eine neue Revision des Textes, und er unterzog sich dieser Arbeit, mit blosser Benutzung des vorhandenen kritischen Apparats, ohne den Text nach eigenen Einfällen und Vermuthungen umzubilden. Hr. Schrämbl hätte daher weit besser gethan, wenn er den Brunkischen Text von Wort zu Wort hätte abdrucken lassen, im Fall er keinen Gelehrten kannte, der durch vieljähriges Studium des Dichters, und etwan durch den Gebrauch unbenutzter Hülfsmittel, in höherem Grade, als Hr. Span, zu einer neuen Bearbeitung des Plautus berechtiget war. An einigen Stellen fanden

wir Varianten zweyer Wiener Handschriften angeführt: allein auch diess geschieht so äusserst selten, dass man unmöglich glauben kann, Hr. Span habe jene Handschriften ordentlich verglichen, und so bleibt das Versprechen des Hn. Schrämbl, seinen Abdrücken der lateinischen Classiker Collationen der Wiener Handschriften zuzugeben, bis jetzt so gut als unerfüllt. Man erfährt nicht einmal, was für Codices des Plautus in der Wiener Bibliothek vorhanden sind (Hr. Hofr. *Denis* wird darüber in dem Verzeichniss der lateinischen Manuscripte der Kayserlichen Hofbibliothek ohne Zweifel befriedigende Auskunft geben), und wäre es Rec. nicht ohnehin bekannt, dass der in Wien befindliche, auf Papier geschriebene Codex des Plautus sich besonders durch gute und neue Lesarten auszeichnet; so wüsste er, gleich anderen Lesern, von dem Werthe jener Handschrift noch immer nichts. Wir verweisen die Leser dieser Blätter auf eine, unter dem Titel: *Oesterreichischer Mercur* im J. 1793. zu Wien herausgekommene Zeitschrift (St. 29.), wo man von dem erwähnten Codex einige merkwürdige Notizen findet.

Was den erklärenden Theil des vor uns liegenden Werkes betrifft, so bemerken wir, dass Hr. *Span*, ausserdem, was der oben angeführte Vorbericht enthält, noch folgende Aufsätze anstatt einer Einleitung voranschickt. S. VII – XIV. *Descriptio theatri Romani et Graeci. E Jul. Caes. Bulengeri l. de theatro.* (Mit dem blossen Abdruck dieser Abhandlung, ohne berichtigende Zusätze und weitere Ausführungen, ist jedoch dem heutigen Leser wenig geholfen.) S. XV bis XXVI. *Fragmentum dissertationis ab Henr. Stephano scriptae de latinitate Plauti.* S. XXVII – XXX. *Notitia biographica.* In den am Ende jedes Bändchens beygefügten sogenannten *Eruditionsnoten* vermissen wir allen Plan, und sehn nicht, was für eine Classe von Lesern Hr. Span bey ihrer Abfassung vor Augen hatte. Anfängern und Freunden des Plautus, die nicht Gelehrte sind, müssen (ausser der im Index versprochenen Worterklärung), mehrere Aufschlüsse gegeben werden, als in den flüchtig hingeworfenen *notulis* des Hn. Span enthalten sind, und dem Kenner der Literatur ist das wenige entbehrlich, was der Herausgeber in einer wahrhaft Minellischen Manier, aus den früheren Commentatoren zusammenstellt. Denn neue Bemerkungen und Erläuterungen sucht man vergebens. Das Lustspiel *Amphitruo* ist mit 18 solchen Anmerkungen, die eben keine grosse Erudition verrathen, ausgestattet. Not. 1. handelt von dem Genetiv *Alcumenas*, und den Abkürzungen *bellum'st* für bellum est, *vin* f. visne, *facin* f. facisne. N. 2. erläutert die Worte des Prologs: *quivis formidat malum.* N. 3 und 4. sind zum Theil kritischen Inhalts. Der Herausg. erklärt sich für die Lesart *verna verbo* (I, 1, 25.) in dem Sinne: *ein Sklave auf Befehl.* Allein unstreitig ist der Brunkische Text *verna verbero* der bessere; nur müssen die Worte: *Sum vero verna verbero* nach dem Wiener Codex (s. den österr. Mercur a. a. O.) dem Sosia, nicht dem Mercur, dessen Rede die Gedankenreihe des ersten keinesweges unterbricht, in den Mund gelegt, und mit dem folgenden verbunden werden. Sosia sagt:

In servitute expetunt multa iniqua:
Habendum et ferendum hoc onus est cum labore.

Gleich darauf fällt ihm der Gedanke ein:

Sum vero verna verbero. Numero mihi in mentem fuit.
Diis advenientem gratias pro meritis agere atque alloqui.
Nae illi edepol, si merito meo referre studeant gratias,
Aliquem hominem allegent, qui mi advenienti os occillet probe etc.

Not. 11. lautet also: *quid hoc sit hominis. Quaenam sit haec mulier, quae talia loquatur. Haec secum Amphitruo.* N. 1. in Asinar. *Despuas. Despuebant Veteres, quae abominabantur, ne evenirent* u. s. w. In den letzten Bändchen bemerken wir, dass der Herausg. zuweilen seiner Manier untreu wird, und die Noten der früheren Ausleger, jedoch mit Erwähnung ihrer Namen, von Wort zu Wort beybehält. Was dem gegenwärtigen Abdruck zum besonderen Lobe gereicht, ist eine seltene Freyheit von Druckfehlern, deren Rec. in dem Texte nur äusserst wenige entdeckte. Die Zahl der Verse ist, nach dem Beyspiel der Zweybrücker Ausgabe, nicht am Rande von fünf zu fünf, sondern oben zu Anfang jeder Seite angezeigt, und immer nur der erste Vers einer Seite vorausgedruckt. Wir wünschen nicht, dass diese Sitte allgemeiner werden möge, da sie, wie einen jeden die Erfahrung lehren kann, das Nachschlagen ungemein erschwert.

Sollte Hr. Schrämbl in günstigeren Zeitumständen sich entschliessen, auf den Plautus noch mehrere Classiker folgen zu lassen, so können wir demselben unmöglich rathen, in der angefangenen Weise fortzufahren, sondern glauben, dass ein wörtlicher Abdruck der anerkannt besten Ausgabe eines jeden Schriftstellers ohne alle erklärende Noten, trotz des Unwesens, das in unseren Tagen mit den Handausgen der Classiker getrieben zu werden anfängt, noch eher seine Liebhaber finden wird, wenn anders Papier und Lettern sich nicht verschlimmern, und auf die Correctur eine gleiche Sorgfalt, wie bisher, gewendet wird.

WOLFENBÜTTEL, b. Albrecht: *Beyträge zur Kritik der Sprache, insbesondre der Deutschen.* Von *With. Mackensen.* Erstes Stück. 1794. X und 146 S. 8. (8 gr.)

Hr. *M.*, welcher sich seitdem durch mehrere Aufsätze in den *Campischen Beyträgen* gezeigt hat, trat, wenn man ausnimmt, dass die hier gelieferte zweyte Abhandlung schon zum Theil im Januar der *Berlin. Monatsschrift* von 1794. stand, in dem angezeigten Werkchen zuerst als ein schätzenswerther Sprachphilosoph auf, dem man nur ein wenig zu viel Verbesserungssucht Schuld geben kann. Er selbst unterscheidet in der Vorrede Philosophie und Kritik

Sprache. Jene ist ihm eine Untersuchung der Gründe der Sprache, ob sie als Gründe gelten können, ob sie das, was sie begründen sollen, auch wirklich begründen, und ob die Gesetzgebung, welche die Sprache für sich entworfen, auch mit sich selbst übereinstimme; diese hingegen die Untersuchung, ob die Sprache auf jene Gründe auch wirklich baue, und ihren eignen Voraussetzungen treu bleibe. Die letzte ist weniger bearbeitet worden, als die erste, weil man mehr glänzen, als nützen, wollte. Das Ganze des Buchs zerfällt in fünf Abhandlungen. I. *Allgemeine Betrachtungen über die deutsche Sprache.* Der gründliche Deutsche fühlt es, nach des Vf. Meynung, dass seine Sprache ungründlich sey; aber statt die Sprache aus sich selbst zu kritisiren, hält er sich bey Nebendingen auf. Adelung war der erste, der den deutschen Styl kritisirte; allein seine Kritik betrifft mehr den Styl der Schriftsteller, als den Geist der Sprache. Die Sprache ist schon überflüssig reich (in einiger Rücksicht freylich!), und wir wollen sie noch immer bereichern. Bey einem Ueberfluss an Dichtern fehlt es uns noch immer an guten Geschichtschreibern. Unsere Sprache drückt so viele Sachen äusserst unbestimmt aus, welche von andern, z. B. der Französischen, aufs bestimmteste ausgedrückt werden. Doch kommen wir dafür in anderen Stücken, der griechischen Genauigkeit näher. In manchen Punkten haben die sorgfältigen Griechen die aus der Kindheit *der Sprache* übrig gebliebenen Spuren der ersten Roh*heit zu* vertilgen verabsäumt. Die deutsche Sprache ist zum Glück grosser Vervollkommnung fähig. Sie kann kräftig seyn, ohne sich in Hyperbeln zu verlieren. Es ist nicht unmöglich, ihr einmal den Wohlklang der Griechischen mitzutheilen. Sie kann harmonisch werden, aber nie musikalisch. Alles dies belegt Hr. *M.* mit gut gewählten Beyspielen, wider die sich nur selten etwas erinnern lässt. Zuletzt, nachdem er die in *Kant's* Schriften herrschende Vollendung oder vielmehr Vollendetheit des Styls gepriesen hat, beklagt er noch, dass so viel seichte Köpfe, welche *Kant's Manier* mehr abstehlen als nachahmen, eben durch die Manier täuschen, und von vielen für gründlich und tiefsinnig gehalten werden. II. *Ueber einige fehlerhafte Eigenthümlichkeiten der deutschen Sprache.* Viele der hier getadelten Eigenthümlichkeiten sind, wie Hr. *M.* auch zum Theil selbst eingesteht, nicht der deutschen Sprache allein eigen; und es ist denn doch Unbilligkeit, wenn er von einigen Dingen behauptet: die Griechen, Franzosen etc. thaten dies *nie*, das sie denn doch zuweilen thun. Wir sagen freylich *Kantische Philosophie*, aber dafür sagen die Griechen wieder Κρόνιος παῖς und βίη Ἡρακληείη und Ἡρακλεῖαι στῆλαι. Alles, was man in solchen Fällen thun kann, ist, dass man beweisst, eine von beiden Arten zu reden, sey philosophisch richtiger, als die andern (z. B. *beatior est quam divitior* nicht so richtig, als *quam dives* seyn würde); aber dann muss man die einmal angenommene Art einer Sprache nicht durchaus umzuändern —angen, wie viele Kritiker jetzt thun. Den Krieg, den Hr. *M.* hier den Adjectiven ankündigt, welche Nebenumstände des Orts und der Zeit bezeichnen, (der *hiesige*, *dortige*, *heutige*) hat er seitdem weiter fortgeführt, aber damit nicht mehr ausgerichtet, als wenn er die Franzosen bereden wollte, niemals mehr *le plus homme de bien* zu sagen. Wirklich scheint Hr. *M.* die Regel einschärfen zu wollen: drücke dich so aus, dass du nie über deine Ausdrücke schikanirt werden könnest; aber das eben ist zu viel verlangt. (Rec. erinnert sich hiebey an eine Kritik über die Worte in einem durchschossenen Kalender: *den ersten November zu schwitzen eingenommen*, woraus man den Sinn erzwingen wollte, der Besitzer habe den Novembermonat des Schöpfungsjahrs eingenommen). Unläugbar richtig sind verschiedne von Hn. *M's*. Kritiken, und verdienen alle Beherzigung; z. B. über den Satz: *Ein Wust von Worten ist kein Verlust.* Nicht zu vergessen den wunderseltsamen Perioden, der S. 73. zur Schau gestellt wird, aber seiner Länge wegen hier nicht wiederholt werden kann. III. *Ueber die Entstehung der Hülfswörter.* Jemand hatte geglaubt, der ganze Reichthum der Zeitwörter in der deutschen Sprache habe bey ihrer Entstehung nur in *haben*, *thun* und *seyn* bestanden. Eine sonderbare Behauptung! Hn. *M's*. Behauptung, dass gerade diese drey zu allerletzt entstanden, ist indessen noch weit sonderbarer. *Seyn* war schon bey den Lateinern Hülfswort; *haben* ward es in spätern Zeiten. Beide gingen in die deutsche Sprache schon als Hülfswörter über. *Werden* allein war deutsche Erfindung. So denkt sich Rec. die Sache. Mögen also immerhin *seyn* und *haben* äusserst künstliche Begriffe seyn, die nur in der höhern Cultur der Sprache entstehen konnten; wem sie überliefert werden, der hat sie wohlfeilen Kaufs. Uebrigens müssen wir freylich nach bestem Vermögen dahin arbeiten, den Gebrauch der Hülfswörter in unserer Sprache einzuschränken. An gänzliche Verbannung ist unmöglich zu denken. IV. *Ueber die Entstehung der Figuren.* Bisher glaubte man, der Trop afficire den Ausdruck einzelner Begriffe, die Figur den Ausdruck ganzer Sätze. Hr. *M.* erfodert zu einer Figur, dass in derselben etwas zusammengesetzt werde, damit die Seele (des Hörenden oder Lesenden) wieder etwas auseinander zu nehmen habe. Ihm ist es also eine Figur, wenn der Zornige über seinen Feind ausruft: *Er soll mir nicht wieder über die Schwelle kommen!* vermuthlich würde es ihm keine Figur seyn, wenn der Zornige ruft: *Warte!* (d. i. ich werde es dir empfindlich zu machen wissen); oder wenn der Geschichtschreiber sagt: *Welcher König hat je so edel gedacht?* Denn in der That ist doch hier nichts auseinander zu nehmen. V. *Vermischte Bemerkungen.* Etwas gegen *Sanctius* und *Pickbourne*, welche den Participien die Zeitbezeichnung absprechen. Unterschied zwischen *Denkart* und *Denkungsart* u. d. gl., worinn wir sehr beypflichten. Gegen die Ausdrücke ein *Studirter*, ein *Gereister*. Empfehlung der französischen Wendung, *es ist* nicht das Schicksal, was die Menschen plagt, sondern *es sind* die Menschen selbst; über

den falsch verstandnen Gebrauch des Ausrufs *desto besser! desto schlimmer!* Von Schottels Sprachpatriotismus. — Die Fortsetzung dieser Beyträge verspricht Hr. *M.* nicht mit Gewissheit, und sie scheint auszubleiben.

Rostock und Leipzig, b. Stiller: *Die erleichterte lateinische Syntaxis* nach Anleitung der vorzüglichsten ältern und neuern Grammatiker, zum Gebrauch junger Stylisten den Bedürfnissen unsers Zeitalters gemäss eingerichtet von M. *Georg Ludwig Otto Plagemann*, Rector der lat. Stadtschule in Rostock. 1794. 204 S. 8.

Rec. schätzt jeden Schullehrer herzlich, der, nicht zufrieden mit der in seiner Gegend etwa hergebrachten Grammatik, seinen eigenen Weg geht, und auf eine bequemere Methode sinnt, der Jugend die Anfangsgründe gelehrter Sprachen fasslicher und angenehmer zu machen. Neu ist freylich die vom Vf. gewählte Methode nicht, wofür er sie auch im Ganzen nicht ausgiebt: es ist die, durch mehrere Beyspiele junge Leute die Regeln selbst abstrahieren zu lassen; aber diese Beyspiele sind immer so gut gewählt, und die daraus abgeleiteten Regeln so ungemein deutlich, dass die Absicht, Jünglinge wenigstens fehlerfrey schreiben zu lehren, gewiss erreicht werden kann. — Einige Bemerkungen erlauben wir uns um so lieber, da wir des Hn. *V.* eigenen Wunsch dadurch zu befriedigen hoffen. S. 30. „Zwey oder mehrere Adjectiva, die Beziehung auf Ein Substantivum haben, „werden mit Et, Ac etc. verbunden. Es giebt aber „Fälle, wo die Conjunction wegbleiben muss. Bleiben muss sie in folgenden und ähnlichen Fällen: „*Magna et pulcra domus.* Weggelassen wird sie a) wo „ein rednerischer Affect ist, z. B. *o rem praeclaram, „insignem, admirandam!*" (Diess scheint doch nicht ganz bestimmt zu seyn, denn im rednerischen Affect braucht man eben so oft auch das Polysyndeton. In dem angeführten Beyspiele sind die Adjectiven ziemlich synonym, und liess sich vielleicht die Regel besser so fassen: Wo im rednerischen Affect bloss eine Gradation der Begriffe statt findet, da bleibt die Conjunction weg: geben hingegen die Adjectiven oder Participien verschiedene Begriffe, da ist es besser, sie mit Et zu verbinden, um jeden derselben einzeln mehr herauszuheben, und bemerklicher zu machen.) b) „wo „das eine Adjectiv mit dem Substantiv so coalescirt, „dass es mit demselben nur Einen Begriff macht: z. „B. *civile bellum* giebt nur Einen Begriff: *Bürgerkrieg*, „wenn ich also noch einen dazu setzen will, etwa „*periculosissimum*, so muss diess *ohne Et* geschehen: „*periculosissimum civile bellum.*" — S. 33. „In guten „Schriftstellern steht kein einziges Wort ganz über„flüssig, kein *Quidem*, kein *Quod si*, kein *Mihi, Tibi*, „*Sibi* etc." — Eine Bemerkung, die doch wohl mehr beym *Lesen* der Alten ihren Nutzen hat, als hier, wo nur auf *Lateinschreiben* gesehen werden sollte. Auch ist sie mit einem falschen Beyspiele belegt: *Habeo libros, non illos quidem multos, sed tamen pulchros.* Das pleonastische Wort ist hier nicht *quidem*, sondern *illos*. — S. 39. vom Gebrauche und Unterschiede des *Sui*, *Sibi*, *Se*, des *Suus*, und *Ejus*, *Ei*, *Eum* etc. Der Vf. schmeichelt sich in einer Vorerinnerung, diess vorzüglich aus einander gesetzt zu haben. Dieses Lob gestehen wir ihm gern zu, wenn es auf Menge und gute Auswahl der Beyspiele ankommt; wenn er aber S. 48. behauptet, dass alle Mühe, diesen schwankenden Gegenstand durch blosse Regeln der Jugend deutlich und bestimmt vortragen zu wollen, vergeblich angewandt sey, so ist doch Rec. bey *Anfangern* mit dem Unterschiede zwischen *Selbst* und *einem andern*, zwischen *Sein* (eigen) und *desselben* u. s. w. so ziemlich ausgekommen. Alle Subtilitäten werden freylich dadurch nicht erschöpft. Sehr fasslich hat auch *Bröder* davon gehandelt, am genauesten aber *Bauer* in seiner Anleitung etc. nur nicht lichtvoll genug für die Jugend. — S. 138. von der so genannten Consecutione temporum, das gewöhnliche, aber richtig gefasst. Auf die Feinheiten derselben wollte sich der Vf. absichtlich nicht einlassen. — Eine artige, aber wohl noch sehr problematische Bemerkung S. 146. dass Cicero oft den Conjunctiv setze, bloss um seiner Philosophie als Akademiker treu zu bleiben.

KLEINE SCHRIFTEN.

Mathematik. *Marburg*, in der akad. Buchh.: *Kurze Anweisung für gemeine Feldmesser.* 1795. 74 S. 8. mit 3 Kupfertafeln. (6 gr.) Ja wohl eine kurze Anweisung!, aber die auch auf den wenigen Bogen viel mehr Gründliches und Brauchbares enthalten könnte, und daher füglich ungedruckt hätte bleiben können. Sie ist in Fragen abgefasst. Die dritte Frage heisst so. „*Was für Winkel findet man auf dem Felde? Antwort.* Eine Ecke, welche die Handwerksleute Winkel nen„nen, nämlich eine Ecke, worauf der Winkelhaken passt, muss „man eigentlich einen *rechten* Winkel nennen; denn jede Ecke „ist ein Winkel. Es giebt daher (also daher?) auch schiefe „Winkel, welche grösser oder kleiner sind, wie ein rechter" u. s. w. Wer den rechten Winkel so definirt, und überhaupt nicht weiss, wie Ecken und Winkel von einander unterschieden sind, der sollte erst selbst in die Schule gehen, ehe er als Schriftsteller auftreten darf.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 24. May 1797.

PHYSIK.

Norwich, b. Marsh und London, b. Johnson: *Lectures on Electricity* by *J. O. Morgan.* Vol. I. 248 S. Vol. II. 477 S. 1794. 2 Kupfert. 8. (3 Rthlr. 12 gr.)

In der Vorlesung, welche dem Buche als Einleitung vorausgeschickt ist, wird im allgemeinen von dem gegenwärtigen Zustande der Electricitätslehre, von ihrem mannichfaltigen Nutzen, und von der Art, wie der Vf. sie behandeln will, geredet. Mit Ausschliessung aller Versuche, welche blofs zur Belustigung dienen, und wovon man schon eine grosse Menge von Büchern habe, sollen hier nur solche vorkommen, welche sich näher auf den philosophischen Theil dieser wichtigen Lehre beziehen, und wodurch die oft so verworrne Sprache der Electriker deutlicher bestimmt, und der Forschungsgeist erweckt wird. Zu *diesem* Zwecke finden wir das Buch sehr nützlich, so *wie es* sich denn auch durch mehrere neue Ideen und Versuche vortheilhaft empfiehlt. Wir wollen einiges zur Probe auszeichnen. Die Erregung der elektrischen Kraft durch Reibung ist dem Vf. mehr ein *chemischer* als *mechanischer* Procefs. Durch die Reibung werde blofs eine grofse Menge von Berührungspunkten zwischen den reibenden Flächen hervorgebracht, und diese sey nöthig, wenn die Verwandschaften der an einander gebrachten Körper sollen thätig werden können, um gebundenes elektrisches Fluidum fahren zu lassen, so wie kein Wärmestoff aus Körpern sich entwickele, wenn diese nicht nahe vereinigt werden, um durch chemische Wirkung auf einander eine Verminderung ihrer Capacität erleiden zu können. Selbst wenn Schwefel beym Schmelzen elektrisch werde, so rühre dies wahrscheinlich nur daher, dafs geschmolzner Schwefel die Wand des Gefäfses, worinn man ihn schmelzt, in mehreren Punkten, als im festen Zustande, berühre, und wenn daher die Materie des Gefäfses von der Art sey, dafs sie durch ihre Anziehung zum Schwefel, des letztern Verwandtschaft zum elektrischen Fluidum schwäche, so sey natürlich, dafs dadurch ein Theil dieser Flüssigkeit frey werden müsse. (Zur Bestätigung dieser Lehrmeynung dient, dafs Schwefel nicht in Gefäfsen von unterschiedenen Materien, gleich stark elektrisch wird.) — Wenn die sich an einander reibenden Stoffe *vollkommen* gleichartig seyen, so könne durch Reibung kein elektrisches Fluidum abgeschieden werden, weil keine verschiedenen Anziehungen, oder Verwandtschaften im Spiele seyen. — Versuche wobey Körper elektrisch werden, auch wenn sie sich sonst nur innigst berühren. Bey Betrachtung des elektrischen Anziehens und Abstofsens leichter Körperchen, wird auf die Reaction der elektrischen Materie bey ihrer Bewegung aus einem Körper in den andern, und auf den Widerstand der Luft Rückficht genommen, und gezeigt, dafs das Abstofsen nur scheinbar sey, und seinen Grund nicht in ursprünglichen Repulsionskräften habe. Auf die Erregung der elektrischen Kraft vermittelst der Reibung, habe die Dicke des Glases, oder überhaupt des geriebenen Körpers keinen Einflufs, dickes oder dünnes Glas, Glasstangen oder Röhren von demselben Durchmesser, seyn von gleichem Effekt(?) Sehr schön setzt der Vf. die verschiedenen Modificationen des elektrischen Lichtes und des Funkens aus einander; Wie Gestalt und Stärke desselben von den Abmessungen, der Form des Conductors, und einzelner Theile desselben, von der Beschaffenheit der ihm genäherten Körper, von dem Zustande der Luft und andern Umständen abhängen. Den Conductor, wie gewöhnlich, senkrecht gegen die Umdrehungsaxe des geriebenen Körpers zu stellen, sey nicht vortheilhaft, weil der gröfste Theil seiner Länge sich ausserhalb des Wirkungskreises des geriebenen Körpers befinde. Der einfache Funken sey kräftiger, wenn, wie bey der grofsen Nairnischen Cylindermaschiene, der Conductor parallel mit der Axe des Cylinders sey. Die Theorie, nach welcher der Vf. die elektrischen Erscheinungen erklärt, ist nun zwar im Wensentlichen die Franklinische d. h. er nimmt nur *ein* Fluidum an, und erklärt alles durch *Uebermaafs* oder *Mangel* desselben; doch sucht er manches an ihr zu verbessern, und aus einem andern Gesichtspunkte darzustellen. So gefällt ihm z. B. nicht, wenn Franklin, um zu erklären, wie elektrische Flüssigkeit auf der Oberfläche des Glases sich anhäufen könne, annimmt, das Glas habe auf der Oberfläche weitere Poren, als tiefer hinein, und elektrische Flüssigkeit sammle sich daher in diesen weitern Poren, indem die tiefer hineinliegenden engern ihr den Durchgang versagten. Auch sey es ganz überflüssig, Zurückstofsungskräfte in den Theilchen der elektrischen Flüssigkeit anzunehmen, um die Leidner Flasche, und überhaupt den Ladungsprocefs zu erklären. Kein Körper sey fähig eine seine Anziehungskraft übersteigende Quantität elektrischer Flüssigkeit zu fassen, und mehr anzunehmen, als er schon im natürlichen Zustande enthalte. Werde daher auf irgend einem Theile seiner Oberfläche (z. E. auf der innern Belegung einer Leidner Flasche) elektrisches Fluidum angehäuft, so müsse dagegen auf ei-

-dem andern Theile seiner Oberfläche (der äussern Belegung) wieder eine eben so grosse Menge seines natürlichen Fluidums von selbst abgesetzt werden, und so entspreche jenem Ueberflusse, jener Anhäufung auf der einen Seite, immer wieder zugleich Mangel oder Leere auf der andern, ohne dass man eine besondere Abstossungskraft des auf der einen Seite angehäuften Fluidums anzunehmen brauche. Leitende Substanzen unterschieden sich von Nichtleitern nur darinn, dass sie auf keinem Theile ihrer Oberfläche Ueberfluss, auf einem andern Mangel verstatteten, die leitende Beschaffenheit ihrer Theile lasse keine so ungleichförmige Vertheilung des elektrischen Fluidums weder auf ihrer Oberfläche noch im Innern statt finden, wie hingegen bey Nichtleitern der Fall sey. Wenn ein Conductor auf seiner Oberfläche, von der Maschiene her, einen Ueberfluss bekommen zu haben scheine, so befinde sich dieser Ueberfluss eigentlich nur in der Luftschicht, zunächst um den Conductor, und er habe dieser Luftschicht jenen Ueberfluss nur zugeführt. Dann aber entspreche dieser Luftschicht, worinn Ueberfluss herrsche, immer wieder eine entferntere, worinn sich Mangel befinde, und zwischen beiden Schichten sey eine Schicht im *natürlichen* Zustande. Die scheinbare Ladung des Conductors, sey also vielmehr in den ihn umgebenden Luftschichten zu suchen, und der einfache Funken, im wesentlichen von dem der Leidner Flasche nicht verschieden. Der Conductor sey an und für sich im natürlichen Zustande, und der einfache Funken bestehe nur in einer Entladung, der den Conductor umgebenden Luftschichten, in deren einer sich Ueberfluss, in der andern Mangel befinde, wie auf beiden Belegungen der Leidner Flasche. Der Theil eines Körpers, worinn sich Mangel befinde, äussere eine sehr starke Anziehung gegen das angehäufte Fluidum auf der anderen Seite, und durch eine leitende Verbindung zwischen beiden Seiten, werde das natürliche Gleichgewicht wieder hergestellt. Man sieht aus dem angeführten, dass der Vf. in manchen Stücken von Franklin abweicht, und dass er insbesondere in *leitenden* Materien keine Elektrisirung durch *Vertheilung* statt finden lassen will. Ob seine Erklärungen dadurch einfacher und naturgemässer werden, ist hier der Ort nicht zu entscheiden, doch scheint uns, auch bey allen Modificationen des Franklinischen Systems, der Dualismus doch noch immer sehr grosse Vorzüge zu haben. So viel ist indessen gewiss, dass in jedem Systeme der verschiedene bejahte und verneinte Zustand der einen elektrisirten Körper umgebenden Luftschichten eine sehr wichtige Rolle spielt, worauf bisher nicht genug geachtet worden ist. Wir übergehen hier, wie der Vf. auch bey den Erklärungen des Electrophors, des Condensators, des Verdopplers u. s. w. Rücksicht darauf nimmt. Gegen Bennets Theorie des Verdopplers macht er erhebliche Erinnerungen. Man dürfe dies Werkzeug nicht mit der Leidner Flasche vergleichen. Nach des Vf. Meynung ist es im wesentlichen eine Verbindung zweyer Elektrophore. Der bewegliche Verdoppler. Bey allen diesen Werkzeugen, um kleine Grade der elektrischen Kraft bemerkbar zu machen, fühlt der Vf. doch auch die Schwürigkeiten, die dabey noch statt finden, und worauf Cavallo schon hingewiesen hat. Von dem elektrischen Lichte werden folgende 6 Sätze umständlicher untersucht, und durch Versuche erläutert. 1) In allen flüssigen und festen Körpern lasse sich das elektrische Fluidum leuchtend darstellen. 2) Die Schwürigkeit aber, dies zu bewerkstelligen, wachse mit der Leitungskraft des Körpers. 3) Je lockerer ein Körper sey und 4) je geringer die Abmessungen desselben, desto leichter werde die elektrische Flüssigkeit leuchtend, und in einem desto lebhaftern Glanze erscheine sie, wenn sie ihn durchströme. So ist z. B. der Funken einer Batterie äusserst glänzend, wenn man ihn durch einen sehr feinen Silber- oder Golddrath schlagen läst. 5) Bey den elektrischen Körpern sey, wie bey brennenden, der Fall, dass das Licht, welches am brechbarsten ist, (das violette) am leichtesten ausströme. 6) Die Einwirkung verschiedener Materien auf das elektrische Licht, habe grosse Analogie mit ihrer Wirkung auf das Sonnenlicht. Merkwürdig ist, dass, wenn der Vf. den Funken durch Holz von unterschiedener Dicke schlagen liess, derselbe von der Violetfarbe bis zur rothen, durch alle prismatische Farben ging. War die Spitze des Drathes, von welchem sich der Funken durch das Holz entladete nahe unter der Oberfläche des Holzes, so erschien violettes Licht. Wurde die Spitze immer tiefer unter die Oberfläche gebracht, so zeigte sich bey der Entladung blaues, grünes etc., und wenn die Spitze am tiefsten stack, rothes Licht. In den Erläuterungen, welche der Vf. diesen und andern Thatsachen beyfügt, scheint er anzunehmen, dass das Licht nicht in der elektrischen Materie selbst zugegen sey, sondere nur aus den Körpern abgeschieden werde, wenn die elektrische Materie sie durchströmet. Der zweyte Band dieser Vorlesungen macht den Anfang mit sehr interessanten Versuchen über die verschiedene Leitungskraft dieser oder jener Körper. Wenn gleich der Vf. selbst gesteht, dass eine Menge angestellter Versuche seinem Wunsche, ein allgemeines Gesetz in jener Kraft, oder auch die Ursache ihrer Verschiedenheit in diesen oder jenen Körpern zu entdecken, nicht entsprochen habe, so muss man doch sehr mit Danke erkennen, dass er so wohl schickliche Apparate zu solchen Versuchen angegeben, als auch den Weg gezeigt hat, auf eine bestimmtere und zuverlässigere Weise das Vermögen zu schätzen, welches diese oder jene Körper haben, die elektrische Materie durchzulassen, oder fortzuleiten, und die Versuche selbst, welche er mit Wasser, Weingeist, Oelen, Luftarten, Säuren, Metallen, Harzen, Hölzern und andern Körpern angestellt hat, bleiben doch immer zu allerley Folgerungen schätzbar, (zumal da in diesem Fache noch so wenig bisher geleistet worden ist). Die Leitungskräfte werden theils nach der grössern oder geringern Schlagweite beurtheilt, in der der elektrische Funken von diesen oder jenen Materien, auf einen Drath überspringt, theils nach

Ausdehnung welche insbesondere flüssige Materien erleiden, wenn sich das elektrische Fluidum durch sie hindurch bewegt, theils nach dem Residuum, welches in einer Leidner Flache zurück bleibt, wenn sie durch allerley Materien *schnell* entladen wird. Dass hiebey mancherley Vorsichten zu beobachten sind, bedarf wohl keiner Erinnerung. Die von dem Vf. beschriebenen Apparate verstatten hier keinen Auszug. Insbesondere war es nöthig, auch auf die Temperatur und auf die verschiedene Schlagweite Rücksicht zu nehmen, in so fern sie von der Gestalt der Theile abhängt, durch welche sich der Entladungsfunken bewegt, z. E. ob man ihn von einer Spitze auf eine Spitze, von einer Spitze auf eine Kugel, von einer Kugel auf eine andere u. s. w. schlagen läst. Der Vf. hat überall genau die Abmessungen angegeben. Merkwürdig ist, wie sehr die Leitungskraft des kochenden Wassers von der des temperirten (60° Farenheit) unterschieden ist. Das kochende war so sehr leitend, dass wenn man in demselben ein paar Dräthe zum Ueberspringen des Entladungsfunkens einer Leidner Flasche, auch bis auf einen sehr kleinen Abstand einander näherte, sich doch kein Licht oder Funke zwischen ihnen hervorbringen liess. Bey Versuchen mit dem Weingeiste zeigte sich die Leitungskraft immer desto schwächer, je mehr er sich dem reinen Alcohol näherte. Die Leitungskraft der Oele ist sehr gering. Darum dienen sie, hölzernen in einem Backofen ausgedorrten Stäben eine isolirende Eigenschaft zu ertheilen. Doch seyen solche in Oel getränkte oder gekochte Stäbe nicht dauerhaft isolirend, weil sie sehr bald wieder Feuchtigkeit aus der Luft anzögen. (Der Rec. bedient sich nun schon mehrere Jahre, isolirender Gestelle aus Stäben von Förrenholz, welches mehrere Tage in einem Backofen gelinde ausgetrocknet, und nachher aussen mit einer Harzkomposition überzogen worden, und findet solche Gestelle sehr dauerhaft isolirend, und bey weitem dem Glase vorzuziehen.) Bey den Versuchen mit dem Weingeiste und Aether, zeigte sich eine beträchtliche Menge Dampf und eine Aenderung der Temperatur, wenn die Entladung durch diese Flüssigkeiten geleitet wurde. Versuche über die Schlagweite, wenn der Entladungsfunken durch verschiedene Luftarten fährt. In gemeiner Luft wächst die Schlagweite in einem grössern Verhältnisse, als in dem Verhältnisse des Grades oder der Stärke der Ladung. In inflammabler Luft ist die Schlagweite grösser als in jeder andern Luftart, für einerley Stärke der Ladung. Am geringsten ist die Schlagweite in dem übersauren Kochsalzgas. Die Schlagweiten in dem inflammablen Gas, der gemeinen Luft, und dem übersauren Kochsalzgas (*dephlogisticated marine*) standen in dem Verhältnisse 400; 300; 125. Aus mehreren Versuchen schliesst der Vf., dass, wenn eine feuchte Atmosphäre die Kraft eines elektrischen Apparats vermindere, dies bloss den Feuchtigkeiten, welche an die Theile des Apparats sich anhängen, und keineswegs der vermehrten Leitungskraft der Luft beyzumessen. Die Leitungskräfte der Mineralsäuren kommen denen der Metalle am nächsten, diejenigen der Metalle sind aber unter sich selbst nicht merklich verschieden. Unter allen nicht leitenden Substanzen findet der Vf. das Schelllack am vorzüglichsten. Wenn er S. 137. etc. von verborgnem Wasser in dem Schwefel redet, und sich des Ausdrucks bedient „*when sulphur is melted, its fluidity is remarkably great, owing to its water of crystallization*,“ und dann weiter fortfährt „*if the heat be continued, the water evaporates, and the sulphur assumes a Solidity, which in the most considerable fire is retained, till the sulphur is dispersed;*“ so gründet sich dieses auf unrichtige Vorstellungen aus der ältern Chemie. — Wenn alcalische Salze, Erden, Kalche, Cremortartari, Luftsäure, mit dem Wasser vermischt werden, so fand der Vf. die Leitungskraft des letztern dadurch im geringsten nicht geändert. Aber Seesalz, Salpeter und mehrere andere Salze änderten die Leitungskraft des Wassers merklich. Versuche über die Leitungskraft der vollkommnen und unvollkommnen Leere. Je vollkommner die Leere sey, desto schlechter leite sie das elektrische Fluidum. Nun Anwendungen der Lehre von der Elektricität, auf die Naturerscheinungen im Grossen. Vom Gewitter und den Blitzableitern. Von dem Ursprunge der atmosphärischen Elektricität, vom Nordlichte, von dem Erdbeben. Von dem Einflusse der Elektricität auf die Vegetation, und auf das thierische Leben. Ueber die Galvanischen Versuche. Zuletzt eine Beschreibung des elektrischen Apparats, und der vorzüglichsten Erfodernisse desselben zu glücklicher Anstellung der Versuche. — Wir haben bereits von dem eigenthümlichen Inhalte dieser Schrift so viel ausgezeichnet, dass dies hinlänglich seyn wird den Leser zu überzeugen, dass er auch in den übrigen hier nur im allgemeinen angeführten Artikeln mehrere neue Aufschlüsse und Ideen erwarten darf, die aber wegen ihrer engen Verbindung unter einander hier keinen Auszug verstatten.

SCHÖNE KÜNSTE.

AGRAM, in der Bischöflichen Buchh.: *Wald-Scenen, und Naturschönheiten.* 1794. 173 S. 8.

Das Buch zerfällt in zwey Hälften; die *Wald-Scenen* gehen bis S. 78.; das übrige nehmen die *Naturschönheiten* ein. Die *Wald-Scenen* entstanden dadurch, dass der Vf., der sich unter der Dedication *Schwerdling* unterschreibt, sich aus *Hirschfeld's* Theorie der Gartenkunst, die er geliehen bekam, Auszüge machte. Als nun die neue Druckerey, die der Bischof zu *Agram*, der Hauptstadt von *Croatien*, anlegte, Beschäftigung haben wollte, machte Hr. *S.* aus jenen Auszügen ein Buch. Er verband sie nämlich zu einem Ganzen, und that eigne Zusätze hinzu; aus den mancherley Beschreibungen wirklicher Parks, und aus den idealischen Vorschlägen zu neu anzulegenden, die bey *Hirschfeld* vorkommen, zog er eine Schilderung zusammen, die eben dadurch, dass hier

das alles *einem* Park beygelegt wird, etwas zu überladen geworden ist. Theils einige allgemeine Züge aus der Natur, theils ein Paar empfindsame Episoden S. 41—82. hat Hr. *S.* hinzugesetzt, worinn *Hirschfeld's* Styl gut copirt, und die Sprache auch ganz rein ist, eine Stelle S. 40. ausgenommen, wo *Sack* für *Tasche* steht. — In der andern Hälfte, die *Naturschönheiten* überschrieben ist, findet man Beschreibungen von Wasserfällen und Seen, namentlich, vom Rheinfall bey *Schafhausen*, vom Thal *Dowerdale* in England, vom Wassersturz zu *Terni* in Italien, vom Sturz des Flusses *Niagara* in Amerika, von einer unbenannten Gegend in der Schweiz, vom Wassersturz *Pisevache* im Wallliserlande, vom Thal *Lauterbrunn* und dem Staubbach im Canton Bern, vom See zu *Keswick* in England, und vom Genfersee, alles im Ton guter Reisebeschreibungen. Die Quellen aber, woraus der Vf. diese Schilderungen geschöpft, sind nirgends angezeigt.

Jena, in dem akademischen Leseinstitut: *Erzählungen in Karl Stille's Manier und Absicht*, erste Sammlung. 1795. 204 S. 8.

In eben der Absicht, in welcher Hr. *Miller* 1786. *die Geschichte Gottfried Walthers, eines Tischlers*, und Hr. *Demme*, unter dem Namen *Stille*, 1792 und 1793. zwey Bände *Erzählungen* herausgab, nämlich, durch ein Volkslesebuch die niedrigsten Stände zu belehren, sind gegenwärtige Erzählungen abgefasst. Dass Genügsamkeit, Fleiss, Wirthschaft, Verträglichkeit in der Ehe, und gute Kinderzucht das zeitliche Glück gründen, und aus den entgegengesetzten Fehlern Unglück und Verderben entspringen, wird hier in drey erdichteten Geschichten aus der Sphäre des bürgerlichen Lebens anschauend gemacht. Die zwey ersten, *die Brüder* überschrieben, stellen zwey, mit einander kontrastirende, Söhne eines *Tischlers* dar, wovon der eine bey allen seinem Fleisse durch seinen und seiner Frau Hang zum Grosthun, durch sein Wetteifern mit Reichen und Vornehmen, und durch das Bestreben, seine Töchter für vornehme Männer zu bilden, sich und die Seinigen zuletzt unglücklich macht, der andre hingegen bey allen Hindernissen, womit er anfangs kämpfen muss, und bey allen unverschuldeten Unglücksfällen, wodurch er zurückgeworfen wird, dennoch in seinem Alter Gemächlichkeit geniesst, und an seinen Kindern Freude erlebt. Der Held der dritten Erzählung, *Geständnisse eines Selbstmörders* überschrieben, ist zwar selbst kein Handwerker, sondern der Sohn eines Mannes, der mit einem erkauften Titel von ererbtem Gelde lebte, aber doch der Enkel eines Tuchmachers. Seine Geschichte stellt eine, in jedem Betracht, von Seiten der Aeltern so wohl als der Hofmeister, verkehrte Erziehung dar, unter andern werden auch die Folgen der sogenannten spielenden Bildung sehr gut gezeigt. Von Ausschweifungen in der Liebe entkräftet, ergiebt er sich der Spielsucht, und als er einst dadurch sein halbes Vermögen verloren, stürzt er sich in einen Fluss, aus dem man ihn wieder herauszieht. Nicht allein aber der Endzweck dieser Erzählungen ist populär, sondern auch die einzeln Züge, die eingestreuten Bemerkungen, und die ganze *Einkleidung*, wozu die Dichtung, dass ein Tyroler *dies alles* erzähle, viel beyträgt. Nur die Satire in der vorausgeschickten Einleitung, und die Dissertation über die Aufklärung vor der dritten Erzählung sind etwas langweilig.

KLEINE SCHRIFTEN.

Erbauungsschriften. *Halle*, in d. Rengerschen Buchh.: *D. Martin Luthers kleiner Katechismus katechetisch* erläutert von D. *Friedrich Eberhard Boysen*, Oberhofprediger und Consistorialrath in Quedlinburg. 1797. 124 S. Die Beschaffenheit dieser wirklich im laufenden Jahre herausgekommenen Erläuterungen des Lutherischen Katechismus glaubt Rec. durch folgenden kleinen Auszug sattsam darzuthun: S. 9. sagt Hr. D. Boysen: die natürliche Religion lehrt *nichts von der Gnade* und Barmherzigkeit Gottes, und von seiner Wahrhaftigkeit — die Dreyeinigkeitslehre ist *der Kern der* christlichen Wahrheit S. 12, 13. und die Christen haben den zuverlässigsten Grund, das Geheimniss von der Dreyeinigkeit als eine Grundlehre ihres Glaubens und ihres Lebens anzunehmen, weil die *Möglichkeit des* Gnadenstandes auf Erden und die *Gewissheit des seligen* Zustandes nach dem Tode *nur aus* demselben erkannt wird, und bis *zum Augenschein merkbar hervorbricht.* — In den ersten Ja[illegible] hunderten, da der Glaube der *Christen noch rein war* S. [illegible] Moses beschrieb die Schöpfung der Erde nicht etwa aus al[illegible] Ueberlieferungen, wie *manche Aftergelehrte* behauptet hab[illegible] sondern aus Eingebung des heiligen Geistes. — Die Sch[illegible] nennt Jesum *unzählichemal* Gott S. 37. Warum sagt der E[illegible] gel nicht *der Heilige*, der von dir gebohren wird? Antw[illegible] Weil *das Heilige* die Unsündlichkeit seiner menschlichen N[illegible] tur andeutet, und dieses Beywort ist nie von einem Mensch[illegible] gebraucht worden S. 42. Der Einfluss der Lehre von [illegible] Rechtfertigung in ein tugendhaftes Leben wird S. 65. so [illegible] zeigt: *Weil du dein Recht in Christo ausgestanden hast*, [illegible] muss dirs eine unerlassliche Pflicht seyn, die Sünde anzuf[illegible] den u. s. w. — — Und dies alles von einem Doctor der The[illegible] logie im Jahre *Ein Tausend Siebenhundert Sieben und Neunzi[illegible]*

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 25. May 1797.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Gotha, b. Perthes: *Journal der Erfindungen, Theorien und Widersprüche in der Natur und Arzneywissenschaft.* Herausgegeben von Freunden der Wahrheit und Freymüthigkeit. Fünfter Band. XVII — XX. Stück. Intelligenzblatt XIII — XVI. 1796. 8.

Zwölf ausführlichere Auffätze und vierzehn kürzere Bemerkungen füllen diese vier Stücke. Unter jenen zeichnen sich aus: *Roose über die Erzeugung der thierischen Wärme.* St. XVII. 1. *Ueber Sömmerrings Entdeckungen das Organ der Seele betreffend.* St. XVIII. 1. *Mitchell, Prof. in Neu-York, Bemerkungen über das oxydirte Stickgas, über die Natur des Contagiums und die Erscheinungen des Fiebers.* St. XX. 1. *Fortsetzung der Geschichte des Brownischen Systems.* St. XIX. 1. Mehr Rügen der schriftlichen Aeusserungen Frank des Jüngern; des praktischen Benehmens Frank des Aeltern und anderer Wiener Spitalärzte, rhapsodisch vorgetragen, als ein wohlgeführter Geschichtsfaden des Systems selbst. Das Ganze wahr, gründlich, und trotz mancher Persönlichkeiten doch bescheiden; denn nicht jedem ist es gegeben mitunter die Wahrheit so derb und unartig zu sagen, als sie Tode contra Brown et Weikard sagt. Ja unser Geschichtschreiber giebt seinen Gegnern unter andern wohl noch zu viel zu, wenn er S. 37. sagt: „Jeder vernünftige Arzt wird gerne zugeben — — dass — — es Stoll mit der Allgemeinheit der gastrischen Krankheiten *zu sehr übertrieben hat.*" Rec. kennt manchen vernünftigen Arzt, der glaubt, Stoll habe hierin gar nicht übertrieben, und Rec. selbst möchte schlecht bestehen, wenn obiges Dictum zu einem strenggeltenden Vernunftmesser erhoben werden sollte. Wie oft wird man es denn noch sagen müssen, und wie lange noch werden es gewisse Aerzte nicht hören wollen, dass Stoll in seiner *Ratio medendi* eine gallichte Constitution beschrieben hat, und dass man ihn sehr übel versteht, wenn man seine Heilmethode unter diesen Umständen für allgemein gültig ausgiebt? — Die Erklärung des Hofr. Frank über das Brownische System, kann man in der Vorrede zu der *Ratio instituti clinici ticinensis — quam reddit Josephus Frank M. D. Viennae apud Camesina* 1797 lesen. — *Ueber das Einathmen künstlicher Luftmischungen.* St. XVIII. 3. Eine kürzere und gründlichere Widerlegung erinnert sich Rec. ... nicht gelesen zu haben, als hier S. 82. Girtanner hat nämlich einen Schwindsüchtigen, dem die Aerzte höchstens noch drey Wochen zu leben gaben, in kurzer Zeit, vom 3. April bis 27. August 1795 geheilt, so dass der Kranke Göttingen gesund verliess. „So sehr nun aber auch, heisst es, diese einzelne Erfahrung zum Vortheile der neuen Methode zu sprechen scheint, so ist doch folgendes dabey zu erinnern: der Kranke ist noch 1795 an seiner Schwindsucht gestorben." — Am unzweckmässigsten hat Rec. den Auffatz über *Sacombes Aufklärungen in der Geburtshülfe* gefunden. Einmal steht es selbst einem Journal der Widersprüche nicht gut an, wenn man St. XVII. S. 105. liest: „Sacombe, ein Schriftsteller, dessen Werk sich durch unbefangenes klares Räsonnement; durch seinen edeln humanen Endzweck der Wahrheit das Interesse und den Egoismus aufzuopfern, rühmlichst auszeichnet, und würdig ist, von jedem Freunde der Natur und der Wahrheit studirt und aufbewahrt zu werden;" und St. XX. S. 138. wieder folgendes, freylich von einem andern Verfasser, findet: „dass Sacombe offenbar Sätze behauptet, von deren Wahrheit sich kein rationeller Geburtshelfer überzeugen wird; — ganz bekannte Sachen als neue Erfindungen ausposaunt. — Deutschen Geburtshelfern kann man auf jedem Fall bessere Werke empfehlen." Und dann ist auch das *J. d. T. u. E.* als der gesammten Heilkunde, nicht aber einzelnen Disciplinen derselben zu Gebote stehend, für eine so lange Beleuchtung eines speciellen Gegenstandes nicht geeignet, die ihren Platz in andern Archiven zweckmässiger eingenommen hätte, hier aber — sie zählt 127 S. — offenbar zu gedehnt ist. Doch könnten auch manche andre Journale, Archive, Bibliotheken etc. sich diese Erinnerung gesagt seyn lassen.

Ohne Druckort: *Erklärung der Physiologie.* Herausgegeben von *Aloys Rudolph Vetter. Erster Band.* Einleitung. Elementartheile. Lebensverrichtungen. 1794. 292 S. 8. *Zweyter Band.* 536 S.

Der Vf. scheint sich in Absicht der Ordnung der abgehandelten Materien ganz an *Hallers* Grundriss der Physiologie gebunden zu haben. In der Einleitung ist die Rede von festen und flüssigen Theilen. Letztere werden in Blut, in abgesonderte und rohe Säfte eingetheilt. Die physischen, sogenannten todten Kräfte, als die Federkraft, die Schwere, die Anziehungskraft u. s. w. welche der Lebenskraft ganz entgegen wirken, und durch sie bekämpft werden müssen, heissen hier sehr uneigentlich *gemeinschaftliche Lebenskräfte.* Der Wille der Seele hingegen, der

Instinkt, der Bildungstrieb, die Zusammenziehbarkeit, die Reizbarkeit, die Nervenkraft, sind die eigenthümlichen Lebenskräfte. Die Eintheilung der Verrichtungen in die der Seele, des Lebens, in die natürlichen und die Geschlechtsverrichtungen wird hier beybehalten. — Die Faser wird als Grundstoff des menschlichen Körpers und aller seiner Theile angenommen. Communication und Nutzen des Zellgewebes. Absonderung, Natur, Nutzen und Nachtheil des Fettes. — Die grosse Empfindlichkeit des Herzens sucht der Hr. *V.* in den vielen Nerven, welche es besitzet; indess andere diesem Theil alle Nerven absprechen. (Rec. setzt den Grad der Empfindlichkeit eines Theiles nicht in die Menge seiner Nerven, sondern in seinen Bau, in seine Bestimmung, in seinen nähern oder entferntern Zusammenhang mit dem Sensorium, in seine Abhängigkeit oder Unabhängigkeit vom Willen der Seele. — Das Herz ist und bleibt einer der kraftvollsten, stärksten Muskeln des menschlichen Körpers. Die durch das einfliessende Blut bewirkte Zusammenziehung desselben, und die Erscheinungen bey heftigen Leidenschaften bezeugen Leben, Reizbarkeit und durch Nerven belebte Muskelfiebern des Herzens, man mag sie nun sehen oder nicht sehen, einräumen, oder wegdemonstriren.) Der Vf. spricht nun von den eigenen Gefäsen des Herzens, vom Kreislauf des Blutes und von der Reizbarkeit des Herzens, welche er, gegen Haller, nicht für eine eigene, für sich bestehende, sondern für eine von Nerven abhängende Kraft der Muskelfiber hält. Die Wärme des Blutes wird durch die Zumischung des neuen Chylus, durch die daher rührende Zersetzung der Bestandtheile und das Reiben des Blutes an den Wänden der Gefässe erklärt. Der Grund der verschiedenen Temperamente wird in der verschiedenen Menge und Proportion der Bestandtheile des Bluts gesucht. (Richtiger werden wohl die Temperamente auf den Bau und die Organisation der festen Theile, auf Nerven und Lebenskraft, als auf die Mischung des Blutes gegründet, welche selbst als Wirkung angesehen werden muss; und die Wärme ist, der neuern Chemie zufolge das Resultat des phlogistischen Processes, der Vereinigung nämlich des Kohlenstoffes, mit dem Sauerstoff.) Die Bewegung des Bluts wird in die fortrückende, in die Seitenbewegung und in die innerliche Bewegung eingetheilt. Nun spricht der Hr. *V.* vom Puls, von abgesonderten Säften, von Absonderungswerkzeugen, von den verschiedenen Gattungen der Drüsen, und sucht die Hauptursache der Verschiedenheit in der Absonderung mit Recht in den Organen und vorzüglich in ihren Nerven, (oder ihrer eigenthümlichen Lebenskraft.) Es werden die Werkzeuge des Athemholens und der Stimme auseinander gesetzt, und die Brusthöle, und die hieher gehörigen Theile, die Lungen, der Kehlkopf, dessen Bänder und Muskeln etc. anatomisch beschrieben. Der Hr. *V.* bleibt nicht bey den gewöhnlichen Eigenschaften der Luft, ihrer Schwere, Federkraft, Flüssigkeit, Anziehungskraft, stehen, sondern er spricht auch von ihren Bestandtheilen, nämlich der Lebensluft und der Stickluft. Jene ist zum Athmen wesentlich nothwendig. — Anfänger finden hier diese neuere Theorie sehr fasslich vorgetragen, und sowohl auch physische Erscheinungen im allgemeinen, als auch auf physiologische Gegenstände angewandt, besonders auf das Geschäfte des Athmens und die Erzeugung der thierischen Wärme.

Im zweyten Band sind die thierischen, natürlichen und Geschlechtsverrichtungen in eben dem Geiste vorgetragen. Rec. hält eine nähere Anzeige für überflüssig, kann aber dieses Handbuch jedem Studierenden als nützlich und brauchbar mit gutem Gewissen zur Nachlese empfehlen.

Jena, in der akad. Buchh.: *Historia systematis salivalis*, physiologice et pathologice consideratis cui accedunt ex eadem ducta corollaria chirurgica. Auctore *Joanne Bartholomaeo Siebold*, Med. et Chir. Dre. Cum II tabulis aeneis. MDCCXCVII. 172 S. 4. maj. (1 Rthlr. 8 gr.)

In dem Vorberichte sagt der Vf., dass er bey dem Nachlesen der Schriftsteller über das System der Speicheldrüsen, welches er in der Absicht unternahm, um mehrere Punkte in bloss chirurgischer Hinsicht diese Organe betreffend weiter zu erörtern, gefunden habe, dass bey alle dem, was über Physiologie und Pathologie dieses Systems geschrieben ist, *doch noch* manches hinzuzusetzen, zu erinnern *und* zu verbessern sey. Dies veranlasste ihn die vorliegende Schrift auszuarbeiten, welche allerdings von Anatomen und Aerzten mit Danke aufgenommen zu werden verdient.

Die Einleitung enthält die Literatur über die Speicheldrüsen, wohin der Vf. mit den meisten neuern Anatomen auch das Pankreas rechnet. Er theilt die Literargeschichte dieses Gegenstandes in drey Perioden, wovon die erste die Griechen, Araber, Arabisten und andere Zergliederer bis auf *Franz Sylvius*, die zweyte *Sylvius*, seine Anhänger, Gegner und andere Zergliederer menschlicher und thierischer Körper bis auf *Haller*, die dritte *Haller* und die neuern Schriftsteller über das Speicheldrüsensystem bis auf unsere Zeiten enthält. Den meisten Schriften ist eine kurze Notiz von ihrem Hauptinhalte beygefügt, und der Vf. hat die Literatur fleissig gesammelt. Der erste Abschnitt enthält die Physiologie der gesammten Speicheldrüsen; das erste Kap., die Anatomie derselben. Der Vf. schickt das allgemeine voran und beschreibt dann sowohl die grössern als kleinen Speicheldrüsen, zu welchen letztern er die Gaumendrüsen nicht rechnet; da sie blossen Schleim absondern. Der Vf. ist bey der Beschreibung der Gefässe und vorzüglich der Nerven, welche zu den am Kopfe liegenden Speicheldrüsen gehen, sehr genau gewesen und hat hiezu zwey Kupfertafeln geliefert, welche nach saubern Präparaten verfertigt seyn müssen. Der Stich an diesen Tafeln ist zwar nicht schlecht, doch kö[illegible] reiner und die Zeichnung hin und wieder gesc[illegible]

voller, vorzüglich bey der zweyten Tafel, seyn. Auch die Bauchspeicheldrüse wird in diesem Kap. genau beschrieben. Bey jeder Drüse sind die Abbildungen aus den besten Werken angeführt. Kap. 2. Hygrologische Betrachtung des Speichels. Der Vf. klagt hier mit Recht, dass die neuern Chemiker zu wenig für die Untersuchung der Bestandtheile unserer Säfte im gesunden sowohl als kranken Zustande geleistet haben, und liefert dann einen nicht unwillkommenen Beytrag zur analytischen Geschichte des Speichels, sowohl aus den Speicheldrüsen am Kopfe als aus dem Pankreas. Er fand beide sich einander völlig gleich. Die chemische Analyse ist von seinem Freunde *C. Juch*. Auch die Menge des abgeschiednen Speichels hat der Vf. berechnet, aus den Speicheldrüsen am Kopfe fliesse bey vollkommener Ruhe, ohne Beyhülfe der Muskelbewegung, während dem Kauen und Reden jede Stunde ungefähr eine halbe Unze Speichel in den Mund aus; da nun die Bauchspeicheldrüse etwa dreymal so gross als jene Drüsen zusammenengenommen sey; so könne man auch annehmen, dass sie dreymal so viel Speichel absondere. Das dritte Kap. enthält die eigentlich physiologische Betrachtung in Rücksicht der Verrichtungen u. s. w. des Speicheldrüsensystems. Gegen Spalanzani behauptet der Vf. mit Recht, dass der Speichel allerdings zur Verdauung beytrage; er hält dafür, dass die Speisen im Munde schon den ersten Grad der Gährung, nämlich die Weingährung, *im Magen* die saure und ferner in den dicken Därmen die faule Gährung erleiden; doch modificire die Lebenskraft alle diese Processe.

Der zweyte Abschnitt enthält die Pathologie und Pathogenie des Speichelsystems. Der Vf. handelt hier vollständig und mit grosser Belesenheit von den organischen Fehlern, von den fehlerhaften Kräften, den fehlerhaften Verrichtungen des Systems überhaupt und dann jeder Drüse insbesondere, von dem Einflusse der fehlerhaften Beschaffenheit dieses Systems und dann jeder Drüse insbesondere auf die thierische Oekonomie. Das Kap. von der Pathogenie ist vorzüglich gut gerathen. Sehr befriedigend zeigt insbesondere der Vf. die Uebel, welche aus Mitleidung durch die verschiedenen Nervenzweige bey manchen Fehlern der Speicheldrüsen am Kopfe entstehen, wozu ihm die genaue anatomische Untersuchung der Nervenäste von verschiedenen Hirnnervenpaaren sehr zu statten kommt.

Der dritte für den praktischen Chirurgen besonders wichtige und diesem sehr zu empfehlende Abschnitt enthält die anatomisch - chirurgischen Betrachtungen über das Speicheldrüsensystem. Der Vf. beschäftigt sich hier vorzüglich mit der Frage, ob die Parotis, wenn sie scirrhös geworden ist, gänzlich weggenommen werden könne und dürfe oder nicht; er widerlegt die Einwendungen, welche gegen diese Operation gemacht sind, und bestätigt seine Meynung vorzüglich durch einen Fall, wo sein Vater einer die Parotis völlig ausschnitt, und die, unwohl vom Blutverluste als von der Menge der zerschnittenen Nervenäste entstanden, dennoch glücklich wieder hergestellt wurde. Der Vf. giebt die Punkte an, worauf man bey dieser gefährlichen Operation besonders zu achten habe, die sich vorzüglich auf die Vermeidung der Verletzung des Stammes und der Hauptäste der Carotis beziehen, welche die Ohrdrüse bedeckt. Zuletzt handelt der Vf. noch von der Exstirpation der Kieferdrüse, von der Heilung der Speichelfistel des Stenonianischen Ganges und von der Vermeidung des Whartonianischen Ganges bey der Einschneidung des Zungenbändchens.

Sehr gute Ordnung, Vollständigkeit und Nutzbarkeit in anatomischer sowohl als chirurgischer Hinsicht zeichnen diese Schrift sowohl vor den meisten Inauguralschriften als auch vor andern medicinischen Werken unserer Zeit aus. Sie wird immer ein vorzüglicher Beytrag zur Kenntniss des Speicheldrüsensystems bleiben, und es ist sehr zu wünschen, dass mehrere einzelne Gegenstände auf eine so vollständige Art behandelt werden mögen.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

MARBURG, in der akad. Buchh.: *Versuche in einigen Predigten zur Beförderung einer vernünftigen Erbauung* von *Jo. Philipp Steinmetz*, Prediger zu Arolsen, im Fürstenthum Waldeck. 1795. Vorr. XXXI S. 144 S. (8 gr.)

Wegen der Herausgabe dieser Predigten, deren überhaupt nur 4 sind, entschuldiget sich der Vf. in der Vorrede eben so wahr, als bescheiden. Jeder Schriftsteller, spricht er ganz richtig, hat ja doch auch sein Publikum; jeder kann in seinem, wenn auch gleich engem, Bezirke durch die Herausgabe seiner Religionsreden vielleicht mehr Nutzen stiften, als man wohl denkt; wenn sie nur nicht überhaupt den Zweck öffentlicher Religionsvorträge verfehlen, oder in einer niedrigen, undeutschen, unserm Zeitalter nicht mehr anpassenden Sprache geschrieben sind. Sollten sie dann, gesetzt auch dass sie sonst ihre Fehler hätten, nicht auch ihren Nutzen haben, und Erbauung, d. i. richtige Religionserkenntniss, und darauf sich gründende Beruhigung und rechtschaffene Gesinnungen befördern können? Aus dieser letztern Erklärung sieht man, dass *vernünftige Erbauung*, wie sie auf dem Titel heisst, wirklich *vernünftig christliche* Belehrung und Ermunterung seyn soll, wie das auch durchgängig aus dem Inhalte der Predigten selbst erhellet. Ihre äussere Einrichtung hat viel Aehnlichkeit mit der der Zollikoferischen Predigten, dem Hr. *St.* überhaupt in vielem glücklich nachahmt; nur ein wenig zu lang würde Rec. die eine oder die andere finden, wenn die Arolsenschen Christen eben so wenig gern lange, als die seines Orts, in der Kirche zu bleiben gewohnt wären. Die abgehandelten Materien sind: über die Fühllo-

bindlichkeit zum Mitgefühl bey den Leiden Andrer; das Betragen Jesu in Absicht der sinnlichen Freuden der Menschen; einige Ursachen des Mangels an Zufriedenheit unter den Menschen.

Quedlinburg, b. Ernst: *Die Evangelien erklärt, und zu Kanzelvorträgen vor Landgemeinen, angewandt.* Erster (s) Heft. 1796. 10 Bog. 8. (8 gr.)

Der ungenannte Verfasser dieser neuen Materialien-Sammlung für Landprediger behauptet nicht ohne Grund, dass man bey der grossen Menge von Predigten und Predigtentwürfen immer noch zu wenig auf das Eigenthümliche der Landleute Rücksicht genommen habe, und dass es, ohne den Verdiensten einiger vorzüglichen Predigtsammlungen für Landleute zu nahe zu treten, kein sehr gewagtes Unternehmen sey, die Evangelien aufs neue zur Berathung des angehenden oder des mit Geschäften überhäuften Landpredigers zu bearbeiten. Wir geben ihm hierinn völlig Recht und billigen den Plan, den er sich bey dieser Sammlung fruchtbarer Sätze zu Kanzelvorträgen auf dem Lande, gemacht hat. Er schliesst von demselben leicht zu findende und zu bearbeitende dogmatische und die allgemeinern moralischen Wahrheiten aus, und schränkt sich auf die vorzüglich für Landgemeinen nöthigen und nützlichen speciellern Sätze ein. Dahin rechnet er Erklärung häufig vorkommender aber misverstandner Bibelausdrücke, mit praktischer Anwendung verbunden; Rüge der unter den Landleuten herrschenden Fehler, Irrthümer u. s. w. Anleitung und Ermunterung zu dem Guten, das er in seiner Lage thun kann; Werth, Vortheile, Vorzüge seines Standes; richtige Würdigung andrer Menschen und Stände u. s. w. — Er will nicht künstliche Dispositionen liefern, sondern das, was er von jedem Thema zu sagen für nothwendig hält, in eine solche Verbindung bringen, dass die Bearbeitung desselben sich mehr der für den Landmann nützlichen Homilie nähert.

Alles recht gut und wir müssen auch von der Ausführung dieses Plans bekennen, dass sie uns gefallen hat. Nur von der Erklärung der Evangelien darf man nicht viel erwarten. Hier vermisst man nicht nur etwas dem Aehnliches, was *Seyfarth* und *Küinöl* neuerlich geleistet haben — denn dieser Weitläuftigkeit möchte der Absicht des Verfassers zuwider seyn, sondern man findet auch kaum irgend eine eigentliche Erklärung einer ganzen Perikope; nur bisweilen Angabe des Zusammenhanges, summarische Inhaltsanzeige und Uebersetzung mehrerer oder wenigerer Verse. Die Hauptsätze aber zu Predigten, welche aus den Evangelien hergeleitet sind, sind ganz ihrer Bestimmung angemessen, und dabey nicht sparsam gegeben; denn es sind auf jeden Sonntag zehn und mehrere, wovon allerdings manche zu locker mit dem Texte zusammenhängen. Die Bearbeitung fängt mit dem Evangelium am Trinitatisfeste an, und geht bis zum 6ten Sonntag nach Trinitatis. Wir wollen zur Probe die bessern Themata, welche aus dem Evangelium am Johannisfeste abgeleitet sind, hersetzen. 1) *Soll man darum etwas unterlassen, weil es andre nicht thun?* 2) *Von der Aufmerksamkeit auf sonderbare Vorfälle.* 3) *Von der Hoffnung besserer Zeiten.* 4) *Ueber die Thorheit für unmündige Kinder schon im Voraus zu bestimmen, was sie werden sollen.* 5) *Wie glücklich sind wir, dass unsre Kinder die Schule so nahe haben.* — Zu speciell finden wir für die Canzel den Satz: *Soll man seine Kinder studieren lassen?* und wie wenig führt der Text auf diese Frage! — Die Sprache ist sehr fasslich ohne ins Platte zu fallen; nur wenig Ausdrücke kommen vor, die dem ähnlich wären: *Vom Pochen auf seinen Glauben.* — Wir merken noch an, dass bereits das 2te Heft dieser brauchbaren Arbeit erschienen ist.

KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. *Wetzlar*, b. Winkler: *Fortsetzung der Schrift von der Neutralität des Wohnorts des Kaiserl. und Reichskammergerichts in Kriegszeiten.* 1796. 40 S. 8 — Diese Fortsetzung enthält die Neutralitätsverhandlungen des Kammergerichts während des jetzigen Krieges seit dem Custinischen Ueberfall im J. 1793, welche alle bisher fruchtlos waren, so dass dieses Gericht bey dem feindlichen Ueberzug im J. 1795 seine Erhaltung bloss der damaligen Demarcationslinie und einer preussischen Besatzung zu verdanken hatte, bey dem zweyten Ueberfall im vorigen Jahre aber allen Kriegslasten ausgesetzt war, auch eine Contribution von 20,000 Liv. bezahlen sollte, die jedoch nachher, bey dem geschwinden Rückzug der Franzosen, nicht eingetrieben wurde. Der Vf. wiederholt und unterstützt noch mehr die Gründe, warum sowohl die Verlegung des Gerichts unthunlich, als die Erlangung einer völligen Neutralität, das einzige, auch der Verfassung und dem Herkommen sehr angemessene, Rettungsmittel desselben sey, und er wird sich freuen, dass sein patriotischer Wunsch nunmehr realisirt, und wirklich ein *Aequivalent von Neutralität* durch königl. preussische Vermittelung, vor kurzem erlangt worden ist, auf deren weitere Folgen indessen das Publicum sehr begierig seyn muss. Die Schrift ist mit vieler Belesenheit ausgeschmückt; nur dass zuweilen, wie S. 16. 18. 23. einige überflüssige Allegata vorkommen. Die Beylagen sind schätzbar, und finden sich nirgends so beysammen; die ganze Abhandlung verdient daher einer Sammlung von öffentlichen Staatsschriften einverleibt zu werden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 26. May 1797.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Unter der Aufschrift: GERMANIEN: *Kritik der deutschen Reichsverfassung.* Erstes Bändchen. 1796. 270 S. u. VIII S. Vorrede 8.

Nach dem Plane des Vf. theilt sich diese Kritik in 5 Zweige oder besondere Kritiken nämlich: 1) *der Regierungsform*, 2) *der Kriegsverfassung*, 3) *der Finanz-*, 4) *der Civil- und Criminaljustiz- und* 5) *der Polizeyverfassung*. Dieses erste Bändchen beschäftigt sich mit der Kritik der Regierungsform, und der Vf., der nach der Vorrede selbst Geschäftsmann ist, will durch das Urtheil seiner aufgeklärten und weisen deutschen Zeitgenossen, welchen er diesen Versuch zur Prüfung übergiebt, sich bestimmen lassen: ob er die Ausführung seines Entwurfs weiter vor die Hand nehmen oder unterlassen soll.

In einer kurzen Einleitung schickt er einige allgemeine Begriffe über die Rechte des Souverains und des Staatsbürgers voraus und zeigt, dass das deutsche Reich ein Staatensystem sey, also dessen Endzweck auf Vertheidigung seiner Selbstständigkeit gegen äussere Angriffe und auf Erhaltung der Regenten- sowohl, als der Unterthanen-Rechte in den einzelnen Staaten gehen müsse. Die Frage; durch welche Mittel ist dieser Endzweck zu erhalten? führt ihn dann zu der bereits erwähnten Eintheilung der Staatsverfassung, und er geht nun zur *Kritik der Regierungsform des deutschen Reichs* selbst über, die er in 2 Abschnitte theilt, 1. *Darstellung der Regierungsform des deutschen Reichs nach ihrer gegenwärtigen Beschaffenheit.* Hier geht der Vf. die verschiedenen Rechte der höchsten Gewalt einzeln durch; zeigt, dass solche Kaiser und Reich zustehen, und bestimmt S. 57. den Begriff der deutschen Regierungsform also: sie sey *eine Pantokratie der Repräsentanten der einzelnen vereinigten deutschen Staaten unter der gesetzmässigen Autorität des Veto eines aus ihrer Mitte selbst gewählten Einzigen.* Nach diesem Begriffe wird nun in dem 2ten Abschnitte, welcher wieder *Kritik der Regierungsform des deutschen Reichs* überschrieben ist, in 4 Kapiteln betrachtet: 1. *die Pantokratie der Repräsentanten der einzelnen deutschen Staaten*; 2. *das Veto des Kaisers, oder das Recht desselben, die Reichsgutachten zu bestätigen oder ihnen die Bestätigung zu verweigern*; 3. *die Wahl des Kaisers*; 4. *die Repräsentation und executive Gewalt des Reichs.* Für eine Pantokratie (Gesetzgebung Aller) erklärt der Vf. das deutsche Reich, weil er, nach Meynung, nicht unrichtig voraussetzt, dass die Reichsstände als Repräsentanten ihrer Staaten bey der allgemeinen Reichsversammlung anzusehen seyen. Er zeigt erst, dass eine solche Pantokratie weder dem allgemeinen Staatsrechte, noch der Klugheit entgegen sey, und fragt dann; 1) wie steht es mit der Verwaltung der deutschen Pantokratie auf dem Reichstage zu Regensburg aus? S. 70. Hier findet er den ersten Fehler in der Verzögerung der Geschäfte, welche daher entstehe, dass die Repräsentanten nicht persönlich, sondern durch Bevollmächtigte, auf dem Reichstage erschienen. Er hält daher für nöthig, den Gesandten auf solche Fälle, wo Gefahr bey dem Verzuge ist, allgemeine uneingeschränkte Vollmacht zu geben. Die erste und wichtigste Angelegenheit solcher Männer würde (S. 76.) ein allgemeines systematisches Gesetzbuch seyn, das alle Zweige der Gesetzgebung umfasste, und auch die Rechte und Pflichten der Regenten der einzelnen deutschen Staaten sowohl in Ansehung ihres Verhältnisses zu dem gesammten Reiche, als zu ihrem eigenen Staate und ihren Unterthanen bestimmte. Leider wird eine solche Bestimmung der gegenseitigen Rechte, zu welcher Klugheit und Sittlichkeit rathen, so lange zu den frommen Wünschen deutscher Vaterlandsfreunde gehören, bis die Nothwendigkeit sie gebietet.

Das 2te, was er hier in Betrachtung zieht und als dem Geiste der Pantokratie und der alten deutschen Verfassung entgegen laufend darstellt, ist die Absonderung der Stände in 3 Collegien, deren nachtheilige Folgen er entwickelt und dann zu dem 3ten Puncte: der Art, wie die Reichsgutachten abgefasst werden, fortgeht. Der Vf. sagt hierbey, besonders in Rücksicht der Ungleichheit der Rechte der höhern Reichs-Collegien und des Städtischen, ingleichen über die Rechte und Gränzen der Directorialämter, und über die Trennung der Reichsstände in 2 Religions-Theile, welche ihn auf das Reformationsrecht führt, manches, das von unsern Pantokraten beherzigt zu werden verdient. Er spricht hierbey immer mit Würde, ohne Bitterkeit. Nur die Darstellung der Rechte, welche die Reichsgesetze den Landesherren über den Glauben ihrer Unterthanen geben, reisset ihn zu einer Wärme hin, in welcher er ausruft: „Nirgend ist eine Spur vorhanden, dass die „Menschheit und ihre ersten unveräusserlichen Rech„te in dem gehorchenden Theile der Staatsglieder „respectirt worden wären; allenthalben stehen die „Menschen unter dem Einfluss der Macht und Will„kühr: ihr ganzer Zustand ist, auch da wo er erträg„lich ist, precär; und es bedarf nur eines äussern

„Anlasses, der die bisherige Anhänglichkeit der Fürsten an menschliche und vernünftige Grundsätze „wankend und sie selbst geneigt macht, die ihnen ertheilten Rechte an ihre Stelle zu setzen und sie in „ihrer Strenge anzuwenden, und die Menschen sind „wieder, was sie zur Zeit des Westphälischen Friedens galten, Zubehörungen der Grundstücke ihrer „Herren." Am Schlusse dieses Kapitels wird noch von der Kreisverfassung gehandelt und die Meynung geäussert; dass nur eine Erhöhung und bessere Einrichtung des Kreismilitärs Deutschlands Ruhe und Integrität sichern und erhalten könne.

In dem 2ten Kap. von dem kaiserlichen Veto sagt unser Vf. (S. 191); keine Staatsverfassung bestehe durch sich selbst und unabhängig von dem Willen und Charakter derer, die sie handhaben sollen: Doch sey gewiss, dass eine mehr als die andere Stoff enthalte, aus welchem sich Trennungen, Unordnungen, Langsamkeit und Stillstand entwickeln können; und in diesem Falle sey die deutsche Regierungsform durch die Trennung der legislativen Gewalt in 2 Theile. Vorausgesetzt, dass die deutschen Reichsstände sich immer als wahre Repräsentanten ihrer Staaten betrachteten und es für Pflicht hielten, so zu stimmen, wie es der vernünftige Wille derer seyn musste, welche sie repräsentiren: dann möchte des Vf. Behauptung nicht zu bezweifeln seyn; bey den übrigen Mängeln unserer Verfassung hält aber Rec. diese Trennung für eine Wohlthat, und die Geschichte lehrt, wie nützlich zuweilen dem deutschen Staatsbürger die von dem Kaiser versagte Genehmigung reichsständischer Beschlüsse war.

In dem 3ten Kap. von der Wahl des Kaisers, untersucht der Vf., wie die Churfürsten zu dem ausschliesslichen Wahlrechte gekommen seyen, welches sonst allen Reichsständen zugestanden habe? ob diese Erwerbart rechtmäsig sey? und was es für das deutsche Reich für Folgen habe? Die 2te Frage verneint er, weil die übrigen Stände den Churfürsten ihr Wahlrecht nie ausdrücklich übertragen hätten. Demjenigen, was der Vf. über die Wahlfreyheit sagt, kann Rec. nicht durchgehends Beyfall geben. Es ist freylich nicht gut, dass nur so wenige fähige Wahlcandidaten vorhanden sind, dass die Kaiserwahl beynahe nur eine Ceremonie geworden ist. Diess liegt aber, nach Rec. Meynung, weniger in den von dem Vf. angegebenen Gründen, als in dem geringen Ertrage der Kaiserwürde, und den Aufwande, den sie erfodert; und so lange die verbundenen Fürsten nicht dem zu erwählenden Kaiser eine zur Bestreitung des Aufwands hinreichende, sichere Einnahme anweisen können, wird es durch die Wiedererneuerung des Fürstenbundes wohl schwerlich möglich werden, ohne weitere Rücksicht unter den deutschen Fürsten, wie der Vf. S. 228 glaubt, den besten, gerechtesten, mit den Grundsätzen der Regierungskunst und der allgemeinen Verfassung des deutschen Reichs vertrautesten deutschen Mann unbedenklich wählen zu können."

Im letzten Kapitel wird von der Repräsentation der Staatsbürger sowohl in Rücksicht der einzelnen deutschen Staaten, als des ganzen Reichs gehandelt, und der Vf. schliesst solches, und zugleich dieses erste Bändchen, mit folgendem kurzen Entwurfe, wie nach seiner Meynung die deutsche Regierungsform eingerichtet seyn sollte, um den allgemeinen Staatsrechtlichen Grundsätzen gemäss zu seyn, und Vaterlandsliebe hervorzubringen (S. 267): „Es müsste jeder das Reich mit constituirende deutsche Staat aus „dem Mittel seiner selbst gewählten seine gesetzgebende „Gewalt repräsentirenden und ausübenden Landstände, „das zu einer solchen Stelle in allen Rücksichten fähigste „Mitglied, zur Besorgung der Geschäfte der allgemeinen „Reichsgesetzgebung schicken, die dann zusammen das „deutsche gesetzgebende Corps bildeten, und die gesammten höchsten vollstreckenden Mächte dieser Staaten müssten den deutschen Kaiser wählen, diesem die „höchste executive Gewalt im Reiche übertragen und „in dieser Rücksicht demselben so wie dem ganzen „Reiche überhaupt huldigen.

Der Vf. hat nach Rec. Urtheile dem, wozu er sich in der Vorrede verbindlich gemacht hat, im allgemeinen vollkommen Gnüge geleistet. Er ist in seiner Kritik, bey welcher er sowohl die Geschichte und Entstehung der dermaligen Verfassung, als die Grundsätze des allgemeinen Staatsrechts immer zu Rathe gezogen hat, weder bitter, noch beleidigend, in seinen Vorschlägen weder überspannt, noch reformationssüchtig. Sein Vortrag ist grösstentheils gut und deutlich, und wenn er für den der deutschen Verfassung kundigen Leser viel Ueberflüssiges sagt: so hat er dieses ohne Zweifel um deswillen gethan, weil er bey dem gestiegenen Interesse für dergleichen Untersuchungen voraussetzen durfte, dass seine Schrift auch Leser finden würde, die mit dem Gange unserer Reichstagsgeschäfte und mit der deutschen Geschichte weniger bekannt seyen. Wir wünschen, dass der Beyfall des Publikums den Vf. ermuntern möge, seinen Entwurf bald weiter fortzusetzen.

Unter den vorgeblichen Druckorten Regensburg und Wezlar: *Entwurf zu einer Verfassung für das deutsche Reich* mit Reflexionen über den Einfluss der französischen Revolution auf die Kultur der Deutschen von *Philopatros*. 1796. 142 S. 8.

Dass wir hier den ruhigen Geist der Prüfung vermissen würden, der die zuvor beurtheilte Schrift vortheilhaft auszeichnet, davon überzeugten uns schon die ersten Zeilen der Vorrede: „Jede Anstalt und jede Einrichtung, welche ein Werk seines (des Menschen) Willens sind, müssen gerecht und zweckmässig seyn. Geht ihnen der Beyfall des Rechts ab; „so müssen sie aufgehoben und vernichtet werden, „wenn auch der Erdkreiss in Trümmern zerfallen „sollte."

Der Vf. theilt seine Abhandlung in 5 Abschnitte: der erste enthält *Reflexionen über den Einfluss der französischen Revolution auf die Kultur der Deutschen*, in welchen von dem Einflusse dieser Begebenheit auf die öffentliche Meynung, besonders in Rücksicht

Staatsverhältnisse gehandelt wird. „Man wird leicht „einsehen", sagt der Vf. S. 18, „wie gierig die Deut-„schen nach diesen (politischen) Meynungen hasch-„ten, und wie grosse Freunde von ihnen sie werden „mussten. In Deutschland suchte man erst ihr Daseyn „zu rechtfertigen, und ihre Erscheinung genau zu be-„stimmen; in Frankreich führte man sie schon in die „wirkliche Welt ein, und machte sie zu Beherrsche-„rinnen der Menschen." — „Man sieht und erkennt „bey uns, dass diese Meynungen unausrottbar, und „unsterblich wie der menschliche Geist selbst sind. „Man weiss, dass sie jeder Widerstand nur desto stär-„ker und mächtiger macht, und dass sie der letzte „der Franzosen eben so muthig vertheidigen wird, „als die ganze Nation." — „Zugleich kann man „nicht leugnen, dass die Lasten und das Unrecht in „Deutschland einen Grad erreicht hatten, der eben so „unerträglich, als entehrend für die Menschen war." Doch diess mag zur Probe des Vortrags genug seyn. In diesem einseitigen declamatorischen Tone der auch den Wahrheiten, die er sagt, mehr schädlich als nützlich ist, fährt der Vf. fort. Rec. ist mit den Mängeln unserer Verfassung und mit dem Drucke, der in einzelnen Staaten Deutschlands herrscht, wohl bekannt, und hält es für Pflicht des Schriftstellers, offen und freymüthig darüber zu urtheilen, und die Nothwendigkeit nicht zu verhehlen, ihnen abzuhelfen, und Deutschland eine gut organisirte Constitution *zu geben*; aber auf diesem Wege und durch solche *Schreyer* erhalten wir gewiss keine Verbesserungen. Rec. ist selbst nie mit unserer Verfassung zufriedener, findet die Mängel nie erträglicher, als nach Durchlesung solcher Schriften. Geschieht den Regierungen Unrecht: so tritt der billig denkende Mann auf ihre Seite, so wie auf die Seite des Unterthans, wenn dieser unter ungerechtem Drucke seufzt. Durch Declamationen über Pressfreyheit machen solche Schriftsteller den Schaden nicht wieder gut, welchen sie ihr durch ihre unanständige und zügellose Schreibart (wie hier S. 66. 71. 75.) thun.

Wir theilen unsern Lesern, um ihre Geduld nicht zu ermüden, nur die Ueberschriften der folgenden Abschnitte mit. Zweyter Abschnitt: *Eine rechtliche Staatsverfassung ist Pflicht*. Dritter: *Deutschland hat noch keine rechtliche organisirte Verfassung*. Vierter: *Ueber die topographische Eintheilung des deutschen Reichs*. Fünfter: *Constitutionsacte:* Von der deutschen Verfassung entwirft der Vf. folgendes Bild: Das Charakteristische der deutschen Regierungen ist zügellose Willkühr der Fürsten, Befreyung der Adlichen von Abgaben und Ansprüche der Privilegirten auf alle einträglichen Staatsämter, Verspottung des Rechts vor Gericht, Unterdrückung der Gewissens-Denk- und Pressfreyheit, Behandlung der Menschen als Sachen, beständige Vermehrung der Abgaben, unsinnige Wuth Soldaten zu halten, und Verfolgung jedes freyen Mannes." An eine Ausbesserung ist bey einer solchen Verfassung freylich nicht zu denken. Unser Philopatros übernimmt also das ...che Werk, eine ganz neue Constitutionsacte zu entwerfen. Dass die Verfassung republicanisch werde, ist leicht zu erwarten; damit aber die beiden mächtigsten Stände des Reichs ihn nicht stören mögen: so erlaubt er ihnen, den Theil von Deutschland, der jenseits der Donau und der Elbe ist, ihren Staaten einzuverleiben, und begnügt sich für seine neue Republik mit dem Striche, der innerhalb dieser Flüsse und der Elbe liegt. Eine nähere Prüfung der Constitutionsacte wird hier wohl Niemand erwarten; auch ist der Vf. schon allen Einwürfen in seiner Schlussanmerkung entgegen gekommen. Wer es unbillig finden könnte, dass in der neuen Republik, Zehenden, Dienste etc. dem Eigenthümer entzogen werden sollen, dem antwortet er (S. 138). „Das Volk ist die Quelle alles äussern Rechts und „kann daher Niemanden Unrecht thun." Vortreflich! Erst das Volk zu belehren (S. 140) und zu überreden, dieses oder jenes zu thun, und dann rufen: das Volk kann nie Unrecht thun! Sollte man glauben, dass ein solcher Schriftsteller die Dreustigkeit haben könne, „mit den Worten zu schliessen? Hier lege ich meine „Feder nieder;" — „ich habe meine Pflicht als Mensch „und als Bürger gethan."

Wahrscheinlich ist diese Abhandlung aus einer, durch mehrere ähnliche Schriften sehr bekannten Feder geflossen. Es ist zu beklagen, wenn Männer, denen es nicht an Gaben fehlt, ihrem Vaterlande nützlich zu seyn, entweder aus Gewinnsucht, oder aus einem Geiste der Unzufriedenheit und Widerspenstigkeit, welchen sie Freyheitssinn nennen, ein Gewerbe daraus machen, die bestehenden Verbesserungen und Einrichtungen zu lästern.

SCHÖNE KÜNSTE.

BREMEN, b. Willmans: *Heinrich* eine Geschichte aus dem Englischen des Herrn Cumberland 1796. 8. Erster Band. 456 S. Zweyter Band. 483 S. Jeder Band mit einem Titelkupfer. (2 Rthlr. 16 gr.)

In einem der Einleitungskapitel zu den zahlreichen Büchern dieses Werkes findet sich S. 146 des 1 B. folgende Stelle. „Eine Geschichte erweckt un-„streitig Ueberdruss, wenn sie in einer gemeinen und „platten Sprache erzählt wird; wenn sie mit gezierten „Redensarten oder blühenden Schilderungen, die das „Interesse nicht befördern, gespickt ist; wenn sie in ei-„nem pedantischen künstlichen Styl, der sich zu den „Charakteren im gemeinen Leben nicht schickt, vor-„getragen wird; wenn plumpe Spässe und Zoten „die Stelle des Witzes einnehmen; wenn der Erzäh-„ler entweder zu oft von der Hauptsache abweicht, „oder zu lange und zu umständlich bey Dingen, die „nicht wichtig sind, verweilet, u. s. w." Wir müssen gestehn, dass sich alle diese Fehler mehr oder weniger in vorliegender Geschichte finden. Der Vortrag macht allerdings Ansprüche auf Leichtigkeit und Laune, ist aber um so künstlicher und pedantischer, ja obendrein voll Wiederholungen. Die Reden der Personen schicken sich gut genug zu ihren Charakteren, aber diese sind meistens gemein und

plump. Man wird einräumen, dass z. B. ein versoffenes Weib wie Mrs. Cawdle keine geschickte Gelegenheit, ist sich nach der Absicht des *Vfs.* 2 B. S. 13 über den Enthusiasmus (im Sinne des englischen Sektengeistes genommen) lustig zu machen, und dass, wenn derselbe „unter den Auspicien seines würdigen „Freundes Ezechiel aus einer reinen Quelle fliessend „dargestellt wird," die Darstellung im höchsten Grade langweilig ausfällt. Der Uebersetzer hat indessen seine Arbeit redlich gethan, nicht so redlich wäre besser gewesen: er hätte die Predigten des Methodisten alle wegschneiden sollen. Der *Vf.* hat übrigens bey diesem Fündling den des Fielding vor Augen gehabt, nur ist der seinige ein gut Theil zahmer geworden und überhaupt die Bemühung sichtbarer als das Gelingen. Er hat sich zu nah an die Form jenes Romans gehalten, um nicht den freyen Geist desselben zu verfehlen.

WEIMAR, im Industrie-Comtoir: *Die blaue Bibliothek aller Nationen. Eilfter Band.* 1797. 290 S. 8. (18 gr).

Der Wunsch und die Ahndung, dass dieses Institut durch die neue Verlagshandlung einen schnellern Fortgang erhalten werde, geht bereits in Erfüllung, indem der *eilfte* Band dem *zehnten* so geschwind nachfolgt. Dieser neue Band setzt aber nicht die Reihe des *französischen* Feenmärchen fort, sondern kehrt zu der Gattung von *orientalischen* Erzählungen zurück, denen der *fünfte, sechste, siebente* und *achte* Band der blauen Bibliothek gewidmet waren, wo man nämlich nicht Carricaturen von Copien des morgenländischen Geschmacks, nicht schwülstige und mit Bildern überladene Produkte europäischer Schriftsteller, sondern Uebertragungen wirklicher arabischer Volksmährchen, wie sie *Galland* und *Cazotte* ins europäische Publikum gebracht, findet. Die erste Hälfte des gegenwärtigen Bandes (bis S. 141) ist diesmal aus der *englischen* Sprache übergetragen, nämlich, sie besteht aus *arabischen* Erzählungen, die der jüngere *Russel* (S. A. L. Z. 1796. Intellig. No. 40. S. 327) in einer Handschrift nach London brachte, und die *Will. Beloe* in seinen *Miscellanies* 1795 in *englischer* Sprache bekannt machte. Es sind dreyzehn Mährchen (das zweyte ausgenommen, alle nicht sonderlich lang, besonders aber sind die fünf letzten nur von der Grösse eines Apologs) in deren zweyen nur etwas Wunderbares eingeflochten ist, in denen sonst aber die Dichtungen in den Grenzen der gewöhnlichen Welt bleiben. Vier, oder fünf, die blos zur Belustigung dienen, (die zweyte von S. 8 an ist unstreitig die unterhaltendeste) ausgenommen, sind die übrigen so reich an Lebensweisheit, als nur irgend Mährchen seyn können. Die Pflicht des Uebersetzers war es freylich, nichts am Original zu ändern, doch wünschten wir, dass er folgenden widrigen Zug S. 53 ausgelassen hätte: „Da es ihm in diesem Augenblick *aufstiess*, sagte er: „Dies ist für den Kaliphen!" — Von S. 142 an stehn vierzehn Erzählungen, theils aus den *Nouveaux Contes Arabes, ou, Supplement aux mille et une nuit par l'Abbé* ***, die 1783 erschienen, und zuerst in der Sammlung: *Die eilf Tage, neue arabische Mährchen*, Jena 1789 übersetzt wurden, theils aus den *Contes Fables et Sentences, tirées de differens Auteurs Arabes et Persans*, die der Uebersetzer von den *Instituts politiques et morales de Tamerlan* 1788 herausgab, übersetzt. Acht davon sind sehr ernsthaften, und zum Theil tragischen Inhalts, (die rührende Erz. S. 270 findet man auch schon aus den *Contes Fables et Sentences* im Anhang *der eilf Tage* übersetzt) besonders ist die S. 218 von grösserm Umfang, und reich an Abentheuern. Nur in wenigen Stellen S. 151, 228, 247 scheint es, dass der französische Uebersetzer seine eigne Manier dem orientalischen Original untergeschoben hat. Will man sich aber recht augenscheinlich überzeugen, dass entweder die verschiednen französischen Uebersetzer sehr verschieden mit den morgenländischen Originalen, die wir nur durch das Medium französischer oder englischer Dollmetscher beurtheilen können, umgegangen sind, oder dass solche Volksmährchen im Orient selbst sehr verschieden erzählt werden: so muss man acht Erzählungen aus der zweyten Hälfte dieses Bandes mit eben so viel ähnlichen Erzählungen des *siebenten* Bandes vergleichen, und man wird sich überzeugen, dass *einerley* Stoff im siebenten Bande weitläuftiger *und beredter*, hier aber kürzer und gedrängter ausgeführt worden. Nämlich die Mährchen S. 142, 173, 188, 198, 206, 212, 263 des gegenwärtigen Bandes sind im Grunde dieselben, die schon in des *Cazotte* Fortsetzung der *tausend und einen Nacht* im *siebenten* B. der blauen Bibl. S. 225, 283, 42, 165, 60, 156, 189, 87 vorkamen, und die man auch in der *Neuen tausend und einen Nacht* verdeutscht von C. A. *Wichmann* Dresden und Leipzig 1790 findet. Auch in diesem Bande (welcher auch besonders mit dem Titel: *Neue arabische und persische Mährchen* verkauft wird) hat die Uebersetzung eben so viel Genauigkeit als guten Ausdruck, nur bey zwey Stellen stiessen wir an. S. 22 klingt der Ausdruck: *Nun muss es mir schon in die Hände gehn* (für *über den Hals kommen*) etwas fremde. S. 30 lauten die Worte: *Und darauf haben sich die Thore des Himmels geöfnet gegen mich* zu mystisch.

* * *

Von folgenden Büchern sind Fortsetzungen erschienen:

GOTHA, b. Perthes: *Eichenblätter oder die Märchen aus Norden*, von *M. Reinecke.* 3tes B. 1796 190 S. 8. (14).

STENDAL, b. Franzen und Grosse: *Situationen von Carl August R****y.* 2tes B. 1796. 207 S. 8. (12 gr).

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 27. May 1797.

GESCHICHTE.

Leipzig, b. Crusius: *Des Lords Bolingbroke Briefe über das Studium und den Nutzen der Geschichte.* Aus dem Englischen übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von *C. F. R. Vetterlein.* 1 Th. XVI. und 218 S. 2 Th. 341 S. *ohne Inhalts Anzeigen.* 1794. 8.

Es gereichte in der That unsrer Literatur zum Vorwurf, dass sie von einem solchen Werke des Genies, des Geschmacks und des Witzes, wie das Bolingbrokische, bisher keine andre, als die vor 36 Jahren herausgekommne, schülerhafte und längst vergessne Verdeutschung eines gewissen Bergmann aufzuweisen hatte. Diesem Mangel ist nun abgeholfen; Hr. *V.* übersetzt treu, aber nicht sclavisch wörtlich, und hat oft mit Glück die einzelnen Schönheiten des Originals ins Deutsche zu übertragen gewusst, ohne *deshalb* der Sprache oder dem Sinn Gewalt an zu thun. Nur, wenn man ganze Briefe der Uebersetzung gegen die Urschrift hält, glaubt man den feinen Firniss des Weltmanns zu vermissen, welcher die Bolingbrokische Schrift auszeichnet, und dabey der Art des Vfs., die Gegenstände anzusehen und darzustellen, eine gewisse Harmonie giebt, die wir im Deutschen nicht immer wiederfinden. Dagegen erhält die Uebersetzung durch die, mit gehöriger Sparsamkeit und kluger Wahl angebrachten, gelehrten und kritischen Anmerkungen einen neuen Werth für alle Klassen von Lesern. Nicht nur die häufigen aus den römischen Klassikern, oder aus englischen, französischen und italienischen Autoren angeführten, Stellen sind darin erklärt und nachgewiesen, sondern auch manche Anspielungen, die nur dem vertrauten Zirkel, für welchen B. zunächst schrieb, verständlich seyn konnten, aus Pope und andern gleichzeitigen Schriftstellern erläutert, und einige leichte Irrthümer, wozu der Vf. durch seinen individuellen Charakter, oder als Engländer verleitet wurde, mit Bescheidenheit und Schonung verbessert. In der Vorrede wird das Original richtig gewürdigt, und eine zweckmäsige Literatur des Werkes selbst, der in verschiednen Sprachen vorhandnen Uebersetzungen und andrer dasselbe betreffenden Schriften, nebst einigen, zum bessern Verständnis des Ganzen dienenden Nachrichten von den bürgerlichen Verhältnissen des Vfs. vorausgeschickt.

Bey der Arbeit selbst hat der Uebersetzer neben der englischen Ausgabe von 1752, die in demselben Jahre zu Berlin erschienene französische Uebersetzung benutzt, welche unter den Augen des Vf. herausgekommen, und von ihm selbst an manchen Stellen, wo die Original-Ausgabe sich Weglassungen erlaubt hatte, wieder ergänzt worden ist.

Der 1 Band enthält die 6 ersten Briefe an Lord Clarendon, welches die eigentlichen *Briefe über die Geschichte* sind; der 2 Band, welcher den *Plan und Abriss der neuen Geschichte von Europa* enthält, beginnt mit dem Briefe an Pope, der im Original der neunte ist, hier aber, nach der Bemerkung des französischen Uebersetzers, an der rechten Stelle erscheint, um jenem Plan der neuen Geschichte, welcher im 7. und 8 Briefe weiter ausgeführt wird, zur Einleitung zu dienen. Im Englischen machen diese 9 Briefe nur Einen Band aus; Hr. *V.* hat ihnen noch Bolingbrokes Brief an den Lord Bathurst, *über den rechten Gebrauch der Einsamkeit und des Studierens*, und seine *Betrachtungen über die Verbannung* angehängt. Den übrigen Raum im 2 Theil nehmen 7, von dem Uebersetzer hinzugefügte *Fragmente, über einige Gegenstände des Studiums der Geschichte; als Zusätze und Erläuterungen einiger Stellen in Bolingbrokes Briefen*, ein.

Die Uebersetzung gewinnt, je sorgfältiger man sie mit dem Original vergleicht; der Rec. hat kaum einige Stellen gefunden, wo es ihm schien, als ob statt des gewählten Wortes ein noch passenderes hätte genommen werden können. *Public virtue*, wenn es im Gegensatz von *private virtue* vorkömmt, wäre vielleicht durch: öffentliche Tugend, bestimmter, als durch: Bürgertugend, ausgedrückt worden. — Th. 1. S. 21., wollte B. durch: *extraordinary*, nicht: etwas sonderbares, sondern nur: etwas ausserordentliches andeuten, wie auch aus der Folge erhellet. — S. 179. steht schlechtweg: dem Vaterlande, für: *our country*, da doch B. hier bloss in Beziehung auf England spricht. — Th. 2. S. 31., ist nicht von Lord Clarendons *grossem Aeltervater*, sondern schlechthin von seinem Aeltervater *(your great-grand-father)* die Rede; und: *the spirit, that prevailed in the parliaments... has been debased*, ist (S. 192.) wohl zu bildlich durch: der Geist.. kriecht nun, übersetzt worden. Doch dies alles sind höchstens Nachlässigkeiten, die sowohl, als einige durch das ganze Buch herrschende Mängel, als z. B. die zu häufig vorkommenden ausländischen Wörter, wie: (1. 20.) irregulair, (1. 135.) Raffinerien, für *refinements*, (2. 71.) eludiren, (2. 192.) respectiren, Vigueur u. a. m., oder der Gebrauch des Wortes: wo, für: irgendwo. *So-*

meuhere, (z. B. 1. 151., „die er wo dem Atticus verspricht“,) bey einer neuen Revision leicht zu verbessern seyn würden. Der Uebersetzer würde alsdann auch wohl thun, englische Geschlechtsnamen oder Bezeichnungen von Würden unverändert zu lassen, statt, (wie Th. 1. S. 6.) *Stephens*, durch: Stephanus, und S. 10.) *Sir John Marsham*, durch: Herr Johann, zu übersetzen; vielleicht nähme er auch (Th. 2. S. 121. und ebend. Anm.) die unnöthige Veränderung des Textes, zurück. Es heisst nämlich im Englischen: *If the French would not yet have abandoned Philip, as we had found, that the Castilians would not, etc.*; so glaubt er hier einen Schreibfehler des Originals verbessern zu müssen, und übersetzt: „Hätten aber „die *Spanier* Philippen noch nicht *fahren lassen* wol„len, wie wir denn finden, dass die *Castilianer* auch „da nicht wollten etc.“ da doch aus dem Folgenden: *all that the old plan... required, had been obtained, but still France and Spain had given nothing to purchase a peace... They would have purchased it, and France as well as Spain would have contributed a larger share of the price etc.*, deutlich erhellet, dass nicht von Spanien allein, sondern von Frankreich und Spanien die Rede ist.

Die angehängten Fragmente sind eigentlich Abhandlungen über verschiedne, von B. hingeworfne, aphoristische Sätze, und waren wahrscheinlich für blosse Anmerkungen zu lang gerathen. Um sie nicht umkommen zu lassen, giebt sie Hr. *V.* als einen Zusatz, durch welchen aber der Werth des Buches nicht sehr vermehrt wird. Wir begnügen uns, sie nur kurz anzuzeigen. Nr. 1. *Ueber das Vergnügen* (an) *der Geschichte.* Nr. 2. *Bestreben des Menschen, sich ein Andenken zu stiften.* Nr. 3. *Die Kraft des Beyspiels.* B. sagte: Beyspiel wirkt, seines zugleich geistigen und sinnlichen Eindrucks wegen, im Allgemeinen sichrer und stärker als Lehre. Dieses ist nun weitläuftiger ausgesponnen, und zugleich die Erziehung, wo man uns von Jugend auf Muster zur Nachahmung vorhält, als ein Grund der Macht des Beyspiels angeführt. N. 4. *Furcht vor der Rüge, der letzte Grund der historischen Glaubwürdigkeit. Ueber Alexanders des Grossen Geschichte.* Wir erfahren hier, dass, so fabelhaft auch manche Nachrichten von Alexanders Zuge lauten mögen, die gleichzeitige innre Geschichte Griechenlands doch allen historischen Glauben verdiene. N. 5. *Was man in der Geschichte zu erwarten habe, Gewissheit oder Wahrscheinlichkeit? Gedanken eines Akademikers.* Wo das letztere behauptet wird. Nr. . *Glaubwürdigkeit der Geschichte Roms in den ältesten und älteren Zeiten.* N. . *Ueber die eingestreuten Urtheile, Lehren und Sentenzen der Geschichtschreiber im Gange der Erzählung.* Hier werden die Gründe für und wider diesen Gebrauch aufgestellt, das Urtheil aber dem Leser überlassen. — Mit diesen Fragmenten sind 60 Seiten ausgefüllt.

In Ansehung der Rechtschreibung scheint Hr. *V.* sich blofs nach der Aussprache richten zu wollen, er schreibt daher: *Gebät* und *sein* (esse); aber wird auch jedermann mit ihm *stets* für *stäts*, und *Stat* für *Staat* aussprechen?

Gera, b. Röthe: *Die beiden vornehmsten Epochen des türkischen Reichs, unter Muhammeds II. und Muhammeds IV. Regierung.* 1790. 19 Bog. 8.

Ein Lesebuch, nach des Vf: eigner Angabe nicht für Historiker, sondern für Dilettanten, geschrieben. Aber wenn diese nicht durch den damaligen Türkenkrieg gereizt wurden, das Buch in die Hand zu nehmen, so möchte es wohl wenige Leser erhalten haben. Die Erzählung ist trocken und ohne Annehmlichkeit, in Muhammeds II. Regierung dürftig, in Muhammeds IV. Regierung ohne Auswahl; ein Auszug aus französischen Schriftstellern und hin und wieder aus Kantemir, in einer aller Schönheit und alles Schmuckes beraubten, selbst nicht fehlerfreyen, Schreibart.

PHILOLOGIE.

Berlin, b. Himburg: *Versuch einer Theorie des deutschen Styls* etc. von Dr. *Wilh. Kosmann*, Prof. des deutschen Styls und der mathematischen Wissenschaften (zu Berlin), wie auch Assessor der königl. preuss. Societät der Wissenschaften zu Frankf. a. d. Oder. *Dritter und letzter Theil.* 1795. 411 S. u. 2 S. Vorrede. 8. (1 Rthlr.)

Dachte Rec. es doch gleich, dass der dritte Theil allein die Theorie des Stils selbst, zu welchen die beiden ersten Theile nur vorbereitet hatten, nicht würde fassen können. Hr. K. hat sich anders besonnen, und wollte nun zu Ostern 1796 die erste eigentliche Theorie des Stils liefern, und diese ganze Wissenschaft in einer neuen, obgleich ihr ganz eigenthümlichen, Form auftreten lassen. Das wäre allerdings, wenn dies neue Werk nur recht gut gerathen ist oder geräth (denn noch ist es, so viel wir wissen, nicht erschienen), gar nicht übel; aber dann, dächten wir, hätte es dieses dritten Theils des alten Werks eigentlich gar nicht bedurft. Indessen er ist einmal da, und unsre Leser wollen wissen, was er enthält. Nun denn also, er enthält grösstentheils ganz abgedruckte Stücke, wovon der Vf. S. 324. selbst gesteht, dass sie „zum Theil keine Meisterstücke sind“, mit seinen darauf folgenden gar mannichfaltigen Erläuterungen und Bemerkungen. Die gewählten Stücke sind aus der nicht sehr meisterhaften Uebersetzung von Hume's englischen Geschichte (das Original hatte Hr. K. (S. 15.) nicht bey der Hand) S. 2 — 23., aus dem englischen Zuschauer S. 2 — 26., eine Erzählung, die Genugthuung betitelt, von der es (S. 26.) ins Auge leuchtet, dass sie das Product eines Anfängers sey S. 2 — 6 ., eine philosophische Phantasie: *kommen Sie im dreyssigsten Jahrhundert wieder* S. bis 92., Schubarts Hymne auf Friedrich den Grossen S. 93 — 90. und ein Gedicht von Demoiselle Rudolphi, Werth des Lebens S. 10 — 101. Nimmt man noch andre aus fremden Büchern abgedruckte

(z. B. S. 245—251. aus Mösers Phantasien) dazu; nehmen diese Aufsätze wenigstens sieben Bogen ein. Konnte er denn zum Gegenstande seiner Kritiken keine besseren, allenfalls in den Händen der meisten Leser vorauszusetzenden, Stücke wählen, die keines neuen Abdrucks bedurften? Gern höbe Rec. aus diesen Kritiken einige Goldkörnchen aus, wenn er nur nicht zu unvermögend wäre, sie heraus zu finden. Also ein paar Proben, wie Hr. K. kritisirt! Bey Hume steht: die Soldaten wären durch den Antrieb ihrer Vorgesetzten, wiewohl nur mit Mühe, dahin gebracht worden, laut gegen den verhafteten König Karl I um Gerechtigkeit zu schreyen. Da habe der König zu einem seiner Bedienten gesagt: *Arme Seelen! für wenig Geld würden sie eben das wider ihre Befehlshaber thun.* Hiebey macht Hr. K. S. 124. folgende Bemerkung. „*Arme Seelen!* Warum nicht lieber: „*arme Menschen!* Arm an Geist kann wohl jemand „seyn; niemanden kann aber Armuth der Seele tref„fen. Man müsste denn den Ausdruck durch *armse„lig* rechtfertigen und so viel sagen wollen, als *arm„seelige Geschöpfe.* Dies würde so viel ausdrücken als „Wesen, welche auf einer solchen niedern Stufe der „Kultur ständen, dass sie nicht einmal fähig wären, „diejenigen Kräfte zu fühlen, oder nur im dunkeln „Gefühl zu ahnden, zu welchen sich der Mensch durch „sein Vermögen auf Eigennutz Verzicht thun zu kön„nen, emporschwingen kann. Die Armuth kann mir „*nicht angerechnet* werden, sobald sie auf Gründen „*beruhet,* welche von mir unabhängig sind; also „kann dies zwar auch Armseligkeit oder die Armuth „an Seele, der Mangel an Seelenkräften nicht, aber „ich kann mich dann auch, wenn mich dieselbe trift, „den übrigen Menschen nicht gleich stellen, sondern „muss mit Thieren niedrer Vollkommenheiten *rangi„ren.* Arme Menschen! würde dann in dem Munde „des Königs demselben zu grösserer Ehre gereichen, „als die Worte armseelige Geschöpfe. Nach jenem „Ausruf scheint er sie bloss als Verführte zu beklagen, „da er sie nach diesem mit schnöder Verachtung be„handelte und Thieren gleich ganz *unter sich* herab „*setzte.*" Wir müssen bitten, diese Stelle zugleich als eine Probe des lichtvollen und correcten Kosmannischen Stils anzunehmen. Bey einer andern Gelegenheit (S. 331.) sagt Hr. K. einmal: *Ich fühle dass ich dunkel werde;* aber hier bey den Kritiken über den deutschen Hume hat er es nicht gefühlt, sondern schiebt die Schuld — auf die Leser. Er schaltet daher eine eigne Vorlesung (die zwanzigste) über die symbolische Erkenntniss ein, welche also anhebt: „Bey der Auseinandersetzung des Humischen Beyspiels „kann ich vielleicht manchem unter meinen Lesern" (Vorlesungen setzen eigentlich *Zuhörer* voraus; allein schwerlich ist von diesem ganzen dritten Theile auch nur Eine Zeile als Vorlesung vorgetragen worden) „dunkel geschienen haben. Der Grund dieser Dunkelheit liegt in dem, was ich von der symbolischen Erkenntniss als bekannt *zum voraussetzen* (voraussetzen) musste. Es wird also nicht zweckwidrig seyn, wenn ich über diese Erkenntnissart einiges zu „mehrerer Erläuterung hier beybringe!" Und da läuft denn die Materie von der symbolischen Erkenntniss mit Hn. K. 45 S. lang davon, ohne dass ihm einfällt, es sey zweckwidrig. — Wer versteht folgende Stelle aus dem zweyten Humischen Beyspiele nicht, ungeachtet sie etwas unbehülflich übersetzt ist? „Man nahm bey allen Irrländern eine so grosse Nei„gung zum Aufstande wahr, dass man es unnöthig „fand (wie es denn auch gefährlich war), das Ge„heimniss (d. i. den Empörungsplan) vielen anzuver„trauen; und der bestimmte Tag rückte heran, ohne „dass die Regierung das geringste entdeckt hatte." Da thut nun Hr. K. die sonderbare Frage: Wenn man bey allen Irrländern eine so grosse Neigung zum Aufstande wahrnahm, kann man denn wohl *diese Wahrnehmung* ein Geheimniss nennen? Nun höre man um aller Musen willen, wie er die Stelle verbessert. „Unerachtet man bey den Irrländern eine ge„wisse Neigung zum Aufstande leicht wahrnehmen „konnte, so suchte man dennoch ein Geheimniss dar„aus zu machen, theils weil man es unnöthig fand, „diese Bemerkung vielen anzuvertrauen, theils weil „man dasselbe für gefährlich hielt; eben hiedurch „verursachte man aber, dass der bestimmte Tag her„anrückte, ohne dass die Regierung das Geringste „entdeckt hatte." Und das ist der Mann, welcher sich (S. 187.) auszurufen erdreistet: Ich muss gestehen, dass es mir ganz unbegreiflich fällt, wie Hume diesen Perioden so *ohne alles Nachdenken* dahingeworfen haben kann. In der That muss er in irgend einer Vernunftlehre das Hauptstück von der Erklärung einer mit Verstand geschriebnen Schrift erst wiederholt durchstudieren, ehe er kritisiren und verbessern will. Am allerwenigsten hätte er sich an den englischen Zuschauer wagen sollen. Auch wo Hr. K. Recht hat, ist seine Kritik wenigstens immer excentrisch. Man lese z. B. das, was er S. 248 ff. über folgende allerdings fehlerhafte Stelle sagt: „Niemand war gefälli„ger, niemand gegen Personen, die nur irgend ein „*Zeichen* von Verdienst aufzuweisen hatten, *herablas„sender*, als Bernhard." Konnte diese nicht abgefertigt werden, ohne der Formel $a^2 + b^2 = c^2$ oder der mathematischen Werke eines Kästner zu erwähnen? Auch das, was er S. 275. über die Redensart: *an dem glatten Stabe des Wohlwollens immer näher und näher schleichen* sagt; ist sehr unterhaltend. Selbst wenn er eine Stelle lobt und bewundert, kann man selten seiner Meynung seyn. Was hat die Wiederholung des Namens *Pfund* in folgender Stelle vorzügliches, ungeachtet Hr. K. (S. 282.) sagt sie sey sehr *glücklich* angebracht: „der Namen *Pfund* fand dort einige Ver„wandten und Freunde, und der junge mit reichlicher „Baarschaft versehene *Pfund* fand ihrer noch weit meh„rere." Oft läst Hr. K. die Gelegenheit, etwas mit Recht zu tadeln — ja sogar etwas Mathematik dabey anzubringen, wie er sonst für sein Leben gern thut — aus den Händen. So sagt er (S. 294.) kein Wort zu folgender Stelle: „der Tod macht unter mancherley „Querstrichen bisweilen auch einen *geraden*;" sondern verbraucht den Platz lieber zu einer andern

äusserst feinen und richtigen Bemerkung: „Ein Brief, „den Wilhelminens Erzieherinn durch einen Eilboten „oder Gouvernante durch eine Stafette. — Denn ent„weder muss ich *beidesmal ausländische* oder *beides„mal ächt deutsche Wörter* gebrauchen — erhielt."

Neugierig sind wir denn allerdings, ob das verheissene anderwärtige rhetorische Werk des Hn. Professors noch erscheinen, und fehlerfreyer, zweckmässiger, besonders aber deutlicher und verständlicher ausfallen werde, als das gegenwärtige. Der Entwurf, den man dazu in den letzten Vorlesungen findet, verspricht nicht viel. Hält er aber seine Ausführung noch einige Zeit im Pult zurück, schneidet und feilt er fleissig daran, so wird er vielleicht in diesem Felde, wo unstreitig noch viel zu leisten ist, etwas dankenswerthes zu leisten im Stande seyn.

Leipzig, b. Schäfer Πλουτάρχου τοῦ Χαιρωνέως τὰ Ἠθικά. *Plutarchi Chaeronensis Moralia*, id est, *Opera, exceptis vitis, reliqua.* Graeca emendavit, notationem emendationum, et latinam Xylandri interpretationem castigatam, subjunxit, animadversiones explicandis rebus ac verbis, item indices copiosos, adjecit *Daniel Wyttenbach*, Hist. Eloqu. Litt. gr. et in lat. illustri Athen. Amstelod. Professor. *Ad editionem Oxoniensem emendatius expressa. Editio in Germania unica.* Tomi I. Pars I. 1796. CXXIV u. 427 S. gr. 8.

Wenn man sich über die Frage, ob es recht sey eine im Auslande so eben erschienene neue Ausgabe eines alten Autors, ohne Erlaubniss des Herausgebers oder Verlegers, nachzudrucken, hinwegsetzt, oder einen solchen Nachdruck zu den erlaubten zählt, entweder weil der ausländische Verleger auf Absatz in Deutschland nicht eben rechnete, oder weil der ausländische Druck für die mehrsten Liebhaber in Deutschland viel zu theuer sey, oder endlich weil gegen englische und holländische Verleger gewissermassen Repressalien gelten, so muss man sich allerdings freuen, dass die Besorgung eines der deutschen Sparsamkeit angemessnen Abdrucks der Wyttenbachischen Ausgabe des Plutarchs in so gute Hände gefallen ist. Alles ist bey diesem Abdruck auf *Vollständigkeit*, *Correctheit* und *Wohlfeilheit* berechnet. Nichts ist daher übergangen worden, was die Originalausgabe enthält. Der gelehrte Verleger hat nicht bloss die leicht bemerkbaren Druckfehler derselben getilgt, sondern auch solche verbessert, deren Wahrnehmung einen geübteren Blick und deren Berichtigung genauere Kenntniss der Sprache und Sache voraussetzte. Man vergleiche nur folgende Stellen der Vorrede: p. VI, lin. 1. steht im Original *intuitum*; p. XXIV, l. 2. v. u. quae; p. XXV, l. 14. εἰδῶσιν; p. XXXIV, l. 13. v. u. λείους in λιτούς; p. XXXI, l. 10. v. u. *producit*; p. XL, l. 10. ἀναγνώσθησαν; p. LXXIX, l. 30. *habebant*; p. LXXXV, l. 19. *scriptiones.* Ferner im Texte und in der Version: p. 21, l. 30. *constructam*; p. 41, 7. ἀμβλυῶπον; p. 78, l. 3. τ'; p. 78, l. 4. ὀνομάσσουσι; l. 5. v. u. Νῆ; p. 78, l. *ult.* βίοτον; p. 79. l. 23. fehlt im Originale ganz; p. 106, l. 11. αἠλιττα; p. 97, l. 12. *Phoenices*; p. 183, l. 2. v. u. ἐν Κίρκης; l. 3. v. u. *monente* u. s. w. Neue Druckfehler hat Rec. in diesem Abdrucke nicht entdeckt; nur sehr wenige sind durch ein Versehen aus der englischen Ausgabe beybehalten worden. So muss p. 322, l. 4. v. u. st. δυναμένοις, der Note zufolge, δυναμένη, u. p. 328, l. 4. wegen des Sylbenmasses οἱ δ' ἔχοντες gelesen werden. — Die lateinische Version, welche sich in der Originalausgabe unter dem Text in zwey Columnen befindet, steht hier dem Texte gegen über, und am Schluss jeder Seite die *annotatio critica*. Dadurch ist Platz erspart, und durch Beyfügung der Seitenzahlen, sowohl der Wyttenbachischen als der griechisch-lateinischen Editionen auch für die Bequemlichkeit des Lesers gesorgt worden. Der Druck selbst ist, wie in dem neulich erschienenen Athenaeus, zusammengeengt, ohne das Auge zu beleidigen; und mit Vergnügen hören wir, dass auch luculentere Exemplare auf gutes Schreibpapier abgezogen worden sind. Uebrigens hätte der Zusatz auf dem Titel: *Editio in Germania unica* füglich wegbleiben können. Wenn sonst niemand in Deutschland *einen solchen* Nachdruck unternimmt, so versteht es sich wohl von selbst, dass dieser der einzige ist und bleibt. Ein ausschliessendes Recht aber dazu zu haben, wird der Verleger doch damit nicht behaupten wollen?

Von folgenden Büchern sind Fortsetzungen erschienen:

Berlin, b. Maurer: *Annalen des Theaters.* 18tes Heft. 1796. 104 S. 8. (8 gr.)

Halle u. Leipzig, b. Ruff: *Erzählungen aus dem zwölften und dreyzehnten Jahrhundert mit historischen und kritischen Anmerkungen.* Aus dem Französischen des *Le Grand.* 4ter Th. 1797. 252 S. 8. (18 gr.)

Eisenach u. Halle, b. Gebauer: *Der Mineraloge oder Compendiöse Bibliothek alles Wissenswürdigen aus dem Gebiete der Mineralogie.* III—V Heft. 1796. 300 S. 8. (18 gr.)

Ebend. b. Ebend.: *Der Physiker, oder Compendiöse Bibliothek des Wissenswürdigsten aus dem Gebiete der Naturlehre.* II Heft. 1796. 96 S. 8. (6 gr.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 27. May 1797.

MATHEMATIK.

Jena, in der Crökersch. Buchh.: *Ausführliche Beschreibung einer neuen und bereits practicirten Methode, Gegenden zum militairischen Gebrauch aufzunehmen und zu zeichnen*, nebst einer Abhandlung über die verschiednen Arten der Mappirungen, und den militairischen Gebrauch derselben, durch ausführliche Beyspiele erläutert von *Joh. Laur. Jul. v. Gerstenbergck* der W. W. D. und der Herzogl. lat. Gef. zu Jena Mitgl. 178 S. 8. mit drey Kupfertafeln. 1796.

Der Vf. hat nicht unrecht, wenn er in der Vorrede behauptet, dass der gewöhnliche Unterricht in den Militärwissenschaften und insbesondere im Aufnehmen und Zeichnen der Situationsplane nicht recht zweckmässig sey, und „dass man „sich von der ernstlichen Bestimmung dieses Gegen„standes, nämlich durch einen zweckmässigen Situa„tionsplan und die dadurch erlangte Localkenntniss „von einer vorliegenden Erdstrecke, den darauf aus„zuführenden taktischen Entwürfen eine logistische „Berichtigung nach Zeit und Raum zu geben," gewöhnlich zu weit entferne, „wenn man den Unter„richt mit der Vorzeichnung und Nachbildung der in „einem militärischen Plan vorkommenden Theile an„fange, dann zu Copierung fingirter oder auch solcher „Plane, welche ehemalige wirkliche Begebenheiten „darstellen, fortschreite, und sich damit beruhige, ei„nige höchst einfache Erdstrecken, ohne die geringste „Hinsicht auf die darauf auszuführenden militäri„schen Operationen aufgenommen zu haben. Dass „der Unterricht viel belehrender sey, wenn der Leh„rer die aufzunehmenden Erdstrecken mit Auswahl „aussuchte, und nach wahrscheinlich taktischen Grün„den Dispositionen zum Grunde legte, den Schüler „aber zugleich in deren Beurtheilung und der darauf „abzweckenden Benutzung des Locals übte" u. s. w. Diesen Aeusserungen des Vf. müssen wir unsern vollkommenen Beyfall ertheilen; dass er aber in gegenwärtiger Schrift viel neues gesagt habe, davon haben wir uns beym Durchlesen derselben nicht überzeugen können; wenn wir sie gleich als eine brauchbare Anleitung zur Kenntniss der verschiedenen Arten der Mappirungen, und des militärischen Gebrauchs derselben, empfehlen dürfen. Der Vf. hat sehr gut angegeben, auf was für Gegenstände der Officier bey Verfertigung militärisch topographischer Entwürfe vorzüglich Rücksicht nehmen müsse, und was die dadurch erlangte Localkenntniss für Einfluss auf die Kriegsoperationen haben. Er zeigt nicht nur, wie militärische Mappirungen über *eigene* Länder anzustellen sind, sondern was auch bey den Mappirungen *feindlicher* Länder zu beobachten ist, und wie sie zu erhalten sind. Dann giebt er eine allgemeine Uebersicht der *geometrischen* Operationen, die bey diesem Geschäfte vorkommen, und der Verfertigung der Brouillons vermittelst des *Coup d'Oeil*. „Ein fleissig „gefertigter Brouillon sey der getreueste Wegweiser „in der Verkettung der Situationen; aber nur dem Militäristen allein sey es möglich (?), im Brouillon„niren eine solche Stärke zu erlangen, dass man den „Brouillon kaum noch von eben demselben mathema„tisch aufgenommenen Plane unterscheiden könne (!). „— Denn er (der Militärist?) sey mit zu vielen „Hülfsmitteln ausgerüstet, deren ein anderer gänzlich „beraubt ist. (Also der Geometer sollte nicht eben so gut brouillonniren können als der Officier? So wohl die Sprache des Vf., als auch die Art seines Ideenganges machen, dass man ihn zuweilen etwas unverständlich findet. Was soll das heissen, *„dass man den „Brouillon kaum noch von eben demselben mathematisch „aufgenommenen Plane unterscheiden könne."* Meynt der Vf., dass z. E. die Allignements bey militärischen Richtungen und Wendungen, der gleichförmige Schritt und das Augenmaass, das Ueberziehen einer Planche mit einem Netze von Quadraten, das so beliebte Stockvisir, die kleinen Taschenastrolabien, die Stockmensul, die Stockscheibe, *Lucas Voch's* Schreibetafel und mehrere andere zum Gebrauche des militärischen Aufnehmens vorgeschlagene, und hier in diesem Buche beschriebene Werkzeuge, dem Brouillonniren mathematische Genauigkeit gewähren? und dass es nur durch *diese Hülfsmittel dem Militairisten möglich sey*, eine solche Stärke im Brouillonniren zu erlangen?) Was der Vf. S. 96 und 97. zum Nachtheile des Astrolabii und zum Vortheile der Zollmannischen Scheibe sagt, ist von andern schon längst widerlegt worden.

Jena, in der Crökers. Buchh.: *Theoretisch practischer Unterricht das Wasser durch Röhrenwerke zu leiten*, für Cameralisten Bau- und Brunnenmeister, wie auch Oekonomen auf dem Lande, abgefasst von *Joh. Laur. Jul. von Gerstenbergck* — 2ter u. practischer Theil. 1796. 171 S. 8. 3 Kupfertafeln u. 2 Tafeln Röhrenstücke.

Dieser Theil enthält die Anlegung und den Bau der Röhrenleitungen und öffentlichen Brunnen und die

die hiebey obwaltenden Rechte und Policeyanstalten. Der Vf. ist besonders ausführlich in der Beschreibung der bey den Röhrenleitungen vorfallenden Arbeiten und hat sich selbst in die einzelnen Handgriffe eingelassen; schade, dass die Kupfer nicht so sind, wie es immer die lichtvolle Darstellung erfodert: ein Wunsch, der schon bey der Anzeige des 1sten Theiles ist gethan worden. Alle Umstände, welche in der Ausübung bey Leitung des Wassers vorkommen, lassen sich in Rücksicht der Anlage und der Verfassung betrachten: daher theilt der Vf. diesen Theil in 2 Abschnitte. Was nun den Bau und die verschiedenen Anlagen der Röhrenleitungen betrifft, so werden erst die dazu erfoderlichen Baumaterialien kennen gelehrt, wobey der Vf. ziemlich ausführlich ist, besonders bey der Beschreibung der Beschaffenheit der hölzernen Röhren und ihrer Bearbeitungsart. — Der Vf. scheint nach S. 7. hölzerne Röhren vorzuziehen, besonders kieferne, weil das Holz überall zu haben, am wohlfeilsten sey und der Bearbeitung die wenigste Schwierigkeit entgegensetze. Diese Behauptung ist zu allgemein und gilt nur für holzreiche Gegenden. Wo der Holzverbrauch nothwendig eingeschränkt werden muss, (und das ist der Fall an sehr vielen Orten Deutschlands), sollte man auch bey der Leitung des Wassers durch Röhren, keine von Holze brauchen, zumal da man mit denen von Eisen oder gebrannten Thon sehr gut auskommt. Eiserne Röhrenleitungen kommen zwar in der ersten Anlage theuer, sind aber von grosser Dauer, da gutgegossene eiserne Röhren nicht so leicht vom Roste angegriffen werden, als manche aus Vorurtheil oder Unkunde ängstlich besorgen. Thönerne Röhrenleitungen sind wohlfeiler und ebenfalls hinreichend dauerhaft, wie die Erfahrung längst gelehrt hat und noch lehrt. Der Vf. zeigt dies selbst, S. 46. u. f. und sagt dabey ausdrücklich, dass er sie wegen ihrer Dauer und Reinlichkeit den hölzernen vorziehe. Hier scheint mit S. 7. §. 8. ein Widerspruch, wenigstens dem Zusammenhange nach, zu seyn. — Das Zusammenfügen der eisernen Röhren mit hölzernen Stücken, wird (S. 57.) mit Recht empfohlen. Indessen hat Rec. an den Einfallsröhren der Wassersäulenmaschine auf drey Weiber Fundgrube zu Marienberg folgende auch sehr zu empfehlende Zusammenfügung gesehn: die Röhrenstücke sind ganz glatt gegossen und mit ihren Grundflächen an einander gestossen, so dass sich die Ränder genau berühren, dann hat man da herum ein 6 Zoll breites und 3 bis 4 Linien dickes eisernes Ziehband gelegt und mit Bley vergossen. Diese Art Einfassung hat in Absicht der geringen Kosten, der grossen Haltbarkeit und der wegfallenden Reparaturen, sehr viel Vorzügliches. - Die zum Bau gehörigen Werkzeuge (S. 73.) sind zu kurz weggekommen. Man findet solche unter andern in *Leupold's* bekannten *Theat. hydrotech.* vorgestellt. — Nun folgt: Aufsuchung, Eichung und Fassung der Quellen; Führung der Röhrenfahrten nach der Verschiedenheit der Erdstrecken; Bau der gemeinschaftlichen Sammelbehälter, in welche die Röhrenleitung ihr Wasser ausgiessen: Wasseraustheilung; Bauart der öffentlichen Brunnen; Vorausschlagung und Abwartung der Röhrenleitungen. — Der Vf. zeigt sich hier, wie durch das ganze Buch, als ein Mann von guten praktischen Kenntnissen in diesem Fache; hat auch selbst Anlagen gemacht, wie er gelegentlich mit bemerkt. Es wäre gut gewesen, wenn der Vf. *Langsdorf's* Lehrbuch der Hydraulik (welches 1794. herausgekommen ist) oder *Buat's principes d' hydraulique*, benutzt hätte, so wie es die Absicht seines Buchs erfoderte, zumal da letzterer Schriftsteller und nach ihm ersterer eine brauchbare und mit der Erfahrung genug übereinstimmende, oder vielmehr nach letzterer eingerichtete Theorie von der Bewegung des Wassers in Röhrenleitungen, gegeben hat. Unter andern würde er hievon haben können guten Gebrauch machen bey der Beantwortung der Frage (S. 119): Welche verhältnissmässige Abwage ist auf eine bestimmte Länge erfoderlich, wenn das Wasser vom Orte des Einflusses bis zu dem des Ausgusses fortfliessen und sich daselbst ergiessen soll? —

Carlsruhe, in Macklots Hofbuchh.: *Jacob Friedrich Malers*, weil. Hochf. Markgräfl. Bad. Kirchenr. u. Rectors *Geometrie und Markscheidekunst*, durchgesehn, verbessert und vermehrt, und mit einer neuen Vorrede begleitet von *Abraham Gotthelf Kästner*, Kön. Grosbrit. Hofr. u. Prof. der Phys. u. Math. zu Göttingen. Aufs neue vermehrt und verbessert von: *W. F. Wucherer* Hochf. Bad. Rath u. Prof. der Math. 1795. 256. S. 9 Kfert. 8. (1 Rthlr.)

Dieses für seinen Zweck sehr brauchbare Buch hat von Hn. *W.* noch mancherley nöthige Ergänzungen und Verbesserungen erhalten, die Hr. *W.* in seiner Vorrede richtig aufzählt. So ist unter andern die Kenntniss von den Instrumenten etwas vollständiger gemacht; Es sind leichtere Zeichnungen der Perpendikel und Parallele mitgetheilt worden; Ergänzungen der Tafeln zur Verwandlung der Maasse, Abkürzung und Theilung der Felder; darüber die besten neuern Schriften empfohlen; Verbesserungen der Zusammensetzung der Körper aus ihren Netzen; Lamberts Regel zur Visirung der Fässer; u. s. w. Die Markscheidekunst hat keine Zusätze und Verbesserung erhalten, welches doch nöthig gewesen wäre; sie findet ohnehin auch im Badenschen ihre Anwendung. Uebrigens gedenket Hr. *W.* sehr dankbar des verstorbenen Malers als seines väterlichen Lehrers und Freundes.

Lissabon b. Ferreira: *Taboas Logarithmicas des Senos, Tangentes e Secantes de todos os graos e minutos do Quadrante, e dos numeros naturaes desde 1 ate 10000.* Seguidas de outras Muitas taboas uteis e necessarias em a navegaçao. *Por Jose Melitao da Mata.* 1790. 8.

Diese Sammlung mathematischer Tafeln ist zum Dienst der portugiesischen Marine bestimmt. Sie enthält 1) eine Tafel der Logarithmen der Sinus, Tangenten und Secanten für alle Grade und Mi-

Quadranten bis auf 5 Decimalstellen berechnet; 2) eine Tafel der Logarithmen der natürlichen Zahlen von 1 bis 10000, gleichfalls nur in den 5 ersten Decimalstellen, 3) eine Tafel der wachsenden Breiten oder der Maridiantheile in den reducirten Karten, 4) eine Tafel, die Gradtheile in Zeittheile und umgekehrt zu verwandeln. Da der Titel *viele* bey der Schiffahrt nützliche Tafeln verspricht, die Sammlung aber, wie man aus der Inhaltsanzeige sieht, dürftig ausfällt, so vermuthet Rec., dass sie hiemit noch nicht vollständig sey. Sie scheint übrigens mit Sorgfalt abgedrukt zu seyn.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Nürnberg, b. Bieling, und in Commission b. Fleischer in Leipzig: *Praktische Erklärung der epistolischen Texte* zur Erbauung und Belehrung für Freunde eines vernünftigen Christenthums aus allen Ständen von *Joh. Paul Siegm. Bunzel*, Pfarr. zu Pommelsbrunn 1795. II. Th. S. 251 — 488. 1796. III. Th. 489 — 716. u. XII S. Vorrede und Inh. Anzeige.

Der II. Th. dieser Paränesen über die Sonn- und Festags-Episteln hat mit dem I. in No. 18:. d. J. 1795. angezeigten nicht nur das Jahr seiner Erscheinung, sondern ausser der Form und Behandlungsart auch die theologischen Grundsätze durchaus gemein; daher wir uns begnügen, uns auf unser dort geäussertes Urtheil zu berufen. So ist es, um doch etwas anzuführen wohl sehr zweifelhaft, ob Phil. 2, 10. die καταχθονια, welche vor Christo ihre Knie beugen sollen, die Menschen bedeuten, welche noch künftig gebohren werden sollen, und nicht vielmehr die bereits Verstorbnen oder ob es überhaupt mit dieser Bezeichnung so genau zu nehmen und nicht vielmehr mit *im Himmel* und *auf Erden* und *unter der Erden* alles gemeynt sey, was an irgend einem denkbaren Orte von Geschöpfen Gottes lebt; überhaupt aber ist die Bearbeitung jener schönen Stelle ziemlich mager ausgefallen; *da sie* an fruchtbaren Consectarien weit reicher geworden seyn würde, wenn der rührende Eingang von v. 1 — 5. mehr benutzt worden wäre. S. 277. hätte, da in die Geschichte Jesu zurückgegangen ward, des *Geistes Gottes*, der in *sichtbarer Gestalt* über Jesu bey seiner Taufe *geschwebt* habe, nicht ohne diesen Hebraismus zu erläutern erwähnt werden sollen: und bey der Betrachtung über Röm. 11, 33 — 36. konnte man erwarten, dass der Vf. in der Auseinandersetzung dessen, was zum Glauben an Gott und zur Unterwerfung unter die Rathschlüsse seiner Weltregierung gehört, tiefer eindringen würde. Uebrigens fehlt es auch hier nicht an guten exegetischen Erläuterungen, wovon wir nur die S. 341. über die Absicht, warum Jesu Jünger sich nach seiner Trennung so bald nicht von Ierusalem entfernen sollten, und über die Ep. am 11. Sonnt. n. Trinit. Joh. 3, 13 — 18., wo besonders die Verbindung recht gut angegeben ist, erwähnen. Mit Vergnügen fand Rec. in der Vorrede zum III Th., dass Hr. B. seine Bemerkungen über den I Th. meistens gegründet gefunden hat und insbesondere den in jener Beurtheilung befindlichen Erinnerungen über Vorbilder, Weissagungen und Genugthuung, einigen Beyfall schenkt. Man findet auch in diesem Theile die Erklärung grossentheils liberaler und minder von den Fesseln der Dogmatik abhängig, mit unter vielleicht nur zu ängstlich geschäftig, lästigen Consequenzen in Ansehung der aus gewissen Schriftaussprüchen zu folgernden Dogmen auszuweichen, wie denn z. B. Ephes. 6, 10 — 17 jüdisch dämonologische Begriffe schwerlich wegzuläugnen seyn möchten, von denen ja wohl Paulus nach seiner Privatüberzeugung nicht ganz frey gewesen seyn mag, ohne dass dergl. darum *objective* nach Maasgabe solcher Stellen dem christlichen Lehrbegriffe überhaupt einzuverleiben sind. Noch weniger aber scheint es exegetische Wahrscheinlichkeit für sich zu haben, dass 2 Petr. 3, 3 — 14 eine blosse Hindeutung auf den Untergang des jüdischen Staats bedeute, und wenn gleich die bey dieser Gelegenheit angeführte Stelle Luc. 21, 25 ff. überhaupt von dieser Revolution, nicht aber von dem Ende der Welt handelt: so ist es doch gewaltsam, die Zeichen an Sonne Mond und Sterne, die überhaupt wohl nur furchtbare Meteore bedeuten, von Veränderungen in der jüdischen Verfassung zu erklären; noch mehr aber 2 Petr. 3, 10 unter dem Himmel die Vornehmen und Machthaber der Juden, unter den Elementen die Bestandtheile des jüdischen Staats und unter der Erde das gesamte Volk zu verstehn; — da es in den Briefen der Ap. nahmentl. an die Thessal. gar nicht an Spuren der damals gangbaren und den Ap. selbst vielleicht nicht ganz unglaublichen Meynung fehlt, dass die Ankunft des Messias zum Weltgericht und das Ende der Dinge nahe sey, auch die letzten Kap. der Apokalypse diese Begebenheit mit den vorher angekündigten Untergange des Judenthums in nahe Verbindung setzen, und selbst Christus, nachdem des letztern von ihm erwähnt worden Gelegenheit genommen hatte, in jene entferntere Zukunft hinaus einige jedoch weit gemeinere Blicke zu thun. Die schwere Stelle Gal. 3, 20 ff. ist nicht ohne Fleiss bearbeitet. Doch würde Rec., statt dass der Vf. bey μεσιτης ἑνὸς ὀυ ἐστιν supplirt σπέρματος und die Sache so erklärt: „Moses als Vermittler des Gesetzes hat auf dem verheissnen einzigen Helfer keine Rücksicht: die Stelle mit Morus u. a. lieber fragweise nehmen: „ist er nicht ein abgeordneter des einen unveränderlichen Gottes" — „denn Gott ist ja unveränderlich — 1 Tim. 1, 9 ist die Erklärung, den Gerechten ist kein Gesetz gegeben nebst den daraus hergeleiteten Folgerungen gewiss unrichtig νόμος δικαίοις ου κεῖται heisst vielmehr nach dem Zusammenhange v. 8 es fällt ihnen nicht zur Last — sie machen sich für für dessen Uebertretung nicht verantwortlich. — Wenn übrigens der Vf. S. 676 die Freyheit des Willens darinn bestehn lässt, dass der Mensch dasjenige wählet, was ihn glücklich macht und sich hingegen immer mehr unabhängig von dem macht, was ihn reizt solche Handlungen zu begehn, die früher oder später traurige Folgen nach

sich ziehen — und wenn Tugend überhaupt fast ausschliessend als das Bestreben nach Glückseligkeit dargestellt wird: so möchte Rec. seine vorhergehende Behauptung vom *gemilderten* Evdämonismus fast zurücknehmen. Soll endlich Rec. über die ganze Arbeit seine Meynung sagen: so dünkt ihm freylich die praktische Anwendung zuweilen etwas mager und die Behandlungsart für Zuhörer und Leser aus dem Volke nicht interessant genug. Das fällt aber weniger des Vf. Fleisse als der Beschaffenheit der epistolischen Perikopen, die als aphoristische aus dem Zusammenhange gerissene Ermahnungen und Anweisungen sich zum Theil gar nicht in ein Ganzes vereinigen lassen und keinen Stoff zu einer irgend gründlichen moralischen Belehrung hergeben, zur Last. Sie schicken sich daher weit weniger zu Homilien und Paräuesen, als die evangelischen und es dürfte zweckmässiger gewesen seyn, wenn der Vf. zuerst allemal ohne eingestreute Reflexionen die simple Erklärung aufgestellt, dann aber wenn auch für die Leser nur kurze Winke zur praktischen Anwendung und einer mehr synthetischen weitern Ausführung des Einzelnen, was darinne auf christliche Glaubens und Sittenlehre Beziehung hat, gegeben hätte.

ZITTAU u. LEIPZIG, b. Schöps: *Amynt, oder einige Winke zur Belehrung, zur Ermunterung und zum Troste derer, die sich dem Predigerstande gewidmet haben.* Von *Karl August v. Raden.* 1797. 160 S. 8. (8 gr.)

Die Winke, welche nach der unbestimmten Angabe des Titels alle dem Prediger wichtigen Gegenstände betreffen können, schränken sich zu Folge der Vorrede auf ein: *Etwas zur Aufmunterung und Beruhigung* für diejenigen ein, die in den gegenwärtigen Zeitumständen in Gefahr sind, es zu bereuen, den Predigerstand gewählt zu haben. Man muss dem Verfasser zugestehen, dass er mit dem, was unser Zeitalter für den Prediger Beunruhigendes hat, bekannt, vielleicht aus eigner Erfahrung bekannt ist. Er setzt dieses in der Sprache des Unmuths in *Briefen* oder *Gesprächen* auseinander, und beantwortet es dann, meistentheils auf eine befriedigende Weise. Candidaten des Predigtamtes und junge Prediger, die bald über die grossen Foderungen, welche man jetzt an ihren Stand macht, erschrecken; bald über den öffentlichen Unterricht, den sie bey ihren Zweifeln und ihren vom kirchlichen System abweichenden Meynungen geben sollen, geängstigt werden; bald über die herrschende Gleichgültigkeit und Lauigkeit gegen die Religion und die öffentlichen Gottesverehrungen und über die anscheinende Fruchtlosigkeit ihrer mühsamen Arbeiten bekümmert sind; werden diese wenigen Bogen nicht lesen, ohne dem Vf. zu danken. Er stellt die Ursachen der Unruhe in ein solches Licht, dass sich ihre Wirkung auf das Herz verändert, und giebt eine Ansicht der Zeitumstände, nach welcher nicht blos die Lage des Predigers sondern auch andrer Stände auf eine Art verändert erscheint, die zwar allerdings grössere Anstrengung erfodert, aber auch ein Beweis von der grössern Ausbildung unsers Zeitalters ist, worüber sich der denkende und wohlwollende Mensch doch mehr freuen als betrüben wird. — Was wir ungern vermisst haben, ist mehrere Rücksicht auf diejenigen, die über den *Religionseid* beunruhigt sind; wofür wir gern das Gespräch *über das* Hofmeisterleben hingegeben hätten, in welchem die Klagen übertrieben und die Antworten nicht passend sind, da sie keine Beruhigungsgründe, sondern blos Gedanken, wie es besser werden könnte, enthalten. —

Angehängt ist eine Predigt, deren Beurtheilung wir einem homiletischen Journale überlassen müssen.

KLEINE SCHRIFTEN.

ARZNEYGELAHRTHEIT. *Göttingen,* b. Dieterich: *Abhandlung über die ansteckenden Krankheiten,* von *Joh. Friedr. Christ. Pichler.* Aus dem Französischen übersetzt. 1796. 115 S. 8. (6 gr.) Weder die Theorie, noch die Behandlung der ansteckenden Krankheiten hat durch diese Abhandlung, die durch die bekannte Preisaufgabe der ehemaligen *Societé Royale de médecine* zu Paris veranlasst wurde, etwas gewonnen. Der Vf. scheint mit den neuern Untersuchungen über die Natur der ansteckenden Krankheiten nicht bekannt zu seyn: er hängt der Humoralpathologie ganz an, und leitet die Entstehung und Wirkung aller Miasmen einzig von dem Verderbniss der Säfte ab. So erklärt er z. B. die Entstehung der Krätze auf folgende Art: Wenn durch eine schlechte Lebensart der Chylus verdirbt, so wird das Blut unrein, und es erzeugen sich in demselben unreine Feuchtigkeiten, die im Stande sind, die Feuchtigkeit gewisser Hautdrüsen zu verändern, und sie in eine bösartige, krätzige Materie, in die eigentliche Materie der Krätze, welche die gleiche Krankheit bey andern zu erregen vermag, zu verwandeln. Was er von der Einwirkung der Miasmen auf die bele[illegible] festen Theile sagt, läuft alles auf die unbestimmten Aeusser[illegible] gen hinaus, dass sie auf das Sensorium wirken, das Nerve[illegible] stem afficiren, u. s. w. Er denkt sich die Mittheilung der M[illegible] men nicht anders, als durch die Säfte und nimmt zwey W[illegible] dieser Mittheilung an, die Assimilation, und die Einverleib[illegible] Die Classe der ansteckenden fieberhaften Krankheiten erweit[illegible] er ohne Grund, indem er alle Faulfieber, sogar alle nachla[illegible] den gastrischen Fieber, und alle Ruhren, unter die ansteck[illegible] den Krankheiten rechnet. Die *febris gastrica remittens* entst[illegible] nach seiner Meynung, wenn die Feuchtigkeiten in den Gefä[illegible] des Unterleibes verdorbener sind, als das Blut, und wenn v[illegible] dorbene Galle vorhanden ist, so heissen diese Fieber *febres [illegible] liosae putridae.* Die Vorschriften, die der Vf. zur Verhüt[illegible] der ansteckenden Krankheiten im Allgemeinen, und der ein[illegible] nen Krankheiten dieser Art besonders giebt, sind die allge[illegible] bekannten, und viele, die von Wichtigkeit sind, sind weggel[illegible]

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 29. May 1797.

PHILOSOPHIE.

Königsberg, b. Nicolovius: *Metaphysische Anfangsgründe der Rechtslehre*, von *Immanuel Kant*. 1797. 235 S. 8. (18 gr.)

Unsre kritische Anzeige der zahlreichen Schriften über die philosophische Rechtslehre, welche seit einigen Jahren verfasst und herausgegeben, aber in der A. L. Z. aus zufälligen Ursachen noch nicht recensirt worden sind, könnte keinen fröhlichern Anfang nehmen, als mit der Bekanntmachung des Einen *Meisterwerks*, das nach so vielen *Versuchen* einer kritisch seyn sollenden Bearbeitung dieser Wissenschaft endlich erschienen ist. — Keime zu diesem System lagen zwar schon in den meisten frühern Büchern und Abhandlungen seines Urhebers; selbst in der Kritik der reinen Vernunft (in der Lehre von den Ideen der reinen Vernunft S. 358. 373. der zweyten Ausg.) *war schon* die Grundidee aller äussern Gesetzgebung beyläufig angedeutet, und wie natürlich sich das grosse, regelmässige Ganze aus diesen unscheinbaren Keimen entwickeln und ausbilden liess — das liegt nun jedem, der sehen und urtheilen kann, vor Augen. Aber gleichwohl waren diese vorläufig hingeworfenen Ideen bis auf den heutigen Tag so gut wie verloren. Kaum einer und noch einer hat es auch nur wirklich versucht, diesen edeln Keim eines formalen Rechtsbegriffes für sich rein zu entwickeln und zu einer reinen Metaphysik des Rechts auszubilden; manche der Besten (in Vergleichung mit andern, für die es gar keine Kritik der Vernunft giebt) haben ihn zwar *nicht* ganz umkommen lassen, aber doch nur in einem wilden Stamm der bisherigen eudämonistischen, allenfalls auch empirisch cosmopolitischen und daher in Bezug auf den Staat revolutionären, Naturrechts gleichsam eingeimpft, ohne durch ihn die ganz rohe, materiale Natur dieses Grundstammes umbilden und veredeln zu können, und so darf es uns nicht befremden, dass durch eine solche unzureichende Künsteley nichts als unselige Mitteldinge von Gewächsen, meist unedler, theils aber doch etwas veredelter Art und Natur zum Vorschein gekommen sind, vor welchen die ältern, unkritischen Rechtslehren doch wenigstens den Vorzug der Gleichartigkeit ihres Bestandstoffes und einer gewissen Harmonie ihrer Theilorgane unter sich selbst behaupten dürften.

Da bey einem solchen Werke die Bekanntmachung und Empfehlung schon zu spät, die *ausführliche* kritische Prüfung aber leicht zu früh kommen möchte: (beyläufige Fragen und kurze Erinnerungen des Rec. pflegen nicht sowohl Prüfung zu veranlassen als den Leser zu benachrichtigen, *dass der Rec. anderer Meynung sey*, woran dem denkenden Leser wenig gelegen seyn kann) *) so glaubt der Rec. durch eine gedrängte Darstellung der Gedankenkette des Vf. in ihren wesentlichen Gliedern, mit Uebergehung aller übrigen noch so trefflichen und fruchtbaren Nebengedanken, sich sowohl die bisherigen als die künftigen Leser der Kantischen Rechtslehre einzig und allein zu verpflichten, und er unterzieht sich dem angenehmen Geschäfte, von dieser Epoche machenden Begebenheit in der Philosophie des Rechts eine kunstlose und einfache Geschichtserzählung in diesen Jahrbüchern der Literatur niederzulegen.

In der Metaphysik der Natur stellt die Vernunft die Naturgesetze, in der Metaphysik der Sitten Gesetze der Freyheit oder *moralische Gesetze* auf. Beziehen wir diese moralischen Gesetze auf die Freyheit sowohl im äussern als innern Gebrauch der Willkühr, so heissen dieselben *ethisch*, und die Uebereinstimmung der freyen Handlungen mit denselben, als ihren Bestimmungsgründen — Moralität; auf den bloss äussern Freyheitsgebrauch bezogen, nennen wir sie *juridisch*, und die Uebereinstimmung mit denselben, Legalität. Die *Gesetzgebung* selbst, sie mag sich auf innere oder äussere Handlungen beziehen, ist eine *innere*, welche die Handlung als praktisch nothwendig vorstellt, durch die Idee des Gesetzes selbst; eine *äussere*, welche auch eine andere Triebfeder, als die Idee der Pflicht selbst zulässt, nämlich eine pathologische Bestimmung der Willkühr der Neigungen und insbesondere der Abneigung. Ein ethisches Gesetz, als solches, kann kein äusseres seyn (selbst nicht die eines göttlichen Willens); denn die äussere Gesetzgebung nöthigt zu gewissen Leistungen durch Zwang, es wäre aber widersprechend jemanden zu zwingen (d. h. *von aussen* zu bestimmen), dass das Gesetz der *innere* Bestimmungsgrund der Handlungen seiner Willkühr seyn solle. Juridische Gesetze dagegen *können* äussere seyn, obgleich die dadurch bestimmte Pflicht, welche Rechtspflicht heisst im Gegensatze der Tugendpflicht, als Pflicht betrachtet und abgesehen von dem Zwange, als dem vom Rechtsgesetze herrührenden Bestimmungsgrunde, auch ein Object der innern Gesetz-

*) Dieser Auszug soll indessen, unsrer Absicht nach, eine künftig zu liefernde, prüfende und vergleichende Beurtheilung des angezeigten Werks nicht ganz verdrängen. Die Herausgeber d. A. L. Z.

fetzgebung ist und in sofern zu den indirect ethischen Pflichten gehört. — Die Metaphysik der Sitten hat also zwey wesentlich verschiedene Theile, die Tugendlehre oder Ethik und die Rechtslehre. Die Ethik ist die Wissenschaft der innern und ethischen; die Rechtslehre das System der äussern und juridischen Gesetze der praktischen Vernunft. Die Sphäre der juridischen Gesetzgebung liegt zum Theil innerhalb der Sphäre der ethischen; allein die Triebfeder ist wesentlich verschieden; bey jener Zwang, bey dieser aber einzig und allein die Pflicht. Die gegenwärtige Schrift handelt die Rechtslehre ab; die metaphysischen Anfangsgründe der Tugendlehre hofft der Vf. in Kurzem liefern zu können. —

Die Rechtsgesetze sind theils *natürliche*, zu denen die Verbindlichkeit auch ohne wirkliche äussere Gesetzgebung durch die Vernunft a priori erkannt werden kann, theils *positive*, die ohne wirkliche äussere Gesetzgebung gar nicht Gesetze seyn und verbinden würden. Die *Rechtslehre* ist der Inbegriff der Gesetze, für welche eine äussere Gesetzgebung *möglich* ist.

Der Begriff des Rechts ist nicht empirisch, sondern rein. *Das Recht* ist der Inbegriff der Bedingungen, unter denen die Willkühr (nicht der Wunsch, oder das blosse Bedürfniss) des einen mit der Willkühr des andern (ihrer Form, nicht der Materie nach) nach einem allgemeinen Gesetze der Freyheit zusammen vereiniget werden kann. Meine Handlung ist *recht*, die oder deren Maxime diesen Charakter an sich trägt, eben so auch mein Zustand. Wer mich also daran hindert, der thut mir *Unrecht*, denn dieses Hinderniss kann mit der Freyheit nach allgemeinen Gesetzen nicht bestehen. — Der *Zwang* ist ein Widerstand, der der Freyheit geschieht. Der Zwang, welcher einem Hindernisse der Freyheit nach allgemeinen Gesetzen entgegen gestellt wird, ist als Verhinderung eines Hindernisses der Freyheit mit der Freyheit nach allgemeinen Gesetzen zusammenstimmend, d. i. *rechtmässig*. Das Recht ist mit der Befugniss, zu zwingen, analytisch verbunden. Denkt man sich nun das Recht, als *strictes oder enges Recht*, d. h. sondert man alles Ethische davon ab, so ist die Triebfeder der Rechtspflicht, als solcher, nicht das Bewusstseyn einer moralischen Verbindlichkeit, sondern das Princip der Möglichkeit eines äussern Zwanges, der mit der Freyheit von jedermann nach allgemeinen Gesetzen zusammen bestehen kann. Hierin ist also der Begriff des Rechts selbst, als stricten Rechts, unmittelbar zu setzen. — Nach diesem stricten Begriffe ist die *Billigkeit* kein Recht; denn sie wäre ein Recht ohne Zwang (*jus latum*), weil sich hier nicht bestimmt angeben liesse, wie viel oder auf welche Weise dem Anspruche dessen, welcher aus diesem Grunde etwas fodert, genug gethan werden könne. Eine solche Foderung gehört lediglich für das Gewissensgericht; jede Frage Rechtens muss aber vor einen bürgerlichen Gerichtshof gezogen werden können; ein Gerichtshof der Billigkeit schliesst aber einen Widerspruch in sich. — Ein sogenanntes *Nothrecht*, d. i. eine gewaltthätige Selbsterhaltung wäre ein Zwang ohne Recht. Diese ist zwar in subjectivem Sinne *unstrafbar*, weil ein Strafgesetz für einen solchen Fall die beabsichtigte Wirkung gar nicht haben könnte, aber darum nicht objectiv gesetzmässig und *unsträflich*. Die entgegengesetzte Behauptung würde einen Widerspruch der Rechtslehre mit sich selbst enthalten. Nach Absonderung dieser beiden uneigentlich sogenannten Rechte (*jus aequivocum*), lässt sich nun die *natürliche Rechtslehre* selbst systematisch *eintheilen*. Sie beschäftigt sich entweder mit dem angebornen, oder mit dem erworbenen Rechte. Das *angeborne Recht* kommt jedermann zu, unabhängig von allem rechtlichen Act, von Natur; zu dem *erworbenen* wird ein solcher Act erfodert.

Das angeborne Mein und Dein heisst auch das innere, und ist wesentlich nur ein einziges, nämlich — *Freyheit*, Unabhängigkeit von eines Andern nöthigender Willkühr, so fern sie mit jedes Andern Freyheit nach einem allgemeinen Gesetze zusammen bestehen kann. Alle andere innere Befugnisse, als der rechtlichen Gleichheit, dass jeder von Natur sein eigener Herr und ein unbescholtener Mensch ist, endlich auch die Befugniss, das gegen andre zu thun, was an sich ihnen das Ihre nicht schmählert, wenn sie sich dessen nur nicht annehmen wollen — liegen schon im Princip der angebornen Freyheit und sind wirklich von ihr nicht (als Glieder der Eintheilung unter einem höhern Rechtsbegriffe) *unterschieden*. Alle übrigen Rechte sind äussere und erworbene, und mit diesen hat es (da das angeborne ein einziges ist) die Rechtslehre vornehmlich zu thun. In Ansehung dieser ist das Recht theils ein *Privatrecht* im Naturzustande, d. h. ein Inbegriff derjenigen Gesetze, die keiner äussern Bekanntmachung bedürfen, theils ein *öffentliches Recht* im bürgerlichen (durch öffentliche Gesetze das Mein und Dein sichernden Zustande. d. i. ein Inbegriff derjenigen Gesetze, die einer öffentlichen Bekanntmachung bedürfen, um einen rechtlichen Zustand hervorzubringen. Von dem innern Rechte handelt Hr. K. der Kürze halber bloss in den Prolegomenen; von dem äussern Privatrechte im ersten, von dem öffentlichen Rechte im zweyten Theile seiner allgemeinen Rechtslehre.

Das Privatrecht vom äussern Mein und Dein überhaupt. Zuerst wird die Art und Weise bestimmt, etwas Aeusseres als das Seine zu *haben*; dann die Art etwas Aeusseres zu *erwerben* und endlich die drey verschiedenen Arten des äussern Privatrechtes.

Juridisch mein ist dasjenige, womit ich so verbunden bin, dass der Gebrauch, den ein Anderer ohne meine Einwilligung von ihm machen möchte, mich lädiren würde. Die subjective Bedingung der Möglichkeit des Gebrauchs überhaupt ist der *Besitz*. Denkt man sich diesen Besitz als *sinnlich* (physisch, empirisch) d. h. mit Inhabung, (*detentio*.) Raum- und Zeitverbindung; z. B. wenn ich einen Apfel in der Hand; das Versprochene schon empfangen, ein Gesinde in meinem Hause habe; so würde mich der, welcher die Sache ohne meinen Willen gebr

wollte, in Ansehung des *innern Meinen*, der Freyheit; lädiren, aber dadurch würde nichts *Aeusseres*, als das Meinige, bestimmt. Soll es es ein *Aeusseres Mein* in stricten Verstande geben, so setzt dies einen *intelligiblen, bloss rechtlichen Besitz* (*possessio noumenon*) voraus, da ich einen äussern Gegenstand, abgesehen von allen Raum- und Zeitbedingungen, *ohne Inhabung, habe*, der Gegenstand in meiner Gewalt ist (*in potestate mea positus*), weil mein zu desselben beliebigen Gebrauche sich bestimmender Act der Willkühr dem Gesetze der äussern Freyheit nicht widerstreitet. Denn ohne allen Besitz könnte ich nicht durch den eigenmächtigen Gebrauch, den der Andre von einer Sache macht, afficirt und lädirt werden. Die Rechtmässigkeit eines physischen Besitzes des innern Mein ist aus dem Grundgesetze des Rechts *analytisch* erweislich, und die Behauptung desselben geht nicht über das Recht einer Person in Ansehung ihrer selbst hinaus. Die Behauptung eines äusseren, bloss rechtlichen, intelligiblen Besitzes ist aber *synthetisch*, und sie bedarf also einer Deduction. Diese beruht auf einem rechtlichen Postulat der praktischen Vernunft: *Es ist möglich, einen jeden äussern Gegenstand meiner Willkühr als das Meine zu haben* d. i. eine Maxime, nach welcher, wenn sie Gesetz würde, ein Gegenstand der Willkühr an sich (objectiv) herrenlos (*res nullius*) werden müsste, ist rechtswidrig. Ich denke mir etwas, als Gegenstand meiner *Willkühr*, wenn ich das Bewusstseyn habe, von der *physischen* Möglichkeit, dasselbe zu gebrauchen. Die Untersagung des wirklichen Gebrauches von etwas Brauchbaren wäre eine praktische Vernichtung desselben; die Freyheit würde sich selbst des Gebrauches ihrer Willkühr in Ansehung eines Gegenstandes berauben, obgleich dieser Gebrauch *formaliter* mit jedermanns äusserer Freyheit übereinstimmte; — d. h. die Freyheit würde sich durch ein solches Verbot selbst widerstreiten. So entsteht ein *Erlaubnissgesetz* (*lex permissiva*) der praktischen Vernunft, welches uns die Befugniss giebt, allen andern eine Verbindlichkeit aufzulegen, die sie sonst nicht hätten, sich des Gebrauchs gewisser Gegenstände unserer Willkühr zu enthalten, weil wir zuerst sie in unsern Besitz genommen haben. Durch dieses Postulat „der Rechtspflicht, gegen andere so zu handeln, dass das Aeussere (Brauchbare) auch das Seine von irgend jemanden werden könne" erhält auch der Begriff *eines bloss rechtlichen* (nicht-physischen) *Besitzes* objectiv praktische Realität; denn dieser ist die intelligible Bedingung der Möglichkeit, nach jenem nothwendigen Rechtsgrundsatze zu handlen. — Wie ist nun aber dieser reine praktische Begriff anwendbar auf Gegenstände der Erfahrung, deren Erkenntniss von Raum- und Zeitbedingungen abhängig ist? Unter Rechtsbegriffe, als Vernunftbegriffe, kann nicht der empirische Begriff des *Innehabens*, sondern nur der reine Verstandesbegriff des *Habens* subsumirt werden. Ein *Gegenstand ist mein*, heisst nun: mein, zu desselben beliebigen Gebrauche sich bestimmender, Wille widerstreitet nicht dem Gesetze der äussern Freyheit; mein Wille ist also rechtlich mit ihm verbunden. — Die Rechtsregel, wodurch das Mein und Dein bestimmt wird, muss als ein Vernunftgesetz, den Charakter der *Allgemeinheit*, mithin auch der Reciprocität der Verbindlichkeit haben. Die Willenserklärung, wodurch ich bestimme, dass etwas das Meine seyn soll, und wodurch ich jeden andern verbinde, sich des Gegenstandes meiner Willkühr zu enthalten, erhält ihre gesetzliche Kraft nur durch eine *allgemeine* Regel des äussern rechtlichen Verhältnisses, wodurch ich mich zugleich jedem andern in Ansehung des äussern Seinen zu einer gleichmässigen Enthaltung verbunden erkläre. Soll demnach der Zwang zu Behauptung des Meinen der Freyheit nach allgemeinen Gesetzen (dem Rechte) keinen Abbruch thun; so muss ich auch den andern sicher stellen, dass ich mich in Ansehung des Seinigen nach ebendemselben Princip verhalten werde. Da nun dazu jeder *a priori* verpflichtet ist, ohne dass es eines besondern rechtlichen Acts bedürfte: so darf ich auch vor dem Entstehen einer bürgerlichen Verfassung, d. h. vor dem Zustande einer wirklichen allgemeinen äussern, mit Macht begleiteten, Gesetzgebung, mein Besitzthum gegen jeden vertheidigen, indem keiner einen gesetzlichen Willen hat zum Widersprechen; mein Besitz ist aber gleichwohl nur *provisorisch - rechtlich*. Eben dasselbe Postulat aber, wornach es rechtlich möglich seyn soll, etwas Aeusseres als das Seine zu haben, berechtigt auch das Subject, jeden andern, mit dem es zum Streit des Mein und Dein über ein äusseres Object kommt, zu *nöthigen*, mit ihm in eine bürgerliche Verfassung zu treten, um jeden provisorischen Besitz allgemein zu sichern und in einen *peremtorischen* zu verwandeln.

Das *Princip der äussern Erwerbung* ist: Was ich (nach dem Gesetz der äussern *Freyheit*) in meine *Gewalt* bringe, und wovon, als Object meiner Willkühr, Gebrauch zu machen ich (nach dem Postulat der praktischen Vernunft) das Vermögen habe; endlich, was ich (gemäss der Idee eines möglichen vereinigten Willens) *will*, es solle mein seyn, das ist mein. Die *Apprehension* bestimmt nämlich den empirischen Besitz. Die *Bezeichnung* erklärt ihn in der Erscheinung. Die *Zueignung* erhebt ihn zu einem bloss rechtlichen Besitz.

Das äussere Recht ist seiner Form (Erwerbungsart) nach entweder ein *Sachenrecht*, oder ein *persönliches Recht*, oder ein *dinglich-persönliches Recht*. Auch das Objeckt und der Rechtsgrund ist hier verschieden.

Das *Sachenrecht*, Recht in einer Sache (*jus reale, in re*) wird gewöhnlich als ein Recht gegen jeden Besitzer derselben erklärt. Da diesem Rechte keine Verbindlichkeit *der Sache* selbst entsprechen kann, so ist die Realdefinition des Sachenrechts: ein Recht des Privatgebrauchs einer Sache, in deren (ursprünglichen oder gestifteten) Gesammtbesitze ich mit allen andern bin. Denn durch einseitige Willkühr kann ich keinen andern verbinden, sich des Gebrauchs einer Sache zu enthalten, wozu er sonst keine Verbindlichkeit

haben würde; alſo nur durch vereinigte Willkühr Aller in einem Geſammtbeſitze. Die erſte Erwerbung einer Sache kann keine andere, als die des *Bodens* ſeyn; denn ſonſt könnte jeder eine ſolche Sache ohne Rechtsverletzung aus ihrem Platze ſtoſsen. Ein jeder Boden kann aber urſprünglich erworben werden (zufolge des Poſtulats der praktiſchen Vernunft) und der Grund der Möglichkeit dieſer Erwerbung iſt die urſprüngliche Gemeinſchaft des Bodens überhaupt, (*communio poſſeſſionis originaria*) deren Begriff nicht empiriſch und von Zeitbedingungen abhängig iſt, wie etwa der gedichtete, aber nie erweiſsliche eines uranfänglichen Geſammtbeſitzes (*communio primaeva*), ſondern ein praktiſcher Vernunftbegriff, der *a priori* das Princip enthält, nach welchem allein die Menſchen den Platz auf Erden nach Rechtsgeſetzen gebrauchen können. Der rechtliche Act dieſer Erwerbung iſt *Bemächtigung* (*occupatio*), d. h. eine Erwerbung eines äuſsern Gegenſtandes der Willkühr durch *einſeitigen* Willen, welcher aber an und für ſich für andere nicht verbindlich und für jemand berechtigend iſt, ſondern zu dieſem Behufe als ein, in einem *a priori* vereinigten d. i. durch die Vereinigung der Willkühr Aller, die in ein praktiſches Verhältniſs gegen einander kommen können; abſolut gebietenden Willen, enthaltener, und darum allein geſetzgebender, alſo verpflichtender und berechtigender, Wille betrachtet werden muſs. Die phyſiſche Beſitznehmung iſt alſo nur der empiriſche Titel der Erwerbung; der Vernunfttitel der Erwerbung iſt eben dieſe Idee eines *a priori* nothwendig zu vereinigenden Willens Aller, d. i. der bürgerliche, Zuſtand. — Im Naturſtande kann alſo nur proviſoriſch erworben werden; nur in einer bürgerlichen Verfaſſung peremtoriſch. Nach dem Poſtulat der rechtlich praktiſchen Vernunft iſt aber ein Zwangsrecht vorhanden, dieſen bürgerlichen Zuſtand hervorzubringen und der Idee deſſelben gemäſs etwas wirklich zu erwerben. — Die Befugniſs der Beſitznehmung eines Bodens erſtreckt ſich ſo weit, als das Vermögen, ihn in ſeiner Gewalt zu haben. Die *Bearbeitung* iſt nur ein Zeichen der Beſitznehmung, welche durch viele andere minder mühſame Zeichen erſetzt werden kann. Die erſte Bearbeitung oder Formgebung des Bodens giebt auch gar keinen Titel der Erwerbung; vielmehr muſs das Recht dazu erſt aus dem Eigenthume der Subſtanz gefolgert werden. Ein ſolcher äuſserer Gegenſtand, welcher der Subſtanz nach das Seine von jemanden iſt, iſt deſſen *Eigenthum*, *dominium*. Dies kann nur eine körperliche Sache ſeyn. Der Menſch iſt zwar ſein eigner Herr (*ſui juris*), aber nicht Eigenthümer von ſich ſelbſt.

Ein *perſönliches Recht* iſt der Beſitz der Willkühr eines Andern, als Vermögen ſie, durch die meine, nach Freyheitsgeſetzen zu einer gewiſſen That zu beſtimmen. Die Erwerbung deſſelben kann weder urſprünglich und eigenmächtig ſeyn, noch durch eine rechtwidrige That eines Andern, noch durch deſſen bloſse Verlaſſung oder Verzichtthuung, ſondern allein durch eine Uebertragung (*translatio*) hervorgebracht werden, welche nur durch einen gemeinſchaftlichen Willen möglich iſt, vermittelſt deſſen der Gegenſtand immer in die Gewalt des einen oder des andern kommt, alsdann einer ſeinem Antheile an dieſer Gemeinſchaft entſagt, und ſo das Object durch Annahme deſſelben (mithin einen poſitiven Act der Willkühr) das Seine wird. Der Act der vereinigten Willkühr zweyer Perſonen, wodurch überhaupt das Seine des Einen auf den Andern übergeht, iſt der *Vertrag*. Es wird alſo zu einem Vertrag erfodert der *vereinigte* Wille beider, welcher alſo *zugleich* declarirt werden müſste. Die empiriſchen *Actus* der Declaration ſind aber niemals zugleich, ſondern *folgen einander* nothwendig in der Zeit. Allein von dieſer ſinnlichen Bedingung der Apprehenſion muſs bey einem rechtlichen, folglich rein intellectuellen Verhältniſſe abſtrahirt, beide Acte müſſen als aus einem einzigen *gemeinſamen* Willen hervorgehend und der Gegenſtand (*promiſſum*) durch Weglaſſung der empiriſchen Bedingungen nach dem Geſetz der reinen praktiſchen Vernunft als erworben vorgeſtellt werden. Durch den Vertrag erwerbe ich aber (wofern es nicht *pactum re initum* iſt) nicht unmittelbar eine äuſsere Sache, ſondern nur das Verſprechen eines Andern, folglich nur ein *perſönliches* Recht, nämlich gegen eine *beſtimmte* phyſiſche Perſon und zwar auf *ihre Willkühr* zu würken, mir etwas zu *leiſten*, *nicht ein Sachenrecht*. Die Uebertragung geſchieht nach dem Geſetz der Stetigkeit die Sache iſt keinen Augenblick *res vacua*. Durch die Uebergabe entſteht erſt ein dingliches Recht. Ohne einen beſondern Beſitz braucht der Veräuſserer einer Sache auch nicht die Gefahr, die die Sache treffen möchte, während ſie noch in ſeiner Gewahrſam hat, zu tragen.

(*Der Beſchluſs folgt.*)

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig, b. Reinicke: *Leſebuch nützlicher Kenntniſſe aus der Natur. Erſtes Bändchen.* 1793. 200 S. *Zweytes Bändchen*, 1794. 204 S. *Drittes Bändchen.* 1795. 188 S. *Viertes Bändchen.* 179[illegible] 188 S. 8. (1 Rthlr.)

Dieſe Compilation enthält zuſammen 88 verſchiedene, wohl ausgewählte und gut behandelte Materien aus der Naturgeſchichte, Phyſiologie, Phyſik und Chemie, die faſt ſämmtlich ein allgemeines Intereſſe haben, und aus guten Quellen geſchöpft ſind. Bücher dieſer Art haben an ſich immer das Verdienſt, daſs ſie eine wünſchenswerthe Unterhaltung, und den Geſchmack an derſelben mehr verbreiten, wenn ſich auch die Vf. nicht mehr als die Auswahl und Zuſammenſtellung dabey zueignen können.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 30. May 1797.

PHILOSOPHIE.

Königsberg, b. Nicolovius: *Metaphysische Anfangsgründe der Rechtslehre von Immanuel Kant.* etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Das *auf dingliche Art persönliche Recht* ist das Recht des Besitzes eines äussern Gegenstandes, *als einer Sache* und des Gebrauches desselben *als einer Person*. Das Mein und Dein nach diesem Rechte ist das *Häusliche* und das Verhältniss in diesem Zustande ist das der Gemeinschaft freyer Wesen, die durch den wechselseitigen Einfluss nach dem Princip der äussern Freyheit eine Gesellschaft von Gliedern eines Ganzen ausmachen, welches das *Hauswesen* heisst. Das Recht der häuslichen Gesellschaft ist 1) das *Eherecht*. Durch den Geschlechtsgenuss macht sich ein Mensch selbst zur Sache; dies widerstreitet dem Rechte der Menschheit in seiner eigenen Person, wofern die eine Person nicht die andere gegenseitig wieder erwirbt. Dies geschieht lediglich in der *Ehe*, d. i. in der Verbindung zweyer Personen verschiedenen Geschlechts zum lebenswierigen wechselseitigen Besitz ihrer Geschlechtseigenschaften. Der eheliche Vertrag ist demnach nicht beliebig, sondern durch das Gesetz der Menschheit nothwendig. Das Verhältniss der Verehlichten ist ein Verhältniss der *Gleichheit*, sowohl der Personen als auch der Glücksgüter, womit doch die Herrschaft des Mannes über das Weib besteht. Vollzogen wird der Ehevertrag nur durch eheliche Beywohnung. 2) Das *Aelternrecht*. Die Erzeugung ist praktisch nicht als ein Act zu betrachten, wodurch ein freyes Wesen *hervorgebracht* und dadurch, wie ein anderes Gemächsel, das Eigenthum der Aeltern, sondern als ein solcher, wodurch eine Person ohne ihre Einwilligung eigenmächtig auf die Welt gesetzt worden. Für diese That haftet auf den Aeltern die Verbindlichkeit, sie, soviel in ihren Kräften steht, mit diesem ihren Zustande zufrieden zu machen. Kinder haben ein angebornes Recht auf ihre Versorgung durch die Aeltern, auf nöthige Pflege, pragmatische und moralische Erziehung. Sie sind das Besitzthum, aber nicht das Eigenthum der Aeltern. Nach der Entlassung hört alle Rechtspflicht zwischen ihnen auf. 3) Das *Hausherrenrecht*. Der Form nach ist der Hausherr im Besitz des Gesindes (wozu auch *ex pacto* die mündig gewordenen Kinder gehören können); der Materie aber oder dem Gebrauche nach ist er nicht Eigenthümer; denn durch ein solches Pactum hörte die Person auf, Person zu seyn. Der Gebrauch ist daher rechtlich kein *Verbrauch*, die Dienerschaft nie lebenslänglich und unauflöslich, der Dienst nicht unbestimmt, und die Kinder sind jederzeit frey. — Angehängt ist noch eine dogmatische Eintheilung der erwerblichen Rechte aus Verträgen, eine transscendentale Erörterung des Begriffes vom Gelde, und ein Beweiss von der Unrechtmässigkeit des Büchernachdruckes (aus dem Begriffe eines *mandatum*). — Von der realen, empirischen unterscheidet sich die *ideale Erwerbung*, die keine Causalität in der Zeit enthält, mithin eine blosse Idee der reinen Vernunft zum Grunde hat, indem das Subject von einem Andern erwirbt, der entweder *noch nicht ist* (von dem man bloss die Möglichkeit annimmt, dass er sey,) — wie bey der *Ersitzung* (*usucapio*); oder indem dieser eben *aufhört zu seyn*, wie bey der *Beerbung* — *per pactum successorium* oder *testamentum;* oder endlich, wenn er *nicht mehr* ist, wie bey dem unsterblichen Verdienst, oder dem Anspruche auf den guten Namen nach dem Tode. Diese drey Erwerbungsarten lassen sich zwar nur in einem öffentlichen rechtlichen Zustande zum Effect bringen, gründen sich aber schon *a priori* in Naturzustande, als nothwendig und sind also *juris naturae*. Die Ersitzung stützt sich auf dem Postulate der rechtlich praktischen Vernunft, weil ausserdem, wenn ein bisher unbekannter Besitzer eine Sache von dem redlichen Inhaber jederzeit vindiciren könnte, ganz und gar kein sicherer Besitz möglich wäre. Durch ein Vermächtniss erhält der Erbnehmer ausschliesslich das Recht der Wahl, ob er die hinterlassene Habe zu der seinigen machen wolle oder nicht; bis dahin ist die Sache nach dem Tode des Erblassers zwar *res vacua*, aber nicht *res nullius*. Der gute Name selbst nach dem Tode gehört zum Mein und Dein des Subjects, welches in rechtlicher Hinsicht als Noumenon betrachtet, mithin von dessen Ende als Phänomen abstrahirt wird. — Das Naturrecht muss aber nicht bloss lehren, was *an sich recht* ist, wie nämlich hierüber ein jeder Mensch für sich zu urtheilen habe, sondern auch was vor einem Gerichtshof recht d. h. *Rechtens* ist. Ein Gerichtshof muss in subjectiver Absicht zu seinem eigenen Behuf ein solches, von dem objectiven Rechtsprincip verschiedenes, Princip annehmen, wornach ihm eine sichere Rechtsentscheidung (*justitia distributiva*) möglich ist. Bey dem Schenkungsvertrage bleibt es objectiv unbestimmt, ob der Schenkende sich dem Zwange zur Leistung unterworfen habe; vor einem Gerichtshof wird dem Beschenkten das Recht zum Zwange zugesprochen, wofern der Schenkende sich die Freyheit, von seinem Versprechen abzugehen, nicht ausdrücklich vorbehalten

hat. Bey dem Leihvertrage nach dem Urtheile im Naturzustande *casum sentit commodatarius*, vor einem Gerichtshofe *casum sentit dominus*. Im Naturzustande würde durch eine ehrliche Erwerbung z. B. Kauf einer Sache von einem Nichteigenthümer, nur ein *persönliches* Recht in Ansehung einer Sache (*jus ad rem*), nicht aber ein wahres Eigenthumsrecht entstehen; der erste Besitzer dürfte sich die Sache vindiciren. Vor einem Gerichtshofe aber müsste dieses Recht als ein Sachenrecht angenommen und behandelt werden, weil es sich so am leichtesten und sichersten aburtheilen liesse. Die Sicherheit durch Eidesablegung gilt im Naturzustande nichts; vor einem Gerichtshofe muss sie anerkannt werden, wiewohl auch im bürgerlichen Zustande ein Zwang zu Eidesleistungen der unverlierbaren menschlichen Freyheit zuwider ist. —

Aus dem Privatrecht im natürlichen Zustande geht nun das *Postulat des öffentlichen Rechtes* hervor: du sollst, im Verhältnisse eines unvermeidlichen Nebeneinanderseyns, mit allen andern, aus jenem heraus, in einen rechtlichen Zustand übergehen d. h. in einen solchen, welcher die Bedingungen enthält, unter denen allein jeder seines Rechts *theilhaftig* werden kann, wo also eine austheilende Gerechtigkeit ist. Dieses bahnt den Uebergang zum zweyten Theile.

Das *öffentliche Recht* d. h. der Inbegriff der Gesetze, die einer allgemeinen Bekanntmachung bedürfen, um einen rechtlichen Zustand hervorzubringen, begreift 1) das *Staatsrecht* d. h. die Rechtsgesetze für das Verhältniss der einzelnen Menschen, welche sich zu einem rechtlichen Zustande vereiniget haben; 2) das *Völkerrecht* d. h. das Recht der Staaten im Verhältniss zu einander; 3) das *Weltbürgerrecht* d. h. das Recht, sofern es auf die mögliche Vereinigung aller Völker geht. Diese drey Formen des rechtlichen Zustandes beziehen sich nothwendig auf einander.

Staatsrecht. Ein *Staat* ist die Vereinigung einer Menge von Menschen unter Rechtsgesetzen. Jeder Staat enthält drey Gewalten in sich (gleich den drey Sätzen in einem praktischen Vernunftschluss): die gesetzgebende, die vollziehende und die rechtsprechende. Die gesetzgebende Gewalt kann nur dem vereinigten Willen des Volkes zukommen, damit sie niemand unrecht thun könne. Die gesetzgebenden Glieder (nicht bloss passive Theile) des Staats sind *Staatsbürger*, denen gesetzliche Freyheit, bürgerliche Gleichheit und Selbstständigkeit zukommen muss. Wer seine Existenz nicht unabhängig von andern erhält z. B. ein Dienstbote, der ist nur *Staatsgenosse*, ob er gleich nach Principien der Freyheit und Gleichheit behandelt werden und das rechtliche Vermögen haben muss, sich zu einem activen Bürger empor zu arbeiten. Die Idee, wornach die Rechtmässigkeit des Acts, durch welchen sich das Volk zu einem Staate constituirt, allein gedacht werden kann, ist der *ursprüngliche Contract*, wodurch alle und jede ihre gesetzlose Freyheit (selbst Richter zu seyn) gänzlich aufgeben, um ihre Freyheit in einem rechtlichen Zustande unvermindert wieder zu finden. Die drey Gewalten im Staate sind einander bey- und untergeordnet; keine darf die Function der andern usurpiren. Der Wille des Gesetzgebers ist irreprehensibel, das Ausführungsvermögen irresistibel, der richterliche Ausspruch inappellabel. Der Regent besitzt die ausübende Gewalt; wäre er zugleich Gesetzgeber, so würde er Despot seyn. Der Regent steht unter dem Gesetz und wird durch dasselbe, folglich von einem Andern, dem Souverain, verpflichtet; er kann von diesem abgesetzt, seine Verwaltung reformirt, aber nicht bestraft werden, weil dies letztere ein Act der ausübenden Gewalt seyn würde. Weder der Staatsherrscher, noch der Regierer kann *richten*, sondern nur Richter, als Magisträte, einsetzen; das Volk richtet sich selbst. In der Vereinigung dieser drey Gewalten besteht das *Heil des Staats*, d. h. der Zustand der grössten Uebereinstimmung der Verfassung mit Rechtsprincipien, wornach zu streben die Vernunft uns kategorisch verpflichtet, wenn auch die Glückseligkeit des Menschen vielleicht im Naturstande oder unter dem Despotismus besser bestehen sollte.

Die praktische Vernunft gebietet: der jetzt bestehenden gesetzgebenden Gewalt zu gehorchen, ihr Ursprung mag seyn, welcher er wolle. Dieser Ursprung der obersten Gewalt ist für das Volk, das unter derselben steht, *in praktischer Absicht unerforschlich*. Da es nicht rechtmässig darüber urtheilen kann, so würde es für jede Widersetzlichkeit mit allem Rechte bestraft werden. Der Herrscher im Staate hat gegen die Unterthanen lauter Rechte und keine Zwangspflichten. Wenn das Organ des Herrschers, der Regent, auch den Gesetzen zuwider verführe, z. B. mit Auflagen, Recrutirungen wider das Gesetz der Gleichheit in Vertheilung der Staatslasten; so darf der Unterthan dieser Ungerechtigkeit zwar Beschwerden, aber keinen Widerstand entgegensetzen. Auch in der Constitution kann kein Artikel enthalten seyn, der es einer Gewalt im Staate (z. B. sogenannten Ephoren) möglich machte, sich im Falle der Uebertretung der Constitutionalgesetze durch den obersten Befehlshaber, ihm zu widersetzen, mithin ihn einzuschränken. Eine solche Constitution stände mit sich selbst in Widerspruch und führte zum Despotismus. Es giebt also schlechterdings kein Recht des Aufstandes, noch weniger des Aufruhrs, am allerwenigsten zur Vergreifung an der Person und an dem Leben des Staatsoberhaupts. Jeder Versuch dieser Art ist nicht nur gesetzwidrig, sondern auch die ganze gesetzwidrige Verfassung vernichtend. Eine Veränderung der fehlerhaften Staatsverfassung kann also nur vom Souverain selbst durch *Reform*, aber nicht vom Volke, mithin durch *Revolution* verrichtet werden, und wenn sie geschieht, so kann jene nur die *ausübende* Gewalt, nicht die gesetzgebende, treffen. — Ist aber einmal eine Revolution gelungen, so müssen sich die Unterthanen der neuen Ordnung der Dinge fügen. Der entthronte Monarch kann nicht rechtlich bestraft werden, er kann gemei

ner Staatsbürger werden, kann aber auch sein altes Recht geltend zu machen suchen. — Der Souverain ist nicht Eigenthümer, sondern *Oberbefehlshaber der Unterthanen*, aber *Obereigenthümer des Bodens*, in sofern die Bestimmung alles Privateigenthums von ihm abhängt. Daher kann er jede Corporation im Staate, die ein auf Nachfolger übertragbares Eigenthumsrecht behauptet, z. B. Ritterorden, Orden der Geistlichkeit u. dgl. aufheben, doch muss er die Ueberlebenden entschädigen. Aus eben diesem Grunde kann er die Privateigenthümer des Bodens *beschatzen*. Hierauf beruht auch das Recht der Staatswirthschaft, des Finanzwesens und der Polizey, welche letztere die öffentliche Sicherheit, Gemächlichkeit und Anständigkeit besorgt. Endlich drittens gehört auch zur Erhaltung des Staats noch das Recht der Aufsicht, dass ihm nämlich keine Verbindung, die aufs öffentliche Wohl der Gesellschaft Einfluss haben kann, verheimlicht werde. *Indirect*, d. i. sofern der Oberbefehlshaber als Uebernehmer der Pflicht des Volks betrachtet wird, kommt ihm das Recht zu, dieses mit Abgaben zu seiner eigenen Erhaltung zu belasten. Dahin gehört das Armenwesen, Findelhäuser und das Kirchenwesen. Der Souverain kann Aemter ertheilen, aber nicht nach seinem Gutbefinden wieder nehmen; denn das letztere könnte der vereinigte Wille des Volks über seine bürgerliche Beamte nie beschliessen. Eben so wenig kann derselbe einen Erbadel oder erbliche Staatsämter und Würden einführen, aus dem nämlichen Grunde. Nur durch ein eigenes Verbrechen kann jemand die Würde als Staatsbürger verlieren und Leibeigener werden; dann kann der Herr (*dominus*) über seine Kräfte, wenn gleich nicht über sein Leben und seine Gliedmassen disponiren. Durch einen Vertrag kann sich niemand dazu verpflichten, folglich auch nicht zu der Qualität und Quantität nach unbestimmten Arbeiten verdingen. — Das *Strafrecht* ist das Recht des Befehlshabers gegen den Unterwürfigen, ihn wegen seines Verbrechens mit einem Schmerz zu belegen. Der Souverain kann folglich nicht bestraft werden. Die richterliche Strafe muss jederzeit nur darum über einen Verbrecher verhängt werden, *weil er verbrochen hat*; denn das Strafgesetz ist ein kategorischer Imperativ, der keinem Vortheil untergeordnet werden darf. Das Princip und Richtmaass für die Art und den Grad der Bestrafung ist: Was für unverschuldete Uebel du einem Andern im Volk zufügst, das thust du dir selber an. Der Dieb kommt in den Sklavenstand. Der Mörder muss sterben. Nur wenn der Staat darüber zu Grunde ginge, kommt dem Souverain, als Majestätsrecht, die Befugniss zu, eine andere Strafe, z. B. Deportation zu verhängen. Bey Kindermörderinnen und duellirenden Officiers kommt zwar die unersetzliche Geschlechtsehre und Kriegesehre in Collision; der kategorische Imperativ der Todesstrafe bleibt aber, obgleich sich den subjectiven Verhältnissen eine Ungerechtigkeit daraus entspringt. — Begnadigen kann der Souverain keinen, der gegen einen Unterthan etwas verbrochen hat, sondern höchstens nur den Majestätsverbrecher. — Der Unterthan kann auswandern, ohne jedoch seine liegende Habe aus dem Staate herauszunehmen. — Die *Staatsform* ist entweder autokratisch, oder aristokratisch, oder demokratisch. Die einfachste ist freylich für die Handhabung des Rechts die beste, aber für das Recht des Volkes selbst die gefährlichste. Die Aenderung der Staatsform durch Gewalt des Volks ist Vernichtung aller bürgerlich rechtlichen Verhältnisse, mithin alles Rechtes selbst. Aber auch der Souverain selbst kann nicht eigenmächtig das Volk einer andern, z. B. der demokratischen Verfassung unterwerfen. Die Staatsformen sind der *Buchstabe* der ursprünglichen Gesetzgebung im bürgerlichen Zustande; aber der *Geist* des ursprünglichen Vertrages enthält die Verbindlichkeit der constituirenden Gewalt, die Regierungsart jener Idee angemessen zu machen und allmählich zur einzig rechtmässigen Verfassung, nämlich der einer *reinen Republik*, d. h. einem repräsentativen System des Volks auszubilden, wo das Gesetz selbst herrschend ist und an keiner besondern Person hängt. Dies ist der absolut rechtliche Zustand, worin jedem das Seine *peremtorisch* zugetheilt werden kann.

Völkerrecht. Die Staaten existiren im äussern Verhältniss gegen einander betrachtet, in einem nichtrechtlichen Zustande. Dieser ist ein Zustand des Kriegs, aus welchem diejenigen, welche einander benachbart sind, herauszugehen verbunden sind. Es ist daher ein Völkerbund nothwendig zum Schutz gegen äussere Angriffe, womit jedoch keine souveraine Gewalt verbunden seyn darf. Der Staat darf seine Unterthanen zum Kriege gegen andere Staaten gebrauchen, nicht aus dem Princip des Eigenthumes; denn der Staatsbürger ist frey; sondern aus dem Princip der *Pflicht* des Souverains gegen das Volk. Die Läsion eines Staats, die Bedrohung oder auch nur die fürchterlich anwachsende Macht berechtigt den gefährdeten Staat zum Kriege. Dieser muss aber nach solchen Grundsätzen geführt werden, nach welchen es immer noch möglich bleibt, aus jenem Naturzustande der Staaten herauszutreten und in einen rechtlichen über zu gehen. Kein Krieg unabhängiger Staaten gegen einander kann daher ein Strafkrieg, Ausrottungs- oder Unterjochungskrieg seyn. Solche Vertheidigungsmittel, deren Gebrauch die Unterthanen unfähig machen würde, Staatsbürger zu seyn, z. B. Giftmischer, Scharfschützen u. dgl., wie auch Plünderungen des Volkes sind unerlaubt. Nach dem Kriege macht der Sieger die Friedensbedingungen und zwar sich stützend auf seine Gewalt. Der überwundene Staat verliert nicht seine staatsbürgerliche Freyheit. Das überwältigte Volk wird nicht leibeigen. Zum Recht des Friedens gehört das der Neutralität, der Garantie und einer Defensivallianz. Vor einem allgemeinen Staatenverein ist alles Recht der Völker und alles durch den Krieg erwerbliche oder erhaltbare äussere Mein und Dein bloss provisorisch. Der ewige Friede — das letzte Ziel des ganzen Völkerrechts — ist aber eine unausführbare Idee. Ausführbar

bar sind aber allerdings solche politische Grundsätze, die darauf abzwecken und die Idee von solchen Verbindungen der Staaten, die zur continuirlichen Annäherung zum ewigen Frieden dienen, nämlich ein permanenter Staatencongress, ohne welchen das Völkerrecht bloss in Büchern existirt.

Das Weltbürgerrecht. Die materiale Bedingung der Möglichkeit einer rechtlichen Gemeinschaft aller Völker des Erdbodens ist die Kugelgestalt ihres Aufenthalts, als *globus terraqueus.* Die Vernunftidee einer *friedlichen*, wenn gleich noch nicht freundschaftlichen, durchgängigen Gemeinschaft aller Völker auf Erden, die unter einander in wirkliche Verhältnisse kommen können, ist nicht etwa philanthropisch (ethisch), sondern ein *rechtliches Princip.* Jeder Erdbürger hat das Recht, die Gemeinschaft mit allen zu *versuchen*, und zu diesem Zweck alle Gegenden der Erde zu *besuchen.* Er hat aber kein Recht der *Ansiedelung* auf dem Boden eines andern Volks, sondern dazu wird ein besonderer Vertrag erfodert. In neu entdeckten Ländern darf ein Volk nur in solcher Entlegenheit vom Sitze desjenigen Volks, das in einem solchen Landstriche schon Platz genommen hat, sich anbauen, dass keines derselben im Gebrauch seines Bodens dem andern Abbruch thut. Gewaltthätigkeit oder Betrug gegen die alten Einwohner bleibt Unrecht, wenn auch die Cultur dieser Völker, das Weltbeste und die Gründung eines gesetzlichen Zustandes dabey beabsichtigt würden. Wer das Gegentheil behauptet, der muss auch die Maxime der Staatsrevolutionisten gut heissen: dass es, wenn Verfassungen verunartet sind, dem Volke zustehe, sie mit Gewalt umzuformen, und überhaupt einmal für allemal ungerecht zu seyn, um nachher die Gerechtigkeit desto sicherer zu gründen und aufblühen zu machen. — Der kategorische Imperativ: *Es soll kein Krieg seyn*, kann durch keine theoretische Demonstration der Unmöglichkeit eines allgemeinen Friedens wankend gemacht werden. Die Idee eines Republicanismus aller Staaten sammt und sonders, als der dazu tauglichsten Constitution, soll durch allmählige Reform realisirt werden. Diese allgemeine und fortdauernde Friedensstiftung erschöpft den ganzen Endzweck der Rechtslehre innerhalb der Gränzen der blossen Vernunft. Der ewige Friede ist das höchste politische Gut, dem wir uns continuirlich annähern, oder — das moralische Gesetz für betrügerisch erklären und unser Daseyn, als vernünftige Wesen, verwünschen müssen. Diese Idee ist nun einmal gründlich entwickelt, und sie wird hoffentlich nie wieder vergessen oder verdrängt werden. Und wenn dann durch ihre Wirkung nach Jahrtausenden die Menschheit ihrem Ziele näher gerückt ist, so gebührt der erste Dank dafür, dem Verdienste des eben so menschenfreundlichen als tiefen Denkers, wenn auch sein Name alsdann vielleicht nicht mehr genannt werden sollte.

KINDERSCHRIFTEN.

Berlin, b. Schöne: *Erzählungen aus der Naturgeschichte* für Kinder. 9½ Bogen. 1796. 8. (8 gr.)

Der unterthänigste Diener der „Hochgebornen G. G. und F. F. H**** und S** v. B*** seiner theuersten Freundinnen," wofür sich der Vf. in der Zueignung bekennt, hätte eben sowohl gethan, wenn er uns mit seiner Autorschaft, wie mit seinem Namen, verschont hätte. Die Compilation oder Zusammenstoppelung, die er liefert, ist ein offenbarer Misbrauch des Aushängeschildes auf dem Titel. Was wollte er wohl mit der trocknen Beschreibung aller Flüsse, die kein Kind aushalten wird, mit den Betrachtungen über die Helden und Thomas Morus, die kein Kind versteht, und mit den herzbrechenden anakreontischen Versen, wenn sie nicht etwa für die Schlafstunde berechnet sind?

Hannover, b. d. Gebr. Hahn: *Kindergespräche, deutsch und französisch*, zur Erleichterung des ersten Unterrichts in der französischen Sprache. 1797. 227 S. 8.

Diese Gespräche sind von dem ungenannten Vf. entworfen, um Müttern und Lehrerinnen den ersten Unterricht in der französischen Sprache zu erleichtern. Sie haben wirklich Interesse für Kinder, sind durch ihren Inhalt dem Geschmack, durch ihre Einfachheit der Fassungskraft derselben angemessen, und liefern weit mehr Wörter und Redensarten von Dingen, die sie kennen, als die den üblichen Grammatiken angehängten Gespräche. Wir fanden aber bey Durchblätterung dieser Bogen häufige Verstosse wider die Rechtschreibung, die billig in einem Lehrbuche sorgfältig vermieden werden müssten. Hier nur die auffallendsten der ersten Seiten: S. 1. sollte *râteau* für *rateau* stehen; S. 2. *âge* für *age;* S. 3. *à* (Präposition) für *a* (Verbum); S. 4. *écharpe* für *echarpe;* S. *vîte* für *vite;* S. 8. *réalisés* für *realisés;* S. 10. *dépense* für *depense; mène* für *mêne; étage* für *etage;* S. 11. *écoutez* für *ecoutez; nous avons été* für *nous avons etes; couteaux* für *couteaus; dressoir* für *redressoir, un tourne-broche* für *une tourne-broche*, u. s. w. Von den Fehlern wider den französischen Syntax will er nur einen erwähnen; S. 77. ist nach *quoique* der Indicativ gesetzt. Das alles muss bey einer neuen Auflage verbessert werden, wenn das Buch nicht schaden soll.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 31. May 1797.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Fleischer d. Jüng.: *Ausführliche Geschichte der Dogmen oder der Glaubenslehren der christlichen Kirche.* Nach den Kirchenvätern ausgearbeitet von *Samuel Gottlieb Lange*, Professor zu Jena. *Erster Theil.* 1796. 328 S. gr. 8.

Erst in unsern Zeiten hat man den grossen Werth der christlichen Dogmengeschichte erkannt und richtig bestimmt. Gewissermaassen ist sie wichtiger als die Dogmatik selbst, indem diese letztere, wenn sie mehr als ein gewöhnlicher eingeschränkter Versuch seyn soll, den Lehrbegriff einer gewissen Kirche mit Vernunft und Schrift in Uebereinstimmung zu bringen, offenbar eine durch Exegese und Philosophie geläuterte Dogmengeschichte abgeben muss. Allein die bisherigen Beyträge zu derselben waren an Gehalt so verschieden, als an Methode. Hr. *L.* hat für sein Werk *die chronologische* gewählt: und in der That hat sie *ihre eigenen* Vortheile, wenn gleich die vollständige Geschichte einzelner Dogmen bequemer zu seyn scheint. Mit Recht verwirft er auch den Plan nach einem philosophischen Princip, nach dem die Kirchengeschichte überhaupt in unsern Tagen umgeformt werden sollte. Der feste Gang, den er in diesem ersten Theile nimmt, zeigt genugsam, mit welchem eindringenden Beobachtungsgeiste er sich ohne die vorhandenen Führer ganz zu vernachläsigen, seinen Weg selbst zu bahnen versucht habe.

In einer *Einleitung* giebt er die vorzüglichsten Ursachen an, welche so viele Erweiterungen und Zusätze zu den ursprünglichen Lehren des Christenthums veranlasst haben. Die erste ist ihm die Nothwendigkeit; manche Zusätze waren nöthig, um die christliche Religion auch solchen Menschen verständlich und annehmlich zu machen, welche keine Juden waren, und bey denen also nicht so viel wie bey diesen vorausgesetzt werden durfte; eben so auch diejenigen Erweiterungen, durch welche man den Gegnern der reinen Christusreligion begegnen, und ihre Einwürfe gründlich widerlegen musste: beides also sind im Grunde keine Verfälschungen. Andere Ursachen sind der Hang zur Speculation und zum Philosophiren über Gegenstände der übersinnlichen Welt, welchem sich die Lehrer der christlichen Religion nur gar zu bald ergaben. — Herrschsucht der verordneten Lehrer der Religion; — endlich auch ihre Unwissenheit. Es dürfte wohl hier dienlich seyn, die Zusätze zur eigentlichen Religion von denen zu unterscheiden, durch welche sich Religionswissenschaft oder Theologie bildete.

Als eine Haupteinleitung zum Ganzen geht unter der Aufschrift: *Christus und seine Apostel*, (S. 12—52) ein Abriss ihres Lehrbegriffs, verglichen mit dem Jüdischen, voran. *Jesus*, sagt der Vf., trat unter den Juden als Reformator auf; seine Lehre ist mit den Glaubenslehren des damaligen Judenthums, die einzige Lehre von Gott, als dem liebevollen Vater aller Menschen, ausgenommen, vollkommen übereinstimmend; dahingegen ihr praktischer Theil so weitläuftig und vollendet erscheint. Dass er hier nichts von *Christi* höherer Natur, nichts von der Inspiration der Apostel, und allen jenen Lehren, zu denen man nur durch einen Uebergang in die übersinnliche Welt kommen kann, gesagt habe, entschuldigt er in der Vorrede (S. XVIII) damit, weil es für den Historiker in jene für ihn nicht erkennbare Welt keinen Uebergang gebe, indem dahin nach Vernunft und Schrift nur ein Glaube führe, der ganz ausserhalb dem Felde der Geschichte liege; ob er gleich übrigens mit Ueberzeugung dasjenige annehme, was *Jesus* von sich sagt und seine Jünger von ihm bezeugen. Allein dieser Grund möchte wohl zu viel beweisen. Ist er gültig, so darf niemand die Geschichte einer Religion beschreiben, in der Begriffe und Lehren aus einer übersinnlichen Welt vorkommen. Der Historiker versichert ja aber nicht, dass sie ihm aus Zeugniss oder Erfahrung bekannt geworden sind; seine Verbindlichkeit geht nicht weiter, als zu zeigen, dass sie der Stifter jener Religion wirklich gelehrt, und welche Beweise er für dieselben beygebracht habe. Sogar wenn er sie nicht glaubt, kann er sie nicht weglassen, ohne mangelhaft in seiner Darstellung zu werden. Uebrigens glaubt der Vf. (S. 28), dass *Christus* selbst die mosaische Idee von einer *Theokratie* beybehalten habe; nur freylich, dass sie durch die Lehre von Gott, als dem Vater aller Menschen, eine nicht nachtheilige Erweiterung erhalten habe. „Diese christliche Theokratie sey nämlich *das Reich Gottes oder das Himmelreich*, von dem so oft im N. Test. geredet werde, und welches man sehr fälschlich in unsern Zeiten beynahe allgemein unter den Schriftauslegern für nichts weiter als für Christenthum überhaupt, oder für christliche Religion und Kirche zusammengenommen, nehme; da es doch selbst in *Jesu* Reden als ein noch erst in der Zukunft durch ihn zu stiftendes Reich vorgestellt werde.“ Ohne uns hier in exegetische Erörterungen einzulassen, die viel zu weit führen würden, bemerken wir nur, dass jene im Grunde jüdische Redensart offenbar mehr als Einen Verstand im N. Test. habe; nach unserer Einsicht freylich nicht immer, aber doch sehr oft das Christenthum schlechtweg bezeichne; und

im Vater Unser, wo die dringendsten Bedürfnisse und Wünsche des Christen in solcher Simplicität zusammengefasst sind, schwerlich etwas anders als die Wohlthaten *Christi* andeuten könne. Was der Vf. S. 32 sagt, *Christi* Hauptgeschäfte sey gewesen, ein Verbesserer des Judenthums zu werden, und seine Lehre sey daher eine verbesserte und erweiterte jüdische, das geben wir ihm gern zu; sind auch darinn völlig seiner Meynung, (S. 35) dass das Judenthum und Christenthum sehr genau zusammenhängen, und eigentlich nur Ein Ganzes ausmachen; dass also auch das A. Test. wesentlich mit zu den heil. Schriften der Christen gehöre, ja nach der ursprünglichen Absicht *Jesu* und seiner Apostel, auch für den Christen Religionsquelle seyn müsse. Von den Aposteln sieht er *Johannem* und *Paulum* als Erweiterer der christlichen Glaubenslehre an; doch beide sowohl durch ihre Kenntnisse, als durch gewisse Umstände dazu berechtigt: jenen durch die Lehre vom λογος als θεος; diesen durch die Lehre vom Glauben an *Jesum*, und von seinem Tode, als Opfer für die Sünden.

Indem er zu *den apostolischen Vätern* übergeht (S. 53.) findet er das Christenthum in ihrem Zeitalter beynahe noch unverändert; nur dass der Vortrag gekünstelter und dadurch unverständlicher wird. Vom Briefe des *Barnabas* vermuthet er nicht unwahrscheinlich, dass ihn ein Alexandrinischer Judenchrist im Anfange des zweiten Jahrhunderts untergeschoben habe. Die Aechtheit des zweyten Briefs vom *römischen Clemens* wird durch innere Gründe treffend bestritten. Den *Hirten des Hermas* nennt er wenigstens erträglich; aber für die Dogmengeschichte wenig brauchbar; nur dass es ihm scheint, so weit man das Geschwätze seines Schriftstellers verstehen kann, dass er den λογος vom πνευμα ἁγιον gar nicht unterschieden habe. (S. 80. fg.)

Desto länger beschäftigt ihn *Justin der Märtyrer*, (S. 91 — 136.) aber eigentlich sind es nur seine beiden Apologien, weil der Vf. seine übrigen Schriften bezweifelt. Hier dünkt es uns doch, dass Hr. L. diese beiden Schriften, zumal die grössere Apologie, die man sonst am meisten schätzt, zu tief herabgewürdigt habe. Man kann zugeben, dass sich darin der Philosoph fast durch nichts ankündige; dass man keine Speculationen, keine Rücksichten auf Unterscheidungssätze einzler heidnischer Schulen oder Vergleichungen der Lehren des Christenthums mit den Lehren der heidnischen Philosophen daselbst antreffe; es fehlen doch theils die Spuren davon nicht ganz; theils muss man billig den gemeinfasslichen Apologeten, den *Justin* hier machen wollte, von dem philosophischen Dogmatiker, den er kaum im Vorbeygehen zeigen wollte, unterscheiden. Jene Person hat er doch nicht übel vorgestellt; es mangelt auch seiner Schrift bey allen Wiederholungen und andern Fehlern, doch nicht an Plan und Ordnung; und wir möchten sie also nicht mit dem Vf. zu den schlechtesten rechnen, die wir von den Kirchenvätern haben. (S. 98.) Aber seinem Abrisse des darin enthaltenen Lehrbegriffs können wir fast durchgehends unsern Beyfall nicht versagen. Nur bey dem merkwürdigsten Theil desselben müssen wir etwas stehen bleiben. Der Vf. behauptet nämlich, (S. 105. fg.) wie bereits in seiner Abhandlung (*Diss. in qua Justini M. Apologia I. sub examen vocatur, Jenae*, 1795.) *Justinus* habe den Λογος und den heil. Geist für ein Subject gehalten; man finde bey ihm nicht die geringste Spur von der spätern Dreyeinigkeitslehre; und besonders sey die Stelle (*Apol.* 1, *c.* 33. *p.* 64 *ed. Bened.*) το πνευμα και την δυναμιν, την παρα τȣ θεȣ, ὀυδεν ἀλλο νοησαι θεμις, ἡ τον λογον, ὁς και πρωτοτοκος τῳ θεῳ ἐςι, entscheidend. Er musste sich freylich selbst den Einwurf machen, (S. 115.) dass doch *Justinus* in andern Stellen ausdrücklich von der Verehrung des Vaters, *Jesu Christi*, und des prophetischen Geistes rede, findet aber zwey Auswege, auf welchen eine Vereinigung dieser widersprechendscheinenden Aeusserungen möglich sey; wovon ihm folgende die wahrscheinlichste dünkt, wenn gleich nicht völlige Befriedigung giebt. Justinus rede unter beiden Namen, *J. Christus* und *prophetischer Geist* nur von Einen Subjecte; aber als J. Christus würde der *Logos* verehrt, in so fern er in *Jesu* war, und durch *Jesum* lehrte, als prophetischer Geist in so fern er durch Propheten und Apostel die Welt erleuchtete; (denn allerdings unterscheidet *Just.* den prophetischen Geist oft genug von *Christo*;) es sey also ohngefähr der *Sabellianische* Lehrbegrif. Hr. L. besorgt selbst (S. 118.), dass diese Vereinigung manchen zu gekünstelt vorkommen dürfte; vielleicht muss man es aber um den anscheinenden Widerspruch zu heben, gerade umgekehrt anfangen. Der *Stellen in* denen *Just. Christus* und den *prophetischen Geist* unterscheidet, sind so viele und so klare, dass die einzige, welche diesen Unterschied aufzuheben scheint, wohl einer andern Erklärung fähig seyn muss. Und da ist denn dieses die natürlichste, dass J. bloss in der Stelle Luc. 1, 30 die er eben anführt, den *heil. Geist*, durch den *Maria* empfangen sollte, für das *Wort* oder den *Erstgebohrnen* selbst zu halten, berechtigt zu seyn glaubte. Die biblische Vieldeutigkeit des Wortes Geist kann ihn entschuldigen. Er ist in unsern Augen ein Subordinatianer der Trinitätslehre, dessen ersten Versuch dieser Art man aber nicht zu strenge beurtheilen darf. — Von dem bekannten, für die Dogmengeschichte nicht unbeträchtlichen *Fragmente Justins über die Auferstehung der Todten*, wo auch Lehrsätze Griechischer Philosophen verglichen werden, hat der Vf. keinen Gebrauch gemacht. Hingegen sucht er durch mehrere innere aus *dem Gespräche mit dem Tryphon* gezogene Gründe darzuthun, dass kein ehemahliger Heide noch viel weniger *Justin der Märtyrer*, Verfasser dieses Buchs seyn könne; sondern dass ein Judenchrist es geschrieben haben müsse. (S. 137 — 189) Schon die Gewandheit im Denken und im Vortrage sey darinne ganz verschieden von der in den Apologien herrschenden Mittelmässigkeit und Verwirrung; ausserdem verrathe auch der Vf. des Dialogs Kenntnisse der jüdischen Theologie, die man *Justin dem Märt.* nicht zutrauen könne; ja er behaupte darinne Grundsätze, welche häufig den in den Apologien vorkommenden, gerade entgegen-

fetzt wären, wie er z. B. in dem Gespräche alle heidnische Philosophen verwerfe, und blofs die jüdischen Propheten als wahre Weise gelten lasse; auch von den Kräften der menschlichen Vernunft in Erforschung der Wahrheit geringschätzig denke; Gründe die beym ersten Anblicke nicht unbedeutend, aber reiflich erwogen, doch nicht entscheidend sind. Denn aufserdem dafs dieses wahrscheinlich nicht wirklich gehaltene, fondern in *Platons* Manier nachgeahmte Gespräch einen ganz andern Ton erfoderte, als eine demüthige Schutzschrift an den Landesherrn, zeigt selbst der vorhergedachte fragmentarische Auffatz *Justins*, dafs ihm zusammenhängendes Denken so gar fremd nicht gewesen ist. Wie viel Kenntnifs jüdischer Theologie ihm zugetraut werden dürfe, läfst sich jetzt gar nicht bestimmen; im Gespräche selbst kommen schlechte Proben Hebräischer Sprachkenntniss vor. Dafs er gegen einen Juden die heidnischen Philosophen nicht präconisirt, um das Christenthum zu vertheidigen, war sehr natürlich. Hr. *L.* schreibt zwar, er habe sich selbst einen Juden genannt; aber in der angeführten Stelle spricht augenscheinlich *Tryphon.* (p. 102. *ed. Bened.*) Gegen die äufsern Gründe, welche nach des Vf. Geständnifs (S. 143) alle für die Aechtheit des Dialogs sind, stellt er zwey denkbare Fälle auf, in denen derselbe doch nicht vom *Justin* seyn könnte; die er aber selbst nur möglich findet. Sorgfältig ist der Lehrbegriff des Buchs abgeschildert; wenn aber jüdische oder alttestamentliche Ideen und Bilder in demselben zum Beweise beygebracht werden, dafs sie von einem Juden herrühren; so läfst sich wohl nicht mehr darthun, als dafs es ein den Juden sich nähernder Christ gewesen sey. *Athenagoras* wird mit Recht der erste eigentliche christliche Philosoph genannt, der auch platonische Philosophie mit dem Christenthum vereinigt; wenigstens übertrifft er die ersten Versuche dieser Art beym *Justinus* merklich. Weil hier die beste Gelegenheit war, die neuere Meynung von dem platonischen Ursprunge der kirchlichen Dreyeinigkeitslehre zu beurtheilen: so thut dies der Vf. besonders auch in Rücksicht auf die darüber von Hn. D. *Keil* herausgegebene Schrift. Seiner Meynung nach, ist die Lehre vom λογος als θεος aus der jüdischen Theologie; aber die Lehre vom λογος als einem Theil der höchsten Gottheit selbst, aus der platonischen Philosophie entsprungen. Das wohl zusammenhängende Lehrsystem des *Athenagoras* ist (S. 204—222) im Abrisse dargestellt; der Vf. glaubt unter andern erwiesen zu haben, (S. 206—213), dafs derselbe zwar an Vater, Sohn und Geist geglaubt, sie auch gewissermafsen unterschieden; aber gar keinen Begriff von Personalität des Logos und des Pneuma gehabt, und sie als blofse Eigenschaften der Gottheit betrachtet habe.

Ungern übergehen wir, um nicht zu weitläufig zu werden, die Bemerkungen des Vf. über den *Tatianus*, *Theophilus von Antiochien*, (bey dem richtig gezeigt wird, dafs seine Τριας noch gar nicht die kirchliche Dreyeinigkeit sey,) und *Irenäus*. Den scharfsinnigen Forscher und freymüthigen Schriftsteller, ohne Declamation und Hypothesensucht, haben wir überall angetroffen. Die Fortsetzung des Buchs soll uns daher auch sehr willkommen seyn. Der Vf. gedenkt es bis auf *Augustinum* — vollkommen das rechte Ziel, wenn noch *Cyrillus von Alexandrien* ihm zur Seite gestellt wird, — in vier bis fünf mäfsigen Octavbänden zu vollenden. Eine Erleichterung dieses wünschenswerthen gedrängtern Umfangs wird es ohne Zweifel seyn, wenn Hr. *L.* künftig von den Originalstellen der Kirchenväter nur diejenigen in die Anmerkungen einrückt, welche entweder besonders wichtig sind; oder mit deren Ueberfetzung man die Urschrift nothwendig vergleichen mufs.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Leipzig, b. Barth: *Christliche Religionsgefänge für Bürgerschulen.* Zunächst für die Freyschule in Leipzig. Neue vermehrte Auflage. 1795. 444 S. 8. (8 gr.)

Wenn schon die so schnell auf einander erfolgten Ausgaben dieses Buchs, welches im Jahr 1792. unter dem Titel: *Sammlung einiger Lieder für die Freyschule in Leipzig*, und im Jahr 1793. mit obigem Titel erschien, für dasselbe eine gute Meynung erregen, so kann man sich bey Durchlesung desselben noch weniger enthalten, es unter allen bisher zum Vorschein gekommenen, für das beste seiner Art zu erklären. Denn bey Vergleichung einzelner Gesänge mit der Form, in welcher sie in andern Gesangbüchern erscheinen, hat wenigstens Rec., der die Schwierigkeiten der Verbesserung alter Lieder und einzelner Gedanken und Ausdrücke sehr gut kennt, seinen Beyfall allemal auf die Seite dieser Religionsgefänge neigen müssen. Man vergleiche nur das Lied Nr. 66. *Folgt mir! spricht Christus, unser Freund* etc. mit dem alten: *Mir nach, spricht Christus, unser Held* etc. oder Nr. 496. *Lass nur, o Christ, den Höchsten walten* etc. mit: *Wer nur den lieben Gott läfst walten* etc., und man wird sich nicht der Freude erwehren können, diese alten Lieder, in einem so schönen neuen Gewande, mit Beybehaltung des alten Geistes, auftreten zu sehen. Die Vf. haben daher ihren auf dem Titel angezeigten Endzweck, den sie auch in der Vorrede deutlicher angegeben haben, auf eine sehr rühmliche Weise erreicht, und denselben in jeder neuen Auflage immer noch mehr zu vervollkommnen gesucht. Dies kann man aus einer Vergleichung des nämlichen Lieds Nr. 66. mit Nr. 54. der zweiten Ausgabe sehen. Ein nicht geringer Beweis, dafs die Herausg. diesen Gesängen immer mehr Vervollkommnung zu geben suchen, ist auch die Vermehrung derselben, so dafs die erste Ausgabe 118, die zweyte 387, die dritte aber 545 enthält, wozu besonders die Hinzufügung neuer und mitunter in andern Gesangbüchern vergeblich gesuchten Rubriken viel beygetragen hat. So sind die Rubriken: *Werth der Religion: Aufklärung des Verstandes: Schätzung der Würde andrer: Bescheidenheit und Gefälligkeit: Pflichten gegen das Alter:*

Demuth: *Umgang mit guten Menschen: Einsamkeit: bei dem Abgange eines Lehrers: am Geburtsfeste eines Lehrers: bey dem Freudenfeste eines Schulfreundes* ganz neu hinzugekommen, und zeigen, was für eine Moral man hier zu suchen habe. Wir können daher diese Sammlung christlicher Religionsgesänge einem jeden, dem es um wahre Erbauung zu thun ist, und besonders Schulmännern, welche die Religion nicht bloss als Sache des Gedächtnisses, sondern als Angelegenheit des Herzens und Verstandes ansehen, nicht genugsam anempfehlen, da besonders letztere nicht leicht eine dogmatische oder moralische Lehre abhandeln können, worauf sie nicht in diesem Buche einen passenden Gesang finden sollten, der, wenn er deutlich erklärt wird, den Schülern ein vortreffliches Mittel werden muss, das von dem Lehrer Gesagte anzuketten und festzuhalten. Ausserdem aber, dass diese Lieder eine sehr reine Moral, und von scholastischen Spitzfindigkeiten gereinigte Glaubenslehre enthalten, zeichnen sie sich besonders von Seite der Einheit ihres Inhalts aus, welches den Vf. bey Abänderung alter Gesänge, in denen dieses nothwendige Erfordernifs eines guten Gesanges meistentheils vernachlässigt ist, viel Mühe gemacht haben muss, und ihnen daher nicht zum Vorwurfe der Verstümmelung, die bey einem solchen Endzwecke Verbesserung genannt zu werden verdient, sondern zum verdienten Lobe angerechnet werden muss. Bey so vielen Vorzügen wäre es unbillig, mit den Vf. wegen einiger wenigen und kleinen Härten im Sylbenmasse, oder auch darüber zu rechten, dass sie ihrem Grundsatze in der Vorrede: „es muss der Gesang so beschaffen seyn, dass jeder, der nur einen mässigen Grad der Ausbildung hat, Antheil daran nehmen könne," nicht überall scheinen treu geblieben zu seyn, da manche Gesänge von ziemlich erhabner Poesie, und höhere philosophische Gedanken darin anzutreffen sind. Letzteres läfst sich vielleicht durch Localumstände entschuldigen, in denen die Vf. einen Grad der Ausbildung für mäsig ansehen konnten, der auf andern Schulen, leider noch, ein sehr hoher ist.

Leipzig, b. Barth: *Schulgebete zum Gebrauch für Bürgerschulen.* Zunächst für die Freyschule in Leipzig. 1795. 68 S. 8.

Diese Gebete, welche bey der zweyten Ausgabe des Freyschulengesangbuchs als Anhang befindlich waren, sind, da die letzte Ausgabe desselben ziemlich stark geworden ist, hier besonders gedruckt. Sie zeichnen sich ebenfalls durch die würdigsten Vorstellungen von Gott, und durch eine Sprache aus, die dem Ideenkreise, den Bedürfnissen und Empfindungen des jugendlichen Alters angemessen ist, und werden daher, besonders da auf verschiedene Zeiten und Classen Rücksicht genommen ist, nicht ohne wesentlichen Nutzen, vor vielen andern Büchern dieser Art, in Schulen gebraucht werden.

KLEINE SCHRIFTEN.

Gottesgelahrtheit. *Nordhausen*, b. C. G. Gross: *Kurze Uebersicht der Glaubenslehren und Lebenspflichten für Bürger und Landleute* 1796. mit Vorrede u. Inhaltsverzeichnisse 10 B. in 8. (8 gr.) Wenn dieses Werkchen Käufer oder wohl gar Leser findet, so kann es mit unserer jetzigen Aufklärung unmöglich so weit gekommen seyn, als der Vf. (der sich unter der Vorrede Eh. C. Cl. Cr. unterzeichnet) eben in dieser Vorrede beklaget. Was die Religion Jesu betreffe, meynt er, so könne die Aufklärung unseres Zeitalters mit Recht eine Verblendung heissen. Denn die heilige Schrift, die sich von den ältesten Zeiten her als ein von Gott *geoffenbartes Buch* bewiesen habe, sey den grosen Weissen unseres Jahrhunderts ein Stein des Anstoses und ein Fels der Aergerniss; man mache sie, man mache die göttliche Offenbarung verdächtig, ja man trachte diese ganz auszurotten — und warum? freylich nur weil die Vorschriften der von Gott geoffenbarten Religion nicht nach dem Geschmacke der verderbten Menschen seyen, nicht mit ihren Fleisch und Blute, nicht mit ihren lasterhaften Thaten übereinstimmen. — Zur Bewahrung vor diesem Verderbniss des Zeitalters hat also der Vf. diese kurze Uebersicht u. s. w. geschrieben! Wie gut er seine Zeit kennen mag, dass er ihr mit einem so ärmlichen Auszuge aus irgend einem alten Compendio der Dogmatik und Sittenlehre zu Hülfe zu kommen sucht! Denn wer eines derselben kennt, wo richtige Auslegung der Schriftstellen, Geschichtskenntniss, Bestimmtheit der Begriffe u. s. w. überall mangelt, der weiss, was er hier zu erwarten hat. In vielen Stücken übertrifft aber unser Vf. die meisten. Bey ihm liesst man unter den Glaubensätzen folgende: Die ganze Schrift hat die Gerechtigkeit durch den Glauben an Jesum Christum zu ihrer Hauptabsicht (S. 9.) Das Wort Gottes hat eine beständige, *übernatürliche*, göttliche Kraft, es mag mündlich oder schriftlich verkündigt werden, und diese Kraft wirkt alles, was der Mensch zu seiner Seligkeit bedarf. (S. 11.) Es geschahe im A. T. keine Vergebung der Sünde ohne Blutvergiessen; *wie viel weniger im N. T.* (S. 30.) Bey ihm findet man Erklärungen von dieser Art: Die Heiligkeit Gottes ist nichts anders, als ein *beständiges Bestreben* nach seiner besten Einsicht u. s. w. zu handeln. (S. 15.) Die Gerechtigkeit Gottes ist ein unveränderlicher Vorsatz seines Willens *alles weislich zu beherrschen* (Ebend.) Aufrichtigkeit in Worten besteht darin: dass man alles dasjenige gerade herausredet, was der andre wissen muss oder wissen kann, *ohne meinen, seinen und andrer Schaden* (S. 104.) Nach dem Vf. ist es die erste Pflicht der Eheleute: Sie *müssen* Kinder zeugen, nach der Verordnung Gottes: seyd fruchtbar u. s. f. — Wie doch ein solcher Schriftsteller glauben kann für die Bedürfnisse unsrer Tage zu schreiben!

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 31. May 1797.

MATHEMATIK.

Augsburg, b. Doll: *Anfangsgründe der Rechnungskunst* zum Gebrauch der deutschen Schulen. Von F. A. Nömer Director der deutschen Schulen in Dillingen. 1796. 142 S. 8.

Das Werkchen ist in drey Abschnitte abgetheilt. In dem ersten werden die Lehren vom Addiren, Subtrahiren, Multipliciren und Dividiren mit ganzen Zahlen vorgetragen. Der Vf. vermeidet aber diese Ausdrücke, und wählt dafür deutsche Benennungen. Gegen einige derselben ist nichts einzuwenden; aber für *multipliciren* läfst sich einmal nicht *vermehren*, noch für Multiplicand die *Vermehrungs-Zahl* setzen. Die vorzüglichsten Mathematiker haben schon seit 10 und mehr Jahren öfters und nachdrücklich vor dieser falschen Ueberfetzung gewarnt. Das *Vielfache* einer Zahl nehmen heisst doch in der That viel mehr, als *sie nur vermehren*; und die Zahl, die das Multiplum *bestimmt*, den Multiplicator, kann man doch ein für allemal nicht blos den *Vermehrer* nennen. S. 38 wird unrichtig angegeben, die Zahl, welche in Subtraction vermindert wird, heisse der Subtrahend, und die man abzieht, der Subtractor. Die erstere ist vielmehr der *Minuend* und die letztere der *Subtrahend*. Findet sich ja in einigen Rechenbüchern das Gegentheil, so hätte der Vf. diesen Fehler rügen, oder gar nicht anführen sollen.

Die Lehre über die 4 Species selbst trägt Hr. N. fasslich genug vor, und sein Talent, die Operationen deutlich vorzuschreiben, ist nicht zu verkennen. Der IIte Abschnitt beschäftigt sich mit Zahlen von ungleicher Art oder ungleichem Werthe. Die Vorstellungsart ist nicht recht philosophisch, und die Beyspiele, welche hier beygebracht werden, gehören unter die Lehre von Verhältnissen und Proportionen. Aber dieser gedenkt der Vf. gar nicht: nicht einmal im IIIten Abschnitt, wo er die Regel de Tri docirt. Auch nicht auf einem Blatt wird nur bemerkt, dass dieser Rechnungsart immer zwo Verhältnisse zum Grunde liege, deren Vergleichung nöthig sey, und dass die Glieder dieser Verhältnisse *gleichartiges* enthalten müssen. Der Satz, durch welchen nach dem 4ten gefragt wird, meynt er, müsse *allezeit* die 3te Stelle einnehmen; als ob dieser Satz nicht das zweite Glied der ersten Verhältniss wäre, und also natürlich unmittelbar neben dieses gehörte! In der Note giebt der Vf. zwar zu erkennen, dass es auch noch eine andre *Satz-Ordnung* gebe, als die des alten Schlendrians, die er lehrt; es scheint ihm aber, die seinige sey *ordentlicher*; und mit diesem Videtur ist die ganze Untersuchung zu Ende. Wenn aber nun der angehende Arithmetiker nach dem *Grunde* der Vorschrift fragt? was will der Vf. ihm antworten? — Er zeigt doch sonst gute Einsichten, und den Willen, Kindern deutliche Begriffe beyzubringen; wird daher sich nicht unter die Lehrer gerne rechnen lassen, welchen es eben recht ist, wenn die Kinder nicht nach Gründen fragen, sondern blos Praecepta *befolgen*. — Es ist doch so natürlich, als irgend etwas in der Welt, dass der Jüngling, der 2 Glieder multiplicirt, und darauf deren Produkt durch das erste dividirt, die Erklärung fodre; warum ist das 4te Glied, das dadurch herauskommt, das rechte? warum ist dieser Quotient die befriedigende Zahl? ... Die Antwort hierauf läfst sich gar nicht genügend geben, ohne dass man von der Vergleichung zweyer Verhältnisse spreche. — Die Vorschriften über die *verkehrte* Regel de Tri würden viel fasslicher und richtiger ausgefallen seyn, wenn der Vf. sein Absehen darauf gerichtet hätte, darzuthun, *wie* man bey den hier einschlagenden Problemen allemal eine Gleichung zweyer Produkte sich denken, und diese gehörig formiren müsse, wie $4.4 = 2.8$; und $4.12 = 6.8$, bei den zwey ersten Beyspielen im Buch. Anstatt der anfangs noch unbekannten Zahl (hier 8) wäre ein willkührliches Zeichen einzusetzen, und darauf die Auflösung der 2 gleichen Produkte in 4 Glieder vorzunehmen. — Diese Operation ist sehr einfach und leicht. — — Zum Schluss fügt der Vf. noch etwas weniges von Gesellschaftsrechnungen bey. Des Reesischen Kettensatzes wird gar nicht gedacht, noch erfährt der Anfänger etwas von den Vortheilen der Decimal-Rechnung; noch von der Existenz der einfachsten Buchstabenrechnung. — Eine solche Beschränkung geht allzuweit!

Stendal, b. Franzen u. Grosse: *Anweisung zur Rechenkunst, nebst einigen sinnreichen Aufgaben.* 1792. 320 S. 8. (8 gr.)

Der Vf. hat sich blos auf diejenigen Rechnungen eingeschränkt, welche im gemeinen Leben nicht wohl entbehrt werden können. Sein Buch sollte sich vor andern, die für jenes Bedürfniss bereits gesorgt hatten, durch Deutlichkeit im Vortrage, besonders bey Anwendung der gegebnen Regeln; durch einleuchtende passende Beyspiele mit Anwendungen und durch allerley gezeigte Kunstgriffe, gewisse Arten von Berechnungen weit kürzer zu machen, als man sonst wohl zu thun gewohnt sey, vornemlich auszeichnen. Rec. hat

hat sich nicht überzeugen können, dass der Vf. in seinem Buche dieses so geleistet habe, wie man es nach solchen Aeusserungen zu erwarten hätte. Zwar hat er verständlich und richtig geschrieben, allein wahre scientifische Methode beym Vortrage hat er nicht gebraucht, vielleicht auch nicht gekannt. Seine Manier ist im Ganzen völlig die Pescheckische, das heisst, er giebt kurze Beschreibungen von den Rechnungsarten, macht eine Menge Unterabtheilungen, giebt Rechnungsregeln für jede einzelne, erläutert sie durch zahlreiche ganz umständlich ausgearbeitete Exempel und setzt am Ende noch eine Anzahl derselben unberechnet, aber mit dem Facit, zur Uebung hin. Die Anwendungen, wovon er spricht, bestehn in nichts weiter, als dass er ebenfalls wie Pescheck, die Exempel so fingirt, dass die Zahlen mit Nahmen aus dieser oder jener Kunst, Lebensart u. s. w. benennt sind. Im Anfange ist er besonders so ermüdend weitläuftig und so überlästig deutlich, dass er z. B. mit der Numeration erst S. 27 fertig wird. Abgehandelt sind die Rechnungsarten mit unbenannten und benannten Zahlen, worauf die Regel de tri, nach den sogenannten 3 Hauptpunkten, in Multiplications- Divisions- und Proportionsexempeln folgt. Weitere Ausführungen derselben z. B. bey der Gesellschaftsrechnung, oder wo zusammengesetzte Verhältnisse gebraucht werden, finden sich hier nicht. Nach derselben wird erstlich die Lehre von Brüchen abgehandelt und dann wieder eine Regel de tri mit Brüchen gelehrt. In einem Anhange finden wir eine Sammlung von bekannten Rechnungskunststücken, z. B. Summen aufzuschreiben, ehe man noch die Posten gesehen hat die ein andrer dazu dictiren will; Geld im Beutel auszurechnen; magische Quadrate zu verfertigen, die Aufgabe von Messer, Gabel und Ring u. dergl. nebst den nöthigen Auflösungen, aber ohne alle Entwickelung der Gründe, auf welchen diese Auflösungen beruhen.

Frankfurt und Leipzig: *Beytrag zur Civilbaukunst, worin die Stärke des Holzes und Eisens,* nach gemachten Versuchen erläutert wird, *von Aufbauung der Ufermauern und Wasserbehälter,* nebst einer vollständigen Abhandlung *vom Bauen ohne Holz* für jene Gegenden, wo der Gips gut ist. 1796. 216 S. 8. (16 gr.)

Ein neu aufgewärmter Titel von *J. N. Arnou'ds Sr. Churfürstl. Durchl. zu Cöln, wie auch Sr. Churf. Durchl. zu Pfalzbayern verordneten Geometers und Baumeisters, Beyträgen zur Civilbaukunst aus eigenen Erfahrungen gesammlet und mit Zusätzen versehn* Cölln am Rhein. 1791. Das Buch ist ganz unverändert geblieben, der alte Titel herausgeschnitten, und auf einem Octavblatte, mit dem neuen vertauscht worden.

SCHÖNE KÜNSTE.

Prag, b. Diesbach: *Moritz und Henriette,* eine wahre Geschichte von *Joseph Kottnauer.* 1796. 170 S. 8.

Dieser, ganz kleine, Roman (denn, wenn man die kleinen Seiten und den äusserst weitläuftigen Druck in Anschlag bringt, so betragen diese eilf Bogen kaum fünfe von der gewöhnlichen Art) enthält in der Kürze (der Held wird selbst erzählend eingeführt) so viel romantische Ereignisse, Todesfälle, Verfolgungen, Bedrückungen, Gewaltthätigkeiten, Entführungen, dass bey einer andern Form der Erzählung, der Stoff zu ein paar Bänden hingereicht hätte. Allein, weder die Charakterisirung der beiden Liebenden, noch die Darstellung ihrer Liebe interessirt den Leser in einem solchen Grade, dass durch alle jene Vorfälle Theilnahme oder Neugierde erregt würde. Der Ton der Erzählung hat ungemein viel narkotisches.

Berlin, b. Vieweg d. ält.: *Gemählde aus dem häuslichen Leben und Erzählungen,* von *Gotthelf Wilhelm Christoph Starke.* Dritte Sammlung. 1796. 302 S. 8.

Dass der Vf. ein eignes Talent für Schilderungen habe, ist aus seinen vielen gedruckten Aufsätzen schon hinlänglich bekannt. Durch den Fleiss und die Sorgfalt, die er auf Sprache und Ausdruck verwendet, erhebt er sich über die gemeinen Schriftsteller unsers Zeitalters; durch die sanfte Lebenswärme, die seine für häusliches Glück und stille Zufriedenheit so rein gestimmte Seele in alle seine Schriften haucht, erweckt er sich überall theilnehmende Leser, und durch das gute moralische Gefühl, welches sich weder in strenge Predigten ergiesst, noch den Ton einer verschrobnen Empfindsamkeit annimmt, macht er sich den Herzen ehrwürdig, die er durch Reiz und Anmuth zu gewinnen wusste. Auch in dem vorliegenden Theile der häuslichen Gemählde, die keiner neuen Anpreisung bedürfen, da Rec. in einem entlegenen Theile von Deutschland Zeuge davon ist, mit welcher Begierde sie gelesen werden, hat der Vf. seinem Publicum viel angenehme und lehrreiche Schilderungen mitgetheilt, welche den Aufsätzen in den beiden vorhergehenden Theilen seiner Gemählde keinesweges nachstehen, wofern sie dieselben nicht durch eine sorgfältigere Politur noch übertreffen. Einige darunter würde Rec. als ganz vorzüglich wohlgerathne Cabinetstücke auszeichnen, wenn er es nicht für zuträglicher hielte, den Geschmack der Leser hierüber allein entscheiden zu lassen. Andre Stücke dagegen haben dem Rec. weniger gefallen und hierunter rechnet er vor allen andern das komisch - satyrische Gemählde des jungen Schriftstellers. Der Vf. ist viel zu gutmüthig, als dass er sich im Felde der komischen Satyre auf seinem rechten Platze finden sollte. Auch schien ihm *der böse Schein* etwas unnatürliches und gesuchtes zu haben; wenigstens veranlasste er beym Rec. den Wunsch, dass der Vf. lieber an andern Beyspielen zeigen möchte, wie es so leicht nicht im gemeinen Leben vorkommen werde, dass ein rechtschaffner Mann ausrufen müsste: der Schein war gegen mich; aber mein Herz war schuldlos; wofern er es nur nicht für überflüssig halten will, die goldne Regel zu beobachten: Meide auch den bösen Schein. Gesetzt aber auch, es wäre unmöglich, ihn in allen Fällen zu vermeiden, so muss doch der Zusammenhang

ganzen Betragens eine Brustwehr ausmachen, die unsern guten Namen gegen alle Verläumdungen hinlänglich in Sicherheit stellt. Ein Schriftsteller von so mächtigen Einflusse auf die Moralität der Menschen, wie *St.* wird es uns verzeihn, wenn wir ihn bitten, alle seine Kräfte zu verwenden, um die Menschen in tugendhaften Gesinnungen immer mehr zu befestigen und ihnen die Muthlosigkeit zu nehmen, welche so leicht aus dem Gedanken entstehen kann, als ob es sich nicht der Mühe verlohne, strenge Tugend auszuüben, weil man bey aller Vorsicht dem Verdachte eines fehlerhaften Betragens doch nicht ausweichen könne.

Leipzig, b. Göschen: *Der Vormund*, ein Schauspiel in fünf Aufzügen von *Aug. Wilh. Iffland*, 1795. 246 S. 8.

Ebend. *Die Reise nach der Stadt*, ein Lustspiel in fünf Aufzügen von *A. W. Iffland*, 1795. 284 S. 8.

Vormünder sind genug auf der Bühne dargestellt worden, aber doch meistens von der komischen, oder gar von der eigennützigen und niederträchtigen Gattung. *Fagan* schildert in der *Pupille* mehr die Mündel, als den Vormund; in *Gellerts* zärtlichen Schwestern ist der Vormund nur Episode, und *Martini's* Schauspiel unter diesem Titel ist gar zu matt. Einen gewissenhaften, edeldenkenden und fein fühlenden Vormund kraftvoll zu zeichnen, war Hrn. *Iffland vorbehalten*, und er hat es mit aller der Energie *gethan*, womit er in vielen seiner Schauspiele würdige Charaktere den Herzen der Leser werth zu machen weiss. Sobald hier der Vormund überzeugt ist, dass seine Mündel ihn liebt, macht er ihr nicht allein selbst (so sehr er ihre Liebe zu schätzen weiss) die bündigsten Gegenvorstellungen über die Ungleichheit des Alters, sondern ruht auch nicht eher, als bis er sie mit einem braven Jüngling verbunden hat. Ob er gleich nie über seine Mündel tyrannisirt, so dringt er doch auf Eingezogenheit und Enthaltung von Modesucht und Ueppigkeit; doch sind auch dann seine Befehle immer mit vernünftigen Gründen unterstützt. So trocken er scheint, so gefühlvoll ist er: so zurückhaltend er aus Vorsatz ist, so feurig kann er werden; aber auch dann bleibt seine Sprache edel. Ein störrisches und scheues Aeusserliche hat er durch viele empfindliche Kränkungen, die ihm widerfahren sind, bekommen; er bleibt aber dabey ein warmer Menschenfreund nicht bloss in Worten, sondern auch in seinen Thaten: kurz, er gehört zu den *bourrus bien faisans*. Wenn er S. 176 bey ungerechten Beschuldigungen nicht auffährt, sondern in Ohnmacht fällt, so macht diess zwar seinem Herzen Ehre; aber für einen Mann, der doch sonst seine Leidenschaften so sehr in der Gewalt, und der ein so gutes Gewissen hat, ist es doch zu unmännlich. Die *Pupille* von *Fagan* ist auch eine Mündel, die ihren Vormund liebt; aber das französische Stück dreht sich blos um die Verlegenheit, ihm zu gestehn, und um die Missverständnisse, die daraus erwachsen. Die Mündel des Hrn. *Iffland* ist ein, eben aus dem Kloster genommenes, Mädchen, das von der Liebe überrascht werden, sondern ein feiner edler Charakter; das Gefühl der Dankbarkeit geht bey ihr in Liebe über; offen, natürlich, rührend ist S. 75 das Geständniss ihrer Liebe. Wirklich überrascht es den Leser, dass sie sich am Ende doch bereden lässt, von der Hand ihres geliebten Vormunds einen andern anzunehmen; zwar ist dieser ihrer allerdings würdig, zwar hat er alles gethan, des Vormunds Ehre zu retten; aber der Vormund verdiente doch den Preis. *La Pupille* von *Fagan* hat nur einen Aufzug, hier sind fünf Akte, und dennoch reich an schönen Situationen. Die Beschuldigungen boshafter Verwandten gegen den edlen Vormund, die Bewerbungen zweier Liebhaber um die Mündel, und die Bemühungen ihrer Väter, sie ihnen zu verschaffen, machen, dass es nie an Handlung fehlt; die rasch spielenden Scenen reissen den Leser mit sich fort, selbst da, wo die, gegen den Vormund verhängte, Untersuchung einige Zeit erfodert, bis die Handlung wieder fortrücken kann. Die zwei humoristischen Charaktere, der biedre Obrist, und der tückische Kammerrath sind zwar von der Art, wie deren schon viele in des Vf. Schauspielen da waren; doch hat er auch durch neue Züge ihnen hier Interesse zu geben gewusst. Kürze, Lebhaftigkeit und Nachdruck sind bekannte Vorzüge in dem Dialog des Vfs.; in diesem Stück aber kommen vornehmlich viel kurze Schlagreden vor, die bey aller ihrer Kürze grosse Gedanken enthalten. Wenn es S. 11 und 13 heisst: „Es nehmen sich Leute *um uns* an," so wäre *unsrer* sprachrichtiger. Nur ein einzigmal haben wir eine für den Dialog zu schwere Construction gefunden, nämlich S. 19: „Ihren schönen Mund auf seiner grämlichen „Stirne, ist der Polizeymeister wieder aufgewacht!"

Die *Reise nach der Stadt* hat weniger Handlung, und ist mehr Sittengemählde, als der *Vormund*. Die Frau eines gutmüthigen Pachters schmeichelt und presst ihrem Mann die Einwilligung ab, dass die ganze Familie eine Reise in die Stadt zu ihrem Schwager, einen Hofrath, unternimmt, wo sie ihre Tochter und ihre beiden Söhne nicht allein mit den Stadtsitten bekannt zu machen, sondern auch wohl der Tochter einen städtischen Mann, und wenigstens doch einem Sohne Lust zum Stadtleben einzuflössen hofft. Die Art, wie der Pachter zu der Reise überredet wird, der Kontrast der ländlichen Einfalt mit der städtischen Verdorbenheit, die Nachstellungen nach dem Gelde der Landleute veranlassen mehrere schöne Gemälde, bis endlich der Pachter zornig wird, und schnell zurück geht, ja, ohne seine Frau, die trotzend zurückbleibt, abreist; doch besinnt sich diese bald eines bessern, und folgt ihm nach. Die beiden Auftritte, wo man den nachgekommenen Geliebten des Landmädchens, einen Sohn eines Schulmeisters, von der Untreue seiner Schöne bereden will, und die Erzählung von dem Pharaospiel, wozu man die Kinder des Pachters verleitet, sind ein wenig zu lang. Der letzte Aufzug ist im Ganzen zu leer; doch entschädigt die Versöhnungsscene zwischen dem Pachter und seiner Frau, eben so natürlich als rührend, für alles. Die

phlegmatische Gelassenheit des Pachters, die mit Ueppigkeit verknüpfte Armuth, die Falschheit, und der persiflirende Ton des Hofraths sind meisterhaft gezeichnet, die andern Charaktere aber minder wichtig. — *Einen Konto* für *ein Konto*, das oft in diesem Stücke vorkommt, ist provinciell.

KLEINE SCHRIFTEN.

Physik. *Prag*, ohne Anzeige des Verlegers: *Vindiciae Phlogisti conscriptae a Joh. Bapt. Job. Zauschner*, A. A. L. L. Philosoph. et Medic. Doct. Histor. Natur. Special. P. P. O. cet. 1794. 74 S. 8. (6 gr.) Die Erfahrungen, welche das Daseyn eines brennbaren Grundstoffes in der Natur zu erweisen scheinen, sind schon von mehrern Chemisten mit Sorgfalt gesammlet und zur Bestätigung der Meynungen, die *Becher*, *Stahl* und andere Naturforscher vertheidigt haben, benutzt worden; indessen haben, wie man weis, jene Scheidekünstler den Zweck, den sie durch ihre Arbeiten zu erreichen sich vorgesetzt hatten, nicht so vollkommen, als sie wünschten, erreicht; der Vf. der vor uns liegenden Abhandlung, hat es sich daher zur Pflicht gemacht, diesen Gegenstand aufs neue zu bearbeiten, und die in unsern Zeiten so sehr bestrittene Lehre vom Daseyn, den Eigenschaften, Wirkungen u. s. w. des Phlogistons gegen die Einwendungen der Herren *Lavoisier*, *Morveau*, *Fourcroy*, *Girtanner* und anderer Schriftsteller zu rechtfertigen. Er hat in dieser Rücksicht die Versuche, welche der Meynung des *Stahl* günstig sind, sowohl, als die, deren sich besonders *Lavoisier* zur Widerlegung derselben und zur Bestätigung seiner eignen Hypothese bedient hat, gegen einander gestellt und sie zugleich durch mehrere gute Bemerkungen erläutert. Er meynt, die Wärme, die man bey dem Verbrennen eines Körpers gewahr wird, und auch das mit derselben verbundene Licht, komme von dem verbrennlichen Körper selbst, und nicht von der ihn umgebenden Luft, her, denn ein Gemisch aus Schwefel und Kupfer oder einem andern Metalle entzünde sich auch ohne Zutritt der freyen Luft und gebe, wenn es zu brennen angefangen hat, Wärme- und Lichtmaterie von sich, auch erhalte man in jeder Gasart und im luftleeren Raume elektrische Funken u. s. w. indessen gesteht er ein, dass beym Verbrennen der entzündlichen Körper, so wie beym Verkalken der Metalle und bey andern Processen etwas Luft in die brennenden Körper u. s. w. übergehe, dass diese die Zunahme des Gewichts, die man gewahr wird, verursache, und überhaupt eine bedeutende Rolle bey solchen Operationen, bey welchen Phlogiston entweicht, spiele u. s. w. Die brennbare Luft hält H. Z. für eine Zusammensetzung aus Wasser und entzündlichem Wesen und er glaubt, dass dieses Urtheil durch einige von *Kirwan* und andere Chemisten angestellte Versuche vortrefflich bestätigt werde. Auch andere Erfahrungen, die *Priestley*, *Gren*, *Bergmann*, selbst *Lavoisier* und mehrere Antiphlogistiker gemacht haben, geben, meynt er, unwiderlegbare Beweise für das Daseyn eines brennbaren Grundwesens ab, und er hält sich für überzeugt, dass man, ohne einen solchen Stoff anzunehmen, viele Erscheinungen, die uns die Natur darbietet, oder die wir in unsern Laboratorien bemerken, entweder gar nicht, oder nur auf eine sehr unvollkommne Art zu erklären im Stande ist u. s. w. Wenn wir auch dem Vf. nicht überall Beyfall geben können, so müssen wir ihm doch die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, dass er die Gründe, die seiner Meynung günstig zu seyn scheinen, zur Vertheidigung derselben ganz gut zu benutzen gewusst hat.

Geschichte. Ohne Druckort: *Vindiciae D. Lutheri, hostilis in Principes animi civiliumque seditionum accusati, et autem vera laesorum per alios Principum iurium, turbataeque civilis tranquillitatis strenui vindicis.* 1796. 8 Bogen in 8. Die nächste Veranlassung zu dieser erneuerten Schutzschrift waren die bey Gelegenheit der französischen Revolution gegen *Luthern* und die Protestanten überhaupt wiederholten Vorwürfe, dass ihre Lehrsätze den Rechten und der Macht der Fürsten gefährlich wären. Auch *Pius* VI. hat sie in seiner *Ludwig* XVI. gehaltenen (wiewohl, müssen wir hinzusetzen, wahrscheinlich untergeschobenen) Leichenrede anzubringen, vor gut befunden; und da der Vf. dieser Schrift des Nachdrucks jener Rede zu Waizen, in Ungarn im J. 1793. gedenkt, auch einige Erläuterungen aus der Ungrischen Kirchengeschichte beybringt: so hat er wahrscheinlich zur Belehrung der röm. Katholischen in diesem Reiche geschrieben — so weit sich nämlich der dortige Clerus belehren lassen will. Er hat sich allerdings beflissen, solches möglichst ordentlich, deutlich und vollständig zu thun. Nachdem er die Beschuldigung selbst in ihrer Stärke vorgetragen hat, öffnet er folgende Quellen, aus welchen sie geflossen ist: Der unversöhnliche Hass des römischen Clerus gegen *Luthern*; der vernachlässigte Unterschied zwischen der Hierarchie und der weltlichen Obrigkeit; *Luthers hitzige Gemüthsart* und ungestümer Ausdruck; die *von ihm einigen* Fürsten bitter vorgeworfenen Fehler und Ausschweifungen: aus dem Zusammenhange gerissene und aufs schlimmste erklärte Stellen seiner Schriften; endlich der Bauernkrieg. Seine Rechtfertigung gegen die gedachten Vorwürfe hat er aus dem Stillschweigen gleichzeitiger Staatsschriften und Urkunden über dieselben; aus den öffentlichen Bekenntnisschriften der Evang. Lutherischen Kirche; aus seinen besondern Schriften, aus der Gewogenheit der Fürsten gegen ihn; aus seinem nachdrücklichen Widerrathen einer bewaffneten Vertheidigung der Reformation; endlich aus seinem ganzen Charakter und Leben, gezogen. Um die Ueberzeugung zu vollenden, entwickelt der Vf. auch noch umständlich die Verdienste *Luthers* und der Reformation um die Fürsten, und um den Staat, selbst um R. Kathol. Fürsten und Länder, p. 70. sq. und stellt besonders p. 106—111. in einem Parallelismus die dem Staate höchst nachtheiligen päpstlichen, und desto vortheilhaftern protestantischen Grundsätze neben einander. Es hätte zwar noch einiges zur Verstärkung des Beweises hinzugefügt werden können; z. B. dass *Luther* bisweilen sogar in der empfohlnen Unterwürfigkeit gegen eine rechtmäsige Obrigkeit, im Einschärfen des leidenden Gehorsams der mächtigsten Reichsfürsten gegen den Kaiser, u. dgl. m. viel weiter gegangen ist, als Rechtslehrer von jeder Religion in unsern Zeiten zugeben dürften. Ueberhaupt aber hat er der Absicht seiner Schrift, nach ihrer Bestimmung, ein Genüge gethan. Er macht auch nicht durchgängig den Apologeten; sondern gesteht und entschuldigt Schwachheiten auf eine befriedigende Art.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 1. Junius 1797.

PAEDAGOGIK.

Rostock u. Leipzig, in d. Koppenschen Buchh.: *Ueber den Werth der Ehrbegierde, besonders in ihrer Anwendung auf Erziehung und Unterricht.* Ein Versuch, von *D. C. H. Holsten*, Prediger am Dom in Güstrow. 1793. 536 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Dass es jetzt, wie der Vf. dieses Buchs meynt, schon ziemlich allgemein geltender Grundsatz in der Pädagogik geworden sey: *Man müsse junge Leute hauptsächlich durch Ehrbegierde zu bilden suchen;* davon weiss Rec. freylich Nichts: wohl aber, dass es bey einer gewissen Gattung auf Ehre haltender Menschen herrschendes Vorurtheil ist. Indessen auch dieses zu bestreiten ist keine unnütze Mühe, und die Frage: *ob es wohl rathsam seyn dürfte, die Ehrbegierde bey der Jugend zu erregen oder zu unterhalten, um sich derselben als eines Sporns bey ihrem Unterrichte und bey ihrer Erziehung zu bedienen?* deren Untersuchung unsers Vfs. Hauptabsicht ist, betrifft immer einen für die praktische Erziehungslehre wichtigen Gegenstand. Hr. H. verneint diese Frage unbedingt und trägt die Ausführung seines Satzes in drey Abschnitten vor. 1) *Erläuterung der einschlagenden Begriffe,* als: Ehre, Achtung, Beyfall, Zutrauen, Ehrgefühl, Ehrtrieb, Ehrbegierde, Streben nach einem guten Namen, welche vier letztern Begriffe, wie der Vf. meynt, leicht verwechselt werden. In den beiden letzten §§. dieses Abschnittes nimmt sich der Vf. vor, den Begriff *Ehrbegierde* genauer zu entwickeln, wobey er denn die Wirksamkeit derselben bey der Menschenbildung einräumt. 2) *Von der moralischen Natur und den schädlichen Folgen der Ehrbegierde.* Hier beschreibt er die Ehrbegierde als eine an sich selbst verdächtige und in ihren Folgen schädliche Leidenschaft, die durchaus zur Immoralität und Irreligion den Grund lege: und warnt die Erzieher sehr nachdrücklich sich ihrer nie als eines pädagogischen Motivs zu bedienen. Denn, heisst es S. 85.; „Entweder ich bin ganz blind, oder diejenigen, welche die Jugend durch Ehrbegierde zu ziehen suchen, müssen sie — nothwendig ehrsüchtig und stolz machen, „um sie durch Ruhmsucht und Stolz zur Anstrengung „ihrer Kräfte zu spornen. Wenn nun diejenigen, die „die Jugend bilden sollen und die also Menschen„wohlfahrt in ihren Händen haben" (ist doch von Pädagogen etwas zu viel gesagt!) „Menschen von „der Art ziehen wollten, so möchte wohl die ganze „Welt gegründete Ursache haben, sie mit gemeinschaftlicher Stimme bey dem Schöpfer des menschli„chen Glücks zu verklagen." Bey Darlegung der schlimmen Folgen unterscheidet er *physische, moralische* und *politische* Unordnungen, die durch die Ehrbegierde angerichtet werden sollen. Zur ersten Gattung rechnet er, dass die natürliche Originalität des Charakters durch sie verloren gehe; dass Einige durch sie schüchtern und ängstlich, Andere dagegen verwegen und dummdreist gemacht werden. Der Moralität wird sie schädlich, indem sie bey eintretender Collision mit der Pflicht dem Gewissen leicht untreu macht, durch Einbildung und falschen Glanz täuscht und die Gemüthsruhe und Zufriedenheit untergräbt: und für die bürgerliche Gesellschaft hat sie nachtheilige Folgen, indem sie die Menschen eigennützig, räsonnirsüchtig und zur Insubordination geneigt macht. 3) *Widerlegung der Einwürfe, wodurch man die Ehrbegierde überhaupt und die Zulässigkeit derselben als pädagogisches Princip zu vertheidigen sucht.* Dass sie dieses nicht seyn könne noch dürfe wird dem Vf. jeder Sachkundige leicht zugeben. Hr. H. geht also von einer grundlosen Hypothese aus, wenn er dafür hält, dass es *allgemeingeltender Grundsatz* zu seyn anfange, die Jugend durch Ehrbegierde zu erziehen. Er denkt sich Pädagogen, die weder auf Moral noch auf bürgerliche und conventionelle Ordnung die geringste Rücksicht nehmen, sondern ihrer Zöglinge Gefühl nur allein für Ehre, Ruhm und Beyfall, als des Menschen höchstes Gut zu stimmen suchen. Aber, wo sind denn diese Pädagogen? Schon daraus also dass hier gegen Gespenster gefochten wird, lässt sich schliessen, dass diese ascetisch polemische Schrift viel Ueberflüssiges enthalten müsse. Ausserdem aber verräth Hr. H. auch noch mancherley Schwächen, die ihm das Zutrauen des kaltblütigen Forschers nicht erwerben. Doch eben, weil der ganze Streit eigentlich ein Luftgefecht ist, möchte sich kaum die Mühe belohnen, alle diese Schwächen aufzudecken. Also, dass es dem Hn. Domprediger an psychologisch-moralischen Principien zu fehlen scheint; dass er mit seinem Bischen Erfahrungsphilosophie einem Gegenstande des innern Sinnes genug zu thun wähnt; dass er den sel. *Gellert*, wie auch die Hn. *Feder* und *Campe* der Unbestimmtheit beschuldigt, und sich doch eben dieses Fehlers im hohen Grade schuldig macht; dass er es unternimmt das Ehrgefühl, den Ehrtrieb und die Ehrbegierde zu erklären, ohne den Begriff der Ehre, der doch jenen allen zum Grunde liegen muss, entwickelt zu haben: dass er die Verworrenheit seiner Begriffe hinter bildliche Ausdrücke und andächtig klingende Phrasen zu verstecken sucht; dass er sich die Gegenstände durch Uebertreibung und will-

kührliche Zusammenstellung bildet, wie er sie zu Erreichung seiner Absicht braucht, nicht, wie sie die Natur giebt; dass er folglich seiner Behauptung zu gefallen der Ehrbegierde alles nur ersinnliche Schlimme nachsagt, und sie wenigstens als die Erstgeburt der Erbsünde und als die Quelle aller menschlichen Fehler und Thorheiten darstellt; dass er sich nicht undeutlich anmasst, im ausschliesslichen Besitz der menschlichen Herzenskenntniss zu seyn; über das alles mag sich die Kritik einmal wegsetzen; und wir wollen darum eben so wenig mit ihm hadern, als er mit denen zürnen will, die seine Besorgnisse allenfalls für ängstliche Thorheiten halten wollen: aber, dass er sich über Andersdenkende Urtheile erlaubt, die gerade so aussehen wie hämische Ausfälle auf bestimmte Individuen und Schriftstellerklassen; damit erweiset er seiner an sich guten Sache fürwahr einen sehr schlechten Dienst, und veranlasst den Argwohn, dass er durch Verunglimpfung Anderer seiner Ehrbegierde ein Opfer bringen wolle. Einige Stellen mögen das beurkunden.

Um die verdammungswürdige Ehrbegierde recht zu brandmarken, sagt Hr. *H.* S. 138.: „Was mag wohl „so manchen nützlichen Mann bewogen haben sich zu „Tode zu studiren, wie man davon noch wohl neuere „Beweise von berühmten jungen Gelehrten anführen „könnte, als die Ehrbegierde? und, was hat wohl „der Welt, wenn man den Nachrichten trauen darf, „die das Publicum darüber haben will, den seligen „D. in J." (fürwahr sehr leicht zu entziffern!) „so „früh entrissen, als eben diese Unart, die sich nicht „damit begnügen wollte, die Opfer, die sie darbringen konnte, in Demuth zu den Füssen Gottes niederzulegen?" Was muss das Publicum, von dem Hr. *H.* seine Nachrichten hat, nicht für helle Augen haben, dass es sogar die Begierden der Menschen sehen kann! Da unser Vf. sich so gern auf die Bibel beruft, so wird er uns nicht übel nehmen, wenn wir ihn auch einmal dahin verweisen, und bitten die Stelle Röm. XIV, 4. auf sich anzuwenden. — Wenn ferner unser Vf. von dem moralischen Unfuge redet, den die Ehrbegierde anrichten soll; so beschuldigt er ohne alles Bedenken die Gelehrten unsers Zeitalters überhaupt (sich selbst doch wohl ausgenommen) der eiteln Ehrbegierde, die geradehin zur Irreligiosität führt. „Wenn wir," heisst es S. 170. „in die grosse „Welt der Gelehrten eintreten, so finden wir, dass „sich das menschliche Herz hier so ganz in seiner Alltagskleidung zeigt und sehr wenig Achtung gegen „die Religiosität zu Tage legt. — Einige von den „Sammlern unserer Monatsschriften scheinen es recht „eigentlich zum Zweck zu haben, dass sie ein Zeughaus für die Gegenfüssler der Religion anlegen wollen; gleich als wenn der menschliche Geist nicht in „andern Ländern noch Eroberungen genug machen „könnte und also, um seine Kräfte zu üben, *ins Reich „Gottes einfallen oder wenigstens doch dessen Gränzen „zu brandschatzen* suchen müsste!" — Ist das nicht baarer frommer Unsinn! Fürwahr der Mensch braucht, um seine Geisteskräfte zu üben, nicht ins Reich Gottes einzufallen noch dessen Gränzen zu brandschatzen: denn, das Reich Gottes steht dem menschlichen Geiste offen und ist ihm von Gott selbst dazu eröffnet, dass er seine Kräfte darin üben soll: und damit geschieht der Religion so wenig Abbruch, (vorausgesetzt, dass man Religion und Kirchensatzungen nicht für Eins nimmt!) dass vielmehr diejenigen verdienen Gegenfüssler der Religion genennt zu werden, die so gern das Recht behaupten möchten, das Reich Gottes vor der menschlichen Vernunft zu verschliessen und von den Schätzen desselben nur so viel ihnen beliebte, unter die Genossen des blinden Glaubens auszuspenden. Auf eine solche peinliche Anklage erwartet man natürlicher Weise einen strengen Spruch. Hier ist er S. 173. „Und kurz und gut, unser gegenwärtiges „Zeitalter hält, was die Alten so allgemein nicht thaten, gewöhnlich alles das, was über die natürliche „Menschenliebe und über die bürgerlichen Tugenden „hinausgeht, für Thorheit und für Einfalt im unwürdigsten Sinne dieses Ausdrucks." Wider dieses Urtheil möchte auch wohl keine Appellation gelten: denn, Hr. *H.* weiss gar zu genau, wie es in den Herzen der Menschen aussieht: wie könnte er sonst mit solcher Zuversicht S. 184. sagen: „Denn unmöglich „können wir glauben, dass es genug sey die Menschen, so Alte als Junge, nur mit ihrer Pflicht bekannt zu machen, *da es in eines jeden Menschen Herzen eben so hergeht, wie gegenwärtig in Frankreich.*" — Aber es ist unserm Vf. noch nicht genug, die dissentirenden Gelehrten und Schriftsteller als *Menschen ohne* Religion oder gar als Feinde derselben prostituirt zu haben: er muss auch noch einige bedeutungsvolle Winke hinzufügen, um sie, wo möglich, den Regierungen als gefährliche Feinde der öffentlichen Ruhe verdächtig zu machen. Schon im 3ten §. S. 26. erklärt sich Hr. *H.* als einen Patron der körperlichen Strafen in den Schulen und widerspricht denen, welche meynen, dass durch dergleichen Strafen das natürliche Ehrgefühl abgestumpft werde. Und da die sogenannte Erziehung durch Ambition etwa von manchen Leuten als ein gutes Surrogat der verworfenen Prügelzucht empfohlen wird; so merkt man wohl, dass der Hr. Domprediger der leidigen Ehrbegierde hauptsächlich darum den Krieg angekündigt hat, weil sie die Orbile, die so lange mit dem Katechismus in der Einen und mit dem Stocke in der andern Hand in den Schulen regierten, um ihr althergebrachtes Ansehen bringen soll. In diesem Eifer kann er nicht umhin zu zeigen, wie der vorgeblich allgemein geltende Grundsatz der Ehrbegierde auch für die bürgerlichen Verhältnisse gefährlich werden müsse und schliesst diese Deduction also: „Nur dies kann ich „nicht bergen, dass sich mir der Gedanke mit unwiderstehlicher Macht aufdringt, als ob man, um „*allgemeine Revolutionen* in allen Ständen zu bewirken, nur alle körperlichen Strafen auf Schulen ganz „abschaffen und die Kinder von Jugend an durch „Ehrbegierde erziehen dürfe. O, möchten dies alle „Fürsten beherzigen; so würden sie gewiss nicht, *um „sich selbst kein Unglück zu bereiten, wie sonst in un-„sern*

„fern Tagen leicht möglich werden dürfte," durch übel „verstandene Grundsätze *einiger Philanthropen* bewo„gen, den Lehrern an öffentlichen Schulen in Ab„sicht der Disciplin die Hände binden wollen." — Weiss denn Hr. H. so gewiss, dass den Lehrern an öffentlichen Schulen die Hände jucken vor Begierde körperliche Strafen auszuüben? — Wie gebrechlich übrigens das moralische Lehrgebäude unseres Vf. seyn müsse, sieht man unter andern aus den elenden Behelfen, zu welchen er, um nicht in grobe Inconsequenzen zu verfallen, bisweilen seine Zuflucht nehmen muss. Er hatte oben (§. 4.) zugegeben, dass man die Jugend durchs Ehrgefühl von Untugenden zu entwöhnen suchen dürfe. Damit ihm nun dieses nicht als Widerspruch gegen seine eigene Maxime vorgeworfen werden soll, sagt er S. 335. „Beson„ders aber ist hierbey endlich auch noch dieses zu be„merken, dass man zur Hintertreibung des morali„schen Bösen auch allenfalls viel eher noch einige „moralische Kosten wagen dürfe," (das heisst, ein moralisches Uebel zu lassen, oder gar befördern dürfe, um ein Anderes zu verhindern) „als zur Bewir„kung des moralischen Guten, eben *weil jenes immer* „*nothwendiger bleibt als dieses.*" Welche armselige Distinction! —. Sollten wir die Seite berührt haben, an welcher Hr. H. empfindlich ist; so rathen wir ihm diejenigen Gelehrten nachzuahmen, von welchen er S. 136 und 137. spricht. Da sagt er ja selbst, dass von *anonymischen Recensenten* Vieles zu *besorgen ist.* Indessen versichert der gegenwärtige Rec. dass er eben nicht anders würde urtheilen können, wenn er auch seinen Namen zu unterschreiben verpflichtet wäre.

Braunschweig, in der Schulbuchh.: *Klugheitslehren für Jünglinge.* Aus des Grafen von Chesterfield Briefen an seinen Sohn, in einen zweckmässigen Auszug mit nöthigen Abänderungen gebracht, von *J. H. Campe.* zweyte besondere Auflage. 1793. 152 S. 8. (7 gr.)

Diese Klugheitslehren enthalten das Wesentlichste und Beste aus einer besondern Sammlung von Briefen des Gr. v. Ch., welche der Englischen Originalausgabe der bekannten Briefe dieses Mannes als ein Anhang beygelegt, aber in der deutschen Uebersetzung, man weiss nicht, aus was für Ursachen; übergangen war. Herr C. liess sie also als Eines der lesenswürdigsten Stücke der Chesterfieldschen Werke durch Hn. *Rudolphi* übersetzen, und schob einige treffliche Stellen aus den übrigen Briefen des Grafen an solchen Orten ein, wo sie in den Zusammenhang zu passen schienen. Ein solcher Auszug schien dem Hn. Campe in moralischer Hinsicht für junge Leute zuträglicher als das ganze Chesterfieldsche Werk zu seyn, weil der einseitige Hauptzweck des Gr. nur die Aussenseite seines Sohnes abzuglätten, um sie schimmernd und einnehmend zu machen, einen nachtheiligen Einfluss auf seine Urtheile über moralische Gegenstände gehat; und dann auch, weil der Sohn dieses Weltmannes für eine Laufbahn bestimmt war, zu der nur sehr wenige junge Leute fähig sind.

Schon der Titel zeigt, dass das Buch nicht eigentlich *Sittenlehren* im strengeren Sinne, sondern *Klugheitslehren* geben soll. Das grösste Verdienst derselben wird also seyn, wenn sie ohne Nachtheil der Sittlichkeit anwendbar, auch bestimmt genug und so fasslich vorgetragen sind, dass jungen Leuten der Gebrauch derselben wichtig und leicht wird. Und diesen Vorzug haben sie wirklich. Da indessen der Herausgeber sich einmal die Freyheit genommen hat, den Grafen bisweilen zu verbessern; so hätte er auch manche Klugheitslehren noch bestimmter geben und Missverstand verhüten können. So guckt z. B. der Verstellungsgeist des Hofmanns hier und da durch, als: S. 92. wo der Gr. sagt: „Im Fall die unerwarteten „Anerbietungen der Freundschaft aus einem verschla„genen Kopfe und kalten Herzen kommen, kann es „nützlich seyn, wenn man sich *das Ansehen giebt*, als „nähme man sie an, indem man gleichwohl bey sich „selbst beschliesst, ganz und gar nicht darauf zu rech„nen." Desgleichen S. 128. „Wenn du am meisten „zu verrichten hast, so bemühe dich dir *die Mine ei*„*nes Müssigen zu geben.*" Auch das „*er war glück*„*lich*," von dem ausschweifenden und lüderlichen George, möchte manchem jungen Menschen die Meynung beybringen, dass man wohl eine Zeit lang die Lüste der rohen Jugend geniessen, alsdenn sich bessern und doch noch glücklich werden könne. In der Stelle S. „Ich nehme einmal an, es wären alle die La„ster dieser Liederlichen (Lüderlichen) Bursche an „sich vollkommen *unschuldig*; so würden sie doch „immer die, welche sie ausüben, herunter setzen und „entehren" soll anstatt unschuldig vielleicht *unschädlich* stehen: denn, wie kann ein Laster vollkommen unschuldig seyn? wie kann Etwas an sich vollkommen unschuldiges einen Menschen entehren und heruntersetzen? — Die Schreibart ist edel und rein: doch liess sich von einem Sprachkenner, wie Hr. Campe ist, erwarten, dass er Ausdrücke, wie folgende, in einem Buche für Jünglinge nicht dulden würde: z. B. S. 25. Anderer Leute ihre Laster. S. 26. Fertigkeit eines Lasters. S. 50. verschiedentlichen. S. 100. auslachender Weise. S. 101. gefällige Bestimmung. (vielleicht Beystimmung.) S. 121. zu spät gewesen zu seyn wünschen wirst. S. 133. Wir treiben zusammen verschiedene Stunden, u. e. a.

Leipzig, b. Leo: *Kinder-Zeitung oder Denkwürdige Neuigkeiten für die Jugend.* 52 Nr. (jede zu 1 Bogen) *in* 12 *Monatsheften* vom April 95 — März 96. 4. Pr. anfängl. 2 Rthlr. 12 gr. gesetzt, dann erhöht auf 3 Rthlr.

Es ist gut dass der Herausgeber dieses sehr gefällig und auf schönes Papier gedruckten Wochenblatts, (Hr. M. Gottlob Eusebius Fischer zu Leipzig, der sich selbst mittelbar durch verschiedne Winke insbesondere durch gelegentliche Anzeige seiner übrigen Schriften kenntlich macht,) ihm ausser dem Titel einer Zeitung auch den von denkwürdigen Neuigkeiten

für die Jugend gegeben hat: denn schwerlich würde man in einer Zeitung die mancherley Dinge, die es ihm hier zusammen zustellen gefallen hat, suchen. Besser wäre es vielleicht gewesen, die erstere Aufschrift, deren Gegenstände in seinem Plane nur Nebensache sind, da sie einem anlockenden Aushängeschilde ähnlich sieht, und übrigens so fern sie zu Collisionen mit Instituten derselben Art, welche aber ihrem Zwecke treuer bleiben, führt, dem Vertriebe seiner Schrift doch wohl mehr Schaden als Vortheil bringt, gänzlich weggelassen hätte. Man kann nicht läugnen, dass sich in diesen Blättern ausser den etwas magern und willkührlich beygebrachten politischen Nachrichten und Erklärungen, vielerley nützliche Belehrungen aus der Naturgeschichte, Physik, Diätetik, Erd- und Völkerkunde, Moral u. dgl. ingleichen zweckmäfsige Berichte von guten und schlechten Handlungen, Auszüge aus Biographieen merkwürdiger Menschen, z. B. *Frankens*, *Moritzens*, *Herzliebs*, *Mozarts* — auch Gedichte, jedoch von sehr ungleichem Werthe u. s. w. befinden, auch dass die Schreibart bis auf wenige Nachlässigkeiten, (wie z. B. S. 48. „abgezehrt, sollten ihr [einer armen Frau von welcher die Rede ist] auch die letzten Tage qualvoll werden") ziemlich untadelhaft ist. Indessen scheint, wie es bey solchen Unternehmungen oft geht, um den Raum zu füllen manches gar nicht hierher gehörige mit aufgenommen zu seyn; so wie man auch hier und da den Urtheilen und Aeusserungen mehr Bescheidenheit und Reife wünschen mögte. — Wer sucht z. B. in einer Sammlung denkwürdiger *Neuigkeiten* für die Jugend die wenn schon nicht übel gerathene kurze Belehrung über die Selbstbefleckung, bey der ein nahmenloses also keinen Eindruck machendes Beyspiel (und ein anderes ist freylich hier nicht möglich) zum Grunde liegt. S. 37. die Nachricht über das von Kant aufgestellte Moral-Princip, welches man doch ja Kindern und jungen Leuten lediglich auf dem praktischen nicht aber zuerst auf dem historischen und polemischen, so leicht zur Sectirerey Schein-Weisheit und sittlichen Eigendünkel führenden Wege bekannt machen sollte. — Welche ärmliche Lückenbüsser geben die unter Anleitung seines Hofmeisters von einem Knaben an seine Aeltern gehaltene Danksagungsrede für das Weyhnachtsgeschenk, und das höchst magere seine moralische Urtheilskraft noch gar nicht im Zustande der Reife darstellende Tagebuch eines Studenten ab! Welcher Papier-Verderb sind die Verzeichnisse von pädagogischen Schriften, ausser denen die beurtheilt werden. — Wie fade sind Räsonnements wie folgendes S. 58. bey Gelegenheit der der katholischen Geistlichkeit gegenwärtig widerfahrenden Decimationen: „wie gut sind unsre lutherischen Geistlichen daran, denen man darum nichts nehmen kann weil sie — nichts haben" — oder S. 65. über die aus der gegenwärtigen physischen Schwäche der Menschen vermeyntlich herrührende kürzere Dauer der Kriege. So sind auch manche naturhistorische Bemerkungen bekannt genug; was doch der Vf. am neuen Kinderfreunde tadelt. Da diese Blätter unter dem Titel *Niederlausitzische Denkwürdigkeiten für das Volk und die Jugend* in einem andern Verlage fortgesetzt werden sollen: so ist zu wünschen, dass solche Auswüchse wegfallen mögen. —

NATURGESCHICHTE.

Offenbach, b. Weiss u. Brede: *Neues Bilderbuch mit interessanten Naturgegenständen.* Zu einem Geschenke für wissbegierige und gute Kinder bestimmt, von D. *Gatterer*, wirklichem Bergrath und ordentl. öffentl. Professor. 116 S. u. 11 Kupfertafeln.

Ein und dreyssig Thiere sind hier auf eine dem Zwecke angemessne Art, kürzlich, und mit ihrer Geschichte, beschrieben. Die Kupfer sind zwar gewiss nicht zu den feinen und gefälligen zu rechnen, aber sie haben in ihrer Art eine Vollendung und einen so wahren Ausdruck, dass sie von dieser Seite mehr als manche andre, die netter und bunter sind, empfohlen zu werden verdienen. Wenn man Kindern Bilder in die Hände geben will, so muss man sorgen, dass ihnen der Sinn für Wahrheit und Bestimmtheit nicht verdorben wird. Die Richtung, die *die frühern* Empfindungen des Kindes erhielten, *kann sich noch* deutlich in den Handlungen des Mannes äussern. Dass man bey einer solchen typographischen Kleinigkeit, wie dieses Bilderbuch ist, die Nummern verwechselte, ist nicht wohl zu verzeihen.

Leipzig, b. Crusius: *Leitfaden bey dem naturhistorischen Unterrichte* nach *Bechsteins gemeinnütziger Naturgeschichte des In- und Auslandes* für Gymnasien und Schulen. 9½ Bogen. 1795. 8. (6 gr.)

Es war ein guter Gedanke des Hn. *Richter*, der sich in dem Vorberichte als Lehrer am gothaischen Gymnasium, und als Vf. nennt, dass er die Bechsteinische Naturgeschichte, die einem Lehrer sehr gute Gelegenheit zur weitern Ausführung geben kann, und wegen ihres systematischen Vortrags allerdings schon bey einer Anwendung auf Schulen Vorzüge hat, in einen Auszug brachte, der wohlfeil genug ist, und doch den Schülern ohne beschwerliches Nachschreiben zur Wiederholung dient. Allgemeine Eigenschaften der Klassen, Kennzeichen der Gattungen und merkwürdigsten Arten, bey letztern auch der Nutzen, oder andre Auszeichnungen sind so kurz und bestimmt, als es sich nur thun liess, durch das ganze Thierreich ausgehoben, und in einer leichten geordneten Uebersicht aufgestellt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 2. Junius 1797.

ERDBESCHREIBUNG.

Wien, b. Gerold: *Hof- und Staats-Schematismus der Röm. Kaiserl. auch Kaiserl. Königlichen und Erzherzoglichen Haupt- und Residenzstadt Wien etc.* mit Kaiserl. Königlicher Freyheit. 1797. 477 S. 8.

Ein, in Rückficht fowohl auf den innern Plan, als auf die Namenliste sehr buntscheckigtes Gemählde. Nach der Verschiedenheit der Verfassung von den *sieben* Königreichen und *dreyzehn* Herzogthümern, und der Sprachen von den vier Hauptnationen und übrigen Völkerschaften, welche bis zum 17 April 1797. die Oesterreichische Monarchie ausmachten, wird jeder Staatskundige es so erwarten. Selbst der Deutsche bedarf für die deutschen Benennungen eines Commentars, Z. B. bey *Schanzelmaut*, *Sommelien*, *Extraweib*, *Compilations-Commission*, *Spielgrafen*, *Tätzamt*, *manipulirende Officiere*, bey *Gries-Aufschlag*, u. f. w.

Die Entstehung und das subjective Verhältniss dieses Staats-Calenders ist indess schon eine hinlängliche Entschuldigung für dessen Unvollkommenheiten. Schon zu Ende des 17ten Jahrhunderts wurde den Wiener Zeitcalendern eine Instanzien-Nachricht beygefügt und der *Status particularis regiminis Ferdinandi II.* (8. p. 365.) ist ein vollständiger Staats-Calender des J. 1637. fogar mit Inbegriff des Türkischen Reichs. In statistischer Form und Bearbeitung kam 1708. der erste Oesterreichische *Schematismus* in zwey Theilen heraus, und zwar durch das mühsame Privatunternehmen des Hofbuchhändlers *Schönwetter*. Seitdem hat die Regierung wenig oder gar keine Notiz davon genommen, so dass bis 1740. das Skelett immer mehr verwitterte und auch seitdem durch die vielen Veränderungen äusserst erschwert und unvollkommen geblieben, ja bisweilen die, seit dem letzten Jahrzehenden bestehende jährliche Herausgabe ganz unterbrochen worden. Der jetzige Privatunternehmer, Hr. Reichshofraths-Buchdrucker *Gerold*, erhält ihn mit 80 Formen stehender Lettern im Satze, und die Vollendung erfolgt spätestens im Aprilmonat jedes Jahrs.

Es umfasst dieser Staatskalender sämmtliche hohe Beamten und Landsstellen der Monarchie, mit Ausschluss von Belgien, insbesondere die sämmtliche Dienerschaft der Stadt Wien, bey welcher zugleich die Wohnungen angezeigt sind. Die Doctoren aller Facultäten (S. 234—258.) werden wegen ihrer Anwartschaft auf das Decanat darin aufgenommen. Die Aufnahme des Cardinals-Collegiums rührt noch von der Römischen Advocatie her. Das Verzeichniss des *Corps diplomatique* nebst der Namenliste der Reichsagenten füllt volle 62 Seiten (264—356.) und enthält jeden Geschäftsmann eines Adelichen und einer Corporation in Deutschland und Italien, mit Ausschliessung der Schaar von Hof-Kriegs-Agenten. Bey dem zehnfachen Hofstaate ist der von der Tochter Ludwigs XVI. nicht angeführt; auch vermisst man darin die grosse Rubrik der Kammerherrn. Vom Militär findet man bloss die General-Commando's, die Garden, und einige Gerichte und Kanzleyen. Der bekannte *Gräffersche Miliz-Almanach*, und der *Ghelensche Hof- und Ehrenkalender* füllen beide Lücken. Nur erinnert sich Rec. nicht, in irgend einem Oesterreichischen Staats-Kalender die Liste der vielen Kaiserlichen *Titular-Geheimden-Räthe* gefunden zu haben.

An systematischem Plan und statistischer Erläuterung gebricht es ganz. S. 260. findet sich eine einzige statistische Erläuterung nämlich von der Leopoldinischen Ritter-Akademie in Wien, und eine beygedruckte Abhandlung, von dem Gange und Zusammenhange der K. K. Hofstellen, Instanzien, Gerichtsstellen und Aemter, giebt für das Ganze nur eine sehr magere Aushülfe. Zur Benützung des Chaos im Namenverzeichnisse dient daher mit Nutzen ein in der starken Seitenzahl doch noch nicht mit einbegriffenes Real- und Namenregister nach dem Alphabet. Als Beylagen dieses Schematismus sind folgende, in demselben Format, Verlage und Geiste verfasste Verzeichnisse anzusehen, deren Inhalt sich schon aus dem Titel ergiebt.

1) *Kurze Uebersicht der alt und neuen Häuser-Numerirung in der K. K. Haupt- und Residenzstadt Wien, um im Nothfall zu Addressen mit den alten Numern also gleich die neuen zu finden.* —

2) *Vom K. K. Hofe und der verschiedenen prinzlichen Hofstaate, den Geburts, Namens und andern Hoffesten.* —

3) *Namen der in Wien jetzt lebenden Schriftsteller, in alphabetischer Ordnung mit Anzeige ihres Charakters.* —

4) K. K. *und Oester. Merkantil und Wechselgericht, die K. K. privileg. Niederlagsverwandten, Grosshändler, Schatzungscommissarien etc. und Verzeichniss der Messen verschiedener Städte in den K. K. Erblanden.* —

5) *Die privilegirten ansehnlichsten Fabriken in und um Wien, in alphabetischer Ordnung.* —

6) *Die sammtlichen Künstler nebst ihren Wohnungen, in alphabet. Ordnung.* —

7) *Nützliche Anstalten*, *als Institute*, *Spitäler*, *Versatzamt*, *Post etc.*

8) *Verschiedene Feuchten-*, *Körner-*, *Leit-*, *Geometrische Werk-*, *und Längen-Maassen*, *wie auch Vergleichung der Ellen*, *Gewichte*, *und Münzen mit dem Wiener u. s. w.*

Topographie und Statistik ist dabey der Hauptzweck. Diejenigen Lücken, welche durch diese und den oben angeführten *Ehrenkalender* und *Militär-Almanach* noch nicht gedeckt sind, werden durch die Zahl der Provinzial- und Partialkalender der Oesterreichischen Monarchie ausgefüllt. Auswärts sind diese grösstentheils gar nicht im Gebrauch, und selbst nicht einmal ihr Daseyn bekannt. Die Stadt Wien hat noch einen *Almanac de la Cour imperiale et royale*, ein *Commerzialschema*, ein *Taschenbuch für den weiblichen Adel*, einen *Universitäts-Schematismus*, eine *Rathstafel* u. s. w. Vom Königreich *Ungarn* kommt jährlich ein *Schematismus typis universitatis Pesthiensis*, — *bey Streibig* zu *Raab* das *Calendarium titulare Jaurinense* und *bey Spaiszer* zu *Ofen* die *Ecclesiasticae et politicae dignitates regni Hungariae*, so wie vom Erzbisthum *Gran* insbesondere zu *Tyrnau* ein *Catalogus personarum ecclesiasticarum Dioecesis* heraus. — *Siebenbürgen* besitzt zwey Staats-Kalender, das Ungarisch-Lateinische *Ujeso Kalendarium* (bey Hochmeister zu *Hermanstadt*) und das *Calendarium majus Transsilvanicum titulare* (bey Samuel Sarvi seit 1764). Bekannter sind der Böhmische *Titular* und *Familien-Kalender*, und der *Böhmische Schematismus*, (beide im Schönfeldschen Verlage zu Prag), der Schematismus für die Königreiche *Gallizien* und *Lodomirien* (Lemberg bey Piller) ist davon gänzlich abgesondert. Für *Mähren* und *Oesterreichisch-Schlesien* giebt es (zu Brünn bey Siedler) einen ausführlichen Schematism, und für die dortige Geistlichkeit zwey *Catalogi venerabilis cleri*, nämlich *Olomucensis* (bey Löserth) und *Brünensis* (bey Siedler). — Der Schematismus des *Erzherzogthums Oesterreich ob der Ens* (Linz bey Trattner) — für *Oesterreich* und *Vorarlberg* (Inspruk bey Magner.) — Der Schematism, für *Vorderösterreich* (Freyburg bey Satron) und der *Vorderösterreichische* Taschen-Kalender (Costanz bey Dallmann.) — Der Instanz-Kalender für *Steyermark*, *Krain* und *Kärnthen* (Gräz bey Widdmanstädt) und für *Triest*, *Görz* und *Gradiska* (Triest in der Gubernialbuchdruckerey) zeigen schon in der Benennung die Gränzen ihres Inhalts an. Endlich gehören der *Calendrier de la cour et des Pays-bas*; (Brüssel bey v. d. Berghen) nebst dem *Brügsche Almanach* und andern Belgischen Staatskalendern in die grosse Reihe historischer Erinnerungen.

So ist auch subjectivisch, für einzelne Klassen von Beamten und Unterthanen durch nützliche Namenverzeichnisse gesorgt. Das *Oesterreichisch-Genealogische Handbuch* bey Hartl) und der *Ehrenkalender* (bey Ghelen) enthalten den Hofstaat. Der *Universalhandelstands-Kalender* (Wien, bey Weimar) und das *Taschenbuch für Kauf- und Handelsleute* (bey Rehm) sind für diesen Stand sehr befriedigend. Der *Ritterordens-Almanach* (von Ernst Klopstock zu Wien und Presburg). Der *Almanach für Geistliche* (Prag in der Normalschule), und der von Birkenstocksche *Schulalmanach*. (Wien bey Stranck) haben wieder ihre eignen Lesekreise. Und was endlich das Militär betrifft, so ist der *Grassersche Miliz-Almanach* seit 1790. ein fortlaufendes statistisch-commentirendes Namenverzeichniss für die Armeen.

Y.

TURIN, gedr. b. Fortana; con Privilegio di S. R. M.: *Il Corso delle Stelle osservato dal Pronostico moderno Palmaverde Almanaco Piemontese per l'Anno* 1797. 144 S. 12.

Das Kriegs- und Revolutionswesen in Italien hat die dortige Staatsliteratur schon seit einigen Jahren theils unterbrochen, theils ganz umgeschaffen, und mit noch mehreren Unvollkommenheiten begabt, als ihr schon vorhin anklebten. Der *Calendario di Corte* von *Modena* und das *Sacro Milano*, nebst dem *Stato militare* sind erstorben. Dass der uralte sogenannte *Cracas* von *Rom*, dieser Antipode der Staatsverwaltung anderer christlicher Staaten, und das *Diario Bolognese* für das Jahr 1798, sich nicht mehr ähnlich seyn werde, ist nach dem Verlust von mehreren Quadratmeilen Landes und einer Menge Unterthanen schon entschieden. Ob der *Minerva Veneta*, dem *Annuate Veneto* und den *Calendarj* von *Cremona*, *Padua* und *Bergamo* nicht auch gleiche Abänderungen bevorstehen, ist nicht unwahrscheinlich. Wie es endlich mit dem *anno* 1798. *di Genova*, — (bekanntlich ist die Jahreszahl zugleich der Titel des Genuesischen Staatskalenders) — und dem *Almanacco Toscano* gehen werde, scheint bis jetzt nur von der Willkühr Frankreichs abzuhängen. Selbst der *Calendario della Corte di Napoli*, und der *della Corte di Parma* können noch ein Spiel des Kriegsglücks werden.

Was nun die *Sardinischen* Staats-Kalender betrifft, so ist ihre Metamorphose, nicht sowohl durch den *Subjections-Vertrag* mit Frankreich, als auch durch die Thronbesteigung Carl Emanuel's II. vollendet worden. Das Gepräge jenes Friedensschlusses zeigt sich schon in dem Geschlechts-Verzeichnisse der *Real Casa* §. 74., — wo man die von Frankreich dictirten neuern Titel, der beiden jüngern Brüder des Königs und seines Oheims (*Marchese di Susa*, *Conte d'Asti* und *Marchese d'Jvrea*) findet. Aus Schonung sind sogar die beiden Schwestern des Königs verläugnet, und es ist zu bewundern, dass in der Cardinals-Liste das Erzbisthum von *Rouen* von der Censur nicht unter die Rubriken *in partibus* verwiesen worden. Die Civilbeamtenliste zeigt allenthalben Spuren von Reformen und Veränderungen, und das Ministerium (S. 96.) ist sogar noch nach dem Abdruck verändert. Vom *Corps diplomatique* und andern auswärtigen Verhältnissen ist keine Spur als die bekanntlich hergebrachte Benennung des Abts *von St. Gallen* unter den Rittern der *Annunziata*. Unter den Bisthümern, deutet die Rubrik der *Vacanzen* auf die zu erwartenden Veränderungen. Das Militär und die H[illegible]

dienerschaft fehlen hier ganz, und der *Calendario per la Real Corte (di Torino)*, dessen Plan diese beiden Gegenstände umfasste, ist gar nicht herausgekommen. Von dem Herzogthum Savoyen, das sonst zwey Provinzial-Staatskalender, zu *Chamberi* und zu *Anneci* hatte, findet man hier kaum noch eine Erinnerung, in dem Namen des Letzten vom Fürstenhause *Savoyen-Carignan*. Dass endlich, bey jener grosen Sparsamkeit, der diesjährige *Almanacco de teatri di Torino* sehr mager ausfallen werde, war zu erwarten.

Damit, unter so traurigen *Realitäten*, der *Glaube* die Piemonteser selig mache, ist S. 12. eine Staatszeitrechnung von dem Geschenke eines Wunderbildes (1452.) und sodann von einem zu Turin (1453.) wirklich vollzogenen Wunder eingeschaltet.

Leipzig, in der Weidmannisch. Buchh.: *Churfürstlich-Sächsischer Hof- und Staats-Kalender* auf das Jahr 1797. S. 296. u. 96. gr. 8.

Die 61ste Fortsetzung seit 1728., ungeachtet 69 Jahre seitdem verstrichen. Denn 1730 und 1734 ist wegen des Mangels an Unterstützung, und wegen der durch Augusts III. Tod entstandenen Veränderungen, so wie von 1756 bis 1763. wegen des Preussischen Heer-Ueberzugs, die Herausgabe unterblieben. Schon dieses macht das Alter dieses Staatskalenders ehrwürdig, dass ihn stets dieselbe Buchhandlung verlegte. Er enthält S. 35—88. die Hofdienerschaft, (unter dieser Eilf *katholische* Kapläne, auch zwey *Kammertürken*;) abgetheilt nach dem funfzehnfachen Hofstaate, von welchem drey Abtheilungen für *verstorbene* Prinzen gehören. S. 89—223. folgen die *Civilbeamten*. S. 225—241. der summarische *Militär-Etat* und S. 243. das *Corps diplomatique*. Das *unregimentirte* Militär und die Geistlichkeit fehlen leider, ganz. Ein dreyfaches Register S. 245—296. erleichtert dagegen den praktischen Gebrauch auf eine sehr zweckmäsige Weise.

Das *jetzlebende Europa* macht den 2ten Abschnitt des Handbuchs aus, S. 1—96. Das Kurfürstliche Haus womit das Buch anhebt, ist darin zum zweytenmal aufgeführt, bekanntlich ohne Erwähnung der Wittwe des Herzogs *Carl* von Curland, nach dessen Tode die Rubrik dieses Landes darinn ganz aufgehört hat. Die Geschlechtslisten von *Albani*, *Altieri*, *Borghese*, *Chigi*, *Colonna*, *Conti*, *Corsini*, *Doria*, *Monaco*, *Odescalchi*, *Orsini*, *Palm*, *Paar*, *Piombino*, *Rospigliosi*, *Ruspoli*, *Sforza*, geben diesem Verzeichnisse eine Vollständigkeit, welche man kaum im *Krebel* und *Varrentrapp*, noch weniger aber in Specialkalendern, findet.

Mit Churfürstl. gnädigstem Privilegium, verlegt durch beide Churfürstl. Kammerfouriers, und gedruckt zu München, in der Französischen Hof- und Landschaftsbuchdruckerey: *Seiner Churfürstl. Durchlaucht zu Pfalzbaiern etc. Hof- und Staats-Kalender für das Jahr 1797.* 420 S. gr. 8.

Einer der voluminösesten deutschen Staatskalender, aus dem *Bairischen* und *Pfälzischen* unter mancherley Abwechselungen bis zu dieser Seitenzahl angewachsen. Der erste Bairische vom J. 1727 war ein Zwerg gegen diesen, und hob sich nur während des Kaiserthums von Karl VII. Der Pfälzische blieb noch 1773 ein Duodezbändchen, bis dass im Jahre 1779 die Vereinigung mit erstem erfolgte. Dieses *Opus* kommt nicht in den Buchhandel, sondern wird von den privilegirten Cammerfouriers verkauft, daher Rec. sich nicht erinnert, in kritischen Blättern eine Anzeige davon gefunden zu haben. Die jährliche Erneuerung erfolgt jedoch so regelmäsig, dass man es dem Kurfürsten und dem Hofe am Neujahrstage zu übergeben pflegt.

Der Zeitkalender giebt alle Galla-, Feyer- und Festtage, folglich die Lebensweise des Hofes, an. Das Beamtenverzeichniss ist für das Civil vollständig, enthält aber von dem Militär nichts als die Generalität und den Stab; — die Geistlichkeit ist von dem Plan ganz ausgeschlossen. Das Volumen füllt sich durch die höchstzahlreiche Hofdienerschaft an, sodann mit der Mannichfaltigkeit der *wirklich nicht dienenden* oder *dermalen nicht frequentirenden* oder *charakterisirten* Beamten u. s. w., wie auch mit Courtoisien und Titulaturen. Mit dieser Staatsorganisation geht der Mangel an Kultur in der Sprache ziemlich parallel. Aus dem Inhalte ergeben sich überdem noch politische und statistische Merkwürdigkeiten mancher Art. Zu jenen darf man wohl die Agentschaften in *Paris* und *Strasburg* (S. 111.), den Chargé d'Affaires im *Haag* neben der in München accreditirten Gesandschaft der *Republik der vereinigten Niederlande*, und S. 407 u. f. die Herrschaft Ravenstein und das *Marquisat* — Bergen op Zoom, so wie endlich das *achtfache* Personale der Bothschaft in Rom, rechnen. Die Angabe des Grafen *v. Oberndorf* in allen seinen Stellen, sogar mit Weglassung des Interimsdirectoriums der Kurpfalz, und die Gouvernements von Düsseldorf und Jülich (S. 125.) liefern Erinnerungen an die neueste Kriegsgeschichte, so wie die Beamtenliste der von *Nürnberg* occupirten Herrschaften, welche in der oberpfälzischen Dienerschaft angeführt ist, Beyträge zu den innern deutschen Staatsverhältnissen darbietet.

Leipzig, b. Barth: *Johann Christoph Maiers*, d. W. W. M., *Beschreibung von Venedig*. Zweyte durchaus verbesserte und vermehrte Auflage. Mit Grundrissen und Kupfern. 1795. I. Theil. 476 S. II. Theil. 424 S. III. Theil. 436 S. IV. Theil. 224 S. gr. 8.

Die erste Ausgabe dieses Werks ist in der A. L. Z. 1788. B. II. S. 115. und 1792. B. I. S. 209. folg. ausführlich angezeigt und nach Verdienst gelobt worden; daher kann jetzt bloss von der *Vermehrung* und *Verbesserung* dieser 2ten Ausgabe die Rede seyn. Und diese

diese 2te Ausgabe hat grosse Vorzüge vor der ersten. Nicht nur das *Aeussere* hat sehr gewonnen: die deutschen Lettern sind mit lateinischen, das schmuzige gelbe Papier mit weissern und stärkerm vertauscht, der Druck ist correcter geworden und gefällig fürs Auge und das Titelblatt der drey ersten Bände ist mit saubern Vignetten geziert; sondern auch vorzüglich ist der *innere* Werth und die Brauchbarkeit dieser Beschreibung in dieser zweyten Ausgabe beträchtlich erhöht worden. Eben den richtigen Beobachtungsgeist, die reife Sachkenntniss und den unermüdeten Fleiss des Vf., durch welche diese Beschreibung einen so vorzüglichen Werth für den Politiker, Geographen, Geschichtforscher, Philosophen und besonders auch als Leitfaden für den Reisenden im venetianischen Gebiet hat, finden wir in den Zusätzen und Verbesserungen wieder; es ist keine Mühe gespart, um die Ortbeschreibungen zu berichtigen, das Verzeichniss der merkwürdigen Dinge in und um Venedig zu completiren, die geographische Beschreibung des venetianischen Gebiets vollständiger zu machen, und zu allem diesem ist eine genaue *Inhaltsanzeige* jedem Bande hinzugefügt worden, die wir bey der ersten Ausgabe ungern vermissten, und durch die die Brauchbarkeit des Werks beträchtlich vermehrt wird. Die wichtigsten Zusätze hat unserer Meynung nach der zweyte Band erhalten, von denen Rec. einige bemerken will, um sein Urtheil über die Vorzüge dieser Ausgabe mit Beweisen zu belegen. Im achten Buch, das von der peinlichen und bürgerlichen Gerichtsverfassung handelt, giebt dem Abschnitte *von der Staatsinquisition* ein helles Licht, die Erwähnung der bekannten grossen Gährung im J. 1762, wie eine mächtige Partthey die Aufhebung der Staatsinquisition verlangte, aber der grosse Rath, überzeugt durch Foscarini's Gründe, die durch den alten ehrwürdigen Senator Antonio Georgi unterstützt wurden, durch 743 Stimmen gegen 213, die Beybehaltung der Staatsinquisition decretirte. (S. 131—40.) Diese Nachrichten sind freylich nicht neu, sondern oft wörtlich aus des zu früh verstorbenen *Siebenkees*, Versuch einer Geschichte der venetianischen Staatsinquisition, (die der Vf. auch im Anfang des Abschnitts angeführt hat,) genommen; aber um ein ähnliches Bild des Ganzen zu entwerfen, war ihre Einrückung nothwendig. Neu hinzugekommen sind die Nachrichten über den Advocatenstand in Venedig. (S. 152 f.) Die Anzahl der Advocaten beläuft sich auf 240, sie müssen alle in einem für sie bestimmten Quartiere wohnen oder wenigstens ein Zimmer darin haben, (dies hat Aehnlichkeit mit dem Juden-Ghetto in Venedig und Rom) und ihre wesentlichsten Vortheile sind die Consultationen, die 2 Stunden (der Advocat hat die Uhr dabey in der Hand) dauern und mit 2—3 Zechinen bezahlt werden. Uebers Lotto ist S. 176. eingerückt, dass in 26 Ziehungen, vom 21. Jul. 1787 bis zum 19. December 1789, der Einsatz 1,331504 Silberducaten, (ein Silberducat ist circa 1 Reichsthaler) die erhobnen Gewinne 669,628, und also der Gewinn des Staats 661,876 betragen habe. S. 177. findet man neue Nachrichten, über die Beytreibung der rückständigen Zölle, wie sie durch eine Verordnung von 1788 bestimmt worden ist; eben so sind die bis 1788 fortgesetzte Liste der Gebornen und Gestorbnen (S. 230.), die Nachrichten von der neuen Assecuranzgesellschaft (S. 247.), die Beschreibung der Cassini (S. 261.) neue Zusätze. Das 13te Buch über *Sitten und Gebräuche* ist durchaus mit höchst interessanten und charakteristischen Zusätzen, die keinen Auszug leiden, vermehrt; eben so hat der Vf. im 14. Buch, *über Sprache, Literatur und Künste*, seiner Anzeige nach, das Zanettische Werk, *de pittura Veneziana*, sehr benutzt, und von S. 349. an eine venetianische Kunstgeschichte geliefert, die er in 5 Perioden eingetheilt hat: 1) in die des *langsamen Wiederauflebens der Kunst*, diese begreift das 13te und 14te Jahrhundert; 2) in die *der merklichern Fortschritte* vom 15ten Jahrhundert. Andreas von Murano war der erste Stifter der guten venetianischen Schule; 3) in die *des höchsten Flors* vom Anfange des 16ten bis in die Mitte des 17ten Jahrhunderts. In dieser Periode glänzen die Namen eines Tizian, Paul Veronese, Tintoretto, Bassano, Palma u. a. 4) die Periode des *Herabsinkens der Kunst zum Handwerk* und 5) die ihres *gegenwärtigen wandelbaren Zustandes*. Angehängt ist ein Verzeichniss der Kupferstiche nach venetianischen Meistern gemacht. Der IVte Theil ist ganz neu hinzugekommen und eine Uebersetzung der bekannten *Memoires historiques et politiques sur la Republique de Venise* vom Conte *Curti*, nobile venetiano. Der Vf. glaubte durch diese seiner Beschreibung geschehene Einverleibung eines fremden Werks ein helleres Licht über venetianische Verfassung verbreiten zu können, und wollte theils durch diese Nachrichten eines Einländers das Mangelhafte seines Buchs ergänzen, theils aber auch durch die Uebereinstimmung derselben mit den seinigen, einen Zeugen für die Wahrheit seiner Erzählung beybringen. Was blosse Wiederholung gewesen seyn würde, so wie Vorschläge zu Verbesserungen, die ausserhalb Landes uninteressant sind, sind weggeblieben. Wir bedauern, dass der Vf. verhindert worden ist, sein detaillirtes Urtheil über einige Stellen der Memoires hinzuzufügen; die wenigen Anmerkungen sind unbedeutend. Auser den Titelvignetten ist noch ein saubres Kupfer von der Marcuskirche und ein geometrischer Abriss der Lagunen Venedigs hinzugekommen. Sichtbar gefeilt hat der Vf. am Ausdrucke, jedoch ist seine Sprache noch nicht ganz correct, sein Ausdruck oft unedel, z. B. S. 120. im 2ten Theil heisst es gegen die Regierung *losziehen; alles was eine Gondel vermag*, für, alle die eine Gondel halten können S. 297. S. 316. ein *stockhafter?* Deutsche. S. 366. *Weichichkeit* u. s. w. Die jetzige Lage Venedig's muss die Begierde dieses Werk zu studiren gewiss bey vielen, die es noch nicht kennen, entzünden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 3. Junius 1797.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Leipzig, in der Wolfischen Buchhandl.: *Nachrichten über das französische Kriegsspitalwesen* mitgetheilt von *Georg Wedekind* Arzte der Rheinarmee. Erster Band mit einem Kupfer. 1797. 378 S. gr. 8.

Die französische Republik sorgt der Versicherung des Vf. zufolge für ihre Krieger ungleich besser, wenn sie krank oder verwundet sind, als das ehemalige französische Königreich. „Unsre Spitäler sind sehr reinlich, die Kost und Bedienung „weit besser als ehedem und es wird überhaupt „an nichts gespart, was zur Herstellung der Kranken nothwendig ist" sagt Hr. *W.* in der Vorrede. Dieser Band enthält eine Sammlung gedruckter und ungedruckter Actenstücke zur Kenntniss des französischen Kriegsmedicinalwesens aus der Kriegsepoche selbst und soll, wenn sie den Beyfall deutscher Aerzte findet, fortgesetzt werden: er zerfällt in vier Abschnitte: *I. Reglement der Gesundheitspflege bey den Armeen und in den Militärspitälern der französischen Republik. II. Apothekerbuch für die Militärspitäler der französischen Republik. III. Unterricht über die Mittel, die Gesundheit und die Reinheit der Luft in den Krankensälen der Militärspitäler der Republik zu erhalten, und IV. Einige Bemerkungen und Berichte über Krankheiten, Wunden etc.* Das *Reglement* ist vom Nationalconvente im 2ten Jahre der Republik decretirt und hier von Hn. *W.* getreu übersezt und mit erläuternden Anmerkungen begleitet worden. Es enthält unter 24 Titeln oder Aufschriften, Verordnungen wie die Feld- und Militärspitäler, und was dahin gehört, eingerichtet und verpflegt werden sollen. Das Gehalt der Oberärzte, Oberchirurgen und Oberapotheker der Armee ist monatlich 600 Liv. der Aerzte, Wundärzte und Apotheker der ersten Classe 400 Liv. der Wundärzte und Apotheker der zweyten Classe 300, der dritten Classe 200 Liv. der Unterbedienten und Krankenwärter der ersten Classe 90 und der zweyten 60 Liv. Das *Apothekerbuch* fasst in 18 Abschnitten pharmacevtische Formeln von Tisanen, Wassern, Pulvern, Pillen, Salben, Pflastern etc. in sich, welche blos als *Muster der Bestimmtheit und Simplicität* (das sie aber nicht sind) den Medicinalpersonen vorgelegt werden, um zum Besten des Dienstes, wie Hr. *W.* sagt, mehr Einförmigkeit und Leichtigkeit in ihre Vorschriften zu bringen. Am Schluss desselben steht ein Modell zu der Visitentabelle, in welche bey dem Krankenbesuch der Apotheker auf der Stelle die Verordnungen des Arztes einzutragen hat. — *Der Unterricht die Reinheit der Luft zu erhalten* ist von den Mitgliedern des Gesundheitsraths vor einigen Jahren schon ausgefertigt worden und beschränkt sich vorzüglich auf Anempfehlung der Reinlichkeit in den Krankensälen, der Luftzüge (hier ist die Abbildung eines Ofens mit Trichtern versehn, angebracht, welchen der Oberwundarzt Salmon zu Nancy erfand) der Dünstung mit Salzgeist und der Aufstellung des Kalchwassers in offnen weiten Geschirren, weil dasselbe besonders wirksam ist, die Kohlensäure aufzunehmen. Alles Räuchern, selbst mit Essigdampf wird misrathen und für nachtheilig erklärt. — Die nun folgenden Aufsätze sind: *Bericht der Obergesundheitsbeamten der Rheinarmee über die Ruhr.* In dieser gut geschriebener Abhandlung beschreibt D. *Lorenz*, Oberarzt der Rheinarmee die 1793 unter den Soldaten eingerissene Ruhr, und giebt nicht nur hier die Ursache, Zufälle und Folgen, sondern auch die Heil- und Verhütungsmittel dieser Krankheit an. — *Wedekind über die Ruhr.* Als die nächste Ursache dieses Fiebers nimmt der Vf. dieses Aufsatzes die *Mastdarmentzündung* an: jede Reizung von innen und aussen, welche hinreichend ist, den Mastdarm zu entzünden, als scharfe Galle, Cruditäten etc. ist die *erregende*, und die *entfernte Ursache* alles was zur Erzeugung eines solchen Reizes Gelegenheit giebt, als Erkältung u. s. w. wobey aber noch eine gewisse Geneigtheit des Mastdarms zur Entzündung erfodert wird, um diese Krankheit epidemisch zu machen, welches gewöhnlich am Ende des Sommers und in den ersten Herbsttagen geschieht. Zu den häufigen Gelegenheitsursachen zählt er ausser der Erkältung und Indigestion vorzüglich die *Ansteckung*, welche evident ist, ob sie schon einige läugnen wollen. Auch Obst kann, (aber wohl nicht) weil es kühlt und weichen Leib macht, in Menge, und bey einem erhitzten und zur Ruhr disponirten Körper genossen, diese Krankheit erregen. Er theilt sie in die einfache oder katarrhalische, in die inflammatorische und faulichte. Die Heilung derselben beruht auf der Hinwegräumung der nächsten Ursache, der Entzündung in dem untern Theil der dicken Eingeweide, oder auf der geschickten Beseitigung aller innern und äussern reizenden Ursachen, sie seyen nun scharfes Blut, reizende Galle, Würmer etc. mithin sind ausleerende Mittel, schleimichte Klystire und viel Getränk hier angezeigt. Salmiak mit Schwefel und etwas Kampfer war oft da noch wohlthätig, wo sich schon Meteorismus vorfand. Den Brechweinstein zieht Hr. *W.* der Ipecac. vor, weil er mehr als diese auf den Stuhl wirkt: Mittelsalze, Manna, Tamarinden

den, Weinsteinrahm sind in der Ruhr die besten Abführungsmittel: die Rhabarber soll nie im Anfang dieser Krankheit gereicht werden, weil sie mehr auf die dicken als auf die dünnen Gedärmen wirke, sie zu sehr reize und oft Bauchgrimmen verursache. Aeusserst viel sey an einer strengen Diät bey der Cur dieser Krankheit gelegen. Wiederholte Klystire mit Opium versetzt, werden nebst der Hoffmannischen Wachslatwerge sehr angerühmt. Bey der faulichten Ruhr wird nebenher das Waschen der Schenkel und des Unterleibs mit Löffelkrautgeist, Kampfer und Alkal. volat. fluor. sehr empfohlen. — *Ueber die Krankheiten, welche im Winter 1794 sowohl unter den Soldaten als unter den Bürgern verschiedner Gemeinden des oberrheinischen Departements epidemisch waren*, in einem Brief des Dr. *Megalin* zu Sulz an Dr. *Lorenz*. Die Anstalten und die Einrichtung des Spitals zu Giebweiler waren so elend — (wie läfst sich das mit dem, was Hr. *W.* in der Vorrede sagte, vereinbaren —) dafs wegen der unproportionirten Menge der Kranken, in Hinsicht des Raumes und der Verpflegung nothwendig das Hospitalfieber einreissen mufste. Dieses Faulfieber, welches nicht nur unter den Soldaten viele hinraffte, herrschte auch in den Städten Sulz, Isenheim, Bollweiler etc. wüthete im Winter und gegen das Frühjahr am heftigsten und nahm im May merklich ab. Es hatte in der ersten Periode einen wahren inflammatorischen Character und erheischte Aderlassen. „Ich weiss nicht, sagt der Vf., woher es kömmt, dafs „man bey allen hitzigen Fiebern nichts als Galle und „Fäulnifs sehen will? Es scheint, dafs man auf die „verschiedenen Jahrsconstitutionen gar nicht mehr „Rücksicht nehme, auf die Hippocrates, Sydenham „und die gröfsten Meister in der Kunst so besonders „achteten. Heut zu Tage mag ein epidemisches Fieber im Sommer oder im Winter, im Frühjahr oder „im Herbst eintreten, darauf sieht man nicht, es wird „immer zu einem Faul- oder Gallenfieber oder zu einem bösartigen Schleim- oder Faulfieber gestempelt, „obwohl es eben so selten ist, im Frühjahr Fieber zu „sehen, die nichts entzündungsartiges an sich hätten, „als man im hohen Sommer oder im Herbst Fieber „wahrnimmt, die nicht etwas gallichtes oder faulichtes verriethen.“ Das Aderlassen mufste aber in den ersten 3 oder 4 Tagen unternommen werden, dann wurden erst Brechmittel oder Abführungen mit bestem Erfolg gereicht. Oft rührte die bösartige Beschaffenheit der Krankheit nur daher, weil man in der ersten Periode derselben nicht antiphlogistisch genug verfahren war, und oft liefs nach einer zur rechten Zeit unternommenen Aderlafs der bittre Geschmack und die stärkste Neigung zum Erbrechen nach. Das zweyte Stadium machte die antiseptische Methode, den Gebrauch des Kampfers, der China, Arnica, Blasenpflaster etc. nothwendig. In einer diesem Auffatz angehängten Nachschrift giebt Hr. *W.* über die bestimmte Anwendung der antiphlogistischen und antiseptischen oder vielmehr reizenden Methode und besonders über das Blutlassen folgende Regel: wo die Zufälle nicht sowohl Folgen des Reizes als vielmehr Folgen einer heftigen Reaction sind, da findet die Aderlasse statt, nie aber wo das Lebensvermögen oder die Reaction geschwächt ist. — *Lombard Bemerkungen über die Kopfbeschädigungen für die jungen Wundärzte bey den Feldspitälern.* (Im Auszug) Bey Hirnerschütterungen ist vorzüglich darauf zu sehen, ob der Kopf in einer horizontalen oder verticalen Direction getroffen worden ist: die horizontalen Verwundungen sind minder gefährlich als die verticalen. Die durch ein schneidendes Instrument hervorgebrachte Wirkung ist von der durch einen stumpfen oder runden Körper erregte sehr verschieden, und bey sonst gleichen Umständen minder gefährlich. Ueber die schickliche oder unschickliche, über die zeitige und späte Anwendung des Trepans werden in diesem interessanten Auffatz wichtige und auf Erfahrung sich gründende Winke gegeben: der kalten Umschläge aber, von denen *Schmucker* so herrliche Wirkungen bey Kopferschütterungen sah, wird nirgends Erwähnung gethan. — *Einige Bemerkungen über die Behandlungsart der Schufswunden* von *Boy*, obersten Wundarzt der Rheinarmee (nun todt). Ein Theil der französischen Wundärzte legen auf frische Schufswunden reizende Mittel als Weingeist mit Wasser, Wein und besonders das Salzwasser: andre hingegen wenden erweichende und schmerzstillende Mittel an, als laues Wasser, erweichende Absude; einfache Digestiv-Salben. Die erste Methode verwirft der Vf. ganz und gar, weil er durch diese reizende Mittel den Tetanus statt zu verhüten, erst entstehen sah. Laues Wasser zieht er allen *hochgepriesenen* Decocten und Salben vor. Die *republikanische* Verfassung, sagt er, ist allein auf Wahrheit gegründet und die medicinische Charlatanerie mufs mit der politischen verschwinden.“ Die Wunde soll wohl öfters benetzt und angefeuchtet, aber bis zur Entstehung der Suppuration ja recht selten verbunden werden. Der Verband mufs so angelegt seyn, dafs die Gefäfse ober- und unterhalb der Wunde hinreichend unterstützt und die Bandagen nicht nur von dem untersten Theile des Gliedes bis zur Blessur herauf, sondern auch weiter bis an das obere Ende des Gliedes hin angelegt werden. Das Aderlassen ist bey Schufswunden nicht überall anwendbar, sondern nur da, wo das Temperament des Kranken und die besondre Beschaffenheit der Zufälle sie nöthig machen. Eben so nachtheilig für die Kranken ist die fast zum Grundsatz gewordene Meynung, alle Schufswunden ohne Unterschied zu erweitern und durch Einschnitte die Figur der Wunden zu verändern. Fremde in der Wunde steckende Körper, der freye Ausflufs von stockenden Säften u. s. w. machen freylich Incisionen nothwendig; im Ganzen aber sind sie immer mehr schädlich als heilsam. Wo Einschnitte gemacht werden müssen, da sollen sie gleich nach der Verwundung und ehe noch irgend ein Entzündungszufall eintritt, oder wenn dieser Zeitpunct versäumt wurde, dann, wenn die Eiterung vollkommen im Gang ist, vorgenommen werden. Die ganz losgetrennten Knochensplitter sollen gleich beseitiget, die noch festsitzenden aber der Natur überlassen und nur die scharfen Spitzen abgenommen werden. Den Gebi

brauch des Setaceums bey Schufswunden erlaubt er nur da, wo mit Eiter angefüllte Nebenhöhlungen sind, welche weder durch die Lage des Theils, noch durch einen schicklichen Verband ausgeleert werden können. Endlich noch etwas von dem Mifsbrauch der Quellmeifsel, Bourdonnets und dem Nutzen der Einspritzungen. Selbst die Schufswunden in Articulationen erfodern nicht immer die Amputation. Einen 22jährigen Jäger, dem der äufsere Rand der Kniescheibe und der Condylus der Tibia von einer Kugel zerschmettert wurde, heilte der Vf. ohne Operation in sechsthalb Monaten glücklich. Doch soll die Amputation überall, wo sie angezeigt ist, vorgenommen werden, wenn sie anders gelingen soll, nie aber in kalten Wintertagen gleich auf dem Schlachtfeld, oder wenn der Körper noch ganz vor Kälte starrt. — In einem auf 10 Seiten abgedruckten Anhange widerlegt Hr. *W.* einige ihn betreffende Aeusserungen in dem Journal der Erfindungen, Theorien und Widersprüche.

Leipzig, in der von Kleefeldischen Buchhandl.: *Bassiano Carminati's*, der praktischen Arzneykunst öffentlichen Lehrers zu Pavia, *Inbegriff der allgemeinen Gesundheitslehre und der praktischen Arzneykunde. Zweyter Band. Arzneymittellehre. Erster Abschnitt.* 1796. 222 S. 8. (15 gr.)

Das Urtheil, das wir im Jahrgange 1794, No. 208 unserer Zeitung über die Verdeutschung der Gesundheitslehre des Hr. *Carminiati* gefällt haben, ist auch auf die ohnlängst herausgekommene Fortsetzung dieses Werkes vollkommen anwendbar. Wir bemerken hier, dafs der erste Band dieser Uebersetzung jetzt auch in der von Kleefeldischen Buchhandlung verkauft wird; der neue Verleger hat diesen Band mit einem neuen Titelblatte und Jahrzahl 1796 versehen lassen, die Uebersetzung ist aber dieselbe, die wir a. a. O. angezeigt haben. Wir brauchen uns also bey der Anzeige derselben nicht aufzuhalten, und erinnern nur, dafs dieser Abschnitt von den 12 Kapiteln, die den Inhalt des 2ten Bandes der Originalausgabe ausmachen, nur die 4 ersten (*von der Erfindung der Arzneymittel, von der Wirkung der A. M. und dem Uebergange derselben in das Blut, von der Zubereitung, Zusammensetzung und Verschreibung der A. M. und von den erweichenden Arzneymitteln,*) in sich begreift, und dafs der Uebersetzer denselben ohne alle Anmerkungen dem Drucke übergeben hat.

Leipzig, b. Schäfer: *Annalen der Arzneymittellehre.* Herausgegeben von D. *Joh. Jakob Römer. Ersten Bandes zweytes Stück.* 1796. 207 S. 8. (14 gr.)

Da wir unsere Leser schon ehedem (A. L. Z. Jahrg. 1795. III. S. 529) sowohl mit dem Plane, den Hr. R. bey der Herausgabe dieses Werkes zu befolgen sich vorgesetzt hat, als auch mit den Absichten, die er durch dasselbe zu erreichen gedenkt, bekannt gemacht haben, so gehen wir sogleich zur Anzeige des Inhalts des neuen Stückes, das wir vor uns haben, über. 1) *Abhandlung von der Wirkung des Mohnsafts* von Herrn *de la Guerene.* Der Vf. führt erst kürzlich die Meynungen der ältern und neuern Aerzte von der Natur dieser Drogue, von den Wirkungen, die sie im menschlichen Körper hervorbringt u. s. w. an, und folgert dann aus einigen Beobachtungen, die er zu machen Gelegenheit gehabt hat, dafs dieser Saft nicht unter die erhitzenden und stimulirenden Heilmittel gehöre, dafs vielmehr der Gebrauch desselben Wirkungen nach sich ziehe, die denen, die man von solchen Mitteln erwartet, geradezu entgegengesetzt sind, dafs der Einfluss desselben auf die thierische Wärme, auf die Bewegung der Schlagadern und den Kreislauf des Blutes nicht direct und unmittelbar, sondern nur mittelbar sey, und von der ersten und wahrscheinlich einzigen Wirkung des Mittels auf die Empfindlichkeit abhänge u. s. w. 2) *Aloys Caccialupi von der Vortreflichkeit und dem Nutzen der Dünste und eingeathmeten Dämpfe bey den Krankheiten der Organe des Athemholens.* Die Meynung einiger Aerzte, dafs der Keichhusten und die Masern von einer und derselben Ursache, nämlich von einem eignen sogenannten Miasma, ihren Ursprung haben, scheint dem Hrn. *C.* nicht ganz ungegründet zu seyn; er hat mehrere Thatsachen gesammlet, die diese Behauptung zu rechtfertigen geschickt sind, und führt zugleich einige klinische Versuche an, welche seine Leser von dem Nutzen des Einathmens der Dämpfe einer aus temperirenden, mildernden und erweichenden Kräutern, oder einer aus starkriechenden Vegetabilen, z. B. aus Poley, oder aus Honig, Essig und Wasser bereiteten Brühe im Keichhusten überzeugen sollen. Wir glauben, dafs man sich in der genannten Krankheit allerdings Vortheile von dieser Heilmethode versprechen kann, zumal wenn man sie zugleich mit der Anwendung anderer Mittel, die sich oft bey Patienten von dieser Art wirksam bewiesen haben, verbindet. 3) *Chemische Zergliederung der Mineralwasser zu Wolkenstein und Wiesenbad in Sachsen.* Das Wolkensteiner Mineralwasser enthält, den hier beschriebenen Versuchen zufolge, luftsaure Kalkerde, Glaubersalz, Kochsalz und Mineralalkali (welche Bestandtheile zusammen ungefähr 1½ bis 2 Gran im Pfunde ausmachen), und das Wasser des sogenannten Wiesenbades bey Annaberg hat luftsaure Kalkerde, etwas Kochsalz und Mineralalkali (zusammen 3 Gran in einem Pfunde) in seiner Mischung. 4) *C. G. Kühn litterarische Notiz von einigen seltnern kleinen Schriften über schwedische Gesundbrunnen* (vozüglich über die Mineralwasser zu Mederi und Gothenburg). Die hier verzeichneten 10 Schriften sind wenigstens in Deutschland selten; ob sie auch lesenswürdig sind, hat uns der Vf. nicht gesagt. 5) *Einige Bemerkungen vom Gebrauche der dreyfarbigen wilden Ackerviole* von *C. Strack, dem Jüngern.* Der Vf. dieses Aufsatzes macht die Aerzte, die keine gewünschten Erfolge nach dem Gebrauche dieses Gewächses beobachtet haben, auf einige Umstände aufmerksam, die einen Einfluss auf die verschiedene Wirkung eines und desselben Mittels haben können, und nennt dann einige Schriften, in welchen die Anwendbarkeit dieses Pflanzenkörpers zur Heilung

lung der Milchborke sowohl, als der Skrofeln, der Krätze, der Flechten u. s. w. durch Beobachtungen bewiesen wird. 6) *Neuerdings empfohlne Mittel gegen die Gicht.* Die Rede ist hier vom Kalmus, vom Sadebaum, vom Cajeputöl, und von einigen andern Arzneyen, die unlängst *Rave*, *Thunberg* und *Hoffmann* zur Heilung der Gicht vorgeschlagen haben. 7) *Gemeiner Tulpenbaum.* Der Herausgeber theilt eine kurze Nachricht von den Versuchen mit, die *Rush* mit der Rinde der Wurzel dieses Baumes und dem aus derselben bereiteten Extracte (einem blofs bittern Mittel) angestellt hat, und wünscht, dafs mehrere Erfahrungen damit gemacht werden möchten. 8) *Gelbe peruvianische Rinde.* Dieses neue Heilmittel ist bitterer und zusammenziehender, als die gewöhnliche peruvianische Rinde, und enthält, nach *ô Ryan's* Versuchen, dreymal soviel gummöse und harzige Theile, als die Letztere, und zweymal so viel, als die rothe China; bey den klinischen Erfahrungen, die mit der gelben Rinde angestellt worden sind, hat sie sich ungemein wirksam erwiesen, und sie scheint allerdings vor den übrigen Chinaarten, die bisher bekannt geworden sind, den Vorzug zu verdienen. 9) T. X. *Balmis*, Wundarzt der spanischen Truppen, *von den beyden amerikanischen Gewächsen, der Agave americana und Begonia balmisiana, als specifischen Mitteln gegen die Lustseuche.* Wenn man den Behauptungen dieses Schriftstellers trauen darf, so gehört die amerikanische Agave unter die besten antisyphilitischen Arzneyen; Hr. B. hat sehr viele Versuche mit dieser Pflanze angestellt und so gefunden, dafs sie oft ganz allein zur vollkommnen Heilung der venerischen Krankheiten hinlänglich ist, und dafs sie selbst dann, wenn das Quecksilber den Absichten des Arztes nicht entsprochen hat, nur selten die Erwartungen desselben unbefriedigt läfst. Die andere Pflanze, von der in diesem Aufsatze geredet wird, ist eigentlich ein abführendes Heilmittel, das nach dem Urtheile des Vf. besonders bey Personen von einem starken und festen Baue, die nicht leicht schwitzen, und bey fetten, aufgedunsenen, unempfindlichen Körpern, so wie bey Kranken, die an Skrofeln, an der Wassersucht, an Verstopfungen der Eingeweide und an Drüsengeschwülsten leiden, auch in allen den Fällen, wo man zähe Säfte zu verdünnen hat, und wo die Thätigkeit und der Ton der festen Theile wieder hergestellt werden mufs, sehr anwendbar ist. 10) *Kurze Anweisung, Pflanzen zum medicinischen Gebrauche zu sammeln.* Der Herausgeber hat diese Abhandlung aus dem schon 1785 herausgekommenen ersten Hefte des *Herbarii vivi plantarum officinalium* entlehnt, und er meynt, dafs sein Entschlufs, sie hier aufs neue abdrucken zu lassen, keiner weitläuftigen Rechtfertigung bedürfe. Wir gestehen, dafs die Regeln, die Hr. *Roth*, der Vf. dieses Aufsatzes, giebt, recht gut sind, und wir wünschen, dafs sich die Apotheker bey der Einsammlung der Vegetabilien und ihrer Theile nach denselben richten mögen. 11) *Recensionen und kurze Nachrichten*, z. B. vom Nutzen des Opiums in den Blattern, vom Eybenbaume und vom Gebrauche des aus den Blättern desselben bereiteten Extracts, vom Nutzen der Stickluft in der Schwindsucht, von der besten Bereitungsart der sauren Seife u. s. w.

KINDERSCHRIFTEN.

Leipzig, b. Barth: *Neuer Kinderfreund, von Engelhardt und Merkel.* VI. Bändchen 1795. 14 Bog. VII. Bändch. 1796. 12 Bog. VIII. Bändch. 13 Bog.

So weit Rec. die Fortsetzung dieser für erwachsenere Kinder in der That angenehmen und lehrreichen Schrift durchlaufen hat; findet er sie nicht minder, wo nicht noch in höherm Grade empfehlungswerth, als die ersten fünf umständlich von ihm angezeigten Bändchen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Technologie. Ohne Druckort: *Pflanzen-Belustigungen, oder Anweisung, wie man auf eine leichte und geschwinde Art alle Pflanzen wie in Kupfer gestochen sauber abdrucken kann,* für Kinder, Zeichner und Stickerinnen, so wie auch für die, welche in Stammbüchern geschwind eine Zeichnung liefern wollen. Erstes Heft mit 12. saubern Abbildungen. 1796. 8. (8 gr.) Ein grofser Titel zu einem Werkchen dessen Text aus $13\frac{1}{2}$ Zeile besteht, und welches in keinem Stück mit dem Titel übereinstimmt, als in dem, dafs es Kindern eine artige Unterhaltung gewähren kann, wenn sie nach der Vorschrift selbst solche Abdrücke machen wollen. Dafs weder für Botanik, noch für Zeichnung, etwas erspriefsliches von dieser Kunst, Pflanzen durch sich selbst abzudrucken, zu erwarten sey, das haben endlich die Junghansischen Versuche, das *Non plus ultra* derselben, hinlänglich dargethan. Rec. wüfste sich wenigstens keinen Fall zu denken, in dem man sagen könnte, es sey mit dieser Beschäftigung nicht blofs gespielt worden, als etwa den, dafs ein Botaniker in einer entfernten Weltgegend die Bekanntwerdung seiner gefundnen Seltenheiten durch leichte Copirung einigermafsen sichern wollte.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 3. Junius 1797.

RECHTSGELAHRTHEIT.

Hof, b. Grau: *Kurze Darstellung der neuen Preussischen Gerichtsordnung*, zur Erleichterung des Studiums derselben. 1797. 510. S. gr. 8.

Wir möchten des Vf. Begriffe von *Kürze* wohl kennen. Seine *kurze* Darstellung der Gerichtsordnung (sollte heissen: des *ersten Theils* der Gerichtsordnung, denn nur *diesen* hat sie zum Gegenstande) ist, im Verhältnisse zu dem Ersten Theile der *Gerichtsordnung* selbst, (welche grössere Schrift und kleineres Format hat) sehr lang und *langweilig* zugleich, und doch dabey unvollständig. — Gleich die *Einleitung* in die *Processordnung*, als den ersten Theil der *Gerichtsordnung*, ist ein Meisterstück von Präcision, welche auf 16 Seiten in lauter kurzen §§, deren einer aus dem andern folgt, eine *allgemeine Uebersicht* des ganzen Processes giebt, in welcher nichts enthalten ist, was *in die* speciellern Theile gehört; dagegen ist die Einleitung in Hn. *C. J. A. Meyers* (so nennt sich der Vf. unter der Vorrede) *kurze Darstellung* etc. ein auf 12 Seiten, ohne Paragraphenabschnitte, eng zusammen geschichtetes Gemengsel von *allgemeinen* Grundsätzen und *speciellen* Vorschriften, welche letztere um so weniger hieher gehören, da sie bey den einzelnen Theilen doch nothwendig wiederholt werden müssen. Wenn z. B. §. 53 der *Einleitung in die* Processordnung nur *im Allgemeinen* angeführt wird, dass es nach geschlossener Instruction, den Parteyen frey stehe, rechtliche Ausführungen ihrer Ansprüche oder Einwendungen anzufertigen, oder anfertigen zu lassen; so sagt Hr. *M.* „zu Verfertigung der miteinander zu „übergebenden *implorantischen* und *imploratischen* „(warum ist diese barbarische Terminologie noch „beybehalten?) Deduction wird eine Frist von 8 Tagen, „höchstens 6 Wochen, vorgeschrieben, die auf keine „Weise verlängert werden darf. Ist von diesen De„ductionen keine, oder nur Eine davon, oder sind „sie beide eingekommen, so werden die Acten nach „Ablauf der hiezu vorgeschriebenen Frist, ohne Ver„zug zum Spruch vorgelegt." (Wie verwirrt! warum sagt Hr. *M.* nicht: nach Ablauf dieser Frist werden die Acten zum Spruch vorgelegt, die Deductionen mögen eingekommen seyn oder nicht). Diese *speciellere* Vorschrift wegen Einreichung der Deduktionen gehört offenbar in den Titel: *Vom Beschluss der Sache*; (in welchem sie auch *in der Gerichtsordnung selbst* steht), aber in *diesem* Titel sucht man sie bey *M.* vergebens. — Wenn ferner in der *Einleitung zur Processordnung* §. 56 gesagt wird: „den Parteyen „steht in allen nicht ganz unbedeutenden Sachen ge„gen ein zu ihrem Nachtheil ausgefallenes Urtel das „Rechtsmittel der Appellation an einen zweyten Rich„ter offen;" so läst sich Hr. *M.* folgendergestalt vernehmen: „Glaubet eine Partey durch ein Urtel „beschweret zu seyn; so kann sie appelliren, wel„ches Rechtsmittel, der Regel nach, in allen Fällen „zulässig ist. Die appellable Summe muss mehr als „30 Thaler betragen" (dies ist einestheils nur halb wahr, da es nur von *Obergerichten* gilt; anderntheils steht es, so wie es hier gestellt ist, mit dem unmittelbar vorhergehenden: „die Appellation ist, der Regel nach, in *allen* Fällen zulässig" in offenbaren Widerspruche). „Binnen 10 Tagen, von Zeit des pub„licirten Erkenntnisses an, muss *der Appellationsbe„richt* (?) eine Anzeige und Ausführung der Be„schwerden übergeben, wenigstens diese bestimmt „angezeiget, und zur Ausführung und Begründung „derselben eine Frist gesuchet werden." So führt Hr. *M.* hier auch in einer Note (warum nur *dieses* in einer *Note*?) die speciellen Vorschriften wegen der *revisibeln* Summe an. In den besondern Titeln: *von Appellationen* und: *von der Revision* ist nun dieses alles wiederholt. Dergleichen *specielle* Vorschriften, die nicht in die *Einleitung* gehören, könnte Rec. noch sehr viele anführen. — Die Definition von *Instruent*, S. 1. *der Einleitung* in der Note: „Die Gerichtsper„son, welche die Instruktion besorgt, heisset der In„struent;" ist sehr befriedigend! — Was Hr. *M.* S. 3 über die Abweichung der Verfahrungsart vom ordinären Processe sagt, hat gar keinen praktischen Nutzen. Die Bestimmung des Unterschiedes zwischen Ober- und Untergerichten, S. 4. gehört auch nicht hieher. — Warum die Vorschriften *von persönlichen Erscheinen und von der Vertretung durch Bevollmächtigte*, (welchen Vorschriften in der Gerichtsordnung ein besonderer Titel gewidmet ist) in die *Einleitung* aufgenommen sind, lässt sich schlechterdings nicht absehen. Eben so gut hätte Hr. *M.* den ganzen Titel: *vom Gerichtsstande* der *Einleitung* einverleiben können. — Wenn Hr. *M.* S. 9 sagt: „der *Instruent*, ein „Deputirter des Gerichts, der die Klage instruirt und „aufnimmt etc." so sollte man glauben, die *Aufnahme* der Klage erfolge später als die *Instruction* derselben. Die Note zu der angeführten Stelle giebt auch zu der Missdeutung Anlass, als ob der Justizcommissarius, als Bevollmächtigter der Partey, die Klage *instruiren* könne.

Schon diese Proben, zusammen genommen mit der schwerfälligen Schreibart, in welcher man auf

barbarische, aus dem *Preussischen* Geschäftsstile längst verwiesene, Kunstausdrücke und auf Idiotismen stösst, verrathen einen Verfasser, der in der Kenntniss der Preussischen Justizverfassung Neuling, und also in den Geist derselben noch nicht eingedrungen ist. Wie kann aber ein solcher Mann auf den Einfall kommen, zur Belehrung Preussischer Praktiker zu schreiben?

Rostock u. Leipzig, b. Stiller: *Ephemeriden der theoretischen und practischen Rechtsgelahrtheit*, herausgegeben von *Friedrich Gottlieb Julius Burchard*, B. R. D. der Herz. Mekl. Justiz-Canzley zu Rostock und des Consistorii Fiskal. *Erstes Heft*. 1796. 88 S. 8. (8 gr.)

Die Fortschritte, sagt der Hr. Herausgeber, unserer Zeiten in der Gesetzgebung, Auslegung der Gesetze und Aufstellung neuer Theorien im ganzen Gebiete der Jurisprudenz zu zeigen, zugleich aber auch die Ausübung der Gerechtigkeit in den verschiedenen Provinzen Deutschlands darzustellen, ist der Zweck dieser Zeitschrift. Ohne Mittheilung aus fremden Gegenden Deutschlands kann dieselbe nur ein örtliches Interesse erhalten; ich muss daher um Beyträge aus allen Gegenden Deutschlands bitten. Ohne Scheu werde ich es rügen, wenn es noch Städte giebt, wo die Gerichtsordnung zu den Seltenheiten gehört, so dass man sich statt der gedruckten mit Copien behelfen muss; ohne Scheu werde ich Beyspiele von Machtbefehlen, Verschleppungen und andern Mängeln in Justizsachen geben; aber lieber wird es mir seyn, Fälle von merkwürdiger Ausübung der Gerechtigkeit, von interessanten Verordnungen, von gerechten, standhaften Verfahren mittheilen zu können. Die Erscheinung der Hefte, wovon zwey einen Band ausmachen sollen, ist an keine bestimmte Zeit gebunden.

Nun zur Anzeige des Inhalts des vorliegenden ersten Heftes: — *Nr*. 1. Eine weitläufige Kritik des ersten und zweyten Bandes des *Dabelowischen* Versuchs einer ausführlichen Erläuterung der Lehren vom Concurs der Gläubiger. *Nr*. 2. Rechtliche Entscheidung der beiden Rechtsfragen: 1) Kann ein Ehegatte, seiner *in pactis dotalibus per modum contractus initis* eingegangenen Verbindlichkeit zuwider, sein Vermögen alieniren, oder es durch andere Dispositionen auf einen Dritten transferiren? 2) Kann der überlebende Ehegatte seine Gebührnisse aus der Ehestiftung, wenn der Verstorbene sein gesammtes Vermögen durch Handlungen der Freygebigkeit an Fremde übertragen hat, von sämmtlichen Beschenkten zu fodern berechtigt seyn? — Der hier erzählte, vor dem Kammergericht in Berlin verhandelte Rechtsstreit, bey welchem die obigen beiden Fragen zur Sprache kamen, ist nach manchen Hinsichten interessant und lehrreich. Die sehr gründlich abgefassten Entscheidungsgründe des Kammergerichts sind vollständig mitgetheilt, und der Richter hat, wie Sachkundige voraus schon vermuthen werden, die erste jener Fragen verneinend, die zweyte aber bejahend entschieden. *Nr*. 3. *Sodomia generis*. — Ein von Natur einfältiger, ganz ungebildeter und uninterrichteter Pferdeknecht begeht mehrmalen, fast ohne allen Scheu, mit einem Mutterpferde Unzucht. Die Juristenfacultät zu Rostock erkennt hierauf: — Dass Inquisit auf zwey Jahre ins Zuchthaus zu bringen, und daselbst zur schweren Strafe anzuhalten, jedoch zu gleicher Zeit mit allem Fleisse in dem Christenthume zu unterrichten, demnächst aber, nach geschehener Entlassung aus dem Zuchthause, aus den Gränzen des Schwaanschen Amtes auf Lebenszeit zu verweisen sey. — *Nr*. 4. Ueber die Octaven des Antony-Termins in Mecklenburg. — Eine uralte Gewohnheit theilt in Meklenburg das Jahr in Rücksicht der gewöhnlichen Zahlungstage in zwey sehr ungleiche Theile, den Antony- und Trinitatis-Termin nämlich. Ueber die Dauer dieser Termine aber walten mannichfaltige Streitigkeiten ob, weswegen hier zwey diesen Gegenstand betreffende Gutachten geliefert werden. *Nr*. 5. Nichtadeliche Gutsbesitzer in Meklenburg gegen die adelichen Gutsbesitzer wegen einiger Prärogativen der Letzteren. — Es ist diess ein für Meklenburg sehr interessanter Streit, der wahrscheinlich noch zu grossen Weiterungen Anlass geben wird. In den folgenden Heften will der Hr. Herausgeber den weiteren Gang der Sache vorlegen. — *Nr*. 6. Miscellen — Hier wird ein von der Juristenfacultät zu Rinteln in einem ertheilten rechtlichen Gutachten aufgestelltes Paradoxon, und dann ein von einem Unterrichter veranstaltetes ganz nichtiges Verfahren gerügt. — —

Dieses erste Heft der Ephemeriden hat, *wie die* Inhaltsanzeige lehrt, hauptsächlich nur für meklenburgische Geschäftsmänner Interesse; der Hr. Herausgeber ist auch in seinen Einleitungen und Bemerkungen zu wortreich; desgleichen fehlt es dem Ganzen an einem bestimmten Plane, und auf Abwechslung ist nicht genug Rücksicht genommen. Allein Hr. B. scheint doch ein Mann zu seyn, der aus vorliegenden Materialien das Wichtigste gut zu wählen weiss, und es lässt sich daher nicht zweifeln, dass er bey erweiterter Correspondenz, ein brauchbares Werk zu liefern wohl im Stande sey.

Hannover, b. den Gebrüder Hahn: *Das Rasstamsche Recht*. Von *J. C. E. Münter*, Doctor und adjungirtem Procurator bey Königlich Churfürstl. Justiz-Canzley zu Celle. Zweyte verbesserte und vermehrte Ausgabe. 179?. 288 S. 8. (16 gr.)

In dieser neuen Ausgabe, die um 48 Seiten stärker, als die erste, ist, hat der Vf. manches gebessert und verändert. Zusätze von Bedeutung haben wir jedoch beym Vergleichen nicht entdeckt.

OEKONOMIE.

Leipzig, b. Sommer: *Landwirthschafts - Garten- und Forstkalender, oder Verzeichniss der in jedem Monat vorfallenden Verrichtungen, sowohl im Felde als in Küchen - Blumen - Baumgärten und Waldern, auch entdeckten Betrügereyen mancher untern*

Forstbedienten. Mit einem Anhange, wie man ohne Zuthun der Bienen Wachs bereiten, auch Maulwürfe, Erdflöhe, Schnecken und Kornwürmer vertreiben könne. Auf Verlangen herausgegeben von *C. H. Meisner.* 1796. 1 Alph. 10 B. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Dieser Titel erzählt die Reichhaltigkeit der Materien, die in diesem Buche abgehandelt sind, ausführlich genug. Ob übrigens der kalendermäfsige Vortrag auch *auf Verlangen* gewählt worden, will Rec. dahin gestellt seyn lassen. Da man bey dieser Art des Unterrichts die Materien gleichsam nur immer fragmentenweise übersehn kann, so ist, wenigstens Rec. von dieser Methode nicht sonderlich erbaut, denn wer sich mit den einzelnen Geschäften selbst hinreichend bekannt gemacht hat, der wird auch wohl mit der Zeitfolge und mit den Monaten fertig werden. Indessen kann der Vf. doch hoffen, dass sein Buch Liebhaber finden wird, da die vorgetragenen Materien vollständig, lehrreich und deutlich dargestellt sind. Die Feld- und häuslichen Geschäfte des Acker- Wein- und Pflanzenbaues, imgleichen des Bierbrauens, Brandteweinbrennens etc. nehmen bey weiten den gröfsten Theil dieses Buches ein, da der Obst- und Küchengarten, imgleichen die Geschäfte des Forstwesens nur kurz abgefertigt sind. Der nützlichste Theil des ganzen Buches ist nach Rec. Ueberzeugung der Anhang, der von Thierkrankheiten handelt. Man findet hier keine Sammlung ohne Wahl aufgehäufter Recepte, sondern der Leser wird auf die Kennzeichen und Beschaffenheit einer jeden Krankheit aufmerksam, zugleich aber auch mit den zweckdienlichsten Vorbeugungs- und Heilmitteln bekannt gemacht. — Nur möchte sich Rec. doch nicht getrauen, nach Bourgelets angepriesenen Vorschlägen den Rotz mit *Merc. subl. corr.* und Kalkwasser *sicher* zu heilen; auch die, als Vorbeugungsmittel gegen die Rindviehseuche vorgeschlagenen Kuren, möchten wohl ihres Endzwecks verfehlen. — Wenn also auch der ganze übrige Theil des Buches den praktischen Landwirth ohne alle Belehrung liesse, – gegen welche Behauptung sich Rec. hiemit feyerlich verwahrt haben will! — so kann er die lezten Bogen desselben doch als einen ziemlich sichern Ersatz eines Theils seiner Auslagen betrachten.

Prag, in der Herrlschen Buchhandl.: *Franz Fuss* wirklichen Mitglieds der k. k. privilegirten ökonomisch-patriotischen Gesellschaft im Königreich Böheim *Anweisung zur Erlernung der Landwirthschaft durch alle ihre Theile.* Für Wirthschafts-Amtsschreiber und mindere Beamten, auch Bürger und Bauern. 1795. 400 S. gr. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Wenn man bedenkt, dass von dieser Schrift fast 100 Seiten abgehn, die von den Krankheiten der Thiere und ihrer Heilung handeln; so sieht man leicht, dass die Anweisung zur Erlernung der Landwirthschaft durch alle ihre Theile hier sehr compendiarisch ausfallen muss. Statt der in einem 2ten und 3ten Theile zu erwartenden Supplemente und Erläuterungen hätte der Vf. besser gethan, ein nach der Ordnung der Naturreiche in drey Bänden wohlgeordnetes Werk zu verfassen; da er sonst gute Kenntnisse in der Naturlehre und Oekonomie an den Tag legt. Besonderes Verdienst hat dieser Theil durch die bey jeder nützlichen Thierart angegebenen Krankheiten derselben, mit beygefügten Heilmitteln, welche wir mit Grund empfehlen können: nur bezweifeln wir (S. 273) die glückliche Heilung der Stollbeulen bey Pferden, wenn solche Wasser enthalten, falls nicht durch eine geschickte Hand die Haut oder Blase, in welcher sich die wässerigte Materie gesammlet hatte, glücklich herausgeschälet, und dann die Wunde langsam und bedächtig zugeheilet wird. Dass die Schubartischen Proselyten in Böhmen den zu häufigen Anbau der Futterkräuter vornehmlich des spanischen Klees, nothgedrungen wieder aufgegeben, also dabey nicht so grosse Vortheile, als man ihnen vorspiegelte, gefunden — wird S. 152 u. f. nach der Wahrheit angezeigt, und angehenden Oekonomen die nützliche Lehre gegeben, blos theoretischen Vorschlägen aus der Studierstube nicht zu viel zu trauen.

SCHÖNE KÜNSTE.

Stettin, b. Kaffke: *Erzählungen*, von *C. A. Stutz.* Zweyter Band. 1790. 212 S. 8.

Von den drey prosaischen Erzählungen, oder kleinen Romanen, die diesen Band ausfüllen, ist die erste die längste, indem sie die ganze Hälfte des Bandes, sieben Bogen, beträgt. Es ist eine spanische Geschichte, die der Vf. im dritten Theile gewisser *Erzählungen aus der wirklichen Welt* ganz kurz (vermuthlich nach einem französischen Originale) erzählt fand, und die er weiter ausführte, um sie, wie er meynte, dadurch interessanter zu machen. Rec. zweifelt aber, dass ihm diese Absicht gelungen sey. Denn, wenn Hr. *S.* gleich nicht schlecht erzählt, so hat sein Vortrag doch keine unterscheidenden Vorzüge, welche den Leser fesseln könnten; besonders dialogirt er zu oft, und mit zu wenig Lebhaftigkeit. Die zweyte Erzählung wird S. 157 abgebrochen, und eine Fortsetzung davon versprochen. Der Anlage nach scheint sie ein Gewebe gräfslicher, nur allzugräfslicher Zufälle zu werden, und der Vf. dabey mehr auf eine Reihe ungewöhnlicher Leiden und ungewöhnlicher Rettungen, als auf Kraft der Darstellung zu rechnen. Die dritte ist eine Posse von der Art, wie ihrer so unzählige, in dramatischer und undramatischer Form, über die Mittel, einen alten geckenhaften Vater zu gewinnen, und einen phantastischen Nebenbuhler zu entfernen, sind geschrieben worden.

Thorn u. Dessau, b. Vollmer: *Hans von Bousen*, Haupt und geheimer Oberer des preussischen Bundes. Eine dialogisirte Rittergeschichte aus dem

funfzehnten Jahrhunderte. 1795. 1. Th. 272 S. 2. Th. 268 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Wenn einmal eine Rittergeschichte geschrieben werden soll, so läfst man es schon gelten, dafs darin ein paar hundert Personen auf einmal auftreten. Es macht zwar dem Leser einige Mühe, sich auf den ersten vier, fünf Seiten eines jeden Theils nur allein mit dem Personale des Stücks bekannt zu machen: man weifs aber auch alsdann, dafs diese Mühe durch die beständigen Abwechslungen der mannigfaltigsten Auftritte, die weder an Zeit noch an Ort gebunden sind, dem Leser überflüfsig vergolten werden wird. Wir können auf Treu und Glauben versichern, dafs es der Vf. hieran auf keine Weise habe fehlen lassen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Kiel*, b. Bohn: *D. H. Hegewisch* an Deutschlands Patrioten, Anzeige von der *Art*, *wie ein Censor in Leipzig ein ihm vorgelegtes Manuscript hat behandeln wollen.* 1793. 72 S. gr. 8. In einigen handschriftlichen Aufsätzen des Vf., die sein Verleger, weil sie in Leipzig gedruckt werden sollten, der dortigen Censur übergeben hatte, wurden nicht nur grosse Stellen ganz durchstrichen, sondern auch andere von dem Censor (Hn. Hofrath *Wenk*) abgeändert; und Hr. *H.* sah dieses als eine Art von Beruf an, „deutsche „Patrioten auf das Schicksal, das uns bevorsteht, aufmerksam „zu machen: sie aufzufodern, bey einer der wichtigsten Ange„legenheiten, die eine Nation haben kann, nicht gleichgültig, „nicht unthätig zu bleiben." S. 6. So entstand diese Abhandlung, die unstreitig zu den besten gehört, welche wir über den seit einiger Zeit so häufig behandelten, und *pro* und *contra* oft heftig verfochtenen Gegenstand erhalten haben. Den Misbrauch der Presse zu verhüten, sagt der Vf., giebt es 2 Wege: 1. Censur, 2. uneingeschränkte Presfreyheit, und Bestrafung der gesetzwidrigen Misbräuche. Die deutschen Gesetzgeber wählten den ersten; die Censurgesetze sind aber nicht strenge, die Strenge wird nur hinein commentirt. Hr. *H.* zeigt hierauf genauer an, was in seiner Handschrift durchstrichen und was abgeändert worden. Der eine Aufsatz: *Ueber die Einführung der christlichen Religion in Schweden*, in welchem jetzt der Censor nicht nur änderte, sondern auch den letzten Theil ganz durchstrich, war 3 oder 4 Jahre zuvor von derselben Censur, obgleich von einem andern Censor gebilligt und in dem *deutschen gemeinnützigen Magazin* (Band III. St. 2. S. 40.) abgedruckt worden. Noch auffallender scheint es aber Rec., dafs in dem 2ten Aufsatze: einer *Uebersetzung des Kapitels 54. von Gibbons bekannter Geschichte vom Verfall und Untergang des römischen Reichs*, der Censor sich ermächtigte, Stellen in der Uebersetzung abzuändern, dem Geschichtschreiber einen andern Sinn unterzuschieben und den Uebersetzer dem Vorwurfe der Verfalschung seines Originals, oder der Uebereilung Preis zu geben. Um unsere Leser selbst beurtheilen zu lassen, ob diese Stellen etwas gefährliches enthielten, wollen wir hier nur ein Beyspiel ausheben. Statt der Worte des Uebersetzers: „Eine unpartheyische Discussion wird uns über ihre (der Reformatoren) Furchtsamkeit eher erstaunen, als uns über ihre Verwegenheit ärgern lassen," wollte der Censor folgende unterschieben: „Eine unpartheyische Discussion wird uns eher *eigne* Furchtsamkeit der ersten Reformatoren *vermuthen*, als uns über ihre Verwegenheit ärgern lassen." Niemand kann es dem Vf. verargen, wenn ihn diese Behandlung unwillig machte. Er fodert S. 49. alle Gelehrte auf, einmüthig ihre Stimme gegen solche Censurmisbräuche zu erheben, da die reine Stimme der Wahrheit noch mächtig genug sey, deutsche Fürsten von den nachtheiligen Folgen dieser Art von Despotismus zu überzeugen. „Laſst uns," sagt er S. 52. „dem Reichsoberhaupt und den gesammten „Ständen vorstellen, wie nöthig es ist, dafs solche Männer zu „Censoren bestellt werden, wie die Reichsgesetze erfodern, „*verständige Männer.*" Verständige Männer seyen aber nach unsrer alten deutschen Sprache nicht blofs gelehrte Männer. „Wir würden weniger frey seyn," fährt er fort, „als die Spanier und die Unterthanen des Pabsts, wenn es von der Entscheidung *eines* Mannes abhängen sollte, was der Schriftsteller schreiben, was das Publicum lesen dürfe." Die Leser werden dem Vf. um so mehr ihren Beyfall schenken, da er zwar mit Wärme, aber, ungeachtet des Gefühls erlittenen Unrechts, nicht mit Heftigkeit schreibt. Zugleich zeigen wir eine andere kleine Schrift desselben Vf. an, welcher er seinen Namen nicht vorgesetzt hat.

Kiel, in der königl. Schulbuchh.: *Ueber die Neutralität bey dem gegenwärtigen Kriege.* 1793. 48 S. 8. *Das Gerücht*, als ob die seit dem J. 1791 gegen Frankreich verbundenen Mächte einige Mindermächtige nöthigen wollten, von der angenommenen Neutralität abzugehen, veranlafste diese Abhandlung, in welcher der Vf. zeigt, dafs es ungerecht sey, einen neutralen Staat zur Theilnahme an dem Kriege zu nöthigen, so lange dieser keines der kriegführenden Völker vor den andern begünstigt, und dafs es Klugheit und Selbsterhaltung Mindermächtigen zur Pflicht mache, sich zur Theilnahme nicht nöthigen zu lassen. Er geht dann auf die Veranlassung oder auf den Vorwand des gegenwärtigen Krieges über, und findet, dafs es doppelt hart seyn würde, Regenten, die durch die Güte und Weisheit ihrer Regierung sich die Liebe ihrer Unterthanen so erworben haben, dafs sie die in Frankreich aufgestellten Grundsätze nicht fürchten dürfen, zu zwingen, ihre treuen Unterthanen in einen, ihnen ganz gleichgültigen, Meynungskrieg zu verwickeln. Hierdurch wird er auf verschiedene Bemerkungen über die Rechtmäfsigkeit dieses Strafkriegs, und auf den Ausgang ähnlicher Kriege geführt.

Die Nachschrift enthält eine kurze Geschichte, wie im J. 1690 die Dänen und Schweden ihre Neutralitätsrechte gegen England behaupteten. Nach Rec. Urtheile sind des Vf. Bemerkungen treffend und wahr; selbst aber diejenigen, die hierin anderer Meynung seyn sollten, werden wenigstens eingestehen müssen, dafs er sie mit eben so viel Bescheidenheit als Freymüthigkeit vorgetragen habe.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 5. Junius 1797.

GESCHICHTE.

Erfurt, b. Keyser: *Geheime Geschichte des Hauses von Medicis und anderer vornehmen Familien in Italien.* Nach dem Französischen des Herrn *A. von Varillas.* 1795. 506 S. 8.

Wer hätte es erwarten sollen, dass der selbst unter seinen Franzosen als Schriftsteller längst begrabene und vergessene *Varillas* im Jahr 1795 unter uns aufleben würde? und gerade durch das Buch, welches den neuern verdorbenen historischen Geschmak vorzüglich befördert hat, durch seine *Anecdotes de la Maison de Florence?* eines der allerersten Muster Französischer Anekdotenjagd; oder der Sucht, über die Geschichte entfernter Jahrhunderte und Länder geheime Nachrichten ohne den geringsten Gewährsmann oder Beweis zu verbreiten; auch wohl manche hin und wieder zerstreute und nicht allgemein bekannte Erzählungen durch lebhaften Witz in unerhörte Anekdoten zu verwandeln, u. dergl. m. So sagt Hr. *Varillas* hier S. 3. „Ich für meine Person habe keine andere Absicht als diese, hier *solche Nachrichten* vorzutragen, *die andern Schriftstellern entweder ganz unbekannt waren*; oder geflissentlich von ihnen mit Stillschweigen übergangen wurden.“ Anstatt nun zu melden, woher Er denn diese so unbekannten Wahrheiten genommen habe, fährt er bloss fort: *Ich muss demnach sagen u. s. w.* Also auf sein Wort soll man ihm die geheime Geschichte des 15 und 16 Jahrhunderts glauben: ihm, der bey manchem Wahrem und Brauchbarem, mancher freyen und richtigen Beurtheilung, auch einer unterhaltenden Schreibart, doch fast alles auf seine eigene Art verbrämt; mehr weiss als die Zeitgenossen; öfters nur den seichten Raisonneur über ungeprüfte Nachrichten abgiebt; offenbare Unrichtigkeiten und halb verstandene Dinge einmischt; der z. B. S. 203 keck hinschreibt, *Hermolaus Barbarus* habe den *Themistius* in solcher Pracht und Majestät erscheinen lassen, dass seit der Zeit niemand etwas daran zu verbessern wagte; S. 444 dass *Adrian VI.* der Sohn eines Flamändischen Bierbrauers gewesen sey; S. 488 dass *Savonarola* die Gabe der Weissagung besessen habe, u. dergl. m. Der Uebersetzer wundert sich, dass ein Werk, so vorzüglichen Inhalts, ein so vollständiges Gemähldevoll Geist und Leben, bisher unübersetzt geblieben ist: und wir würden uns wundern, dass er es vorzüglich habe finden können, wenn es uns nicht der Geschmack unsers Zeitalters, der in der Geschichte nur auf Form und Farbe weit weniger auf innern Gehalt sieht, begreiflich machte. Vielleicht, setzt er hinzu, ward mancher Uebersetzer durch die vielfältigen *Schmähungen* zurückgeschreckt, womit der berühmte *Bayle* den *ehrlichen Varillas* bey jeder Gelegenheit in seinem *Dictionnaire* überhäuft. Als wenn erwiesene Vorwürfe Schmähungen wären; als wenn nicht alle Kenner der Geschichtkunde seit hundert Jahren eben so über die historischen Romanschreiber *Varillas* und *Maimbourg* geurtheilt hätten, wie sie einst über die *Varillas* und *Maimbourgs* unserer Tage, so sehr sie auch noch mehr als diese, poetische Schilderungsgabe in ihrer Gewalt haben mögen, urtheilen werden. Der Vf. hatte auch anfänglich den Vorsatz, jene Vorwürfe zu prüfen, und daher dieses Buch mit kritischen Anmerkungen zu begleiten. Allein da ihn Kriegsunruhen von seinem ehemaligen Wohnorte vertrieben haben: hatte er auch die dazu nöthigen Hülfsmittel nicht in den Händen. Es wäre jedoch besser gewesen, bis er diese gebrauchen konnte, die Uebersetzung ungedruckt zu lassen. Der Druck- oder Schreibfehler giebt es in derselben etwas viele; wie einigemal *Trimulce* an statt *Trivulce* oder *Trivulzio*, *Cinesius* statt *Synesius*, *Paleologen*, *Porpkirogeneten*, *Chalcondilos*, u. dergl. m. mit denen wohl schon die Urschrift selbst begabt seyn mag. Die *Fabrik des heil. Peter* (S. 467.) hätte durch *Peterskirche*, und ebendas. *Pater Paul* durch *Paul Sarpi* übersetzt werden sollen.

Unter der Aufschrift, Berlin und Potsdam: Merkwürdige *Geschichte* des Fürsten *Franz Rakoczi*, und der durch die Ungarischen Missvergnügten erregten Unruhen und Kriege. 1795. 246 S. 8.

Es ist immer sonderbar, und selbst gegen die ersten Regeln der historischen Methode, wenn ein anonymischer Schriftsteller Begebenheiten aus längst verflossenen Zeiten erzählt, ohne im geringsten zu melden, woher er seine Nachrichten genommen habe. Glauben kann er eigentlich nicht verlangen: und es ist eine falsche Einbildung, dass Leser, die eben keine Geschichtkenner sind, sich an dem, was er ihnen vorzuerzählen gut findet, begnügen müssen. Für Recensenten ist ein solches Verfahren am beschwerlichsten: denn diese kommen öfters nur langsam auf die Spur, woher der Anonymus geschöpft, epitomirt oder abgeschrieben habe. Glücklicherweise entdeckten wir bey gegenwärtigen Buche die Quelle gar bald, deren sich der Vf. höchst wahrscheinlich bedient hat. Sie gehört allerdings unter die besten: und er konnte sie daher mit Ehren nennen; nur unterlüss-

verläfst dieses mancher historische Schriftsteller, wenn er alles aus Einem Buche nimmt, und sich auf eigene Kenntnisse, die aus mehrern andern Werken gezogen sind, nicht verlassen kann. Es ist die *Histoire des Revolutions de Hongrie*, welche im J. 1739 im Haag in sechs Oktav Bänden erschienen ist. Da stehen im 5ten und 6ten Bande die *Memoires du Prince Rakoczy*, von ihm selbst aufgesetzt, und am Ende (T. VI. p. 65. fg.) sein Testament nebst verschiedenen Schreiben, gerade wie sie hier in einem Anhange (S. 223. fg.) beygefügt sind. Schlägt man auch im ersten Bande dieses Buchs das J. 1692 nach, (p. 397. fg.) mit welchem unser Ungenannter anfängt: so wird man zwischen beiden eine merkliche Uebereinstimmung bis auf die Redensarten selbst bemerken; z. B. p. 401. *L'annee 1694 ne produisit pas des evenemens plus interessans. Des vicissitudes continuelles dans les premieres charges de l'Empire Ottoman le rendoient incapable, etc.* Dafür sagt der Deutsche S. 7. Auch das J. 1694 war eben so wenig fruchtbar an wichtigen Unternehmungen. Ewiger Wechsel und ewiger Streit um die ersten Staats- und Kriegsbedienungen bey der Pforte hielten die Türken ab, u. s. w. Es könnte unterdessen wohl seyn, dafs unser Anonymus nur einen wörtlichen französischen Auszug aus diesem gröfsern Werke gebraucht hätte: denn unsere Büchersabrikanten pflegen sonst, wenn sie auf eine so reichliche Quelle gerathen, weit mehr abzuschreiben, als dieser gethan hat. Warum er übrigens seine Geschichte mit dem J. 1692 angefangen habe, sagt er uns nicht. Auch fällt sie wie vom Himmel herab, indem der Vf. folgendergestalt beginnt. „Das hohe Kaiserhaus wünschte schon im Anfange des J. 1692 Friede mit seinen Unterthanen zu haben." Leser, für die er etwan geschrieben haben könnte, werden nicht wissen, warum denn der Kaiser mit seinen eigenen Unterthanen habe Friede machen wollen. Die sogenannte historisch geographisch politische Excursion, die S. 51 fg. steht, sollte daher, aber richtiger bearbeitet, sich an der Spitze des Buchs finden. Wir übergehen einige kleinere Fehler, die besonders in Namen begangen worden sind.

Stuttgart, b. Metzler: *Versuch eines Leitfadens zu Vorlesungen über die Erfindungen in den ersten Weltperioden*, von *Friedrich Christian Franz*, Professor zu Stuttgart. 1795. 9 Bog. 8.

Ein Leitfaden, der, wie der Vf.r selbst sagt, nach *Goguet* und *Gatterer* gezogen ist; bey dem er aber auch *Adelung*, *Beckmann*, *Büsch*, u. a. m. benutzt hat. Ihm gebührt die gute Wahl und Zusammenstellung des vorhandenen Stoffs, mit Belegen aus den Quellen. Freylich beruht bekanntermafsen hier vieles auf blofsen Muthmafsungen; bisweilen ist auch wohl aus einem alten Schriftsteller zu viel gefolgert; oder seine Vorstellungsart von einer Erfindung im höchsten Alterthum als Thatsache angenommen worden. So schreibt der Vf. S. 26. „Lange afsen die Menschen die Getreidekörner ohne weitere Zubereitung, bis sie nach *Posidonius* (beym *Seneca* Ep. 90.) von der *natürlichen Operation des Essens die Kunst zu mahlen* abzogen." Woher nun das *Posidonius* so gewifs wissen mag? Da möchten wohl Steine natürlicher die ersten Mühlen gewesen seyn, als Zähne. S. 55 werden dem *Peter Crinitus* einige Zeilen lateinische Verse beygelegt, von denen er aber selbst sagt, dafs er sie aus einer alten Handschrift genommen habe. Auch ist die erste Zeile derselben hier unrichtig abgedruckt; selbst die gewöhnliche Leseart hat *Vossius* (*Aristarch. seu de Arte Grammat. L. I. c.* 9.) verbessert. Dafs *Paul Lucas* nach S. 110. Ueberbleibsel des ägyptischen Labyrinths gesehen haben sollte, wie er freylich vorgab, glauben die Gelehrten schon lange nicht mehr. S. 121 schreibt der Vf. „*Moses ist nicht der älteste wahre Geschichtschreiber überhaupt*, weil er sich auf eine *Geschichte der Kriege des Herrn* beruft." Wie aber, wenn dieses blofs ein historisches Gedicht war?

Wirzburg, b. Stahel: *Lehrbuch der allgemeinen Weltgeschichte zum Gebrauch der studierenden Jugend eingerichtet.* Neueste von dem Hn. Pr. *Müller* in Maynz durchaus verbesserte und vermehrte Auflage. 1790. 1 Alph. 8 Bog. 8.

Dieses Lehrbuch gehört so sehr zu dem gewöhnlichen Schlage von Büchern dieser Art, und erhebt sich so ganz und gar nicht über das mittelmäfsige, dafs wer etwa verführt würde, hier den berühmten Johannes Müller für den Herausgeber anzunehmen, gar bald seinen Irrthum entdecken müfste. Der Herausg. ist ein geistlicher Lehrer, der denselben *Namen* führt. Wir haben uns vergeblich bemüht, *eine bessernde* Hand irgendwo zu bemerken; wohl aber findet man hin und wieder, aber im Ganzen sparsam Noten, die nicht sowohl den Text verbessern, als denselben, in dem Tone eines Recensenten, der einzelne Stellen des Buches durchginge, kritisiren. So steht S. 286 „Der Umschmelzer dieses Paragraphen ist mit Gregor VII zu gelinde, und Schröckh zu hart umgegangen. Wenn doch unsere Geschichtschreiber einmal nur Wahrheit, *exactische* Wahrheit sagten!" Anmerkungen dieser Art sind dem Lehrling, dem dieses Lehrbuch in die Hände gegeben wird, schädlich, dem schlechten Lehrer unnütz, und dem geschickten unnöthig. Das Buch selbst ist eine Art von Commentar über Tabellen, die voran stehen, aber nichts weiter sind, als ein Verzeichnifs von allerley Arten von Begebenheiten und Namen, nach der Jahrzahl. Auch das Werk selbst ist ohne alle Methode geschrieben. Die Erzählung springt aus Asien nach Europa über, und man ist auf derselben Seite bald in Süden, bald im Norden. In der Einleitung, wo viele überflüssige Worte über den Nutzen der Geschichte gemacht werden, und manches andre Nothwendige ausgelassen ist, wird gesagt, dafs die ältere Geschichte, bis 400 Jahr nach Christi Geburt fortgehe, und das Buch selbst ist gleichwohl in die Geschichte vor und nach Christi Geburt getheilt. Die Geschichte der Schöpfung, Sündfluth, des Thurmbaus u. s. w. ist ganz so erzählt, wie man sie in dem Curas, Zopf, u. dgl. Büchern fand. Auch weifs der Vf. genau, dafs der König David einen Schatz von 850,000,000 Gulden, (vermuthlich n[illegible]

14 Fl. Fasse,) gesammelt hat, und was der böse Onkel Bazin über dergleichen historische Wahrheiten sagt, kümmert ihn wenig. Salomo ist ihm immer noch der weiseste Fürst, mit dem sich Gott selbst unterhalten hat; sein Tempel ist immer noch von ausserordentlicher Schönheit. Hingegen wird der arme Nebukadnezar *von Gott*, 7 Jahr lang in einem viehischen uns unerklärbaren Zustand gesetzet. Man kann sich leicht vorstellen, dass in einem solchen Buche keine gesunde Ideen von der Entstehung der Vielgötterey vorkommen können, oder dass ein erträglicher Unterricht, von der Regierungsform der Nationen, und von den Dingen, welche den Charakter eines Volks darstellen, gegeben werde. Fast alles, was der Vf. von diesen Theilen der Geschichtkunde aufgenommen hat, ist dürftig, halb wahr, oder ganz falsch, und ohne alle Auswahl. So versichert er der lieben Schuljugend, dass Lykurgs Eisen-Geld schwer gewesen sey! Die Entstehung des Dictators, die Entstehung der Zehnmänner zur römischen Gesetzgebung, ist voller falschen Umstände; die Tribunen der Bürger heissen noch immer Tribunen des *Volks*, und das *Volk* streitet mit dem *Adel*. In die römische Geschichte ist die Karthaginensische, und diese wieder in die Syracusanische eingeschoben. Alles ist so obenhin erzählt, dass man z. B. nicht einmal erfährt, welche Parthey Marius, welche Sylla anführte. Cäsar erobert Gallien *ohne Erlaubniss* des Staats; Antonius Armee in der Schlacht bey Actium, ist *meistens* mit der Elephantiasis *behaftet*. Dass in der mittlern Geschichte Mohammed die gehörigen Weisungen erhält, versteht sich von selbst, so wie auch, dass nichts richtiges von der Entstehung der Lehen, des Adels u. dgl. gesagt ist. Die neuere Geschichte von Columbus oder von Luthers *Empörung* bis auf Joseph wird auf 5½ Bogen abgethan. Da sich nun die Erzählung nicht bloss über die universalistisch-merkwürdigen Begebenheiten erstreckt, sondern ethnographisch alle Völkerschaften durchwandert, so kann sie freylich nichts weiter gewähren, als die gemeinste Uebersicht. So nimmt der 7jährige Krieg nur eine halbe Octavseite, grosen Drucks ein. Auch in dieser kurzen Erzählung laufen manche Fehler mit unter. So wurde der Grund zu dem 7jährigen Kriege weder allein, noch hauptsächlich, durch Englands und Frankreichs amerikanische Streitigkeiten gelegt. Indessen ist doch diese neue Geschichte im Ganzen besser, als die ältere und mittlere.

Frankfurt u. Leipzig: *Lebensbeschreibung Kaiser Joseph II. bis an seinen Tod. Aus authentischen Quellen.* 1790. 16 Bog.

Dieses kleine Werk hat an und für sich selbst vor den bisherigen zahlreichen Lebensbeschreibungen des Kaiser Josephs nichts auszeichnendes. Dazu kommt noch, dass es in einem pretiösen Stil geschrieben ist, besonders im Anfange, wodurch seine Lesung eckelhaft wird. Allein auser dass darinn Josephs innere Verbesserungen, besonders diejenigen, welche die Kirche angingen, gut gesammelt sind, enthält es sehr vieles, welche Joseph an Leute aller Art geschrieben hat, und die Recensenten wenigstens grösstentheils ganz neu waren. Nun ist es freylich hiebey bedenklich, dass sich der Herausgeber nicht nennt, und dass man die Authencität dieser Briefe auf anonymische Autorität annehmen soll; auf die Autorität einer Schrift, die auf schmutzigem Papiere, mit den gröbsten Druckfehlern verstellt, aus irgend einer Winkeldruckerey gegangen seyn muss; auch, wie die Schreibart beweist, keinen Wiener zum Verfasser hat. Unterdessen haben doch fast alle diese Briefe einen Character von innerer Wahrheit, der ihre Aechtheit dem Rec. sehr glaubwürdig macht. Dahin gehört aber nicht ein Brief, den der Kaiser vor dem Ausbruche des bairischen Successionskriegs an den König von Preussen geschrieben haben soll, und den wir schon glauben, in einer andern Sammlung angetroffen zu haben. Er ist in einem so unartigen Tone geschrieben, und stimmt so wenig mit denjenigen Briefen überein, welche sich in dem 5ten Theile der Originalausgabe der Werke des Königs Friedrichs befinden, dass ihn niemand für ächt halten wird. Aber es ist nicht so mit den andern, ungeachtet auch in einigen derselben, besonders in denen, die während des bayrischen Feldzugs an die Kaiserinn Maria Theresia gerichtet sind, unanständiger Spott, z. B. über den König von Brandenburg, herrscht. Die übrigen betreffen grösstentheils nicht Staatssachen, sondern mehr innere Angelegenheiten. Sie stellen Joseph zum Theil ganz so dar, als man ihn aus seinen Thaten kennt. Voll Ueberzeugung von den grosen Mängeln, die in der Verwaltung seiner Staaten herrschten, voller Verlangen, sie zu verbessern, aber bloss nach seinem despotischen Willen, und plötzlich; voller Gewissheit, nicht nur, dass er das Recht habe, dabey zu verfahren wie er wolle, sondern dass er es auch am besten verstehe, wie verfahren werden müsse. „Das Privatbeste“ schreibt er in einem Briefe an einem Vertrauten S. 116 „ist eine Chimäre, und indem ich es auf einer Seite verliehre, um dem Vaterlande ein Opfer damit zu bringen, kann ich auf der andern Seite an dem allgemeinen Wohl Antheil nehmen.“ Alle seine Urtheile sind entscheidend, seine Ausdrücke schneidend, seine Plane und Hoffnungen zuversichtlich, als wären es Erfüllungen. Indessen leuchtet doch allenthalben seine gute Absicht, und sein Wunsch, das Wohl seiner Staaten zu befördern, hervor. In dem vorher angeführten Briefe sagt er: „Wenn ich unbekannt mit den Pflichten meines Standes, wenn ich nicht moralisch davon überzeugt wäre, dass ich von der Vorsehung dazu bestimmt sey, mein Diadem mit aller Last der Verbindlichkeiten zu tragen, die mir damit auferlegt werden; so müsste Misvergnügen, Unzufriedenheit mit dem Loos meiner Tage, und der Wunsch nicht zu seyn, diejenige meiner Empfindungen seyn, die sich unwillkührlich meinem Geist darstellte. Ich kenne aber mein Herz; ich bin von der Redlichkeit meiner Absichten in meinem Innersten überzeugt, und hoffe, dass, wenn ich einstens nicht mehr bin, die Welt billiger, gerechter und unpartheyischer, dasjenige untersuchen, prüfen und beurtheilen wird, was

ich für mein Volk gethan." Wir haben nicht unterlassen können, beym Lesen dieser Briefe die Bemerkung zu machen, dass in keinem derselben die Empfindungen der Freundschaft und des innern Wohlwollens, die Ergiessungen des Herzens, in welchen man den Menschen allein erblickt und der Monarch ganz verschwindet, angetroffen werden, die man in Friedrichs II. Briefen so häufig findet. Wenn ein an den Prinzen Carl von Nassau im Anfang des Jahres 1789. geschriebener Brief nicht mehr ein Product der Staatskunst ist, so beweiset er, dass sich Joseph damals noch mit grosen Eroberungen gegen die Türken schmeichelte. Die Erzählung der auswärtigen Angelegenheiten ist der schlechteste Theil des Buchs.

VOLKSSCHRIFTEN.

MAGDEBURG, b. Scheidhauer: *Sammlung angenehmer und lehrreicher Erzählungen.* Ein Beytrag zu den Volksbüchern für mancherley Leser. 1796. 278 S. 8. (18 gr.)

Geschichtchen, wie man sie zu Dutzenden aus den Kalendern und andern bekannten Volksbüchern und Reisebeschreibungen abschreiben kann. Die Absicht des Vf. ist: Landleuten, wissbegierigen Bürgern, Handwerkern u. s. w. ein Buch in die Hände zu geben, welches ihnen Unterhaltung, Vergnügen und Unterricht gewähren und sie vor andern schädlichen Lesereyen bewahren solle. Er hofft, dass nicht das das Geringste darunter angetroffen werde, was wider die guten Sitten sey oder die Phantasie erhitzen und verderben könne. Das nun freylich eben nicht. Doch hätten wohl für die gedachten Leser zum Theil zweckmässigere Geschichten gewählt und diese besser, pragmatischer und lehrreicher erzählt werden können. Gleich die erste Geschichte: der Räuber, tischt das Paradoxon, dem Vernunft und Erfahrung so laut widersprechen, von Neuem auf: dass bey einer Lebensart, die an sich ein Verbrechen ist, dennoch jemand ein würklich tugendhafter und hohe Achtung verdienender Mensch seyn könne. Was kann schädlicher seyn, als dergleichen Hirngespinnste dem gemeinen Mann in den Kopf zu bringen! Der eigne Witz und die Laune des Vf., wie sie sich in der 18ten (Gespenster-) Geschichte oder in dem angehängten Lustspiel zeigen, haben nicht viel Reizendes. Die abgeschmakten Verdrehungen fremder Wörter in dem Munde gemeiner Leute, als: ein accrater Mann, er hat seine Studiis absolvirt, Unverstät u. dgl. können ja von Lesern, wie sie der Vf. sich denkt, nicht einmal als lächerlich bemerkt werden. Uebrigens ist manches in dieser Farce pöbelhaft genug.

KLEINE SCHRIFTEN

PHILOSOPHIE. Ohne Druckort: *Privatgedanken über die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele,* herausgegeben von einem Zweifler. 1795. 80 S. 8. Diese Schrift ist aus einer freundschaftlichen Correspondenz entstanden. Der Herausgeber, der sich bey seinem Nachdenken über die Unsterblichkeit der Seele in fast unauflösbare Schwierigkeiten verwickelte, theilte seine Meynungen einigen Freunden mit, und bat sie um Mittheilung der ihrigen. Diese Briefe hat er ohne eine Abänderung abdrucken lassen. Rec. zweifelt nicht an dieser Versicherung, aber er siehet nicht ein, wozu das alles nützen soll. In dem Vorbericht heisst es: „die Lehre von der Unsterblichkeit soll diese Schrift in keinem nachtheiligen Lichte zeigen. Aber Gründe mit Bescheidenheit aufgestellt, verdienen immer gehört und geprüft zu werden." Dies wäre nun schon ganz gut, wenn nur in dieser Schrift Gründe oder sonst etwas, das eine Prüfung verdiente, vorkäme. Der Herausgeber, der in den Briefen mit F*** bezeichnet ist, kann sich nicht von der Gewissheit der Unsterblichkeit überzeugen; unterdessen hofft und glaubt er sie. „Es ist wahrscheinlich, dass die Seele nach dem Tode fortlebt — *das wie, und in welcher Gestalt?* ist und bleibt ein Räthsel." Man sollte glauben, er habe bey diesem Glaubensbekenntniss keinen Stoff zu einem polemischen Briefwechsel weiter gefunden, und damit schon aufgehört, ein Zweifler zu seyn. Allein er spricht immer noch von Zweifeln und ihren Gründen, von einer Hypothese, ohne dass etwas davon zum Vorscheine kommt. Der Gegner scheint mit dem Glauben nicht zufrieden, er macht auf Gewissheit Ansprüche; er gründet sich hauptsächlich auf den Beweis aus dem *Instinct* nach Unsterblichkeit, doch immer mit der Miene, als behielte er die wichtigsten Gründe in Petto. Und so wird der Leser immer von einem Briefe zum andern mit der falschen Erwartung getäuscht, er werde nun Gründe und Gegengründe auf eine interessantere Art entwickelt finden. Die Streitfrage, so wie andere eingemischte, als über das Wiedersehen und Erkennen der Freunde im andern Leben, sind viel zu flüchtig, und ohne Rücksicht auf die Kritik des Erkenntnissvermögens und die moralischen Gründe der Religion behandelt, die Streitenden mischen zu viel aus der positiven Religion ein, sind noch so wenig in ihren Begriffen aufgeklärt, und treffen den Punkt, auf welchem das ganze Interesse der Sache beruht, so wenig, dass ihr Briefwechsel für andere kein besonderes Interesse haben kann. Die Schrift: *Blicke über das Grab,* deren Vf. S. 34 *Feder* genennt wird, scheint zu dieser die Veranlassung gegeben zu haben, daher ist von jener und ihrem Vf. so oft die Rede. Der Herausgeber ist ganz der Meynung des letztern, er verdankt ihm, wie er sagt, die Läuterung und Befestigung seiner verwickelten Begriffe. Daher findet er an der Vergeltung des Gutem in jenem Leben so viel Anstoss und glaubt, die Gewissheit von der Fortdauer würde der Reinheit der Tugend schaden, und sie in ein eigennütziges Streben nach Belohnung verwandeln. Dieses hätte Stoff zu interessanten Betrachtungen geben können, allein kaum dass der letzte Brief einige Augenblicke dabey verweilt. Der Gegner hingegen kann ohne Belohnung und Strafen sich nicht einmal Pflicht als bestehend denken. S. 39. Warum nun tugendhaft handeln? Etwa blos wegen des Bewusstseyns: seine Pflicht erfüllt zu haben? Schöne Belohnung! Sobald keine Belohnung — sobald keine Strafen! So gibt's auch keine Pflicht! *Physisch.*" S. 35. ereifert er sich über den genannten Schriftsteller so, dass er ausruft: „Beynahe muss ich beherzigen: die Philosophen haben keine Vernunft. — Bey Gott! es ist unerhört, wie es in unserm philosophischen Jahrhunderte hergeht!" — Das angehängte Gespräch über Unsterblichkeit ist ganz unbedeutend. Uebrigens ist die Schreibart rein, der Ton lebhaft (nur zuweilen schreiben die Briefsteller zu hitzig und leidenschaftlich), auch das Aeussere, vorzüglich der mit einer Vignette gestochene Titel empfehlend. Demungeachtet hätte das Publicum doch nichts verloren, wenn diese Gedanken *Privatgedanken* geblieben wären.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 6. Junius 1797.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Lingen, b. Jülicher: *J. Konynenburgs*, Professors der Theologie und Kirchengeschichte an der Remonstrantischen Pflanzschule zu Amsterdam, *Untersuchung über die Natur der alttestamentlichen Weissagungen auf den Messias. Eine von der Teylerschen theologischen Gesellschaft zu Haarlem ausserordentlich gekrönte Preisschrift.* (Aus dem Holländischen übersetzt.) 1795. 351 S. 8.

Die von der Teylerschen theologischen Gesellschaft im Jahr 1792 aufgegebene Preisfrage, die Messianischen Weissagungen betreffend, war so abgefasst: „Giebts in den Schriften des A. T. unmittelbare, nicht bloss allgemeine, sondern auch bestimmte Weissagungen vom Messias und seiner neuen Oekonomie? — Weissagungen die darauf allein, und auf nichts anders sich beziehen? — Finden sich dergleichen, so *verlangt* man eine Angabe aller oder wenigstens der *vorzüglichsten* derselben, nebst einer Darstellung und Entwickelung der Gründe *warum*, und der exegetischen Regeln *wonach* die Anwendung jener Weissagungen auf die Gegenstände welche sie betreffen, geschehen *kann* und *muss*.“ Obgleich die von dem Hn. Prof. zur Beantwortung dieser Frage eingeschickte Abhandlung dem Zweck der Gesellschaft nicht geradezu entsprach, so wurde ihr doch ein ausserordentlicher Preis zuerkannt. Da die Gesellschaft sie nicht in ihrem Namen wollte drucken lassen, so glaubte der Vf. berechtigt zu seyn, sie selbst herauszugeben; und daher erscheint sie hier ohne die öffentliche Genehmigung, welche gewöhnlich den von der Gesellschaft herausgegebenen Schriften voransteht. — Vorläufig bemerkt Rec. dass der erste Theil der Preisfrage nicht bestimmt genug ausgedrückt zu seyn scheint. Die Gesellschaft scheint nämlich vorausgesetzt zu haben, dass der Messias, von welchem im A. T. geweissagt wird, kein anderer sey oder seyn könne, als Jesus von Nazareth; und dann wäre der Sinn der Frage: Giebt es in den Schriften des A. T. Weissagungen, welche sich bloss auf Jesum, und auf die von ihm gestiftete neue Oekonomie beziehen? Hingegen findet Hr. Konynenburg im A. T. einen ganz andern Messias, einen Messias, der noch nicht erschienen ist, und auch nie erscheinen wird. Indessen verdienen seine Untersuchungen, (welche mit den *Eichhornischen*, *Eckermannischen* etc. zwar nicht ganz, doch aber in vielen Stücken übereinstimmen,) die sorgfältigste Prüfung gelehrter Bibelforscher. Da wir uns in diese nicht einlassen können, so begnügen wir uns die Resultate dieser freymüthigen Untersuchungen in möglichster Kürze darzulegen.

Propheten waren Männer, welche den Beruf hatten, dunkle, verborgene Dinge, zumal in der Religion, zu offenbaren und auszulegen. Als Männer, denen das wahre Wohl des Staats am Herzen lag, bekleideten sie in der Folge den Posten der *Staatsgeschichtschreiber*, und schrieben vorzüglich während der königlichen Regierung die Jahrbücher, worinn alle Staatsbegebenheiten aufgezeichnet wurden. In dieser Beziehung lernten sie das Staatsinteresse sehr genau kennen, und erlangten bald einen so unmittelbaren Einfluss auf Regierungsgeschäfte, dass sie oft den Fürsten als Räthe dienten, und mit der grössten Freymüthigkeit theils die Fehler der öffentlichen Verwaltung rügten, theils die wirksamsten Mittel angaben, um das Land blühend und glücklich zu machen. Daher kam es, dass sie, gleichsam durch höhere Eingebung getrieben, die Aufmerksamkeit des Volks nicht bloss auf das gegenwärtige Interesse, sondern auch auf die entferntere Zukunft zu heften suchten, dass sie künftige Begebenheiten vorhersagten, um auf diesem Wege unmittelbarer auf den Geist ihrer Zeitgenossen wirken zu können. — Da die ganze jüdische Oekonomie als ein politisches System betrachtet werden muss, welches auf dem Grundsatz der Kenntniss und Verehrung des einzigen wahren Gottes beruhet, so ist auch der allgemeine und einstimmige Charakter aller jüdischen Orakel darin zu suchen, *dass sie beständig politisch waren im Mosaischen Sinne*, das heisst, dass sie die Wohlfahrt des Staats entweder durch neue politische Verbindungen, durch Abwendung von Gefahren, die den Staat bedroheten, durch Ermahnung des Volks zu einem bessern Betragen, oder durch Verheissungen eines künftigen Glücks, und bey zunehmenden Sittenverderben durch entgegenstehende Drohungen allgemeiner Unglücksfälle im strengsten Sinne zu befördern trachteten. — Was nun die *Messianischen Weissagungen* insbesondere betrifft, so stimmen sie mit allen übrigen jüdischen Orakeln in folgenden Eigenheiten überein: 1) Sie gründen sich alle auf die Idee von *Jehovahs* Oberherrschaft, von seiner besondern Vorliebe für Israel, und von seiner fortdauernden höchsten Regierung (Deut. 32, 8. 9. Mal. 1, 2.), welche Josephus und nach ihm viele christliche Theologen Theokratie nennen. 2) Alle setzen die Volksidee voraus, dass *Davids* Thron in soferne erblich seyn sollte, in sofern immer jemand aus seiner Familie denselben besitzen, und diese nie aussterben würde (2. Sam. 28, 1—3. 1. Kön. 8, 25. 2. Chron. 21, 7. vergl. Jer. 33, 14—22. Ezech. 34,

20—30. Zachar. 12, 8.). 3) Alle suchen der Nation mehr Tugend einzuflössen durch die wiederholte lebhafte Erinnerung an *Jehovahs* gnädige Aufsicht, deren *Israel* sich *ewig* zu erfreuen haben soll, auch dann, wenn es seiner Abtrünnigkeit und Widerspenstigkeit halber von ihm verlassen seyn würde. Jedoch wird hiebey immer die Bedingung der Bekehrung oder des erneuerten Gehorsams vorausgesetzt, wozu von Seiten der Obrigkeit die Wiedereinführung, und von Seiten des Volks die genaue Beobachtung des mosaischen Gottesdienstes erfoderlich war (Jer. 3, 12 - 19. Zachar. 7, 11—14.). 4) Verheissen sie dieses Heil unter einem Fürsten wie David, der die ganze Nation, sowohl *Juda* als *Israel* unter seiner Fahne versammeln, zu *Jehova* zurückführen, und von diesem geleitet, in Segen und beständigem Frieden herrschen, zuvor aber noch alle Heyden seinem Scepter unterwerfen und zur Verehrung *Jehovas* bekehren soll. Dies alles soll jedoch unter den erstaunlichsten Revolutionen und schrecklichsten Verwüstungen geschehen, welche gleichsam die Grundpfeiler der Erde erschüttern werden. (Mich. 5. Jer. 31. Joel. 2. 3. Zachar. 2, 8. 9. 12—14. Mal. 4.). Endlich 5) werden alle diese Weissagungen eingeschärft und bestätigt, Kraft der Autorität der Propheten, als welche Knechte *Jehovas* sind, auf denen seit Davids Zeiten Jehovas Geist immer geruhet hat (Amos 3, 7.), indess im Gegentheil die falschen Propheten, die mehr für ihren Eigennutz als für das wahre Wohl des Landes sorgen, oder den abgöttischen Völkern gegen *Israel* dienen, ganz und gar ausgerottet werden sollen (Zach. 13.). — Dies sind nach des Vf. Ermessen die *fünf* Haupteigenheiten, wodurch sich die *Messianischen* Weissagungen auszeichnen.

Die vornehmsten Stellen des A. T., welche den *Messias*, als solchen charakterisiren, und auf keine andere Person gedeutet werden können, sind: *Joel* 2, 15. — 3, 1. 2. *Amos* 9, 8—15. *Hos.* 1, 10—12. 2, 18—22. 3, 4. 5. *Jes.* 59. 60. 65. 66. *Mich.* 4 u. 5. *Zeph.* 2. 3, 9 — 20. *Jerem.* 31. 32. 23. 33. 30. *Ezech.* 34. 37. 36. (Auf Dan. 9, 24 — 27. lässt sich der Vf. nicht ein, weil ihm das ganze Buch mehr Geschichte als Weissagung zu enthalten scheint, und ausser der Einkleidung in Geschichte, auch nichts von dem dichterischen Charakter an sich trägt, wodurch sich alle Schriften der übrigen jüdischen Propheten so besonders auszeichnen, welches auch der Grund zu seyn scheint, warum die jüdischen Sammler dem Daniel seinen Platz nicht unter den prophetischen, sondern unter den historischen Büchern anweisen.) Hingegen werden *Zach.* 2, 10 — 12. 3, 6—10. 6, 12-13. 8, 21. 22. 14, 8. 9. 9, 9. 10. *Hagg.* 2, 7 — 10. und *Mal.* 2, 17. 3, 1 — 12. noch zu den Weissagungen gerechnet, welche auf keine andere Person als auf den Messias gedeutet werden können. Diese Stellen werden übersetzt und erläutert. Die Meynungen älterer und neuerer Ausleger, welche Manche dieser Stellen auf die Befreyung aus der babylonischen Gefangenschaft, oder auf die unmittelbar hierauf folgende Zeit, auf Serubabel, auf die Maccabäischen Fürsten etc. deuten, werden mit einleuchtenden Gründen widerlegt.

Das Hauptresultat von dem allen ist: die Propheten verheissen einmüthig einen *Fürsten*, einen *König* wie David, der *Jerusalem* von aller fremden Herrschaft befreyen, hier das Panier der Freyheit aufstecken, die grösste Wohlfahrt gründen, Ueberfluss an irdischem Segen verschaffen, aber dennoch zugleich als *Hirte* und *Lehrer*, Jehovas Verehrung dauerhaft wiederherstellen soll, so dass andere Völker sogar, und folglich auch die, welche ehemals noch in Chaldäa zurückgeblieben waren, nach Jerusalem hinströmen, an jenem Segen Antheil nehmen, und sich mit dessen Einwohnern zu wahrer Gottesverehrung vereinigen werden. Den Charakter des künftigen Retters schildern die Propheten nur im Allgemeinen und in unbestimmten Ausdrücken, indem sie weder eine andere Abstammung desselben als die aus *Israel* angeben, (denn die Stelle Mich. 5, 1. wo *Bethlehem* genannt wird, soll nichts beweisen,) noch die Zeit, worin er geboren werden sollte, genau bestimmen, noch die Umstände, welche bey seiner Thronbesteigung eintreten sollten, noch endlich seine besondern Schicksale während seiner Regierung näher bezeichnen, sondern ihn bloss als einen Fürsten beschreiben, dessen Herrschaft beständig dauern würde. Die Schilderung, welche der Vf. nach Angabe der Messianischen Weissagungen von der neuen Oekonomie unter dem Messias entwirft, ist mahlerisch, und hat eine auffallende Aehnlichkeit mit den Schilderungen des goldnen Zeitalters, die wir bey römischen und griechischen Dichtern finden.

Den Beschluss dieser Abhandlung machen exegetische Regeln, welche man beobachten muss, wenn man den Charakter des *Messias* irgend einer wirklichen Person zuschreiben will. Der Raum verstattet uns nicht, einen Auszug zu geben. Wir bemerken nur, dass der Vf. seinen exegetischen Regeln zwey Sätze als Grundlage vorausschickt: *Erstlich:* Die Anwendung, welche Jesus, seine Apostel, und überhaupt die Verfasser des N. T. von Weissagungen des A. T. machen, darf keinesweges als erste Auslegungsregel derselben für uns gelten. *Zweytens:* Die Weissagungen haben keinen doppelten Sinn. — Hierüber werden wohl die neuesten und besten Ausleger mit dem Vf. einverstanden seyn. Aber gegen einige von den darauf folgenden *zwölf* exegetischen Regeln, dürfte manches zu erinnern seyn. Die *fünfte* Regel heisst: „Keine Stelle, welche einem Wiederhersteller des jüdischen Staats, er heisse nun Prophet, Priester, Heerführer, Fürst, König, oder wie man sonst will, in Rücksicht auf seine Person, seine Beziehungen und Verrichtungen, irgend eine Vereitelung seiner Absichten oder ein Leiden zuschreibt, kann als eine Weissagung auf den Messias betrachtet werden." Nach des Vf. Meynung haben also die Propheten von einem *leidenden* Messias nichts gewusst. Die Stellen, welche von jüdischen und christlichen Auslegern für Beschreibungen *der Leiden des Messias* angesehen worden sind (z. B. Jes. 53. Ps. 22. 72.), werden kürzlich

di

durchgegangen, und es wird gezeigt, dass sie nicht von dem Messias handeln. Sie beziehen sich auch auf ganz andere Personen. Auch lässt sich Kummer und Leiden mit den übrigen durchgängig so frohen Zügen dauerhaften Glücks im Bilde des Messias durchaus nicht vereinbaren. Auch dann, wenn Jerusalem oder der ganze jüdische Staat von einem oder dem andern Fürsten *etwa* angefallen werden *möchte*, soll ja der Messias noch triumphiren, und den Feind sich unterwerfen. Es ist daher eine sichere Regel: „Alles was vorzüglich erhaben, herrlich, glorreich, dauerhaft und beständig ist; alles was einen so weiten Umfang hat, dass die menschliche Einbildungskraft sich dabey in die Zukunft verliert, und wovon das Wesen weder zur Zeit des Propheten, noch vorher jemals existirte; alle solche Stellen sind unmittelbare Messianische Weissagungen.“ Hieraus ergiebt sich von selbst, dass die Weissagungen der Propheten ihrem buchstäblichen Sinne nach bis auf den heutigen Tag unerfüllt geblieben sind, und wahrscheinlich nie in Erfüllung gehen werden. Auf die schwer zu beantwortende Frage, in welchem Sinne der Erlöser, an dem sich so gar nichts von irdischem Glanze findet, sich den Namen des Messias zugeeignet und von sich gebraucht habe, und wie ihn die Juden seiner Zeit verstanden haben mögen, glaubte sich der Vf. dem Zwecke der Preisaufgabe gemäss nicht einlassen zu müssen. Gewiss ist es, dass zur Untersuchung eines *so reichhaltigen* Gegenstandes eine besondere Abhandlung *erfodert* wird. Was besonders deutsche Gelehrte seit einigen Jahren über diese wichtige Materie geschrieben haben, ist bekannt. Die Sache ist aber bey weitem noch nicht ins Reine gebracht, und daher ist sehr zu wünschen, dass diese Untersuchungen von gründlichen Bibelforschern fortgesetzt werden mögen.

SALZBURG, b. Duyle: *Der Theolog nach dem Geiste der neuesten Literatur und den Bedürfnissen der gegenwärtigen Zeit.* Eine Schrift für junge Theologen auf Schulen und Universitäten, von *Tiberius Sartori*, des unmittelbaren Reichstifts Zwifalten Kapitularen u. s. w. 1796. 8 Bog. 8. (6 gr.)

Man darf in dieser kleinen Schrift keine wissenschaftliche Anweisung erwarten, *wie* diejenigen, die sich dem Predigerstande widmen, das lernen und leisten können, was sie nach der sehr gegründeten Meynung des aufgeklärten Vf. lernen und leisten sollen; sondern es ist eine mit Wärme und Lebhaftigkeit verfasste, und zunächst für die *geistlichen* Schüler des Vf. bestimmte Erinnerung, *was* sie als Theologen, oder eigentlich als künftige Prediger und Seelsorger nach dem Geiste der neuesten Literatur (d. i. nach unserm Vf. der neuesten Philosophie) zu studiren haben. Ich wollte zeigen, heisst es in der Vorrede: „dass es zu einem würdigen Religionslehrer lange nicht genug sey — nur Tonsur und Weihe zu haben, einen schwarzen Rock zu tragen, zur Noth ein Bischen Latein oder die Rubriken des Breviers und Missals verstehen, oder nur so viel Theologie zu wissen, als in unsern gewöhnlichen Schulcompendien steht, und allenfalls nöthig ist, einen Casus im Beichtstuhle zu entscheiden oder etwa bey einer bischöfflichen Visitation zu bestehen. Moralität,“ heisst es ferner in der Einleitung (S. 9.) „ist das Hauptobject, auf das sich alle theologische Wissenschaften beziehen und ewig richten sollen. Erkenntniss und Verbreitung der Moralität ist das wesentliche Geschäfte des ganzen *Priesterstandes.*“ (Möchte sich doch der Vf. nicht des Wortes, *Priester*, bedienen, oder vielmehr möchten doch auch unter den Katholiken die *Prediger* nicht mehr in mancher Rücksicht noch *Priester* seyn wollen.) Es wird darauf (S. 10.) die wahre Bestimmung des Predigers weitläuftig und vortrefflich geschildert; so dass jeder Menschenfreund wünschen muss, die Stimme eines so aufgeklärten katholischen Geistlichen möge unter seinen Glaubensgenossen recht grossen Eindruck machen! — Das Ganze zerfällt in zwey Abschnitte: 1) was der Geistliche als Theologe seyn (d. h. welche Theile der Theologie er vorzüglich studieren; 2) was er als Philosoph seyn soll. Diese Theile der Theologie und Philosophie werden einzeln durchgegangen, und durchgehends darauf gedrungen, dass sie nach dem Geiste der neuesten Philosophie mit der beständigen Rücksicht: wie dadurch Moralität befördert werden könne, studirt werden müssten. — Wenn wir dieses, richtig verstanden, in Ansehung des Predigers zugeben; so müssen wir doch gestehen, dass sich auch der Vf. wie so viele warme und eifrige Anhänger Kants nicht genug vor der Gefahr gehütet hat, falsch und so verstanden zu werden: als komme bey dem Prediger nicht so viel auf gründliche Kenntniss der Schrift, als auf gute Anwendung derselben an, (S. 35 und 36.) Wir freuen uns übrigens, dass der Vf. so dringend das Studium der Kantischen Philosophie empfiehlt, und dass er selbst so tief in den Geist derselben eingedrungen ist. Nur wünschten wir, dass nicht auch Er mit der auffallendsten Härte die Behauptung so oftmals wiederholte, dass bis auf Kanten gar keine Philosophie gewesen sey. Die Schilderung der Philosophie bis auf Kanten (S. 55. f.) ist so unrichtig, so übertrieben, so gehässig, dass wer nicht schon erklärter Anhänger der neuern Schule ist, das Buch voll Unwillen aus der Hand legen muss. — So ist es ja auch offenbar falsch, daraus, dass in der Sittenlehre bisher die Glückseligkeit der Menschen zum Princip gemacht wird, erklären zu wollen, dass man (S. 90.) die Menschen wie das Vieh ums Geld verkaufte, und Freunde gegen Freunde die grössten Schurken spielten; dass so viele Politiker den Mantel nach dem Winde hiengen, jetzt demokratisch, dann aristokratisch, jetzt freygeisterisch, dann wieder religiös schienen u. s. w. Wie kann man doch dem Glückseligkeitsprincip, bey dem kein vernünftiger Moralist behauptet hat, man dürfe um seines Vergnügens willen Unrecht thun; bey dem sie fast alle sagen: man müsse sein Vergnügen in der Erfüllung seiner Pflichten suchen, die Schuld von den lasterhaftesten Handlungen beylegen? Oder wie kann man glauben, dass nun bey einem richtigern Mo-

ralprincipe, wofür wir allerdings auch das Kantische erkennen, Grausamkeiten, Bedrückungen und Niederträchtigkeiten aufhören werden. Giebt es nicht schon unter den Puristen ganz sinnlich, selbstsüchtig und lasterhaft handelnde Menschen? Solche auffallende Ungerechtigkeiten gegen die ältere Moral thun der guten Sache ausserordentlichen Eintrag. Wir haben es für nöthig gefunden, dieses an einem Buche zu tadeln, das jungen Studirenden bestimmt ist, und diesen übrigens so wichtige Wahrheiten ans Herz legt. Denn wenn wir auch nicht in die Empfehlung eines oberflächlichen Studiums der Arzney und sogar der Vieharzneykunde einstimmen; so finden wir doch im übrigen die Ermahnungen des Vf. sehr heilsam. Das gilt insbesondre auch von der dringenden Auffoderung zum Selbstdenken, die den Schluss des Ganzen ausmacht.

Neustadt an der Orla, und Leipzig, b. Hilscher: *Beleuchtung der sich von einander vornämlich unterscheidenden neuern Auslegungen* der Johanneischen Offenbarung Jesu Christi von M. *M. F. Semler*. 1796. 267 S. 8.

Dies ist ein Anhang zu dem grössern Werk des Vf. über die Apocalypse (1794), worin er viele seltsame Ideen aufstellte, die unserm Zeitalter nicht recht gefallen wollen. Er vertheidigt sie hier noch einmal, (und wir fürchten mit eben so wenigem Glück) indem er nebenher den Verfasser des *Horus*, den Rec. im N. Theol. Journal, den Hr. Pr. *Lange* und noch Andere bestreitet. Ueber den Rec. im N. Th. J. beschwert er sich vorzüglich deswegen, dass er nicht Gründe genug zu seiner Widerlegung in jener Rec. gefunden habe. Diese können nun freylich noch nachgeholt werden: allein es ist die Frage, ob etwas damit geholfen seyn wird? Der Rec. hat sich einmal dahin erklärt, dass er mehr mit der *Lange'schen* Auslegungsart der Apocalypse übereinstimmme, als mit der des Hn. *S.* Diese Freyheit muss man einem Jeden lassen, so wie der Rec. dem Hn. *S.* auch die seinige lässt, wenn er auf seinen apocalyptischen Deutungen und cabbalistischen Auslegungen bestehen will. Wir sind auch der Meynung jenes Rec., und ziehen ebenfalls die Langesche Auslegungsart der Apocalypse der Semlerschen bey weitem vor: aber wir halten es auch für ganz vergebene Mühe, alle die Gründe anzuführen, warum wir dieses thun, da wir gar nicht gewillt sind, den Hr. *S.* zu bekehren, und ihn zum Proselyten der Erklärung zu machen, welche wir vorziehen. Diese Bekehrung dürfte so wenig uns als jenem Rec. gelingen. Doch mag hier *ein* Grund statt aller übrigen stehen, worin zugleich die Quelle der ganzen Verschiedenheit der Ueberzeugungen zu suchen ist. Hr. *S.* glaubt, dass die ganze Apocalypse buchstäblich historisch verstanden, und auch so ausgelegt werden müsse; wir glauben dagegen mit *Herder, Eichhorn* und *Lange*, dass sie als ein Dichterwerk verstanden und ausgelegt werden müsse, wohin die häufigen weissagenden Dichterbilder führen, die fast sämmtlich aus den spätern Propheten und der spätern hebräischen Dichtkunst genommen sind. Kann Hr. *S.* das Letzte mit Grunde leugnen und das Gegentheil beweisen; so kann er auch mit Recht bey seiner buchstäblichen historischen Auslegungsart bleiben, sonst aber ist die letzte ein blosses Spiel seiner Phantasie, wodurch er nur wenige oder wohl gar keinen überzeugen wird. Wenigstens sehen wir voraus, dass sich Hr. Lange so wenig durch diese Schrift widerlegt halten wird, als wir dadurch für das grössere Werk des Hn. *S.* geneigter geworden sind. Wir sehen noch immer nicht ein, wie die Apocalypse das *Hauptlehrbuch* der christlichen Religion heissen kann, wofür es Hr. *S.* noch immer ausgiebt, und was dergleichen seltsame Ideen mehr sind. Auch wird sich Hr. L. eben nicht durch die Drohung schrecken lassen Ap. 22, 18. 19., die nur einen solchen Ausleger als Hr. *S.* in Angst setzen kann, der alles buchstäblich historisch nimmt. Was endlich den fortgesetzten Wunsch des Vf. betrifft, dass Vorlesungen über sein Werk auf Universitäten gehalten werden möchten, wozu er es für 1 Rthlr. 8 gr. anbietet; so müssen wir im voraus bedauren, dass er diesen schwerlich jemals realisirt sehen wird, weil es gar nicht dazu geeignet ist, wenn man auch völlig mit seiner Auslegungsart einverstanden wäre, und können bey diesem Bedauren nur noch wünschen, dass er keinen baaren Verlust bey dem Selbstverlag haben möge, der um so trauriger seyn würde, da er es mit seiner Mühe und Arbeit recht gut meynt, und nur so unglücklich *ist, mit* seiner Auslegung der Apocalypse zum *wenigsten ein halbes* Jahrhundert zu spät zu kommen.

KINDERSCHRIFTEN.

Hamburg, b. Bachmann und Gundermann: *Vorübungen der Gesundheitslehre.* Gespräche mit Kindern über die wichtigsten Theile des menschlichen Körpers, deren Verbindungen und Verrichtungen. Ein Nachtrag zum Gesundheitskatechismus des Hn. D. *Faust.* Von *J. C. Möller*, Lehrer am Waisenhause in Altona. 1796. 168 S. 8. (8 gr.)

Der Nachträge zu Hn. Faust's Gesundheitskatechismus werden immer mehrere. Gegenwärtiger Nachtrag ist ein Versuch einer Art von populärer Physiologie in Fragen und Antworten. Auf welche Art der Vf. Begriffe des Schülers von dem Lehrer entwickeln lässt, davon mögen folgende Proben hier als Beyspiele stehen: *Lehrer.* *Weil* das Blut nun in Adern vom Herzen getrieben wurde, in welchen Röhren wird es denn auch wohl nach dem Herzen wieder hingeleitet? *Schüler.* In Adern. — *L.* Da die Speiseröhre nur eben durch's *Zwergfell* (Zwerchfell) reicht, mit welchem Theil des Eingeweides in der Unterleibshöhle ist sie denn wohl verbunden? *S.* Mit dem Magen. — *L.* Ist *diese* (dieser) Muskel nun von Gott am vortheilhaftesten angelegt, was kannst du denn auch wohl von den übrigen Muskeln des menschlichen Körpers schliessen? *S.* dass Gott auch alle übrigen Muskeln des menschlichen Körpers am vortheilhaftesten angelegt habe.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 7. Junius 1797.

PHILOSOPHIE.

Halle, b. Hemmerde und Schwetschke: *Allgemeine Geschichte der Philosophie* zum Gebrauch akademischer Vorlesungen von *Joh. Aug. Eberhard.* Zweite verbesserte mit einer Fortsetzung bis auf gegenwärtige Zeiten und chronologischen Tabellen vermehrte Ausgabe. 1796. 318 S. ausser Vorrede und Register XXIV. S. chronolog. Tabellen.

Die Idee, welche der berühmte Vf. diesem Compendium zum Grunde legte, war vortreflich und ihm bis zur Erscheinung der ersten Ausgabe 1788. eigenthümlich, nämlich die stufenweise Entwickelung der Philosophie aus ihrem ersten Keime mit steter Rücksicht auf den menschlichen Geist und mit Ausschliessung des bloss Bibliographischen und Biographischen darzustellen, worin der Vf. mit Recht das pragmatische dieser Geschichte setzte. Die erste Ausführung konnte aber natürlich nicht alle diejenige Vollendung erreichen, deren sie fähig war. Die Unvollkommenheiten, welche unvermeidlich sind, waren mit andern vermeidlichen vermehrt, und man sah nur zu sehr, dass die Idee nicht das Ganze beherrschte, sondern oft der Anhänglichkeit an das bisher gewöhnliche Verfahren weichen musste. Daher findet man noch fast ganz den alten Zuschnitt nach den Schulen in der griechischen Philosophie und in der neuern nach Epochen, die nicht die Philosophie allein angehen; die Entwickelung der Wissenschaft ist oft kaum berührt oder angedeutet und verliert sich in neuern Zeiten fast unter lauter Nomenclatur. Je weiter man in der Geschichte fortrückt, desto weniger erfährt man von den Fortschritten der Philosophie, und von *Leibnitz*, *Locke*, *Hume* ist weit weniger in Beziehung auf ihr Philosophiren gesagt, als von den meisten griechischen Philosophen. Auch werden die Schicksale anderer nicht philosophischer Wissenschaften z. B. der Mathematik, der Physik, der Naturgeschichte mit in die Geschichte eingemischt. Rec. hoffte daher, dass der Vf. bey dieser zweyten Ausgabe auf wesentliche Verbesserung des Ganzen, des Plans und der Ausführung werde bedacht gewesen seyn, und er wünschte es um so mehr, weil dieses Compendium von andern Seiten unverkennbare Vorzüge hat. Allein er muss gestehen, dass seine Erwartungen in dieser Hinsicht nur wenig befriedigt worden sind, und man kann diese Ausgabe eher eine, doch unbeträchtlich, *vermehrte*, als *verbesserte* nennen. Das Neue in derselben bestehet ausser der Fortsetzung und den chronologischen Tabellen nur in einigen Zusätzen und Berichtigungen, grösstentheils in der griechischen Philosophie. Sie hätten noch viel zahlreicher seyn sollen und können, wenn auch nur die seit der ersten Ausgabe erschienenen Schriften, die Aufklärungen vorzüglich der griechischen Philosophie enthalten, sorgfältig benutzt wären. Wir finden sie nicht einmal alle genannt, noch weniger aber benutzt. Der Vf. scheint sich nicht einmal allezeit die Mühe gegeben zu haben, die Veränderungen mit dem Ganzen schicklich zu verbinden.

In der ersten Ausgabe hatte der Vf. §. 63 eine spätere Auslegung des Pythagoräischen Systems, welche die Einheit und unbestimmte Zweyheit zum Grunde legt, als ächt pythagoräisch angeführt. In der neuen Ausgabe ist das ächtere System aus Aristoteles Metaphysik neben jenem dargestellt: allein die Fragen und Erörterungen in dem folgenden §. beziehen sich wie in der ersten Ausgabe nur allein auf das spätere unächte System. Die Darstellung der Philosopheme des Xenophanes und des eleatischen Zeno beruhet auch noch in der neuen Ausgabe auf der Voraussetzung, dass Aristoteles in der Schrift von Xenophanes, Zeno und Gorgias in den ersten Kapiteln von Zeno in den folgenden von Xenophanes handle. Das letzte ist zwar richtig, aber nicht das erste; und es folgt nicht, dass, wenn die ersten Kapitel dieser Schrift sich nicht auf Xenophanes beziehen, sie daher vom Zeno handeln müssen. *Spaldings* Schrift ist hier angeführt, aber nicht benutzt. Die erste Ausgabe ist hier unverändert geblieben. Noch immer stellt der Vf. folgende Sätze als Xenophanisch auf: „dass die „Accidenzen, wenn sie empfindbar werden, nicht erst „entstehen, sondern nur empfindbar werden, indem sie von Ewigkeit schon im Keime auf eine unbemerkte Art wirklich gewesen; und" eben diese Antwort gab er (Xenophanes) wenn die Frage war, wie „neue Körper entstehen: sie entstehen nicht, sie sind „bereits im Keime vorhanden gewesen, und werden, „indem sie zu entstehen scheinen, nur entwickelt. „Diese Keime waren dann seine Elemente." Hätte es doch Hn. E. gefallen, uns nur eine einzige Beweisstelle für solche dogmatisch dreiste Behauptungen anzuführen. *Fülleborns* meisterhafte Darstellung dieser Philosopheme sollte hier entweder angenommen, oder mit Gründen verworfen werden. Es ist keine Mikrologie, auf solche Unrichtigkeiten aufmerksam zu machen. Denn auch in der Geschichte wird mit Autoritäten Unfug getrieben, und selbst aus Compendien gehen oft solche eigenmächtig gestempelte Sätze als historisch erwiesene in andere über, wie solches der Fall mit dem eben angeführten ist, welches

ches Hr. *Werdermann* in seiner Darstellung der Philos. in ihrer neuesten Gestalt Hn. *E.* getreulich nachgeschrieben hat. Aus eben diesem Grunde wünschten wir, dass mit den Citaten und Anmerkungen eine andere Einrichtung getroffen wäre, da hier nicht allezeit sogleich in die Augen fällt, worauf sie sich beziehen, und oft der falsche Schein entsteht, als wäre etwas mit historischen Beweisen belegt. In der Geschichte der neuesten Zeit sind die mehrsten Zusätze hinzugekommen, sie bestehen aber meistens nur in Namen von Gelehrten mit Benennung der Theile der Gelehrsamkeit, um die sich verdient gemacht haben. Hier werden aber nicht allein Philosophen, sondern auch Mathematiker, Astronomen, Naturforscher, Naturbeschreiber, Chemisten nach den Nationen angeführt. In den §. 316—318 wird auch der kritischen Philosophie, ihrer Freunde und Gegner ganz kurz gedacht. Sonst hat Rec., so weit er beide Auflagen verglichen hat, keine Veränderung, die sich auf das Ganze bezöge, gefunden, als dass der Abschnitt von der neuern eleatischen Schule jetzt, wie billig, seine Stelle vor der sokratischen Philosophie erhalten hat. Die chronologischen Tafeln, die nur bis ans Ende des siebzehnten Jahrhunderts reichen, sind eine nützliche Zugabe, zur Beförderung der synchronistischen Uebersicht. Sie enthalten die Hauptdata der politischen und der Geschichte der Philosophie in gespaltenen Columnen; die Zeit ist bis auf die christliche Zeitrechnung nach Jahren der Welt, vor Christi Geburt und Olympiaden angegeben. Der Vf. wurde zu ihrer Verfertigung durch die Nachricht in *Haussleutners* schwäbischen Archive bewogen, dass *Brucker Tabulas Historiae Philosophiae* VI. 1753 herausgegeben habe. Er glaubt, sie müssten nicht in den Buchhandel gekommen seyn, weil er sie nirgends angezeigt, auch in Buchhandlungen nicht gefunden habe. Rec. erinnert sich, sie in seiner frühern Jugend gesehen zu haben.

Augsburg, b. Rieger: *Institutiones philosophicae*, quas in usum auditorum suorum elucubratus est, *P. Henricus Walser* in Lyceo reipubl. Lucernensis Professor Philos. publ. ord. Liber III. Psychologia. 1791. XVI u. 264 S. 8. (12 gr.)

Obgleich der Vf. in diesem Compendium viel Belesenheit zeigt, und öfters Kanten und die kantische Philosophie nennt, und noch öfter widerlegt, so findet man doch in der Anlage und Ausführung dieser Psychologie nicht den geringsten Einfluss der kritischen Philosophie, keine Beherzigung der Kritik aller rationalen Psychologie, keine Benutzung der schärfern Erörterung und Bestimmung so vieler Begriffe, welche dem Geist jener Philosophie zu verdanken ist. Hr. *W.* hat viel gelesen, Beobachtungen aus einer Menge vortrefflicher hieher gehöriger Schriften gesammelt, geordnet, und alles fein bey der alten Form gelassen. Die Psychologie wird eingetheilt in die Anthropologie und die Zoologie. Die erste begreift sowohl die empirische als die rationale Psychologie. Dort fehlt es zum Theil an vollständiger Darstellung und zweckmässiger Ordnung; an fruchtbarer und wissenschaftlicher Bearbeitung der Thatsachen, um ihre Gesetze herzuleiten; hier an Bündigkeit des Raisonnements; überall aber vermisst man den Einfluss eines leitenden Princips. Zur Probe von des Vf. Art zu denken, und seinen Begriffen über psychologische Gegenstände kann schon der erste Paragraph dienen. „*Rerum externarum imagines seu repraesentationes menti obversantes (Vorstellungen) vocamus ideas sensuales, perceptiones materiales* (?); *intuitum vero in res per ideam repraesentatas ideam mentalem, perceptionem formalem, adperceptionem (Wahrnehmung): quatenus vero hic intuitus plura inter se discernit, conscientia vel cogitatio prima (das Denken), ac denique intuitus novus reflexus in priorem, quo illum ceu aliquid nostri a rebus externeis, earumque imaginibus discernimus (das Zurückbeugen der Seele auf sich) conscientia vel cogitatio secunda, reflexa, sensus intimus a nobis dicitur. Dum alterutram ex his conscientiam habemus, cognoscimus (Erkennen) e. g. vides aulam, et partium imagines repraesentatas habes. En Ideas sensuales ab anima passive receptas. Quodsi partes aulae singulas intuearis, et intuendo discernas, prima conscientia absolvetur, et adperceptio habebitur: quodsi illum quoque intuitum in partes ceu aliquid tui novo intuitu reflexo ab ipsis aulae partibus discernas, conscientia secunda gaudes.*“ Mehrere Belege werden uns hoffentlich die Leser erlassen.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

1) Göttingen, b. Vandenhök u. Ruprecht: *Allgemeine akademische Encyclopädie und Methodologie*, von *Sam. Sim. Witte*, Hfr. u. Prof. zu Rostock. 1793. XVI u. 127 S. gr. 8.

2) Berlin, b. Nauck: *Erduin Jul. Koch's*, Pred. b. der Marienkirche zu Berlin, *Encyklopädie aller philologischen Wissenschaften* für Schulen und Selbstunterricht. 1793. gr. 8.

Auch mit dem besondern Titel:

Joh. Ge. Sulzers kurzer Inbegrif aller Wissenschaften, völlig umgearbeitet von *E. J. Koch*. Erste Abtheilung, welche die Alterthumswissenschaften enthält.

Man kann dem Vf. von N. 1 nicht absprechen, dass er einen zu encyklopädischen und methodologischen Schriften unentbehrlichen systematischen Kopf habe; eher könnte man von seiner Schrift sagen, dass die Abtheilungen zu viele, dass die Begriffe zu sehr zerspalten und zergliedert worden, dass die Eintheilungsgründe bisweilen gesucht, versteckt, auch wohl nicht immer ganz logisch richtig sind. Unstreitig enthält das Buch viel gutes, brauchbares und zweckmässiges, auch wissen wir keine neuere Schrift, wenn wir Kochs Hodegetik für das Universitätsstudium Berl. 92 ausnehmen, wo so besondere Rücksicht auf das akademische Leben, die Bedürfnisse und Verhältnisse des

Studirenden genommen wäre. Auf zwey beygefügten Tabellen, einer encyklopädischen und einer methodologischen, kann man den ganzen Gliederbau leichter als in der Schrift selbst übersehen. Unter den verschiednen, von den gewöhnlichen abgehenden Definitionen des Vf. dürfte der vorn angegebne Begriff der objectiven Gelehrsamkeit, sie sey „der Inbegriff alles *lehrbaren, gemeinnützigen* Erkenntnisses" in Anspruch genommen werden. In der Erklärung der *akademischen Freyheit* S. 118 f. scheint viel schwankendes und unbestimmtes zu liegen.

N. 2. hat dem Auftrage des Verlegers, eine verbesserte Ausgabe des noch immer beliebten Sulzerschen Begriffs aller Wissenschaften zu besorgen, ihr Daseyn zu verdanken. Indeß liefert Hr. K. nicht sowohl den umgearbeiteten Sulzer als ein eignes Werk, und er thut wohl daran, nicht bloss, weil es der Sulzerschen Schrift an einem guten Plan, an Richtigkeit der Begriffe, an Vollständigkeit, an Literatur und an einer guten Schreibart fehlt, wie Hr. K. sagt, sondern auch, weil der Umschwung, den die Wissenschaften seit Sulzers Zeiten genommen haben, ein vom Grunde aus neues Gebäude erfodert. Der erste Theil dieser allgemeinen Encyklopädie enthält mehr als der Titel erwarten läßt, nämlich, ausser einer allgemeinen kurzen Einleitung in die Encyklopädie und einer dem Vf. eignen, zum Theil schon aus seinen frühern Schriften bekannten, Eintheilung der Künste und Wissenschaften, die eigentliche Encyklo*pädie der* philologischen Wissenschaften, welche bey *ihm allgemeine* Sprachwissenschaft, Geschichte, Literatur und Kunst begreift. „Ich bin, sagt der Vf. hierüber, bis itzt der Meynung, dass der Titel immer weniger sagen müsse, als das Buch enthält. Auch hier ist Ueberraschung angenehm." Wohl ist sie angenehm, aber fehlerhaft bleibt es demungeachtet, wenn der Titel den Inhalt nicht so viel möglich bestimmt und vollständig ausdrückt. Der Reichthum der Sachen, die in wenige Bogen zusammengedrängt sind, ist gross. Viele nur angedeutete Ideen sind in Anmerkungen verwiesen und bedürfen der mündlichen Erläuterung des Lehrers, obwohl diese Schrift auch für den *Selbstunterricht* bestimmt ist. Die Foderungen, welche durch Aufstellung dieses reichhaltigen Fachwerks und der Vorschriften zur Bearbeitung desselben an den Philologen ergehen, sind würdig, gross und idealisch. Die Bücherkunde ist mit demselben Fleisse, wie in den übrigen Schriften des Vf., bearbeitet worden. An dem streng-kritischen Vf. befremdete es uns zu sehen, wie er den angehenden Philologen als *Muster* für die Erklärung griechischer und römischer Schriftsteller grossentheils solche Commentare empfiehlt, die zwar als Sprachschätze und Sammlungen alterthümlicher Kenntnisse studirt zu werden verdienen, wie *Spanheims Callimachus* und *Oudendorp's Apulejus*, die aber im Ganzen eher als Muster angeführt werden können, wie man Classiker nicht behandeln muss. Unter den Commentaren, die angehenden Critikern empfohlen werden, finden wir *Villoison's Homer* angeführt, welches wohl bestimmter heissen sollte, Villoisons *Prolegomena* zur Ausg. der venetianischen Handschrift der Ilias, (statt deren der Vf. itzt wohl die gelehrten Wolfischen Prolegomena anpreisen würde): denn die Scholien können nicht gemeynt seyn, weil das Studium der griechischen Scholiasten (die vorzüglichsten zum Aristophanes, Apollonius Rhod., Lykophron etc. hätten wohl ausgezeichnet zu werden verdient) nach des Vfs. richtigem Rathe auf die letzte Zeit verschoben werden sollen.

Ohne Druckort: *Ueber einige bey der Reichsstadt Ulmischen Staats-Verfassung vorkommende Hauptmängel und Gebrechen* etc. Zur Belehrung ihrer Mitbürger und Zunftgenossen dargestellt, gewidmet und verfasst von dem gegenwärtig im Jahr 1797. bestehenden bürgerlichen Ausschuss und Syndicus. 1797. 30 S. nebst 13 S. Beylagen. Fol.

Bekanntlich liegt die Bürgerschaft zu Ulm mit ihrer Obrigkeit seit einigen Jahren in ziemlich lebhaftem Streit; „damit nun niemand Verdacht gegen die klagende Bürgerschaft schöpfe und glaube, dass die Veranlassung zu den gegenwärtigen Ulmischen bürgerlichen Bewegungen und Beschwerden mehr in den „gegenwärtigen Zeiten und in einem durch die französische Revolution eingeschlichenen Revolutions-„Fieber zu suchen (welchens übrigens schwerlich jemand glauben wird, der es hört, dass von 1800 Hausvätern, 1400 Klage führen) als dass selbige auf wirklich vorhandene unleidentliche Staats-Administrations-Gebrechen gegründet seyn," sucht der Vf. dieser Schrift, Hr. Licent. *Holl*, Syndicus des bürgerlichen Ausschusses, darzuthun, dass diese Gebrechen wirklich vorhanden, und dass sie sowohl als die grosse Schuldenlast dieser Reichsstadt in der mangelhaften Staatsverfassung ihren Grund haben, indem zu Ulm die Staatsgewalten alle in den Händen des Senates sind, und dieser Senat noch obendrein ohne Einfluss der Bürgerschaft, blos von und durch sich selbst erwählt und ergänzt wird und *(constitutionsmässig)* dem grössten Theile nach aus Patriciern besteht. Dass diese Verfassung, welche Ulms Bürger von dem eben so bigotten als despotischen Carl V. 1548. annehmen *mussten*, der Freyheit, so wie überhaupt dem Wesen einer ehrlichen und vernünftigen Gesellschaft eben so sehr als der gemeinen Wohlfahrt zuwider sey, wer wird daran zweifeln? Dass sie aber die *alleinige* Ursache des Verfalles von Ulm sey, dem könnte Recens. (der die Reichsstädtische Verfassung *leider* nur gar zu wohl kennt!) mit gutem Gewissen nicht beystimmen; denn wenn man sich auch die möglichgrösste Vaterlandsliebe und Weisheit bey den Bürgern und Regenten einer Reichsstadt denket, so würde doch die seit 2—3 Jahrhunderten veränderte Lage der Handlung (wodurch bekanntlich die Reichsstädte vorzüglich blühend geworden sind) ihren Wohlstand beträchtlich vermindert haben. Nimmt man hierzu noch, was sie der Verbindung mit dem heil. Röm. Reiche zu danken haben, da sie nicht nur in Friedenszeiten mit unverhältnissmässigen Beyträgen belastet sind, wie selbst

aus dieser Schrift S. 4. erhellet, wo angeführt wird, dass *Ulm*, dessen Bevölkerung in Stadt und Land höchstens 40,000 Menschen beträgt,

zu einem Römermonathe 593 Gulden
zu einem Kammerzieler 743 Rth. 85 kr.
und zu einer Kreisanlage 595 Gulden

beytragen muss; da hingegen die beiden Marggrafschaften Baaden-Durlach und Baaden-Baaden, die doch 200,000 Menschen zählen, zu den nämlichen Gegenständen nur 566 Gulden
314 Rthlr. 43½ kr.
452 Gulden

beytragen; sondern da sie vorzüglich in Kriegen hart mitgenommen werden, wie ja in unsern Tagen jedes Kind weiss, so muss man sich wundern, dass es nicht noch schlimmer ist. Und Rec. ist überzeugt, dass die enormen Schulden *Ulms* (so wie mancher andern Reichsstadt) beträchtlich geringer wären, wenn das davon abgezogen würde, was sie im spanischen Successions- und im siebenjährigen Kriege aufbringen musste. Am meisten hält sich der Vf. bey der geringen Anzahl der Patricier auf, welcher ers zuschreibt, dass zuviele und zu nahe Verwandtschaft der patricischen Rathsglieder entstehen müsse; sodann glaubt er, durch einen Ausschuss oder Repräsentanten der Bürgerschaft könne allen diesen Uebeln vorgebeugt werden. Bey dergleichen Vorschlägen kann sich Rec. nicht genug über die Unkunde verwundern, welche dergleichen Verbesserer in allen republikanischen Einrichtungen und Anstalten verrathen. Warum sollte eine bürgerliche Gesellschaft von 1800 Hausvätern, die noch dazu an *einem* Orte wohnen, sich nicht selbst *in pleno* versammeln können, um ihre Vorsteher zu wählen, Rede, Antwort und Rechtschaffenheit von ihrer Verwaltung zu fodern und Gesetze zu machen, wenn ihnen anders ein *gerechter* Kaiser des XVIII. Jahrhunderts das gibt, was ihnen ein despotischer des XVI. gewaltthätig genommen hat, und was ihnen von Gott, Rechts- und Reichswegen gehört, in welchem Falle sie die Ausübung getrost den Patriciern allein überlassen dürften, ohne Anmassungen zu fürchten.

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Leipzig: Prolegomena ad Senecae librum de vita beata* scripsit et publice defendet M. *Christ. Ferdin. Schulze.* 1797. 39 S. 4. Der Vf., der sich mehrere Jahre mit Seneca's Schriften besonders den moralischen beschäftiget, wurde vorzüglich von der Schrift *de vita beata* sowohl wegen des Inhalts als wegen der Beziehung auf neuere philosophische Streitigkeiten angezogen, und entschloss sich eine eigne Ausgabe von derselben mit den nöthigen Erläuterungen zu veranstalten, weil er fand, dass die vorigen Bearbeiter noch bey weitem nicht alles erschöpft haben. Vorerst giebt er uns in dieser Schrift, nur Prolegomena als Probe seiner Bearbeitung, um durch Beurtheilung derselben zu erfahren, ob jene dem Publicum willkommen seyn werde. Und daran ist um so weniger zu zweifeln, da theils an guten Ausgaben einzelner Schriften des Seneca noch kein Ueberfluss ist, und der Vf. sich durch diese Probe als einen mit Sach- und Sprachkenntnissen gehörig ausgerüsteten Bearbeiter angekündigt hat.

Die Prolegomena enthalten drey Abschnitte. In dem ersten giebt er eine gedrängte aber zusammenhängende Uebersicht der Hauptgedanken des Originals von Kapitel zu Kapitel. Hierdurch bereitet er sich die Hauptuntersuchung in dem 2 Abschnitt über den Zweck dieser Schrift und die Art der Ausführung vor. Seneca wollte zeigen, worinn das glückselige Leben bestehe, und auf welchem Wege man dazu gelange. Damit verbindet er noch zwey Nebenzwecke, die Stoische Lehre gegen Einwendungen der Epikureischen Schule, und sich selbst gegen manche Beschuldigungen zu vertheidigen. Hier kommen feine Bemerkungen über den Begriff des Seneca vom glückseligen Leben, und die Bedeutungen des *vita conveniens naturae suae*, über das *summum bonum* und die Moralphilosophie der Stoiker überhaupt vor, welche von richtiger Einsicht und Beurtheilung zeugen, und über Seneca's Art zu philosophiren viel Licht verbreiten. Am Ende dieses Abschnitts kommt der Vf. auf die Frage: ob das Bruchstück *de otio aut secessu sapientis*, welches Lipsius von der Abhandlung *de vita beata* allen Handschriften entgegen getrennt hatte, ein Theil derselben sey oder nicht. Der Vf. ist mit Recht für die erste Meynung, weil sonst Seneca seinen Gegenstand nur zur Hälfte abgehandelt hätte. Denn es kommt sonst in der ganzen Schrift nichts von dem Wege zur Glückseligkeit vor, ausser was er über das *otium* sagt, welches Seneca als das Hauptmittel schildert. Die Gegengründe des Muretus und Lipsius werden widerlegt, und der Zusammenhang der letzten Kapitel (vom [illegible] an) aus innern und äussern Gründen gezeigt, obgleich der Vf. geneigt ist, in dem 28 K. nach den Worten: *nunc in infesta allisos rapit*, eine Lücke anzunehmen, wodurch die Verbindung verdunkelt ist. Dieses ist alles, wie Rec. *dünkt, befriedigend* dargethan. Nur scheint der Vf. *auf einen wichtigen* Umstand, der S. 28 nur berührt ist, nicht genug geachtet zu haben. Wenn gleich das *otium* als ein Mittel zur Glückseligkeit zu gelangen, angegeben ist; so ist es doch nicht das einzige und wichtigste. Die weitläufige Vertheidigung des betrachtenden Lebens, worin Seneca vorzüglich das *otium* setzt, als mit dem Stoicismus übereinstimmend, so wie die Vertheidigung der Philosophen, gegen den Vorwurf, als stimme ihr Leben nicht mit ihren Worten überein: die Schutzrede für den Reichthum; alles dieses zeigt uns augenscheinlich, dass dasjenige, was Hr. *S.* als Nebenzweck angiebt, gerade für den Seneca Hauptzweck bey dieser Schrift war. Er bestimmte sie zu einer Schutzschrift für sich und seine Lebensweise, um gegen Tadler zu zeigen, dass jene den (vorzüglich stoischen) Grundsatzen vom glückseligen Leben nicht widerspreche, und zu diesem Behuf schickt er eine Untersuchung vom Begriff der Glückseligkeit voraus. Wenn man aus diesem Gesichtspunkt die Schrift lieset, so findet man Einheit, Zusammenhang, und was sonst Episode scheint, hat nun Beziehung auf den Hauptzweck. Hätte das auch Seneca nicht an einigen Stellen deutlich genug geäussert, (z. B. c. 17. 28. 29.) so würde man es doch annehmen, und bey Erklärung der Schrift zum Grunde legen müssen. Nach diesem Gesichtspunkt wird Hr. *Sch.* einiges in seinen Prolegomenis anders fassen. Der letzte Theil hängt also unstreitig mit dem ersten zusammen, aber nicht deswegen, weil das *otium* als das Mittel zur Glückseligkeit, sondern weil es als ein Theil derselben vorzüglich in apologetischer Hinsicht dargestellt wird. *Solemus dicere, summum bonum esse secundum naturam vivere. Natura nos ad utrumque genuit et contemplationi rerum et actioni* c. 31. In dem dritten Abschnitt beurtheilt der Vf. diese Schrift in Rücksicht auf Inhalt, Behandlungsart und Ausdrück gründlich, und schliesst mit einigen literarischen Notizen über die Ausgaben und Uebersetzungen, und mit Bemerkungen über Ambrosius und Augustinus Abhandlung über denselben Gegenstand.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 7. Junius 1797.

PAEDAGOGIK.

1) SCHNEPFENTHAL, im Verl. der Buchh. der Erz. Anstalt: *Gymnastik für die Jugend.* Enthaltend eine praktische Anweisung zu Leibesübungen. Ein Beytrag zur nöthigsten Verbesserung der körperlichen Erziehung, von *Gutsmuths*, Erzieher zu Schnepfenthal. 1793. XVIII u. 663 S. 8. (Auf Schweizerpap. m. 11 Kupf. 3 Thlr. Auf Druckpap. m. 11 K. 1 Thlr. 8 gr. Mit 1 Kupf. 22 gr.).

2) BERLIN, b. Hartmann: *Versuch einer Encyklopädie der Leibesübungen*, von *Gerh. Ulr. Ant. Vieth* öffentl. Lehrer der Mathem. zu Dessau. Erster Theil. Mit ein. Kupf. u. Musik. 1794. XVI u. 530 S. Zweyter Theil. Mit Kupfern. 1795. XVI u. 558 S. 8.

In Dessau und Schnepfenthal ist die Gymnastik wieder in ihre Rechte eingesetzt und zu einer Vollkommenheit gebracht worden, die der griechischen *Gymnastik* den Preis streitig macht. Die vieljährigen Lehrer derselben an den dasigen Erziehungsanstalten haben die von ihnen angestellten Leibesübungen in ein System gebracht und jeder hat ein Werk darüber geliefert, das den geschicktesten und geübtesten Aufsehern eines Gymnasiums in Athen oder Sparta Ehre gemacht haben würde! Der Beyfall, den diese Versuche, vorzüglich der *Gutsmuthsche*, bey uns und im Auslande gefunden haben, beweist, dass wir den Sinn für die Künste der Palästra noch nicht ganz verloren haben, so wenig ihr auch der Gang unsrer Cultur günstig zu seyn scheint. Sehr wohl thaten die Vf., dass sie, bey den herrschenden Vorurtheilen, welche das Phlegma und die Weichlichkeit unsers Menschenalters und insonderheit die Verzärtelung und Empfindeley der Frauen und Mütter gegen die Leibesübungen hegt, den Werth und Nutzen der Gymnastik in vorausgeschickten Einleitungen auseinandersetzten. Wahr sind freylich folgende Sätze, die vielleicht nicht durchaus und überall in beiden Schriften anerkannt oder doch so bestimmt, dass keine Missdeutung möglich wäre, ausgedrückt worden: dass, so wie die Seele mehr ist als der Leib, die Sorge für das Wohlseyn und die Vollkommenheit des letztern nur höhern Zwecken untergeordnet, nur als Bedingung zur Erreichung der letztern angesehen werden müsse; dass die Ausbildung des Geistes sich gegen Körpervollkommenheit nicht wie Luxus gegen Bedürfniss, sondern wie ein höheres Bedürfniss zu dem niedern verhalte, und dass im Collisionsfalle das letztre dem erstern nachstehen müsse; dass nicht nur unsre sittliche Bestimmung sondern auch unsre gegenwärtige militärische und bürgerliche Verfassung durchaus einer *Athletenbildung* entgegen sey; dass das System der Abhärtung (Rigidität) des Körpers nichts tauge, sondern durch die Gymnastik Festigkeit, Stärke, Geschmeidigkeit, Schlankheit, Behülflichkeit u. s. w. des Körpers bezweckt werden müsse; dass endlich die Gymnastik in der Ausdehnung, wie sie in Griechenland getrieben wurde, weder auf unser Clima noch auf unsre übrige Verfassung anwendbar sey. Diess alles aber zugegeben bleiben noch Gründe genug übrig, einer für unsre Zeiten berechneten Gymnastik das Wort zu reden. Nur wären noch hier so manche Zweifel und Einwendungen, wie sie z. B. von Rehberg und Brandes und ganz kürzlich vom Past. Köring in der Beschreibung seiner Erz. Anstalt gegen die körperliche Gymnastik mit Scheinbarkeit und Scharfsinn vorgetragen worden, zu beseitigen und zu entkräften gewesen. Sehr wohlgerathen und zweckmäsig ist die ausführliche Einleitung der Gymnastik von Gutsmuths, worin auch mit Nachdruck manche Thorheit und Verkehrtheit des Zeitalters gerügt wird. Der Vf. huldigt gar nicht dem gewöhnlichen pädagogischen Vorurtheil von einem physischen Verfall des cultivirten Menschengeschlechts; vielmehr zeigt er, dass die Menschen im Ganzen von jeher weder an Lebensdauer noch an Leibesgrösse unsre itzigen Geschlechter übertroffen. Vorzüglich gut wird das letzte durch Induction von den alten Germanen gezeigt. Wenn wir itzt nicht mehr dieselbe Leibesstärke wie die Menschen der Vorzeit haben: so liegt der Grund lediglich im Mangel an Uebung. Wir erinnerten uns bey dieser Ausführung an die *Wielandische* Abh. über die vorgebliche Abnahme des menschlichen Geschlechtes (kleinere pros. Schriften Bd. I. N. 3).

Der innern Einrichtung nach sind beide Schriften von Gutsmuths und Vieth sehr verschieden. Vieth trennt die Leibesübungen selbst, welche er im 2ten Th. unter dem Titel *System der Leibesübungen* vorträgt, von der Geschichte derselben, die im ersten Th. unter der Ueberschrift: *Beyträge zur Geschichte der Leibesübungen* erzählt wird, dahingegen Gutsmuths nur bey Gelegenheit der einzelnen Leibesübungen einiges von der Gymnastik bey Griechen und Römern einwebt. *G.* theilt die Leibesübungen auf eine einfache und natürliche, die generische Art ein, so dass die gleichartigen Uebungen neben einander gestellt werden. Hinten hängt er noch eine Uebersicht der gymnastischen Uebungen nach den Haupttheilen des Körpers an. *V.* hat eine weniger bequeme und bestimmte Eintheilung in *passive* und *active* Uebungen

erwählt, wovon die letztern wieder in Uebungen der Sinne und in Uebungen der Glieder zerfallen. Manches, was zusammengehörte, wie das *Baden* und das *Schwimmen*, kommt nach dieser Eintheilung in zwey verschiedenen Klassen zu stehen. Unter den *passiven* Uebungen kommt *Baden* und *Abhärtung des Körpers* vor. *V.* ist weit umständlicher und vollständiger, mischt mehr anatomisches ein, gibt seiner Schrift eine systematischere Form, indem er auch gewöhnlich Definitionen oder Expositionen, selbst da, wo es überflüssig war, vorausschickt, und hat einen schlichten, zweckmäfsigen Lehrvortrag, dagegen G. das Peinliche der systematischen Form verschmäht, sich aber im Vortrage einer gefälligern, geschmücktern Einkleidung beflissen hat, die den Liebhaber des Gegenstandes mehr fesselt, aber dem Fehler der Weitschweifigkeit nicht ganz zu entgehen scheint.

Der geschichtliche Theil des Viethischen Werkes beschreibt die Leibesübungen von 40, theils neuern, theils ältern, Völkerschaften. Wenn diese Beschreibung gleich weder kritisch noch vollständig genug ist, vornehmlich was die Leibesübungen der alten Völker anbelangt: so bleibt doch dem Vf. das Verdienst einer so fleissigen und so viel umfassenden Compilation über diesen Gegenstand, dergleichen wir noch nicht hatten. Bey so beschränkten und dürftigen Hülfsmitteln, als der Vf. hatte, ist immer genug von ihm geleistet worden. Freylich würde sich aus den Quellen der alten Geschichte und aus neuern Reisebeschreibungen eine reiche Nachlese halten lassen. In den kurzen Nachrichten über die ältesten Bewohner der Erde folgt der Vf. viel zu leichtgläubig der alles ins Wunderbare spielenden Sagengeschichte von den Riesen und Gewaltigen der Urwelt. Zur Bestätigung dienen ihm ausgegrabne Knochen und Gerippe; auch die Patagonen, denen er noch immer eine viel gröſsere Statur einräumt als sie nach den neuesten Berichten haben. Wie viel kritischer hat G. diesen Gegenstand in der Einleitung behandelt! Der Beschreibung der griechischen Gymnastik hätte der Vf. eine Schilderung der Leibesübungen im heroischen Zeitalter voranschicken sollen, die er nur beyläufig S. 80 85 121 ff. 228 ff. eingestreut hat. So wäre einleuchtend geworden, wie sich aus den einzelnen Leibesübungen und gymnastischen Spielen, die bereits vor dem Homer fast alle üblich waren, nach und nach die Gymnastik als Kunst entwickelt habe! Der Gebrauch und Missbrauch der griechischen Gymnasien und Gymnastik scheint weder in *V's.* noch *G's.* Schrift hinlänglich auseinandergesetzt und gewürdigt worden zu seyn, wiewohl sie es an einzelnen Fingerzeigen nicht ganz haben fehlen lassen. Hierzu hätte vorzüglich die gelehrte Vorlesung von Meiners *de graecorum gymnasiorum utilitate et damnis in Commentatt. soc. scient. Götting* T. XI benutzt werden sollen, wo es nicht an Schatten zu dem Lichte fehlt, in welchem die griechischen Gymnasien bey *V.* erscheinen. Hülfsmittel für den Vf. waren bey diesem Abschnitt der Geschichte *Hier. Mercurialis de arte gymnastica*, *Potter*, *Barthelemy*, *Pauw*, *Hochheimer u. a. Fabers* Agonisticon scheinen weder *V.* noch *G.* benutzt zu haben. S. 24 f. erzählt *V.* dem Pauw das Mährchen von dem scharfen Gesicht der Athener nach. Die *Kybistic* oder die Kunst auf den Händen zu tanzen, auf dem Kopf zu stehen etc. hätte weder dem Mercurialis noch dem Vf. S. 85 fremd vorkommen dürfen, da sie mehrmal bey den Alten, auch beym Pollux, vorkommt, und die κυβιςτηρ sich schon im Homer auf dem Schilde finden. Ueber des *Trochos* S. 88, der verschieden vom *Rhombos*, *turbo*, war, hatte der Vf. vielleicht mehr Licht aus *Heyne's* Anmerkungen zu Aen. 7, 378 z. Tibull 1, 5, 9 und den daselbst angezogenen Schriften und Stellen bekommen können. Ueber verschiedne Uebungen und dunkle Stellen der Alten hat der Vf. durch seine Sachkenntniſs mehr Licht verbreitet als Philologen von Profession gewöhnlich im Stande sind. So über einige Stellen des Vitruv und Livius. Die Spielsschleudern, *cestrosphendonae* der Macedonier S. 64 ff. beym Liv. 42, 65 scheinen Aehnlichkeit mit den Stabschleudern, *fustibali* der Römer gehabt zu haben. In der Stelle des Livius ist *funda media* wohl nicht richtig übersetzt und *majori sinu libratum* hat nicht die mindeste Schwierigkeit, sondern bezieht sich auf den Umschwung der Schleuder in einem weiten Bogen. Mit Sachkenntniſs haben *V.* und G. die Ursachen auseinandergesetzt, warum man sich bey den Kampfübungen salbte und hernach mit Sand bestreute. Um noch ein paar geschichtliche Angaben aus G. zu berühren, findet dieser S. 298 unsern Springstab bereits im Ovid Met. 8, 366, wo Nestor auf einen Baum *springt sumto posita conamine ab hasta*. An sich ist es gar nicht unwahrscheinlich, daſs man schon früh auf solche Erleichterungsmittel zum Sprung auf oder über eine Höhe gekommen ist: allein diese Stelle leidet doch noch eine andere Auslegung, welche andern Angaben angemesſner scheint. Die Krieger hatten an ihren Lanzen einen Absatz oder Haken, wie etwa der Auftritt bey unsern Stelzen ist, auf den sie beym Auffetzen auf das Pferd mit dem einen Fuſse traten und von wo sie sich weiter auf den Rücken des Pferdes schwangen. S. *Beckmann* Beyträge z. Geschichte d. Erfind. B. 5. S. 111 f. Dieſs heiſst beym Xenophon von der Reitkunst K. 7. ἀπὸ δόρατος ἀναπηδᾶν, gerade so, wie sich Ovid vom Nestor ausdrückt, den er also wahrscheinlich auf gleiche Weise auf seine Lanze treten und von da sich auf einen Ast schwingen läſst. S. 343 weiſs G. nicht, worauf sich die Angabe des Mercurialis gründe, daſs der steinerne Diskus mit einem Loche in der Mitte versehen gewesen, durch welches ein Riemen gezogen worden. Mercurialis nahm sie aber vermuthlich aus dem Eustathius zum Homer. S. *Faber Agonisticon* 2, 4. In der Geschichte der Leibesübungen neuerer Zeit verweilt *V.* am längsten bey der *Turnierkunst*.

Es ist sehr unterhaltend, zu vergleichen, was beide Schriftsteller aus der Fülle ihrer gymnastischen Erfahrungen und Versuche über die verschiednen Leibesübungen gesagt haben. Man darf nicht glauben, einerley in beiden Werken zu lesen; jeder hat viel Eigenthümliches; einer dient dem ander

Ergänzung, näheren Bestimmung und Berichtigung. Im Ganzen aber ist *V.* vollständiger, geht noch mehr ins Einzelne, verweilt länger bei der Methode, gibt noch eine reichere Anzahl von Uebungen und damit vorzunehmenden Veränderungen an. *V.* handelt sehr ausführlich, auch mit Anführung der Literatur die Fecht- Reit- Tanz- und Voltigirkunst ab, von welchen *G.* wenig oder nichts sagt: dagegen auch *G.* wieder andre Uebungen, als Wachen, Fasten, lautes Lesen, Declamiren, Handarbeiten ganz allein hat. Bey dem Unterricht in der Schwimmkunst konnten beide Schriftsteller noch nicht das später erschienene Bernardische System, welches nun auch durch eine deutsche Uebersetzung noch mehr verbreitet wird, benutzen. *V.* berührt doch S. 20 die von Physikern angestellten Versuche, welche das specifische Gewicht des Menschen geringer angaben, als das Gewicht des Wassers, auf denen sich die neue Schwimmmethode des Italieners gründet. Kalte Bäder werden von beiden Schriftstellern zu unbedingt empfohlen und die warmen zu sehr herabgesetzt. *V.* verschweigt die Behauptungen Marcards und Hufelands von der Wohlthätigkeit warmer Bäder nicht, weiss aber den Widerspruch, in welchem diese Behauptungen mit den Angaben anderer Aerzte stehen, nicht zu lösen, und bleibt bey seiner Erfahrung von der Gesundheit des kalten Bades stehen. *G.* geht gar so weit, S. 404 das kalte Bad beym Schnupfen, Husten und Flüssen für unbedenklich zu halten! Der Abschnitt über die Uebungen der Sinne zeigt in beiden Werken von grosser Aufmerksamkeit auf diesen noch zu sehr vernachlässigten Gegenstand der Erziehung und von vielem Scharfsinn in der Anstellung mannigfaltiger Versuche. Manche geschichtliche Angaben sind mit eingeflochten worden; unter andern von *G.* drey merkwürdige Protocolle über Sinnenübungen, welche der Vf. mit 2 Schnepfenthäler Zöglingen angestellt hat. Scharfsinnig und gut begründet ist die Gutsmuthische Bemerkung, dass bey den Sinnesübungen nicht sowohl die Organe als das innere Empfindungsvermögen geübt werden könne und werde: gleichwohl kann nicht ganz geleugnet werden, dass die Organe selbst, wenigstens des Gesichts, Gefühls, Geruchs und Geschmacks, wenn auch vielleicht nicht des Gehörs, für mancherley Uebungen und Modificationen empfänglich sind. Manche von *V.* gesammelte Beyspiele können diess schon beweisen.

ULM, b. Wohler: *Taschenbuch für deutsche Schulmeister auf das Jahr 1796.* Herausgegeben von *Christoph Ferdinand Moser*, Pfarrer zu Wippingen und Lautern im Wirtembergischen. XI. Jahrgang 1796. $10\frac{1}{2}$ Bog. (24 kr. rheinl.)

Diess nützliche Taschenbuch ist diessmal nach Rec. Gefühl vorzüglich gut gerathen. Um Freunde des Schulwesens darauf aufmerksam zu machen, begnügt sich den Inhalt kurz anzugeben. I) *Ist es rathsam, e grössern Kinder der obern Classe zu Aufsehern über einern zu machen* — in einem Schreiben an den Herausgeber von einem Schullehrer beantwortet; ein vorzüglich gut gerathener, von viel Lehr-Weisheit, Einsicht aller Art und wohl benutzter Erfahrung, wie nicht minder von guten Gesinnungen zeugender Aufsatz, der für alle Schullehrer, eben in so fern er von einem ihrer Collegen herrührt, eben so erwecklich als lehrreich seyn wird. Das Anstellen von 3 — 4 solchen Aufsehern aus der Mitte der Kinder selbst wird unter gehörig angerathenen und zum Theil angegebnen Modificationen aus sehr triftigen Gründen empfohlen. — II) *Briefe für Schulkinder auf dem Lande*, von einem Prediger für die Jugend seiner Gemeinde zum Dictiren und Aufbewahren verfasst — ganz gut gemeynt, ohne Zweifel aber, wie es scheint, zu wenig nach planmässiger Ordnung, zu eintönig, zu wenig munter und concret in den Anweisungen und nicht frey von groben religiösen und schiefen moralischen Vorstellungen (werden fortgesetzt). III) *Ueber die Gesundheitspflege der lernenden Jugend.* (ein Auszug aus *Franks* medicinischer Polizey) durchaus so, wie sichs von diesem Vf. erwarten lässt und für diess Werkchen sehr zweckmässig eingerückt. Rec. berichtigt nur die Angabe, dass in Sachsen, wenigstens in Kursachsen, die Kinder nicht vom 4ten, sondern 6ten Jahre die Schule zu besuchen angewiesen sind, und bey gehöriger Einrichtung dessfalls ist diess wohl kaum zu früh. — IV) *Einige nützliche Sätze den deutschen Schulunterricht betreffend*, mitunter freylich allgemein und bekannt, aber doch zum Theil auch minder geläufig und stets der Beherzigung werth von einem noch lebenden Schuldirector. V) *Auszüge aus dem Tagebuche eines Landschulmeisters* (Fortsetzung). Was der achtungswürdige Vf. insbesondere von dem moralischen Schaden der Spinn- oder Rockenstuben (in seinem Vaterlande Kunkel- oder Licht-Stuben) für die aus der Schule unlängst erwachsene Jugend sagt, ist, nebst diesen Rathschlägen gegen seinen Missbrauch, sehr bemerkenswerth. VI) *Historische Nachrichten.* VII) *Bücheranzeige mit kurzen Recensionen.* VIII) Zugabe unter VI. gehörig. Rec. wünscht dem Unternehmen des würdigen Herausgebers fernern guten Fortgang.

SCHÖNE KÜNSTE.

QUEDLINBURG, b. Ernst: *Das Grab der Revolution, oder der König rettet sein Land.* Eine Revolutionsgeschichte in zwey Theilen. 1796. 375 S. 8.

Bey der gegenwärtigen Spannung und Empfänglichkeit der Gemüther für alles, was sich nahe oder entfernt auf Revolution oder überhaupt auf Politik bezieht, wird diese Schrift, die sich weder in der Erfindung noch in der Ausführung besonders auszeichnet, doch vielleicht noch ihre Leser finden. Die Scene hat der Vf. nach Sicilien, den Schauplatz so vieler merkwürdigen Revolutionen verlegt. Unter dem Könige Pitias schildert uns der Vf. einen Monarchen, wie es deren schon so viele gab, der den besten Willen und das grösste Unvermögen besitzt, Land und Leute glücklich zu machen. Knato wird als ein Ab-

schaum eines ränkevollen, herrschsüchtigen Staatsbeamten dargestellt; ihm gegen über steht der getreue Trasso. Der Knoten wird durch einen unbekannten afrikanischen Ankömmling Namens Sannio geschürzt, von dem es sich zuletzt entdeckt, dass er ein Sohn des Königs Pitias von einer afrikanischen Gemahlin sey, die bey der Geburt dieses Prinzen ermordet wurde. Die Geschichte drängt sich durch gräsliche Begebenheiten. Der Stil ist mittelmässig und der Ausdruck an mehrern Stellen ziemlich verwahrloset. So heisst es unter andern: „er wollte rasend werden bey dieser *krassen* Erfahrung.“

KLEINE SCHRIFTEN.

Rechtsgelahrtheit. *Frankfurt a. M.*, b. Andreae: *Carl von Dalwigk juristische Aufsätze* für die gegenwärtige Zeit. 1796. 44 S. 8. (4 gr.) Drey Abhandlungen machen diese kleine Sammlung aus. *Nr. I. Etwas über die Repartition der Kriegsschäden.* „Die combinirten Armeen, schreibt der Vf., welche zu Vertreibung der Franzosen, und zu Rettung des deutschen Vaterlandes im J. 1792. herbeyeilten, nähmen, wie uns die Erfahrung lehrt, ihren Weg mehrentheils über die besten Strassen verschiedener deutscher Reichslande. Hierdurch wurden nothwendig theils die an den Strasen gelegene, theils noch mit Truppen besetzte Ortschaften von den Armeen am meisten beunruhigt, und durch Nachtherbergen, Fouragelieferungen, Kriegsfuhren, lästige und aufzehrende Einquartierungen, Hand- und Spannfuhren, und andere Verpflegungsbedürfnisse sehr stark gedrückt, der Viehstand derselben zu Grunde gerichtet, die Gemeindekassen erschöpft, und die Unterthanen dieser betroffenen Gegenden überhaupt in eine Lage gesetzt, die sie in die Länge nicht mehr auszuhalten vermochten, und die sie selbst nöthigten, zu Bestreitung der ihnen aufgebürdeten Kriegslasten beträchtliche Capitalien aufzunehmen. In dieser bedrängten Lage befinden sich viele durch jene Kriegslasten beynahe erschöpfte Gemeinheiten, und die gänzliche Zugrundrichtung derselben würde eine unvermeidliche Folge dieses Zustandes seyn, wenn nicht von Seiten der höchsten Landesherrschaften zweckmässige und rechtliche Mittel angegeben würden, diese bedrängten Gemeinheiten zu retten, und zu unterstützen. Diese Mittel zu *begutachten* (!), ist der Zweck dieser Arbeit; es frägt sich daher: wodurch der Zustand dieser betroffenen Gemeinheiten erleichtert, und denselben wieder aufgeholfen werden könne, und ob nicht alle diejenige Ortschaften, die zufälligerweise ihrer Lage wegen von diesen Kriegslasten gar nicht betroffen wurden, nach Recht und Billigkeit zur Entschädigung der betroffenen angehalten, und daher die Kriegslasten gemeinschaftlich auf das ganze Land repartirt werden können. Zu näherer Auseinandersetzung dieses Gegenstandes theile ich denselben in zwey Fragen ein, und untersuche *in der ersten*, die Verbindlichkeit der nicht betroffenen Gemeinheiten, zu den Lasten der betroffenen zu concurriren, im Allgemeinen ohne Rücksicht der befreyten Personen; *in der zweyten* Frage prüfe ich diese Verbindlichkeit auch in Rücksicht der befreyten Individuen. Ist in diesen beiden Fragen die Verbindlichkeit der nicht Betroffenen im Allgemeinen sowohl, als der Befreyten insbesondere anerkannt worden, so folgt daraus nothwendig *drittens*, dass auch der Landesherr von Landesherrschafts wegen beide dazu anzuhalten befugt sey.

Die erste Frage nun glaubt der Vf. 1) aus Gründen der natürlichen Billigkeit, und nach den allgemeinen Grundsätzen des natürlichen Staatsrechts; 2) aus den Grundsätzen des römischen Rechts; 3) aus dem Geiste der deutschen Staatsgesetze dahin beantworten zu müssen, dass die nicht betroffenen Gemeinheiten zu den Lasten der betroffenen zu concurriren allerdings verbunden seyen. — — Aus dem römischen Rechte zieht er hieher, die Analogie des rhodischen Gesetzes, und unter den deutschen Reichsgesetzen glaubt er Gründe für seine Behauptung zu finden, in dem R. A. von 1641. §. 26. — — Was hingegen die zweyte Frage betrifft; so stellt er den Grundsatz auf: Diejenigen Körperschaften und Einzelne, die *ab ordinario* *ut extraordinario* zugleich eximirt sind, müssen jedoch den *casum insolitum*, der bey einem besonders dringenden Staatsbedürfnisse eintrifft, und die bey Gelegenheit desselben entspringenden Besteurungen prästiren. — Diess bringt, sagt er, die Natur der Sache mit sich, und, zu allem Ueberflusse ist es noch in unsern Reichsgesetzen ausdrücklich bestätigt; wie man aus folgenden Gesetzstellen ersehen kann: R. A. von 1548. §. 95. 102., von 1550. §. 25., von 1557. §. 49. 50., von 1559. §. 24. 25., von 1576. §. 11. 12., von 1582. §. 10. 11., von 159[illegible] §. 10., von 1598. §. 11. 12. 13. Kaiserliches Circularschreiben an die Kreisausschreibämter dd. Wien den 27. Hornung 179[illegible].

Die Richtigkeit dieser Entscheidungen nun wird wohl Niemand bezweifeln; aber freylich ist damit die so schwierige Lehre, von der Vertheilungsart der Kriegsschäden und Contributionen, bey weitem noch nicht erschöpft. und es wäre sehr zu wünschen, dass ein Sachkundiger Mann diesen so vielseitigen, und in unsern Tagen leider! so praktisch gewordenen Gegenstand gründlich, und erschöpfend bearbeiten möchte.

No. II. In wie weit sind Urtheile eines Justizcollegiums in einem vom Feinde eroberten deutschen Reichslande für gültig zu halten? Als die Franzosen im October 1792. Meister eines Theils des obern Deutschlands geworden waren, wurden unter andern auch die zu Beförderung der Justiz angeordneten Territorialgerichte mit dem Befehle provisorisch *beybehalten*, die landesherrlichen Titulaturen in ihren Expeditionen *nicht mehr* zu gebrauchen, statt deren aber ihre Urtheile und Decrete im Namen der Frankenrepublik auszufertigen. Nun ereignete sich aber der Fall nicht selten, dass diese provisorisch beybehaltenen Gerichtsstellen auch in Streitsachen der Unterthanen, welche zwar bisher zum Umkreis ihrer Gerichtsbarkeit gehörten, jetzt aber der Bothmässigkeit der Franzosen nicht unterworfen wären, Urtheile und Decrete erlassen hatten. Es entstanden daher die beiden Fragen: 1) Sind die von den provisorisch beybehaltenen Gerichten eröffneten Urtheile in Streitigkeiten der Unterthanen, welche ausser dem occupirten Districte wohnen, sowohl in den Formalien, als Materialien zu Recht beständig? 2) Haben die streitenden Theile auf diese Urtheile ein erworbenes Recht erhalten, und kann daher deren Execution durch die in den nicht eroberten Districten versammelten Justizstellen, der landesherrlichen Jurisdiction ohnnachtheilig, verfügt werden? — — Beide Fragen, sagt der Vf., müssen schlechthin verneint werden, weil die französische Jurisdiction über die deutschen Staaten nur so weit sich erstrecken konnte, als diese vom commandirenden General waren erobert worden.

No. III. Etwas von den Rechten der hypothekarischen Gläubiger bey verbrannten, aber wieder herzustellenden Gebäuden. Das Resultat der Untersuchung geht dahin: So gewiss es ist, dass dem hypothekarischen Gläubiger ein *jus hypothecae* an das neue Gebäude, womit die leere Stelle bebaut wurde, zusteht; so gewiss ist es auch, dass dem Gläubiger, von dessen Geld die leere Stelle bebaut worden ist, sein vorgeliehenes Geld vor allen Dingen erst erstattet werden muss, ehe der letztere Pfandgläubiger seine Befriedigung an der Stätte nehmen kann. Eben daraus folgt aber auch, dass dem letzteren kein *jus prohibendi* zustehen kann, dass die *area* nicht überbaut werden, sondern ihm *in solutum* zugeschlagen werden solle.

Alle diese Ausführungen sind von der Art, dass das Publikum dem Hn. Vf. für ähnliche Arbeiten gewiss dankbar seyn wird.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 8. Junius 1797.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Weimar, in der Hoffmannischen Buchh.: *Archiv für die neueste Kirchengeschichte.* Herausgegeben von D. *Heinrich Philipp Conrad Henke. Zweyter Band.* Nebst dem Bilde Immanuel Kants. 1796. 752 S. 8.

Auch dieser Band enthält eine Menge sehr lesenswürdiger Auffätze und Actenstücke. *Erstes Stück.* I. *Missionsnachrichten aus China.* S. 1—41. Aus den *Nouvelles des Missions Orientales, reçues du Seminaire des Missions etrangeres, en* 1782. 1791. 1792. *à Liege,* 1794. 8. Man war schon lange nach zuverlässigen Nachrichten von der berühmten chinesischen Mission begierig; die gegenwärtigen befriedigen dieses Verlangen. Im Vorberichte wird das von dem Jesuiten *de Rhodes* im J. 1663. zu Paris angelegte Missionsseminarium beschrieben, das bis zum J. 1792. so thätig war; in demselben aber von der Nationalversammlung aufgehoben wurde. Darauf folgt ein Schreiben des Hn. *Franz Potier,* Bischof zu Agathopolis, und apostolischen Vicars der chinesischen Provinz Su-Tchuan, an Hn. Tessier de Ste Marie, einen Pfarrer in Frankreich, vom 18 Oct. 1782. Er meldet, dass drey Provinzen, deren kleinste so gross als Frankreich ist, unter seiner Aufficht stehen; dass die beträchtlichsten christlichen Gemeinen daselbst nicht leicht über 3 bis 400; die gewöhnlichen aber, deren es sehr viele gebe, 60 bis 80 Seelen enthalten; dass für dieselbe nur 13 Missionarien, und darunter 8 gebohrne Chineser vorhanden sind; dass durch Schulen, unentgeltlich ausgetheilte Bücher, Rosenkränze, Krucifixe, Heiligenbilder, u. dgl. m. und durch wandernde Katecheten diese Mission glücklich genug unterstützt werde; dass man allenthalben gläubige Christen umherschicke, welche die Arzneykunde verstünden, und unter dem Vorwande, den Kindern Arzneymittel einzugeben, sie taufen, und dass auf diese Art seit drey Jahren, in welchen dieses gute Werk wegen grosser Hungersnoth und damit verbundener Pest eifriger betrieben worden sey, beynahe 100,000 Kinder auf diese Art getauft worden seyen; dass aber doch gewiss in den drey Provinzen in jedem Jahre mehr als 100,000 Kinder sterben, die nie Gott lieben und schauen werden; (wie man solches ganz zuverläsig von dem heiligen *Augustinus* weiss;) dass bisweilen harte Verfolgungen über die Christen durch die Mandarinen ergiengen; und dass die Mission noch sehr grosse Bedürfnisse habe, denen durch Almosen geholfen werden könne. Auffallend ist es uns noch hier gewesen, dass der Bischof bloss von Heyden in China spricht, und also das alte Vorurtheil von der Religion des *Confucius,* das die Jesuiten ehemals gegen die übrigen Missionarien bestritten, beyzubehalten scheint. II. *Nachrichten von den vortrefflichen Schulanstalten in Hannover,* besonders von dem so wohl eingerichteten Schulmeister-Seminarium daselbst. III. *Klagpunkte und Endurtheil über Prof. Jahns zu Wien hermeneutische Ketzereyen.* Er hatte im J. 1792. in seiner Einleitung in die göttlichen Schriften des A. B. behauptet, dass die Bücher Hiob, Jonas, Tobias und Judith Lehrgedichte wären; in seinen Vorlesungen aber, die sogenannten Besessenen des N. Test. seyen nur gefährlich Kranke gewesen. Der Cardinal Migazzi verklagte den gelehrten Mann deswegen bey dem Kaiser; und es wurde ihm eine Modificirung dieser unschuldigen Sätze, auch überhaupt mehr Bescheidenheit auferlegt. IV. *Abgekürzter Religionsprocess in den Preussischen Staaten.* V. *Verordnung des Ungarischen Bischofs von Munkatsch wider ein vermeintes wunderthätiges Marienbild,* im J. 1793. VI. *Todesfeyer Ludwigs XVI. in Rom.* Eine sehr feine lateinische Rede des päbstlichen geheimen Kämmerers *Paul Leardi,* im J. 1793. in der Quirinal-Capelle vor dem Pabste gehalten. VII. *Ueber den Ausgang des Schaumburg-Lippischen Recurses in der Froriepischen Sache.* Das *Corpus Evangelicor.* bezeigte dem Reichskammergerichte sein Befremden darüber im J. 1794. dass es sich über Evangelische Reichsstände in geistlichen Sachen eine Gerichtsbarkeit anmaassen zu wollen scheine. VIII. *Bemerkungen über einige neuere Anstalten für die sittliche und wissenschaftliche Cultur in Kursachsen.* IX. *Bambergischer Hirtenbrief* zur Fastenzeit 1794. S. 86 — 115. Es werden darinn die bedenklichsten moralischen Uebel unsers Zeitalters: übelverstandner Freyheitssinn, Ausbreitung anstösiger Grundsätze, um sich greiffendes Sittenverderbniss, auch Verwirrung und Niederschlagung des Geistes bey dem scheinbaren Triumph des Lasters, beschrieben, und Gegenmittel wider dieselbe empfohlen. X. *Ehrenrettung der Prediger O. S. Reinbeck und J. E. Troschel in Berlin,* gegen die königl. geistl. Immediat Examinationscommission. S. 115 bis 145. XI. *Priestleys Weissagung und Abschied von Europa,* 1794. XII. Ueber Charakter und Verdienste des ehemaligen Abts in Klosterbergen, und nachherigen Gen. Superint. in Ostfriesland, *J. F. Hähn.* (S. 156 bis 205.) Rec. der ihn auch persönlich gekannt hat, war es angenehm zu sehen, dass neben seinen mancherley Fehlern auch seine nicht geringen Kenntnisse und Verdienste aufgestellt worden sind. XIII. Vermischte Nachrichten.

Zweytes Stück. I. Versuch einer Geschichte *der Herzogl. Waisen-Anstalt in Weimar*, nebst der bey Vertheilung der Waisen in Städten und auf dem Lande üblichen Verfahrungsart. (S. 209 276.) Ein Muster einer Reformation solcher Anstalten. II. Ueber die *Bedrückungen der Evangelischen im Herzogthum Salzburg*. Welcher willkührlichen Gewalt ihr Religionszustand daselbst unterworfen sey, kann der hier mitgetheilte Auffatz aus einer Deduktion des Hn. M. *Fretzels*, Inspectors in Sulzbach beweisen. III. *Exorcismusstreitigkeit in Bautzen*, nebst Privatgutachten von D. *Reinhard* und D. *Rosenmüller*. Der erstere sagt unter andern sehr lehrreich für manchen, kleinlichen Reformatorgeist unserer Zeiten: „sich an ausserwesentliche Dinge zu stossen, ist wahrlich kein Merkmal innerer Kraft und Stärke; nur dem Schwachen ist alles auffallend; der reifere Christ wartet es gelassen ab, bis sich Gelegenheit findet, veraltete Missbräuche und zwecklos gewordene Anstalten nach und nach, und ohne Geräusch, in Vergessenheit gerathen und verschwinden zu lassen. IV. *Nachrichten vom sittlichen und religiösen Zustande der Einwohner von St. Croix*, aus *Hans West*, Rectors am Westindischen Schulinstitut, Beyträgen zur Beschreibung dieser Insel. Man erblickt darinne einen erheblichen Grad von Cultur. V. *Facultäts-Indult des Römischen Stuhls fur die Bischöfe von Frankreich*, vom 19 März, 1792. Eines von den vergeblichen Mitteln des Pabstes, sein Ansehen in Frankreich zu retten. VI. *Kirchliche Verfügungen im Herzogthum Würtenberg*, auf Anlass des gegenwärtigen Kriegs. VII. *Englische Kirchenintoleranz* aus Partheywuth. Sie traf einen Prediger, der die Wiederherstellung des Friedens gewünscht hatte. VIII. *Herzogl. Würtenberg. Verordnung über die Sonntagsfeyer*. IX. *Kirchliche Nachrichten aus dem Anhältischen*. X. Abschaffung des *Exorcismus* im Herzogthum *Sachsenlauenburg*, und Abänderung der *kleinen Festtage*.

Drittes Stück. I. Fortsetzung der *Chinesischen Missionsnachrichten* (S. 385 — 429.) Es ist ein Bericht von der Mission in der Chinesischen Provinz Su-Tchoan, vom 30 Sept. 1791. an die Direktoren des Missionsseminarium zu Paris, eingereicht von Hr. *de St. Martin*, apostolischen Vicar jener Provinz, und Administrator von zwo andern, ausgefertigt und gezeichnet von *Johann Didier* Bischof zu Caradre. Eine Empörung, welche um die gedachte Zeit in jenen Provinzen gestiftet wurde, setzte die Christen, wegen geglaubter Theilnehmung an derselben, grosser Gefahr aus; sie hatten auch sonst Verfolgungen. Dennoch wurden, im J. 1791. über tausend Erwachsene und 1648. Heydenkinder in den genannten Gegenden getauft, und der Vf. glaubt, dass manche dieser Bekehrungen nicht ohne Wunder geschehen seyn möchte. II. *Leben* unsers seeligen Bruders, *August Gottlieb Spangenbergs*, genannt Joseph, von ihm selbst aufgesetzt, und von der Direction der Brüder-Unität bis an seinen Tod fortgesetzt. (S. 429 — 497.) Man wird den ehrwürdigen und verdienstvollen Mann auch ohngeachtet der mancherley Schwächen, die aus dieser Lebensbeschreibung hervorblicken, dennoch lieb behalten. Erläuternde Zusätze hätten wir an einigen Stellen gewünscht, damit man gleich etwas Ganzes haben möchte. III. *Uebersicht der kirchlichen Verfassung* und der *Schulanstalten des Herzogthums Sachsen-Lauenburg*. Ob sie gleich nur ein kleines Land umfasst; so hat sie doch ihr Verfasser durch seine Bemerkungen interessant zu machen gewusst. Die Anekdote mag auch hier stehen, dass *Mosheim* den Prediger *Casp. Heinr. Starck* auf dem Dorfe Siebenbäumen bey Lübeck, dessen Lübeckische Kirchenhistorie bekannt ist, in traulichen Unterredungen für seinen Meister erklärt habe, von dem er zuerst lernte, wie man die Kirchengeschichte recht studieren müsse. IV. *Pius VI.* lateinisches *Warnungsschreiben an die französische Geistlichkeit*, welche den Bürgereid geleistet hat. Die päbstlichen Grundsätze und Phrasen bleiben freylich immer eben dieselben; aber ihre Wirkung wird täglich desto geringer. V. *Vermischte Nachrichten*. Unter andern werden S. 553. fg. aus einem Briefe eines berühmten Gelehrten und Staatsmannes, der mehrere Jahre hindurch zu Constantinopel gelebt hat, Anmerkungen über die *sittliche Cultur der heutigen Griechen* eingerückt. Er hält sie für eines der verächtlichsten Völker, und die Türken für unendlich besser und klüger, als sie; glaubt auch, dass sich die Welt von den wenigen Flüchtlingen habe blenden lassen, welche nach dem Falle ihres Reichs in Italien ankamen, ihnen die Wiederherstellung der Wissenschaften zuzuschreiben; die man doch ganz andern Männern und Umständen zu verdanken habe. Allein wer jene flüchtigen Griechen kennt, hat wohl die gedachte Wiederstellung *ihnen allein* nicht beygelegt. Die Schriften ihrer grossen Vorfahren, welche sie bekannt machten, übersetzten und erklärten; und der Vortheil den die fähigsten Köpfe in und ausserhalb Italien aus denselben an Geschmack, Studiermethode und Schriftstellerkunst zogen, haben jene Revolution allerdings bewirkt.

Viertes Stück. I. Auszüge aus den *Streitschriften* von *Wilh. Frend* in *Cambridge* über *Druckfreyheit*, *symbolische Bücher*, und verwandte Materien seit dem J. 1788. Es sind zwey Schreiben an die Mitglieder der Englischen Kirche, worinne er ihnen darzuthun sucht, dass die Dreyeinigkeitslehre gar keinen Grund in der Schrift habe; seine Appellation an das Haus der Gemeinen wider die Universität Cambridge, welche ihm, als einem Antitrinitarier, sein Amt genommen hatte; und sein Buch über die Unterschrift von Religionsformeln. II. Noch etwas *über den Abt Hähn zu Kl. Bergen*. Es wird besonders gezeigt, dass der General *Lentulus* eigentlich den König zum Unwillen wider ihn gereizt habe. III. Erweiterter *Facultätsindult des Römischen Stuhls für die Bischöfe von Frankreich* vom 13 Jun. 1792. IV. *Herz. Mecklenb. Schwerinische Landesverordnungen über das Kirchen- und Schulwesen*, auch andere damit verwandte Gegenstände, in den Jahren 1789 — 1793. (S. 620 bis

669.) Es sind darunter manche wichtige und musterhafte; zum Theil werden sie auch mit nützlichen Erläuterungen begleitet, unter welchen die Nachrichten von der Wiederherstellung der Universität zu Rostock besonders lesenswerth sind. V. Von der *symbolischen Verpflichtung der Geistlichen* in den Herzogthümern *Bremen und Verden.* Es giebt daselbst eigentlich gar keine; ausser dass sie bey ihrer Vocation und Einführung auf die drey alten allgemeinen Symbola und auf die ungeänderte A. Conf. verwiesen werden. VI. *Josephs Gorani* Gedanken über den *Religionsumsturz in Frankreich.* Lebhaft und eindrücklich genug wird die Nothwendigkeit der Religion und eines äusserlichen Gottesdienstes dargethan. VII. *Nachricht von der Bamptonischen und Warburtonischen Predigtstiftung in England!* *Joh. Bampton*, der als Canonicus zu Salisbury im J. 1779. starb, suchte das Mangelhafte der berühmten *Boylischen* Stiftung von jährlichen Predigten zur Vertheidigung der christlichen Religion zu verbessern; seine neue Stiftung aber hat, wie hier an vielen Beyspielen gezeigt wird, wenig treffliche Früchte getragen: und eben so wenig die von dem berühmten Bischof *Warburton* errichtete ähnliche. VIII. Erfahrung über die *Unschädlichkeit des gemeinschaftlichen Kelchs im Abendmahl, als eines vorgeblichen Vehikels, die Lustseuche zu verbreiten*, von *Joh. Dav. Polchow*, Prediger zu Grain bey Lübeck. Allerdings scheint er diese Unschädlichkeit als ein prüfender Beobachter bestätigt zu haben. IX. *Anrede und Gebet bey Ordinationen in Berlin.* Merkwürdig, weil nachdem Hn. *O. C. R. Tellern*, von dem dieses Formular herrührt, die Ordinationen, welche er sonst alle in Berlin verrichtete, genommen wurden, Hr. *O. C. R. Woltersdorf*, dem sie darauf übertragen wurde, sich desselben auch bedient. X. *Grossfürstl. Russischer Stiftungs-Brief eines gemeinschaftlichen Bethauses für Protestanten und Katholische zu Gatschina*, 1794. Dass *Gatschina*, ohngeachtet der schönen daselbst befindlichen Gebäude, doch nur ein Dorf, nicht eine kleine Stadt sey, wie sie hier genannt wird, weiss Rec. von einem Augenzeugen. XI. *Kirchliche Nachrichten aus Nordcarolina.* Die Evangelischluthr. Prediger arbeiteten daselbst im J. 1794. bey ihren Gemeinen mit Beyfall und Frucht; aber noch ohne einen festen und zugesicherten Gehalt.

ZÜLLICHAU, b. Frommann: *Erasmus Theologie.* Linien der Religionslehre des Christenthums aus Erasmus Schriften in einen kleinen Grundriss zusammengezogen. 1794. 10 Bog. 8. (9 gr.)

Eigentlich eine aus dem Lateinischen des bekannten *Daniel Brenius* übersetzte Schrift; deren Titel der Uebersetzer wohl hätte angeben mögen, da sie sehr selten vorkommt. Sie erschien zu Rotterdam 1667 in Sedez: *Speculum Christianarum virtutum et compendium theologiae Erasmicae*, erst nach *Brenii* Tode, und steht nicht mit in *Brenii* Werken, die das Jahr vorher herausgekommen waren. Sie enthält einen kurzen Inbegriff des praktischen Christenthums, voll vortrefflicher Ideen über das Christenthum überhaupt, namentlich über die christlichen Eigenschaften der Aufrichtigkeit, Freyheit, Frömmigkeit und Klugheit, und dessen zwey wesentliche Theile: *Unschuld* oder Freyheit sowohl von Lastern, als von gewissen Unvollkommenheiten, die zuweilen für Tugend gelten, und *Liebe* des Nächsten nach ihrem ganzen Umfange; so christlich und so praktisch vorgestellt, wie man es von einem Erasmus erwarten kann. Wem auch der Inhalt bekannt genug scheint, sollte das kleine Buch wegen der vortrefflichen Darstellung lesen. Wäre es lateinisch wieder abgedruckt worden, was wir wegen des so äusserst anziehenden Vortrags des Erasmus noch fast lieber gesehen hätten: — so würde Rec. wünschen, dass es in allen Schulen, statt so mancher schalen lateinischen neuern Bücher, eingeführt würde. Uebrigens ist diese Uebersetzung sehr gut gerathen; und der Uebersetzer ist geneigt, wenn dieses kleine Buch wohl aufgenommen wird, eine reichere Sammlung von diesem und ähnlichen Inhalt, deutsch aus Erasmus Schriften zusammenzutragen.

RECHTSGELAHRTHEIT.

HELMSTÄDT u. LEIPZIG, b. Fleckeisen: Sammlung einiger *Actenstücke*, die *Rechtssache des Hn. Hofrichters Land- und Schatz-Raths von Berlepsch* betreffend. Mit Anmerkungen und einer nöthigen Vorerinnerung, herausgegeben von dem Hofr. *Häberlin* zu Helmstädt. 1797. 143 S. Text u. 36 S. Vorerinnerung. 8.

Die Bewandniss dieser merkwürdigen Rechtssache ist, mit den deshalb erschienenen Schriften, bereits im 102. St. der A. L. Z. angezeigt worden. Die hier gelieferten Actenstücke enthalten theils Belege zur vorhergehenden Geschichtserzählung, theils neu hinzugekommene Facta. Es sind deren fünf: I. Circularschreiben des Schatzcollegiums an die Calenbergische Landschaft vom 30. Dec. 1796. Enthält den bisherigen Verlauf dieser Angelegenheit, damit die Stände bey dem am 16. Febr. d. J. anfangenden Landtage mit ihrem Votum sich gefasst machen möchten. II. Rechtliches Gutachten der Juristenfacultät zu Erlangen, im Jan. 1797. Der engere und weitere Ausschuss der Calenb. Landschaft weigerte sich dem Landtag vorzugreifen und sogleich eine neue Wahl zur Land- und Schatz-Rathstelle auszuschreiben, weil die Landschaft erst über die Dienstentlassung berathschlagen sollte. Sie holte daher, zu besserer Belehrung der Stände, jenes Rechtsgutachten ein, um solches dem allgemeinen Landtage vorlegen zu können. Dieses ausführliche Gutachten fiel nun sehr gut für den Hn. v. B. aus, und gab ihm in allem Recht, sowohl was die Art des gegen ihn verhängten Verfahrens, als was die ihm angeschuldigte Vergehung betrift. III. Erklärungs- und Antragspromemoria des Hn. v. B. an den Calenb. Landtag vom 14. Febr. 1797 ist eine Auffoderung an die Stände, ihn bey dieser gemeinsamen Sache, wo es um die Erhaltung der ständischen Rechte

zu thun sey, zu vertreten. IV. Beschlüsse der Caleab. Ritterschaft, ausgezogen aus den landschaftlichen Protocollen vom 17. 18. u. 20. Febr. d. J. Der wesentliche Inhalt ist dieser: „Wenn eine neue kö-„nigl. Erklärung dahin erfolgte, dass Sr. kön. Maj. „nur *eine honestam dimissionem beabsichtiget* hätten; „würden die Stände sich dabey beruhigen, und den „Hn. v. B. auch ihrer Seits *pro honeste dimisso* ansehen; „immittelst aber sey alles *in statu quo* zu belassen; „demnächst wollten sie bey mehrern Weiterungen „die Vergütung aller etwaigen Schäden und Kosten, „auch dass dieser Fall nicht zu künftigen Präjudiz „gereiche, vorbehalten." V. Directorialacten, die Streitigkeiten des Hn. Hofgerichtsassessors v.* und des Hn. Hofgerichtssecretärs ** betreffend. Von dem Bezug dieser Streitigkeit auf die gegenwärtige Sache ist schon in der vorherigen Anzeige gesagt. Die nachtheilige Wendung, welche die Sache für Hn. *v. B.* durch die erwähnten Landtagsbeschlüsse genommen hat, soll — wie in der Vorerinnerung ausführlich gezeigt wird — daher rühren, dass dessen Gegenparthey durch allerhand Winkelzüge eine Mehrheit der Stimmen zu erlangen gewusst habe; z. B. dadurch, dass der Hr. General Graf v. Wallmoden 6 Officier vom Cordon, die Mitglieder der Ritterschaft waren, beurlaubt habe, um mit gegen Hn. *v. B.* votiren zu können; dass man zur Majorität auch die Stimmen derer gezählt, die als Compossessoren adelicher Güter, oder kraft erhaltener väterlicher Vollmacht votirt, aber eigentlich kein Recht dazu gehabt hätten. Der Hr. *v. B.* hat daher für gut gefunden, gegen die gefassten Beschlüsse förmlich durch Notarien protestiren zu lassen, und befindet sich dermalen in Wetzlar, um daselbst seine Klage bey dem Reichskammergericht zu betreiben. Dass derselbe, wie es vorhin verlauten wollte, in königl. preussische Dienste getreten sey, hat sich nicht bestätiget.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

LEIPZIG, b. Göschen: *Sammlung einiger Predigten*, gehalten und herausgegeben von *Susemihl*, Prediger zu Patzig, auf der Insel Rügen, berufen zum ersten Prediger der evang. Lutherischen Kirchengemeinde in Wien. 1796. 288 S. gr. 8.

Der Vf., der, laut des Titels, diese Predigten vor seiner Landgemeine in Patzig gehalten hat, übergab sie dem Druck, um ihr bey seinem Abschiede von derselben ein Denkmal seiner Liebe und väterlichen Sorgfalt für ihre wichtigsten Angelegenheiten zu hinterlassen, theils aber auch, um sich bey seiner neuen Gemeinde in Wien durch dieselben einen guten Eingang zu bereiten. Wir wünschen und zweifeln auch nicht im mindesten, dass Hr. *S.* diese doppelte Absicht erreicht haben werde. Es sind dieser Predigten XV, deren Inhalt sich zum Theil näher auf die Bedürfnisse der Landleute bezieht, vor welchen sie eigentlich gehalten sind, z. B. über den Werth des Bauerustandes; über das rechte Verhalten gegen die Thiere; über den Werth einer guten Nachbarschaft u. s. w. Aber nicht nur diese Themen sind so behandelt, dass jeder Leser, wes Standes er immer sey, für sich viel Gutes und Lehrreiches finden wird; sondern es sind auch alle andern in dieser Sammlung enthaltenen Predigten von einem so gemeinnützigen Inhalte, mit so viel Bestimmtheit in Sachen und Ausdruck, so ungemein gut und zweckmässig abgefasst und vorgetragen, dass Rec. das Lesen und Studieren derselben mit gutem Gewissen anempfehlen kann. Zum Beweis alles dessen nur eine Stelle aus der IV. Predigt, über Arbeiten am Sonntage. Nach den Grundsätzen des Christenthums, heisst es S. 74., ist das Arbeiten am Sonntage nicht unbedingt verboten, sondern vielmehr dem Gewissen eines jeden anheim gestellt. Glauben wir die beiden wohlthätigen Hauptzwecke der christlichen Sonntagsfeyer, Erholung und Erbauung, in genauer Verbindung erreicht zu haben; finden wir, dass wir für den Tag der Ruhe und Erholung nicht weiter bedürfen, und zeiget sich kein Anlass zu einem liebreichen Umgange mit andern; haben wir vornehmlich auch in der Kirche und zu Hause für wahre Religionserbauung gesorgt; fühlen wir uns mit guten Vorsätzen neu belebt, haben wir so den Foderungen des Sonntags an uns Genüge *geleistet*; so ist es gewiss erlaubt, ja rühmlich, dass *wir uns nützlichen Handarbeiten oder Geistesbeschäftigungen unterziehen*, wobey auch noch immer Betrachtungen unterhalten werden können, die eine nähere Beziehung haben auf die durch die Sonntagsfeyer zu bewirkende Sinnesänderung u. s. w. Ausser den schon angegebenen Themen sind übrigens noch folgende behandelt: Ueber den Ausspruch Jesu: den Armen wird das Evangelium gepredigt; von der Erkenntniss Jesu; vom rechten würdigen Bekenntnisse der Religion Jesu; vom Gehorsam gegen die Landesgesetze; von den Vortheilen eines arbeitsamen Lebens; vom Vertrauen auf den Segen Gottes bey unserer Arbeit; eine Aerntepredigt; vom christlichen Verhalten bey furchtbaren Naturbegebenheiten; vom hohen Werthe der Ueberzeugung, dass alles, was Gott an uns thut, gut sey; vom Selbstlobe; über Wohlseyn des Geistes.

Folgendes Buch ist als Fortsetzung erschienen:

GÖTTINGEN, b. Vandenhök u. Ruprecht: *Physikalisch-ökonomische Bibliothek*, worinn von den neuesten Büchern, welche die Naturgeschichte, Naturlehre und die Land- und Stadtwirthschaft betreffen, zuverläsige und vollständige Nachrichten ertheilt werden. 19 B. 2tes Stück. 1796. 9 Bog. 8.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 9. Junius 1797.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Leipzig, in d. Wolfischen Buchh.: *Geschichte der Römischkatholischen Kirche unter der Regierung Pius des Sechsten.* Von *Peter Philipp Wolf.* *Vierter Band.* 1796. 21 Bog. 8.

Die Begebenheiten unserer Tage scheinen es immermehr zu rechtfertigen, dass Hr. *W.* die Regierungsgeschichte des jetzigen Pabstes beschreibt; wenn gleich im Grunde die Nachwelt ein näheres Recht an dieses Geschäfte hat. In unserm so revolutionsreichen Zeitalter, als nie ein anderes war, sammelt man mit Recht bereits öffentlich die ächten Materialien für die Geschichte desselben: und je mehr diese durch Kritik geläutert, ergänzt und berichtigt werden, desto leichter wird es künftig seyn, *sine ira et studio* darüber zu schreiben. An der Methode, deren er sich bedient, könnte man vielleicht dieses tadeln, dass, da es die Geschichte eines Regenten, und des ihm unterworfenen geistlichen Staats ist, jener nicht gleich in den Vordergrund gestellt, seine Regierungsmaximen, allgemeinen Anordnungen, Steigen oder Fallen seiner Macht, Zustand seines Hofs, seine Staatsbedienten, Verhältnisse jeder Provinz gegen die Haupt- und Residenzstadt des Reichs u. dgl. m. nicht vor allem andern ins Licht gesetzt; sondern über alles dieses nur gelegentlich und in Vermischung mit den Specialgeschichten, Erläuterungen gegeben worden sind. Unterdessen könnte er zu seiner Entschuldigung anführen, dass man erst die ganze Regierung *Pius VI* bis an ihr Ende überschauen müsse, um mit aller Würde eines Geschichtschreibers Plan und Stellung nach einer ununterbrochenen Zeitfolge zu entwerfen.

Im gegenwärtigen Bande erzählt er die Geschichte der römischkatholischen Kirche, vom 7ten bis zum 12ten Regierungsjahre des Pabstes (1781 — 1786); ob er gleich wirklich auch bisweilen noch weiter geht. Zuerst in *Frankreich*, das seitdem für den Pabst ziemlich verloren ist. Hier vereinigte sich schon in jenen frühern Jahren, wie der Vf. bemerkt, alles, um der herrschenden Religion ihr Ansehen zu entreissen. Der Adel, der es schon lange unter seiner Würde hielt, sich in religiösen Verhältnissen mit dem Pöbel zu vermengen, und der es vielmehr zum guten Ton rechnete, sich über alles, was Religion hiess, nur seine letzten Stunden ausgenommen, hinauszusetzen; die hohe Geistlichkeit, die am Hofe nur Beyspiele des Leichtsinnes und der Ueppigkeit gab; und der niedere, arme Clerus, dem es sowohl an Ansehen, als an der nöthigen Cultur fehlte; alle trugen dazu bey; auch die leidenschaftliche Wuth, womit sich die beiden mächtigen Factionen der Molinisten und Jansenisten immer noch verfolgten, ohne dass die erstern den ehemaligen Schutz des Hofs genossen hätten. Unterdessen da in Frankreich, wie in Italien, über die Schädlichkeit des Priestercölibats viel geschrieben wurde, gelang es doch dem zu Lucern in der Schweiz residirenden Nuntius, Graf *Caprara*, der sich mit verschiedenen französischen Bischöfen in einen Briefwechsel einliess, und im Jahr 1782 nach Paris reiste, den schon ziemlich weit gediehenen Versuch der Cölibatsfeinde zu vereiteln. Man dachte in eben demselben Reiche auch an eine Reformation der Mönche; allein nur die Cistercienser wurden ihrer Gelübde entlassen; und was der Erzbischof von Toulouse, *de Lomenie*, einer der besten, aufgeklärtesten und duldsamsten Bischöfe, zur Verbesserung des kirchlichen Zustandes überhaupt zu thun versuchte, hatte nur geringen Fortgang. Dass der Hof im J. 1784 allen Bischöfen befahl, sich in ihre Kirchensprengel zu begeben, und dieselben nicht ohne seine Erlaubniss zu verlassen; ingleichen, dass er alle Klöster, welche mit ihrem Vorgesetzten nur neun Bewohner hatten, mehr als hundert an der Zahl, aufhob; waren solche kleine Versuche. Indessen änderte sich um diese Zeit Denkungsart und Geschmack des Clerus selbst nach dem freyern Geiste des Zeitalters; sie waren nicht mehr recht dem alten kirchlichen System angemessen. Aber der öffentliche Religionsunterricht blieb noch unglaublich schlecht. Die *spanische* Kirche hatte nach des Vf. Urtheil S. 29. mit der französischen nichts gemein, als den Reichthum und die Lasterhaftigkeit ihrer Geistlichkeit; ja in beiden übertraf sie noch die letztere, indem es ihrem Clerus beynahe an allem fehlte, was sie auf einen solchen Grad der Aufklärung, als die Franzosen, hätte bringen können. Der Minister *Aranda* war der geschickteste Mann, die kirchliche Verfassung dieses Reichs zu verbessern; allein der König wankte unschlüssig bald auf dessen Seite, bald auf die von seinem ränkesüchtigen Beichtvater, dem Bischof *Osina*. *Portugal* war von Spanien nur darin unterschieden, dass daselbst seit der Vertreibung der Jesuiten, zwo gleich mächtige Partheyen mit abwechselnden Glücke um die Oberhand kämpften: *Pombals*, und die Jesuitische. Glücklicherweise bekam *Pereira*, als Hoftheologe, einen grossen Einfluss in das Reichswesen, und wusste die äusserst abergläubische Königin zu einigen bessern Maassregeln zu leiten. So wurde im J. 1787 die ehemalige Hofcensur der Bücher wieder hergestellt; dadurch verlor die Nuntiatur die Aufsicht über das Bücherwesen, und um ein verbotnes Buch lesen zu

zu dürfen, war es niemanden erlaubt, ohne Vergünstigung der Regierung sich nach Rom zu wenden. Daher erschienen nunmehr die wichtigsten Schriften von Portroyal und andern Jansenisten in portugiesischer Sprache; sogar die Bibel konnte man in derselben lesen: und im J. 1788 wurden auf den hohen Schulen zu *Coimbra* und *Evora* völlig die Grundsätze des französischen Clerus vom J. 1682 vertheidigt. Am *neapolitanischen* Hofe ging man seit dem J. 1781 mit einer Verminderung der Bettelmönche um, welche in diesem Reiche 16000 Personen ausmachten. Die Verbindung der Mönche mit ihren auswärtigen Generalen wurde verboten, und in Sicilien im J. 1782 die Inquisition aufgehoben. Unter mehrern Streitigkeiten dieses Hofs mit dem päbstlichen, erzählt der Vf. diejenige am umständlichsten, die im J. 1782 über den Priester *Andreas Serrao* entstand, der als erwählter Bischof von Potenza nach Rom kam; dem aber der Pabst die Bestätigung versagte, gereizt von seinen beiden Rathgebern, dem Exjesuiten *Zaccaria* und dem Dominikaner *Mamachi*, welche *Serrao* in seinem Buche *de claris catechistis* beleidigt hatte. Man warf ihm vor, dass er die heil. Schrift von allen Christen in der Volkssprache gelesen wissen wollte; dass er die Ordensleute schwarz abgeschildert, ihren Reichthum, als eine Quelle ihrer Liederlichkeit, getadelt habe u. dgl. m. Seine merkwürdige Verantwortung steht S. 51—81. Nicht so finanzmäsig, wie im Neapolitanischen, waren die Kirchenverbesserungen *Peter Leopolds* in *Toscana* berechnet. Seine sich darauf beziehenden Verordnungen sind hier sorgfältig angegeben; auch die Händel, die sich der von ihm geschützte Bischof von Pistoja zu Rom zuzog. Glücklicher waren die Werkzeuge der Kirchentyranney zu *Parma*, wo es den wüthenden Dominikanern gelang, die Inquisition wieder aufzurichten. Der *Pabst* selbst verschwendete viel Geld an seine Nepoten, an den Bau der Peterssakristey u. dgl. m. zu einer Zeit, da Hungersnoth und andere Unfällle seine Unterthanen drückten; er liess sich von einem halbverrückten Menschen zum Universalerben einsetzen, und verlor den darüber entstandenen Process. Vergebens überreichte ihm sein Staatssecretär, der Card. *Pallavicini* im J. 1781 einen Plan, nach welchem alle christliche Orden auf zwey Hauptorden zurück geführt werden könnten; und es geschahen noch andere fruchtlose Vorschläge zur Reformation des Mönchswesens. Der Pabst bevölkerte lieber den Himmel mit neuen Heiligen; aber mit einer so unglücklichen Wahl, dass selbst der König von Neapel die Verehrung einiger derselben in seinen Reichen nicht verstattete.

Mit vorzüglichem Fleisse ist von S. 163. an, *die Geschichte der deutschen römisch-katholischen Kirche* in den gedachten Jahren bearbeitet. Wir können sie zwar eben so wenig, als die bisher angezeigte Geschichte der französischen, spanischen u. a. m. vollständig nennen: denn dazu würde noch mehr von der innern Verfassung einer jeden, vom Zustande der theologischen Gelehrsamkeit in derselben u. dgl. m. gehören. Aber einige Hauptveränderungen und wichtige Auftritte: die neue Nunciatur in München, der Congress zu Ems, und die Folgen derselben werden desto sorgfältiger beschrieben. Auf die vortheilhaften Veränderungen in den drey rheinischen Erzbisthümern, folgt die Erscheinung eines neuen päbstlichen Nuncius zu München, dessen Gerichtshofe in geistlichen Dingen die gesammten baierischen, pfälzischen, jülichischen und bergischen Lande unterworfen wurden. Seine hier (S. 16..) in Kupfer gestochene Visitenkarte veranlasst den Vf. auszurufen: „Was für eine Religion, die auf einem Triumphwagen über Menschen wegfährt, und sie rädert! Und wie ist es möglich, dass ein päbstlicher Nuncius in Deutschland, wo durch Friedensverträge den Nichtkatholischen freye Religionsübung zugesichert ist, neben seiner Devise einen so schrecklichen, die christliche Religion verhöhnenden Schild aushängen darf!" Die Bewegung der deutschen Erzbischöfe gegen diese Nunciatur; der Congress zu Ems, die daselbst entworfene Punktation und damit verwandte Begebenheiten, bis auf die Antwort des Pabstes an die Erzbischöfe, welche in Gestalt eines förmlichen Buchs im J. 1789 zum Vorschein kam, dürfen hier nur in Erinnerung gebracht werden, um den Leser auf die ganz eingerückten Urkunden oder fruchtbaren Auszüge, welche Hr. *W.* mittheilt, zu verweisen. Eigen ist auch ihm nicht wenig; wie z. B. die Reflexionen über die Beschaffenheit der Bewegungen der Erzbischöfe gegen den römischen Hof; über die Verhältnisse der *Metropolitane* gegen ihre Suffraganen, und über die *Hindernisse*, die eine allgemeine Reformation im katholischen Deutschland finden müsste; S. 202 fg. seine Anmerkungen zu dem päbstlichen Schreiben an den Bischof von Freysingen u. dgl. m. Am Ende zeigt er, warum nach und nach alle diese Bewegungen gegen die neue Nunciatur verflogen sind.

SCHÖNE KÜNSTE.

Hannover, b. Richter: *Tagebuch eines Menschenbeobachters*, von *Brakebusch*. 1792. 174. S.

Die (ziemlich verbrauchte) Form von Fragmenten aus dem Tagebuche eines Verstorbenen, welche hier zwey Erzählungen erhalten haben, veranlasst eine lange Einleitung des sogenannten Herausg., worinn das Leben des Verstorbenen, und eine eben so lange Vorrede des Vf., worinn der Endzweck dieser Erzählungen auseinander gesetzt wird. Sie sollen nämlich die Erfahrungssätze aufs neue bestätigen, dass auch bey Menschen, die man auf den ersten Anblick zum Abschaum des menschlichen Geschlechts rechnet, oft noch Ueberreste von Güte des Herzens gefunden werden, dass, wenn man immer die Veranlassungen wüsste, wodurch sie stufenweise ins Verderben gezogen worden, man sie zwar nicht entschuldigen, aber doch bemitleiden würde, und dass oft Mängel in den Einrichtungen der bürgerlichen Gesellschaft einen solchen Verfall der Moralität bewirken, und die Rückkehr zur Tugend zuletzt ganz unmöglich machen.

Menge Romanenschreiber, dramatische Dichter, und empfindsame Schriftsteller haben uns Räuber mit gutem Herzen, und edeldenkende, des Mitleids werthe Missethäter (*honnetes criminels*) geschildert. Der Vf. des Tagebuchs hat erstlich die Verführungsgeschichte eines Mädchens, das am Ende zur öffentlichen Buhldirne herabsinkt, (anderer nicht zu gedenken, so hatte *Hermes* schon diesen Stoff glücklich bearbeitet und sodann die traurigen Schicksale eines Züchtlings, der durch die ungerechtesten Verfolgungen zum Verbrechen gereizt wurde, erzählt. Der Vortrag ist schleppend und gedehnt, ohne Kraft und Rührung, die beygefügten Räsonnements und moralischen Betrachtungen zwar richtig und gut gemeynt, aber durch keinen Scharfsinn, durch keine Lebhaftigkeit des Stils unterstützt. Wenn in der zweyten Erzählung eine so ganz allgemeine Digression über die Beförderung der Aufklärung angebracht wird, so hätte diese eben so gut in der ersten stehen können, so könnte sie in jeder andern ähnlichen Erzählung eben so gut Platz finden.

Leipzig, b. Voss und Comp.: *Der unglückliche Glückliche* oder *merkwürdige Schicksale eines österreichischen Officiers*, während des letztern Krieges mit der Pforte. Von ihm selbst beschrieben.

Auch unter dem Titel:

Der glückliche Unglückliche. Ein Roman. 1 u. 2 Th. *1795.* 342 S. 8.

Was der Erfindungsgabe unsrer Romanschreiber möglich sey, beweiset der Vf. der gegenwärtigen Schrift. Der unglückliche Glückliche, der uns auf der 1 S., wo er gebohren wird, schon mit seiner Liebschaft bekannt macht, geräth nach mancherley Schicksalen in Wallachische Gefangenschaft und wird in einem Kerker von einer 70 jährigen Frau gemästet, weil man ihn ehster Tage zu schlachten gedenkt. Die Alte erwägt indessen, dass unser junge Held wohl noch zu etwas anderm, als zum Schlachten gut sey; und wagt es, ihr Glück durch einige Zumuthungen zu versuchen, bey welchen unserm Gefangenen, Eckel und Grausen den Magen zusammenziehen. Er wehrt auch die Zudringlichkeit der Alten so nachdrücklich ab, dass sie darüber zu Boden fällt. Die Sache hätte nun sehr schlimm ablaufen können. Indessen der Vf. weiss es zu machen, dass eine gewisse Rikhesia den Gefesselten aus seinem Kerker führt und in Sicherheit bringt. Gleichwohl muss er bald darauf wieder in Türkische Sklaverey gerathen. Wir wollen dem Leser nicht verrathen wo er die Rikhesia wieder finden wird. Aber wenn man auch so die Begebenheiten zusammenwerfen will; wenn man überall Maschinen erscheinen lässt; wenn man alles aufs äusserste treibt, und den Leser doch voraus wissen lässt, dass weder aus der Ermordung noch aus der Aufnahme unter die Verschnittenen etwas werden wird, dann ist es eine schlechte Kunst, Romane zu schreiben. Der unglückliche Glückliche erhält am Ende, wie billig, seine Geliebte und Rikhesia wird dem Aufseher zu der ihre Befreyung bewirkt hatte.

Leipzig, b. Voss und Comp: *Kallias.* von *von Meyer.* 1794. *Erster Band.* 210 S. Z *Band.* 28 S. 8.

Nur wenige Romane mit dem Namen ihre fasser sind uns in die Hände gefallen, denen d präge der Alltäglichkeit so unverkennbar aufge gewesen wäre. Die Erfindung der Handlung Gewebe uninteressanter und unwahrscheinlich eignisse; die schläfrige geistlose Art zu erzähler dürftige Philosophie, welche überall eingemisc der gänzliche Mangel an Einbildungskraft in d stellung der Details, — alles dieses zeigt a vollständigste, dass der Vf. für die Dichtkun nen Beruf habe. Oder sollte der einen Be Dichtkunst haben, der nicht einmal den Wer Agathon zu fühlen im Stande ist? Den das Feu nes Vorbildes (denn dass im *Kallias* Wielands *thon* abgeschattet sey, zeigt sich in einer ganze he von Personen und Situationen selbst dem blö Auge) nicht einmal so weit erwärmen konnte seinem trägen Stoffe einen Funken dieser Wär zu theilen, oder die gänzliche Unvergleichb des Originals und der Copie zu fühlen? Kallias nung von seiner Geliebten und seine Wiederv gung mit ihr macht den Inhalt der Geschichte und an der Erfindung dieser Geschichte mit ihr cidenten hat sich die Kraft des Vf. erschöpft, s ihm für die Ausbildung der Charaktere nichts übrig geblieben zu seyn scheint. Wenn er Vorrede sagt: „Dieser Roman enthalte Beyträg Psychologie des jugendlichen Alters, die er a ner Erfahrung gesammelt;“ so können wir ihm einmal dieses Verdienst zugestehn, da uns i ganzen langweiligen Geschichte keine Beme aufgestossen ist, welche auf eigne Anschauung, auch nur im Allgemeinen auf philosophischen Be tungsgeist schliessen liesse. Oder gibt es etw täglicheres, als die Schilderung, welche Kal S. 107. von seinem Innern macht: „Ich weiss von meiner Kindheit, dass ich jederzeit ein seh ches Herz und *nicht das schlechteste* Fassungsver hatte. Ich besass dabey eine sehr lebhafte Pha an deren Gaukeleyen ich mich noch oft mit Ve derung erinnere, die aber für einen andern mich selbst, zu unbedeutend sind, und zu we dem gehören, was du von mir wissen willst, al ich sie dir mittheilen könnte. Ich erzähle ohn *weitläufig* (langweilig) genug; aber absichtlic *nämlich* die in meinem Leben begangenen Fehle ich dir nicht verhehlen will, auf diese Wei Wahrheitsliebe zu entschuldigen. (?) Diese S der Phantasie mochte wohl hauptsächlich das seyn, was meinem Geiste *die besondere* Richtun die er schon sehr früh erhielt. *Vielleicht sage ich zu viel*, wenn ich versichere, dass ich einen i währenden Hang zum *Singulären* hatte; *wen ist so viel richtig*, dass mich dasjenige wenig

gar nicht reizte, was ich täglich um mich herum fah." Hier ift noch eine Probe einer Befchreibung. I. S. 232. „Das Haus war äufserlich fchön genug, um einen Begriff von dem Reichthume feiner Befitzerin zu geben, und das Innere übertraf das Aeufsere weit an Schönheit und Pracht. Softrata empfing den Kallias in einem Zimmer, das den *dritten* Grad der Koftbarkeit hatte, und eben fo blendend war, als das Aeufsere des Haufes und die Vorfäle fchön und prächtig." Bisweilen verfucht es der Vf. munter und witzig zu feyn. Wir wollen fehen, wie ihm diefes gelingt. II. S. 94. „Was man liebenswürdig findet, Kallias, das liebt man; oder man könnte es nicht liebenswürdig finden. Wenn du mich z. B. verficherteft, dafs ich ganz aufserordentlich liebenswürdig fey, dafs du mich liebenswürdig fändeft, und mich zugleich verficherteft, dafs du mich nicht liebteft — Kallias, ich wüfste wahrhaftig nicht, was ich von deinem Gedankenfyftem halten follte. — Aber meine Liebe zur Softrata war mehr als die Liebe zu einem Freunde! — Ganz gewifs; es kam Gefchlechtsliebe hinzu. Aber aufrichtig gefprochen, ich hätte einen Rückfall in deinen ehemaligen Athenifchen Nervenzuftand (?) befürchtet, wenn ich gehört hätte, dafs *du*, ein Menfch von deinem Gefchmack, von deinen Gefühlen, ein Menfch, *dem man erwiedert*, *oder mehr noch erzeigt*, in Ephefus eine Dame hätteft kennen gelernt, von der Schönheit, von dem Geifte, von der Liebenswürdigkeit der Softrata; dafs du, diefen Kallias, fie, diefe Softrata, täglich gefehn und dich mit ihr unterhalten hätteft, wozu fie dich durch ihre Wohlthaten verbunden, und du hätteft in fo langer Zeit (!) nicht mehr bey ihr gefühlt, als ich jetzt — *bey diefem Steuerruder*." Welch' ein Witz! und welch' eine Schreibart! —

1) Frankfurt u. Cölln: *Gefchichte eines ungerechten Vormunds und feines durch unerwartete Schickfale geretteten Mündels.* In Nachrichten aus Schlefien. 1796. 358 S. 8. (21 gr.)

2) Leipzig, b. Böhme: *Familienfcenen des Grafen von Ortenburg. Ein Nachtrag* (zu) *der Gefchichte: Juftus, Graf von Ortenburg, ein Gemählde menfchlicher Glückfeligkeit.* 1796. 260 S. 8. (21 gr.)

Nr. 1. Der Vf. gehört nicht gerade unter die fchlechteften, aber auch nicht unter die beften Romanfchreiber. Er hat eine Menge Sachen erfunden und componirt, die dem Lefer nothdürftig die Zeit vertreiben werden, wenn auch Verftand und Herz dabey nicht viel gewinnen follten. Es ift doch wirklich um den guten Kopf manches Schriftftellers Schade, wenn er ihn auch nur ein Jahr lang (denn weniger Zeit dürfen wir ihm doch nicht zum Schreiben einräumen), mit lauter folchen Fictionen füllen foll und darüber feine edlere Cultur verfäumt.

Nr. 2. Der Sprache wünfchte Rec. hier und da noch mehr Aufmerkfamkeit und Sorgfalt, die fich in folchen Redensarten häufig verläugnet, wie z. E. der Graf machte einige Sperenzien. Aufserdem fcheint der Vf. nicht ohne Anlagen zu feyn. Er wird feine Lefer unterhalten und ihnen wenigftens *nicht den* Schaden zufügen, den fie vom gewöhnlichen Romanlefen haben.

KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneygelahrtheit. *Jena*, b. Fiedler: *Differtatio chemico-medica de calce antimonii Hoffmanni cum fulphure;* quam a. d. XXX. Menf. Mart. pr. Gradu Doct. defendit *Johannes Godofredus Bremfer.* 1796. 48 S. 8. — Das geheime Arzneymittel, deffen Beftandtheile und Heilkräfte der Vf. in diefer Abhandlung befchreibt, ift eine Erfindung des Doctor *Hofmann* in Maynz; mehrere Aerzte haben es mit vielem Nutzen, fowohl innerlich als äufserlich, bey Patienten, die mit der Krätze, mit Blutfchwären und mit andern Hautkrankheiten behaftet waren, fo wie auch bey Frauensperfonen, deren monatliche Reinigung in Unordnung war, ferner bey fchmerzhaftem Abgange des Harns, bey hypochondrifchen Zufällen u. f. w. gebraucht, und die vortrefflichen Wirkungen, die es oft in diefen und in andern Fällen hervorgebracht hat, haben den Vf. veranlafst, es in Anfehung feiner Mifchung, forgfältig zu unterfuchen, und die bey diefer Gelegenheit gemachten Entdeckungen den Aerzten mitzutheilen. Er hat deshalb einige Portionen des aus Maynz erhaltenen gefchwefelten Spiefsglaskalkes mit Salzfäure, mit ätzendem Laugenfalze u. f. w., beides auf trocknem und auf naffem Wege bearbeitet, und fo gefunden, dafs diefes Mittel eine Zufammenfetzung aus Kalkerde, Schwefel und Spiefsglafe ift. (Hr. *Weftrumb*, der ebenfalls einige Verfuche mit diefem Produkte angeftellt hat, verfichert, aufser jenen Beftandtheilen auch Eifen aus demfelben erhalten zu haben; der Vf. hat fich aber vom Dafeyn diefes Metalls auf keine Art überzeugen können.) — In Rückficht auf die Zubereitung diefes Mittels hat Hr. *B.* ebenfalls mehrere Arbeiten unternommen und er macht aus den bey diefer Gelegenheit beobachteten Erfcheinungen den Schlufs, dafs es durch Hülfe der Calcination in einem verklebten Tiegel aus zehn Theilen gebrannter Aufterfchaalen, vier Theilen Schwefelblumen und drey Theilen rohen Spiefsglafes am beften verfertigt werden könne. — Auf den letzten Seiten diefer Abhandlung befchreibt Hr. *B.* noch die Art und Weife, wie diefes Produkt zur Wiederherftellung der Gefundheit angewendet werden müffe, und erzählt zugleich einige Beobachtungen, welche die Nützlichkeit deffelben in den oben genannten und einigen andern Krankheiten darthun.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 10. Junius 1797.

TECHNOLOGIE.

Stettin, b. Kaffke: *Handbuch der gemeinnützigsten Kenntnisse von der Schiffahrt und dem Seewesen besonders zum Gebrauch von Handlungsschulen, und zur Erklärung neuerer Seereisen in alphabetischer Ordnung abgefasst.* m. K. 1 B. Tit. Vorr. u. Subsc. Verz. 1795. 400 S. 8. 8 Kfert.

Die Ansprüche dieses Buchs auf den Titel eines Handbuchs der gemeinnützigsten Kenntniss von der Schiffahrt etc. scheinen dem Rec. eben so gegründet als die, welche etwa ein dürftiges Vocabelbuch in *Pepliers* französischer oder Königs engl. Grammatik, auf den Titel eines vollständigen Wörterbuchs der französ. oder der engl. Sprache machen könnte. Eine geringe Vergleichung, nur mit den alten zu Breslau 1774 gedruckten sehr unvollständigen und fehlerhaften Erläuterungen zum Verstande der Schiffahrt und des Seekrieges, wird dieses auf den ersten Anblick zeigen. — An eine Vergleichung mit den bisher von der *Marine* erschienenen Lieferungen des *Nemnichschen Catholicons* zu gedenken, wäre wahre Versündigung gegen das letztere. — Der Vf. scheint seine Kenntnisse grossentheils aus *Falconner's Marine Dict.* geschöpft zu haben; wenigstens scheinen einzelne Artikel z. B. Admiral, Capitain etc. ohne alle Beurtheilung gemachte Abkürzungen ähnlicher Artikel des Falconnérschen Dict. zu seyn, aus dem auch alle Kupfer entlehnt scheinen, die, wenn sie gleich nicht mit der englischen Reinlichkeit und Eleganz nachgestochen sind, doch immer das Beste am Buche bleiben. Dem auf 291 weitläuftig mit gesperrten Zeilen gedruckten Wörterbuche, folgt bis S. 383 ein Anhang, in welchem zuerst einige gar nicht vorzügliche, so ...r nicht einmal sprachrichtige, Formulare zu einer *...rtepartie*, einem *Conossement*, einem *Bodmerey-...iefe*, einer *Polize*, einer *Dispasche*, und einem *See-...otest*, oder einen sogenannten *Verklaring* wegen *Ha-...rey* nebst einem Unterricht vom Werfen der Güter, ... Erzählung vom Schiffbruche des *Halsewell*, und ...dern Historchen, nebst sonstigen dürftigen dem ...schein nach ganz planlos gemachten *Collectaneen* ...gehängt sind, „weil sie" — wie der Vf. laut der ...rrede glaubt, — „*recht eigentlich* in eine Samm-...ung dieser Art gehören." Die letzten Seiten füllt, ...ne mehr wahre Erläuterungen als das ganze Uebri-...e des Buchs gewährende Erklärung der Kupferplat-...n. Der Vf. hat die Unvollkommenheit seiner vor-...rgehenden Erklärung der alphabetisch geordneten ...stwörter so sehr gefühlt, dass er dem Anhange S. 204, 207, u. s. f. selbst Noten beyfügt, in welchen er es nöthig findet, daselbst vorkommende Kunstwörter zu erklären. — Da indessen kein Buch so schlecht ist, dass es nicht zu Etwas nützen sollte; so kann dieses doch auch allenfalls dazu dienen, einzelne in der *Ostsee* gebräuchliche Kunstwörter, und die dortige Aussprache anderer, aus des Vf. Rechtschreibung, wenn diese anders zuverlässig ist — daraus zu lernen.

Leipzig, b. Schwickert: *Taschenbuch für Tintenliebhaber oder gründlicher Unterricht aller Arten Tinten zu machen nebst einer Geschichte der Tinten und des adstringirenden Pflanzenstoffs.* 1795. 172 S. 8.

Der etwas auffallende Titel: Taschenbuch für *Tintenliebhaber* kann leicht eine ungünstige Meynung für diese Schrift erregen. Wer sich näher mit derselben bekannt macht, findet in derselben eine mit ungewöhnlichem Fleisse und grosser Belesenheit ausgearbeitete Monographie der Tinte. Der Vf. geht von den ersten Färbestoffen aus, deren sich die Alten zum Schreiben bedienten. Er zieht aus dem Dioscorides, dem Plinius, dem Vitruv und dem Isidor zusammen, was uns von der Bereitung alter Tinten aufbewahrt ist. Er geht die kostbarsten Handschriften grosser Bibliotheken durch und führt die Geschichte der Tinten bis zu den neuesten Zeiten aus. Auf diese folgt der chemisch technische Theil des Werks, welcher §. 35—64 von den schwarzen, §. 65—73 von den farbigen, und §. 74—105 von den sympathetischen Tinten handelt. Die Naturgeschichte der Galläpfel und das chemische Verhalten der Gallussäure gegen andere Stoffe sind eingeschaltet. Der Vf. hat hiebey überall die besten Quellen benutzt und an 150 Schriftsteller namentlich angeführt. Seine Schrift beweist, dass er nicht blos ein gründlicher Sammler ist, sondern auch einen grossen Theil der Versuche selbst wiederholt hat. Nur wo es auf theoretische Erklärungen chemischer Erscheinungen ankommt, scheint es dem Vf. an genauer Kenntniss der neueren Chemie zu fehlen. Die unbestimmten Ausdrücke (S. 81) „zur Tinte wird eine ölichtphlogistische Substanz, „zum Berlinerblau aber eine mit reinem Phlogiston „versehene Substanz erfodert," hätten vermieden werden können. Auch macht es die Theorie der Tintenerzeugung gar nicht nothwendig, wie der Vf. glaubt, in der Säure ein brennbares Wesen anzunehmen. Bey der Gallussäure hätte die Vermuthung von Dejeux, dass sie vielleicht eine Modification der Kohlenstoffsäure ist, angeführt werden sollen, so wie Rec. auch *Ribaucourt's Dissertation sur l'Encre ordinaire* in den *Annales de Chimie* Tom. 15 Nov. unbenutzt sieht.

Von dem adstringirenden Stoffe der Galläpfel ist wohl nicht zu behaupten (wie S. 40 geschieht) „dass er nicht vom Stiche des Insekts, sondern von der Eiche selbst herrühre." Das Thier wirkt als Reiz auf die Pflanzenfaser, die nun krankhaft reagirt und andere Säfte als zuvor bereitet. Insoferne also von dem reizenden Stoffe selbst etwas in die Pflanzengefässe übergeht, ist der Gallapfel allerdings als ein zusammengesetztes animalisches und vegetabilisches Produkt zu betrachten.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig u. Gera, b. Heinsius: *Die schöne Gabriele*, Geliebte König Heinrich des Vierten, Seitenstück zur Lauretta Pisana. 1795. *Erster Band.* 333 S. *Zweyter Band* 334 S. 8. (2 Rthl. 16 gr.)

Schon 1667. erschien eine Geschichte von Heinrich IV. Liebeshändeln unter dem Titel: *Les Amours du grand Alcandre*, die man insgemein der *Ludov. Margarethe de Guise*, nachmaliger Prinzessin *von Conti* beylegt. Demjenigen, was darinnen von der berühmten *Gabriele d'Etrees*, vorkömmt, ist der Vf. des gegenwärtigen Romans getreu gefolgt, wie jeder, der auch jenes Werk nicht selbst zur Hand hat, sich durch die Auszüge überzeugen kann, die daraus in den, dem eilften Theile von des *P. Daniel* französischen Geschichte beygefügten historischen und kritischen Anmerkungen gemacht worden sind. Nicht zu gedenken, dass die in jenem Werke von der *Gabriele* vorkommenden Begebenheiten und Züge gar keinen historischen Glauben haben, sondern vielmehr oft das Gepräge gehässiger Fictionen an sich tragen, so ist das Licht, in welchem hier *Gabriele* erscheint, zu unvortheilhaft, als dass ihr Charakter, wenn man ihn darnach bildet, in einem historischen Roman gute Wirkung thun könnte. Da der deutsche Vf. aus einer so trüben Quelle schöpfte, so erscheint seine *Gabriele* nicht, als das sanfte, sittsame, bescheidene eines *Heinrichs* würdige Mädchen, wie die wahre Geschichte sie schildert, sondern als Kokette und Buhlerin, die erst ihre Zuneigung zwischen zwey Liebhabern theilt, und dann dennoch (B. I. S. 15.) dem König selbst in die Arme fällt, die als erklärte Geliebte des Königs im Stande ist, sich mit einem andern zu verheirathen, bloss um dessen Namen zu führen, wo denn eine sehr widrige Szene vorkömmt, (indem sie eben diesen Mann hindert, seine Rechte auszuüben), die, von des Königs heisser Liebe überzeugt, doch einem ehmaligen Liebhaber immer noch Hoffnung macht, ja, selbst als sie schon Heinrichs Eifersucht darüber bemerkt, noch fähig ist, Briefe mit einem Liebhaber zu wechseln, und ihm Zusammenkünfte mit ihr zu gestatten; die, nachdem der König schon ganz von ihrer Strafbarkeit überzeugt ist, sich nicht allein unschuldig stellt, sondern auch durch Wuth und Thränen und Declamationen ihn mit sehenden Augen blind macht; die, nachdem sie nun Kinder vom König hat, auf die ungestümste und unbesonnenste Art Königin zu werden arbeitet, ja nicht blos den unbändigsten Ehrgeiz und unersättliche Habsucht beweist, sondern sogar schwarze Meuchelmorde verüben lässt, um die Personen aus dem Wege zu räumen, die ihre Entwürfe hindern könnten. Wer kann mit einer solchen *Gabriele* sympathisiren? Da ist auch kein Zug von wahrer Zärtlichkeit bey ihr zu finden; denn, wenn sie auch zuweilen die Empfindsame spielt, so leuchtet sogleich die Affectation hindurch. Da sieht man nichts von dem *coeur fier et généreux*, das ihr *Voltaire* beilegt. Da sie auch keinen vorzüglichen Verstand beweist, sondern sich durch intriguante und abergläubische Personen regieren lässt, so wird man unwillig, einen Heinrich IV. so ganz von ihr beherrscht zu sehn. Nichts ist daher langweiliger, als die mancherley Einleitungen; welche gemacht werden, Heinrichs rechtmässige Gemahlin zu verdrängen, und *Gabrielen* den Weg auf den Thron zu bahnen. Die Geschichte endigt mit *Gabrielens* Tode, der gerade, wie in den *Amours du grand Alcandre*, durch Gift bewirkt zu werden *scheint*, und, wenn ihr Tod grässlich ist, und für sie doppelt herbe wird, da sie selbst die Vergiftung glaubt, so wird sie kein Leser bedauern, sondern es für gerechte Strafe halten. Allein das Unbestimmte, durch wessen Anstiften die Vergiftung geschehen sey, raubt jenem alten Werke alle Wahrscheinlichkeit, und thut in diesem Romane die übelste Wirkung; die meisten Leser werden das Werk nicht geendigt glauben, sondern denken, es müsse noch etwas nachfolgen, das die Sache noch mehr aufkläre. — Wer Heinrich IV. aus der wahren Geschichte kennt, *den muss* es schmerzen, ihn hier nur in seinen Schwächen *zu sehen*, zu sehen, wie er sich nur selten ermannen, und zu Thätigkeit und Selbstständigkeit zurückkehren kann. Die *Thuane* und die *Schröckhe* berühren sein Verhältniss mit *Gabrielen* nur im Vorbeygehn, in der Henriade machen sie nur eine kleine Episode aus, aber hier zwey ganze Bände damit angefüllt zu sehn, ist gar zu arg. Unter dem übergrossen Gewimmel der übrigen Personen, die in diesem Roman auftreten, ist auch nicht eine einzige, die Achtung verdiente, vielmehr sehr viele, die man verabscheuen muss, z. B. ein schlecht denkender Vater, der, um sich empor zu schwingen, seine Tochter dahin gibt, eine verbuhlte Mutter, kuppelnde Verwandte, elende Tröpfe von Liebhabern. Wenn dem bis zum possenhaften einfältigen *Liancourt* am Ende noch edle und heroische Gesinnungen und rührende Gefühle beygelegt werden, so heisst das den Leser zum Besten haben. Männer, wie *Sully*, kommen nur sparsam und nur episodisch vor. Die einzeln abgerissenen Scenen, welche alle, und zwar oft steif und schleppend, *dialogirt* sind, erhöhen das Langweilige des Werks. Ausser den vielen undialogischen, unverständlichen und räthselhaften Stellen findet man hier auch eine Menge, oft bis zum Lächerlichen, sonderbare Redensarten, z. B. *Eiserne Erfahrung*, *eine unausrottbare Tünche*, *eine Aussicht betreten*, *Bande tödten*, *reiche Töne*; *zweytes Herz meines Ichs*, *sein Haupt dem Block verschreiben*, *ich erkenne mich gefällt*, *sich in ein Nichts zerschmettern*. — Da man auch die 1754. erschienenen *Amours de Henri IV.* unter dem Ti-

tel: „Liebesgeschichten Heinrich IV. 1790. verdeutscht hatte: so hätte man gegenwärtigen deutschen Originalroman füglich entbehren können.

LEIPZIG, b. Liebeskind: *Neue Schauspiele, von Albrecht*, für das kurfürstliche sächsische Hoftheater, erster und zweyter Band. 1795. 8. (Die Stücke sind einzeln paginirt, weil sie auch einzeln verkauft werden).

In dem *ersten* Bande dieser Sammlung findet man folgende Stücke: 1) *Masaniello von Neapel*, ein Trauerspiel in fünf Aufzügen, zweyte verbesserte Auflage. 2) *Der Teufel, ein Hydraulicus*, ein Lustspiel in drey Aufzügen, eine Umarbeitung einer sehr niedrigen Posse: *Der Bettelstudent, oder, das Donnerwetter*, von *Weidmann*, die zu Wien 1776 herauskam, und die diese neue Einführung ins Publicum nicht verdient hätte. 3) *Die Enterbung, oder, der Buchstabe des Testaments*, ein Schauspiel in einem Aufzug. Die ungerechte Enterbung, die das Glück zweyer Liebenden zernichtet, wird durch den Machtspruch eines Fürsten aufgehoben, das heisst den Knoten zerhauen, aber noch schlimmer ist dies, dass der Fürst sich bey seinem Machtspruch S. 52 eines elenden Wortspiels bedient. Dass aber die Geliebte, wie sie sich S. 34 berühmt, ihren Liebhaber nach der Heirath dennoch dahin bringen werde, das Vermögen dem zu überlassen, dem es vermacht worden, bleibt sehr zweifelhaft, und folglich behält der Machtspruch immer den *Schein der* Ungerechtigkeit. Durch die Bemühung des Vf's, dem Dialog Kürze zu geben, oder vielleicht durch die allzugrosse Flüchtigkeit, womit er ihn hingeworfen, ist seine Sprache oft zu abgebrochen, unzusammenhängend, und unbestimmt geworden. — Der *zweyte* Band begreift folgende Stücke: 1) *Die beschwerlichen Brüder*, ein Lustspiel in fünf Aufzügen. Drey Brüder (von denen wenigstens der eine, der, selbst ganz Phlegma, den andern nur nachläuft, ganz überflüssig ist) behorchen und verfolgen den Liebhaber ihrer Schwester auf allen Tritten und Schritten, reisen ihm nach, stellen ihn auf Proben u. s. w. kurz geben sich viel Mühe um ihn, die er nicht verdient. Denn er ist der leichtsinnigste Flattergeist, der sich in jede Mädchenlarve vergaft, und alle Stunden andre Verbindungen eingeht. Er kehrt zwar immer wieder zu der ersten Geliebten zurück, er hat im Grunde kein böses Herz, und er fasst immer wieder die besten Vorsätze; dass er aber seinen Leichtsinn je ganz ablegen werde, ist nicht zu erwarten, und ein so wenig fixirter Charakter kann als Hauptrolle einem Stück unmöglich Interesse geben. Wenn dann der Onkel des Liebhabers am Schluss zur Bedingung seiner Einwilligung macht, dass der Neffe alle seine Fehler erst ablegen müsse, so sieht der Zuschauer leicht vorher, dass auf die Art nie etwas aus der Heirath werden könne, und so fehlt dem Stück ein bestimmter Ausgang. Die übertriebne Duldung der Geliebten gegen des Flattergeistes wiederholte Vergehungen wird zwar mit der Stärke ihrer Liebe entschuldigt, erwirbt ihr aber nicht die Achtung des Lesers. Die drey ersten Aufzüge sind sehr langweilig, etwas lebhafter zwar die beiden letzten, allein der alte lahme Obrist mit seinen Flüchen, und seine affectirte Schwester, gar zu verbrauchte Rollen, tragen dazu nicht sowohl bey, als die grössere Anzahl von Situationen. Dass die Geliebte erst unerkannt den Onkel bestürmt, und, als er ihr Recht giebt, sich zu erkennen giebt, ist ein alter Theaterstreich. Mancher Scherz ist nicht von der feinsten Art z. B. „setzt einem wilden Schweinskopf eine Florkappe auf, und er wird sich verlieben." — Seltsame Ausdrücke beleidigen den Leser oft z. B. *Hymens Fackel herbeylocken, Morpheus lächelte noch sanft über dir, als ich schon zu deiner Ruhe handelte, ich will sehen, wie er sich einwirft, ich habe dir die Finsterniss gelöst.* — 2) *Wilhelmine Relast*, ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. Ein gefallenes Mädchen, dessen, sonst gut denkender, Verführer als Officier genöthigt ist, sie einige Zeit zu verlassen, muss sich endlich ihrer Schwester entdecken. Da sie dies gleich in der ersten Scene thut, ehe sie dem Leser noch wichtig geworden, so sympathisirt man noch wenig mit ihr, und da man zugleich von ihr selbst hört, dass sie zuvor erst, wiewohl vergeblich, abtreibende Mittel gebraucht, so fällt alle Theilnehmung weg. Nachdem sie sich der Schwester entdeckt, ist es sehr unwahrscheinlich, wenn sie der Vf. dem zurückkehrenden Vater, der sie zärtlich liebt, es durchaus verschweigen lässt; Kampf müsste es ihr freylich kosten, ihm so etwas zu offenbaren, aber durch die Schwester, oder durch sonst jemand sollte sie es thun. Gar zu tragisch ist es, dass der Vater die Sache erst an ihrem Sterbebette erfährt, sie stirbt an genommenen Gifte eines langsamen fürchterlichen Todes. Da mehr düstre Schwermuth, als heftige Melancholie, oder Schwärmerey sie zu diesem Schritte verleitet: so hat ihre Rolle auch in dieser Rücksicht nichts hinreissendes. Das Trauerspiel endigt sich mit ihrem Tode nicht, sondern nun muss noch ihr Verführer dazu kommen; nun muss noch die Gouvernante, die das meiste zu ihrem Verderben beygetragen, von der Hand des Vaters sterben, ja, um das Schreckliche recht zu häufen, muss noch entdeckt werden, dass die Gouvernante eine uneheliche Tochter des Alten ist, am Ende giebt es gar noch einen Leichenzug auf der Bühne. Das Beste in diesem Stücke ist die zärtliche Besorgniss des Vaters für seine kranke Tochter, ehe er ihr Verbrechen kennt, und das Seelenleiden eines ehemaligen Liebhabers von ihr, der wider seinen Willen ihre Verlegenheit vermehren hilft. Die Entweichung der Gouvernante, die das Haus, das sie unglücklich gemacht, auch noch beraubt, geht sehr umständlich auf dem Theater selbst vor, und hilft das Stück dehnen. Der Dialog hat keine hervorstechende, aber auch wenig tadelhafte Stellen, zu den letztern gehören die abscheulichen Verwünschungen S. 48, und solche ausländische Worte, wie *Phantasmen, decadenciren, empressirt* u. s. w. 3) *Alle strafbar*, ein Lustspiel in zwey Akten, das nur vier Personen hat. Diese vier sind in der Haupthandlung alle strafbar, der Wirth sucht die Briefe eines Gastes zu erwischen, sein

 Schwie-

Schwiegersohn geht auf Gelddiebstahl aus, die Tochter des Wirths giebt, obgleich schon verheirathet, einem ehmaligen Liebhaber Rendesvous, und dieser sucht sie ihrem Gatten untreu zu machen. Ziemlich unwahrscheinlich ist es, dass der Schwiegersohn, der das Geld stehlen will, um Spielschulden zu bezahlen, es plötzlich wieder stehen lässt, und dass der Liebhaber, der die Gattin verführen will, sich eines bessern besinnt, da er sie tugendhaft gesinnt findet. Die Misverständnisse, die aus dem vermeinten Diebstahl entstehen, und die nicht eher gehoben werden, als bis der, der ihn vorhatte, sich durch sein böses Gewissen selbst verräth, machen den unterhaltendsten Theil dieses Lustspiels aus. Aber die bestrafte Neugierde des Wirths, und die Wuth, die er am Grosvaterstuhl auslässt, so wie manche einzelne Spässe, grenzen zu sehr ans Burleske.

Halle u. Leipzig, b. Ruff: *Novellen aus dem Reiche der Liebe.* 1795. 238 S. in 8.

Man erhält hier sechs verschiedene Erzählungen, welche nach der Behauptung des Vf. bald spanischen, bald französischen, bald italienischen Ursprungs seyn sollen. Für manche Leser wirds darin genug zu lachen geben: aber feine Leser werden Bedenken tragen, in einer solchen Gesellschaft mitzulachen: da weder in der Erfindung noch in der Einkleidung etwas enthalten ist, was die gegenwärtige Schrift zu einem Werke des Geistes und Witzes stempeln könnte.

KLEINE SCHRIFTEN

Vermischte Schriften. *Stockholm*, b. Carlbohm: *Ex Occasione Nummi Cufici de nominis Dei Gud* (Gott) *in Sueogothica cognatisque linguis origine disquisitio* historica et philologica. *J. Hallenberg.* 1796. 79 S. in gr. 8. Diese kleine sauber gedruckte Schrift enthält einen Aufwand von occidentalischer und orientalischer Sprachgelehrsamkeit, die bey einem neuern Historiker selten ist. Nur als letztern kannte man bisher den Verf., sowohl aus seiner *Nya Almänna Historien* oder neuen allgemeinen Geschichte von Anfang des 16 Jahrh. an, in 3 B. als aus seiner Geschichte K. *Gustav Adolphs*, davon neulich der 5 B. erschienen ist. Aber in der vorliegenden Schrift tritt er nicht bloss als Historiker auf, sondern besonders als Philolog, der seinen Wortforschungen durch Scharfsinn und grosse Belesenheit sehr oft die auffallendste Wahrscheinlichkeit zu geben weiss. Den Anlass dazu gab, eine auf dem Titelblatt in Kupfer gestochene saubere Cufische Münze, die der Vf nebst mehrern besitzt, welche von einer besondern Schönheit ist, sehr gut erhalten worden und sonst noch nicht beschrieben ist. Die Cufischen Münzen haben ihren Namen von der Stadt *Cûfa Kûfân* in *Mesopotamien* oder *Irak* welcher die Cufischen Charaktere ihren Ursprung zu danken haben, deren sich *Marar* kurz vor *Mohammed's* Zeit zuerst bediente. Sie waren besonders im 8, 9 und 10 Sec., da der Koran damit geschrieben ward, üblich, auf Münzen und Innschriften aber kommen sie bis ins 14te Sec. vor. Unter den Cufischen Münzen sind besonders die Spanischen selten. Die hier beschriebene ist ein *Drachma* im 107 Jahr der Hedschrah, oder im I. C. 725 oder 726 zu Cordua unter dem damaligen Staathalter der *Ommiadischen Caliphen* geschlagen, und also an tausend und einige 70 J. alt. Historisch wichtig ist freylich übrigens diese kleine Münze nicht als nur in so weit, als sie gegen eine ehemals angenommene, aber auch vom Hr. Prof. *Tychsen* bestrittene Meynung, beweiset, dass auch noch damals arabische Münzen in Spanien geschlagen worden. Denn sonst enthalten die Inschriften der Münze wie gewöhnlich Stellen aus dem Koran, die Einheit Gottes u. s. w. betreffend. Aber eben diese Stellen, wo von der Einheit Gottes die Rede ist, welche die Araber dem heidnischen und christlichen System entgegen setzten, haben nun dem gelehrten Vf. Gelegenheit gegeben, in den folgenden 4 Kap., die den grösten Theil dieser Schrift ausmachen, das Wort *Gud* (Gott) und dessen Bedeutung und Aehnlichkeit in einer Menge von alten und neuern Sprachen zu untersuchen.

Das schwedische Wort, *Gud* (Gott), welches das auf der Cufischen Münze einigemal vorkommende Wort *Allah* bedeutet, leitet *Ihre* mit *Luthern* und vielen andern von *god* (gut, *bonus*) her, und in der That kommen beide Wörter ausser der schwedischen Sprache auch beym *Ulphilas*, in der Angelsächsischen, in der isländischen, holländischen, englischen und deutschen Sprache überein. Auch das Griechische *Agathos*, *Gathos* heisst gut. Aber die verschiedenen Völker haben sich Gott nicht bloss als ein gutes Wesen, sondern auch als das, *ens primum et unicum* gedacht, und eben das drucken die Griechen durch ihr *Agathon* aus. Die alten Nordischen Völker nannten daher die Sonne *Gud*, die alten Perser, die solche als die einzige Gottheit verehrten, nannten solche *choda*, *chuda*. Die Sonnenstadt (*Heliopolis*) heisst bey den Hebräern, *Baal-Gad*. *Gad*, *Gada* als ein Name der Sonne und der Gottheit kommt in der alten sächsischen Sprache vor, auch noch im Plattdeutschen ist *Gade* (Gott). Der Begriff von Gott ward hauptsächlich aus dessen Unität formirt. Das Arabische und Chaldäische *Achad*, *Echad* bedeutet sowohl *unus* als *Deus*, so wie bey den Griechen *Hecate*, bey den Tataren *chutai*, *chudai*, *Kutai*, *Gudai*, bey den Hebräern *Jhovah*, bey den Lateinern *Jup - piter* (*Sol pater*) und ward der Sonne beygelegt, die bey den alten griechischen und lat. Autoren auch *Jovis oculus* heisst. Eben dies gilt von dem griechischen *Theos*, *Sios*, *Zeus* und dem lat. *Deus*, *Dis*. Bey den Celten war *Hesus*, bey den Etruriern *Aesar*, bey den Isländern *Âs*, so viel als Gott. Bey den Morgenländern war *Attin*, *Adon*, *Adonai*, eben das, was bey den nördlichen Völkern *Ottin*, *Othin*, *Othan*, *Hoden*, *Wodan*, *Gwodan*, *Ghodan*, *Godan*, *Gote*. Die Griechen nannten die Sonne, die sie als Gottheit verehrten, *Elios*, im Hebräischen, Chaldäischen, Syrischen, Samaritanischen heisst *El* Gott, daher auch das Malaische und Türkische *Allah* u. d. m.

Wenn gleich der Vf. hin und wieder auf ähnliche Töne zu viel gebauet haben sollte, so kann doch diese Schrift, die er hier als ein Fragment eines grössern von ihm verfertigten Werks, *de origine Linguae Suio - Gothicae* heraus giebt, auf letzteres wohl nur äusserst begierig machen, und lässt uns darinn manche neue Aufschlüsse erwarten.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 10. Junius 1797.

SCHÖNE KÜNSTE.

1. Leipzig, in d. Wolfischen Buchhandl.: *Luise. Ein Beytrag zur Geschichte der Konvenienz.* 1796. 224 S. in 8.

2. Altona, b. der Verlagsgesellschaft: *Der Geist Ottomars oder Rudolph von Ruhburgs Prüfung und Lohn.* 1796. 223 S. 8.

Die Verf. beider Schriften bezeugen, dass sie sich einen höhern Endzweck, als die gewöhnlichen Romanschreiber bey Verfertigung ihrer Arbeiten vorgesteckt haben, und sie verdienen, wenn sie sich keiner andern Absicht bey ihrem Schreiben bewusst waren, von dieser Seite wenigstens alles Lob. Der Vf. von No. 1. nahm sich vor, den nachtheiligen Einfluss der Convenienz auf liberale Sitten und einen edlen Charakter zu zeigen. Ein solches Thema verdiente wohl, von der Meisterhand eines erfahrnen Menschenkenners behandelt zu werden. Nur für die Kräfte dieses Vf. war es zu schwer. Denn ausserdem, dass der Vf. nicht die Kunst verstand, sich in den Grenzen der Wahrscheinlichkeit zu halten, fehlt es ihm überall an der Feinheit in der Ausführung, die man bey Werken dieser Art am wenigsten gern vermissen möchte. Der Vf. von No. 2. sucht sich näher an den herrschenden Geschmack seines Zeitalters anzuschmiegen. Er bleibt auf der gebahnten Heerstrasse unsrer gewöhnlichen Ritterromane. Sein Buch aber ist durchgängig so geschrieben, dass man die Anlagen zu einem guten Schriftsteller darin nicht verkennen kann, der es in der That nicht nöthig hatte, sich so oft zu entschuldigen, dass er seinen Leser nicht genug amüsiren werde. Verschiedne Härten in der Schreibart hätte der Vf. leicht vermeiden können. Anstatt zu sagen: „sie entwarfen einen teuflischen „Plan zur Zerstörung des Glücks Albrechts," hätte er leichter und fliessender sagen können: „einen Plan, „Albrechts Glück zu zerstören." Ein andermal braucht der Vf. den Ausdruck: *an die Seite* schaffen anstatt: *auf die Seite* schaffen.

Erfurt, b. Vollmer: *Auguste, oder, die Würde des weiblichen Geschlechts, von Friedrich Volckmann.* 1796. 246 S. 8. (18 gr.)

Dieser Anfang eines Romans über die weibliche Erziehung (denn auf der letzten Seite erfahrt der Leser, dass sich hier nur der erste Theil endigt) kündigt ein sehr nützliches Buch an. Die richtigsten Grundsätze über die Bildung der Töchter, und gegründeter Tadel über die Fehler, die hierin noch immer begangen werden, sind durch eine Reihe natürlich und unterhaltend vorgetragener Erzählungen versinnlicht, worin die Erziehungsgeschichte einer Prinzessin vom Säugen an bis kurz nach der Confirmation dargestellt wird. Die Schädlichkeit der gewöhnlichen Französinnen, des gemeinen Religionsunterrichts; der Schmeicheley, und der Nachsicht gegen Näscherey und Prachtliebe der Kinder, so wie auf der andern Seite der Nutzen einer Erziehung, die für gehörige Beschäftigung, für Theilnahme an den Schönheiten der Natur, und für die Unterhaltung menschlicher Gefühle bey Kindern Sorge trägt, ist recht gut dargestellt. Bey der Popularität des Ganzen haben die Einleitung über die alten Germanen, und S. 150 die episodische Abhandlung über die Mässigkeit mit ihren griechischen und lateinischen Allegaten ein sehr heterogenes Ansehn. Nur selten bedient sich der Vf. so ungewöhnlicher Ausdrücke, wie *Verschiessungen, aufzähmen* für *zahmmachen, die Brause des Rausches.*

1. Thorn, b. d. Verlagsgesellsch.: *Die furchtbaren Unbekannten, oder die Ritter des Bundes für Tugend und Recht.* In zwey Theilen. Mit Musik. 1794. 128 S. 8.

2. Leipzig, im Schwickertschen Verlage: *Athelin von Brutthow oder der Kreuzzug.* Ein historischer Roman. 1794. 242 S. 8.

No. 1. Die Geschichte ist ziemlich verwickelt. Darstellungen von Ungerechtigkeiten des heimlichen Gerichts und von der Rache eines seiner Mitglieder machen den Inhalt derselben aus. Einige Personen, welche in dem ersten Theile als höchst interessant vorgestellt werden, vermisst man gänzlich im zweyten Theile. Inconsequenzen und Unwahrscheinlichkeiten finden sich überall. Die Poesie ist höchst mittelmässig und die Musik erbärmlich.

No. 2. Der tapfre und um sein Vaterland verdiente Athelin von Brutthow lebt glücklich auf seiner Burg in dem Besitze der liebenswürdigen Mathilde. Sein neidischer Bruder Walther, empfindet eine strafbare Leidenschaft gegen dessen tugendhafte Gattin, und weiss es durch seine Ränke dahin zu bringen, dass Athelin einen Kreuzzug unternehmen muss. Während seiner Abwesenheit legt Walther der verlassnen Mathilde alle nur erdenkliche Schlingen. Da er aber auf keine Weise seine Absichten erreichen kann, schreibt er an den entfernten Gemahl, in dessen Herz

er schon vorher den Saamen der Eifersucht ausgestreut hatte, dass er jetzt Mathilden von ihrer Untreue völlig überführt habe. In der ersten Wuth bevollmächtiget Athelin seinen Bruder zur unbeschränkten Rache, und der grausame Walther ermordet den Gegenstand seiner Liebe, den er nicht für sich gewinnen konnte. Durch neue Ränke bemächtigt sich Walther der Güter seines Bruders, von dem die Sage geht, dass er gegen die Ungläubigen geblieben sey. Indessen wächst der junge Athelin heran, den die unglückliche Mathilde dem Schutze einer vorsichtigen Amme hinterlassen hatte, welche durch Entdeckung des Tagebuchs ihrer Gebieterin alle Geheimnisse der Treulosigkeit erfährt. Alle Plane des arglistigen Oheims scheitern, dessen unruhiges Gewissen sich gern durch neue Verbrechen von aller Sorge befreyen möchte. Der junge Athelin rettet dem Könige das Leben; wird gesucht und geliebt; unternimmt einen Kreuzzug; findet in der Tochter des ägyptischen Kalifen seine Gattin und in einem ehrwürdigen Einsiedler seinen Vater. Alle kehren wieder nach England zurück und der Tod Mathildens wird an Walther gerächt. Noch einmal verleben Vater und Sohn glückliche Tage auf ihrer Burg. Allein Mathildens Verlust wird dem alten Grafen immer schmerzlicher: er verläfst seinen Sohn und geht zu seinem alten Freunde Montmorency, der sein Unglück mit ihm in stiller Abgeschiedenheit betrauert. Wenn gleich der Gegenstand dieses Romans schon oft genug mit den nämlichen Farben gemalt wurde, so fehlt es der gegenwärtigen Darstellung doch nicht an Anmuth und Lebhaftigkeit, welche den Leser bisweilen zur innigsten Theilnahme hinreisst. Indessen kann nicht geläugnet werden, dass die vielen schnellen und unnatürlichen Begebenheiten — die Ermordung Mathildens, die Beraubung des jungen Athelin, die Entdeckung des Tagebuchs auf dem Grabhügel, die Zurücknahme und der schnelle Wechsel der Liebe Blanchens u. s. w. ganz anders motivirt seyn müssten, wenn sie eine vortheilhafte Wirkung bey dem Leser hervorbringen sollten.

Halle, b. Hendel: *Der Postraub*, eine Sammlung Briefe interessanten Inhalts, von *Cranz* 1796. Erste Sammlung, 199 S. Zweyte Sammlung, 191 S. Dritte Sammlung. 170 S. 8. (1 Rthlr. 6 gr.)

Die sehr alltägliche Dichtung, dass der Herausgeber Gelegenheit gehabt habe, in einem Gebüsch eine grosse Anzahl Briefe aus einem geplünderten Felleisen zu finden, muss die Briefe dieser drey Sammlungen, die sonst unter sich in gar keinem Zusammenhang stehen, durch einen gemeinschaftlichen Titel vereinigen. Moral und Satyre machen abwechselnd den Inhalt davon aus, der Vf. weiss aber jener keine Energie, und dieser kein Salz zu geben. Die Behandlung des Gesindes, die Lage eines verschuldeten Ehemanns, der Leichtsinn einer Witwe, die Bekehrung eines Religionsverächters, ein verbuhltes Fräulein, ein gefühlloser Geizhals, ein würdiger Seelsorger, Selbstmord, Erziehung, Lästersucht, Klagen über einen lahmen Schoosshund, ein einfältiger Hahnrey, Lob des Kaffees, Unnöthigkeit der Taufpathen — so bunt wechseln die Gegenstände von den Briefen der ersten Sammlung ab. In der zweyten Sammlung S. 86 steht gar ein Brief eines Handwerksburschen. — *Sich vor Freude bestuhlgängeln; altes verschimmeltes Blut, das noch buhlerische Bestandtheilchen hat; der alte Nussknacker; mit sich selbst bis aufs Blut streiten, der zerquetschte Venusbruder; — ein warmer Schweinebraten, und ein kalter Schwiegervater sind am besten* — das sind so einige Proben von dem scherzhaften Tone des Verfassers, der eben so geschmacklos, als sein ernsthafter matt und einschläfernd ist. Dass dieses Werkchen nicht vom Hn. Kriegsrath *Cranz* seyn könne, bezeugen Inhalt und Vorrede gleich auf dem ersten Bogen, zum Ueberfluss aber wird in der ersten Sammlung S. 104 auch noch etwas aus den Schriften des Hn. Kriegsraths bestritten. Uebrigens giebt auch das gelehrte Deutschland noch mehrere Schriftsteller an, die diesen Namen führen. Die abstechende Weisse des ersten Bogens von diesen Sammlungen, und die ausgeschnittenen Titelblätter der beiden andern erregten sogleich bey uns den Argwohn, dass vielleicht hier ein alter Ladenhüter von neuem ausgeboten werde; als wir aber auf dem letzten Blatte der ersten Sammlung als *neue* Verlagsbücher lauter Schriften von 1780 und 1781 angezeigt, und in der zweyten S. 27 ausdrücklich einen Brief von 1782 *datirt* fanden, so konnten wir nicht zweifeln, dass *auch hier* eine schon oft gespielte Betrügerey von *neuem gespielt* worden. Die Abfassung des ganzen Buchs selbst fällt aber vielleicht noch in frühere Jahre: denn es hat durchgängig den Anstrich jener Zeiten, deren in der Vorrede zur dritten Sammlung gedacht wird, wo *Meier* und *Lange* mit ihrer Wochenschrift *der Mensch* figurirten.

Regensburg, b. Montag u. Weiss: *Eleonore von Frauenstein*, eine Geschichte aus den Zeiten alter Ritter, erstes und zweytes Bändchen. 1795. 184 S. 8. (12 gr.)

Deutschland hat (nach *Langens* Vision in den horazischen Oden) nicht nur einen Parnass, sondern auch einen Gegenparnass, auf dem letztern hausen die Antipoden der guten Dichter. Da der Gegenparnass dem wahren Parnass gegenüber steht, so ist es kein Wunder, dass der Wiederhall alles, was auf diesem ertönt (wenigstens den letzten Lauten nach) vielfältig wiederholt, aber die Echo des Gegenparnasses begnügt sich damit nicht, sie verstärkt und übertreibt auch die Töne, die sie dem wahren Parnass abhorcht, so, dass nichts mehr von ihrem Wohllaut übrig bleibt. So hat sie in unsern Tagen von den guten Rittergeschichten gerade das minder Wesentliche, das Getöse nachgeahmt, und dadurch mehr betäubt, als erschüttert. Auch dieser Vf. sucht alle Wirkung seiner Erzählung im Gräfslichen, in Morden und Brennen, in unterirdischen Kerkern und grauenvollen Nachtscenen; aber, so wie die Theaterblitze und Theaterkanonade

denjenigen Zuschauern nichts mehr wirken, die das Gepolter gewohnt sind, so wird die Lektüre dieses Romans demjenigen kein Haar emportreiben, der nur etwas in den neuern Rittergeschichten bewandert ist. Die Belohnung der ausharrenden Liebe, die das Sujet des Vfs. ausmacht, kann dadurch nicht interessant werden, dass der Vf. die Prüfung der Unerschrockenheit für seinen Helden häuft, der Leser bleibt kalt, weil ihm das liebende Paar nicht liebenswürdig dargestellt wird. Die Sprache geht oft in poetische Prose über, ist mit Gleichnissen, und nur zu poetisch gesagten Gleichnissen überladen, z. B.: „Majestätisch stand er da, wie die Fichte *an der Stirne* des Gebirges." Die Sonne geht bey dem Vf. nie unter, sondern *senkt sich ins Meer*, oder gar in den *Ocean*. Dass ein Auge *zugleich* feurig, wie der *Sirius*, und schmachtend, wie der *Abendstern* seyn könne, wie der Vf. eines S. 7. beschreibt, ist nicht wohl denkbar. In einer Geschichte mit altdeutschem Kostume machen die gelehrten Anspielungen auf den *Donnergott*, den *Aeneas*, die *Lernäische* Schlange u. s. w. eine seltsame Figur. Aus den Balladen gehen schon seit einiger Zeit solche expressive Wörtchen, wie *hopp*, *rutsch*, in die prosaischen Erzählungen über; allein hier haben wir S. 49. etwas ganz neues von der Art gefunden: „Die Unken und Kröten ertönten ihr trauriges *nug*, *nug*, *nug!*— Manche Ausdrücke des Verfassers, z. B. *brennend glühend* für *brennend heiss*, *sich auf etwas setzen*, statt *seinen Kopf auf etwas setzen*, *sich zusammenschrumpfen*, sind vermuthlich Folgen der Eilfertigkeit.

Leipzig, b. Benkert: *Emilie*, oder *das Mädchen aus Georgien*, eine wahre Begebenheit aus dem ersten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts, herausgegeben von *H. A.*, erster und zweyter Theil, 1794. 154 S. 8. (12 gr.)

Den Kopf mit Abentheuern aus Reisebeschreibungen, die von jeher die Lieblingslectüre des Vfs., wie er in der Vorrede versichert, waren, erfüllt, dichtete er eine Geschichte, die aus Seebegebenheiten und Korsarenstreichen zusammengesetzt ist. Ohne im geringsten darauf bedacht zu seyn, wie er seine Heldin dem Herzen des Lesers wichtig machen könnte, ohne sich im geringsten um die Wahrscheinlichkeit der Begebenheiten zu bekümmern (Geld und Geldeswerth fällt beständig für die Hauptpersonen, wie vom Himmel, herab), häuft er eine Menge Betrügereyen und Schurkereyen, und läfst sie entdeckt und geahndet werden, um — mit der Moral zu enden, dass der Verbrecher seiner Strafe nicht leicht entgehe. Die Erzählung ist theils schleppend durch solche Worte, wie *Wirklichwerdung*, *selbige*, *massen*, *anderweitig* u. s. w., theils langweilig durch Reflexionen im homiletischen Ton, theils endlich, wo der Vf. scherzen will, durch niedrige Ausdrücke, wie *der saubere Zeisig*, *der ungehobelte Bediente*, *in die Nase stechen* u. s. w. widerwärtig. Hier und da sind einige gelehrte Brocken, wie das Latein S. 81, oder die Anspielung auf *Candaules* S. 71 eingemischt. *Prächtig* ist ein Lieblingswort des Verfassers, *prächtig* heisst bey ihm sowohl der Genuss der Wollust S. 59, als die Tugend S. 69. Das Gemählde S. 33 von einem Mann, der sich den Bauch aufschneidet, die *Gedärme* herausnimmt, und sie *hundertfach* zerstückt, ist abscheulich.

Leipzig, b. Voss u. Comp.: *Graf Meaupois* und seine Freunde. Eine französische Geschichte aus den Zeiten der Revolution. 1795. Erster Theil. Mit einem Kupfer. 280 S. Zweyter und letzter Theil. 277 S. 8.

Der Titel sagt es dem Leser, was man in dieser Schrift, dessen Vf. H. Gottlo. Heinr. Heinse sich in der Vorrede nennt, zu suchen haben werde. Vorzügliches Interesse kann die lebendige Darstellung aller der Greuelthaten, welche in den ersten Tagen der ausbrechenden Revolution zu Paris verübt warden, mit einer wiederholten Schilderung des blutigen Kampfs zwischen Aristokraten und Demokraten nur für diejenigen Leser haben; deren Neugierde durch den gräfslichen Anblick so vieler empörender Auftritte noch nicht genug befriedigt worden ist.

Berlin, b. Hartmann: *Franz Rosenberg*, eine Geschichte unsrer Zeiten von *Andreas Wesling*. 1795. 374 S. 8.

Der Anfang des Romans läfst ein weitläuftiges Werk erwarten, indem hier von den Schuljahren des Helden ausgeholt wird. Kaum sind aber seine akademischen Jahre zurückgelegt, so wird alles blos mit den Hindernissen, die ihm als einem Bürgerlichen bey seiner Liebe zu einem Fräulein entgegenstehen, mit der Standhaftigkeit der Liebenden, und mit der Vermittlung von einem Onkel des Fräuleins angefüllt. Briefe, die die vornehmsten dabey interessirten Personen schreiben, dehnen diese alltägliche und unerhebliche Geschichte nur zu sehr aus, bis endlich der Onkel den Knoten zerhaut, und das Fräulein, die der Vater zu enterben droht, samt ihrem Geliebten adoptirt. Die Episoden sind eben so unerheblich, als das Ganze; der Lehrer des Helden, dem sein Zögling ein Mädchen freit, eine Verwechslung des Helden mit einem entlaufenen Sekretär, ein Abentheuer mit einer wollüstigen Dame, einige Hochzeits- und Geburtsfeste sind die uninteressanten Digressionen, die die meisten Leser überschlagen werden. Der Vf. sagt S. 371: „Zwar sind keine *Hebel* angewandt worden, „deren *Gestalt* und Kräfte die Aufmerksamkeit unsrer „Leser hätten besonders spannen, und vielleicht zu „neuen Erfindungen in der *Mechanik* Veranlassung ge„ben können; eben so wenig können wir uns rüh„men, durch ganz neue Mischungen wundersamer „Begebenheiten, wie zuvor noch nie gesehn worden, „etwas hervorgebracht zu haben, womit wir den gei„stigen Gaum unsrer Leser hätten kitzeln können." Nicht sowohl aber die Einfachheit und Alltäglichkeit des Plans, als der gänzliche Mangel an der Kunst, den Charakter des Helden, oder irgend einer andern Person wichtig zu machen, und die Kraftlosigkeit und

Nachläſſigkeit des Ausdrucks macht dieſen Roman zur Vergeſſenheit reif. Wenn der Vf. ſcherzen will, ſo wird er entweder ſo platt, wie in den Phraſen: *Deſignirter Muſenſohn, brühwarm erzählen*, oder er haſcht nach ſeltſamen Einfällen; wie in folgender Stelle S. 163: „Wenn erſt einmal unter anderm pſy„chologiſchem Apparat wird ein *Kummermeſſer* erfun„den ſeyn, ſo werden wir richtiger zu beſtimmen im „Stande ſeyn, wie viel ſich die Menſchen davon „unnöthiger Weiſe machen, und zu wie vielem ſie „gegründete Urſache haben!"

1. Berlin, b. Schöne: *Das Geſchlecht der Grimaldi, nach geheimen Urkunden eines geiſtlichen Ordens bearbeitet.* Ein Pendant zu Schillers Geiſterſeher. *Erſter Theil.* 1795. 318 S. 8.

2. Weissenfels u. Leipzig, b. Severin: *Adolph von Leonſtein*, oder *die Ritterproben.* Eine fränkiſche Geſchichte aus dem 14ten Jahrhundert(e). 1796. 406 S. 8.

No. 1. Rec. hat keinen Auftrag dazu, ſich in Schillers Namen für die Ehre dieſer Geſellſchaft zu bedanken: aber ſo, wie dieſer Roman hier auftritt, hat er mit ſeinem Pendant nichts als die Schale gemein. Redensarten und Tiraden wie dieſe: — „Franz ſah „wie er in der Luft hin und her bammelte, wie ein „Klöppel in der Glocke — er ſah ihn bammeln und „zappeln wie ein(en) gefangner (gefangnen) Aal an „dem (der) Angel; oder — mächtig fühle ich den Trieb, „den die Natur in den Mann gelegt hat, ſich mit dem „Weibe zu paaren" — ſolche Stellen geben mit den darin befindlichen Sprachfehlern keinen vortheilhaften Begriff von dem Berufe zum Schriftſteller; und obgleich der Vf. weder an grauſen Scenen und todesſchauerlichen Beſchreibungen, noch an Kraft und Drangſprache einem ſeiner Mitbrüder etwas nachgiebt, ſo läſst ſich doch mit Grunde beſorgen, daſs die Fortſetzung dieſer Schrift ſo wenig, wie der erſte Theil derſelben den Bedürfniſſen der feinern Leſer Genugthuung verſchaffen werde.

No. 2. Enthält eine ächte Ritter- und Kloſtergeſchichte, mit Räuberhölen, Burgkellern, Kampfgerichten, Geiſſelgewölben und allen möglichen andern Ingredienzen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Litterärgeschichte. *Nürnberg*, b. Peck: *Dem Andenken des* am 30ſten Auguſt 1796. zwiſchen Herſtreu und Hertzfeld (im Würzburgiſchen) den feindlichen Waffen unterlegenen patriotiſchen *Ignaz Reder's* der Arzneywiſſenſchaft Doctor's und ehedem Phyſicus zu Neuſtadt an der Saal, von *Georg Chriſtoph Siebold*, Dr. öffentlichem Lehrer der Arzneykunde an der Julius Univerſität zu Würzburg. Mit der Silhouette des Verfaſſers. 1797. 79 S. 8. *Reder* verdiente allerdings eine getreue Schilderung, die von ſeinen Freunden, die ihn kannten und beobachtet hatten — entworfen, und dem gröſsern Publikum vor Augen geſtellt würde. Und eine ſolche hat nun Hr. D. *Siebold* hier von ſeinem Freund geliefert. *R.* wurde in dem, im Biſthum *Würzburg* gelegenen Städtchen *Mellerſtadt* 1746. am 10. Jul. gebohren. Seine Aeltern waren gemeine aber bemittelte Bauersleute. Schon im zehnten Jahr ſeines Alters ſchickte man ihn auf das Gymnaſium nach *Münnerſtadt*, wo er ſich dergeſtalt auszeichnete, daſs ſogar mancher ſeiner Lehrer ſo ſchwach war, im vollem Ernſte etwas übernatürliches an dem aufgeweckten Jungen zu erblicken. Von da ging er nach *Fuld* und dann nach *Cöln*, eines Stipendiums wegen. Ohne ſeinen Geiſt mit den in dortigen Schulen herrſchenden Unſinn verunreinigt zu haben, kehrte er 1768 nach *Würzburg* zurück, um ſich hauptſächlich auf die Mathematik zu legen. Die anatomiſchen Vorleſungen *Siebolds* aber, die er daſelbſt beſuchte, beſtimmten ihn vornemlich ſich der Arzneykunde zu widmen, doch ſo, daſs er nur den theoretiſchen Theil derſelben zu ſtudiren ſuchte, nie aber ein ausübender Arzt zu werden verlangte, zumal da der Stand derſelben in jenen Gegenden mehr zu den verachteten, als geehrten Ständen gehörte, daher derſelbe meiſtens auch nur von armen Studenten gewählt wurde, die ſich ſonſt nichts beſſers zu werden getraueten. Nachdem er ſich eine geraume Zeit zu *Würzburg* auf die Anatomie gelegt hatte, beſuchte er die Univerſitäten *Heidelberg*, *Gieſen*, *Marburg*, *Halle*, *Wittenberg*, *Göttingen* und *Erfurt*, endlich ging er auch nach *Padua* und *Venedig*. Eben zu der Zeit, da er von ſeinen Reiſen zurückkehrte, wüthete in Franken jene Epidemie, die ſo viele Menſchen wegraffte — und hier hatte er dann am erſten Gelegenheit, Beweiſe von ſeinen erlangten Kenntniſſen ſowohl, als von ſeinem Eifer abzulegen, der gewöhnlichen Pfuſcherey unwiſſender Praktiker zu wehren, und durch ſeine Kunſt Wohlthäter vieler leidenden Familien zu werden. Als er 1773. die Doctorswürde zu *Erfurt* zu erhalten ſuchte, wählte er die Beſchreibung dieſer ſchrecklichen Epidemie zum Gegenſtand ſeiner Probeſchrift. Nun würde vielleicht ein anderer, nach einer ſo genannten Verſorgung getrachtet haben — und deswegen wohl auch nicht zu tadeln geweſen ſeyn — allein *Reder* gieng ſeinen eigenen Weg. Er ſchlug die ihm angebotenen Stellen aus und blieb in *Mellerſtadt*, wo er in der Stille — aber doch nicht unthätig — mit ſeiner Gattin und Kindern lebte — und gröſstentheils von ſeinem eigenen Vermögen zehrte. Hier gab er auch einiges meiſtens ohne ſeinen Namen in deutſcher Sprache heraus. Der *Gaſsneriſche Teufel*, der 1777 unter ſeinem Namen erſchien, machte ziemliches Aufſehen — zumal da *Reder* als Freygeiſt verrufen war. Endlich lieſs er ſich doch von dem Biſchof zu Würzburg bewegen, das Phyſicat zu *Neuſtadt an der Saal* anzunehmen, — welches er mit einer ſeltenen Uneigennützigkeit und Gewiſſenhaftigkeit einige Zeit beſorgte — aber auch wieder niederlegte und nach *Mellerſtadt* zurückkehrte, und von da aus jedem Kranken, der Hülfe bey ihm ſuchte, mit Rath und That beyſtund. Sein Tod erfolgte im vorigen Jahr am 29. Auguſt. Er zog mit den Bürgern von *Mellerſtadt* den Franzoſen, die in jener Gegend ſengten und brennten, entgegen. Zwey Chaſſeurs gaben Feuer auf ihn; wodurch er zu Boden ſtürzte, und nun gaben ſie ihm noch zwey Schüſſe auf die Bruſt, die ihn vollends tödteten.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 12. Junius 1797.

PHILOLOGIE.

GOTHA, b. Ettinger, und AMSTERDAM, b. Esveld Holtrofs: *Platonis Gorgias* Graece. Ad fidem Codd. MSS. August. et Meermann. versionisque Ficini recensuit, emendavit, explicavit indicemque verborum Graecorum copiosissimum adjecit *Christi. Godofr. Findeisenius*, A. A. M. 1796. XVI u. 624 S. gr. 8.

Das vor uns liegende Werk eines bereits gestorbenen Verfassers, (an dessen Stelle Hr. *D. Haas*, der Freund und Arzt des Herausgebers, die letzte Mühe bey der Correctur übernahm, und eine kurze Vorrede hinzufügte) enthält einen guten Beytrag zu der Kritik der Platonischen Schriften, die in neueren Zeiten mehrere schätzbare Liebhaber findet, und verdient von dem Publicum mit achtungsvollen Danke aufgenommen zu werden. Hr. Mag. *Findeisen* war, nach der gegenwärtigen Ausgabe zu urtheilen, ein Mann von vieler griechischer Sprachkenntnifs, einer ausgebreiteten Lectüre in den classischen Schriftstellern, und einem Fleisse, der selbst unter den fleissigen Deutschen eine Seltenheit ist. In der Schule des Hn. Prof. *Fischer* zu Leipzig gebildet, machte er die Grundsätze seines Lehrers ganz zu den seinigen, und er ahmte dessen Manier in dem Grade nach, dafs zwischen dem gegenwärtigen Gorgias und den von Hn. Fischer besorgten Ausgaben mehrerer Platonischer Gespräche, eine bis auf die kleinsten Umstände sich erstreckende Aehnlichkeit Statt findet. Wortkritik und Worterläuterung sind der Hauptzweck, den sich beide Gelehrte bey ihrer Bearbeitung des göttlichen Philosophen vorsetzten, und für welchen beide Gelehrte, nach des Rec. Dafürhalten, gleich vieles leisten, nur mit dem Unterschiede, dafs Hr. Findeisen, in Ansehung der kritischen Behandlung, an Genauigkeit, ängstlicher Sorgfalt und einer selbst das Unkraut schätzenden Aufmerksamkeit seinen Vorgänger noch bey weitem übertrifft, diesem hingegen in einigen ausführlich erläuterten Stücken, z. B. in dem Phädon, der Vorzug gebührt, die Gedanken und Begriffe genauer auseinandergesetzt, und das Verstehen des Philosophen etwas mehr erleichtert zu haben. Der mikrologische Geist, welcher in Findeisens Werke athmet, verursacht einen unangenehmen Eindruck des Ganzen, und man mufs für kritische Untersuchungen einen überwiegenden Sinn haben, um der unter dem Text stehenden, zuweilen ziemlich weitläuftigen Anmerkungen nicht am Ende überdrüfsig zu werden. Gorgias gehört keineswegs zu denjenigen Gesprächen, deren Text von den Abschreibern in hohem Grade verdorben wurde: auch ist dem Rec. fast keine Aenderung des Herausgebers bekannt, welche auf den Sinn einen *merklichen* Einflufs, und mehr als die Wiederherstellung attischer Formen, eine bessere Interpunction und die Berichtigung kleiner, unbedeutender Redetheile zum Gegenstand hätte. Den Gebrauch des Buchs erschwert übrigens der Umstand, dafs man, um zu wissen, was über eine Stelle gesagt worden, an verschiedenen Orten nachzusehn genöthiget wird. Denn der ganze Apparat, dessen sich der Engländer *Routh* in der Oxforder Ausg. des Gorgias und Euthydemus vom J. 1784 bediente, ist am Ende besonders abgedruckt, weil das Routhische Werk dem Herausg. erst nach beendigtem Druck des Textes zu Gesichte kam. Dieser Unannehmlichkeiten ungeachtet, ist die gegenwärtige Ausgabe des Gorgias für die Geschichte des Platonischen Textes von Wichtigkeit, und es liegt uns ob, von den kritischen Hülfsmitteln des Herausgebers, und demjenigen, was in exegetischer Hinsicht geleistet worden, eine nähere Anzeige zu machen.

Die Quellen, woraus Hr. *Find.* seine Verbesserungen des Textes schöpfte, sind vornehmlich zwey Handschriften des Gorgias, deren Varianten Hr. Prof. Fischer dem Herausg. mittheilte; die eine aus der Augsburger, die andere aus der Meermannischen Bibliothek in Rotterdam. Beide Handschriften gehören in das XIVte Jahrhundert, und sind aus solchen Originalen copirt, die mit der zweyten Basler Ausgabe in naher Verwandschaft stehen. Inzwischen liefert der Meermann. Codex, wie Rec. bemerkt, eine gröfsere Anzahl guter Lesarten, als die Augsburger Handschrift, deren Schreiber viele Nachläfsigkeiten zu Schulden kommen liefs. Mittelst dieser Manuscripte vertilgte der Herausg. eine Menge kleiner Unrichtigkeiten des Stephanischen Textes, verwandelte ἄρα in ἆρα S. 239, μὲν in μὴν S. 100, ergänzte den fehlenden Artikel S. 201, restituirte die attische Form ἀποκτιννύασι für ἀποκτιννύουσι S. 86, κάει für καίει S. 117 u. dergl. Wichtiger sind die Aenderungen Θετταλίδας f. Θετταλικὰς S. 221, ξυλλόγον f. λόγον S. 59 und ἐν ὅπλοις μάχεσθαι f. ἐν ὄχλοις μάχεσθαι S. 55, was bisher noch in allen Ausgaben stand. (Der Herausg. hätte billig auch den Sprachgebrauch zu Hülfe nehmen sollen, da ἐν ὅπλοις μάχεσθαι Platons beständiger Ausdruck ist, um dasjenige zu bezeichnen, was man insgemein ὁπλομαχία nennt, vergl. Laches Th. V. S. 162, 166, 167. De legg. VIII. Th. VIII. S. 408 u. f. w.) Am merkwürdigsten ist die Ausbeute des Meermann. Codex S. 250, wo von Minos, dem Richter in der Unterwelt, gesagt wird, dafs ihm Jupiter das Geschäfte anvertrauen wer-

de, in solchen Fällen einen entscheidenden Ausspruch zu thun, wenn Aeacus und Rhadamanth in ihren Urtheilen verlegen seyen. Die bisherigen Ausgaben lesen: *Μίνῳ δὲ πρεσβεῖα δώσω ἐπιδιακρίνειν, ἐὰν ἠ ἀπορητόν τι τῷ ἑτέρῳ.* Richtiger ist, was Hr. *Find.* in den Text nahm: *ἐὰν ἀπορῆτον τὼ ἑτέρω*, eine Lesart, welche auch von dem alten Wiener Codex N. 54 bestätiget wird. Was die beiden Handschriften der Bodlejischen und der Pariser Bibliothek, deren sich der Oxforder Herausgeber bediente, zur Berichtigung des Textes darbieten, ist ungefähr von gleichem Gehalte. In den meisten Fällen treffen dieselben mit dem Meermann. Codex zusammen, und das nämliche gilt von den vier in Wien befindlichen Manuscripten des Gorgias, deren Varianten Rec. in Händen hat. — Ausser den Handschriften benutzte Hr. *Find.* auch die ersten Ausgaben des Platon, die Aldina und die beiden Basler Editionen, und verglich dieselben mit einer Sorgfalt, die wir für zwecklos und übertrieben halten. Unter die Materialien zur Verbesserung des Textes, muss man nicht leicht etwas aufnehmen, was ein jeder Anfänger für verdorben hält. Wozu also die Anzeige offenbarer Druckfehler, wie S. 144 *μέρος* für *μέρος*, S. 209 *νηχανικὸν* f. *νεχνικὸν*, S. 218 *ἔστινας* f. *οὕστινας*, S. 221 *σελύνην* f. *σελήνην* u. s. w.? Gleich fruchtlos ist die Genauigkeit des Herausg. in Auszeichnung solcher Varianten, wie *ταῦτα ἐστὶν* für *ταῦτ᾽ ἐστὶν* in Verfertigung langer Anmerkungen über Kleinigkeiten, woran dem Leser nichts gelegen ist, und die man höchstens mit einem Worte berührt, vergl. not. k. S. 120: Verbo *ἐστὶ* detraxi *ν ephelkysticum, quod sine caussa in editis libris additur, etiam in utroque Cod. additum erat, a Stobaeo autem utroque* (Trincavell. et Gesner.) *abest*, und im Gebrauche der Platonischen Citaten späterer Autoren, des Theodoret, Eusebius und anderer, aus welchen mancher Ausdruck in die Reihe der Varianten gestellt wird, der blosse Accommodation oder ein Gedächtnissfehler des citirenden Schriftstellers ist. Beyspiele der letzten Art finden sich häufig. — Grossen Dienst leistete dem Herausg. die bekanntlich aus Manuscripten verfertigte latein. Uebersetzung des *Marsilius Ficinus*, welche noch kein Bearbeiter des Platon so häufig zu Rathe zog, als Hr. *Find.*; nur bemerken wir, dass er sich derjenigen Ausgabe des Ficinus bediente, die Simon *Grynaeus*, der Herausgeber des ersten Basler Drucks, an vielen Stellen verschönert, bisweilen auch verschlimmert hat; dass er folglich den Ficinus für gewisse Lesarten anführt, welche erst Grynaeus in die Uebersetzung hineinbrachte. Das nämliche that Hr. Prof. *Fischer* in allen seinen Ausgaben Platonischer Gespräche; es scheint daher fast, dass die im J. 1491 zu Venedig gedruckte Auflage des Ficinus, oder die frühere vom J. 1482 in Leipzig nicht vorhanden sind. Glücklicherweise änderte Grynaeus nur wenige Stellen in dem Gorgias, auf welche Hr. *Find.* ein kritisches Urtheil gründet; die Folgen jenes Umstandes sind daher für die Kritik von keinem grossen Nachtheile. Doch führen wir ein Beyspiel an, wodurch die Wahrheit der obigen Aussage bestätiget wird.

S. 107. not. h. heisst es: *Post Ὡς σὺ addidi particulam γε praeeuntibus.. Bas. 2 et Ficino, qui vertit: Tuo quidem iudicio.* — Allein so übersetzt Grynaeus, Ficin sagt ohne γε auszudrücken: *Vt tu, Pole, putas.* Merkwürdig ist, dass der zuletzt genannte Uebersetzer in derjenigen Stelle (Zweybr. Ausg. Th. IV. S. 76 f.), wo Socrates von seiner Liebe zu dem Alcibiades, und von der Liebe des Callicles zum Pyrilampus spricht, alles das *unübersetzt* läst, was auf diesen Gegenstand eine Beziehung hat. Da Ficins Uebersetzung seit Jahrhunderten in dem Rufe der pünktlichsten Treue steht, so ist diese Erfahrung, deren Rec. schon mehrere machte, allerdings sehr befremdend. Wir lassen die Worte des Ficinus und Grynaeus, welcher letztere das Original genau darstellt, zusammendrucken, damit sie unsere Leser um so leichter gegen einander halten.

Ficinus.	*Grynaeus.*
Animadverto, me atque te nunc idem pati: cumque duo simus duo quaedam amare. Nam ego philosophiam amo, tu vero populum Atheniensem. Sentio itaque, si in concione tibi populus contradixerit, te consuevisse mutare sententiam, atque ea dicere, quae illi placere intelligas, nec ullo modo potes voluntati eius obsistere. Quamobrem si quis illa quae tu gratia populi dicis, admiratus, absurda esse objecerit, respondebis forsitan, modo vera fateri velis, nisi is quem tu amas populus mutet sententiam, nec umquam te mutaturum. Idem tibi forte contingeret erga privatum quemdam, si quem vehementer amares. Arbitrare igitur, talia a me quaedam te audire, nec talia me dicere admireris, sed da operam, ut philosophia quam amo, haec velle desistat. Dicit enim illa, o dulcis amice, semper quae a me audis. Et si familiarium quidam alias mihi loquitur aliter, philosophia tamen semper eadem.	*Animadverto, idem nobis (Socrati et Callicli) accidere: cumque duo simus, duo quaedam amare. Nam ego Alcibiadem, Cliniae filium, ac philosophiam amo: tu vero populum Atheniensem et Pyrilampum. Sentio itaque fere tibi usu venire, ut, quamvis gravitate sis praeditus, tamen, cum suus tibi amasius adversatur, et hoc modo se rem aliquam habere contendit, ei contradicere non possis, sed sursum deorsumque immutaris. Nam in concione quidem, si tibi aliquid dicenti populus Atheniensis contradixerit, consuevisti mutare sententiam atque ea dicere quae illi placere intelligas: eademque tibi et alia cum Pyrilampo adolescentulo isto formoso versanti solent accidere; nec ullo modo potes voluntati eius obsistere. Quamobrem si quis illa, quae tu gratia eius aut populi dicis, admiratus, absurda esse objecerit, respondebis forsitan, modo vera fateri velis, nisi is quem tu amas, et populus mutet sententiam, nec umquam te mutaturum. Arbitrare igitur, talia a me quaedam te audire, nec talia me dicere admireris: sed da operam, ut philosophia amica mea haec velle desistat. Dicit enim illa o dulcis amice semper, quae a me audis. Ac mihi multo minus stolida et pervicax est, quam pueri amasii. Hic enim Cliniae alias mihi loquitur aliter; philosophia autem, semper eadem.*

Man würde hier sehr irren, wenn man glaubte, Ficin habe die fehlenden Worte in seinem Manuscrip

nicht gefunden, und das Hinzugesetzte nach Mannscripten ergänzt. Der ganze Zusammenhang spricht für den gewöhnlichen Text, und alle uns bekannten Handschriften, die ersten Ausgaben und die Scholien Olympiodors, welche wichtige Varianten nicht leicht unbemerkt lassen, stimmen damit überein. Olympiodor zeigt nichts weiter an, als dass anstatt ἐμπληκτος (was Grynäus durch *stolida et pervicax* übersetzt) von andern ἔκβλητος gelesen werde, eine Variante, die den Herren Findeisen und Routh unbekannt ist. Γράφεται καὶ ἔκβλητος, heisst es in den ungedrukten Scholien, καὶ ἔμπληκτος. ἁπλῶς δὲ λέγει, ὅτι ὁ ἕτερος ἐρώμενος, ἀντὶ ὁ Ἀλκιβιάδης ἤ τις τοιοῦτος, πολλάκις ἔμπληκτός ἐστι παρ' ἐμοὶ καὶ ἐκβαλλόμενος, ὁ δὲ ἕτερος ἐρώμενος, ἀντὶ ἡ Φιλοσοφία ἀεὶ τιμᾶται παρ' ἐμοὶ, καὶ ἃ κελεύει φθέγγομαι. Ficins Aenderungen sind daher wohl absichtlich geschehen, und der Kritiker muss sich hüten, der angeführten Uebersetzung ein unbedingtes Vertrauen zu schenken. — Eigene Vermuthungen des Herausg. sind uns hin und wieder vorgekommen; allein das meiste ist von geringem Belange, und verdient hier keiner Erwähnung. Den Vorschlag περί τι für περί τι S. 31 bestätigt eine Handschrift der Wiener Hofbibliothek. S. 92 wurde die Hemsterhuisische Verbesserung ὦ τᾶν für ὅταν, deren Ruhnken zum Timäus mit Lobe gedenkt, in den Text aufgenommen.

Was Hr. *Findeisen* für die Erklärung des Gorgias leistet, erstreckt sich blos auf die griechischen Wörter. Ueber den wahren Gegenstand des Gesprächs, den Gang der Unterredung und den Zusammenhang der Begriffe und Schlüsse wird fast gar keine Bemerkung gemacht. *Tiedemanns Argumentum Gorgiae* ist aus der Zweybrücker Ausgabe vorangedruckt. Der Vf. übernahm die unbeschreibliche Mühe, ein Verzeichniss aller in dem Gorgias befindlicher Wörter zu verfertigen, und verrichtete diese Arbeit, wie man nach dem gesagten schon vermuthen kann, mit aller denkbaren Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit, so dass es dem Rec. bey vielem Nachschlagen nicht möglich war, ein Wort selbst nur eine Stelle zu finden, die in dem Index vermisst würde. Da ein jeder Schriftsteller aus sich selbst am besten erklärt wird, so ist dieser obwohl mühsame Weg unstreitig der sicherste, und den grösten Dank wird Hn. *Find.* ein künftiger Bearbeiter des ganzen Platon wissen, der die Vortheile eines Wortregisters in ihrem ganzen Umfange erst recht zu schätzen weiss. Indessen sind wir nicht damit zufrieden, dass Hr. *Find.* von *allen*, selbst den bekanntesten Wörtern eine Erklärung gibt. Die Masse des Verzeichnisses ist dadurch so sehr angewachsen, dass dieses fast die Hälfte des Buches füllt; und für Leser, denen alles erklärt werden müsste, sind Platons Schriften keine Lectüre. Auch entgeht zuweilen das Gute, wenn man es aus einem Haufen trivialer Dinge hervorsuchen muss. Rec. würde nur das Seltene und vornämlich dasjenige mit Erläuterungen versehn haben, was dem Platonischen Sprachgebrauche eigenthümlich ist, auf den der Vf. nicht immer genug Rücksicht nimmt. So z. B. hätte der Ausdruck ποικίλος in dem Sinne: *difficile, quod non satis intelligi potest* (Liban. Or. XXVI. S. 598 B. gebraucht den Gegensatz ὃ καὶ παιδὶ δῆλόν ἐστι) einer weiteren Bestätigung bedurft, die folgende Stellen darbieten, Cratyl. Th. III. S. 250 Phileb. Th. IV. S. 295 u. s. w. Auch die Richtigkeit des Genitius αὐτῶν bey ἡμέτερος, den die Ausleger anderwärts für verdorben hielten, hätte etwan aus dem Laches Th. V S. 162 Cratyl. Th. III. S. 310 erwiesen, und der Atticismus angezeigt werden sollen. Καινουργεῖν ἐν τοῖς λόγοις wird nicht mit der vierten Endung construirt, sondern neutraliter gebraucht, und ist Platons gewöhnlicher Ausdruck *de disputatore, qui captiosis utitur rationibus.* Siehe *de Republ.* I. Th. VI S. 175. 176 und Hn. Prof. *Wolf* zu Demosth. Or. adv. Leptin. S. 334 Ueber καταβολὴ τῆς ἀνθεώσεως ist S. 391 zu wenig angemerkt: Wir empfehlen was Hr. Pr. *Schweighäuser* von καταβολὴ sagt. *Emendd. et observ. in Suidam* S. 62 ff. Unrichtige Angaben der Bedeutungen fanden wir selten; doch hätte die Formel τό γ' ἐμὸν οὐδὲν κωλύει (die im Laches Th. V S. 108 und Charmides Th. V. S. 155 wie der vorkömmt nicht durch: *Res meae non prohibent*, sondern etwan mit Ficinus, *quantum ad me attinet, nihil obstat*, übersetzt werden sollen. Diess erhellet aus dem Vorhergehenden, wo τὸ τῶν παρόντων nicht die Angelegenheiten der Anwesenden, sondern die Anwesenden selbst bedeutet. — Die unter dem Texte stehenden Anmerkungen, inwieferne sie erklärenden Inhalts sind, beschäftigen sich meistens mit Ficins Uebersetzung, die bald verbessert, bald zur Bestimmung des Sinnes angezogen wird. Schade ist es, dass Hr. *Find.* Ficins Worte von jenen des Grynaeus nicht zu unterscheiden weiss: denn in der That gehören seine meisten Citate nicht dem Ficinus, sondern dessen Verbesserer zu. Allein diesen nennt Hr. *Find.* so wenig, dass es ihm sogar räthselhaft scheint; wenn der Engländer Routh an einer Stelle bemerkt, dass Grynaeus hier den Ficinischen Ausdruck geändert habe. S. 209 not. g. werden die Worte *sive ultro supplicio afficere* mit Recht für verdächtig gehalten. Ficin schrieb auch nicht *ultro*, sondern *ultimo*. Zuweilen sind wir mit den Urtheilen des Herausg. keineswegs einverstanden. In dem Satze οὐ μὴν ἀλλ' ὑποπτεύω γε ἣν (πειθὼ) οἶμαί σε λέγειν, καὶ περὶ ὧν (πραγμάτων) S. 45 hängt der Infinitiv λέγειν nicht von ὑποπτεύω, sondern von οἶμαι ab, man kann also sehr wohl übersetzen: *Conjecto vero, qualem fere (persuasionem) quaeque tractantem intelligas.* Ueberhaupt vergisst Hr. *Find.* öfters, dass der Platonische Dialog, weit entfernt die Präcision der heutigen Büchersprache zu haben, blosse Sprache des Umgangs ist, und stellt sich nicht in den Gesichtspunkt, aus welchem die Nachlässigkeiten desselben zu betrachten sind. *Gottlebers* Abhandlungen *de Archelao Macedonum Rege e Gorgia et Alcibiade* II. Annaberg 1771 und *de Periclis moribus a Platone in Gorgia expressis.* Misenae 1775 scheinen dem Herausg. nicht bekannt geworden zu seyn. — Rec. ist der Meynung, dass Hr. *Find.* den Dank des Publikums in einem höhern Grade verdient haben würde, wenn er an-

statt der häufigen Verweisungen auf Ficinus, und anstatt der vielen unnöthigen Worterläuterungen eine neue lateinische Uebersetzung ausgearbeitet hätte, die ohnehin den heutigen Bearbeitern der Platonischen Schriften ganz aus dem Sinne kömmt. Das Unternehmen wäre nicht leicht, aber doch, zum Theil auch durch die Oxforder Ausgabe, ziemlich vorbereitet gewesen.

Ausser dem oben angeführten Index kömmt Hr. *Find.* der Bequemlichkeit des Lesers noch durch zwey andere Register zu Hülfe, wovon das eine die griechischen Ausdrücke enthält, welche in den Anmerkungen erläutert werden, das andere die in den Noten citirten Schriftsteller. Aus der englischen Ausg. des Gorgias ist ganz am Ende noch folgendes beygedruckt: *Praefatio scholiis Olympiodori in Gorgiam praemissa e Cod. MS Parisino edita a Routhio.* Wir bedauren sehr, dass Hr. *Find.* keine Gelegenheit hatte, von den ungedruckten, in mehreren Bibliotheken befindlichen Scholien des Olympiodorus eine Abschrift zu erhalten, da er sie so schicklich seinem Werke hätte beyfügen können, und Rec. würde kein Bedenken getragen haben, demselben seine Copie des guten Wiener Codex N. 221 mitzutheilen, wenn er von dem Unternehmen des Herausg. in Zeiten wäre unterrichtet gewesen. Dann würde auch die nun zum zweytenmal gedruckte Vorrede Olympiodors, das einzige, was der thätige Routh auftreiben konnte, correcter geliefert worden seyn, als es bisher geschehen ist, da die Pariser Handschrift viele Fehler und Lücken hat. S. 608 Z. 11 muss nach den Worten τοσούτῳ ἀθλιώτερος folgende Zeile eingerückt werden, κἂν πολυχρόνιος ἔχῃ τὴν ἀδικίαν, μᾶλλον ἀθλιώτερος, zu deren Auslassung das ὁμοιοτέλευτον Anlass gab. S. 609 Z. 1 fehlen nach ΑΡΧΩΝ die Worte τῶν ἠθικῶν, und Z. 7 nach ἕξ die Namen der ἀρχῶν: ὕλη, εἶδος, ποιητικὸν αἴτιον, παράδειγμα, ὄργανον, τέλος. Die Vermuthung Rouths οὐ δεῖ θαυμάζειν S. 611 anstatt καὶ ἡ θαυμ. wird von dem Wiener Cod. bestätigt, und S. 614 Z. 3 muss das unrichtige πεφύκη in πέφυκε und Z. 10 λέγω μὲν in λέγομεν verwandelt werden. Aus den Scholien selbst citirt Hr. *Find.* diejenigen Stellen, welche *Valckenaer diatr. in Eurip. perditor. dram. reliquias* S. 70 f. und *Ruhnken* zum Timaeus hin und wieder auszeichneten. Wir bemerken nur, dass S. 148 Z. 1 anstatt ἐννοῶν -- ξυνοῶν gelesen werden müsse, und dass die Vermuthung Valckenaers ἐν τῷ Κριτίᾳ in πρὸς τὸν Κρίτωνα zu verwandeln, von der Wiener Handschrift so weit bestätiget wird, dass beides in derselben zugleich vorhanden ist. Rec. hält ἐν τῷ Κριτίᾳ für ein ungeschicktes Einschiebsel der Abschreiber. — Druckfehler sind in diesem Werke nicht selten. Am fehlerhaftesten ist die Accentuation, wovon gleich die zweyte und vierte Zeile des griechischen Textes einen Beweis geben können.

KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneygelahrtheit. *Hannover*, b. d. Brüdern Hahn: *Ueber die nothwendige Verbindung der systematischen Pflanzenkunde mit der Pharmacie,* und *über die Bekanntmachung der giftartig wirkenden Pflanzen.* Zwey Abhandlungen, denen die botanische Gesellschaft in Regensburg den Preis zuerkannte, von *Johann Christoph Ebermaier*, Mitglied der regensburgischen botanischen Gesellschaft, u. s. w. 1796. 117 S. 8. (7 gr.) Diese Schrift verdankt ihre Entstehung einigen Preisfragen, welche die botanische Gesellschaft zu Regensburg zur Beantwortung aufgegeben hatte. Der Vf. beweist im *ersten Abschnitte*, dass die Botanik, (unter welchem Namen er aber nur den sogenannten historischen Theil dieser Wissenschaft versteht,) zu den unentbehrlichsten Kenntnissen des Apothekers gehöre und dass sie folglich mit der Erlernung der Pharmacie verbunden seyn müsse. Er führt mehrere Gründe an, welche seine Behauptung, (die wohl kein Sachverständiger bezweifelt,) zu rechtfertigen im Stande sind, und thut dann einige Vorschläge, durch deren Befolgung das Studium der Botanik, vorzüglich unter den Apothekern, mehr ausgebreitet werden kann. Er verspricht sich, in dieser Hinsicht, besonders vielen Nutzen von einem botanischen Wörterbuche, das alle Kunstwörter mit ihren Erklärungen in sich fasste, nach einer strengen alphabetischen Ordnung ausgearbeitet wäre und bey der Erklärung eines jeden Wortes eine oder mehrere Pflanzen als Beyspiele angäbe, damit sich der Anfänger einen recht deutlichen und anschaulichen Begriff von der gegebenen Erklärung machen könnte u. s. w., und er wünscht, dass bald ein gelehrter Botaniker ein solches Werk herausgeben möchte. (Das Wörterbuch des *Borkhausen* war zu der Zeit, als der Vf. diese Abhandlung schrieb, noch nicht im Drucke erschienen, er konnte es also seinen Lesern nicht empfehlen; indessen gedenkt er desselben doch in einer Anmerkung, und glaubt, ob er es schon noch nicht selbst gesehen hat, dass es zur Erreichung der erwähnten Absicht geschickt sey.) Uebrigens sey es auch, meynt Hr. E. sehr gut, wenn die Apotheker botanische Gärten anlegten, wenn bey den Prüfungen auf die botanischen Kenntnisse der Apotheker Rücksicht genommen und so auf mehr als eine Art Lust und Liebe zur Botanik bey diesen Künstlern rege gemacht würde u. s. w. Im *zweyten Abschnitte* bemüht sich der Vf. darzuthun, dass es nöthig sey, den gemeinen Mann, besonders den Landmann, mit den giftartig wirkenden Gewächsen bekannt zu machen, und er hält dafür, dass die Kalender, die Beylagen zu den Zeitungen und Anzeigen u. s. w. zu diesem Zwecke sehr gut benutzt werden könnten. Dieses so wie einige andere Vorschläge, die der Vf. mittheilt, sind zwar nicht alle neu, aber sehr gut, und verdienen überall baldige Beherzigung.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 13. Junius 1797.

PHILOLOGIE.

Tübingen, b. Cotta: Πλούταρχος. *Plutarchi Chaeronensis quae supersunt omnia.* Cum adnotationibus variorum adjectaque lectionis varietate. Opera *Joannis Georgii Hutten*, Philos. Mag. et schol. anatol. Tubing. Rectoris. *Volumen septimum.* 1796. XXXIV u. 466 S. *Volumen octavum.* 1796. X u. 438 S. 8.

(Die besondern Titel sind: *Plutarchi operum moralium et philosophicorum Pars prima — Pars secunda.*)

Die ersten sechs Bände des Huttenschen Plutarchus, welche die sogenannten *Vitas* enthalten, sind von einem andern Recensenten A. L. Z. 1795. n. 311. angezeigt worden. So empfehlungswerth unser Vorgänger das ganze Unternehmen und die Ausführung desselben von Seiten des Verlegers fand: eine eben so ehrenvolle Erwähnung verdient die ausdauernde Beharrlichkeit des letztern in der gegenwärtigen Zeitperiode. Der Gedanke, die classischen Schriftsteller des Alterthums correct, mit kurzen und zweckmäfsigen Noten, welche die Resultate vorhergegangener ründlicher Untersuchungen liefern, und in einer dem ge gefallenden äussern Form durch sachkundige Männer ans Licht zu fördern, ist unstreitig glücklicher und von ausgebreiteterem Nutzen, als der Einll der Zweybrücker, durch vollständige, aber höchst bequem eingerichtete, und im Grunde nicht wohllere Abdrücke grosser Originalausgaben das Stuum der Philologie zu erleichtern. Hr. *Hutten* ging fangs, wie er selbst in der Vorrede zum ersten Bane bekennt, ganz unvorbereitet an die Fortsetzung nes Werks, welches durch den Tod seines Unterhmers verwaiset war. So viel man auch, bey unrtheyischer Prüfung, an dieser Fortsetzung aussetn, so viel man bey ihr vermissen konnte: so dankte an doch dem Herausgeber schon für das, was unter lchen Umständen geleistet worden war, um so wilger, je länger man, nach dem verunglückten Leipzir Abdruck eine neue Ausgabe des Plutarchus geünscht hatte, und je mehr man hoffte, dass mit em Fortgange der Arbeit sich auch die Uebung des erausgebers vermehren und sein Beruf zu derselben f eine ausgezeichnetere Art entwickeln würde. r. *H.* versichert in den Vorreden zu den beiden vor s liegenden Bänden, sich jetzt sorgfältiger als vor- mit Hülfsmitteln ausgerüstet, dem Muster der tenbachischen Ausgabe, von welcher während des Abdrucks des siebenten Bandes der erste Theil erschien, mit Anstrengung nachgeeifert und sich überhaupt in den Stand gesetzt zu haben, dass er das Geschäft einer kritischen Revision des Textes sicherer und mit weniger Schüchternheit, als beym Anfange der Arbeit, unternehmen zu können glaubte. Wir verkennen keinesweges die Vorzüge, welche die Bearbeitung der hier gesammelten moralischen Schriften, im Ganzen genommen, vor der Ausgabe der Lebensbeschreibungen auszeichnen; aber wir müssen eben so freymüthig bekennen, dass diese Bearbeitung bey einem mässigen Aufwande von Fleiss und nach Erwerbung einer grössern philologischen Belesenheit und vertrauterer Bekanntschaft mit der Plutarchischen Manier und Sprache, ungleich mehr und wichtigere Vorzüge behaupten konnte. Wenn die Kritik ehemals beym ersten Beginnen des Herausgebers hier die Mängel der Arbeit nur leise ahndete, dort vielleicht gar die Hand auf den Mund legte: so wird sie jetzt kräftiger zum Sprechen aufgefodert, nachdem Hr. *H.* kein Bedenken gefunden hat, den Werth seiner Ausgabe selbst höher anzuschlagen, und sich mit dem verdienstvollen *Wyttenbach* in eine sehr unerwartete Parallele zu stellen. *Qua in parte*, sagt die Vorrede des achten Bandes, *quod cuivis persuasum esse velim, id certe potissimum egi curavique, ut nostri amici prorsus nihil desiderent, quod textum Wyttenbachianum notasque ei adspersas commendare posse videatur, neque, quocunque modo res judicetur, si a versione Xylandri latina discesseris et justam aequamque subsidiorum, quae nos penes sunt, rationem inieris, id curae studiique, quod Plutarcho consecrare suscepimus — levius aut inferius sit eo, quo Wyttenbachius de Plutarcho meruisse est censendus.* Nach dieser Aeusserung dürfen wir nichts weniger als den Vorwurf einer allzu grossen Strenge fürchten, wenn wir die Arbeit des Herausgebers nach folgenden vier Foderungen prüfen. *Zuerst* konnte man unsers Bedünkens erwarten, dass Hr. *H.* die Hülfsmittel, die jedem Philologen leicht zu Gebote stehen, aufsuchen und bey Abfassung seiner Noten zu Rathe ziehen; *zweytens*, dass er die Wyttenbachische Ausgabe mit Besonnenheit und Sorgfalt benutzen; *drittens*, dass er von den Hülfsmitteln, welche er wirklich in den Händen hatte, zur Verbesserung des Textes und zur Aufheilung dunkler Stellen einen consequenten Gebrauch machen; *viertens*, dass er von dem Seinigen wenigstens so viel hinzufügen würde, als diejenigen Leser, für welche diese Ausgabe bestimmt ist, ohne ihre Foderungen zu weit zu treiben, von einem gewissenhaften Editor zu verlangen berechtigt waren.

Mit den Hülfsmitteln, welche Hr. H. für die vorliegenden beiden Bände benutzte, wurde er zwar etwas spät bekannt; selbst den Gehalt der Reiskischen Ausgabe lernte er, was uns in der That nicht wenig befremdete, nur erst kurz vor dem Abdruck der seinigen kennen: indess ist die Anzahl dieser Hülfsmittel nicht ganz unbeträchtlich. Ausser einem Nürnberger Codex des XV. Jahrhunderts, welcher *Guarini Veronensis translationem libelli de educatione liberorum* nächst mehrern lateinischen Uebersetzungen Plutarchischer Schriften enthält, verglich er drey sehr alte *editiones Colonienses* desselben Tractats, deren Ausbeute für die Kritik aber, so viel wir gefunden haben, äusserst gering ist; er verglich ferner die seltene Xylandrische Ausgabe der Schrift, *quomodo Adolescens poëtas audire debeat*, welche ihm in kritischer Hinsicht noch mehr Nutzen geleistet haben würde, wenn er sie mit der vollständigen, von demselben Gelehrten besorgten Edition der Plutarchischen *Moralium* hätte zusammen halten können; er verglich bey einzelnen Schriften andere bekanntere Ausgaben, und durchgängig die *Kaltwassersche* Uebersetzung, aus der jetzt, wie bey den Lebensbeschreibungen aus der *Kindischen*, oft lange Stellen ausgehoben und dem Leser statt eines Commentars mitgetheilt werden. Ein Glück, dass die Uebersetzung gut ist: sonst würde man Ursache haben, mit dem bequemen Commentator unzufriedener zu seyn, und sich zu den ältern lateinischen Uebersetzungen, deren Werth für Kritik sowohl als für Erklärung entschieden ist, lebhafter zurück zu sehnen. Dass auf die Versionen so gar wenig Rücksicht von Hn. H. genommen worden ist, wollen wir nicht rügen: befremdender ist es, dass er von der Schrift *de audiendis poëtis* blos die erste, noch sehr unvollständige *Krebsische* Ausgabe, und von den *Institutt. et Apophthegm. Lacon.* die *Gierigsche* Edition gar nicht gekannt, wenigstens nirgends benutzt hat. Wie viele treffliche Erläuterungen einzelner Stellen, welche hier ohne Zurückweisung auf die Geschichte, ohne Bemerkung der lakonischen Sprechart, ohne Vergleichung der Parallelstellen in den Plutarchischen Lebensbeschreibungen, dunkel und unverständlich geblieben sind, hätten aus der letztern, auch von Wyttenbach mit Recht empfohlenen Ausgabe hergeleitet werden können! Auch würden *Erasmi Apophthegmata* dem Herausgeber bey Erklärung der Pseudoplutarchischen Apophthegmen wesentlichere Vortheile als die in ihrer Armuth prangende *Maittairische* Ausgabe dargeboten, und bey der Schrift *de educatione liberorum* der wackere *Franciscus Fabricius Marcoduranus* (Antwerp. 1563. 8.) belehrendere Auszüge als *Kretzschmar*, *Stein* und Consorten veranlasst haben. Die Vernachlässigung dieser und einiger anderer Hülfsmittel kann indess durch ihre Seltenheit entschuldigt werden: aber wie sollen wir es nennen, dass Hr. H. die zahlreichen Schriften älterer und neuerer Kritiker, in welchen einzelne Stellen des Plutarchus gelegentlich berichtigt und erläutert werden, gar nicht beachtet, gar nicht gebraucht hat? Wir suchten neulich bey unserer Anzeige des Wyttenbachischen Plutarchus, durch einige Beyspiele die Vortheile zu zeigen, welche eine sorgfältige Benutzung jener Schriften, auch nach den Bemühungen des neuesten und gelehrtesten Herausgebers, dem Plutarchus gewähren könne: diese und eine unzählige Menge anderer Beyspiele würden wir hier wiederholen müssen, wenn es noch nöthig wäre, dem Leser das Bedürfniss einer solchen Benutzung fühlbar zu machen. Bey der Schrift *de adul. et amici discrim.* hat Hr. H. die *Heusingerschen* Bemerkungen (in *Miscellan. Lips. Nov.* Vol. X. p. 202—307.), und noch fleissiger bey den *quaest. graec.* die neuerlich erschienene treffliche Erläuterungsschrift des Hn. *Wernsdorf* zu Rathe gezogen; die erstern wahrscheinlich nicht aus der Quelle selbst: wenigstens finden wir nirgends bemerkt, wo sie zu finden sind, und VII. p. 162. wird gar *Heusinger ad Athen.* l. IX. c. 18. angeführt.

Was den Gebrauch der *Wyttenbachischen* Ausgabe anlangt, so hat zwar Hr. H. dieselbe bey seiner Arbeit durchgehends zur Hand gehabt, die Textesänderungen und Varianten, welche zu der bereits abgedruckten ersten Hälfte des siebenten Bandes gehörten, in eigenen Supplementen ausgezeichnet und das Uebrige, was ihm bemerkungswerth schien, am gehörigen Ort in seine Noten eingetragen. Allein man würde sich sehr täuschen, wenn man sich entweder durch Buchhändlerankündigungen oder durch eine uns neulich zu Gesicht gekommene Anzeige der Huttenschen Ausgabe bereden liesse zu glauben, Wyttenbachs Meisterwerk sey hier überall so gut benutzt, *dass der nicht begüterte Philolog des Oxforder Drucks völlig entbehren könne.* Nicht genug, dass kein Philolog bey Benutzung der Wyttenbachischen Noten die herrlichen Prolegomena dieses Kritikers entbehren kann; jene Noten selbst, in welchen bey der gedrängtesten Kürze fast jedes Wort sorgfältig abgewogen, jede Stellung der Worte absichtlich gewählt ist, sind hin und wieder von Hn. H. so willkührlich abgekürzt und verändert worden, dass dadurch einer ihrer Hauptzwecke, die Genealogie der Lesarten zu zeigen, oft gänzlich verschwunden ist. Hier von Zwanzigen nur Ein Beyspiel! *Wyttenbach* I. p. 477. ἔκλυσαι). *Sic A. B. E. Venet. Voss. Pot. Schott. Jannot. Anon. Xyl. T. V. B. Vitiose* ἔλκησαι *Ald. Bas. Unde vulgatum* ἕλκυσαι *fecit Stephanus. Sic supra p.* 112. C. ἔκλυσαι *omnes habent libri, exceptis C. N. Perizon.* ἕλκυσαι. — *Hutten* VII. p. 370. ἔκλυσαι) *Sic Reisk. dedit, et est in Turn. V. et Bong. Vulgo* ἕλκυσαι *Ald. et Bas.* ἔλκησαι. *W. recepit* ἔκλυσαι *ex A. B. E. Venet. Voss. Pot. Schott. Jannot. Anon. Xyl.* Aber am schlimmsten ist es, dass Hr. H. offenbare Druckfehler der Oxforder Ausgabe nicht nur wiederholt sondern wohl gar als Varianten aufgeführt hat. Z. B. VII. p. 440. *W. mox dat* ὀνομάττουσι. *Subjungit porro: „mox* βίοτον *est in omnibus libris: proxima tamen videntur hic* βιοτὸν *desiderare.“ Haud satis perspicio, quid haec sibi velint, nisi prius* βίοτον *vitiose datum sit pro* βίον, *quod ipse W. habet, et est omnino in Ald. Bas. etc.* Das Räthsel löset sich sehr leicht. ὀνομάττουσι ist Druckfehler für συμμάχουσι, und das erste βίοτον f. βίον. Eben so VIII. p. 254. *Versus integer — sic affertur — a Mez.*

ὃ [illegible] Φυγὼν ἄσπις ἐκείνη. Dies giebt nun zwar auch *Wyttenbach* I. p. 957., allein zur Integrität des Verses fehlt vor ἄσπις das Wörtgen ἀλλ'. Vgl. *Mureti Vr. LL.* IX. cap. .. — VII. p. 450. sind aus der Wyttenbachischen Note (I. p. 200.) die Worte: *frustra monenti Toupium corrigentem* ἐν Κλεοχ. ganz weggeblieben, wahrscheinlich, weil Hr. *H.* sich in den Druckfehler wieder nicht zu finden wufste. Es muss heissen ἐκ Κλεινῆς, wie *Toup. ad Longin.* p. 75. änderte. — Diese und ähnliche Irrthümer konnten zum Besten des nicht begüterten Philologen vermieden werden, wenn Hr. *H.* mit etwas mehr Aufmerksamkeit bey seiner Arbeit verweilte. Dann würden wahrscheinlich auch manche Widersprüche weggefallen seyn, womit er jetzt die Wyttenbachischen Bemerkungen hie und da bestreitet. Z. B. VII. p. 441. εὐτορεῖν *Krebsio placuisse, quod W. contendit, equidem nusquam observavi.* Nichts war leichter wahrzunehmen, wenn Hr. *H.* die *Krebsische* Note p. 176. der zweyten Ausgabe las. VII. p. 459. bringt Hr. H. aus Wyttenbachs *annotat. critica* einige abweichende Lesarten Xylanders bey, mit dem Zusatze: *falsum est: nequaquam ita in singulari editione* u. s. w. Allein auf diese besondere Ausgabe der Plutarchischen Schrift *de aud. poëtis* bezog sich Wyttenbach nicht, sondern auf die vollständige der gesammten *Moralium*, in welcher sich alle hier ausgezeichneten Varianten S. 12 ff. befinden.

Fragen wir ferner nach der Anwendung, welche Hr. *H.* von den Hülfsmitteln, die er gebrauchte, in Hinsicht auf Kritik und Erklärung gemacht hat: so ergiebt sich sehr bald aus der ganzen Anlage und Entstehungsart dieser Edition, dass für die letztere weniger als für die erste gesorgt worden ist. Nur da, wo die Hülfsquellen bloss Erklärung des Schriftstellers darboten, sind auch die Noten des Herausgebers grösstentheils exegetisch. So im Anfange der *quaestion. graec.*, wo indess aus der *Wernsdorfischen* Abhandlung noch manches Wissenswürdige, was die Erläuterung einzelner Stellen betrifr, und von der Ueberschrift des Werks vielleicht gerade die einzig wahre Hypothese, bey der Eilfertigkeit des Excerpirens vergessen worden ist. Die Gesetze der Kritik aber, welche Hr. *H.* bey Bildung des Textes befolgte und von denen er in der sehr unlateinischen Vorrede zum siebenten Band einige Rechenschaft ablegt, sind keineswegs so geprüft und streng als diejenigen, denen sich der holländische Editor unterworfen hat. An sehr vielen Stellen sind bald aus dem Wyttenbachischen Apparat, bald aus den Noten anderer Herausgeber Lesarten, welchen Hr. *H.* den Vorzug vor der Vulgata gab, in den Text gerückt, auch wenn sie nicht durch hinlängliche kritische Zeugnisse bestätigt wurden. Wir mögen diese Freyheit bey dieser Ausgabe nicht tadeln; nur vermissen wir theils eine genauere Prüfung der Lesarten überhaupt, theils ein consequentes Verfahren in Behandlung der richtigen. Warum verschmähte Hr. *H.* zum Beyspiel VII. p. 865. die richtige Verbesserung σκιαρόν, welche Wyttenbach schon ehemals (*ad Plut. de S. N. V.* p. 114.) vorgetragen, und jetzt auf die Autorität einer alten Handschrift mit Recht in den Text erhoben hat? Warum liess er VII. p. 430. das fehlerhafte μετέχεις statt προέχεις stehen? Warum zog er VIII. p. 240. die unverständliche Vulgata: εἴση τῆς ὠνῆς, die auch schon Toup *Opusc. Crit. II.* p. 126. *ed. Lips.* zu verbessern versuchte, Wyttenbach's leichter und glücklicher Aenderung ὀνήση τῆς ὠνῆς, vor? — So nimmt man bey dieser Textesconstitution nirgends ein consequentes Verfahren, nirgends eine sich gleichbleibende Anwendung der benutzten Hülfsmittel wahr. Verräth sich auch hie und da ein richtiger Blick, der selbst den Wyttenbachischen Wahrnehmungen zuvorkommt (wie z. B. VII. p. 272.): so trifft dieser doch immer nur Kleinigkeiten; bey wichtigern Stellen hingegen scheint bloss ein glückliches Ungefähr die Wahl dessen, was wahr ist oder der Wahrheit sich nahet, geleitet zu haben. Die Schwierigkeiten solcher Stellen kennt gewöhnlich der Herausg. so wenig, als die Mittel, sie zu heben. Auf gutes Glück ist z. B. VII. p. 112. der Text, nach den Vermuthungen einiger Kritiker, so geändert worden: τοῦ δ' Ἀγχίσου τὸ ἕλκος ἰχῶρα πονηρὸν ἐξιδίδου μόνου, καταστάζοντα βυσσίνου φάρους. Allein worauf es bey dieser Stelle ankomme, und was eigentlich die Schwierigkeiten ausmache, dies hätte wenigstens aus den Heynischen Zweifeln (*ad Virgil.* To. II. p. 3:0 vgl. *Brunck. ad Soph.* To. IV. *Fragm.* p. 630.) von dem Herausg. bemerkt, und den Lesern bemerkbar gemacht werden sollen. Sophokles schrieb gewiss νώτου, Plutarchus hingegen *in dieser Stelle* (wenn sie ächt ist) μόνου. Dies lehrt der Zusammenhang. Ueberhaupt aber tritt Hr. *H.*, sobald es auf Behandlung der in den Plutarchischen Schriften so häufigen Dichterfragmente ankommt, gleich wie aus seiner Sphäre heraus. Kaum dass er die von Wyttenbach geebneten Pfade mit Aufmerksamkeit verfolgt: an Bahnbrechen ist gar nicht zu denken. Eine Menge Dichterfragmente sind weder metrisch abgesetzt, noch ihrem Inhalte nach erläutert worden: wie VII. p. 237. ein bekanntes Fragment des Sophokles b. *Brunck.* T. IV. *Fragm.* p. 606. Wenn frühere Editoren, dem ehrlichen *Barnes* folgend, aus dessen fehlerhaften Ausgabe ein *fragmentum Eurip. incertae tragoediae* citiren, so citirt es ihnen Hr. *H.* treulich nach, ob gleich die Tragödie schon längst nicht mehr ungewiss, und das Fragment, wenigstens seit *Valkenaers Diatribe*, von mehrern Kritikern berichtigt und erklärt worden war. So VII. p. 117. ἀλλ' οὐ πόθ' ἥδη u. s. w., Verse, welche im Euripideischen Chrysippus höchst wahrscheinlich von Lajus gesprochen wurden. Vgl. *Valcken. Diatr.* p. 22.

Da Hr. *H.* so viele Hülfsmittel zur Verbesserung und Erläuterung seines Schriftstellers vernachlässigt, von denjenigen aber, die er benutzte, einen so eingeschränkten Gebrauch gemacht hat: so könnte man billiger Weise erwarten, dass er uns durch das, was er selbst leistete, für das, was er von Andern verschmähete, habe schadlos halten wollen. Allein auch diese Erwartung bleibt nach Absonderung alles dessen, was Hn. *H.* nicht eigenthümlich zugehört, völlig unbefriedigt. Hier findet sich, was man doch in einer solchen Ausgabe zuerst vermuthen sollte, kein Finger-

zeig über den Inhalt, Werth und die Aechtheit der einzelnen Plutarchischen Schriften, so leicht es auch dem mit seinem Schriftsteller vertrauten Editor seyn musste, die Urtheile, welche z. B. die besten Interpreten nach *Muretus* über den elenden, jetzt nur von H. (*praefat. Vol.* VII. p. X.) noch seines Inhaltes wegen sehr empfohlnen Tractat *de puerorum educatione* gefällt haben, die Bemerkungen der Gelehrten (s. *Meiners Gesch. d. Wiss.* I. p. 135. *Wyttenbach Bibl. crit.* II, 4. p. 101.) über den Gehalt und die Aechtheit des *Symposiums*, die Kritiken des *Rualdus* und anderer über die seichte Compilation, welche den Titel *Apophthegmata et Instituta Laconica* führt u. s. w., durch neue Beobachtungen zu ergänzen und mit neuen Gründen zu unterstützen. Wyttenbach konnte in diese Untersuchungen vor der Hand noch nicht eingehen; indess gab er manche lehrreichen Winke, die dem Kundigen genügen: diese hat Hr. *H.* meistentheils wörtlich wiederholt, ohne sie weiter zu verfolgen und für die Klasse von Lesern, welcher seine Ausgabe vorzüglich bestimmt ist, zweckmäfsig zu benutzen. — Dass Hr. *H.* sich auf eine weitläuftige und gelehrte Exposition der mannichfaltigen Doctrin, welche in den Plutarchischen Schriften enthalten ist, nicht einlassen konnte, begreift man leicht aus dem Plan und der Absicht seiner Ausgabe: allein dass man fast überall, wo es Erläuterung historischer Daten, Aufhellung dunkler und versteckter Anspielungen, woran Plutarchus so reich ist, Vergleichung anderer Stellen, besonders aus Dichtern, galt, sich von dem Commentator verlassen sieht, können wir unmöglich gut heissen. Wie viele Leser des Plutarchus werden z. B. VII. p. 271. οὐ διὰ δρυὸς μόνον ὁρῶν, ὡς ὁ Λυγκεύς, ohne beigefügte Erklärung verstehen? VII. p. 364. fügt Hr. *H.* dem im Texte fehlerhaft angeführten Verse des Euripides ὁ βίος ὄνομ᾽ ἔχει, πόνος ἐγώ σ᾽, bloss einige Varianten bey, ohne weder für eine Lesart zu entscheiden, noch den Sinn zu entwickeln. Um dies zu können, war es freylich nöthig, vorher zu wissen, dass der Dichter auf einen doppelsinnigen Ausspruch des Heraklitus anspielte, den Valckenär (*ad Eurip. Phoen.* p. 402.) zuerst ins Licht gesetzt hat. Zuweilen wird von Hn. *H.* eine Erklärung eingestreuet, aber ohne hinlänglichen Beweis; z. B. VII. p. 398. *Indus et Dominans sunt sophismati nomina.* So behend wusste sich hier selbst Wyttenbach (I. p. 522.) nicht mit der schwierigen Stelle abzufinden. Allein das vorliegende gehörig beurtheilen, und das Urtheil erweisen ist überhaupt die Sache unsers Herausg. nicht. Sonst würde er auch weniger Varianten gehäuft, und die mit Auswahl gesammelten, zur Belehrung des jungen Philologen, so kurz und treffend als möglich gewürdigt haben. Woher z. B. VII. p. 244. die Varianten Βούορις. Πάρτις st. Βουρις καὶ Σπέρτι:? Gewöhnlich heissen diese Lacedämonier Βοῦλις und Σπέρχις bey den Alten. s. *Lucian. Demosth. Encom.* p. 513. *Plutarch.* II. p. 815. E. vgl. *Leopardi Emendatt.* XIV, 18. — VII. p. 304. wird aus Xylanders Note bemerkt, dass ἀντίδουλα st. der Vulgata ἀντίδωρα auch in einer andern Schrift des Plutarchus *de comparat. animalium* vorkomme: die Eilfertigkeit des Herausg. erzen (Vol. II. p. 964.), noch weniger, über die Richtigkeit der einen oder der andern Lesart zu urtheilen. Die erste hat auch an *Sallier* in *Mém. de l'acad. d. Inscript.* Vol. X. p. 340. *ed. Paris.* einen neuen Vertheidiger gefunden. — Eines hat indess doch der Herausg. von dem Seinigen hinzugefügt, was unsere Leser vielleicht am wenigsten vermuthen dürften — hie und da einen Beytrag zur kritischen Verbesserung mancher corrupten Stellen. Mag auch der gröfsere Theil dieser Conjecturen unstatthaft, wenigstens nicht zur Aufnahme in den Text geeignet seyn: so nehmen wir doch die wenigen, welche sich durch glückliche Leichtigkeit empfehlen, als ein unerwartetes Geschenk mit desto lebhafterm Dank an. VII. p. 247. ὅταν δ᾽ ἀπόστηθῃ — ϑεῷο (st. ϑεῷ) φλεγόμενον. Eine sinnreiche Verbesserung, deren Evidenz dem Sprachkundigen bloss wegen der fehlenden Partikel ἄν nicht völlig einleuchten wird. Ein ähnlicher Fall ist VIII. p. 176., wo man aber leichter nachhelfen kann. Hr. *H.* ändert den durch Varianten und gewagte Verbesserungen entstellten Text folgendergestalt: τρέσας τὸ τοῦ κυλοῦ φίλημα καὶ νῦν ἀνελϑεῖν πειϑέντα ἐκεῖνον ἐντὸς φιλήματος, ὡς τοῦ μὴ ἀποδειλιάσαντος. Auch diese Verbesserung ist, wie die vorhergehende, in den Text aufgenommen. Allein ἀνελϑεῖν πειϑέντα schrieb kein Grieche. Wir lesen ἂν ἐλϑεῖν (wie auch *Cod. Petav.* hat, vgl. *Vit. Agesil.* Vol. IV. p. 88. ed. Hutt.), und geben nunmehr der Huttenschen Correction dieser Stelle selbst vor der Wyttenbachischen (I. p. 835.) den Vorzug. — *VIII.* p. 219. wird die bekannte Anekdote vom *Lykurgus* erzählt, der zwey auf ganz verschiedene Art aufgezogene Hunde in die Volksversammlung brachte: ἔϑηκεν ἀκάνϑας καὶ λιχνείας τινάς, ἀφῆκε δὲ καὶ λαγών. Wer füttert die Hunde mit Disteln? Hr. *H.* vermuthet τ.νϑείας. Nicht übel. Rec. las κανδύλους. Das Wort braucht Plutarchus auch anderwärts (To. II. p. 664., Reisk. VIII. p. 636.), und Photius erklärt es durch σκευασία ὀψοποιϊκὴ μετὰ γάλακτος καὶ στέατος καὶ μέλιτος· ἔνιοι δὲ διὰ κρέως καὶ ἄρτου καὶ τυροῦ. Vergl. *Athen.* XII. p. 516. und *Inttpp. ad Hesych.* II. p. 135. — VII. p. 182. machten die κρίνων καὶ τυμπάνων ἐγχαράξεις allen Auslegern viel zu schaffen. Will man κρίνων beybehalten, so darf man es nicht mit *Kaltwasser* von Lilien, sondern muss es von einer Gattung Tanz (s. *Meursius de saltat. vett. in Gronov. Thes.* VIII. p. 1267.) verstehen. Hr. *H.* ändert es in κροτάλων, so wie ἐγχαράξεις in ἐν τῷ ἀγείρειν κρούματα um. Kühn ist die Aenderung, aber sicher nicht wahr. Hiess es vielleicht πηκτίδων κ. τ. ἐνκράξεις? Denn auch ἐγχαράσσειν passt schwerlich zu musikalischen Instrumenten, deren verschiedenartige Behandlung vielmehr mit den Worten ἐναράσσειν, κρούειν, κροτεῖν (s. *Huschke Epist. crit.* p. 12.) bezeichnet wird.

Uebrigens sollen unsre Bemerkungen denjenigen, die diese Ausgabe schon besitzen, oder sich noch anschaffen wollen, sie keinesweges verleiden; wir wünschen vielmehr ihr einen sichern Fortgang, zumal da die Wyttenbachische Ausgabe sobald noch nicht vollendet werden dürfte, und sehn mit Vergnügen, dass vor kurzem auch der 9te Band herausgekommen ist.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 14. Junius 1797.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Nürnberg, in der Felseckerischen Buchh.: *Neue Beyträge zur Erklärung der wichtigsten biblischen Stellen, in welchen das πνευμα αγιον vorkommt, mit Rücksicht auf die kleine Schrift des Herrn Geh. R. R. Hezels: über Geist und Fleisch etc. nebst fortlauffenden Anmerkungen und einem Anhange*, von *C. W. F. Penzenkuffer*, Prof. der biblischen Exegese, 1796. mit Einschluss der Vorrede und der Register. 18 Bogen gr. 8. (1 Rthlr.)

Obgleich manche unserer Leser die Art, wie der Vf. bey Erklärung der Bibel verfährt, schon aus dem *Henkischen Magazin für Religionsphilosophie* etc. kennen werden, wo er zuerst als Exeget mit einem (auch hier wieder mit Veränderungen und Zusätzen abgedruckten) Auffatz über einige Stellen im N. Test. *nach Kantischer Erklärungsmethode* aufgetreten war: so scheint es uns doch nöthig, hier einen nähern Begriff davon zu geben, nicht nur um derer willen, denen sie noch nicht bekannt ist, und um zu zeigen, wie er sie auf die so häufigen und schweren Stellen, wo der *heilige Geist* erwähnt wird, angewendet habe; sondern auch wegen des Vf. selbst, der (S. XXIX. der Vorrede) ausdrücklich bittet, ihn mit dem Vorwurfe einer *Kant'schen* Exegese, — die er doch selbst bey seinem Auffatze im Henkischen Magazin anzukündigen gar nicht bedenklich fand, — „als mit einem *unartigen* Vorwurfe zu verschonen, der an die Stelle des aus der Mode gekommenen *Ketzers* getreten zu seyn scheine, und ihm die nämliche Gerechtigkeit zu schenken, die er jeder Parthey, der Billigkeit gemäss, zu Gute kommen lasse." Diese Pflicht würden wir auch ohne diese Auffoderung recht gern erfüllt haben, hoffen aber auch unsere Gedanken über seine Erklärungsart überhaupt und deren Anwendung auf die Stellen der heiligen Schriften vom heiligen Geist insbesondere mit eben der Freymüthigkeit sagen zu dürfen, mit welcher der Vf. sich über diese Stellen geäussert hat.

Den Anfang macht er mit der Stelle Matth. 28, 19. der er (S. XXVIII. der Vorrede) einen besondern Fleiss und Aufmerksamkeit gewidmet zu haben versichert, da er, durch manche unangenehme Zufälle beschränkt, die meisten andern Stellen stiefmütterlich behandelt habe; und wirklich nimmt auch ihre Erklärung über die Hälfte dieser neuen Beyträge ein. Ganz richtig erkennt er diese Stelle für keine *Taufformel*, sondern für eine *Taufanweisung*, die er sich dann S. 7. ff. so vorstellt: „dass Jesus dabey Bezug auf die ihm so sehr am Herzen gelegene *moralische Lehre* genommen, seinen ganzen mündlichen Unterricht in Anführung der Hauptformen und Attribute, in welchen er seine *moralische* Grundsätze den *Juden* vortrug, gleichsam recapituliren und den Aposteln die *drey Gesichtspunkte*, worin er seine praktisch-vernünftige Religion vortrug, kurz, die Hauptidee angegeben habe: Taufet auf das Bekenntniss der *moralischen Religion*." Nach jenen drey Gesichtspunkten soll nun Jesus sagen wollen: „Taufet sie auf die (Annahme und thätige Ausübung der) Religion des Vaters, des Sohns und des (diesen beiden *gemeinschaftlichen*) Geistes der Tugend und des Verstandes; d. h. auf die Religion, von der ich euch sagte, dass sie von meinem *Vater* (von dem moralisch Zeugenden) ist, den ihr unter dem Namen דבר יהוה kennet; auf die Religion dessen, den ihr υιος Θεȣ (praktisch, vom יהוה gezeugten) nennt, auf meine Lehre; endlich auf die Religion, von der ich euch sagte, dass sie (wie das דבר יהוה) das πνευμα Θεȣ besitze, und welche euch zu *verständigen* und *tugendhaften* Menschen macht. Diesen Sinn sucht er nun durch eine so weitläufige Deduction zu bestätigen, mengt so viele Nebensachen und beyläufige Erläuterung andrer Schriftstellen ein, springt immer so von dem einen auf das andere und wieder rückwärts, und dieses alles in einem so gedehnten und mit Ausdrücken aus der Schule der kritischen Philosophie überladenen Stil, mit überall eingeschobenen Parenthesen und Ausbrüchen des Eifers gegen Juden, Pharisäer, Apostel und gewöhnliche Exegeten, dass er auch den geduldigsten Leser ermüden könnte, und dass es oft schwer hält in der Kürze bestimmt anzugeben, was er eigentlich sagen wolle. Er will seine Erklärung *zuerst* durch eine Zergliederung und Erklärung der einzelnen in obiger Stelle vorkommenden Begriffe, und *zuletzt* durch eine Exposition der biblischen Tugendlehren und ihrer hebräischen Form, deutlich zu machen suchen. Dabey *setzt* er überall *voraus*, — dass Wort Gottes und Christenthum insbesondere, nichts anders sey als *sittliche Vernunftgrundsätze*, als welche auch (nach S. 19 und 99.) der alttestamentliche Jude darunter verstanden habe. (Also wohl auch, wenn Hr. P. consequent seyn will, das ganze mosaische Gesetz, selbst seinem sogenannten positiven Theile nach, welches gewiss jeder Jude für *Gottes Wort* hielt, und dem doch gleichwohl, nach S. 2c., der positive Gottesdienst, nebst seiner Grundlage, entgegengesetzt seyn soll?) Daraus entsteht dann ein ganz neuer Sprachgebrauch, nach welchem z. B. — um alles in Hn. P. eigner Sprache auszudrücken — 2 Cor. 5, 21. ἵνα

ἡμεις γινωμεθα δικαιοσυνη Θεȣ heisst: „Wir, jüdischer „Κοσμος, werden die Tugend des Jehovah, d. h. wir „werden solche, die die Tugend des Jehovah zu einem Gegenstande der Anschauung an sich für andere noch zum Κοσμος gehörige machen" (S. 103.): Joh. 11, 25. (in der Geschichte von Lazari Auferweckung!) will Jesus sagen: „*Ich* (meine moralischen „Vernunftgrundsätze) *bin* (sind) das Mittel der Auferstehung zum Leben, d. h. meine Lehren wecken „zum Gebrauche der Vernunft und zur Uebung in „der Tugend, sie sind der Weg zur Selbsterkenntniss „(ἀναστασις τ. ζωης);" und die *thätigen* Verehrer desselben heissen (in dem Streite Jesu mit den Sadducäern Luc. 20, 36.?) υἱοι τ. ἀναστασεως „(S. 105); Phil. 2, 9. ὀνομα ὑπερ πα ὀνομα (das Jesu als *Belohnung* für seine Treue auf Erden beygelegt wird?)" eine Religion über alle Religionen (S. 1.6.); 2 Cor. 13, 13. heisst χαρις Ιησȣ *die sittliche Lehre Jesu* und, weil χαρις Wohlthat bedeutet, so kann χαρις Θεȣ auch heissen: der durch das Christenthum gereinigte und *gebesserte Wille* des Κοσμος (S. 119.); so wie (nach S. 121.) ἀγαπη ... *die vervollkommnende innere Kraft des Christenthums.*

Auf diese bisher meistens ganz unbekannten Bedeutungen führt ihn die Methode, die er überall in Aufspürung derselben beobachtet. Er sieht, was irgend für ein anderes Wort an statt desjenigen, dessen Bedeutung er sucht, in einer andern Stelle gesetzt, oder in der vorliegenden Stelle selbst beygefügt wird; und sogleich muss das eine eben das, was das andre, bedeuten, die Stellen mögen übrigens so verschieden seyn, als sie wollen. Lucä 21, 15. verheisst z. B. Jesus den Aposteln σοφιαν und v. 12, 11. dass sie das ἁγιον πνευμα belehren solle, also heisst ihm ἁγ. πν. *Weisheit*, diese ist mit *sittlichen Vernunftgrundsätzen* einerley, folglich heisst πν. ἁγ. *sittliche Vernunftgrundsätze*; ohne zu bedenken, dass, wenn in einer Stelle die Ursache, in der andern die Wirkung genannt wird, diese darum nicht einerley sind, zumal da πν. ἁγ. und σοφια ausdrücklich 1 Cor. 12, 8. unterschieden werden. Eben so steht 2 Cor. 8, 23. κοινωνος ἐμος und εἰς ὑμας συνεργος beysammen, also soll κοινωνια so viel seyn als συνεργεια, und die Redensart κοιν. ἐχειν μετα τινος (etwa: mit andern gemeinschaftlich arbeiten? welches denn freylich 1 Joh. 1, 3. etc. einen sonderbaren Sinn geben würde. Nein! sondern:) *sich für jemand interessiren* (S. 109.). Findet dieser Versuch, eine Bedeutung zu enträthseln, nicht statt; nun so muss die Etymologie, oder der allgemeine Begriff, den ein Wort ausdrückt, angewendet auf einen speciellern, aushelfen, wenn sichs nur irgend auf sittliche Vernunftgrundsätze hinziehen lässt, und passt es dann zu den vorkommenden Prädicaten, so bleibt vollends kein Zweifel übrig. So hiess bey Hr. P., wie wir vorhin erwähnten, und weil χαρις Θ. jede *Wohlthat* Gottes, χ. Θ. auch der durch das Christenthum *gebesserte Wille*, denn das ist ja auch eine Wohlthat Gottes; und Θεοπνευστος (S. 5 . 5 .), angehaucht vom Geist, Geist aber war so viel als *Weisheit*, also heisst Θεοπνευστα der Inhalt *weiser und moralischer Grundsätze*, und Paulus sagt ja eben da, wo er dieses Wort braucht, 2 Tim. 3, 16. dass eine solche Schrift auf *Verstand* und *Herz* wirke. Diese Verfahrungsart bey Erklärung der heiligen Schrift ist eigentlich ein blosses Rathen, das ja wohl manchmal trifft, aber höchstens nur auf einen *möglichen* Sinn, auf etwas *Denkbares* und *nicht Unmoralisches*, keinesweges auf die Ueberzeugung führt, dass etwas in jenen Schriften *wirklich* gemeynt, also wirklich *Sinn derselben* sey; daher wir dem Hn. P. nicht Unrecht zu thun fürchten, wenn wir seine Versicherung (S. VIII. der Vorrede): er wolle in seiner Schrift nichts *entscheiden*, weniger auf die Rechnung seiner so oft versicherten Bescheidenheit, als des Gefühls von Mangel seiner exegetischen Ueberzeugung bey dieser Methode, setzen. Eben daher lässt sich auch wohl erklären, warum er bisweilen seine Erklärungen deutlich, keinen Zweifel übrig lassend, mit wichtigen Gründen unterstützt, alle bisherigen aber willkürlich und unbefriedigend, nennt, und dann wieder sich nichts zu bestimmen getraut; bald (S. VII. der Vorrede) behauptet: „dass es noch an untrüglichen Kennzeichen einer ächten biblischexegetischen Wahrheit fehle, wonach man mit *Sicherheit* das Verfahren Anderer und ihre Resultate zu beurtheilen im Stande wäre" und anderwärts (S. XI.): „dass kein Anderer, als der Exegete, (im Gegensatz gegen den, der auf den moralischen Sinn ausgeht) mit mehr Gewissheit den biblischen Sinn bestimmen könne." *Dass Hr. P.* jeden Versuch unterlässt, die Stellen *des N. Test.* zu erklären, wo von Mittheilung des heiligen Geistes durch Auflegung der Hände, von der Aeusserung des empfangenen heiligen Geistes durch Reden in fremden Sprachen u. d. gl. gesprochen wird, ist ihm gar nicht zu verargen, weil er den Umfang seiner Beyträge nach Belieben einschränken konnte, weil er dergleichen Stellen für ganz unverständlich hält, und weil bey solchen Stellen freylich an keine *sittlichen Vernunftgrundsätze* oder Mittheilung von *Weisheit und Tugend* zu denken war; wiewohl ihn eben diese Stellen hätten überzeugen müssen, dass jener moralische Begriff, den der Ausdruck des πν. ἁγ. bezeichnen sollte, nicht der einzige oder allgemeinste Begriff sey, der in der heiligen Schrift damit verknüpft werde. Aber, dass er die eingesehene Unmöglichkeit, alle Stellen, wo das πνευμα oder πν. ἁγ erwähnt wird, auf seinen moralischen Begriff zurück zu führen, die Apostel selbst entgelten lässt, wissen wir schwerlich von dem Vorwurfe der Unbescheidenheit — um aufs gelindeste zu reden — zu befreyen. Welche Inconsequenz wenigstens zwischen folgenden Stellen, die wir mit seinen eigenen Worten hersetzen wollen! „Es bleibt immer kühn (S. 1 3 .) und sehr unsicher, „zum Behufe eines exegetischen Urtheils, irgend eine gegebene dieser Absicht ungünstige apostolische „Idee zu verwerfen und anders zu deuten, weil sie „für uns unverständlich und dunkel, inconsequent „und unlogisch, überflüssig und zu umständlich, „nicht scharf genug oder nicht richtig genug gesagt „oder erwiesen ist, oder überhaupt weil diese mi

„nem nicht zusammenstimmt. Die Apostel mussten „sich schon als Juden an die Form des Unterrichtes „Jesu strenge halten" u. s. w. — und hingegen in andern Stellen: (S. 4.): „Es ist ein offenbarer Beweis „der Inconsequenz der Apostel, dass etc." (S. 35.): „kein Unternehmen kann nutzloser seyn, als das Bestreben den *apostolischen* Sinn zu erforschen, eine „Consequenz und Festigkeit in ihren Glaubensmeynungen und in ihrer Gedankenreihe aufzufinden „oder gar schon vorauszusetzen, und einen *bestimmten* Sprachgebrauch zu erfahren; alle Augenblicke „stöfst man auf mangelhaften Zusammenhang — — „auf unzusammenhängende Gedanken, die ihre Embryonschaft nicht verbergen konnen, auf die wunderlichsten Sprünge des Verstandes und einer frommen Phantasie etc. S. 91.: die Apostel hatten, wegen eines ursprünglichen Mangel's an geistiger Bildung, zur eigenen Ideenschöpfung gar keine, auch „nicht die geringste Disposition, und sind also gar „nicht die sichern Leute, auf die man sich verlassen „könnte, und die also in dem Augenblicke schon auf „alle schiedsrichterliche Auktorität Verzicht thun, in „welchem sie es wagen, allein und ohne das Gängelband des Unterrichts Jesu zu gehen; und aus eigner „Kraft theoretische Wahrheiten aus ihrer Seele zu „spinnen, woraus natürlich immer ein hebräisch-„christliches Chaos entstehen musste. — Sie wusten „es selbst nicht, welchen Rang sie dem πνευμα ἁγιον „geben sollten." Dergleichen Aeusserungen wiederholt der Vf. an mehreren Orten; ohne die Frage aufzuwerfen oder sie mit seiner grossen Achtung gegen Jesum zu vereinigen: was dann das πν. ἁγιον ihnen habe helfen, wie sie von dem belehren sollen, was Jesus ihnen noch nicht sagen konnte, wie sie in alle Wahrheit leiten?

Ueberhaupt ist der gute Kopf des Vf. nicht zu verkennen; wir glauben es ihm auch recht gern, dass er „bey dieser Arbeit sich (anfänglich) aller *fremden* „Hülfsmittel entäussert und seine Ideen *frey* entwickelt, dass er über die hier erläuterten Stellen eine *dreyjährige* sorgfältige Untersuchung angestellt, „und *volle zwey Jahre* sein Mscpt. ununterbrochen „umgearbeitet und gefeilt habe;" wir zweifeln über dies gar nicht an seiner guten Gesinnung gegen die heilige Schrift als einer göttlichen Offenbarung, deren Ehre er nach *seiner* Einsicht, wonach man ihn allein beurtheilen muss, zu retten suchen wolle. Selbst sein hartes Urtheil über die Apostel soll uns daran nicht irre machen; denn es rührt sicherlich von dem Ideal her, welches er sich von ihren Schriften, als göttlichen, gemacht hatte, und sie nach diesem als solche hinterdrein nicht fand, und dieses letztere wieder daher, dass er ihren Sinn auf einem ganz unrichtigen Wege suchte; oder vielmehr Etwas von ihnen foderte und erwartete, was ihm blos seine lebhafte Einbildungskraft vorgespiegelt hatte; mit alle dem hätte er bey dem, was er in ihren Schriften unverständlich fand, sich mit dem *Non liquet* bescheiden, ch aber aller Invectiven gegen sie enthalten sollen. Der vornehmste Grund seiner Verirrungen liegt in der von ihm sogenannten *Kantischen Erklärungsmethode*, die er ganz am unrechten Orte anbringt, und weiter ausdehnt als sie von dem Königsbergischen Philosophen gemeynt war. Ganz am unrechten Orte. Denn dieser will sie ja nur bey solchen, welche in den heiligen Schriften eine göttliche Offenbarung voraussetzen, gebraucht; er will sie nur zu Hülfe genommen wissen, ihnen durch diese als göttlich angenommene Schriften die reine Vernunftreligion zu empfehlen; und sie kann bey der Erklärung zu weiter nichts dienen, als einen blos *möglichen* Sinn zu finden d. i. einen solchen, der denkbar ist, einen nicht ungereimten Satz giebt, und eine für die Moralität nützliche Wahrheit in sich schliesst, keinesweges aber sogleich mit den *wirklichen*, d. i. von den heiligen Schriftstellern beabsichteten Sinn. Zu weit aber dehnt Hr. P. Kants Vorschlag aus, wenn er nun, so bald sich bey πνευμα ἁγιον oder andern Wörtern, Weisheit und Tugend *denken* lässt, auch W. und T. als das vorstellt, was in gewissen Stellen durch jene Wörter habe *ausgedrückt werden sollen;* denn es kann ja πν. ἁγ. Gott selbst oder seine Kraft, oder die von ihm bekannt gemachte Lehre, und noch viel mehreres, kurz, Ursachen der W. und T. oder Mittel sie zu befördern, bedeuten, und dieser Sinn eben so denkbar seyn und eben so auf Beförderung der Moralität abzwecken, ohne dass nun eben πν. ἁγ. etwas moralisches selbst oder W. und T. heisse. Diese Verfahrungsart in der Erklärung der Bibel, die man bey jedem andern Buche seltsam finden würde, muss nothwendig zu den willkürlichsten Erklärungen verleiten, und dürfte immer mehr die Gleichgültigkeit gegen genaue Sprachkunde befördern, ohne die keine gründliche Auslegung statt findet. Fast sollten wir durch manche Sprachfehler, die Hr. P. sich zu Schulden kommen lässt — wenn er z. B. *überall* δοξΗ im Nominativo sagt, oder S. 111. ῥηματα im dativo ῥημαΤΟΙΣ declinirt oder S. 105. einigemal ΤΟΥ ἀναςασεως setzt — in dieser Besorgniss bestärkt werden, falls nicht eher dergleichen Fehler, wie manche häufige Verstösse gegen die Richtigkeit in der deutschen Sprache, auf die Rechnung zu grosser Flüchtigkeit kommen.

Von dem jedesmahligen herrlichen Funde ist er dann, (wenn seine Imagination einmal einen Sinn aufgefangen hat, der sich *denken* läst und zur Noth *könnte* an die Worte gehängt oder vollends gar dem Zusammenhange *angepasst* werden, so eingenommen und findet ihn so einfach, dass es ihm darüber gar nicht einfällt, es könnte eben sowohl auch etwas anderes heissen, dass er also auch gar keine Vergleichung unter mehrern möglichen Erklärungen anstellt, dass er den gerathenen Sinn bestätigt genug glaubt, wenn er allenfalls die Unrichtigkeit *einer* gewöhnlichen Erklärung zu zeigen weiss, und darüber allen ausgemachten Sprachgebrauch, Zusammenhang, jüdische Vorstellungen, auf die er sonst so oft dringt u. d. gl. gänzlich vernachlässigt. Wunders halber mögen doch hier noch einige Proben stehen. Jedermann weiss, dass רוח, πνευμα, *spiritus*, und ähnliche Wörter in allen Sprachen, Hauch, Athem, Leben,

bedeuten, sieht also sogleich was *spiritum reddere, extremum spiritum excipere etc.* bedeute, kann daher gar nicht über den Sinn verlegen seyn, wenn David Ps. 31, 6. oder Jesus Luc. 23, 46. Gott seinen Geist übergiebt. Hr. *P.* aber, der bey πνευμα immer etwas moralisches wittert, weiss S. 153., dass beide sagen wollen: deinem Schutze vertraue ich meine *Unschuld* an oder überlasse sie deinen Urtheile. Nach ihm heisst S. 157. ἐν πνευματι Θεȣ ἐκβαλλω τα δαιμονια, *ich nutze* den Dämonischkranken durch meinen Gottesgeist und S. 160. βλασφημια τ. πνευμ. Herabwürdigung des *moralischen Vernunftgeistes.* S. 178. wenn Christus sagt: David redete ἐν πνευμ. ἀγιω, so soll dies nicht ausdrücken: er redete *als ein Prophet*, selbst wenn in andern Stellen προφητης dabey steht, ja eben darum nicht, weil dies dabey steht, sondern es soll heissen: der *einsichtsvolle, hellsehende*, David sagte voraus, oder: er sagte *treffend*, dass ἐν πν. stehe für ἐν τη ἀληθεια. Nach S. 191. soll ψευσασθαι το πνευμα το ἁγ. heissen: *Christenthum lügen*, sich für einen Christen ausgeben und doch niederträchtig gegen dürftige Christen handeln; Petrus soll also den Ananias getödtet haben, weil dieser durch seine Scheinmerey bey den Heyden die Meynung erregen konnte, als begünstige das Christenthum Betrügereyen. 1 Petr. 3, 18. 19. sollen die Worte: χριςος ἐν πνευματι ἐκηρυξεν τοις ἐν φυλακῃ πνευμασι nach S. 228. sagen: er habe den höchst verdorbnen Juden (die v. 20. nur mit den ehemaligen Ungläubigen zur Zeit Noä in Parallell gestellt würden) eine beglückende *moralische* Vorschrift zu ihrer Rettung gegeben. — Ein mehreres brauchen wir wohl nicht auszuzeichnen, oder unsere Leser mit dem Geiste dieser Erklärungsart bekannt zu machen, daher wir Joh. 8, 56. 58. und andere hier zu erklären versuchte Stellen sowohl als alles das übergehn, was der Vf. gegen des Hn. G. R. R. Hezels Erklärungen erinnert hat. Vielleicht ist es ein glücklicher Vorsatz, dass Hr. *P.*, wie er irgendwo äussert, das biblische Studium als seine Lieblingsbeschäftigung aufgegeben hat. Indessen kühlt sich seine durch Zeitmeynungen und Gewohnheiten zu lebhaft bewegte Imagination ab, und man erhält vielleicht von einem so fleissigen und guten Kopf desto reifere Früchte, die auf *dem* Wege, worauf er sich einmal verirrt hatte, sich nicht sammlen liessen.

PHILOSOPHIE.

Basel, b. Schweighäuser: *Aphorismen über den Menschen.* Von *Felner.* 1792. 238 S. 8.

Diese Aphorismen haben Manches von dem Guten, aber auch alle die Fehler des aphoristischen Vortrags. Zu den letztern rechnen wir besonders Einseitigkeit, Paradoxie in Gedanken und Ausdrücken und Inconsequenz, lauter Folgen des Haschens nach Neuheit, und sententiöser Kürze. Wie wunderlich klingt folgende Stelle S. 225. „Die Gedanken der Menschen „scheinen *vorauszufliegen*, hinter drein kömmt der „gerade *Menschenverstand*, und macht ihnen Röckchen „von *Sonne*, oder — *Löschpapier;* kurz Röckchen, „die jedem recht sind. Und nur dann, wenn der „allbelebende *Hauch*, den Gott seinem Ebenbilde ein„bliess, wenn eine *Feuerseele* wieder in sie hinein „fährt, wenn die Röckchen die Gedanken nicht ge„niren; fallen sie, wie *Räuber*, die Euch in einem „Hinterhalte unbemerkt auflauern, über Euch her, „und halten Euch mit vor die *Brust gesetzten Pistol* so „fest auf der Stelle, dass Ihr nicht früher (eher) loss „kommt, bis Ihr Ihnen Euer *Herz* hingegeben habt." Man denke sich Gedanken voll Feuerseele in einem Röckchen von Löschpapier, die mit Pistolen in der Hand Herzen fodern!! Wie leer ist folgende Stelle, S. 226. „Wir wissen nur, dass die schlechtesten Bau„meister unter der Sonne, auch die schlechtesten „Sprachmeister unterm Monde waren." Was will der Vf., wenn er sagt, S. 228. „was Ihr erfinden „nennt, ist eigentlich nur finden, errathen, oder „schlechtweg sehen. Die listige Natur hat ihre schön„sten Raritäten alle hinter einen *durchsichtigen* Schirm „gestellt; ihn wegrücken, heisst erfinden, *denn es* „heisst ja nur sehen." Wozu denn erst wegrücken, wenn er durchsichtig ist, und was haben wir aus der ganzen Stelle gelernt? Was bedeutet die darauf folgende Tirade: „Talente erziehen heisst *also im eng*„*sten* Verstande wohl nichts anders, als *einem Jungen* „die kleinen Kartenkünste lernen (einen lehren), ihn „die *Frage* über jeden Gegenstand so lang herum dre„hen lernen, (lehren) bis die *Karte*, die er sucht, „oben im Spiele liegt, dass er sie nur umschlagen „darf, und dann die *Sache* selbst hat." Weiss man nun, was es heisst, Talente erziehen? Sieht nicht der ganze Unterricht aus, als gieng er auf das Volte Schlagen? Und wie kann man mit der Karte die Sache selbst haben? — Wir könnten noch mehrere Stellen dieser Art anführen, die deutlich genug zeigen, wie gefährlich es ist, bekannte und gemeine Gedanken auf eine neue und blendende Art ausdrücken zu wollen, und wie sehr eben dazu der Aphorismenton verführt. Oft ist die Idee des Vf. sehr wahr und treffend, aber es genügte ihm nicht, sie einfach vorzutragen, er haschte nach einem seltnen Bilde, malte dies zur Ungebühr aus, und verlor darüber den ganzen Gedanken, oder sagte Galimathias. Es scheint, als habe ihn besonders Lavaters Wörterwurf und Herders Energie des Ausdrucks zur Nachahmung gereizt. Wo er natürlich und prunklos spricht, verdient er alles Lob: die meisten seiner Bemerkungen sind wahr, und viele sehr fein. Nur das wundert uns noch, wie der Vf., der nach S. 226. so viel auf die Reinigkeit der Sprache hält, sich dennoch so viele fremde Wörter ohne Noth erlauben konnte.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 14. Junius 1797.

SCHÖNE KÜNSTE.

1) Leipzig, b. Göschen: *Das Vermächtniss.* Ein Schauspiel in fünf Aufzügen. Von *August Wilhelm Iffland.* 1796. 224 S. 8. (16 gr.)

2) Ebendaselbst. *Die Advocaten.* Ein Schauspiel in fünf Aufzügen. Von *A. W. Iffland.* 1796. 206 S. 8. (16 gr.)

3) Ebend. *Dienstpflicht.* Ein Schauspiel in fünf Aufzügen. Von *A. W. Iffland.* 1796. 220 S. 8. (15 gr.)

Es wird allgemein anerkannt, dass Hr. J. den Hauptzweck seiner Darstellungen, die moralische Belehrung, seit dem Anfange seiner Laufbahn unverrückt im Gesichte behalten hat. Bis in ihre kleinsten Theile sind alle seine Werke von dem Bestreben nach Nützlichkeit durchdrungen, und die Freyheit des Dichters ist oft, unstreitig mit Selbstverleugnung, der strengen Gerechtigkeit des Sittenrichters aufgeopfert worden. Bürgerliche und häusliche Zucht, schlichte Rechtschaffenheit und vernünftige Genügsamkeit sind uns durch wiederholte Contraste, in vollständigen Schattirungen, ja selbst durch eingeschobene Reden, die unsre öffentlichen Volkslehrer in die ihrigen hätten aufnehmen können, vielfältig ans Herz gelegt. Dabey wusste Hr. J. das dramatische Leben in seinen Schauspielen, wenigstens durch die Gewandheit des Dialogs und gewisse Charaktere so gut zu erhalten, dass sich das Publicum bisher die Predigten bestens gefallen liess. So manche auffallende Worte und überraschende Wendungen würzten sie ihm, und erwarben neue Bewunderung, auch wo sich Hr. J. nicht allerdings neu zeigte. Denn freylich sehen wir ihn, der als Schauspieler die mannichfaltigsten Gestalten anzunehmen weiss, als Schriftsteller eigentlich nur in einer einzigen. Besonders seit einigen Jahren lässt er sich, so zu sagen, mit stehenden Lettern drucken: Inhalt, Gang, Hauptidee und Ausführung im einzelnen, alles sieht sich, in dem letzten Dutzend seiner Stücke ungefähr zum Verwechseln gleich. Nur wird der ursprüngliche Hang, die Hässlichkeit des Bösen mehr als die Liebenswürdigkeit des Guten ans Licht zu ziehen, immer sichtbarer. Hr. J. hat für sich auch nicht Unrecht, mit künstlerischem Wohlgefallen bey solchen Schilderungen zu verweilen: sie sind diejenigen, welche ihm am besten glücken. Das Gute erscheint bey ihm stets beschränkt und unter Bedingungen, oft auf Kosten einer höheren Ausbildung erkauft, ja gerade zu in Begleitung der Einfalt, oder auch übertriebne Reizbarkeit entstellt, oder durch harte, rauhe, trockne Formen aller Anmuth beraubt. Das Laster hingegen zeigt sich ganz unbegränzt. Man hat von jeher die Bösewichter sehr viel auf unsrer Bühne gebraucht, doch mehrentheils eine Klasse aufrichtiger Bösewichter, die durch Kraft oder Leidenschaft und irgend einen Zusatz von Sittlichkeit ihre Stelle verdienen, und einigermaassen ehrlich genannt werden können. Aber Hr. J. hat das Verderbte mit dem Kraftlosen, das Verworfne mit dem Lächerlichen gepaart. Vielleicht darf man behaupten, dass diese Behandlung selbst seinen guten Absichten Eintrag thut. Wer wird nicht mit Widerwillen gegen die menschliche Natur von dem Schauplatze zurückkehren, wo man ihn mit dem Ekel gegen ihre mögliche Ausartung übersättigt, und eine so kurze Erholung dagegen gereicht hat? Die Uebung der sogenannten poetischen Gerechtigkeit (welche oft nichts weniger als poetisch ist) stellt das Uebel nicht wieder her. Der Gute mag siegen: die Handlungen und die Demüthigung des Bösen hinterlassen einen niederschlagenden Eindruck, der allen Triumph verbietet, die Einbildungskraft befleckt und die Flügel der Seele lähmt. So ist in dem zuerst genannten Stücke, *das Vermächtniss*, die Hauptperson ein Ungeheuer von Weibe, das ein ganzes Leben und diese fünf Aufzüge hindurch einen armen Mann tödlich foltert, um eine Erbschaft von ihm zu erpressen. Ihren Gatten und zwey Schwestern hat sie bereits in das Verderben und ins Grab gestürzt. Ein pedantisch spitzbübischer Amtmann steht ihr zur Seite. Sehen wir hier mit einer andern Befriedigung den Vorhang fallen, ausser der, dass er uns schmerzliche Auftritte verbirgt? Wenn das Weib fortfährt, consequent zu seyn, so können wir uns das Stück nicht einmal als geendigt denken. Es giebt der Fäden noch genug, womit sie den gequälten Mann wieder umstricken kann, da sie ihm ihr Kind verkauft hat, und das ausgestandne Leid ihn mürbe machte. Was ist nun das Gegengewicht? Ein paar redliche Bauern, ein treuherziger Bursch, der allenfalls einem jeden Herrn brav dienen würde, und ein gekränkter Unschuldiger, dem es wahrscheinlich ehemals an Entschlossenheit fehlte, und der noch immer zu empfindlich und gereizt der Bosheit gegenüber steht. Die Rettung des Kindes ist das einzige, was Freude machen könnte, wenn die Mutter nicht noch zu fürchten stände. Dafür müssen wir Zeugen solcher Scenen seyn, dass, wer sie ansehen kann, ohne dass sich sein Innerstes dabey umwendet, sich wenigstens nicht ohne Ziererey weigern darf einer Hinrichtung beyzuwohnen. Hr. J. hat in dergleichen Fällen noch dazu eine schöpferische Gewalt und eine launi-

ge Fülle derselben, die sogar dem Abscheu Bewunderung abnöthigt. Die Hofräthin sagt S. 213, wie sie ihren Schwager einsperren lassen will: „Angepackt, „fortgeführt, eingesteckt, Ader gelassen, eingegeben, „angefahren, Diät gehalten, Zugmittel, Brechmittel, „wieder Ader gelassen, kein Buch, kein Messer, keine Schnallen, nicht rasirt, zugesprochen, das Geld „genommen; — in acht Tagen wäre er rein toll gewesen, das muss ich wissen." Der Begriff einer Furie ist gelinde gegen den, welchen wir uns von einem Weibe machen müssen, das so redet. Die Göttinnen der Rache hatten, selbst wenn sie höllische Qualen anordneten, etwas göttliches, ja etwas menschliches in ihrer Natur; doch für ein herabgekommnes menschliches Wesen wie jene Frau, haben wir keine Benennung als die, welche das Verbrechen zugleich mit der tiefsten Verachtung brandmarkt. Ihr Charakter ist *Infamie*. — Sehr sonderbar wird S. 103 das ganze Elend der Art zugeschrieben, wie die Leute in den Städten heirathen; die Ausführung dieses Gedankens giebt zwar ein artiges Stück für sich bestehender Moral, scheint aber ganz und gar nicht hieher zu passen. — Es dünkt uns übrigens, die Tochter der verstorbnen Geliebten jenes Unglücklichen hätte, wenn sie persönlich aufgetreten wäre, einen wohlthätigen Einfluss auf das Stück haben können.

In den *Advokaten* haben wir es mit einem Bösewicht zu thun, der von einer Kranken, die schon ohne Besinnung lag, ein Testament erschlichen, und unmündige Waisen um ihr rechtmässiges Erbe gebracht hat. Um diesen Betrug zu verbergen, den die Gewissensbisse eines Sterbenden und die Ehrlichkeit eines Advokaten kund zu machen drohn, sucht er den Advokaten vor unsern Augen in einer Flasche Wein zu vergiften. Es ist nicht einzusehn, dass es durchaus zu dieser Extremität kommen musste, um den Knoten des Stücks zu lösen, dessen übrige Rollen mit einem schwachen, gutmüthigen Geheimenrathe, mit dem Vater desselben, einem braven Handwerker, und mit ein paar Frauenzimmern besetzt sind, wovon die eine vorzüglich wahre Achtung verdient, und daher in einem Ifflandischen Schauspiele keine gewöhnliche Erscheinung ist. Selten erheben sich die Frauen bey ihm über das Gemeine. Wo sie gut seyn sollen, flösst entweder ihre Passivität oder ihre Ueberspannung Mitleid ein; oft sinken sie noch unter das Gemeine hinab und erregen Abscheu, oder sie verlieren sich ganz ins Unbedeutende. Mlle Reissmann hingegen zeigt sich als ein edelmüthiges, selbstständiges Wesen. Nur bringt der Mangel an Selbstständigkeit im Geheimenrathe, ihr gegenüber, einen desto stärkeren Uebelstand hervor, da sie ihm selbigen so deutlich und wiederholt vorrückt, und wenn auch diese Härte sie nicht unliebenswürdig machte, so würde man doch ihr künftiges Glück in Zweifel ziehen müssen. Wurde die Schwäche des Geheimenrathes nothwendig zur Oekonomie des Stücks erfodert, so hätte man ihm dennoch die hülflose Aeusserung am Ende des vierten Aufzugs ersparen können, wo er einem Menschen, der sich ihm mit keinem Worte nähert, um den Hals fällt, bloss weil dieser da steht. Allein Hr. I. überhebt die armen Sünder, die er aufführt, gewiss keiner Demüthigung. Er scheut sich nicht, das Ehrgefühl zu zerknicken, um die Zerknirschung zu vollenden. Wir bitten ihn nicht, einen Mörder wie den Hofrath zu verschonen; doch wären wir gern mit solchem verschont geblieben. Hr. I. schreibt freylich keine Komödien, er schreibt Schauspiele; allein auf das wahrhaft tragische ist doch nichts darin berechnet. Es ist zu befürchten, dass uns eine Vergiftung als eine gewöhnliche bürgerliche Begebenheit erscheinen möchte, wenn wir sie da antreffen, wo wir eine Vorstellung des alltäglichsten Lebens zu erwarten Ursache haben. Dem Advokat Wellenberger hat Hr. I. eine grosse und fast komische Geschicklichkeit ertheilt, das Gewissen eines Verbrechers zu handhaben, ob man gleich die Angst des Hofraths nicht für reines Gewissen halten kann. Jener sagt selbst zu diesem: „Hier steht das Verbrechen, da steht der arme Sünder und hier stehe ich als Richter. — Hie„mit knien sie in diesem Augenblick unter mein „Schwert;" und nachher von ihm: „Er hat vor dem Scharfrichter gestanden." Werden die Kraftworte und Denksprüche der Redlichkeit, womit wir zuletzt nach Hause geschickt werden, diesen Eindruck vergüten? und ist es denn wirklich derjenige, dessen das Publicum so dringend bedarf?

Das dritte Schauspiel, *Dienstpflicht*, zeichnet sich durch die Rolle eines ehrlichen Juden vortheilhaft aus. Es ist nichts in ihr Caricatur, auch der *Edelmuth* nicht. das Menschliche, und das Nationale sind mit wahrer Kunst in einander verschmelzt, und, in dem nämlichen Sinne gespielt, worin die Rolle niedergeschrieben ward, thut sie die günstigste Wirkung. Bey den andern Personen befinden wir uns wiederum unter Bekannten. Ein standhafter, gerechter Mann, ein redlicher Freund, einige Bösewichter und ein Schwächling; aber auch ein edler Fürst, eine gute Frau und ein Kind, das man mit Vergnügen, zumal in den letzten Auftritten sieht, welche es durch seine Gegenwart mildert. Dem Gerechten könnte man vorwerfen, dass er, wie sich aus der ersten Frage an seinen Sohn schliessen lässt, diesen von jeher so knabenmässig behandelt hat, dass er sich selbst um sein Vertrauen brachte, woher denn das Unheil entstand. Der Sohn ist eben der (wie ihm der Fürst ins Gesicht sagt) „*Schwächling*; einer von den Menschen ohne Charakter, die lieber übermorgen zu Grunde gehn, als „heute einen ernsthaften Schritt wagen. Ihre schlimmen Handlungen verdienen keine Verachtung, ihre „guten Handlungen keine Achtung. Man kann Sie „bedauren, aber man kann sich nicht an Sie anschliessen. Man kann nicht auf Sie rechnen, „Sie sind ein leidendes Wesen — Bösewichter bauen „nicht auf sie, gute Menschen vertrauen Ihnen nicht „genug." — Welche Fassung soll der arme Schauspieler annehmen, während er eine solche Rede anhört? Man glaubt ihn körperlich wegschwinden zu sehen, wie er innerlich ganz vernichtet wird, und schlägt die Augen nieder wie vor jemanden, der an

Schandbühne steht. Ist diess wirklich die Art, wie ein weiser Mann dem guten, aber schwachen, Willen aufzuhelfen suchen wird? Sollte man dergleichen Menschen nicht eher über ihr Daseyn emporheben, wenn sie gefallen sind, um ihnen das Zutrauen zu sich einzuflösen, ohne welches die Entehrung rettungslos ist? Das einzige, was dieser noch vermochte, und wohin der Freund ihn trieb, war, dass er sich eine Kugel vor den Kopf schiesst. Auf diese Weise endigt das Stück wieder mit einer lebhaften Vergegenwärtigung des menschlichen Elends. — Der Fürst ist in seinen Ausdrücken wohl zu empfindsam und zu bildlich: S. 210. „Nicht Kriegsrath, mehr — Herzensrath — Gewissensrath." S. 215. „Die Säle dieses Schlosses sind gross; wenn Menschen sie ausfüllen, die mit Vertrauen zu mir kommen, dann ist grosse Galla, und mein Herz ist nie zu eng für ihr Anliegen." Wenn der Jude S. 202 sagt: „bey diesem Handel do — den ehrlich Mann zu rette, sin mer gelobt hundert von hundert. — Wer zahlt die? wer? — Der grosmächtig Handelsherr da drobe. (auf den Himmel deutend.)" so ist diess Wort im Geiste seines Standes, seiner Bildung, und wird immer mit Beyfall aufgenommen werden. Der Fürst hingegen müsste sich allgemeiner, feiner und weniger versinnlicht ausdrücken. Wir wissen wohl, dass diese Manier des Hn. I. schon oft Wohlgefallen erregt hat; aber es giebt der Gelegenheiten, sie schicklich anzuwenden, in dem Kreise, worin er sich gewöhnlich mit seinen Darstellungen bewegt, so viele, dass er sie um desto mehr nie in eine Unschicklichkeit verwandeln, und die gehörige Unterscheidung dabey beobachten sollte. Hierher gehören auch die überraschenden sententiösen Antworten, die einen wesentlichen Theil seines Dialogs ausmachen, und von denen sich eine Sammlung auffallender Beyspiele aus jedem Ifflandischen Stücke ziehen liesse, welche bey weitem nicht alle getadelt, worunter aber auch viele nicht gelobt werden können. Sie tragen das ihrige zu jener Einförmigkeit bey, worunter endlich selbst der Beyfall der Menge erliegen muss. Das Frappante, wenn es immer wiederkehrt, muss natürlich mehr ermüden als der nüchternste Ausdruck. So sorgfältig Hr. I. nun auch die Charaktere in jedem einzelnen Schauspiele von einander sondert, (dass die nämlichen meistens wieder zum Vorschein kommen, ist ein Andres); so stehen sie doch unter der Herrschaft einer gemeinschaftlichen Art zu sprechen, deren auszeichnendes Merkmal vorzüglich jenes Bildliche ist, das dem Juden wohl stand, und den Fürsten miskleidet. Nachdrücklich, aber nicht edel, ist die Sprache immer von dem nächsten Gegenstande, von den Handthierungen und täglichen Geschäften entlehnt, oder mahnt das irdische Leid und Vergehen an die himmlische Freude und Wiedervergeltung. Wo sie sich erheben will, geht sie in Declamation und Salbung über. Nur wenn sie in die Wuth gemeiner Triebe ausbricht, gränzt sie wahrhaft an das Genialische.

Hr. I. hat, da er zuerst als Schriftsteller auftrat, zu solchen Foderungen berechtigt, dass es schmerzlich fällt, im Lobe rückwärts gehen zu müssen. Nichts wäre leichter als ihn, so oft er erscheint, mit einer unbedeutenden Erwähnung anerkannter Talente abzufertigen. Allein wer wahres Interesse für das Theater hat, wird diese Gleichgültigkeit nicht von sich erlangen können. Wohin ist Hr. I. auf dem erwählten Wege gerathen? Er schilderte uns anfangs die Gefahren der Leidenschaft, die schlüpfrige Bahn des Ehrgeizes. Er versetzte uns in die Mitte achtungswürdiger, vielleicht durch den Fehltritt eines ihrer Mitglieder, bekümmerter Familien. Aber er liess dem Tröstenden, dem Bessern noch die Oberhand. Jetzt zeigt er uns allenthalben nichts als Zerrüttungen, Versunkenheit, Zwiespalt, unglückliche Ehen, Verbrechen, die vor Criminalgerichte gehören, herabgewürdigte Naturen, die ihre eignen Henker sind. Mit dem Hässlichen und Schlechten will er unsre Einbildungskraft ergötzen; nie lässt er seine Personen den Kopf über ein gemeines, eingeschränktes Verdienst emporheben, damit nur nicht die gehörige Mässigung übersprungen werde. Er räumt dem Schönen auch nicht das kleinste Plätzchen ein; ja er nimmt fast keine andre Leidenschaft auf, als die aus den niedrigsten Trieben entspringt. Wo er Liebe schildert, ist es nur nothdürftig so viel, als sich für einen ordentlichen Haushalt schickt. Versinkt auf diese Art die Kunst an der Hand der gepriesenen Natur nicht endlich in den Schlamm, der sich freylich auch im Gebiet der letzten befindet? Diderot war es, der zuerst gegen verjährte Angewöhnungen und Conventionen die Rechte der Natur, als des Grundgesetzes für den dramatischen Dichter, zu behaupten suchte; allein er machte es nicht zum Zweck seiner Schauspiele, schlechten Menschen das Gewissen zu schärfen, sondern edle Gemüther in ihrem Gefühle von der Würde der Menschheit zu bestärken. So vortheilhaft er auf der einen Seite, theils unmittelbar, theils durch seinen Einfluss auf Lessings Theorie und Ausübung für unsre Bühne gewirkt hat, besonders um uns der Fesseln zu entledigen, die eine blinde Nachahmung der Franzosen den deutschen Dichtern angelegt hatte; so hat er doch auf der andern zu sehr verderblichen Misverständnissen Anlass gegeben. Seine Begriffe von sittlicher Belehrung, von Natur, von Wahrheit der Darstellung, von Täuschung haben sich unter den Händen seiner Nachfolger so vergröbert, dass nun der Zuhörer unaufhörlich mit seinen häuslichen und bürgerlichen Pflichten unterhalten wird; dass nichts mehr für natürlich gilt, als das Alltägliche und platt Prosaische; dass man glaubt, die geringste verschönernde Erhöhung hebe die Wahrheit auf. Bey der gänzlichen Ausschliessung der Natur, bey der absoluten Herrschaft des Conventionellen und Manierirten, und der daraus entstehenden Leerheit und Armuth, kurz bey der Verfassung des tragischen Theaters der Franzosen wurden doch wenigstens die Ansprüche der Kunst rege erhalten, wenn sie schon nicht befriedigt werden konnten. Wir hingegen sind so weit gediehen, dass an unsern gewöhnlichen dramatischen Productionen keine Spur mehr

vom Begriffe eines freyen, ächten Kunstwerkes zu entdecken ist. In dieser Richtung ist es fast nicht möglich, noch weiter vorwärts zu kommen, oder richtiger, noch tiefer hinab zu steigen. Vielleicht ist daher der Zeitpunkt nicht mehr entfernt, wo man auf dem Theater, wie in andern schönen Künsten, nur gewählte Natur durch das Medium erhöhter Darstellung wird erkennen wollen, und wo Poesie und Drama nicht mehr für fremdartige, ja entgegengesetzte, sondern für unzertrennliche Dinge werden gehalten werden.

Halle, in der Rengerschen Buchh. *Gustav und seine Brüder.* Aus den neuern Papieren des Herausgebers der Geschichte des Grafen Donamar. Erster Theil. 1796. 310 S. 8.

Eine sehr gemeine Art zu erzählen, die in vielen Stellen witzig seyn soll. Man lese nur Jean Pauls des Weisen Ehestandsanliegen an Susanne die Weise. Das ganze Buch ist zum Zeitvertreibe geschrieben. Aber wohlbedächtig hat der Vf. darin einen Narren auf die Schildwache gestellt, der den Lesern vorgähnen wird, wenn es Zeit seyn wird, einzuschlafen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. 1. *Magdeburg*, b. Pansa: *Specimen lectionum publicarum in Nov. Testamentum*, quo ad examen literar. et actum oratorium *in schola Bergensi*... invitat *Jo. Gurlitt*, D. Phil. Prof. et Director Scholae Bergensis, Conventualis Bibliothecarius Coenobii Bergensis, Soc. lat. Jenensi Adscriptus. 1797. 34 S. in 4.

2. *Lectionenplan für die Schule des Kl. Bergen*, auf das J. von Ostern 1797 bis 1798. *nebst einigen Bemerkungen über Schulunterricht und Methode.* von *J. Gurlitt*, Prof. u. Schuldirector. 16 S. in 4.

Die erste Schrift enthält *Vorlesungen über das 15. Kap. an die Korinthier*, wie sie von Hn. G. selbst gehalten und ihm nachgeschrieben worden sind; folglich einen sehr authentischen Beweis seiner soliden Lehrart. Den Wortsinn philologisch anzugeben, auf die Hauptnotionen, welche im N. Test. herrschen, bey den einzelnen Stellen hinzudeuten, durch Anzeige der neuesten Literatur mit den Hülfsmitteln zum Selbststudium bekannt zu machen, endlich durch Winke von der Anwendung für Dogmatik und Geschichte der alten Religionsmeynungen die Wissbegierde der Anfänger zu erwecken und auf ihren künftigen Zweck mit bescheidener Freymüthigkeit frühe hinzulenken, — dies sind die rühmlichen Eigenschaften dieser Probelection, durch welche der Vf. seine Geschicklichkeit, nicht blos das philologische an sich genau zu lehren, sondern auch seine Zöglinge geradezu für ihre eigentliche Bestimmung vorzubereiten, trefflich beurkundet. Diese beständige Hinsicht des Lehrers auf das Ziel, welches seinem Schüler vorgesteckt ist, fördert diesen, ehe er noch selbst weiss, wie? und ist das charakteristische eines guten Führers, welcher nicht nur den Weg, den sein Schüler an seiner Seite zurücklegt, sondern auch die Gegenden kennen muss, wohin dieser Weg den Schüler führen solle, nachdem er von seiner unmittelbaren Leitung sich entfernt hat. Vorlesungen von dieser Art über das alte sowohl als Neue Test. sind für die höchste Classe eines solchen Instituts so zweckmässig, dass Rec. den Wunsch nicht unterdrücken kann: es möchten an die Stelle eigentlich dogmatischer Vorlesungen über Morus Compendium, mit welchen nach dem Lectionenplan die erste Classe der Bergischen Schule viermal in der Woche ihre Tagarbeiten anfängt, solche biblischphilologische Vorlesungen gesetzt werden können, damit die Schüler, sie mögen nun wirklich zum theologischen Studium oder zu andern gelehrten Kenntnissen bestimmt seyn, dadurch fürs erste den Inhalt, wenigstens eines grösseren Theils, der Bibel nach einem sorgfältig erforschten Localsinn kennen lernen. Eigentliche Dogmatik lehren ist nach unserer Einsicht für ein Gymnasium viel zu früh und für die, welche *ex prima* nicht zum theologischen Studium übergehen wollen, und die nur einmal gehörte systematischen Subtilitäten ganz zu fassen noch nicht reif sind, mehr als unnütz, da überdies wahrscheinlich keiner über das ganze Compendium, während er in jener Classe ist, hören kann. Philologische Kenntniss von dem Inhalt der Bibel selbst aber ist für künftige Theologen und Nichttheologen die beste Vorbereitung auf Kenntniss und Beurtheilung der wirklich biblischen Lehrsätze.

Die zweyte Schrift zeigt den Vf. in der Thätigkeit eines Schuldirectors, welcher dem ganzen Plan eines solchen Instituts gewachsen seyn muss, eben so vortheilhaft, als ihn die erste in der Qualität eines Lehrers darstellt. Die *rechtfertigende Bemerkungen* über den gemachten Plan und die Winke über dessen Ausführung sind gedrängt, voll eigenen Urtheils und fleissiger Kenntniss der Erziehungsvorschläge Anderer. Gäbe es noch viele Gymnasien, wo *in prima* der Vortrag über Classiker lateinisch gehalten würde, wie zu Kl. Bergen, so würden die Klagen über das Absterben dieser Gelehrtensprache sich nicht tagtäglich vermehren. Einige andere Stücke des Plans müssen wohl noch nach der Localität beurtheilt werden, wie etwa das Lehren der Philosophie nach Feders Grundriss, des französischen nach *Mille et une nuit*, wofür wohl eine gleich anziehende Schrift von nützlicherem Inhalt zu wählen seyn möchte. Vorzüglich brauchbar sind die Bemerkungen, in wiefern nicht für jedes Fach, besonders der Hülfskenntnisse eine eigene Lection nothwendig sey, vielmehr manches nützlicher in Verbindung mit einem andern Pensum gelehrt werde; wie Mythologie mit Erklärung der Dichter selbst, Geographie (auch Chronologie) mit Interpretation der Historiker. Dagegen wünschten wir, dass den Vf. welcher nach seiner Versicherung „während seines langen Aufenthalts in der Bergischen Klosterschule über alle Theile der alten Literatur zu seiner eigenen Vervollkommnung ganze Lehrvorträge ziemlich weitläufig ausgearbeitet hat" seine Bescheidenheit nicht hindern möchte, von diesen gewiss sehr fleissigen Arbeiten für das Publicum Gebrauch zu machen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 15. Junius 1797.

PAEDAGOGIK.

HALLE, b. Gebauer: *Erstes Lehrbuch des Zeichnens, Schreibens, Lesens, Rechnens, der französischen und Muttersprache.* Zum Gebrauch für Lehrer der Kinder aus gebildeten Ständen. Erste Lieferung. Von *Christ. Karl Andre*, Vorsteher einer weiblichen Erziehungsfamilie zu Gotha. Mit 11 Kupfertafeln. 1793. 150 S. 8. (Verkaufspr. 1 Rthlr.)

Dieses Buch kann und soll nicht bey Kindern die Stelle des mündlichen Lehrers vertreten; sondern es soll dem Lehrer selbst von denjenigen Methoden, welche Hr. *A.* für die einzig zweckmässigen erkennt und in seiner Erziehungsanstalt eingeführt hat, eine deutliche Vorstellung machen. Daher giebt der Vf. erstlich *Hauptsätze des Plans*, nach welchem dieses Lehrbuch eingerichtet ist, welche hernach auf die Gegenstände, die der Titel angiebt, angewandt werden; so weit es nämlich der *Erste Cursus* (denn nur *diesen* absolvirt gegenwärtiges Büchlein) mit sich bringt. Dieses geschieht in vier sogenannten *Hauptlectionen*, welche den ersten Unterricht im Zeichnen, in der französischen Sprache, im Rechnen und in der Muttersprache enthalten. Das Zeichnen soll Vorübung zu Erlernung des Schreibens seyn. In Absicht auf die genannten beiden Sprachen und das Rechnen wird hier nur gezeigt, wie Kinder zur Kenntniss der Buchstaben und Zahlzeichen (Ziffern) und zur schriftlichen Nachbildung derselben anzuleiten sind. Jede Hauptlection ist wieder in mehrere *Stunden*, oder vielmehr Schritte oder Stufen abgetheilt, vermittelst welcher der Lehrling bis zum Ziele des ersten Cursus geführt werden soll. Das Buch hat allerdings Vorzüge vor den gewöhnlichen Lehrbüchern in den genannten Kenntnissen und Fertigkeiten, welche sich insgemein damit begnügen, dass sie das Material vorzeichnen, welches dem Gedächtnisse der Kinder eingespielt oder eingebläuet werden soll, je nachdem es der Habitus des Lehrenden etwa mit sich bringt. Die vom Hn. *A.* empfohlenen Methoden gründen sich auf drey sehr wichtige pädagogische Maximen. 1) *Ueber jede Art des Unterrichts muss wo — und so bald es nur geschehen kann, Interesse, oder, wie es Hr. A. nennt, Leben verbreitet werden.* Dieses geschieht bey Kindern am sichersten dadurch, dass dem Lehrlinge Gelegenheit gegeben wird, jede erlangte Kenntniss und Geschicklichkeit sogleich auf ein ihm angenehmes Geschäft anzuwenden, dass folglich der Lehrling dabey in beständiger Thätigkeit aller bereits entwickelten und gangbaren Kräfte erhalten wird. Darum richtet Hr. *A.* die Anleitung zur Sprach- und Zahlenkenntniss so ein, dass nie mehr gelehrt wird, als die Kinder gerade jetzt zur Anwendung brauchen; dass die Lehrlinge dabey nicht bloss zuhören und nachbeten, sondern durchaus selbst handeln u. s. w. 2) *Bey der auf das Unterrichtsgeschäft zu wendenden Zeit und Mühe müssen durchaus die Gesetze guter Oekonomie beobachtet werden.* Dies geschieht, wenn immer ein Unterricht auf den Andern vorbereitet und wenn diejenigen Gegenstände, die sich bequem verbinden lassen, nicht getrennt werden. Darum lehrt Hr. *A.* eher Zeichnen als Schreiben, eher Schreiben und Rechnen als Lesen, eher französisch als deutsch Schreiben und Lesen; darum verbindet er den Unterricht im Schreiben mit der Uebung im Lesen der gedruckten und Federschrift; verbindet mit dem Unterrichte im Zeichnen als kalligraphischer Vorübung die ersten Versuche andere Gegenstände der Natur und Kunst nachzubilden; verbindet auch die Schreibübungen mit abwechselnder Unterhaltung über Sprachgegenstände; braucht also den kalligraphischen Unterricht zugleich als Vehikel zur Erlernung aller übrigen Theile der Sprachlehre, so weit es die Fassungskraft der Lehrlinge zulässt. 3) *Der Erfolg des Unterrichts muss nicht einem glücklichen oder unglücklichen Ungefähr überlassen, sondern dadurch, dass man überall nach den richtigen Gesetzen des menschlichen Verstandes verfährt, gesichert werden.* Darum sorgt Hr. *A.* dafür, dass alle zum Unterricht erfoderliche Hülfsmittel in bester Beschaffenheit angeschafft und in bester Ordnung angewandt werden; darum begnügt er sich nicht, Buchstaben und andere Figuren vorzumalen, die das nachbildende Kind nun Einmal trifft und zehenmal nicht trifft; sondern er zerlegt jede Figur in ihre kleinsten Bestandtheile, fängt von den einfachsten an und componirt nun so allmählich, bis das Ganze dargestellt wird; geht nicht eher zum zweyten über, als bis das Erste vollkommen gut geleistet wird, und leitet bey der Schreibübung den Lehrling an, Musterschrift und Nachschrift beständig mit einander zu vergleichen, das Schönere zu bemerken und also bey diesem mechanischen Geschäfte das Denkvermögen zu üben und zu Bildung des Geschmacks den Grund zu legen.

Die Kupfertafeln stellen theils Modelle wohl zugerichteter Schreibwerkzeuge und Hülfsmittel, theils Schriftzeichen vor, und entsprechen ihrer Bestimmung völlig. Sollte Rec. die Musterschriften eines Fehlers beschuldigen; so wäre es, dass die Buchstaben, welche unter und über die Schriftzeile heraus ragen, zu lang sind und mit den kleinern Buchstaben in einem Miss-

Misverhältnisse stehen, welches die Unbequemlichkeit zur Folge hat, dass entweder die Striche zweyer unter einander stehenden Zeilen in einander laufen; oder dass man, um dieses zu vermeiden, die Zeilen unleidlich weit von einander rücken muss.

Mancher wird es freylich sehr paradox finden, dass Hr. *A.* das Zeichnen, Schreiben und Rechnen eher als das Lesen lehrt. Allein, genau erwogen findet man, dass es keineswegs unnatürlich sondern nur ungewöhnlich ist: und wenn Rec. die Besorgniss ausnimmt, dass das Lesen eine Lieblingsbeschäftigung und bald Leidenschaft bey den Kindern werden möchte, welche Gefahr ihm nicht gar gross zu seyn scheint; so wüsste er fast nicht, was sich gegen die Gründe des Hn. *A* einwenden liesse. Schade nur, dass nicht jede Familie eine Erziehungsanstalt ist, dass vielmehr die Erziehung in den meisten Familien durch die Sorge für die Bedürfnisse der Sinnlichkeit in die Klasse der beyläufigen und Nebengeschäfte zurückgedrängt wird; dass man daher frühzeitig ein Mittel zu finden wünscht, wodurch das Kind auch für sich allein nützlich unterhalten werden kann. Aus eben diesem Grunde getraut sich Rec. nicht zu hoffen, dass die, freylich mühsamen, Vorsicht und Genauigkeit fodernden Methoden des Hn. *A.* selbst von Lehrern der Kinder aus gesitteten Ständen häufig werden angenommen und befolgt werden: denn noch immer herrscht das Vorurtheil, dass der elementarische Unterricht der geringfügigste und unbedeutendste sey, und diesem Vorurtheil zufolge wird der genannte Unterricht selbst von vornehmen Familien oft genug Leuten anvertraut, die selbst weder schreiben (so wie es die hier empfohlene Lehrmethode erfodert,) noch rechnen noch lesen können, und es auch nicht der Mühe werth achten es der Lehrlinge wegen noch zu lernen. Hieran liegts auch vielleicht, wenn einige Patrone des bequemen alten Schlendrians von den Lehrbüchern des Hn. *A.* ungünstig geurtheilt haben: indessen bedurfte es der Animosität nicht, mit welcher unser Vf. in der Vorrede über *hochgelehrte Kritiker*, die ihn *schikaniren* wollen und ihr *Anathema vom Schulkatheder herab donnern*, eifert, von *insolenten Machtsprüchen* oder wohl gar von *Hass gegen ihn* spricht; sondern Hr. *A.* konnte durch das Bewusstseyn guter Sache und durch den Beyfall der Sachkundigen gestärkt, seinen Plan ruhig verfolgen und die Andersdenkenden reden lassen.

SCHÖNE KÜNSTE.

1) Schleswig, b. Röhss: *Erich und Abel*, Könige von Dänemark. Ein vaterländisches Trauerspiel in fünf Aufzügen, von *Carl August Rüdinger*. 1796. VII u. 246 S. 8. (16 gr.)

2) Wien u. Leipzig: *Der Vicekanzler*. Ein Schauspiel in fünf Aufzügen, von *Kratter*. 1797. 110 S. 8. (6 gr.)

3) Nürnberg, b. Pech: *Ahnenstolz und Edelsinn*. Ein dramatisirtes Familien-Gemälde in sechs Acten. 1796. 24 u. 399 S. 8. (20 gr.)

Der Gegenstand von Nr. 1. ist ein Brudermord. Der Gang des Stücks schleppt sich mühsam bis zur Katastrophe fort, und es gleicht mehr unsern dialogisirten Geschichtsromanen als einem zusammengedrängten dramatischen Ganzen. Alles Aufwandes von schauerlichen Scenen ungeachtet, hat der Vf. doch nie einen tragischen Eindruck hervorzubringen vermocht, sondern höchstens eine gewisse unheimliche Empfindung. Auch diese wird nur durch die nächtliche Angst bey der Annäherung des Feindes, und keineswegs durch die beiden Geistererscheinungen erregt, welche durchaus ohne alle Wirkung bleiben. Man erschrickt ganz und gar nicht über den heiligen Wenzeslas, der von Böhmen nach Schleswig reiset; dafür hat der Vf. den gehofften Vortheil, dass man sich eben so wenig über ihn verwundert. Die Geistlichen, die hier in ihrem gewöhnlichen Ornat als die Bösewichter auftreten, sind ganz besonders naiv: die Sarkasmen gegen sie sind ihnen selbst in den Mund gelegt. Eine Unterredung zwischen zwey abergläubischen Kammerfrauen ist auf eben die Art behandelt und klingt gerade so, als wenn sie zum Scherz ihren eignen Charakter parodirten. Kurz, die Verzierungen welche der Vf. hinzugethan, werden ihm schwerlich Interesse gewinnen, und die genauen historischen Details, an die er sich hält, können höchstens innerhalb des vaterländischen Bezirks als eine Entschädigung für die übrigen Mängel gelten.

Nr. 2. fängt gleich mit der Cassation des Vicekanzlers an, schreitet dann zur Entlarvung der Bösewichter, die ihn gestürzt haben, und endigt mit einer Wiedereinsetzung in alle Ehren und Würden. Man weiss das auswendig. Hr. *K.* scheint diessesmal fast weniger seinem eignen Genius, als einem andern beliebten Theaterdichter gefolgt zu seyn. Was sich im Plane etwa neues findet, dünkt uns nicht zum besten verknüpft. Der Vicekanzler hat eine seiner Töchter, ein junges Mädchen, die durch den Verlust eines Ringes, welchen sie zu einer wohlthätigen Absicht anwenden wollte, in einen stillen Wahnsinn verfallen ist, in ein Hospital eingemiethet. Diese Grausamkeit lässt der Vf. ihn begehn, damit ein Prinz die Tochter füglicher da besuchen, ihre Schwester bey ihr treffen, und diese alsdann in den Verdacht einer gegebnen Zusammenkunft gerathen könnte. Ein Ring, welchen der Prinz der armen Kranken vorhält, heilt sie auf der Stelle. Sie bekömmt ihn zum Geschenk, und er soll nachher die Familie aus einer Verlegenheit reissen, worinn man sie von allen Seiten zu verstricken sucht, als einer der bewussten Bösewichter ihn wieder zu entwenden weiss. Es möchte wohl passender seyn, wenn die Melancholie des Mädchens lieber mit der Geschichte ihres Herzens, als mit dem Ringe in Verbindung gesetzt wäre, da sie nun ganz das nachtheilige Ansehen eines bloss körperlichen Uebels bekömmt. Die gross

That des jungen Mannes, der seiner Geliebten selbst anräth, den boshaften Verderber ihres Vaters, (der auch im Vorbeygehn seinen Neffen vergiften lassen will,) zu heirathen, um den Vater zu retten, erweckt nicht die beste Meynung von seiner Geistesgegenwart, oder macht vielmehr, so hoch auch seine Talente gepriesen werden, überhaupt die Gegenwart eines Geistes in ihm verdächtig. Man kann deswegen unmöglich Theil an der rührenden Abschiedsscene, oder an folgendem Stofsseufzer nehmen, den er S. ... seiner Geliebten nachschickt: „Das hat mir mit glühenden Zangen die Seele aus dem Herzen gerissen." — „Tugend," heisst es da, „auch du foderst manchmal „gleich der Tyranney eines Götzen unmenschliche „Opfer." Das thut die Tugend nicht, wenn sie sich auf sich selbst versteht. Der letzte Volksaufstand vor dem Hause des Kanzlers, wo man „nebst wütendem „Geschrey, Fenster von aussen einwerfen, Steine „prasseln, Säbel glirren hört, und Rauch und Flammen aufsteigen sieht," bringt in dieses bürgerliche Drama einen Theaterlärm, der selbst bey der Darstellung einer öffentlichen Begebenheit unschicklich und unangenehm seyn würde.

Jeder Menschenfreund muss die Absicht des Vfs. von Nr. 3. Vorurtheile auszugleichen, und einen billigen Verein aller streitenden Theile unsrer gewöhnlichen Verfassungen zu befördern, von Herzen loben. Darum möchte der Kunstrichter lieber nicht verbunden seyn, ein Wort über die Ausführung zu sagen. Der schwülstige Stil derselben, der unnütze Aufwand gewaltsamer Ausdrücke, die Verzerrungen des Gefühls machen einen wunderbaren Abstich gegen jene in der Vorrede angedeutete so mässige Sinnesart. Eine vollständige Reihe von Belegen zu dieser Behauptung möchte eben so lang werden, als das Schauspiel selbst. Wir geben ohne besondre Auswahl nur einige. S. 37. flehet ein junges Mädchen den Tod an: „Dauerahndend, Schöpfer, sehne ich mich nach „meines Stoffes Ursprung." S. 49. heisst es: „Graf, „Sie haben nie die Fingerspitzen in die tiefen blutenden Wunden gelegt, die der Aufruhr der Kinder „gegen wohl gemeynten Vaterrath der väterlichen „Liebe schlägt u. s. w." S. 54. „Ich liebe Ihre Toch„ter gränzenlos: aber mit der Liebe, die des Seraphs „Hymne preist." S. 105. „Der kleinliche Spalt der „Götzen schafft, der schuf auch Sie — unnatürlicher „Vater." S. 306. „Wahre Liebe formet Gott." S. 256. drückt sich ein Bruder über den Verdacht, dass seine Schwester mit seinem Vater einverstanden sey, ihm seine Geliebte zu entziehen, unter andern so aus: „Ida — meine Ida konnte mich hinabstürzen bis in „die unersättlichen Rachen gefrässiger Ungeheuer, „sich freuen mit dem gräslichen Lächeln der Höllen„geister über die entsetzliche Blutscene — o Gott! „und du konntest das sehn — liessest nicht treten das „schaudervolle Bild der verschleyerten Ewigkeit zwi„schen sie und ihre Gräuelthat — schrecktest sie nicht zurück, als Naturstimme nicht mehr vermochte sie abzumahnen vom Brudermorde?" Die Anweisungen für den Schauspieler oder zu möglichster Versinnlichung des Stücks für den Leser, da es schwerlich gespielt werden kann, sind selten geringer abgefasst als: „wie vom Blitz getroffen, zurücktaumelnd er„schrocken, langes graunvolles Schweigen, mit ge„brochnem Laut, schaudert hinter sich u. s. w." Giebt es denn wirklich kein andres Mittel die Menschen zu bessern, als ihren Geschmack zu verderben?

1) Cilli, mit Jenko'schen Schriften: *Margaretha die Maultasche*, Gräfin von Tyrol, Ein vaterländisches Schauspiel in 5 Aufzügen, nach der Geschichte. Von *Adolph Anton*, deutschem Schauspieler. 1795. 136 S. 8. (8 gr.)

2) Wien, b. Rötzl: *Das Recht der Erstgeburt*. Ein Schauspiel in 5 Acten, von Ksrr. 1796. 127 S. 8. (.. gr.)

3) Prag u. Leipzig, b. Neureutter: *Die Theatergarderobe*. Ein Original-Lustspiel in zwey Aufzügen, von *Karl Rosenau*. 1797. 105 S. 8. (6 gr.)

4) Cassel, b. Griesbach: *Die Hautboisten*. Lustspiel in Einem Aufzug, von *Wilhelm Bröckelmann*, 1797. 7. S. 8.

5) Cöthen b. Aue: *Der Trauschein*. Ein Lustspiel in einem Aufzuge von H. 1796. 40 S. 8. (3 gr.)

6) Leipzig, b. Kummer: *Die Wittwe und das Reitpferd*. Eine dramatische Kleinigkeit von *August von Kotzebue*. 1796. 52 S. 8. (4 gr.)

Nr. 1. ist nach der Geschichte ziemlich in Holzschnittmanier behandelt. Man ärgert sich weder, noch ergötzt man sich auch besonders daran; es müsste denn jemand eines von beiden bey einer raschen Liebesbewerbung in den ersten Scenen thun, wo ein Mädchen aus einem Weinfasse erlöst wird, in welchem sie gefangen fortgeführt wurde, und auf der Stelle ihren Liebhaber findet. Sie antwortet auf seinen schnellen Antrag: „Ey ja! wärt ihr bey uns oben auf dem Kuf„stein, da wollt' ich euch hegen, streicheln und küs„sen wie mein kleines Zicklein, das im Grase oben „weidet u. s. w." Der Dialog geht übrigens einen schlichten Gang, nur fällt Margaretha die Maultasche in ein zu empfindsames Costum mit ihrem zuletzt erwählten Gemahle, und ruft in seinen Armen aus: „So aus einer Seligkeit in die andre hinüber zu schlum„mern; welche Wollust wäre das!" worauf er ihr recht vernünftig erwiedert: „Indessen lass uns noch „leben so lang es geht, der Tod entlauft uns nicht."

Bey Nr. 2. liegt eine Novelle von Florian, *Selico*, zum Grunde. Die Behandlung ist etwas trocken und prosaisch ausgefallen, wenige Scenen ausgenommen. Der Stoff ist zu romantisch für ein ernsthaftes Schauspiel, er hätte sich besser zu einer aus Ernst und Scherz gemischten Oper geschickt. Die That des Selico würde etwa einem unerfahrnen naiven Jünglinge, der sich nicht zu helfen wüsste, rührender angestanden haben als einem pathetischen jungen Manne, der sie ein wenig nach moralischen Principien verrichtet.

In Nr. 3. findet man groben Witz und einen Mundvoll Moral in roher Natürlichkeit durch einander geworfen. Papier und Druck sind schlecht, und die Orthographie kann man aus folgenden Beyspielen beurtheilen: ein *dichtiger* Rausch, *Priglereyen*, *Kustum*, er *gehnt*, *Schänke* u. s. w.

Nr. 4. ist so vollgepfropft mit launigen Charaktern, oder Masken oder Figuranten, als sich nur nirgend in einen Act bringen liessen. Der Musketier *Umstand*, die Ausgeberin *Aentchen*, der Korporal *Blaufärber* verrathen den besten Willen des Vfs., das Publicum zum Lachen zu bringen.

Nr. 5. ist ein ländliches Nachspiel, ungefähr im Geschmack und Ton der *beiden Billets* und der dazu gehörigen Folge von Nachspielen; etwas leer, aber dafür auch ziemlich kurz.

Die Kleinigkeit, Nr. 6., macht schon mehr Prätension. Der Witz ist ihrem Vf. natürlich, nur nicht immer der natürliche. Eine Anekdote im neunten Bande der englischen Annalen von Archenholz hat hier den Stoff hergegeben.

Mannheim, im neuen Kunstverlag: *Neujahrsgeschenk.* Papiere aus dem Nachlasse eines kaiserlichen Officiers. 1797. XVIII u. 87 S. 8. (Geheftet 16 gr.)

In unsern Zeiten, wo alle möglichen Einkleidungen genutzt werden, um Geschriebenes zum Druck zu befördern, ist es schwer die Aechtheit eines solchen Nachlasses auszumitteln, welche doch hier das Urtheil eigentlich bestimmt. Sind die Papiere das, was sie scheinen sollen, so hat uns der Herausgeber mit einem braven, nicht sehr glücklichen noch frohgemutheten Menschen bekannt gemacht, dessen Bildung gegen die Rohheit, die ihn in seinem Stande umgeben musste, stark absticht und gar keine militärisches Kennzeichen an sich trägt. Doch hat sie ihn als Schriftsteller nicht weiter als bis zu Versuchen in poëtischer Prosa, welche dem Vf. gewiss mehr Genugthuung gewährten als irgend einem Leser, und zu einigen gefällig melancholischen Liedern gebracht, die nicht schlecht versificirt sind, und einen günstigen Eindruck zurücklassen. Die Briefe der Schwester drücken ihre Liebe zum Bruder und eine recht vernünftige und feste Stimmung des Gemüths sehr gut aus. Ist hingegen das ganze Büchlein eine Einkleidung, so haben wir damit eben kein reichhaltiges Neujahrsgeschenk erhalten. So viel ist gewiss, dass dieser österreichische Officier keine charakteristische Eigenheit an sich hat; auch sein Deutsch verräth ihn nicht, und in seiner Frömmigkeit ist keine Spur von Katholicismus. Seine Schwester verwirft sogar die Kraft des Gebetes. Politisches findet sich hier nichts, ausser unter den Gedichten ein Fragment über die Befreyung der Menschheit, worin sich der Oesterreicher eben so wenig als der Dichter offenbart.

KLEINE SCHRIFTEN.

Rechtsgelahrtheit. *Leiden*, b. Herdingh; *Albert Joachim Deimann*, Amstelodamo — Batav., Diss. philosophico-jurid. inaug. *de mitigatione poenarum ob diversum reorum temperamentum.* 1796. 148 S. 4. — Der Vf. untersucht in dieser weitläuftigen Streitschrift zuerst das Wesen und die Verschiedenheit der Temperamente, sodann in wiefern nach allgemeinen Grundsätzen des Criminalrechts auf die Temperamente Rücksicht zu nehmen sey und endlich in wiefern nach römischen Gesetzen darauf wirklich Rücksicht genommen worden. Nach Rec. Meynung entschuldigt das blosse Temperament nicht, aber der höchste Grad des Affects, der alle Ueberlegung hemmt, entschuldigt, und das Temperament kommt dabey in sofern in Betracht als es einen Grund abgiebt, um anzunehmen, dass der Verbrecher wirklich in diesem Zustand des Affects sich befinden konnte. Der wahre Milderungsgrund ist also der Zustand der höchsten Leidenschaftlichkeit, und das Temperament kommt dabey nur in sofern ins Spiel, als es diesen Zustand erklärbar macht. Der Vf. ist im Grunde derselben Meynung; er nimmt an, dass weder nach allgemeinen Grundsätzen noch nach römischen Gesetzen auf das Temperament Rücksicht genommen werden könne ausser beym Zorne; aber dann ist immer das cholerische Temperament nicht die unmittelbare, sondern die mittelbare Ursache, in sofern man daraus den hohen Grad des Affects des Verbrechers sich erklären kann, der eigentlich die wahre Milderungsursache ausmacht, und der auch zugleich aus allen übrigen Umständen der Handlung erhellen muss. Die Schrift trägt sichtbare Spuren des Selbstdenkens und der Belesenheit in ältern und neuern Schriftstellern, nur die Weitschweifigkeit und die vielen Nebenwerke zeugen von dem jugendlichen Alter des Vfs.

Mannheim, b. Löffler: *Die Freyheit in Bezug auf das deutsche Staatsrecht.* 1796. 117 S. 8. — Eine alte aufgewärmte, in kläglichem Deutsch geschriebene, Flugschrift gegen den deutschen Fürstenbund. Die wahre deutsche Freyheit beruhe auf dem Gleichgewicht zwischen dem Reichstag und dem Kaiser, Verbindungen einzelner Stände ausserhalb des Reichstags gäben nur Veranlassung zu immer mehrerer Trennung und Auflösung der Verfassung. Wenn aber der Zweck dieser Verbindungen kein andrer ist als der Zweck des Reichstags selbst, und man diesen auf dem Reichstag allein nicht erreichen zu können fürchten muss, ist dann eine solche Verbindung tadelhaft? und hängt dann die Auflösung der Verfassung mehr von ihrer Errichtung oder von ihrer Unterlassung ab? Aber wahr ist es, was der Vf. sagt, dass diejenigen, welche für die Erhaltung einer Verfassung sich interessiren, sich selbst keine Eingriffe in diese Verfassung erlauben dürfen und dass man durch sein eignes Beyspiel das ehren muss, was man gegen andere verficht.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 16. Junius 1797.

GESCHICHTE.

Hamburg, in der Mutzenbechersch. Buchh.: *Historische und politische Memoiren über die Republik Venedig.* Geschrieben im Jahr 1792. *Nachgesehen, verbessert und mit Anmerkungen bereichert von dem Verfasser.* Aus dem Französischen übersetzt von *Heinrich Würtzer* D. der Philosophie. 1796. *Erster Theil.* XX und 214 S. *Zweyter Theil,* 1ste Abth. 253 S. 8.

Diese Uebersetzung der in der A. L. Z. 1795. No. 312 und 313. ausführlich angezeigten *Memoires, historiques, et politiques sur la Republique de Venise,* von dem venetianischen Nobile Hn. *Leopoldo Curti,* ist unter den Augen des Vf. gemacht, und von ihm selbst mit vielen erläuternden Anmerkungen und Zusätzen vermehrt worden. Auch sind einige Abschnitte, vor der Uebersetzung von ihm ganz umgearbeitet; wodurch denn diese, vor dem Original, einen bedeutenden Vorzug behauptet und auch wegen des Vortrags lesbarer ist, als das in dem elendesten Französisch geschriebene Original. Die Ausführlichkeit der Anzeige dieser Urschrift der Memoiren am angezeigten Ort, überhebt den Rec. der weitern Bemerkungen über diese Verdeutschung. — Er geht davon zur Anzeige der in den Memoiren angekündigten *Vertheidigungsschrift* des Hn. *Curti* über, welche unter folgenden Titel erschienen ist:

Lyon, *Mémoire justificatif de l'auteur des Mémoires historiques et politiques sur la Republique de Venise,* composé par *lui même* en 1792. 1796. 191 S. 8.

Man wird es sich erinnern, dass der Vf. durch einen Befehl des Raths der Zehn und der Staatsinquisitoren, ohne in seiner Sache gehört zu seyn, auf ewig — zum Glück für diesmal eine kurze Ewigkeit einer willkührlichen Gewalt! — aus den venetianischen Staaten, seinem Vaterlande, verbannt ward, und er sich deswegen genöthigt sah, seine Vertheidigung vor dem grossen Tribunal des Publikums zu führen. Für diese Schreckensmänner, den Rath der Zehn und die Staatsinquisitoren von Venedig, welche schon seit Jahrhunderten dem ernsten Zuruf: *discite justitiam, moniti!* mit übermüthigem Stolz trotzten, ist nun der letzte Tag erschienen, welcher, — (eine früher oder später unvermeidliche Folge, jeder unbeschränkt willkührlichen, so gemissbrauchten Gewalt,) — sie vernichtet hat. Demungeachtet behält die gegenwärtige Schrift, als ein Beytrag zur Geschichte dieses Despotismus, den wir in unsern Tagen verschwinden sahen, Interesse. In der Geschichte des Staats von Venedig giebt es allerdings noch wichtigere Zeugnisse dieser Art, in vielen documentirten schrecklichen Beyspielen der gräulichen Proceduren der Inquisition gegen Individuen; denn so wenig das einseitige und illegale Verfahren dieses furchtbaren Gerichts, in der Sache des Vf., so wie er sie vorträgt, den Schein des Rechts gewinnt; so ist doch auch nicht zu leugnen, dass der Vf., durch, grösstentheils selbst eingestandne Fehler und Unbedachtsamkeiten, seinen Feinden die Waffen gegen sich gereicht und Uebereilungen begangen hat, die ein kluger und besonnener Mann nicht begehen sollte, und deren Opfer er geworden ist. Hier ist nicht der Ort, in die genaue Zergliederung der Sache einzugehen, um Zweifel zu erheben, und das Für und Wider zu debattiren. Der Vf. hat seine Vertheidigung mit Belegen begleitet, welche die Leser in dieser Schrift finden, und seine Sache gewinnt durch die Offenherzigkeit, mit welcher er die begangnen Uebereilungen eingesteht. — Rec. beschränkt sich, ohne dem Urtheil des Publicums in dieser Sache vorzugreifen, auf einen einfachen concentrirten Auszug der Geschichtserzählung von den Vorfällen, welche das Schicksal des Vf. herbeygeführt haben. — Um die Reihe der Thatsachen kürzer und deutlicher darzustellen, hat der Vf. die Briefform, in welcher er im J. 1792. seinen Freunden seine Vertheidigung schriftlich mittheilte, beybehalten. Der Rec. dieser Schrift und der Memoiren, hat in der Anzeige der letztern sein aufrichtiges Mitleiden mit dem Schicksal des ihm übrigens persönlich unbekannten Vf. als eines verfolgten unglücklichen Mannes, bewiesen: mit desto mehr Unbefangenheit, gesteht er, dass es ihm mit andern Lesern in Rücksicht der äussern Form aufgefallen ist, auf dem Titel dieser Vertheidigungsschrift einen höchst wahrscheinlich nur erdichteten Druckort *Lyon* zu finden, und in dem sogenannten *Avantpropos de l'Editeur,* (der folglich hier eine von dem Vf. verschiedene Person repräsentirt,) welcher die Leser vortheilhaft für den Vf. einzunehmen sucht, aber ganz in dem schlechten französischen Stil der Vertheidigungsschrift und der frühern Memoiren geschrieben ist, bey der Vergleichung, die Feder eines und desselben Verfassers zu entdecken. Wenn der Rec. hierin anders recht sah, so entschuldigt, wenigstens in seinen Augen, nur eine unnöthige Aengstlichkeit des Vf. als Folge des ihm eingeflössten Schreckens vor seinen Verfolgern, diesen sehr abgenutzten Kunstgriff, der einem geraden Manne, welcher seine gute Sache vertheidigt, nicht geziemt, wenn auch ein solcher Schritt an sich

selbst keinen weitern ihm nachtheiligen Einfluss auf einen Theil des Publicums hätte, vor welchem er seine Vertheidigung führt.

Der venetianische Nobile *Curti*, (der Vf. hat sich selbst in der Unterschrift der beyliegenden Documente genannt) bekleidete, im J. 17.., eine Stelle in dem Tribunal, *magistrato delle acque* genannt. Zur Hemmung der damaligen grosen Ueberströmungen der Brenta ward von einigen seiner Collegen ein so unzweckmäsiger als für den Staat kostspieliger Plan entworfen und zur Ausführung vorgeschlagen. Nachdrücklich widersetzte sich C. dieser Ausführung; er ward deswegen von den eigennützigen Beförderern des Plans von seiner Stelle im Tribunal entfernt, und ihm dafür die Stadthalterschaft von *Vicenza* übertragen, ein Amt, welches mit grossen Ausgaben, denen das Vermögen des Vfs. nicht gewachsen war, verbunden ist. Er trat die Stelle im September desselben Jahres an, fand aber bald eine starke Gegenpartey von herschsüchtigen, eigennützigen und bestechlichen Menschen, deren Gegenwirkungen jedoch Anfangs, durch den öffentlichen Ruf seiner Kenntnisse, Festigkeit und Uneigennützigkeit, von seinen Freunden unterstützt, beym Publicum überwunden wurden. Seine Gegner aber hatten den Rath der Zehn auf ihrer Seite. Das empfand er bald durch die ungünstige Entscheidung des Raths, in einem, sonst unbedeutenden, Zwist mit der Direction des Theaters zu Vicenza, und gleich darauf in einer wichtigern Sache, wo C. nicht die Hand zu einer offenbaren Bedrückung bieten wollte. Ein Jahr nachher ergieng gegen ihn ein erniedrigender Befehl desselben Raths, die Abtretung einer Loge bey einem öffentlichen Schauspiel betreffend. Gegen diesen, seine Ehre beleidigenden Befehl, remonstrirte C. nachdrücklichst und erhielt die Zurücknahme, durch dessen Vertilgung in den Staatsregistern, ohne dass jedoch diejenigen, welche den Befehl gegen ihn erschlichen hatten, bestraft wurden. In der sonst unerhörten Zurücknahme eines Befehls dieses stolzen Tribunals, sieht der Vf., wohl nicht ohne Grund, die Ursache des Hasses desselben und die Quelle seines nachherigen Unglücks. Doch endigte er, weiter unbeunruhigt, die achtzehn Monate seiner Statthalterschaft, worin er sich, bey einer gewissenhaften Verwaltung, in eine Schuld von 15000 venetianischen Ducaten gestürzt hatte. Bey seiner Ankunft in Venedig erbot er sich, die erste vacante Stelle in dem *Magistrato delle acque* wieder zu übernehmen; ein Entschluss, von welchem ihn, seine vormaligen Widersacher bey diesem Tribunal in dem Eindeichungsproject der Brenta, abzubringen wussten. — Hierauf hielt er um die Stelle in einem andern Tribunal an, welche aber erst in einem Jahr erledigt ward; und er entschloss sich nun, in dieser Zwischenzeit zur Herstellung seiner zerrütteten Finanzen eine Handlungsgeschäftsreise in das nördliche Europa zu machen, dazu er, der üblichen Form wegen bey den zehn Männern um die Erlaubniss anhielt. Diese konnte ihm, nach den Gesetzen und seiner individuellen Lage, nicht geweigert werden; aber seine Verwandten intriguirten dagegen, und ihm ward die Erlaubniss, abzureisen, abgeschlagen. Demungeachtet reiste er, weil seine Handlungsdispositionen gemacht waren, am .ten April 1789. ab, verliess erst am ..ten unbeunruhigt die venetianischen Staaten und kam am 5ten August in Petersburg an. Hier stellte er sich sogleich dem venetianischen Gesandten dar, und übergab demselben am 20sten August ein *Memoire* (Anlage No. 1. A.) wegen der ihm widergesetzlich verweigerten Erlaubniss der Abreise, das der Gesandte auch nach Venedig expedirte. Das hierauf unter dem 29sten September abgegebne und an den Gesandten zu Petersburg abgesandte *Ducale* der Inquisition (Anlage No. 2.) enthielt die Citation an Hn. C., sich binnen 4 Monaten in Venedig zu stellen, unter Androhung, wenn er nicht gehorchen würde, als ein seinem Vaterlande Ungehorsamer und als Verbrecher angesehen zu werden. C. erfuhr zugleich, dass bey der am .sten October erfolgten neuen Wahl der Staatsinquisitoren, einer einer erklärtesten Feinde, der Nobile *Zusto* Inquisitor geworden sey, von welchem er nichts gutes zu erwarten hatte. Dies brachte ihn zu dem Entschluss, seine Rückkehr nach Venedig bis zum 1sten October des nächsten Jahrs, dem Termin einer neuen Inquisitoren-Wahl zu verzögern, und er sandte, um Zeit zu gewinnen, zwey neue Memoiren durch den Gesandten (Anlage No. 3. B. und No. 4. C.) zur Entschuldigung der Unmöglichkeit bey der Nothwendigkeit einer Geschäftsreise über Holland, und bey seiner, durch hinzugefügte Atteste von dortigen Aerzten, bezeugten schwächlichen Gesundheit, binnen der angesetzten Frist nach Venedig zurückkehren zu können. Die Reise, der kostbare Aufenthalt in Petersburg und ein ansehnlicher Verlust im Spiel hatten seine Casse erschöpft. Mit einigen Unterstützungen gieng er nach Warschau, wo er am 23sten Februar 1790. ankam, und hier vergebens auf Geschäftsbriefe und auf Wechsel wartete. Unbesonnener Weise lässt er sich in dem Hause des russischen Gesandten in ein hohes Spiel ein, und verliert, ausser seiner letzten Baarschaft, noch 3000 Zechinen auf sein Ehrenwort. Zur Bezahlung dieser Spielschuld stellt er, durch einen dortigen Bankier, zwey auf den 13ten Julius und 11ten October fällige Wechsel auf Venedig aus, und händigt in der Folge dafür dem Bankier eine Verschreibung seiner Güter mit der von diesem gefoderten, ausdrücklichen Clausel der *Execution des Raths der Zehn*. Nach langen vergeblichen Gegenvorstellungen der Unnützlichkeit und Gesetzwidrigkeit dieser Clausel, unterschreibt er sie endlich mit zitternder Hand, weil er wohl vorhersah, dass er dadurch seinen Feinden die Waffen gegen sich reichte. So gefährlich und unrecht nun auch der durch diese unbedachtsame Unterschrift geschehene Schritt war, so ist es doch sehr bemerkenswerth, dass davon in der nachherigen Verdammungssentenz nicht einmal die Rede war. Die an seinen Bruder und andere Freunde in Venedig über diese Angelegenheit geschriebenen Briefe, kamen ihnen nicht zu Hän-

Sein dahin abgeschickter Kammerdiener musste sich, bey dem venetianischen Gesandten in Wien, einem sechsstündigen Verhör unterwerfen, und ihm wurden die von C. mitgegebnen Briefe abgenommen. — Der Vf. reiste nun über Hamburg, wo er zur Bezahlung einiger ältern Schulden Unterstützung fand, nach London, und kam hier am 5ten August an. Der dortige venetianische Resident *Orazio Lavezzari*, zu dem er ging, benachrichtigte ihn, von einem, unter dem 8ten April ausgefertigten *Ducale* der Inquisition, worin für ihn der Befehl, unverzüglich nach Venedig zu kommen, enthalten war. Er übergab dem Residenten sein schriftliches Versprechen, diesem Befehl, so bald seine Gesundheit es erlauben und das erwartete Reisegeld ankommen werde, zu gehorchen, und machte sich, in dem festen Vorsatz, an dem sich vorgesetzten Termin des 1sten Octobers nach Venedig zurückzukehren, reisefertig. Plötzlich erscheint nun die am 30sten Julius ausgefertigte und am oten August publicirte *Verdammungssentenz des Raths der Zehn*, gegen ihn. C. wird darin auf immer aus Venedig verbannt, seines Adels verlustig erklärt, und, falls er sich in den venetianischen Staaten betreten liesse, auf Lebenszeit zur Gefangenschaft in einem dunkeln Kerker verurtheilt, ohne dass in zwanzig Jahren von irgend einem Tribunal ein Gnadenact zu seinem Besten vorgenommen oder auch nur sein Process zur Revision gebracht werden dürfe. Falls er aus *diesem* ihm bestimmten Gefängniss entfliehen würde, werden demjenigen, der ihn, *wo es auch sey*, verhaften würde, eine Belohnung von 3000 Ducaten und andere Vortheile versprochen, und derjenige, welcher ihn in den venetianischen Staaten selbst oder *ausserhalb denselben*, mit Rath unterstützen oder sich sonst mit ihm einlassen würde, ohne Ansehung des Ranges oder der Verwandschaft für jeden solchen Contraventionsfall, mit zehnjähriger Gefangenschaft, in dem Fall der Flucht, mit der Verbannung, und falls er unadlich und kein venetianischer Bürger wäre, mit Kettenstrafen auf den Galeren, bedrohet. — Dieses abscheuliche Document des wildesten Despotismus der vormaligen venetianischen Tyrannen, findet man in der letzten Beylage, No. 8., mit Bemerkungen des Verurtheilten begleitet. — Der nun noch folgende Inhalt dieser Schrift, ist eine Auseinandersetzung der in der Verbannungssentenz angegebnen Motive, worin die Ungerechtigkeiten, Illegalität, Einseitigkeit, ganz falschen Suppositionen und Nullität dieses Urtheils gezeigt werden. — — Von London ist Hr. C. nach der Schweiz gegangen und hat dort Materialien zu einem in letzter Ostermesse erschienenen Werk über dieses Land gesammelt. — Es ist zu erwarten, dass die jetzige Veränderung der Regierungsform von Venedig, seine Verbannung endigen und ihn veranlassen wird, in sein Vaterland zurückzukehren, um vor gerechtern Richtern seine Sache zu führen.

ULM, in d. Stettinsch. Buchh.: *Staats- und Adresshandbuch des Schwäbischen Reichs - Kreises* auf das Jahr 1796. Erster Theil, 416 S. Zweeter (Zweyter) Theil. 360 S. 8.

Die Geschichte und die musterhafte Bearbeitung der neuern Jahrgänge, von dem Hn. Canzley- und Hofgerichtsadvocaten, Doctor *C. E. Speidel* in Stuttgard (I, 123.) sind in der Anzeige der A. L. Z. Jahrg. 1795. No. 307. dargestellt. Die vorliegende Ausgabe ist dem Ideal der erreichbaren Vollkommenheit um vieles wiederum näher gekommen; desto schmerzlicher, ist jedem Statistiker die in der Vorrede beygebrachte Klage über die Gleichgültigkeit der Schwäbischen Kanzleyen gegen dieses Handbuch. Der *Erste* Theil enthält den *Etat des Schwäbischen Kreises*. — S. 4. Der neu aufgenommene Graf *Sickingen*, nebst dessen Geschlechtsregister, welches (so wie das von Dahlbergische I, 4.) bey Gelegenheit der Coadjutorie von Costanz) selbst in den grössern genealogischen Jahrbüchern, vermisst wird. Die Militärliste mit Anzeige des Werbstandes hat durch die bekannte Entwaffnung der Kreistruppen und deren sonderbare Folgen, im Allgemeinen sowohl, als in einzelnen Namen, ein stärkeres Interesse bekommen.

Im *zweyten* Theile, werden die Kreisstände, einzeln durchgegangen. Als Quelle des Costanzer Verzeichnisses ist der *Catalogus personarum ecclesiasticarum* vom 1779. angeführt; Rec. hat aber in öffentlichen Nachrichten die Anzeige einer weit spätern Ausgabe (von 179.) gefunden. Die erläuterte Namenliste der Wirtenbergischen *Land Standschaft* (oder nach dem freylich weniger bestimmten Sprachgebrauch *Landschaft*) ist ein unentbehrliches Hülfsmittel für Ausländer bey dem Studium *des jetzt versammelten allgemeinen Landtags*. Die nächste Ausgabe wird durch den Hofstaat des Erbprinzen einen merklichen Zuwachs bekommen; dagegen scheint die Geschlechtsliste von Erzhause Oesterreich (II, 42.) entbehrlich zu seyn.

Der erste Anhang (II. 213—270.) begreift vierzehn, nicht in der Kreisverbindung stehende Gebiete, (Land- und Herrschaften). — Vorder Oesterreich nimmt dabey den grössten Raum ein; desto neuer ist der Artikel von den Geschlechtstafeln *Palm* und *Liebenstein*. — Im zweyten Abschnitt (II. 271—278.) von der Reichs Ritterschaft, wird der Fleiss des Vf. uns gewiss bald das Namenverzeichniss aller Gutsbesitzer schenken. Der Dritte 279. — unter dem bescheidenen Titel als Versuch *eines Reichs-Post-Etats in Schwaben*, bahnt ein noch unbetretenes Feld, und viele Reisende, denen dieses Handbuch zu Gesicht kömmt, werden dem Vf. gewiss für die mühsame Erforschung der Postbeamten, nebst der Zusammenstellung der Routen und Aemter Dank wissen. Eben so neu ist im 4ten Anhange S. 30.—312. das erklärende Verzeichniss der eigenthümlichen und Provinzial-Benennungen der Amtsnamen. Der nördliche Deutsche kennt kein *Ainungs* Amt, keine *Keller*, *Ungelder* noch *Pfleger* und *Pflegämter* und der Wirtenbergische *Special* ist vielleicht selbst manchem Nachbar von Schwaben

unverständlich. Noch unentbehrlicher ist die Erläuterung von Zahlenbenennungen, wie die *Vier und Zwanziger* in Augsburg — eines Collegiums welches über die Grundverfassung dieser Stadt wachet.

Der 5te und 6te Anhang, — ein *Umriss des deutschen Staatskörpers, und eine statistisch publicistische Tabelle* — stellen das Verhältniss des Kreises gegen das deutsche Reich dar, und dienen daher zu einer Erläuterung der wesentlichsten Bestandtheile des Handbuchs. Nach der Vorrede gedenkt der Vf. noch die Candidatenliste, und die Rang- und Kleider-Ordnung in der Folge beyzufügen. Das ausführliche Ort- und Personenregister ist in der Seitenzahl (360) nicht mit begriffen.

Für das Jahr 1797. ist öffentlichen Nachrichten zufolge wegen der Kriegsunruhen die Erneuerung unterblieben.

Ohne Anzeige des Verlegers, mit der Aufschrift, Deutschland: *Uebersicht des merkwürdigen Feldzuges am Rhein im Jahr* 1796. von der Eröffnung desselben, bis zur Vertreibung der beiden Fränkischen Armeen. (Als eine Fortsetzung der *Uebersicht der merkwürdigen Kriegsbegebenheiten am Rhein etc. von* 1795.) 1797. 8. broschirt. 139 S. 9 gr. Mit einem zweyten Titelblat ohne den eingeschlossnen Zusatz.

Der Vf. scheint den Wink nicht verstanden zu haben, welchen ihm der Recensent des ersten Hefts (A. L. Z. 1796. N. 341.) gegeben hat, und wirklich als Geschichtschreiber des gegenwärtigen Kriegs auftreten zu wollen; es ist daher nöthig, ihn zu erinnern, dass etwas mehr, als ein blühender Styl und eine ziemlich gereinigte Sprache, erfodert wird, um diesen Beruf würdig zu erfüllen. Sollte es indessen Leser geben, die bloss einseitige, im Ton des Lobredners vorgetragne Nachrichten lesen wollten, denen es nicht darum zu thun wäre, eine richtige Uebersicht des Ganzen zu bekommen, die nicht einmal eine recht klare Darstellung einzelner Begebenheiten, eine deutliche Schilderung des Locals, der Schwierigkeiten und der ins Spiel gesetzten Kräfte verlangten; sondern mit der raschen Beschreibung einer Menge, oft nicht einmal ganz treu erzählter Vorgänge zufrieden wären: so könnten wir ihnen dies Werk als eine unterhaltende und zweckmässige Lectüre empfehlen; alle andre aber müssten wir auf andere Bearbeitungen z. B. auf die meisterhafte Schilderung dieses Feldzugs in den Posseltschen Annalen verweisen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Naturgeschichte. *Braunschweig: — Lettre à Mr. de Crell on Observations sur le Catalogue methodique de la Collection de fossiles de Mlle. de Raab par Mr. de Born, par le Prince Dimitri de Gallitzin.* 62 S. 8. Der Fürst Gallitzin, welcher sich durch seine Versuche über die Lichtenbergischen Figuren auf dem Elektrophor und durch seine geognostischen Beobachtungen über den Feldspath des Spessarts, um die Naturkunde verdient gemacht hat, fährt in seinem hohen Alter mit gleicher Thätigkeit fort, die Oryktognosie zu einem Gegenstand seines Studiums zu machen. Sein vieljähriger Aufenthalt in Frankreich und Holland hat ihn veranlasst, sich ganz in den Kreis der französischen Literatur einzuschränken. Man würde daher seine mineralogischen Schriften sehr ungerecht beurtheilen, wenn man sie mit deutschen Arbeiten ähnlicher Art vergliche. Von einem deutschen Mineralogen, dem deutsche Quellen geöffnet sind, und dem eine gebildete Kunstsprache zu Gebote steht, darf man andere Werke, als von einem Französischen, fodern. So wenig auch Rec. mit den Ideen des Vf. über Classification der Fossilien nach ihrer (vermeintlichen) Abstammung und *Umwandlung* [?] übereinstimmt, so erkennt er in den Gallitzinschen Schriften doch das Verdienst mancher neuen Ansicht, ein Verdienst, welches um so mehr erhoben zu werden verdient, je langweiliger die Einseitigkeit so vieler neueren, vaterländischen Geognosten ist. Der vorliegende Brief enthält zerstreute kritische Bemerkungen über des verewigten Borns Catalogue methodique de la Collect. de M. de Raab, eine Schrift, die sich freylich mehr durch äussere Eleganz, als Gründlichkeit auszeichnet. Der Vf legt Borns Classification in einer leicht zu übersehenden Tabelle dar, zeigt dass der Saphir und Demantspath nicht ins Kieselgeschlecht gehören, dass der Zirkon nach Klaproths grosser Entdeckung (sammt dem Hyacinth) ein eigenes Geschlecht ausfülle, dass die Mischung der Basalte sehr ungleich sey, dass der Cimolit keine Bittererde enthalte u. s. f. Rec. hält es für überflüssig ähnliche Sätze, die unter uns Deutschen nun schon oft genug aufgestellt sind, deren Verbreitung im Auslande aber nützlich seyn kann, einzeln auszuheben. Wichtiger ist es von den Unrichtigkeiten welche jenen Brief verunstalten, einige zu verbessern. — Der Vf. tadelt Born deshalb, dass er den Apatit für eine Phorphate de chaux halte. Er sagt apodiktisch, der Apatit sey eine Kalkerde mit Flussspathsäure gesättigt, weil Herr Klaproth gefunden habe, dass er 31 Kieselerde 15, 5 Alaunerde, 21 Kalkerde, 1 Eisen, 1 Wasser, 28, 5 Flussspatsäure, 1 Kochsalzsäure, 1 Phosphorsäure enthalte. Rec. wundert sich sehr über diese Angabe, da sie der welche jener grosse Chemist 1788. (im Bergm. Journal B. I. S. 294.) bekannt machte, und nach welcher der Apatit aus 55 Kalkerde 45 Phosphorsäure und etwas Braunstein besteht, geradezu widerspricht. — Giebt es überhaupt ein Fossil, welches dreyerley Säuren zugleich enthält? — Des biegsamen Steins wird noch früher, als in Tourneforts Voyage au Levant gedacht. Herr Blumenbach hat eine merkwürdige Nachricht darüber in Gassendi's Leben von Peirescius aufgefunden. — Nikel ist nicht als eine eisenhaltige Substanz, sondern wie Kobolt für sich magnetisch. Die Behauptungen, dass jeder Porphyr eine jaspishaltige Grundmasse enthalten müsse, dass unsere Thon- Pechstein- und Grünstein-Porphyre geognostische Undinge sind, dass es neue Porphyre giebt, welche Stalactiten der Aelteren sind, bedürfen keiner besonderen Widerlegung.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 17. Junius 1797.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Hermannstadt, b. Hochmeister: *Siebenbürgische Quartalschrift. Dritter Jahrg.* 1793. 369 S. 8.

Dieser Jahrgang enthält in jedem der vier Quartale eine Anzahl Abhandlungen, und zuletzt vaterländische Anzeigen, oder Neuigkeiten aus der Politik, Literatur u. dergl. m. Im *ersten Quartale*, steht folgendes: I *Physischökonomische Beurtheilung der in Siebenbürgen entdeckten Steinkohlen*; im Jahr 1771 auf Befehl der damals errichteten K. K. Agricultursocietät aufgesetzt. Sie machen eine von der Englischen unterschiedene Art aus; ein fettes, mit mineralischem Sandstaub genau vermischtes, und zu einem fetten Körper coagulirtes Erdpech. Der Vf. lehrt, ausser andern Untersuchungen, auch den Gebrauch und Nutzen derselben in Siebenbürgen, wo der Holzmangel zunimmt, und sich schon in beynahe sechs hundert Dörfern zeigt. II. *Beschreibung einiger der vorzüglichsten Gebräuche der Sächsischen Nation in Siebenbürgen.* Es sind die Feyerlichkeiten, welche bey der Installation eines Comes der gedachten Nation beobachtet werden; die Gebräuche bey der Bestellung anderer Beamten derselben; auch ihre Procesordnung.

Zweytes Quartal. I. *Beschreibung einiger Berge und Höhlen in Burzenland und Zekelland.* Vier merkwürdige Steingebirge erheben sich auffallend über die andern, und sind oft den ganzen Sommer hindurch mit Schnee bedeckt. Unter den merkwürdigen Höhlen giebt es auch eine schweflichte, deren Dampf Menschen und Vieh tödlich werden kann, aber auch mit Rheumatismen, Gicht, Augenkranheiten, Kopfschmerzen, Hautausschlägen u. dergl. m. behafteten, wenn sie nackend oder leichtgekleidet auf einige Secunden hineingehen, und den Dampf nicht einhauchen, Besserung verschaffen soll. II. *Plan zur Verbesserung der Hebammenanstalten im Burzenländischen Districte;* dem Kronstädter Magistrat 1791 übergeben von *Mart. Lange*, ehemaligen Physicus jenes Districts. Seine Vorschläge scheinen recht zweckmäsig zu seyn. III. *Proben aus der Muttersprache der Einwohner in Reussdorf*, Hermannstädter Stuhls. Es ist das Vater Unser mit einigen Zeilen anderer Redensarten in einem offenbar Slavischen Dialecte. IV. *Beschreibung der grosen Kronstädter Pest*, von J. 1718 u. 1719 aus dem Latein. des D. *Johann Albrich* übersetzt. Sie tödete 18088 Menschen; ihre Symptomen, versuchte Gegenmittel u. dergl. m. sind genau und sorgfältig angegeben. V. *Von der Glaubwürdigkeit der neuesten Pestberichte aus der Moldau und Walachey, und Beurtheilung der bisherigen Contumazen;* aus *Ferro's* nähern Untersuchung der Pestansteckung (Wien 1787) abgedruckt. Man erfährt hier unter andern, dass die Griechen öfters falsche Pestnachrichten ausstreuen; dass sie den ganzen Türkischen Handel der Siebenbürger an sich gezogen haben und diese auf mancherley Weise bevortheilen; dass sogar die Frauen in der Walachey, aus verbuhlten Absichten, die Pest machen; so wie sich auch der in Bucharest für beständig angestellte Pestcapitain sehr wohl darauf verstehe, u. dergl. m.

Drittes Quartal. I. *Ueber den Gebrauch des Borsseker Sauerbrunnens, und dessen heilsame Wirkungen im Bluthusten.* Ein Arzt, D. *Michael Neustädter*, giebt davon mehrere Beyspiele aus seiner Erfahrung an, und zergliedert auch die innern Bestandtheile dieses Wassers. II. *Ueber den Ursprung der Burzenländischen Sachsen oder Deutschen in Siebenbürgen*, von *Georg Draudt*, Pfarrer in Dreyden bey Kronstadt. Er bestätigt es durch eine Urkunde des Ungr. Königs *Andreas* vom J. 1222, dass derselbe Burzenland den deutschen Rittern geschenckt habe, und erläutert solche zugleich. S. 194 ist statt *Dreyer*, *Dreger* und S. 195 statt *Oelichs*, Lehrer der Rechte auf dem Gymnasio zu *Altenstadt*, zu lesen: *Oelrichs — in der Altenstadt Stettin.* III. *Ueber einige erhebliche Hindernisse der Gesundheit in Siebenbürgen, und besonders in Hermanstädter Bezirck*, von D. *Andre. Wolff* zu Hermanstadt. Er rechnet dahin das meistentheils schlechte Wasser, die vielen Afterärzte, die elenden Hebammen, die Kirchenbegräbnisse, die Unreinigkeiten auf öffentlichen Plätzen, den Luxus, Müssiggang, und die nächtlichen Schwärmereyen der Jugend. IV. Auszug aus *Mich. Weissens Brevis consignatio tumultuum bellicorum inde ab a. Chr. 1610 ambitione et inquietudine Gabr. Bathori Princ. Transsylv. motorum. Weiss* war Augenzeuge und schildert den gedachten Fürsten schwarz genug. Unter den politischen Nachrichten dieses Hefts dürfen wir den Artikel des vom J. 1790 — 1791 gehaltenen Siebenbürgischen Landtages (S. 267 fg.) nicht unbemerckt lassen.

Viertes Quartal. I. *Die Kapelle des heil. Jodocus.* Ueber die Entdeckung derselben, die in einem Territorialstreit (oder nach siebenbürgischen Sprachgebrauche, *Hatterthädig*) zweyer Dörfer entschied. Der heilige *Jodocus* soll aus Bretagne herstammen. II. *Siebenbürgische Annalen unter K. Karl VI.* Ist ihr Inhalt gleich nicht der wichtigste; so hat er doch auch seine Merckwürdigkeiten. III. Fragment aus dem *Leben Johann Malkendorfs*, ehemaligen Pfarrers in Rheinschenck, als ein Beytrag zur schuldigen Treue gegen das Durchl. Oesterr. Haus. Er starb im J. 1711

in seinem 80sten Jahre, nachdem er in den Rakoczyschen Unruhen die Kaiserlichen Befehlshaber überaus geschickt und heimlich von den Maassregeln dieser Parthey benachrichtigt hatte. IV. Ueber *den Homroder Sauerbrunnen*, nebst einigen Vorsichtsregeln beym Gebrauche der Brunnencuren überhaupt, von obengedachten D. *Neustädter*. V. Kurze *Lebensbeschreibung des seeligen Martin Lange*, weiland Burzenländischen Districtsphysicus. Dieser gelehrte und thätige Arzt starb im J. 1791 acht und dreyssig Jahre alt. VI. *Nachtrag zu des Hn. Provisor Sizerus Verzeichniss wildwachsender Siebenbürgischer officineller Pflanzen.* Das Supplement ist auf einem besondern halben Bogen in Linneischen, officinellen, Deutschen, Siebenbürgischen, Sächsischen, Ungarischen und Wallachischen Namen beygefügt; eine auch für Sprachforscher angenehme Parallele.

PRAG u. LEIPZIG, b. Albrecht u. Comp. B. *W. Anbornberge*, *Vorträge an seine Schüler.* Lesebuch für Jünglinge und Wissbegierige. 1793. XXIV und 216 S. 8. (14 gr.)

In der Vorerrinnerung sagt der Vf. dass eine Schule, in welcher junge Studirende wissenschaftlich gebildet werden sollen, vorzüglich der Ort sey, wo die Beredtsamkeit beym Vortrage allgemeiner Wahrheiten Etwas vermag; besonders, wenn sich der Lehrer durch seine Kenntnisse und edlen Sitten bey seinen Schülern in Credit gesetzt hat. Vorzüglich wird er Gehör finden und gute Eindrücke veranlassen, wenn er besonderer Gelegenheiten wahrnimmt, wo er nicht eben Amts wegen einen Vortrag halten muss, um wichtige Wahrheiten zu empfehlen. Darum hat Hr. *A.* manche sorgfältig studirte Ermahnung in Bereitschaft gehalten, bis sich mitten in einer Lehrstunde, wo er ganz unbereitet schien, eine Gelegenheit darbot sie anzubringen. Beyläufig erklärt sich der Vf. über einige Nebendinge, besonders orthographische Gegenstände, und thut unter andern den Vorschlag, in der deutschen Sprache nicht die Substantiven Wörter mit grossen Anfangsbuchstaben zu beehren, sondern entweder, wie andere aufgeklärte Nationen, alle Worte ohne Unterschied (nur die eigenen Namen ausgenommen) mit kleinen Buchstaben anzufangen, oder das eigentliche Hauptwort jedes Redesatzes durch einen grossen Anfangsbuchstaben auszuzeichnen und dadurch dem Leser anzudeuten, auf welches Wort er den Nachdruckston setzen soll. Z. B. Gott sprach: es werde Licht; und es Ward licht: und gott sahe, dass das licht Gut war; da Scheidete gott u. s. w.

Für das Publicum hat Hr. *A.* seine Reden hier und da erweitert und ausgeschmückt. Bey dem mündlichen Vortrage wirkten sie dem Ansehen nach manches Gute; dass diese guten Wirkungen sich nunmehr, da er sie der lesenden Welt mittheilt, weiter erstrecken werden, lässt sich wohl hoffen; doch nur unter der Bedingung, dass die Vorträge — gelesen werden.

Es sind ihrer *zwölf*: 1) Anweisung zum jugendlichen Vergnügen: sollte heissen: zum sittlich unschädlichen Genuss des jugendlichen Vergnügens: denn zum Vergnügen bedarf die Jugend keiner Anweisung. 2) Nachtheile einer gewaltthätigen Rache für zugefügten Schimpf. 3) Warnung vor dem Laster der Verschwendung. 4) Warnung vor der unnatürlichen Lustseuche. Hr. *A.* muss versichert gewesen seyn, dass alle seine Schüler (denn, diese Rede ward vor einer Versammlung aller Classen gehalten) mit der unnatürlichen Lustseuche bekannt waren; ausserdem lehrte er indirect wohl mehr, als er lehren wollte. 5) Anweisung zu dem Glück der Zufriedenheit. *Anweisung zum Glück*, hält Rec. für unmöglich: denn Glück ist Zufall. 6) Aufmunterung zur Gründung eines guten Rufs in der Jugend. 7) Ueber das thörichte häufige Schwören der alten Griechen. 8) Betrachtungen über einen plötzlichen Todesfall. Ist nach Rec. Empfindung Einer der bessern Vorträge und bestätigt das Quintilianische: *Pectus est, quod disertos facit.* 9) Ermahnung zum Fleiss im Studiren. 10) Der Wille Gottes an die Menschen, dass sie Musik lernen und sie zu seiner Ehre anwenden sollen. Hierzu ward der Vf. durch die vorhergegangene Erklärung des 150sten Psalms in einer Erbauungsstunde veranlasst. 11) Wider den Schulstolz. 12) Nothwendigkeit der frühen Herzensbildung. Herr *A.* redet mehr für den Verstand als für die Einbildungskraft; braucht mehr Gründe als Figuren und befleissigt sich mehr einer richtigen als einer blühenden Schreibart. Das ist nun wohl an sich nicht zu tadeln. Indessen kann Rec. den Vf. aus eigner *Erfahrung* versichern, dass junge Menschen etwas mehr Lebhaftigkeit als sich in diesen Reden findet, nicht nur vertragen können, sondern auch gern haben. Ins Langweilige fällt des Hn. *A.* Vortrag auch bisweilen dadurch, dass er zu viel Worte verschwendet, um zu sagen, was er nun sagen und nicht sagen wolle, und zu erklären, warum er dieses und Nichts anders sage.

1. MERSEBURG u. LEIPZIG, b. Wagner u. Comp.: *Menschentugenden in Erzählungen* aus der wirklichen Welt von *L. F. Schwerd.* Erstes Bändchen. 1795. 126 S. 8.

2. ROM: Die *schwarze Mappe.* 1795. 152 S. 8.

3. LEIPZIG, b. Gleditsch: *Der Husar* oder *Geschichte des Grafen von K.* 1795. 346 S. 8.

No. 1. Eine sonderbare Compilation vermischter Anekdoten und Erzählungen aus der alten, mittlern und neuern Geschichte, ohne Auswahl und Geschmack, in einem höchst mittelmässigen Tone wird der Leser in diesem aus alten Büchern neu gemachten Buche finden. Jedem Bändchen von Erzählungen, welches an einem Titel z. B. Einigkeit, Friedfertigkeit etc. mit beygefügten deutschen, lateinischen, biblischen und unbiblischen Sentenzen, angereiht worden ist, hat der Vf. aus eigner Fabrik eine kurze Definition der guten Eigenschaft vorausgeschickt, die er abzuhandeln gedenkt; ohngefähr auf folgende Art: „Erbarmen ist das schmerzliche Gefühl, das

„Elend für uns weckt.“ — „Freymüthigkeit ist die „dem guten Menschen eigne Tugend, der Wahrheit „und Gerechtigkeit ohne alle Rücksicht auf besorg- „liche Gefahr das Wort zu reden.“ Beide Tugenden hat der Rec. die eine beym Lesen, die andre bey der Anzeige dieses Buchs auszuüben Gelegenheit gehabt, und obige Definitionen ganz richtig befunden.

No. 2. Schwerlich möchten die Leser unter der Auffschrift: Raisonnements, Paradoxen und verschiedne Aufsätze, eine Apostrophe an die Aufklärung, unter dem Kapitel: Charaktere, eine in ein leibhaftiges Trauerspiel verwandelte Emigrantengeschichte; unter dem Titel: Projecte, den längst verbrauchten Witz, Zeitungsnachrichten zu persifliren, lebhafte Vertheidigungen ungesetzmäfsiger Ehen u. f. w. suchen; so wenig, wie unter der Auffschrift: Autor, den geistvollen Gedanken „siehe das Wort Hunger“ oder unter dem Titel: Jungfer „ein Nomen obsoletum.“ Um jedoch den Vorwurf nicht zu verdienen, als hätte der Rec. von dem Recensionsrecepte des Vfs. keinen Gebrauch machen wollen, wird es der Billigkeit gemäfs seyn, von der Schreibart des Vfs. noch eine Probe zu geben:

„Ihr lärmt immer, ihr Weltverbesserer, über Aberglauben und Vorurtheile des gemeinen Mannes. Räsonnirt sie immer aus seinem Kopfe hinaus; wird er „darum tugendhafter, besser, vergnügter, glücklicher? Lasset ihm immer seinen Glauben, seine Anhänglichkeit an alberne Dinge, wenn er nur übri- „gens ein ehrlicher Mann ist.“ Nun so wollen wir auch dem Vf. seinen Glauben lassen, dafs er ein guter Schriftsteller sey, wenn er übrigens so ehrlich seyn will, uns zu erlauben, dafs wir seinen Beruf zum Autor am nachgewiesenen Orte auffuchen dürfen.

No. 3. Der Husar ist ein für die Langeweile geschriebener gewöhnlicher Roman, der sich so wenig über das Mittelmäfsige erhebt, dafs er der Kritik völlig entrathen kann.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

1) Wien, in der Dollischen Buchh., *Predigten über die Hindernisse christlicher Menschenliebe.* Aus der Leidensgeschichte Jesu gezogen, und in der heil. Fastenzeit vorgetragen von *Joh. Sebastian Furmann.* Cooperator an der Stadtpfarrkirche bey St. Johann zu Brünn. 1796. 215 S. 8.

2) Celle, b. Schulze d. Jüngern: *Wahrheiten der Religion Jesu in Predigtform;* von *Joh. Gottfried Hieronymus Hennings,* Rector zu Dannenberg. 230 S. 8.

3) Lingen, b. Jülicher: *Homilien, Betrachtungen und Karaktergemählde, zur Beförderung christlicher Weisheit und Tugend, mit besonderer Hinsicht auf gebildete Leser, und auf die gegenwärtigen Zeitbedürfnisse.* 1796. 196 S. gr. 8.

Rec. hat von einem Religionslehrer der Kirche, zu welcher der Hr. Vf. von No. 1. gehört, lange keine solchen vortreflichen Predigten in Händen gehabt, als die gegenwärtigen. So rühmlich zeichnen sie sich durch ihren gemeinnützigen Inhalt, durch die gesunde und wahrhaft christliche Moral, die sie lehren, durch die Art der Ausführung und des Vortrags, und durch die reine und fliefsende, von auffallenden Provinzialismen so freye Sprache, worin sie geschrieben sind, vor vielen andern aus. Es sind in allen VII. Predigten, deren jede ein Hindernifs der Menschenliebe so behandelt, dafs *zuerst* gezeigt wird, es stehe dasselbe dieser christlichen Tugend und ihrer Ausübung wirklich im Wege, und *dann* die Mittel angegeben werden, wodurch wir uns vor demselben am besten bewahren, oder es am glücklichsten wegräumen können. Die Hindernisse selbst sind, nach des Vf. Belehrung, übertriebene Selbstliebe, Habsucht, Neid, Stolz, Argwohn, Rachsucht, Schadenfreude. Als Mittel gegen diese fehlerhaften und unchristlichen Gesinnungen empfiehlt er Betrachtungen und Uebungen, die zu dieser Absicht überaus gut und zweckmäfsig sind. Ueberdiefs sind alle diese Vorträge recht natürlich und schicklich aus der Leidensgeschichte, und den Charakteren der darin handelnden Personen hergeleitet. Nur eine ganz kurze Stelle zum Beleg des Gesagten sey S. 46. wo Hr. *Furm.* sagt: „Wer kann „nun wohl das alles reiflich überlegen, und noch in „dem Wahne bleiben, dafs der Reichthum hier unsere Glückseligkeit ausmache, oder doch dazu unentbehrlich sey? Nein; Gold und Silber und zeitliches „Vermögen dürfen wir zwar für Dinge ansehn, wo- „durch unser äusserlicher Zustand verbessert werden „kann; dürfen auch darnach auf rechtmäfsigen Wegen trachten; aber nie dürfen wir darin die Quelle „reiner, dauerhafter Glückseligkeit suchen. Nein; „der Reichthum hat nur in soweit einen wahren Werth, „in soweit derselbe wohl angewandt, und als ein „Mittel zur Erlangung der höhern geistigen Freuden „des Wohlthuns und Nützlichwerdens gebraucht „wird u. f. w.“

Eine nicht minder schätzbare Sammlung von Predigten über zehn interessante und grofsentheils nicht gemeine Hauptsätze hat Hr. *Hennings* geliefert (Nr. 2). Denn nicht häufig wird man wohl von der liebenswürdigen Gröfse Gottes in unsern äussern Sinnen, von der edeln Feinheit im Betragen nach den Grundsätzen des Christenthums, vom lehrreichen Anblick der majestätischen Sonne, von der schweren Wissenschaft, sich selbst genug zu seyn, und andern ähnlichen Materien so gepredigt finden, als es hier geschieht. Nicht weniger gut und praktisch sind aber auch die übrigen Themen behandelt; von der wahren Mildthätigkeit gegen würdige Arme, von der edeln Freude bey der Rückkehr eines Sünders zu Gott, vom Vorzug der geoffenbarten Religion vor der blos natürlichen, vom grofsen Gewicht des Gedankens: Wir werden uns wiedersehen für die Freundschaft edler Seelen, u. f. w. Rec. gesteht daher freymüthig, dafs diese Predigten in Hinsicht auf ihren besondern Zweck im Ganzen wohl nicht viel gewonnen haben könnten, wenn sie in einer andern Gestalt, als in der gegenwärtigen, erschienen wären, so wenig diefs der Vf. selbst entscheiden zu können, in der Vorrede (S. 3) mit lobenswürdiger Bescheidenheit versich-

Nr. 3. ist eine kleine, aber vortrefliche Sammlung meisterhafter moralischer Abhandlungen, auf welche Rec. die Aufmerksamkeit eines *jeden* rege machen möchte, der etwas Ungemeines und Ausgezeichnetes in der Art zu lesen wünscht. Der ungenannte Hr. Vf. der bereits vor sechs Jahren ein Bändchen Predigten herausgegeben hat, die allenthalben mit Beyfall aufgenommen worden sind, und den Rec. gern aus seiner Anonymität hervorziehen möchte, wenn er es nicht so ernstlich verböte, hätte sich wegen der Herausgabe dieser Homilien gewiss nicht zu entschuldigen gebraucht; so viel Dank ist ihm vielmehr das Publikum dafür schuldig. Denn ihr Inhalt ist in den Wahrheiten, mit deren Entwickelung und Anwendung sie sich beschäftigen, unsern gegenwärtigen Zeitumständen so angemessen, lehrt über so manches Verhältniss des christlichen Bürgers zum Staate, über die Beschaffenheit und den Umfang gewisser jetzt vorzüglich zu übender Pflichten der Befehlenden und Gehorchenden, über so manche auffallende Ereignisse des Tages, so richtig denken, urtheilen, empfinden, ist endlich in einer so deutlichen, überzeugenden, edeln Schreibart vorgetragen, dass gewiss kein Leser dieser Schrift sie ohne Hochachtung für des Vf. Geist und Herz aus der Hand legen wird. Rec. wenigstens bedauerte, nach Durchlesung derselben, nichts mehr, als die Versicherung des Vf. S. VII der Vorrede, dass seine Lage es ihm bald unmöglich machen werde, für das lesende Publicum wieder zu arbeiten; um so mehr, weil, wie er selbst sagt, die Vorsehung ihn in Umstände gesetzt hat, die es ihm leicht machen *sine ira et studio* zu schreiben. Wir können uns nicht enthalten, wenigstens *eine* schöne Stelle, wie sie uns beym Aufschlagen in die Hand fällt, herzuschreiben. Sie ist aus der Betrachtung über Röm. 12, 11—12 in welchem Sinne der Wunsch nach Freyheit vernünftig, christlich und erreichbar sey, genommen, S. 125 und folg. heisst es: „Ihr, die ihr als Machthaber zu Aufrechthaltung der Ruhe und des Wohls „von Staaten auf einer höhern oder niedrigern Stufe „angestellt seyd; wollt ihr zum Glück eurer Mitbürger arbeiten, wollt ihr auf Achtung eurer Zeitgenossen und der Nachwelt Anspruch machen, wollt „ihr euch selbst und die Eurigen vor dem namenlosen Elend sichern, welches so viele eures gleichen „in unsern Zeiten traf; o so lasst auch ihr euch durch „die Geschichte unsrer Tage warnen, so lang es noch „Zeit ist! Wähnt nicht, dass die euch anvertraute „Gewalt euch unbedingt gegeben sey, dass ihr durch „sie das Recht und die Freyheit erlangt habt, nach „blinder Willkühr, nach Laune und Leidenschaft „über andre zu herrschen! So gross auch eure Macht „seyn mag; jeder Missbrauch, jede unerlaubte Erweiterung derselben, jede Kränkung des Menschen — „und bürgerlichen Rechts ist Zügellosigkeit, ist ein „Funke, der leicht das ganze Staatsgebäude entzünden und auch euch unter seinem Schutte begraben „kann. Nichts habt ihr zu fürchten, so lange ihr „selbst nicht durch euer Betragen Veranlassung gebt, „die Begriffe von Freyheit und Ungebundenheit zu „verwechseln, so lange ihr selbst Recht und Gerechtigkeit handhabt, und dadurch alle noch nicht „ganz verdorbene Menschen für euch gewinnet. *Aber „alles, alles wagt ihr daran, wenn ihr eine Geduld „überspannt, die auch ihre Grenzen hat, „der, wenn sie „einmal erschöpft ist, wenn sie den Zwang nicht länger „tragen will, ihr vergeblich* dann erst einen Damm entgegen zu setzen trachtet." — Sechs Homilien, alle über sehr ausgesuchte Stellen der Bibel, zwo Betrachtungen, und ein Charaktergemählde nach Luc. 10, 3 — 36 machen übrigens das schöne Ganze aus.

KLEINE SCHRIFTEN.

PAEDAGOGIK. *Berlin*, b. Oehmigke. *Pädagogische Ideen; von Luise Gräfin v. K.* Herausgegeben vom Grafen von *Lehndorf.* königl. preussis. Kammerherrn. Mit dem Bildniss der Verfasserin. 1793. 86 S. 8. (5 gr.) Der Hr. Gr. v. *L.* lernt auf seinen Reisen die Frau Gräfin von K.. w gebl. v. G. kennen, überrascht sie beym Schreiben, und, nachdem er sich das Manuscript von ihr erbeten hat, übergiebt er's dem Publikum gedruckt. Die Frau Gräfin macht Projecte, deren Bestandtheile aber eher politische als pädagogische Ideen genennt werden möchten. Zuerst den *Plan zu Stiftung einer Erziehungsanstalt im Preussischen Staate für ganz arme Töchter des Adels und bürgerlicher rechtschaffener Staatsbeamten.* Von der Ausführbarkeit desselben vornehmlich durch den Grund überzeugt, den sie in dem vorgesetzten Motto angegeben hat; *Rien n' est impossible; il y a des moyens, qui conduisent à toutes choses; et si nous avions assés de volonté, nous aurions toujours assés de moyens.*) ermuntert sie nicht nur alle Personen ihres Geschlechts und Standes, sich allen überflüssigen Putz zu versagen und die dadurch ersparten Kosten auf die Ausführung dieses Entwurfs zu wenden; bietet dabey Religion, Ehrgefühl, Menschenliebe, Mitleiden, Alles auf, um zur Entschliessung zu bewegen; sondern sie thut auch unmasgebliche Vorschläge zur Einrichtung dieses Erziehungsinstituts und geht dabey so sehr in's Detail, dass sie schon die Kleidung der Zöglinge, die Farbe der Bänder, das Gepräge eines zu tragenden Medaillons, die Feyer des Stiftungstages u. s. w. angiebt. Sollte diess ja zu viele Schwierigkeiten finden; so tritt sie mit einer andern Idee hervor, nämlich mit *Errichtung eines Damenordens,* der von einer Fürstin gestiftet werden, andere Damen von *Rang und Geburt,* (aber, wozu diese Bedingung? da die Verfasserin S. 69 selbst behauptet, dass Stand und Geburt nicht erfoderlich seyen, um durch Nachruhm unsterblich zu werden) aufnehmen, sie in Logen ordnen und durch die Ordensgesetze jede Dame verpflichten soll, ein armes Fräulein und ein armes Mädchen von bürgerlicher Herkunft zu brauchbaren Mitgliedern der weiblichen Gesellschaft zu erziehen, oder auf ihre Kosten erziehen zu lassen. Diese Projecte adressirt sie an die jetzt regierende Königin von Preussen, überlässt es aber dem glücklichen Ungefähr, ob die Blätter der Königin vor Augen kommen werden oder nicht. Zwar sagt die Verfasserin: es sey ihrer stolzen Seele unmöglich, an dem guten Erfolge dieses Vorschlags zu zweifeln; indessen wird es ihr die Erfahrung nun wohl möglich gemacht haben. — Die Frau Gräfin denkt und schreibt wirklich gut: und, sollte ja Jemand der Meynung seyn, dass ihre Ideale den schönen Träumen nicht unähnlich sehen; so unterschreiben wir gern die Erklärung des Hn. Herausg., der in seinem kurzen Vorberichte sagt: „Möchte doch das ganze schöne Geschlecht nur jederzeit mit *solchen* Träumereyen die Stunden ausfüllen, die von den Mehresten, mit dem Modenjournal in der Hand, den Toiletten-Beschäftigungen gewidmet werden!"

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 17. Junius 1797.

LITERARGESCHICHTE.

STETTIN, b. d. Verf.: *A View of the English Editions, translations, and illustrations of the ancient Greek and Latin Anthors* with Remarks by *Lewis William Brüggemann*, Counsellor of the Consistory at Stettin in Pomerania and Chaplain in ordinary to his Prussian Majesty. 1797. 838 S. gr. 8.

Der durch seine vortreffliche Beschreibung von Pommern rühmlichst bekannte Vf. liefert hier einen ansehnlichen Beytrag zur Bibliographie der alten klassischen Literatur, dem an Genauigkeit und Vollständigkeit äusserst wenig Werke dieser Art beykommen, schwerlich aber eines den Vorrang ablaufen kann. Er hat sich dazu seit langer Zeit vorbereitet und mit den kostbarsten und seltensten Hülfsmitteln versehn. Er gebrauchte nicht nur die besten und vorzüglichsten gedruckten Verzeichnisse von öffentlichen und Privatbibliotheken; eine überaus grosse Anzahl englischer kritischer Journale und periodischer Schriften; sondern untersuchte auch auf einer gelehrten Reise die königl. Bibliothek zu Berlin, die kurfürstl. zu Dresden, die Universitätsbibliotheken zu Halle, Leipzig, Frankfurt an der Oder, und Greifswalde, bey deren Besuchung er überall von den Aufsehern gütig unterstützt wurde. Am meisten verdankt er jedoch der Gefälligkeit des Hn. Hofr. Heyne in Göttingen, der ihm einen vollständigen Auszug aller auf dasiger Bibliothek befindlichen englischen Ausgaben, Uebersetzungen und Erläuterungsschriften zukommen liefs. Unter den englischen zur Geschichte der Buchdruckerkunst gehörigen Werken leistete ihm keines so viele Dienste als das in Deutschland noch wenig bekannte Werk: *Typographical Antiquities: or an historical account of the origin and progress of Printing in great Britain and Ireland, containing memoirs of our ancient Printers, and a register of books* printed by *them*, from the year MCCCCLXXI to the year MDC. Begun by the late *Joseph Ames*, — considerably augmented both in the memoirs and number of books by *William Herbert* of Cheshunt Hirts. *London* printed for the Editor 1785—90. in drey starken Quartbänden. Allein aus diesem Werke hat der Vf. über 400 höchst seltne Schriften aus dem 15ten und 16ten Jahrhundert beygebracht; und wie viel Bereicherung die Büchernotizen des von Hn. B. umfassten Literarfaches hier erhalten haben, kann man unter andern aus einer Vergleichung des Artikels *Augustinus* mit Hn. Schönemanns gewiss sehr fleissig gearbeiteten Werke über die Kirchenschriftsteller abnehmen.

Der Vf. theilt sein Buch in drey Abschnitte. Der erste begreift die griechischen Schriftsteller, sowohl die sogenannten Profanscribenten, als die jüdischen und christlichen Schriftsteller. Der zweyte die lateinischen Autoren, Heyden und Christen. Sie stehn nach der Zeitfolge. Das Verzeichniss der Griechen schliesst mit Cyrillus Lucaris, das der Lateiner mit Alfred. Der dritte Abschnitt begreift die Sammlungen verschiedner Schriftsteller, und die vermischten Erläuterungsschriften. Der Vf. hat seinen Plan über alles was zur griechisch-römischen Literatur, mit Inbegriff der biblischen und patristischen, in Grosbritannien gedruckt worden, ausgedehnt; er führt also auch Ausgaben, die von ausländischen Gelehrten herrühren; wie z. B. Suidas v. Küster, Wyttenbach's Plutarch, Heyne's Virgil nach der engl. Ausgabe, auf; unterläfst aber dagegen, wie billig, die Nachdrücke englischer Ausgaben ausserhalb Grosbritannien aufzuführen. Bey vielen Werken hat der Vf. aus englischen Journalen, oder andern literarischen Werken, kurze Beurtheilungen beygefügt. Bey den seltnern und wenig bekannten Ausgaben und Uebersetzungen, sind die literarischen Quellen nachgewiesen, wo sie Hr. B. auffand. Die Titel sind vollständig aufgeführt, und der Abdruck äusserst correct, so dass man sich nicht wundern wird, eine Menge anderwärts vorkommender falscher Angaben von Namen und Jahrzahlen hier berichtigt zu finden. Denn der kritische Fleiss des Vf. verliess sich keinesweges auf die oft fehlerhaften Angaben in Bücherverzeichnissen; eine grosse Menge Werke untersuchte er durch den Augenschein, und selbst seine eigne an englischen Werken sehr reichhaltige Bibliothek kam ihm dabey zu Hülfe. Einem so fleissigen und sorgfältigen Sammler noch etwas nachzuweisen, ist gewiss kein leichtes Unternehmen. Wir haben uns die äusserste Mühe gegeben, zum Beweise unsrer Dankbarkeit für so viele hier zum erstenmale uns bekannt gewordne Schriften, einige etwa ausgelassne Artikel nachzuweisen; nachdem wir aber mehr als fünfhundert der seltensten, die wir schon kannten, nachgeschlagen, und keinen vermissten, haben wir die unfruchtbare Mühe der Nachlese aufgegeben. Blofs zufällig, in dem wir das zweyte Verzeichniss der aus der königlichen Bibliothek zu Berlin im November d. J. zu verkaufenden Dubletten durchgiengen, stiessen uns unter No. 359. S. 24. folgende Ausgaben auf

Xenophontis memorabi. Socr. 1694.
— — — *de Cyri exp.* 1696.
— — — *Hist. graeca.* 1710.

sämtlich zu Oxford gedruckt, die wir von Hn. B. nicht verzeichnet fanden, sie sind auch in der Harlesischen Ausgabe von Fabricii bibl. gr. nicht angemerkt, welches Werk überhaupt eine sehr grosse Menge Zusätze durch unsern Vf. gewinnt. Noch schwerer dürfte es halten, Berichtigungen anzubringen; weil, um sie mit Sicherheit zu geben, nothwendig die Autopsie solcher Werke erfodert wird, bey deren Angabe der Vf. sich auf andre verlassen musste. Hier ist uns nur eine Gelegenheit aufgestossen, wenigstens einen Zweifel Hn. B. mitzutheilen. Er führt beym Apulejus S. 711. folgende Uebersetzung an:

The New Metamorphosis; or the pleasant Transformation. Being the Golden Ass of LUCIUS APULEJUS *of Madaura translated into English by* C. MONDE *London sold by J. Morphew* 1708. 2 *Vols*

Bis uns Hr. B. eines bessern belehrt, scheint dieses Werk kein anders zu seyn als folgendes, das Rec. selbst besitzt, und von dem er hier den ganzen Titel hersetzen will:

The New Metamorphosis, or the pleasant Transformation, being the Golden Ass of Lucius Apulejus of Medaura, (so steht hier falsch gedruckt für *Madaura*) *Alter'd and improv'd to the modern times and Manners, exposing the Secret Follies and Vices of Maids, Wives, and Widows, Nuns, Fryars, Jesuits, Statesmen, Courbices etc. Written in Italian by Carlo Monte Socio fellow of the Academy of the Humoristi in Rome and translated form the Vatican Manuscript. Vol. I. II. London printed for S. Brises and sold by J. Morphew near Stationers Hall* 1708.

Eben dieses Werk führt Hr. B. jedoch nur in Ausgaben von 1714. 1725. auf der folgenden Seite wegen des ihm vorgesetzten Lebens des Apulejus an. Es ist aber keine Uebersetzung, sondern, wie schon der Titel angibt, eine Nachahmung der Metamorphosen des Apulejus auf neuere Zeiten und Sitten angewandt. Sollte nun aber der C. MONDE nicht eine Verwechslung mit dem *Carlo Monte* dem Italiäner seyn? In diesem Falle wäre also das von Hn. B. S. 711. angeführte Buch aus der Reihe englischer Uebersetzungen des Apulejus auszustreichen.

Sollten, wie wir herzlich wünschen, die verdienstlichen Bemühungen, die Hr. B. auf dieses Werk gewendet, besonders in England, so eifrig unterstützt und belohnt werden, dass bald eine neue Ausgabe erscheinen könnte, so würde es zur Bequemlichkeit der Besitzer gereichen, wenn in das Register nicht blos die Namen der alten Autoren, sondern auch der Herausgeber eingetragen, auch die einzelnen Bücher mit fortlaufenden Numern bezeichnet würden. Das letzte könnte dazu dienen, manche unnöthige Wiederholungen ganzer Büchertitel zu vermeiden. So stehn Heathii notae in Tragicos viermal aufgeführt, einmal unter den *Collections*, (wo sie eigentlich an ihrem Platze stehn) dann aber wieder bey Aeschylus, Sophocles, Euripides; wären nun die Bücher numerirt, so dürfte bey jedem der drey Tragiker blos die Numer citirt werden, wo Heath's notae unter den *Collections* stehn.

SCHLESWIG, b. Röhss: *Lexicon der jetztlebenden Schleswig-Holsteinischen und Eutinischen Schriftsteller, möglichst vollständig zusammengetragen,* von *Berend Kordes*, Professor und Unterbibliothekar in Kiel. 1797. 1¼ Alph. nebst einer Vorrede von 3 Bogen in gr. 8. (Subscriptionspreis 1 Rthlr. 24 Schill. Ladenpreis 2 Rthlr. schlesw. holst. Courant.)

Durch diese Speciallitteratur gewinnt die Litterargeschichte überhaupt und das gelehrte Deutschland insonderheit einen sehr beträchtlichen Zuwachs. Es wird nun bald, zur Freude aller Literatoren, kein Land und kein Ländchen, ja sogar keine beträchtliche Stadt, in unserm deutschen Vaterlande seyn, die nicht ihre bald mehr bald minder genau bearbeiteten Verzeichnisse der darin lebenden Schriftsteller hätten. Hr. K. schliesst sich nicht allein an die Herren *de Luca, Moser, Hörner, Hang, Weiz, Rust, Koppe, Herzog, Meyer, Vocke, Fikenscher, Schmidt* und *Mehring, Kläbe* u. s. w. an, sondern sucht sie auch zu übertreffen. Die strenge Prüfung, der wir das Werk unterwarfen, überzeugte uns von der Wahrheit der in der Vorrede umständlich auseinandergesetzten Bemühungen, demselben den möglichst hohen Grad von Vollständigkeit und Genauigkeit zu ertheilen. *Die Hauptabsicht* ging gleich Anfangs dahin, die beiden bekannten Werke des Hofraths Meusel, das gelehrte Deutschland und das deutsche Künstlerlexicon, mit Rücksicht auf die Herzogthümer Holstein und Schleswig, zu ergänzen. Mit dem letzten gelang es dem Vf. nicht so, wie mit dem ersten. Das Wenige, was er zu dessen Behuf auftreiben konnte, steht im zweyten Anhange. Dagegen gab er sich desto mehr Mühe, das Schriftstellerverzeichniss möglichst vollständig zu machen; und nach vieljährigen und vielfachen Anstrengungen ist es ihm auch damit, zwar nicht völlig — denn dies ist fast unmöglich — aber doch sehr gut gelungen. Vorzüglich verdient die Bemühung Lob, welcher zu Folge die meisten Artikel vor dem Druck den Schriftstellern zur Revision zugeschickt wurden; welches auch am Ende eines jeden bemerkt ist. Dennoch erreichte Hr. K. nicht bey allen seinen Zweck. Manche Schriftsteller waren beym Aufzeichnen ihrer eigenen Werke, andere bey der Revision der sie betreffenden Artikel zu nachlässig: andere hatten dabey so ihre Launen, wie Hr. *Claudius*, vulgo *Asmus* genannt. Denn dieser wollte, zufolge S. 61., nicht einsehen, zu was die Lebensbeschreibungen, wenn die Leute nicht ungewöhnliche Verdienste haben, gut seyn, und *sonderlich ihm* dünkten alle Lebensbeschreibungen, so lange die Leute leben, etwas unschickliches zu haben. Bey diesem Verzeichniss war ja aber keine Rede von *Lebensbeschreibungen*. Freylich wohl wäre es uns und gewiss mehrern lieb gewesen, wenn Hr. K. nicht den Verfassern des gelehrten Be-

sondern andern, die bey den Schriftenverzeichnissen auch genauere Nachrichten von den Lebensumständen der Autoren, als im gelehrten Deutschland geschehen kann, liefern, gefolgt wäre. Er bedauert es in der Vorrede *gewissermassen*, dass er dies unterlassen habe. Vermuthlich kam ihm unsere bey dem gelehrten Berlin hierüber gemachte Bemerkung zu spät. Es müsste allerdings auch nur bey merkwürdigen Leuten geschehen. Ein Paarmal finden wir dergleichen wirklich. Wie gerne lasen wir nicht S. 502 u. ff. die Lebensumstände des 1794 verstorbenen Grafen von Schmettau, so kurz sie auch sind! So auch, was S. 485. von einem rechtschaffenen Manne, mit Namen *Nissen*, erzählt wird, der laut gegen Betrügereyen gewisser Minister sprach, und ein Opfer ihre Kabale und Gewalt wurde.

Das gelehrte Deutschland liegt zwar bey der ganzen Arbeit zum Grunde, mit steter Allegation desselben. Es ist auch ganz so, wie die neuern Ausgaben, eingerichtet: jedoch so, dass Bücher und Aufsätze in periodischen Schriften nicht, wie in dem gelehrten Deutschland, abgesondert, sondern unter einander, aber nach chronologischer Ordnung, stehen; welches der Vf. auch zu spät bedauerte. Vor dem gel. Berlin hat sein Werk hierin den Vorzug, dass die anonymischen Schriften durch Sternchen bezeichnet sind. Man findet demnach hier mit Vergnügen eine ziemliche Anzahl derselben entdeckt. Man sehe z. B. den Artikel *Eduard Ambrosius*. Auch darin geht Hr. K. vom gelehrten Deutschland ab, dass er auch Gelehrte, die weiter nichts, als eine kleine Schrift drucken liessen, mit aufführt. Denn diese, wie der Vf. richtig bemerkt, gehören nicht in ein gelehrtes Deutschland, aber wohl in ein schreibendes Schleswig-Holstein. Das Ziel des Vf. geht bis zu Ende des Jahrs 1795: jedoch mit einigen Ausnahmen.

Das Hauptwerk, worinn 486 Schriftsteller alphabetisch paradiren, wird von einigen nützlichen Zugaben begleitet, nämlich von einer topographischen Uebersicht; wo man auch die ausser ihrem Vaterlande lebenden Schleswiger und Holsteiner erblickt; ferner, von einer wissenschaftlichen Uebersicht, nach Buhle's Grundzügen einer allgemeinen Encyklopädie aller Wissenschaften geordnet; weiter 3 Anhänge: 1) von Schriftstellern, die theils verstorben sind, deren Artikel aber in Meusel, Worm und Ekkard (seinem allgem. Register über die Gött. gel. Anzeigen) noch berichtigt und ergänzt werden konnten, theils aus andern Ursachen in die obige alphabetische Reihe nicht aufgenommen werden durften. 2) Von Künstlern, zur Ergänzung des Künstlerlexicons, von Meusel. 3) Versuch einer Literärgeschichte der Herzogthümer, nach J. M. Frank's noch immer nicht übertroffenen Plan, ergänzt und fortgeführt. Aus mehrern Gründen konnte dieser schätzbare Versuch nicht zu der beabsichtigten Vollständigkeit gebracht werden. Hauptsächlich von gelehrten Zeitungen und Journalen. Endlich noch 10 Blätter voll Zusätze und Verbesserungen.

Zum Beschluss einige Anmerkungen! *Frahm*, über den in der Vorrede S. XI. gezweifelt wird, ist mit Recht aufgenommen, denn er lebt, zufolge der 5ten Ausgabe des gelehrten Deutschlands, zu Rendsburg. — S. 68. wird eine Schrift von *K. F. Cramer* über die Kieler Universitätsbibliothek als *das einzige Buch in der Welt* angegeben, das keinen mit dem Buchstaben A signirten Bogen hat. Wie ist dies zu verstehen? — Dass *Dahl* aus *Schleswig* gebürtig sey, finden wir in der von dem Vf. citirten Erlang. gel. Zeitung (1792. S. 73.) nicht: sondern es heisst unbestimmt: *aus Dänemark*. — Christoph Söring und seine Familie; von *Manhard* (S. 215.) erschien anonymisch. — Wie kommt es, dass S. 255. gesagt wird, *Nic. Oest* habe in Verbindung mit *L. Bielefeld* die erste Hälfte von *Malling's* grossen und guten Handlungen der Dänen übersetzt, da doch auf dem Titel des Buchs keiner als Uebersetzer genannt ist, sondern *Abrahamson?* — *Zoëga* (S. 513.) steht wahrscheinlich deswegen nicht im gelehrten Deutschland, weil er ein Däne war und dänisch schrieb.

NÜRNBERG, in der Bauer- und Mannischen Buchh.: *Ueber den Ursprung der Gesetze, Künste und Wissenschaften*, im Auszuge nach dem Französischen des Hn. *Goguet*, zum gemeinnützigen Gebrauch für studierende Jünglinge und andere Leser bearbeitet, von *Joh. Paul Sattler*, Professor und Conrector des Nürnbergischen Gymnasiums. 1796. 391 S. gr. 8.

Von dem Werthe und auch von den kleinen Mängeln des *Goguetschen* Werks darf hier desto weniger etwas gesagt werden, da es schon seit beynahe vierzig Jahren in einer guten Uebersetzung gelesen und gebraucht worden ist. Wäre es nur auch Aufmunterung für unsere deutschen Gelehrten geworden, nach dem im Ganzen so vortrefflichen Plane, der darin herrscht, die Geschichte der Gesetze, Künste und Wissenschaften weiter zu bearbeiten. Unterdessen hat Hr. *S.* seine auf den gegenwärtigen Auszug verwandte Mühe nicht übel angebracht. Man findet darin das eigentlich Lehrreiche und Gemeinnützliche des Werks geschickt zusammengedrängt. Für chronologische Uebersicht und Verbindung hätte der Epitomator noch etwas mehr sorgen können. Dass er alle bestimmte Citate weggelassen hat, kann ihm zwar nicht verargt werden; doch wäre vielleicht manchem Leser eine kurze allgemeine Anzeige der Quellen an der Spitze manchen Abschnitts angenehm gewesen. Noch hätten wir gewünscht, dass hin und wieder die Resultate einiger neuern Untersuchungen über gewisse hier abgehandelte Gegenstände eingerückt worden wären.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

WIEN, b. Rötzl: *Neue Kanzelreden bey einigen ausserordentlichen Umständen*, bearbeitet von

Joseph Lauber, Doctor und Professor der Theologie.

Auch mit folgendem zweyten Titel:

Vollständiges homiletisches Werk zum bequemen Gebrauche für wirkliche und künftige Seelensorger in der Stadt und auf dem Lande. — VIII Bd. enthaltend Reden für einige ausserordentliche Umstände. — XIV S. Tit., Vorr. u. Inhaltsanzeige. 314 S. Text.

Findet sich gleich in diesen Predigten nicht der liberale umfassende und eindringende Geist, welcher die von Berg und Zirkel für Christen aller Partheyen so schatzbar, aber auch in der That zu einer unter der katholischen Christenheit einzigen Erscheinung macht: so können sie doch, ihrem eigentlichen Zwecke gemäss, den minder geübten Amtsbrüdern von des Vfs. Kirchenparthey bey ihren homiletischen Arbeiten manchen brauchbaren Stoff geben, und auch in Absicht auf die Form ihrer Vorträge zu einer ganz nützlichen Anleitung dienen, wesfalls er ihnen selbst in Anmerkungen am Schlusse der meisten die erfoderlichen ihrer eigenen Beurtheilung vielleicht nur etwas zu weit vorgreifenden Winke ertheilt. Der Predigten sind XI ganz und zum Theil etwas umständlich ausgearbeitete und ein kurzer Entwurf bey Gelegenheit der ersten Messe eines neu eingeweihten Priesters. Die meisten sind bey Gelegenheit von Rekrutenausheben zum Kriege — beym Ausrücken der Truppen ins Feld — nach erfochtenen Siegen — bey einem Friedensfeste, bey Gebeten für den glücklichen Erfolg neuer Kriegsrüstungen — die zwey letzten aber bey Einführung von neuen Pfarrern in ihre Gemeinden gehalten. Zuweilen blicken die vaterländischen Verhaltnisse des Vfs. stärker durch als es die Wahrheit verstattet, (wie z. B. bey zu herabwürdigen Vorstellungen von den Feinden — bey dem seynsollenden Beweise, dass auch Eroberungskriege zum Wohl einzelner und zum gemeinen Besten gereichen, in der ersten Rede bey einem öffentlichen Gebete vor einem neuen Feldzuge, dagegen die zweyte von einem andern Vf. weit nüchterner ist,) seltner noch seine kirchliche Parthey, wenn von Austheilung der sacramentalischen Gnaden, von Kraft des Gebets bey leiblichen, selbst politischen Angelegenheiten, mit sehr übel angebrachten Schriftbeweisen, z. B. bittet so werdet ihr nehmen, die Rede ist. Intolerante Gesinnungen findet man aber nirgends, im Gegentheil viel Eifer für das Praktische (wenn gleich mit nicht genug geläuterten Motiven) und es gereicht dem Vf. sehr zur Ehre, dass er auch bey der Freude über den Sieg Mässigung und Wohlwollen gegen die besiegten Feinde empfiehlt. Die Ordnung ist bis auf wenige Ausnahmen, die mehr in falschem Ausdrucke als in der Sache selbst liegen (z. B. bey der Siegsrede) ziemlich untadelhaft, die Ausführung, wenn auch nicht erschöpfend, doch nicht zu flüchtig und die Schreibart — Provincialismen abgerechnet, wie *folgsam* für folglich, *elendig* statt elend, *begnehmigt, seit, ganz* erträglich.

KLEINE SCHRIFTEN.

ARZNEYGELAHRTHEIT. *Wirceburgi Sumpt. Franc. Xav. Rienneri: Doloris Faciei morbi rarioris atque atrocis observationibus illustrati Adumbratio.* Diatribe, qua exercitationes clinicas in nosocomio Juliaeo habendas indicit *Georg Christoph Siebold* annexus est de instituti clinici ratione ad Tirones Sermo academicus, 1795. 22 S. 4. In dieser kleinen Abhandlung lud der Vf. ein würdiger Sohn des um unsre Kunst so verdienten Hn. Hofr. Siebold, seine Zuhörer 1795. zu den Klinischen Uebungen im Julius-Spital zu Würzburg ein, und in der dieser Schrift angehängten auf 24 S. abgedruckten Rede giebt er den angehenden jungen Practikern manche gute Winke, wie sie sich an den Krankenbetten dieses Hospitals benehmen sollen, um sich einst zu würdigen Klinischen Aerzten vorzubereiten. *Forthergill*, sagt er, beschrieb dieses Uebel zwar genau, vor ihm aber schon 1756. ein Pariser Wundarzt Andrée, (und nachher ein anderer Franzose, der es *Tic douloureux* nannte.) *Degner* ist der erste, welcher diese Krankheit 1724. beobachtete und sie in die Sammlung der Soc. Natur. Cur. einrücken liess, wobey er nebenher anführt, dass der Stifter und Praesid. dieser alten gelehrten deutschen Gesellschaft Laur. *Bausch* an dieser Krankheit 1664. starb. Er erzählt hierauf die Krankengeschichte einer 35 jährigen Bauersfrau, welche diesen unausstehlichen Schmerz, der weder im Antro Highmori noch in den Zähnen seinen Sitz hat, lan[illegible] Zeit duldete und dagegen manches gebrauchte, bis sie en[illegible]lich von demselben im Julius-Spital durch Pillen aus Schie[illegible]ling-Extract und dessen Kraut alle zwey Stunden zu dr[illegible] Stücken genommen — dann durch kleine Einreibungen ei[illegible] Salbe mit der Zungenspitze in diejenige innere Wangengege[illegible] wo der Schmerz sass, nach einigen Monaten befreyt wur[illegible] Diese Salbe bestand aus zween Theilen Fett und einem Th[illegible] Quecksilber. Nebenbey trug sie äusserlich auf der Backe [illegible] Schirlingspflaster. — Rec. erinnert sich einer 60 jährigen Da[illegible]me, welche von diesem Schmerz im Gesicht viele Jahre ge[illegible]quält, und gegen welchen mancher Arzt und manches Mit[illegible] vergebens gebraucht wurde. Ein sehr erfahrner und berüh[illegible]ter Practiker gab endlich Mercurialmittel in reichen Gab[illegible] mit merklicher Verminderung des Schmerzes, die Kranke [illegible] starb hierauf an einem Zehrfieber.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 19. Junius 1797.

PHILOSOPHIE.

Leipzig, in Commission b. Barth: *Briefe über die wichtigsten Gegenstände der Menschheit.* Geschrieben von R. und herausgegeben von *S. T. U. Erster Theil.* 1794. 378 S. *Zweyter Theil.* 1794. 356 S. *Dritter Theil.* Herausgegeben von *S.* 1796. 348 S. 8.

In der Vorrede zum dritten Theile (die beiden ersten haben keine) heisst es: „Die Herausgeber der Briefe über die wichtigsten Gegenstände der Menschheit gingen von der Meynung aus, dass es noch immer lesende Deutsche genug gebe, bey welchen die Fluth der Ritter- und Raufgeschichten den Sinn für Schriften dieser Art noch nicht weggeschwemmt hätte. Der Erfolg hat ihren Glauben bestätigt; man hat diese Briefe mit Beyfall aufgenommen und mehr dergleichen zu lesen gewünscht." Wenn diese Versicherung wahr ist, so muss sich jeder patriotische Deutsche darüber freuen. Denn wenn auch diese Briefe in mancher Hinsicht keine Muster sind, so enthalten sie doch eine Menge von interessanten Betrachtungen über wichtige Gegenstände, und mannichfaltigen Stoff zum eignen weitern Denken, dass es nichts anders als ein vortheilhaftes Zeichen der Zeit und des sich weiter verbreitenden Geschmacks an nützlicher Lectüre ist, wenn sie ein zahlreiches Publicum gefunden haben, welches in ihnen unstreitig weit mehr Nahrung des Geistes findet, als in den schalen Romanen, die zu nichts weiter brauchbar sind, als die Zeit zu vertreiben oder zu verderben. Wir haben an Schriften der Art keinen Ueberfluss, und jeder Beytrag verdient daher schon Aufmunterung, der einigen ihrer Erfodernisse nur in einigem Grade entspricht. Und dieses lässt sich dann auch von dieser Sammlung rühmen. Sie enthält erstlich eine grosse Mannichfaltigkeit von Materien, die allgemeines Interesse für den gebildeten Menschen und denkenden Bürger haben, mit besonderer Rücksicht auf Zeitbedürfnisse, wie schon aus folgenden Rubriken der Briefe erhellet. I Th. 1) Ueber die Aufklärung. 2) Ueber das Principium der Moral. 3 und 4) Ueber die sicherste Methode, deutsche Knaben vor der Epidemie des Zeitalters, Negerjungengreuel (Onanie) genannt, zu bewahren. 5) Ueber die wirksamsten Mittel, Ruhe im Lande zu erhalten. 6) Ueber die Frage, wie ist der gesunkenen Achtung des Predigerstandes wieder aufzuhelfen? 7 und 8) Ueber liturgische Verbesserungen. 9) Ueber deutsche Pressfreyheit im 19 Jahrhundert. 10) Ueber die Furcht, lebendig begraben zu werden. 11) Ueber des Schulmeisters Wachsmuth Sprichwort, auf Hochzeiten und Kindtaufen muss ich reden können wovon ich will. II. Th. 12) Ueber Sektengeist und Sektenhass im Christenthum. 13) Ueber Ehescheidungen. 14) Ueber das Problem wie es anzufangen sey, dass es keine Kindermörderinnen mehr gebe. 15) Ueber das wichtigste Hinderniss, welches dem Allgemeinwerden der Pockeninokulation noch im Wege steht. 16) Ueber den Krieg. 17) Ueber die Thierquälerey. 18) Ueber Privatisir- und Independenzsucht. 19) Ueber den Mittag des Christenthums. 20) Ueber auswärtige Rechtssprüche. 21) Ueber die Bewafnung der Unterthanen. III. Th. 22) Ueber Brodtheurung. 23) Ueber das Studentenleben. 24) Ueber die Bibel und das Bibellesen. 25) Ueber das Gesindewesen. 26) Ueber obrigkeitliche Untersuchung öffentlicher Vorgänge, die den Aberglauben befördern. 27) Ueber den wahren Status controversiae zwischen Orthodoxen und Heterodoxen. 28) Ueber den Eid. 29) Ueber Gleichheit. 30) Ueber gelehrte Weiber. 31) Ueber die Dinge, welche in Schulen noch am wenigsten gelehrt werden, und doch am meisten gelehrt werden sollten. 32) Ueber das Alter. 33) Ueber die Träume. Dann ist auch der Geist der in diesen Briefen herrscht von der Art, dass man wünschen muss, er werde allgemein. Der Vf. äussert durchgängig das höchste Interesse für Moralität und Religion, für Aufklärung und Cultur, ist von reinen Liebe und Achtung gegen die Menschen durchdrungen, vertheidigt das Recht der Vernunft alles frey zu prüfen, ist ein wahrer Verehrer des vernunftmässigen Christenthums, und ein Freund der bürgerlichen Ordnung. In diesem Geiste theilt er seine Gedanken über die genannten Gegenstände mit, stellt Mängel und Gebrechen dar, thut Vorschläge zur Abstellung derselben, alles ohne Anmassung, mit Bescheidenheit, ohne Bitterkeit und Partheysucht. Wenn man daher auch nicht immer mit den Meynungen und Vorschlägen des Vf. einstimmen, noch seine Mittel billigen kann, so muss man doch durchgängig seiner wohlgemeinten Absicht Gerechtigkeit wiederfahren lassen. In dem 3, 4 Brief beschreibt der Vf. die Methode, seine Kinder vor der Onanie zu bewahren. So meisterhaft diese und so beherzigenswerth der ganze Inhalt ist, so ist doch das eine Mittel, die Befriedigung des Geschlechtstriebes als etwas ekelhaftes den Kindern im Alter der Mannbarkeit vorzustellen unsicher, ja gefährlich und unmoralisch, weil es auf Täuschung beruht. Wie können Kinder auch in diesen Jahren etwas glauben, was alle dem, was sie sehen und hören, was selbst dem Triebe, den sie schon jetzt fühlen oder bald fühlen werden, widerspricht? Wie sehr wäre

die Menschheit zu beklagen, wenn es für diesen Zweck keine andere und moralischere Mittel gäbe, als solche, die, wenn sie wirksam würden, den Naturzweck stöhren würden. In dem 31 Briefe werden einige pia desideria in Ansehung des Schulunterrichts vorgetragen, die allgemeinen Beyfall finden werden, weil sie wirklich allgemeines Bedürfnis, und schon mehrmals zur Sprache gebracht worden sind. Unter diesen findet sich auch S. 289 *eine Anleitung zu dem Beten aus dem Herzen*. „Das Beten aus dem Herzen müsste eine ordentliche Schullection seyn, ein paar Stunden müssten wöchentlich dazu ausgesetzt seyn. Bald müssten die simplen Regeln, vernünftig zu beten, aus einander gesetzt werden; bald müsste sie der Lehrer in Beyspielen anschaulich machen; bald müssten die Schüler darnach in Gebeten sich üben." Diese Uebungen ein Jahr lang fortgesetzt, was für wackere Beter müssten sie bilden." Wir zweifeln, ob diese Anleitung, wenn der moralisch religiöse Unterricht übrigens beschaffen ist, wie er seyn sollte, nöthig, und befürchten, dass sie, *so* gegeben, doch wieder wackere mechanische Beter bilden werde. Der 23 Brief enthält gute Gedanken über das Universitätswesen, und jeder Gutdenkende wird mit dem Vf. in dem Wunsche übereinstimmen, dass die Universitäten nicht allein Anstalten für Gelehrsamkeit sondern auch Pflanzschulen guter Menschen seyn mögen. Mit Recht fodert er, dass der militärische Geist, dass Orden und Duelle aufhören, dass die Lehrer nicht allein gelehrte sondern auch moralische Männer seyn sollen, und dass alle Einrichtungen nichts enthalten dürfen, was der Moralität und Humanität entgegen wirkt. Das Hauptmittel zur Reform der Universitäten findet er in der genauern Verbindung der Studenten mit den Lehrern. Nur gehet er offenbar zu weit, wenn er meynt, alle Studenten müssten unter sämmtliche Lehrer vertheilt werden, so dass jeder seine gewisse Anzahl hätte, die seiner speciellen Aufsicht anvertraut wären. „Dieser müsste ihr Freund, ihr Rathgeber seyn, ihre Oekonomie monatlich revidiren, den Sittenrichter über sie vorstellen, und sie zuweilen unvermuthet auf ihren Stuben besuchen. Alle Gelder, welche die ihm anvertrauten Studenten erhielten, müssten an ihn einlaufen, und er müsste ihnen die Einrichtung an die Hand geben, welche sie nach der Summe, die sie zu verzehren haben, zu treffen hätten. Er müsste alle ihre Hauptausgaben wissen, beym Wirth, beym Speiser, bey Kaufleuten und Handwerkern Nachfrage halten, ob sie ordentlich bezahlten, und wenn dies nicht wäre, die Auszahlungen hinfort selbst leisten." Rec. ist überzeugt, dass diese Einrichtung wenig für *wahre* Moralität bewirken, auf der andern Seite hingegen den Wissenschaften einen unersetzlichen Schaden zufügen würde. Wenn die Erziehung erst das wird, was sie seyn soll, Bildung des Charakters, dann wird es nicht mehr nöthig seyn, studierende Jünglinge immer am Gängelbande zu leiten, oder die Universität, welche dazu bestimmt ist studierenden Jünglingen einen freyen Wirkungskreis zu verschaffen, wieder in eine Mönchsschule zu verwandeln.

Die angeführten Gründe der Behauptungen sind nicht allezeit bündig, und vorzüglich ist es Rec. aufgefallen, dass sie zuweilen aus der Bibel hergenommen sind, in Dingen, wo allein die Vernunft entscheiden muss, z. B. III Th. S. 2.1, 203. I Th. S. 27. „Ich will nicht einmal der Argumente dafür (dass für die Pressfreyheit im künftigen Jahrhundert nichts zu besorgen ist) gedenken, welche schon in den Psalmen Davids häufig vorkommen." Dieses stimmt mit den sonst vernünftigen Grundsätzen des Vf. gar nicht überein. — Doch dieses sind nur einzelne Stellen. Wir können aber dagegen versichern, dass der denkende Leser in jedem Briefe Stoff zum Denken finden werde. Mehrere sind in Rücksicht auf den Inhalt vortrefflich z. B. Brief 2, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 16, 18, 19, 21, 25, 28, 29. Gerne theilten wir etwas davon mit, aber wir müssten zu viel abschreiben. Wenn man von dem Inhalte abstrahirt, so haben übrigens diese Briefe als Briefe nichts ausgezeichnetes. Selbst auf den Ausdruck ist nicht immer genug Sorgfalt gewendet worden. Man findet zu viel fremde Worte ohne Noth eingemischt, als *Correction*, *Appendix*, *Providenz*, wenn man *cafu* mit ihnen in Gesellschaft ist; ist das keine *Kontradictorie*, so giebts keine; viele gemeine unedle Ausdrücke, z. B. ein *Zeisig* von Pastor, ein *Finke* von Richter, *Grütze* oder *Heckerling* im Kopfe; Provinzialismen, als *Unband* für ein zügelloser Mensch; ohne Noth gemachte Worte als *Staatslebensmasse*, *Staatswohlsmasse*, das *Gestaltgeuen*. Zuweilen stösst man auf niedrigen Witz und Plattheiten z. B. III Th. S. 72 wo die Rede von Männern in öffentlichen Aemtern ist, welche beständig mit Sporen erscheinen, „welcher vernünftige Mensch lächelt nicht dazu, und denkt wenn er so einem Manne begegnet — „bist du nicht ein *kurioser* Mann! Thust immer, als wenn du rittest, und gehst doch auf deinen zwey *Leibrappen* einher, wie ich." Mir ists oft so vorgekommen, als wenn mancher der immer mit Sporen an den Füssen geht, noch einen *dritten* trüge, und zwar im Kopfe. Eben so S. 73. Dergleichen Fehler sind uns mehr in dem dritten als den andern Theilen aufgestossen, und wir wissen daher nicht, ob sie dem Vf. oder dem Herausgeber *S.* zu Schulden kommen; sie fallen aber um so mehr auf, da sie an lauter (wenn auch erdichtete) Männer aus den gebildeten Ständen, an Professoren, Räthe, Superintendenten u. s. w. gerichtet sind. Um so mehr hätten wir gewünscht, dass hier und da (vorzüglich in dem dritten Theile) noch etwas mehr von schöner Kunst in der Darstellung zu sehen wäre. Doch wir wollen nicht so ungerecht seyn, und über diese weniger bedeutenden Fehler das mehrere Gute übersehen, wir wünschen vielmehr, dass diese Briefe gelesen, geprüft, beherziget werden, und dass durch sie der Geist der Humanität immer weiter sich verbreite.

BAMBERG u. WÜRZBURG, b. Göbhardts Wittwe: *Institutiones logicae* praeviis nonnullis Psychologiae empiricae capitibus subjectae. Auditoribus suis primum in annum Philosophis scripsit

Metz Philos. D. S. S. Theolog. Licent. Physices theor. et Philos. pract. hoc anno Wirceburg. Prof. P. O. 1796. 20 S. Vorr. u. 248 S. gr. 8.

Diese Logik enthält erstlich eine Einleitung über die Philosophie überhaupt, ihren Begriff, Object und Eintheilung bis S. 64. Dann folgt die eigentliche Logik. Voran wieder eine Einleitung über den Begriff und Eintheilung derselben; dann reine allgemeine Logik, welche in Elementarlehre, von den ersten Denkgesetzen, von Begriffen, Urtheilen, Schlüssen bis S. 145 und Methodenlehre zerfällt, worin von der systematischen Erkenntniss, von Erklärungen, Beweisen und Gewissheit der Erkenntniss gehandelt wird. — S. 175 endlich allgemeine angewandte Logik, oder Dialectik. — S. 228. Als Anhang folgt Geschichte der Logik. Der Vf. gesteht selbst in der Vorrede, dass er auf alles Verdienst der eignen Erfindung Verzicht thue, dass er nur das Beste aus andern Schriftstellern, oft mit ihren eignen Worten entlehnt und in ein System gebracht habe, weil er ein Compendium der Logik vermisst habe, welches mit Benutzung der neuesten Entdeckungen vorzüglich kritischer Philosophen, den Bedürfnissen seiner Zuhörer angemessen war. Zu diesen Bedürfnissen rechnet er theils die lateinische Sprache, theils gewisse Vorkenntnisse aus der Psychologie, die die Studierenden auf der Würzburger Universität nicht vor der Logik zu hören Gelegenheit haben. Daher schickt er den Theil der empirischen Psychologie, der von dem Erkenntnissvermögen, vorzüglich dem sogenannten untern handelt, als Vorbereitung in die Logik voraus, um seine Zuhörer von dem Leichtern zum Schwerern zu führen. Alles dies kann dem Vf. nicht viel Arbeit gekostet haben, denn nicht allein die Materie sondern auch die Form dieses Compendiums ist entlehnt; diese von Jakob und Kiesewetter, jene nächst diesen auch aus Burkhäuser und Kösers Institutionibus logicis und andern Schriften, und das selbst bis auf die Worte. Dieses hat nun der Vf. zwar in der Vorrede zum Theil selbst gestanden und seine Quellen genannt; allein in der Schrift selbst giebt er sich durch Citationen an einzelnen Stellen das Ansehen, als wäre das Meiste Product seines Geistes. Entweder hätte er gar nicht oder bey jedem citiren müssen. Nicht selten setzt er zu dem Citat ein *conferatur*, wo doch nur ausgeschrieben ist. Von der Einleitung und dem Anhange gilt eben das. Die Compilation ist nicht einmal immer mit gehöriger Einsicht und Beurtheilung gemacht. So ist die ausführliche Eintheilung der Merkmale in der Psychologie §. 38, 39 nicht an ihrer Stelle, und wider den Zweck des Vf., da sie zur Logik gehört. Wenn er voraussetzte, dass seine Zuhörer die Logik ohne vorausgeschickte Psychologie nicht verstehen können, mit welchem Fug und Rechte konnte er vor diese das Kapitel von der Philosophie überhaupt vorausgehen lassen? Wie unlogisch ist nicht die Abtheilung seiner Einleitung in die Philosophie, da unter der Rubrik *Articulus unicus de obiecto, fonte cognoscendi, sive et partibus Philosophiae generatim*, Caput tertium, *Praecognita ex Psychologia empirica* stehet, und in dem 1 Cap. der Methodenlehre *definitio eiusque leges* auch von den Eintheilungen gehandelt wird. Was das Bedürfniss der lateinischen Sprache betrifft, so hätte der Vf. nicht nöthig gehabt, deswegen sich diese Mühe zu geben, da es lateinische Logiken auch aus der neuesten Zeit giebt. Sonderbar sind zum Theil die Gründe, womit die Unentbehrlichkeit der lateinischen Sprache für das Studium der Philosophie vertheidiget wird, in dem Munde eines Lehrers der Logik, z. B. (Vorr. S. 9) die Jünglinge würden die lateinische Sprache gar nicht mehr lernen wollen, wenn nicht die Philosophie und andere Wissenschaften lateinisch vorgetragen würden.

Bremen, b. Wilmans: *Sophokles* oder die richtigste und begreiflichste Vorstellungsart eines vernunftmäsigen Moralsystems. Meinen Söhnen gewidmet von M. *Joh. Peter Snell* Inspector zu Dachsenhausen. 1796. VI u. 63 S. 8. (5 gr.)

Der Vf., ein Eklektiker, unterhielt sich mit seinen der kantischen Philosophie folgenden Söhnen über die Moralphilosophie, und trug sowohl Zweifel gegen das kantische Princip als sein eignes System vor; er hielt es aber für gut seine wohl durchgedachte Theorie im Zusammenhange und in einer systematischen Ordnung schriftlich zu entwerfen. Diese besteht kürzlich darin. Der Mensch besitzt *a priori* nichts weiter als das blosse Vernunftvermögen oder die Möglichkeit zu denken, zu urtheilen und zu schliessen. Soll sich die Vernunft wirklich durch Denken thätig beweisen, so muss Erfahrung hinzukommen. Vermittelst dieser Erfahrung lernt die Vernunft bald erkennen, welche Dinge sowohl unserer eignen als auch der gemeinen Wohlfahrt nützlich, hinderlich oder schädlich sind. Das eigene und gemeine Menschenglück ist ein Gut, das Unglück hingegen ein Uebel. Das allgemeine Menschenglück ist ein grösseres Gut als mein eignes, denn an dem Wohl des Ganzen ist mehr gelegen als an dem eines einzelnen Theils. Alles was das allgemeine Wohl der Welt befördert, ist physisch gut; wird eine Handlung, die dasselbe befördert, aus Ueberzeugung, dass sie nützlich ist, und in der Absicht, etwas zum gemeinen Besten beyzutragen, unternommen, so ist sie eine moralisch gute Handlung. Das Vernunft- oder Naturgesetz ist die Bestimmung des freyen Willens durch richtige Einsicht in überwiegende Gründe; dieses Uebergewicht kann aber nur aus dem grösern Einflusse einer Handlungsart in das allgemeine Menschenglück hergenommen werden. *Also ist das Naturgesetz eigentlich das Vermögen der Vernunft, vermittelst der Erfahrung aus den Folgen zu urtheilen, ob eine Handlungsweise gemeinnützlich oder gemeinschädlich sey.* Das oberste Princip der Moral, woraus alle Pflichten leicht herzuleiten sind, heisst: *Thue das, wozu du nach richtiger Einsicht überwiegende Beweggründe hast.* Hieraus werden untergeordnete Principien für die Pflichten gegen sich, gegen andere Menschen und gegen Gott abgeleitet. Der Erkenntniss-

grund der Pflichten nach diesem System ist die Erfahrung, dass etwas gut oder böse ist; der Beweggrund besteht in dem letzten Zwecke des Menschen, welches Glückseligkeit ist. Noch bemerkt der Vf. 1) das er nicht von einzelnen Handlungen, denn deren Folgen kann man nicht immer vorhersehen, sondern von einer Verfahrungsweise rede, in sofern sie allgemein befolgt würde; 2) es sey nicht die Rede von dem Einflusse einer Handlungsweise auf mein eignes Wohl sondern auf das Wohl der Welt; 3) er verstehe nicht die falsche Glückseligkeit, welche aus Befriedigung der Neigungen entsteht, sondern „zweckmäsige Ordnung in allen Hausfamilien, Friede und Eintracht in der bürgerlichen Gesellschaft, ruhiger Besitz des Eigenthums, ungestörter Nahrungsstand, Sicherheit der Ehre und des ehrlichen Namens, froher Genuss der Gesundheit und des Lebens, Zufriedenheit eines Jeden mit seinem Stande in stillem Bewusstseyn der Rechtschaffenheit u. s. w. Ein solcher allgemeiner Wohlstand aller Stände würde das wahre Glück der Welt ausmachen. — Man siehet bald, dass dieses System ein feiner Eudämonismus ist, der nur hier mit einigen Ideen der kritischen Philosophie aufgestutzt erscheint, ein System, das wegen Vereinigung zweyer ganz ungleichartigen Bestandtheile gar keinen Grund und Halt hat. Die Maxime, das gemeine Beste zu befördern, kann allerdings unter einem Gesetze, welches dazu verbindet, moralisch seyn, da aber der Vf. keine praktische, sondern nur theoretische empirische Vernunft annimmt, so kann es nach dieser Vorstellungsart kein Gesetz geben, das dazu verbindet. Aus allen Wahrnehmungen der Folgen der Handlungen, und den daraus abgeleiteten Schlüssen der Vernunft kann kein moralisches Gesetz in das Gemüth hinein gebracht werden, wenn es nicht *a priori* darin gegründet ist, und ohne dieses hat nur das physische Gesetz des Begehrungsvermögens, welches auf Glückseligkeit, als vollständige Befriedigung der Neigungen gehet, Gültigkeit. Dieses verbindet nicht moralisch, sondern nöthiget physisch, zur Bewirkung meiner eignen, nicht fremder Glückseligkeit. Es ist Inconsequenz, wenn der Vf. einen andern Begriff von Glückseligkeit hervorsucht, der in diesem System nur Bastart ist, da er vorher consequenter, alles Gute und Böse nur für physisch erklärt hatte. Die obigen Bemerkungen, wodurch der Eudämonismus moralisch werden soll, sind also ohne alle Wirkung, und aus seinen Sätzen kann daher weit bündiger Egoismus als Cosmopolitismus abgeleitet werden. Denn zugegeben, dass das allgemeine Beste ein grösseres Gut (objective) als meine eigne Glückseligkeit ist, so kann doch jenes nur als Summe der Glückseligkeit aller einzelnen Individuen betrachtet werden. Diese kann weit sicherer erreicht werden, wenn jeder Einzelne sich glücklich macht, als wenn er für das Beste anderer mit Vernachlässigung seines Wohls (welches subjective ein grösseres Gut ist) sich interessirt, da er seine Bedürfnisse und Neigungen und die Mittel ihrer Befriedigung weit sicherer kennt, als die der andern. Diese allgemeine Glückseligkeit kann endlich durch eine bestimmte Maxime und Gesinnung ist dazu nicht erfoderlich — Doch genug davon. Wir würden uns nicht einmal so lange dabey aufgehalten haben, wenn nicht der Vf. zu anmaasend, sein System als *die richtigste und begreiflichste Vorstellungsart eines vernunftmässigen Moralsystems angekündiget* hätte, welche Prätension in der Vorrede doch dahin herabgestimmt wird, dass seine Vorstellungsart eben so starke Gründe für sich habe, als eine andere.

PHILOLOGIE.

MÜNSTER, b. Theissing: *Griechische Sprachlehre* verfasst von *J. H. Kistemaker* Professor der Philologie zu Münster und Mitglied der Kurpfälzischen deutschen gelehrten Gesellschaft in Mannheim. 1791. 224 S. 8.

Diese Sprachlehre zeichnet sich vor andern dadurch aus, dass sie für Schüler bestimmt ist, welche schon einige Kenntniss der lateinischen Sprache besitzen, und die griechische zum Verstehen und nicht zum Schreiben lernen wollen. (In unsern Zeiten fällt wohl überhaupt der letzte Zweck ganz weg). Der Vf. setzt daher alle die Sprachregeln und Sprachveränderungen, welche der griechischen und lateinischen gemeinschaftlich sind voraus, und trägt nur das der griechischen Sprache Eigenthümliche vor. Wir zweifeln noch, ob diese Einrichtung für Anfänger, welche doch den Sprachgebrauch der lateinischen nicht vollkommen kennen, zweckmäsig, und ob es nicht besser gethan ist, die Regeln beider Sprachen vollständig zu lehren, und wo es nöthig ist, auf die Analogie beider aufmerksam zu machen, so lange man noch nicht das philologische Studium mit der griechischen Sprache anfängt. Doch ist der Vf. auch diesem Plane nicht immer getreu geblieben, z. B. S. 131. 136. 138. Etwas Vorzügliches, das Auszeichnung verdiente, haben wir übrigens nicht gefunden, ausser in der Conjugation und in der Anordnung. Die Conjugation ist weitläuftiger und in mehreren Abschnitten zur Erleichterung für die Anfänger vorgetragen, nämlich zuerst die Conjugation des Verbums ειμι, dann der einfachen nicht contrahirten, der zusammengesetzten, der Zeitwörter auf λω μω νω ρω, der contrahirten und endlich der Zeitwörter auf μι. Allein wir glauben, dass die Conjugation des griechischen Verbums, die schon an sich weitläufig ist, mehr durch die Abkürzung erleichtert wird, wenn man sie auf wenige, einfache Regeln zurückführt. Am Ende folgen Beyspiele zur Uebung in der Conjugation nach den verschiedenen Classen der Zeitwörter, von denen nur zu wünschen wäre, dass ihr Inhalt zweckmässiger wäre. In Ansehung der Ordnung lässt sich auch manches tadeln. Die Regeln von Verbindung und Veränderung der Consonanten und Vocale kommen zerstreut und zum Theil erst in der Syntaxe vor. Das fünfte Capitel der Syntaxe von den Zahl- und Fragwörtern gehört gar nicht dahin. Obgleich diese Sprachlehre nicht unter die schlechten gehört, da der Vf. das Beste älterer Grammatiken zu Theil benutzt hat, so steht sie doch der Trendelenburgischen in Rücksicht der Gründlichkeit und zweck

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 20. Junius 1797.

ERDBESCHREIBUNG.

Weimar, im Industrie-Comptoir: *Adam Christian Gaspari*, Professors zu Jena (nunmehr Prof. am Gymnasio zu Oldenburg), *vollständiges Handbuch der neuesten Erdbeschreibung.* — *Erster Band*, welcher die allgemeine Einleitung und einen Theil von Deutschland enthält. 1797. 1100 S. 8.

Lange schon war eine Beschreibung der bekannten Erde zu wünschen, welche weder auf einer Seite durch zu grosse Ausführlichkeit bloss dem Geographen von Profession, oder doch nur dem begüterten Büchersammler Dienste leistete, und doch auf der andern sich bey kleinern Orten nicht auf Namen ohne nähere Belehrung einschränkte; die mehr als Compendium, mehr als Topographie wäre, Staaten und Länder nach ihrem innern Zusammenhange, Kräften, natürlichen Vortheilen, nach ihren Verhältnissen zu andern Ländern darzustellen wüsste; kurz die zur Befriedigung jedes cultivirten Mannes dienen könnte, dem die nähere Bekanntschaft mit den vielen Nationen unserer Erdkugel keine ganz gleichgültige Sache ist. Der Rec. gesteht, dass er selbst ohne anderweitige Verhinderungen die mühsame, Geschmack und Kenntnisse von mancherley Art erfodernde Arbeit würde gewagt, aber nicht so gut würde ausgeführt haben, als der Vf. dieses Handbuchs. Schon seine frühern geographischen Schriften beweisen, dass er lange über diesen Gegenstand gedacht hat, dass er nicht der irrigen und schädlichen Meynung ist, eine Menge Namen, mit hie und da eingestreueten Notizen, mache das Wesen der Erdkunde; was er aber zu leisten vermag, sehen wir vorzüglich in dieser letzten Arbeit. Nach der allgemeinen Einleitung, welche die Geschichte der Geographie, meist nach Zimmermanns schönem Entwurfe enthält, folgt die mathematische und dann die physische Erdkunde. Zwey bisher nur immer sehr kärglich, und meistens schlecht behandelte Theile des Ganzen. Von dieser Bearbeitung des Hn. G. dürfen wir getrost versichern, dass nicht nur kein grösseres oder kleineres geographisches Werk ihm an die Seite gestellt werden könne, sondern dass selbst in Lehrbüchern, welche besonders für diese Wissenschaften geschrieben sind, nirgends jeder einzelne Theil mit der Fasslichkeit für den unmathematischen Leser vorgetragen wird, als er sie hier vorgetragen findet. Vielleicht hat in dieser Rücksicht Hr. G. selbst die Schriften übertroffen, welche ihm, wie man deutlich sieht, als Lehrer dienten; und sein unermüdetes Bestreben, dem Publicum nützlich zu werden, verdient desto ungetheilteres Lob, da es aus seinem letzt vorhergegangenen Compendium hervorleuchtet, dass er erst in der Zwischenzeit sich die völlig reine Uebersicht des hier Vorgetragenen erworben hat. Ein Mann ohne mathematische Vorkenntnisse, nur mit richtigem Verstande versehen, erlernt in diesem Handbuche alles, was zur Kenntniss der astronomischen Systeme der Welt, der Rundung der Erde, ihrer Selbsterhaltung in der Luft, ihrer Umwälzungen, ihres Laufs, und ihrer übrigen Veränderungen erfoderlich ist. Er fasst die verschiedenen Systeme von der Entstehung und Bildung der Erde, nach den Voraussetzungen derer, die das Feuer, und derer, die das Wasser als Haupttriebfeder annehmen, mit einer Zusammenstellung, welche wenig zu wünschen übrig lässt; mit einer Unpartheylichkeit, welche unterhaltende Belehrung giebt, und selbst den enschiedenen Anhänger dieser oder jener Hypothese nicht beleidigen wird. — Entschlüpfen auch im Drange des Vortrags Kleinigkeiten, die man in der Folge gerne etwas anders ausgedrückt haben wollte, so können diese bey der Güte des Ganzen in keinen Anschlag kommen. Es heisst S. 3. „die Lehren der mathematischen Erdbeschreibung sind unveränderlich und ewig." Dies sind sie nicht. Andere Lehrsätze nahm man vor zwey tausend Jahren, andere im Mittelalter an, und über einzelne Theile werden die folgenden Zeitalter wieder andere annehmen. — „Es ist noch keine Projectionsart erfunden, die alle Theile wie auf der Kugel vorstellte." Hr. G. hätte hinzu setzen sollen: es ist keine möglich. „Columbus fuhr in 30 Tagen nach Amerika 3000 Meilen!" — „Der Französische Fuss verhält sich zum Rheinischen wie 29 zu 30." Umgewandt ist es richtig. Auch bey der Eintheilung der Früchte und Pflanzen nach den verschiedenen Klimaten liesse sich manche Bemerkung beybringen; wenn z. B. Dinkel, die Palme, der Kampfer etc. dem heissen Klima ausschliessend zugeschrieben wird. Aber Unrichtigkeiten in Nebensachen bleiben bey einem viel umfassenden Werke nie aus; fehlen sie ganz, so ist meist das Buch mehr ein Werk des Fleisses als des Kopfs. Wir würden sie völlig übergehen, wenn nicht Hr. G. jede Bemerkung, die seiner Bearbeitung mehrere Vorzüge geben kann, ausdrücklich verlangte. Von den schönen Stellen des Buchs heben wir aus der Ursache nichts aus, weil fast jede Seite Beyspiele darbietet.

Die Länderbeschreibung erstreckt sich in diesem Theile nur über Oesterreich, Bayern, Schwaben und Franken; und auch hier fehlt noch die allgemeine Einleitung von Deutschland, der österreichischen Mo-

narchie und von Bayern. Sie folgen erst bey dem zweyten Theile, welcher das übrige Deutschland fassen wird, weil der gegenwärtige Krieg manche Veränderungen in unsere Verfassung zu bringen droht, die sich jetzt beym Ende desselben hoffentlich entwickeln. Wir sind sehr begierig auf diese allgemeine Uebersicht, um zu sehen, ob Hr. G. im statistischen und historischen Fache leisten kann, was er in dem mathematischen und physischen geleistet hat. Bey aufmerksamer Vergleichung mehrerer Schriften finden wir den Fleifs des Vf. auch in der topographischen Beschreibung der bearbeiteten vier Kreise, und Benutzung der vorhandenen Quellen, wenn er auch die Versicherung nicht beygefügt hätte, sein Buch sey keine Compilation aus gröfsern geographischen Werken. In Oesterreich dient ihm *de Luca* als Führer (Schade, dafs er die neue Ausgabe nicht benutzen konnte); zu Bayern und Schwaben benutzte er, aufser den vorhandenen ältern Nachrichten die vor kurzen erschienenen geographischen Lexica, welche zwar noch viele Fehler haben, aber doch manche bisher unbekannte Notizen geben. Fabri's Lexicon über den fränkischen Kreis erwarten wir erst noch, folglich auch einige Berichtigungen, die Hr. G. den Käufern seines Werks immer nachzuliefern verspricht. Uebrigens entgeht selbst die ganz neue Broschüre des Hn. Amman, welche genaue Ortsbestimmungen über viele Theile des westlichen Schwabens enthält und als Vorbereitung zu einer künftigen zuverläfsigen Karte dieses Kreises dient, seiner Aufmerksamkeit nicht; er vergifst auch nie die Länge und Breite der Städte anzuzeichnen, von welchen man aus zuverläfsigen Beobachtungen sprechen darf. Der häufige Gebrauch dieses Handbuchs mufs erst mit Zuverläfsigkeit entscheiden, ob nicht hier und da ein beträchtlicher Ort übergangen wird, Rec. hat *keinen* ihm bekannten vermifst, auch nur selten kleine Unrichtigkeiten gefunden. Die Wernitz kommt nicht aus Schwaben, sondern aus Franken. Die Oberpfalz ist kein so sandichtes, unfruchtbares, bergichtes Land, als es hier nach dem Lexicon von Bayern vorgestellt wird. Der Einsender dieses Artikels mufs aus den Gegenden des Fichtelbergs her seyn, wo seine Angabe grofsentheils zutrifft, aber die Striche um Amberg und weiter südlich bis Regensburg darf man unter die gesegneten Länder Deutschlands rechnen, ob sie gleich noch lange nicht so cultivirt sind, als die Güte des Bodens es erlaubte. Sulzbach ist kein Herzogthum, hat auch seit mehrern Jahren keine eigne Regierung. Der Marktflecken Schnaitach kann keine 1300 Menschen zählen, da das ganze dazu gehörige Amt nur 1065 Seelen enthält. Als ehemalige Besitzer der bayerischen Herrschaft Sulzburg werden die Grafen von Wallstein angegeben; soll heifsen von Wolfstein. In Steyermark ist die Bemerkung vergessen, dafs die Murr oder Muhr sich mit der Drau vereinigt. Rec. hat Ursache zu bezweifeln, dafs es in Berchtolsgaden Biber gebe. Einige einheimische Schriftsteller glaubten im Anspachischen Spuren von Druidentempeln, Druidenhölen zu finden; dergleichen grundlose Notizen finden in einer Geographie keine Stelle. Aber bey der Darstellung der preufsischen Occupationen in Franken benimmt sich Hr. G. sehr delicat und vorsichtig. Ohne einen Theil zu beleidigen, ohne ein entscheidendes Wort zu sprechen, weifs er dem Leser fühlbar zu machen, was er von der Sache denkt.

Minder vortheilhaft mufs unser Urtheil über die beygefügten vier Karten von Oesterreich, Bayern, Schwaben und Franken ausfallen. Sie tragen sichtbare Kennzeichen zu grofser Eile, und sind auch wirklich als Specialkarten viel zu leer an Orten; welches desto auffallender wird, da selbst eine beträchtliche Anzahl von solchen fehlen, die in dem Handbuche vorkommen, zu dessen Hülfe sie ausgefertigt sind. Die Beweise findet der Leser bey jedem kleinern oder gröfsern Bezirke, wir führen daher als Beyspiel blofs die Gegend um Bayreuth an, in welcher das Buch sehr richtig verschiedene Lustorte und beträchtliche Dörfer nennt und kurz bezeichnet; auf der Karte sucht man die meisten vergeblich. Der Zeichner mufs eine alte Specialkarte zu Hülfe genommen haben, in welcher diese Namen noch nicht erscheinen können. Daher kommt es wohl auch, dafs er *Hoff* statt Hof, *Herrsbruck* statt Hersbruck, in der Oberpfalz *Wolferstein* statt Wolfstein schreibt. Noch häufiger finden sich ähnliche Beyspiele ausgelassener Orte in Schwaben. Soll also das vorzügliche Werk, als dessen Begleiter sie erscheinen, nicht durch *fremde Uebereilungen* leiden, so wird eine nochmalige strenge Revision unvermeidlich. Am vorzüglichsten sind Oesterreich und Bayern gerathen; sie brauchen nur wenig Nachhülfe, und die erstere hat vor der, welche Hr. Güffefeld schon vor einigen Jahren für die Homännische Handlung fertigte, den nicht unbedeutenden Vorzug, dafs durch Weglassung der Vorderösterreichischen Lande, die ja doch in Schwaben wieder erscheinen müssen, ein gröfserer Maafsstaab angenommen werden konnte. Sie weicht aber auch noch in der Stellung einzelner Orte und in besserer Auswahl der Namen zu ihrem Vortheil von derselben ab. Nur wünschten wir, dafs die Salzburgischen Besitzungen, welche nun unter Oesterreichischer Hoheit stehen, durch eine besondere Einfassung möchten kenntlich gemacht werden, wie es z. B. in Franken bey den neuen Erwerbungen des Königs in Preufsen geschehen ist. Einen andern Vorzug nicht nur dieses Blatts, sondern auch der übrigen macht die genaue Anzeige der Poststrafsen und der Orte, durch welche sie gehen. Wenn die Verlagshandlung den Schriftstecher gegen einen bessern umtauschen kann, möchte es vielleicht nicht schaden; vermuthlich fällt auch die Illumination von Schwaben in spätern Exemplaren etwas sanfter in das Auge.

FRANKFURT a. M., in der Hermannschen Buchh.: *Geschichte der merkwürdigsten Reisen, welche seit dem XII. Jahrhundert zu Wasser und zu Land unternommen worden sind.* Von Theoph

mann. XIV. B. Mit einer Karte von Niederguinea. 1796. 486 S. XV. B. 364 S. 8.

Nach einer ziemlich langen Pause, an welcher häusliche Unfälle, die Hn. E. betrafen, den gröfsten Theil hatten, können wir endlich unsern Lesern die Fortsetzung dieses nützlichen Werks anzeigen. Da sich der Vf. in der Behandlung seines Gegenstandes auch hier gleich geblieben ist, und Rec. der Vorzüge dieses Werks bereits an mehrern Orten gedacht hat; so begnügt er sich diesmal mit der blofsen Inhaltsanzeige. Der XIV. B. enthält den Beschluss der allgemeinen Beschreibung von Niederguinea: I. Nördliches Niederguinea, oder Loango, Kakongo und Nyojo. II. Den mittlern Theil von N. G. oder das Königreich Kongo. III. Den füdlichen Theil von N. G. oder die Königreiche Angola, Matamba und Benguela. V. Abschn. Reisen in und durch das Kafferland, welche mit dem XV. B. noch nicht geendigt sind.

GESCHICHTE.

London, b. Sewel: *An Account of the Black Caraibs of S. Vincent*, with the *Caraib Treaty* of 1773. compiled from the papers of Sir *William Young*. 1795. 125 S. 8.

In dieser Schrift sind ehemaligen westindischen Unruhen zuerst nach ihrem wahren Hergange behandelt, die zu ihrer Zeit in England Widersprüche und Unwillen erregten, von den mehresten Schriftstellern über die Zuckerinseln, auch ihrem neuesten trefflichen Geschichtsschreiber Hn. *Edwards*, keinesweges getreu dargestellt, und im übrigen Europa längst vergessen sind. Der Gegenstand betrifft den Krieg, welchen England bis 1773 mit den sogenannten schwarzen Karaiben führte, ihre endliche Unterwerfung nebst den Feindseligkeiten, welche sie späterhin gegen die Colonisten der Insel St. Vincent ausgeübt haben.

Den Namen Karaiben führen diese Neger sehr uneigentlich. Sie strandeten 1675. mit einem Sclavenschiff an der kleinen Insel Bequia, welche zwey Meilen von St. Vincent liegt, und wurden nachher freundschaftlich von den Karaiben in St. Vincent aufgenommen. Weil sie aber von ihren Rettern zur Arbeit angehalten wurden, empörten sie sich gegen die alten Einwohner, erschlugen eine Menge von ihnen, und nahmen ihre Zuflucht nach den gebirgichten Theilen der Insel. Hier fanden sie eine Menge von den benachbarten Zuckerinseln entlaufener Neger, vereinigten sich mit den Flüchtlingen, und führten mit den Karaiben beständige Kriege, deren Weiber sie entführten, viele Verwüstungen auf ihren Wohnsitzen anrichteten, und endlich den Namen der schwarzen Karaiben erlangten. Zu schwach, diesen unversöhnlichen Feinden zu widerstehen, wandten sich die [illegible]sten durch die Kriege sehr verminderten Karaiben an [d]en französischen Gouverneur von Martinique, der [sic]h im Anfange dieses Jahrhunderts die Insel unter beide Besitznehmer theilte, so dass die schwarzen Karaiben die östliche, die alten Einwohner oder die rothen Karaiben die westliche Hälfte erhielten. Durch die Verbindung mit Martinique, wohin die letztern ihre Erzeugnisse verkauften, fanden sich unter ihnen nach und nach französische Colonisten ein, die hin und wieder Plantagen anlegten. Um 1719. kam der Gouverneur von Martinique auf die Idee, sich auf dem östlichen Theil der Insel festzusetzen und die schwarzen Karaiben zu bezwingen. Allein sie vertheidigten sich tapfer in ihren Gebirgen gegen alle Angriffe, und die Franzosen wurden mit grossem Verlust zurück geschlagen. Nicht lange hernach versuchten die Engländer, welche St. Vincent immer für ein Anhängsel von Barbados hielten, ein Gleiches. Georg belehnte auch 1722. den Herzog von Montague mit dieser Insel, damit er sich dort festsetze, aber ebenfalls ohne Erfolg. Bis 1763. verbreiteten sich französische Colonisten allmälich auf St. Vincent, die alten Einwohner verminderten sich zusehends, und endlich geriethen sie mit den schwarzen Karaiben in Händel. Französische Emissarien wussten diese aber durch Geschenke zu gewinnen, schickten auch Missionarien unter sie, die mit dem Christenthum ihnen auch Ergebenheit für den Gouverneur von Martinique beybrachten. Endlich ward die Insel, die zu den sogenannten neutralen gehörte, im Pariser Frieden an England abgetreten. Damals lebten hier 3000 schwarze, aber nur 100 rothe Karaiben, nebst 4000 Franzosen, ihre Sklaven mit gerechnet. Die westlichen Ländereyen oder das Gebiet der alten Einwohner wurden hierauf unter brittische Pflanzer vertheilt, und die Schwarzen sollten in ihren Wildnissen verbleiben, so weit diese von ihnen angebauet, oder zu ihrem Unterhalt nöthig waren. Sie sollten aber brittische Oberherrschaft anerkennen. Dazu waren die schwarzen Karaiben auch nach den freundschaftlichsten Unterhandlungen nicht zu bewegen, obgleich ihnen verschiedene streitige Districte eingeräumt wurden. Da sie weit mehr Land besafsen, als sie benutzen konnten, nämlich zwey Drittel alles urbaren Landes auf der Insel, und davon nur ein kleiner Theil angebauet war, beschloss die brittische Regierung 1768, ihre Wohnplätze genauer zu bestimmen, und ihnen das übrige Land für einen guten Preis, den Morgen zu acht Pf. St., abzukaufen. Doch durften sie darauf fünf Jahre ungehindert wohnen bleiben. Diese Verfügung liessen sich auch die meisten schwarzen Karaiben gefallen, wiewohl verschiedene damit unzufrieden waren. Wie aber die Engländer anfingen, Wege durch die abgetretenen Districte zu machen, so wurden sie gewaltthätig bey ihren Arbeiten gestört. Man gab den Ingenieurs daher 1769. eine militärische Bedeckung mit. Weil aber diese nicht zahlreich genug war, fiengen sie Feindseligkeiten an, und verlangten, die neuen Oberherren sollten sich nicht über die alte Grenze wagen, und die Schwarzen, welche vorher den Vertrag unterzeichnet hatten, begiengen gerade die gröfsten Ausschweifungen. Ob nun gleich einzelne Colonisten mit ihrer Bewilligung, in dem Gebiet

der Schwarzen Land angekauft haben, so wurden brittischer Seite dennoch alle erschlichene, oder freywillig geschlossene Contracte aufgehoben, die Neger sollten ihr altes Territorium behalten, aber dem König von Grosbrittannien den Eid der Treue leisten. Dies letzte verwarfen sie gerade zu, im Vertrauen auf den Beystand des Gouverneurs von Martinique, wo sie sich mit Gewehr und Ammunition versahen. Da ihr Gebiet wegen der vielen Waldungen unzugänglich war, und wegen ihrer verdächtigen Treue, die benachbarten Pflanzer beständige Räubereyen befürchten musten, so ward in London nach langer Ueberlegung beschlossen, eine Strasse durch das Gebiet der schwarzen Karaiben zu bahnen, und mehr Truppen zur Vertheidigung der englischen Pflanzer nach S. Vincent zu schicken. Diese brachten nach einem fünfmonatlichen Kampf die schwarzen Karaiben zur Unterwürfigkeit. Ihre Häupter huldigten Georg III, versprachen sich in dem angewiesenen genau bestimmten Distrikt ruhig zu verhalten, entlaufene Sklaven auszuliefern, die brittischen Pflanzer gegen feindliche Angriffe zu vertheidigen etc. Fünf Jahre lang verhielten sie sich ruhig, bis 1778 der Krieg mit Frankreich ausbrach. Damals verriethen sie französischen Emissarien die Schwäche der Insel, halfen dem Grafen d'Estaing die Insel erobern, und verübten viele Grausamkeiten auf den brittischen Pflanzungen. Nach dem Frieden nahm England keine Rache wegen dieser und anderer Feindseligkeiten; vielmehr wurden die schwarzen Karaiben immer sehr freundschaftlich behandelt. In dem gegenwärtigen Kriege fingen sie 1795 abermals an, die brittischen Pflanzungen zu zerstören, und eine Menge weisser Einwohner zu ermorden, sie wurden aber bald wieder in ihre Schlupfwinkel zurückgetrieben. Da die Pflanzer ihre Treulosigkeit so oft erfahren haben, und keine Hoffnung vorhanden ist, dass sie je gut gesinnte brittische Unterthanen werden sollten, so trägt der Vf. dahin an, dass entweder die Engländer oder die schwarzen Karaiben St. Vincent räumen möchten.

Schwerin, b. Bärensprung: *Herzogl. Mecklenburg-Schwerinscher Staats-Kalender.* 1796. 1. Th. LVI. u. 132 S. 2. Th. 159 S. 8.

Von den ausgezeichneten Vorzügen dieses Staatskalenders, welche zuletzt am 16. Nov. 1795 in der A. L. Z. dargestellt worden, liefert auch der vorliegende Jahrgang den neuesten Beweis, und die Feile des verdienstvollen Hn. Legationsraths *Rudloff*, zeigt sich auch hier in durchdringender Schärfe. Im genealogischen Theil ist, Th. I. S. 2. die Anzeige von der noch unerfüllten Verlobung der Prinzessin Louise mit Gustav Adolph II. K. v. Schw., von welcher auch die Literatur im II. Th. S. 150. angegeben worden, der merkwürdigste Zusatz. Im Kirchenstaat I, 87. deutet die Unterscheidung der *herzoglichen* und der *räthlichen* Professuren in Rostock auf die bekannte Vergleichungsübereinkunft, von welcher man hier jedoch eine kleine historische Notiz vermisst. Die Uebersicht der herrschaftlichen *Monopolien* II, 55. ist vom ergiebigsten Nutzen für den *Statistiker*, so wie überhaupt jede Foderung desselben, *im Verhältniss zu* dem Zwecke dieses Buchs, in vollem Maass hier befriedigt worden.

KLEINE SCHRIFTEN.

Literärgeschichte. *Frankfurt u. Leipzig: Literatur der Frauenzimmer*, oder *Entwurf zu einer auserlesenen Frauenzimmerbibliothek.* 1794. 72 S. 8. (4 gr.) Der Entwurf einer Damenbibliothek, welcher in den *Feyerstunden der Grazien* von *Heinzmann* stand, und worinn ein Verzeichniss verschiedner, zur weiblichen Pädagogik gehörigen, für und über die Frauenzimmer geschriebenen, und von ihnen zu lesenden Schriften gegeben ward, ist hier von einem Ungenannten erweitert herausgegeben worden. Den ersten Bogen füllt wörtlich die Einleitung, wie sie in den *Feyerstunden* vorangeschickt war. Eine Verbesserung in Ansehung des *Auserlesenen* (auch hier werden wieder *Bonnet* über die Natur und *Schlözer's* Weltgeschichte als *weibliche* Lectüre empfohlen) in Ansehung der *Ordnung* (wo immer noch auf keine Zeitfolge gesehen wird) und in Ansehung der richtigen Angabe der Titel (ganz unnütz ist es, wenn z. B. blos das Wort *Iris* da steht, ohne Name des Herausgebers, Zahl der Bände, Zeit der Erscheinung u. s. w.) ist in diesem Abdruck nicht gemacht worden. Nicht einmal neuere Uebersetzungen (*Fontenelle* Gespräche stehn S. 30. noch immer nach *Gottsched's* Uebersetzung angezeigt) nicht einmal neuere Fortsetzungen (von der *Bibliothek der Geschichte der Menschheit*, die *Heinze* erst unter *Hirschfeld's* Aufsicht, dann allein herausgab, stehn S. 32. immer noch *zwey* Bände angegeben, da sie doch bis auf *acht* angewachsen ist) sind nachgeholt. Der Schriften, die der neue Herausgeber hinzugefügt, sind 115, und mit einem Sternchen bezeichnet. Auch hier findet man völligen Mangel an Auswahl (*Trescho* und *Marezoll*, *Cuno* und *Dusch*, *Erdmann* und *Meissner*, *Dedekind* und *Rehberg* werden zusammengestellt) Mangel an Kenntniss neuerer guter Schriften (wie kann man jetzt noch den Grundriss der Weltweisheit von der *Zieglerin* empfehlen?) Mangel an Vollständigkeit (nirgends ist die *allgemeine Damenbibliothek*, die *Reinhold* 1786 nach dem Französischen bearbeitete, und die *Wieland* mit einer Vorrede herausgab, angezeigt; nicht einmal die Anzeige der Frauenzimmeralmanache ist vollständig) Mangel an Richtigkeit (so werden S. 58. von der Mannheimer Uebersetzung der *Klarisse drey* Bände angezeigt, da sie doch aus *sechzehn* besteht) kurz, alle Fehler, die eine literarische Schrift unbrauchbar machen. In zwey Abschnitten hat der neue Herausgeber eine Anzeige musikalischer Schriften und Musikalien (von letztern führt er nur neune, von Operetten nur drey, wovon zwey von *Dittersdorf* sind, an) und von medicinischen Büchern für Frauenzimmer hinzugethan. Die praktischen Schriften über das Sticken, Waschen, und andre weibliche Geschäfte hat er hinzuzufügen vergessen. Da über die meisten Bücher gar kein Urtheil gefällt ist (nur hier und da ist einmal eine Inhaltsanzeige beygesetzt) so war es sehr überflüssig, ein alphabetisches Register von beynahe einem Bogen anzuhängen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 21. Junius 1797.

GESCHICHTE.

1) Leipzig, in Comm. b. Fleischer d. J.: *F. C. Laukhards*, Mag. der Phil. und jetzt Lehrers der ältern und neuern Sprachen auf der Universität zu Halle, *Begebenheiten, Erfahrungen und Bemerkungen während des Feldzugs gegen Frankreich.* 1 Th. von Anfang desselben bis zur Blokade von Landau. Nebst dem Bildnisse des Vf. 1796. 528. und XVI S. 8.

Auch unter dem Titel:

Laukhards Leben und Schicksale, von ihm selbst beschrieben, 3 Th. welcher dessen Begebenheiten etc. enthält.

2) Halle, b. Osterloh: *Erzählungen und Anekdoten aus dem Kriege gegen die Neufranken.* 1796. 100 S. 8.

Die Anekdoten zur Geschichte des Kriegs gegen die Neufranken, welche No. 1. liefert, sind nicht vom gewöhnlichen Schlage, und wirklich hier und da im Stande, den Leser für die langweilige Lebensgeschichte des Vf., in welche sie verwebt sind, zu entschädigen. Schon die individuelle Lage des Hn. *L.*, der als gemeiner Preussischer Soldat den Feldzügen von 1792 und 93. beywohnte, gab ihm Gelegenheit, die Gegenstände aus einem eignen Gesichtspunkt zu betrachten, und wenn man gleich von ihm keine Uebersicht des Ganzen, keine Blicke auf den Plan des Feldzuges, und überhaupt keine Nachrichten erwarten darf, die ausser dem Gesichtskreise des Standes, zu welchem er damals gehörte, lagen; so schildert er desto richtiger manche einzelne Vorfälle und alles, was ein Mann, der eine frühe wissenschaftliche Bildung mit einem offnen Kopfe und einer rastlosen Neugier verbindet, in seiner eingeschränkten Sphäre bemerken konnte.

Ueber das Betragen der, sonst durch ihre strenge Kriegszucht mit Recht berühmten, deutschen Heere bey ihrem Aufenthalt in Frankreich giebt das allgemein bey dem gemeinen Soldaten herrschende Vorurtheil, dass man nicht ausgezogen sey, ein feindliches Volk zu bekriegen, sondern eine Horde von Räubern und Missethätern zu züchtigen, den besten Aufschluss. Wie weit hinauf aber sich hier und da dieser Irrthum erstreckte, davon giebt der Vf. S. 99. 112. 151. 184. 200. 385. u. a. a. O. auffallende Beyspiele, so wie von dem noch schädlicheren Wahne, dass die Franzosen es gar nicht wagen würden, sich den Deutschen Armeen zu widersetzen. Fürchterlich sind die Schilderungen von den Excessen, welche bey der Plünderung französischer Dörfer, sowohl auf dem Einmarsch, als noch mehr auf dem Rückmarsch, wo das ausgestandne Elend die Soldaten bis zur Wuth erbittert hatte, vorfielen. Oft wird man versucht zu wünschen, dass der Vf. (wie z. B. S. 103. 106. 111. 121. 141. 152. 172. 200. 202. 480. 483. u. f.) sich der Uebertreibung schuldig gemacht haben, und dass, wenn dieses der Fall wäre, ein sachkundiger Mann auftreten möge, um ihn mit Beweisen, die am besten aus dem Zeugniss glaubwürdiger Leute aus jenen Gegenden hergenommen werden könnten, zu widerlegen. Mit eben so schauderhaften Zügen ist das Gemälde von dem traurigen Zustande der Armee auf ihrem Rückzuge entworfen; doch das grässlichste von allem ist die Beschreibung der Feldlazarethe, (Cap. 21 und 22.) und leider ist es nach so vielen über diesen Punkt einstimmigen Nachrichten kaum zu hoffen, dass der Vf. seinem Hange, das Schauderhafte und Abscheuliche mit den grellsten Farben zu mahlen, sich hier zu sehr überlassen haben sollte. Hat aber Wahrheit seinen Pinsel geführt, dann verdient er den Dank jedes Menschenfreundes, dass er diesem ekelhaften Gegenstande zwey eigne Kapitel widmete, und seine Stimme so laut über Missbräuche erhob, wodurch die wohlthätigsten Anstalten mit einer die Menschheit empörenden Grausamkeit vereitelt wurden.

Ohne uns auf weitläuftige Auszüge einzulassen, glauben wir hier das, wodurch dieses Buch sich am meisten empfehlen kann, angezeigt zu haben. So lange der Vf. als Augenzeuge erzählt, ist er in seinem Fache; Urtheile hingegen gelingen ihm gar nicht. Beym Eintritt in Kursachsen (S. 6.) kömmt er in einer *Dorfschenke* mit einem verunglückten Candidaten zusammen, und auf die blosse Versicherung dieses Menschen, dass nicht eigne Unfähigkeit, sondern Geldmangel, seine Beförderung gehindert habe, bauet er den Schluss, dass man in Sachsen nur durch Bestechung zu geistlichen Aemtern gelangen könne. Seine gewiss zu harten allgemeinen Urtheile über die Emigrirten (Cap. 3. 4. 5.) gründen sich auf die flüchtige Bekanntschaft, die er mit einigen von ihnen zu Coblenz machte. Wenn man aber auch annimmt, dass die verderbtesten Edelleute des Hofes sich damals zu Coblenz befanden, so kamen doch gewiss diese, die zu der Zeit noch im vollen Glanz lebten, nicht mit einem Musquetier in einer Weinschenke zusammen. Auch ihre pöbelhafte Art sich auszudrücken, von welcher gesittete Leser gern Hn. *L.* die

Proben erlassen haben würden, charakterisirt sie als den Auswurf der Lakayen, unter denen der Bediente des Grafen von Vergennes, welchem der Vf. (S. 41.) eine sehr vernünftige Apologie eines Theils der Ausgewanderten in den Mund legt, sich als eine fremde Erscheinung auszeichnet.

Eben so flach sind auch die Urtheile des Vfs. über fremde Truppen, über den Lauf der Begebenheiten im Grossen, über den Kriegsplan (z. B. S. 238. wo er einen eignen Operationsplan entwirft) etc., oder seine philosophischen Betrachtungen (wie S. 196. über den Krieg), und nichts kleidet ihn seltsamer, als die Miene des strengen Moralisten, die er sich hie und da zu geben weiss, und dann doch wieder Raub und Plünderung (S. 138.) aus dem Grunde entschuldigt, dass der Beraubte sein Eigenthum doch nicht würde behalten haben, wenn auch er (der Vf.) es ihm nicht genommen hätte. So hoch herab er auch auf alle conventionelle Grösse und auf die Gunst der Mächtigen blickt; so bedarf es doch nur einiger freundlichen Worte von einem Fürsten und einer Hand voll Goldstücke, um ihn zur Uebernehmung eines Auftrags zu bewegen, (S. 445. Cap. 39. 40. 41. 42.) den er unmöglich für ehrenvoll und redlich halten konnte.

Die Klagen und Bittschriften, welche die in Erfurt gefangen gehaltnen Maynzer Clubbisten der Regierung überreichen liessen, dienen als Actenstücke, um die Behauptung des Vfs. über die zu harte Behandlung der zu den französischen Grundsätzen übergegangnen Deutschen zu belegen. Seine Beurtheilung eines, im 3 und 4 Bande des *Magazins der neuesten Kriegsbegebenheiten* eingerückten, Auffatzes von Hn. Hauptmann *von Beulwitz* (S. 225, u. C. 19.) zeigt, dass er auch des urbanen Tons, selbst wenn er Meynungen, die den seinigen entgegengesetzt sind, bestreitet, mächtig ist, und bey seiner Widerlegung des Recensenten der *Briefe eines preussischen Augenzeugen*, im ersten Bande eben dieses Magazins (S. 154. ff.), wird er gewiss die Lacher auf seiner Seite haben. Sein Vortrag ist dabey durchgehends lebhaft und unterhaltend, und seine Sprache rein, so lange er von Gegenständen handelt, die man in guter Gesellschaft nennen kann; wie schade ist es daher nicht, dass ein Mann, der es in seiner Gewalt hätte, durchgehends gut zu schreiben, mit so sichtbarem Wohlgefallen bey der Schilderung der unsittlichsten Dinge verweilen, und seine Ausdrücke zu solchen Beschreibungen aus den schmutzigen Terminologien der niedrigsten Burschencommerce, der Musquetier-Wachtstuben und Marquetender-Buden zum Ekel eines gesitteten Publicums hernehmen kann!

No. 2. ist wahrscheinlich eine blosse Buchhändler Speculation, und zwar von der plumpsten Art. Die äussere Form so wohl als die innere Einrichtung scheinen eine Zeitschrift anzukündigen, man findet aber nirgends ein Wort darüber zur Nachricht. Die Fortsetzung kann indessen dem Herausgeber nicht sauer werden, wenn er fortfährt, die Minerva auszuschreiben, wie hier mit den *historischen Briefen über die neuesten Begebenheiten in Frankreich*, mit der Klopstockischen Ode, *der Freyheitskrieg*, und dessen *Brief an Roland* geschehen ist (S. Jahrg. 1793). Woher er diese Aufsätze habe, findet er nicht für gut anzuzeigen; aber sein Setzer hat die Anfangsbuchstaben: *von A.* unter einer Anmerkung des Hn. von Archenholz frisch mit abgedruckt. Ein sehr mittelmässiges Gedicht von Isaak Maus, und ein ganz elendes vom Vf. des deutschen Alcibiades paradiren hier neben Klopstocks Oden, und man begreift nicht recht, wie sie sich zu den *Anekdoten und Erzählungen* aus dem Kriege verirrt haben. Die interessanten *Briefe eines preussischen Officiers aus dem Feldzuge am Rhein* waren dem Rec. zwar neu; er vermuthet aber doch, dass sie schon irgendwo abgedruckt seyn müssen, weil sie im Original gewiss nicht an diesen Sammler gekommen seyn würden. Dahingegen erscheint der Brief des gemeinen Reuters von dem Byernschen (damals Weimarschen) Cuirassier Regiment, so wie die elende, mit einem erbärmlichen Holzschnitt begleitete Beschreibung von Maynz hier gewiss zum ersten Mahle; beide sind des Sammlers, der so schamlos abschreibt, des schmutzigen Papiers, und des incorrecten und schlechten, bald weitläuftigen, bald engen, Drucks völlig würdig.

Gotha, b. Perthes: *Ueber die fabelhaften Thiere.* Ein Versuch von *Christian Richter*, Lehrer am Gymnasium zu Gotha. 1797. 137 S. 8.

Es wäre allerdings der Mühe sehr werth, wenn ein Naturforscher, der zugleich mit Sprachkenntnissen hinlänglich ausgerüstet seyn müsste, die ganze Klasse von Fabeln, welche sich auf Naturgeschichte beziehen, musterte, und das Fabelhafte von dem Wahren zu trennen, und was dem erstern zum Grunde liegt, auszumitteln suchte. Durch die in unsern Tagen gemachten grossen Fortschritte in der Naturgeschichte ist schon viel dazu vorgearbeitet worden; unter unsern Landsleuten haben vorzüglich Schneider, Beckmann und Lichtenstein manche dunkle Gegend der fabelhaften Naturgeschichte der Alten aufgeklärt. Der scharfsinnige und fleissige Vf. des vor uns liegenden Versuchs hat sich einen ähnlichen Plan zur Aufklärung der fabelhaften Naturgeschichte entworfen, und hat einstweilen einen Versuch mit dem Thierreich gemacht, so, dass er die fabelhaften Thiere des Alterthums und der neuern Zeit umfasst. Er versteht aber unter *fabelhaften Thieren* solche, bey welchen wirkliche Thiere zum Grunde liegen und unterscheidet sie von den *Fabelgeschöpfen*, welche lediglich Geburten der Dichterphantasie sind. Dieser Unterschied hat freylich etwas schwankendes und es wird sich in einzelnen Fällen oft darüber streiten lassen, ob ein Wesen den fabelhaften Thieren oder den Thieren der Fabel beyzuzählen sey. Der Vf. bemerkt wohl im Ganzen richtig, man finde in der Klasse der grössern, mehr in die Augen fallenden

Menschen in irgend einer Rücksicht näher angehenden Thiere, also der Säugthiere, Vögel und Amphibien die meisten, wo nicht fast *alle*, fabelhaften Thiere; in den übrigen Klassen hingegen, welche die kleinern, wegen ihrer Gestalt für unbedeutend gehaltenen, verachteten oder durch ihren Aufenthalt von den Menschen entfernten Thiere in sich fassen, nur sehr wenige. Man findet daher hier aus der Klasse der Insecten nur die *Todtenuhr*, und aus der Klasse der Würmer die *Höllenfurie* angegeben. Alle übrigen Thiere sind aus den Klassen der Säugethiere, Vögel und Amphibien. In der ersten Klasse kommt der Sphinx, die Chimära, die Centauren, die Jumaren, das Einhorn, der Rattenkönig vor. Wer wird sich nicht wundern, so eine kleine Anzahl von fabelhaften Säugethieren hier verzeichnet zu finden, da die Anzahl derselben gewiss weit grösser war. Wir wollen nur ein einziges hier noch beyfügen, den *Martichoras* oder Menschenwürger beym Ktesias u. a., der auch auf den Ruinen von Persepolis vorgestellt war. S. *Heeren's* Ideen über die Politik der alten Völker Th. 2. S. 223 f. Den *Minotaur* und den *Hebon*, den Stier mit Menschenantlitz auf den Campanischen Münzen, wird der Vf. vermuthlich zu den blossen Ausgeburten der Dichterphantasie zählen. Der Widder mit dem goldnen Vliess und die feuerspeyenden Ochsen in Kolchis hätten vielleicht eher hieher gehört. In der Untersuchung von dem *Sphinx* ist der ägyptische *männliche* nicht sorgfältig genug von dem griechischen weiblichen unterschieden worden. Auch würde der Vf. vielleicht misstrauischer gegen die Ableitung der Fabel von einer Affenart geworden seyn, wenn er gelesen hätte, was *Zoega* und *Tychsen* darüber in der Bibliothek der alten Literatur St. 7. S. 10 bis 30. gesagt haben. Witzig und sinnreich ist in der That S. 25. die Entstehung der Chimära durch die Wahrnehmung eines (nicht ungewöhnlichen) Kampfes einer Schlange oder einer Ziege mit einem jungen Löwen gedeutet. Eine solche Erscheinung konnte eine Hieroglyphe veranlassen, die alsdann im eigentlichen Sinne von einem Thiere missgedeutet wurde. Die auch hier wiederholte Deutung der *Centauren* auf Menschen, die sich der Pferde zum Reiten bedienten, ist der Geschichte entgegen. Die frühere Fabel weiss nichts von einer Pferdegestalt, sondern nennt sie Thiere und schildert sie als wilde, halbthierische Menschen, woraus die sinnbildliche Vorstellung entstand. Die Kunst wählte zur Gruppirung mit der menschlichen Gestalt das Pferd. Ueber das *Einhorn* ist der Vf. am ausführlichsten S. 29—55. Er glaubt, dass theils das Nashorn, theils Antilopen den Schilderungen von diesem Thiere zum Grunde liegen. Er erwähnt, dass Aelian und Plinius ihre Angaben vermuthlich aus dem Ktesias geborgt; allein er giebt die wirklich doch *sehr abweichende* Beschreibung des Ktesias (*Indic.* c. 25.) nicht an. Beym Ktesias kömmt ein ungeflügeltes und ein geflügeltes Einhorn vor; eben dieselben finden sich auf mehreren Reliefs der Ruinen von Persepolis. S. *Heeren* S. 222 f. 249 f. So entscheiden als der Vf. dafür hält, ist es wohl noch nicht, dass unter dem Einhorn nicht eine eigne, noch unbekannte, Art von Thieren zu verstehen sey, von der man nach neuern Nachrichten sogar ein Fell aufgezeigt, und merkwürdige Nachrichten eingezogen hat. Der Rattenkönig S. 56. ist eine sehr gemeine Erscheinung, die auch Rec. schon gesehen hat. In der zweyten Klasse kommen folgende Vögel vor: Greif, Phönix, Roc oder Ruc. Auch diese Klasse ist viel zu dürftig ausgefallen. Es hätten, um nur einiges nachzuweisen; hieher gehört der Pelekan. (S. Beckmann zu *Aristot mirab. ausc.* c. 13.), die Harpyien, zu deren Fabel die Geyer Stoff lieferten, die Stymphalischen Vögel, die Scylla (S. *Heyne's Exc.* 4. *ad Virg. Bucolica*), die Ciris (*Heyne ad Virg. Cir. pr.* p. 93—5.), die Alcyonen oder Eisvögel, auch wohl der Paradiesvogel, die Strix, eine Eulenart, die Jynx, ein Zaubervogel, um Liebe dadurch zu erwecken, bey welcher die Torquilla, der Wendehals, zum Grunde liegt (S. d. Ausleger z. Theokrit 2, 17.) u. s. w. Der Vf. hat den *Greif* unter die Vögel gestellt, weil er ihn für den Lämmergeyer hält; sonst nach der Fabel war es ein *vierfüssiges* Thier, das in den Baktrischen Gebirgen (S. 58. ist *Bracter* ein Druckfehler) zu Hause war, auch unter den Reliefs von Persepolis vorkommt. Heeren S. 243. Der *Phönix* war allerdings wohl eine Hieroglyphe des Sonnenlaufs in einer gewissen grossen Periode, zu dessen Bezeichnung aber wahrscheinlich ein wirklicher Vogel Anlass gab, nach dem Vf. etwa eine schöne, seltne Spielart des Goldadlers. Rec. hat schon anderwärts die Vermuthung geäussert, dass die Fabel des Phönix besser auf den *Vultur barbatus* Linn. passe: denn da dieser in unzugänglichen Einöden brütet und man nie weder sein Nest noch seine Eyer entdeckt hat: so konnte sich daraus die Fabel entspinnen, er wohne im äussersten Osten, brüte nicht, sondern pflanze sich durch seinen Tod fort. In der Klasse der Amphibien kommen nur vor der Basilisk, Salamander, Chamäleon, Unke und Drache. Bey dem Drachen der neuern Zeit erwähnt der Vf. nur den Lindwurm, der auch aus gewissen Schlangenarten entstanden, übergeht aber den Drachen, mit welchem die Hexen unsrer Vorfahren in Verbindung standen, und der seinen Einzug durch die Schornsteine hielt, welcher Volksglaube sich bekanntlich auf das Phänomen gründet, dass sich feurige Dünste nach den Oessen zu ziehen pflegen. Wir wünschen, dass der Vf. seine nützlichen Versuche fortsetze und noch mehr vervollkommne.

Leipzig, b. Sommer: *Historia del Principe Don Carlos* hijo primogenito del Rey de España Phelipe II y de Doña Maria de Portugal. 1796. 196 S. 16. (10 gr.)

Es ist schon längst von verschiedenen unserer vorzüglichsten Schriftsteller der Wunsch geäussert worden, die besten spanischen Werke in correcten Abdrücken auf deutschen Boden verpflanzt zu sehen, da es bey dem gänzlichen Mangel an literarischen Verkehr zwischen Deutschland und Spanien so schwer hält, sich die Originalausgaben zu verschaffen. Rec.

zweifelt auch nicht, dass ein Buchhändler, der eine zweckmässige Auswahl von Werken zu treffen wüsste und sie mit Fleiss und Sauberkeit abdrucken liesse, dabey seine Rechnung finden würde. Hr. Sommer macht nun mit dem vor uns liegenden Werke wirklich den Anfang, jenen Wunsch zu befriedigen, wofür ihm jeder Freund des Spanischen danken wird. Es ist nur zu bedauern, dass seine Wahl auf kein Originalwerk, sondern auf eine, noch dazu schlecht gerathene, Uebersetzung eines französischen Buchs, nämlich der *histoire de Don Carlos*, vom *Abt Saint-Réal* (man muss sich billig wundern, dass davon nirgends ein Wink gegeben worden ist) gefallen, und der Druck so von Fehlern verunstaltet ist, dass selbst ein gründlicher Kenner der spanischen Sprache fast keine Seite ohne Anstoss lesen kann, wenn er nicht die Urschrift zur Hand hat. Nur einige Belege zur Bestätigung dieses Urtheils. S. 3. heisst es: *los Principes de Lorena fueron los que solicitaron de Paulo IV et compimiento de la tregua.* Im Französischen: *ce furent les Princes Lorrains qui firent résoudre la guerre à la sollicitation de Paul IV.* S. 5. sind die Worte *qui ne se défiant pas du véritable sujet* übersetzt worden durch *el qual no de xaba de penetrar el verdadero motivo.* S. 26. ist aus dem französischen *infidelité infelicidad* und aus *excusable* (verzeihlich) *inexcusable* (unvermeidlich) gemacht und so der Stelle ein ganz falscher Sinn untergeschoben worden. S. 37. heisst es: *al principio los zelos, que tenia para la gloria de su padre no le hicieron encontrar algun placér en verexpuesta à tal horror su memoria.* Ganz anders in der Urschrift: *d'abord la jalousie qu'il avoit pour la gloire de son père lui fit trouver quelque plaisir* u. s. w. Diese wenigen Stellen zeigen zur Genüge, was man von dem Ganzen zu erwarten habe. Rechnet man dazu eine Menge den Sinn entstellender Druckfehler, als S. 4. *entregar* st. *entrar.* S. 6. *par asalir* st. *para salir.* S. 7. *bambien* st. *tambien.* S. 8. *deñar* st. *dañar.* S. 10. *afectadamente* st. *efectivamente.* S. 14. *hallaria* st. *hallaba*, *as pear* st. *aspera*, *screto* st. *secreto.* S. 19. *fatal* st. *facil* u. s. w.; so wird man sich überzeugen, dass die Lectüre des Buches dem Anfänger eben so unnütz, als dem Kenner unangenehm seyn müsse. Wir hoffen, dass Hr. *S.* den in öffentlichen Blättern versprochenen und gewiss von jedem Verehrer des Cervantes mit Ungeduld erwarteten *Don Quixote* correcter liefern werde. Dass er ihn zu diesem Ende nach keiner andern als der von der spanischen Akademie besorgten Ausgabe abdrucken lassen müsse, bedarf kaum einer Erinnerung.

PHILOLOGIE.

Leipzig, b. Schwickert: *La excelente puerta de las lenguas* o introduccion al estudio de ellas, obra traducida del latin de *J. A. Comenio* por *L. H. Teucher* y por el mismo aumentada de un indice de vocablos español y aleman. 1794. 311 S. 8. (1 Rthlr.)

Eine spanische Uebersetzung der bekannten *Janua linguarum aurea reserata* des *Comenius* von dem Herausgeber der früher in eben der Verlagshandlung erschienenen italienischen und griechischen Uebersetzungen. Wir zweifeln, ob ein so langweiliges und dem gegenwärtigen Zustande der Wissenschaften durchaus nicht mehr angemessenes Buch das Studium der spanischen Sprache befördern werde. Wer kann Stellen wie: der Donner ist die Wirkung des Kampfs der Wärme und Kälte; die Kometen bedeuten Dürre und Pestilenz; die Fluth entsteht durch die innere Aufwallung des Meers; das Einhorn hält sich in den einsamsten Wüsteneyen auf; der Drache tödtet mit seinem Athem, der Basilisk mit seinem Blick, — ohne Unwillen lesen? Von solchen Unsauberkeiten hätte doch wenigstens Hr. *T.* seinen Lieblingsautor reinigen sollen. Selbst den Spaniern (auch für diese arbeitete der Herausgeber laut seiner Vorrede:) möchte ein so gothisches Schulbuch nicht mehr geniesbar seyn. Wie viel Antheil übrigens Hr. *T.* an der Uebersetzung habe, können wir nicht beurtheilen, da wir sie mit der 1661 zu Amsterdam herausgekommenen spanischen Uebersetzung der Janua nicht haben vergleichen können. Der mit Fleiss ausgearbeitete und den grössten Theil der gangbarsten spanischen Wörter enthaltende Index kann dem Anfänger als ein Nothbehelf dienen, bis uns Hr. Schwickert einmal die letztern Bogen des in seinem Verlag erschienenen Handwörterbuchs der spanischen Sprache liefern wird.

KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. *Hamburg*, in der Mutzenbecherschen Buchh.: *Zwey Tabellen über die Grösse, Volksmenge und Eintheilung von Frankreich.* 1797. 2 halbe Bogen 4. Da hier bloss ohne weitern Kommentar die Zählungen und Berechnungen anderer wieder abgedruckt sind, so können wir uns bey diesen Tabellen sehr kurz fassen. Die erste zeigt die alte Eintheilung von Frankreich, die Grösse der damaligen Provinzen, und ihre Menschenzahl nach Vauban, Pfeffel, Necker und Brion de la Tour. Die zweyte enthält eben diese Uebersicht nach den neuen Departements, ohne anzugeben, woher die dort mitgetheilten Data entlehnt sind. Nach dieser enthält Frankreich 98 Departements, Savoyen und Nizza, die Niederlande, die Bisthümer Basel und Lüttich mitgerechnet. Ihre Einwohner werden nach den Jahren 1791 und 1792 specificirt; in vielen Districten ist ihre Zahl sehr vermindert; in andern wieder gestiegen. Die Veranlassung muss der geneigte Leser selbst hinzudenken, und will er die sämmtliche Volksmenge wissen, die Zahlenreihen zusammenaddiren, denn dies scheint dem Herausgeber zu mühsam gewesen zu seyn. Nach der ersten Rechnung hatte Paris nebst der umliegenden Gegend 725,333 und nach der letzen Auzahl 647,472 Einwohner.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 21. Junius 1797.

PAEDAGOGIK.

1) GOTHA, b. Perthes: *Ueber den Charakter und Werth der vorzüglichsten Erziehungs- und Lehrinstitute unsers Zeitalters;* nebst einer fortgesetzten Nachricht *über die jetzige Beschaffenheit der Closterschule Rossleben.* Vom Creissamtmann *Just* zu Tennstedt. 1795. 61 S. gr. 8. (4 gr.)

2) ERLANGEN, in der Waltherschen Buchh.: *Einige neuere Nachrichten von der K. Preuss. Fürstenschule zu Neustadt an der Aisch* auf vielfältiges Verlangen bey einer öffentlichen Gelegenheit mitgetheilt von *Joh. Friedr. Degen* Direktor, Prof. u. Inspektor. 1796. 36 S. gr. 8. (3 gr.)

3) DORTMUND, b. Blothe u. Comp.: *Ueber Schullehrer, Schulseminarien und die Bildung der Zöglinge derselben.* Von *Joh. Sal. Phil. Fallenstein,* Doct. d. Weltweish. etc. und zeitherigem Inspektor des Clevisch-Märkischen Schulseminarii. *Zweyte ganz veränderte Ausgabe mit Anmerkungen.* 1796. XX u. 148 S. gr. 8. (12 gr.)

4) BERLIN, b. Schöne: *Friderizianum bey, nach und kurz vor seinem hundertjährigen Jubelfeste,* dargestellt von D. *Joh. Philipp Friedr. Dettmers* ausserord. Prof. der Gottesgelehrs. auf der K. Pr. Univ. zu Frankf. an d. Oder etc., auch Rekt. der reform. od. Kön. Friedrichsschule zu Frankf. an der Oder. 1797. 108 S. gr. 8.

Man könnte veranlasst werden in N. 1 eine Charakteristik der hauptsächlichsten Erziehungs- und Lehranstalten unsrer Zeit zu suchen, aber man würde sich darin irren. Denn obgleich beyläufig Andrés weibliche und Kirstens in Gotha Knabenanstalt geschildert werden: so geht doch die Absicht der Schrift eigentlich dahin, den Geist und die Eigenthümlichkeiten der neuern Lehr- und Erz. Anstalten im Allgemeinen aufzufassen, sie unter gewisse Klassen zu bringen, die Merkmale derselben anzugeben und mit Kritiken zu begleiten. Die erste Abtheilung der Erziehungsanstalten machen bey dem Vf. die *Philanthropine* aus, deren Hauptzweck hier richtig angegeben wird, die Menschheit im Menschen auszubilden, ohne Hinsicht auf einen gewissen Stand im bürgerlichen Leben. Dabey werden S. 10—12 mehrere Vorschriften der Vorsicht gegeben. Künftigen Regenten, behaupret der Vf. S. 13, scheine die philanthropinische Erziehung ganz besonders angemessen, damit sie die ursprünglichen Rechte, Pflichten, Werth und Würde des Menschen kennen und achten lernten, ausserdem passe sie auch für die Erben der Besitzer grosser Güter, die auf ein unabhängigeres Leben, wobey sie viele Menschen unter sich haben, rechnen können. Für alle andre Kinder ohne Ausnahme scheine diese Erziehungsweise minder nützlich, weil ihrer aller Bestimmung sey, abhängig in einem gewissen Stande zu leben, zu arbeiten, zu gehorchen. Hiebey laufen wohl Missverständnisse mit unter. Die Menschheit *soll* in jedem Menschen ausgebildet, also jeder Mensch soll philanthropisch erzogen werden, aber mit dieser Erziehung muss im angehenden Jünglingsalter die bürgerliche oder besondere Erziehung verbunden werden! In der 2ten Abtheilung sind diejenigen Anstalten enthalten, wo hauptsächlich durch Erziehung, aber auch mit Unterricht verbunden, die jungen Menschen zu ihrer künftigen *besondern* Bestimmung in der Gesellschaft vorbereitet werden. Militärschulen, Waisenhäuser, weibliche Erzieh. Familien. Die 3te Abth. begreift die hier sogenannten geschlossenen Schulen, wo zwar hauptsächlich wissenschaftlicher Unterricht für künftige Gelehrte gegeben wird, wo aber die Schüler auch ausser den Lehrstunden in Einem Hause und unter der Aufsicht von Lehrern gemeinschaftlich leben, Pädagogia, Fürstenschulen, Klosterschulen. Nun folgen die eigentlichen *Lehranstalten* und zwar 1) die gelehrten Schulen oder Gymnasien. Der eigenthümliche Charakter derselben ist, dass in ihnen die künftigen Gelehrten in den Wissenschaften unterrichtet und zur Universität vorbereitet werden; dass aber ausser den Lehrstunden die Jünglinge nicht der Aufsicht der Lehrer, sondern der elterlichen Aufsicht und Erziehung unterworfen, oder, sind sie Auswärtige, sich überlassen bleiben. 2) Die Bürgerschulen, Arbeitsschulen, Dorfschulen, deutsche Knaben- und Mädchenschulen. Folgende Apologie S. 38 wird doch jedem Leser auffallen: „Wir dürfen doch auch das *Wohlthätige* nicht verkennen, das die Dorfschulen und die mit ihnen in gleichem Verhältniss stehenden deutschen Knaben- und Mädchenschulen der Städte gewähren. Haben sie schon den Mangel, *dass die Kinder einen grossen Theil der Schulzeit unbeschäftigt sind* (doch wohl ein wesentlicher Mangel und ein grosses Uebel!), indem bey der überhäuften Menge Kinder, die ein einziger Lehrer in mehrern Unterabtheilungen zu unterrichten hat, nur wenige auf einmal in der Aufmerksamkeit erhalten werden können; sind auch die Kenntnisse, die man hier lehrt, sehr eingeschränkt: so ist doch das Wenige, das hier gelehrt wird, immer das Nothwendigste; und aus einer auch nur mittelmässigen, geschweige gut eingerichteten Dorf- und deut-

schen Stadtschule gehn dennoch viel gute, nützliche und brauchbare Menschen und Christen heraus. „In solchen Schulen wird eigentlich weiter nichts gelehrt, als Kenntniss der Buchstaben, Buchstabiren, Zusammensetzen, Lesen, Schreiben, Rechnen, Religion." S. 39: „Wir erkennen auch diese Gattung der Lehranstalten als gemeinnützig und wohlthätig an und müssen nur auf ihre Verbesserung und Veredlung in der Methode, in der Auswahl der Lehrbücher, in der Auswahl und Anleitung der Lehrer hauptsächliche Rücksicht nehmen, da es die Natur der Sache nicht erlaubt, sie alle auf einmal in Bürger- und Arbeitsschulen umzuschaffen." Der Vf. zeigt nun, dass es nothwendig sey zur Bildung tüchtiger Schullehrer Seminarien zu errichten, und fügt darauf noch eine strenge Kritik über die sogenannten lateinischen Schulen der mittlern und kleinen Städte bey. Den Beschluss machen interessante Nachrichten über den gegenwärtigen Zustand der Rosslebenschen Klosterschule, die unter der Aufsicht des Vf. steht und an ihm einen einsichtsvollen, von Eifer für Jugendbildung überhaupt und insonderheit in dieser Anstalt durchdrungnen Vorsteher hat.

In No. 2. wird eine im Ganzen recht gut organisirte Anstalt geschildert, welcher ein wackrer, für gelehrte und sittliche Bildung eifriger Director vorsteht. In Absicht der innern Einrichtung scheinen ihm freilich die Hände noch ein wenig gebunden zu seyn, wie man aus gewissen Umständen, Lectionen, Lehrbüchern, schliessen muss. Die Anstalt hat 2 Abtheilungen, wovon die erste die aus 2 Klassen bestehende deutsche Knabenschule, die andre die 4 lat. Klassen enthält. In die unterste Knabenklasse treten die Kinder nach zurückgelegtem *fünften Jahre* (Kinder so früh in die Schule zu schicken, wo sie mehrere Stunden sitzen und ihre Aufmerksamkeit mit Gegenständen des Lernens beschäftigen sollen, ist zwar an sich unpädagogisch, wie der Vf. auch ganz leise andeutet, aber doch im Nothfall durch das preuss. Landrecht sanctionirt, welches jedem Einwohner, der den Unterricht für seine Kinder nicht in seinem Hause besorgen kann und will, befiehlt, sie nach zurückgelegtem *fünften* Jahre in die Schule zu schicken!) und bleiben darin bis zum 8ten Jahre, wo sie den ersten Elementarunterricht im *Buchstabiren*, Lesen, Schreiben, etc. erhalten. In dieser Klasse sitzen gegen 100 Knaben. In der 2ten Klasse bleiben die Knaben vom 8—12ten Jahre und werden im vollkommnern Lesen, Recht- und Schönschreiben, Rechnen, in der Religionslehre nach Seiler, Lesung der leichtern *biblischen* Schriften; lat. Grammatik, Erdbeschreibung, Deklamation geübt. Von der Einrichtung in den 4 höhern Ordnungen nur einiges. Es wird hier noch Hebräisch gelehrt. Jeder, der studiren will, muss *griechisch* lernen. Griechische Schriftsteller werden aber im Ganzen zu wenig gelesen. Die lat. Sprache wird auch in den untern Klassen allgemein gelehrt und der Vf. vertheidigt den formalen Nutzen derselben auch für künftige Becker, Fleischer, Tischler u. s. w. Die jungen Leute werden selbst im Interpretiren des Horaz, im Disputiren u. s. w. geübt. Die *Freyerische* lat. Blumenlese ist hier noch neben zweckmässigern Schulbüchern im Gebrauch; auch *Röhlings* langweilige, trockne, undeutsche Schriften werden noch den praktischen Uebungen im Lateinischen zum Grunde gelegt. In den obersten Klassen wird Seilers Compendium der Dogmatik gebraucht! In dem wissenschaftlichen Unterricht wird man wenig vermissen; auch die Anthropologie ist nicht vergessen. Der Naturgeschichte wird nicht gedacht. *Logik* wird in dem einen Jahre nach der *ältern*, in dem andern nach der *neuern* Form vorgetragen. Wird dieser *doppelte* Vortrag nicht eher Verwirrung anrichten als in den Köpfen aufräumen? Die sittliche Erziehung ist neben der bürgerlichen und wissenschaftlichen ein Gegenstand der ununterbrochnen Fürsorge. Die Beschreibung der dazu getroffenen Anstalten, vorzüglich der wöchentlichen feyerlichen Zusammenkünfte der Lehrer und Schüler, verdient nachgelesen zu werden. Die Gymnastik ist ausgeschlossen. Die Gründe dazu wollen wir in des Vf. eignen Sprache, die überall zu blumenreich und zu kostbar für den erzählenden Vortrag zu seyn scheint, (vgl. z. B. S. 16. unten) hören S. 36.: „Wir setzen zwar das Ringen, Laufen, Springen, Klettern, Faustkämpfen, Seilwandeln, Schwimmen u. dgl. keinesweges unter die Würde eines *gebildeten* Mannes herab, sind aber doch, so lange wenigstens die übrige Lage der Dinge noch dieselbe bleiben wird, des Dafürhaltens, *dass öffentliche* Schulen (Privatinstitute stehen mit diesen in keinem Verhältniss) nicht deswegen, weil es manchem Lehrer etwas sauer ankommen möchte, in dem Pankration die Theorie zugleich mit der Praxis zu verbinden, sondern darum auf den Ruhm der Palästra Verzicht thun müssen, weil bey deren übrigen ernstern und von aller *Spielmethode* entfernten Geistesbearbeitung die Sinnenergriffene Jugend *die* künstliche Kultur der korperlichen Kräfte leicht für die einzig wahre schöne und nothwendige Vorbereitung auf die künftige Bestimmung ansehen und *den* nur für den vollkommensten Lehrer und Schüler halten möchte, der fast mit dem Windspiel im Laufen, mit dem Kater im Baumklettern, und mit dem Sechsendner im Setzen einen Wettstreit wagen könnte. Zu andern aber mit Leibesübungen verbundenen Künsten, als zum Reiten, Fechten u. dgl. giebt es auch hier itzt Gelegenheit."

Obgleich No. 3. weder für eine sehr ausgearbeitete Schrift gelten kann noch überall viel Neues enthält: so sind doch im Ganzen viele gesunde und vernünftige Grundsätze in einem populären, lebhaften und für eine gewisse Klasse von Lesern wahrscheinlich anziehenden Vortrage enthalten. In den Fehler der Unbestimmtheit und der Ueberspannung verfällt der Vf. freylich zuweilen, und die fast renomistische, muthwillige, kecke Sprache, die man häufig im Buche, vorzüglich aber in dem *prologus galeatus* findet, verkündigt einen jugendlichen Feuerkopf. Kein Wunder, dass er sich Widersacher, über welche

klagt, dadurch zuzog. Das Buch giebt eine Art von Rechenschaft über die Grundsätze, nach welchen der Vf. seit einigen Jahren die Zöglinge des Clevisch-Märkischen Schulseminariums bildete. Am Ende ist ein merkwürdiger Bericht eines Schulmeisters an seinen Inspector beygefügt, ein Muster eines verwirrten, sinnlosen Aufsatzes!

Die kön. Friedrichsschule zu Frankfurt a. d. Oder feyerte d. 1 u. 2 Jul. 94 ihr erstes hundertjähriges Jubelfest. Die bey dieser Gelegenheit gehaltnen Predigten und Reden sind hier abgedruckt. Dazu kommt noch die Rede, welche der D. Dettmers d. 1. Jul. 95. als am ersten Schulstiftungstage des 2ten Jahrh. gehalten hat, und ein Anhang von 2 Programmen und einer Einführungsrede des D. Dettmers, die einige Jahre älter sind aber auch in unmittelbarer Beziehung zu dieser Lehranstalt stehen.

GESCHICHTE.

Frankfurt am Mayn, b. Varrentrapp u. Wenner: *Neues genealogisches Reichs- und Staats-Handbuch* auf das Jahr 1797. I Th. 512 S. II Th. 288 u. 309 S. gr. 8.

Ein Rückblick auf die Anzeige des Jahrgangs 1794 in der A. L. Z. 1794 Sept. Nr. 314 S. 794 und die Vorrede zu dem zweyten Theile dieses Jahrgangs zeigt, dass die Herausgeber im lebhaften Gefühle der Verbesserlichkeit ihres Handbuchs, almählich den daselbst gerügten Mängeln abzuhelfen suchen, und dass insbesondere die Kritik in Nr. 335 der A. L. Z. 1796 nicht unbenutzt geblieben. Unter den Geschlechtstafeln sind mehrere, wie z. B. Colloredo, Erdödy, Thurn und Valvassina, Attems u. s. w. mehr berichtigt und ergänzt, und bey andern ist das Skelett durch eine historisch genealogische Einleitung belebt worden. Die Abschnitte vom Reichs-Kammergericht, vom Reichs-Hofrathe und von der Schweiz, nebst den Stadtfrankfurtischen Namen-Verzeichnisse, und der Usual-Matrikel, werden noch immer mit einer Ausführlichkeit bearbeitet, die, im Verhältniss zu dem Ganzen und in Rücksicht auf den Zweck dieses Handbuchs sich gewiss nicht belohnt. Bey Nordamerika II. 1. scheint das neueste Addressbuch von *Timäus* benutzt zu seyn. Auch ist in der Prinzenliste von *Frankreich* (I. 88) und von *Polen* (I. 252) und von *Curland* (I. 76) die diplomatische Behutsamkeit lobenswerth, so wie die *Statthalterschaft* von Holland in das Geschlechtsverzeichniss von Nassau-Oranien verwiesen worden; so ist im königl. Hause von *Sardinien* (I. 292) die Veränderung der Titel gehörig nachgetragen.

Dagegen sind bey den Beamtenlisten von *Genua* (II. 5) und *Venedig* (II. 18) (die nun freylich nach der itzigen Revolution künftig ganz anders aussehn werden) noch immer die Staatskalender beider Republiken z. B. *la Minerva Veneta* und das *Annuale veneto* nebst den Provinzialverzeichnissen von *Cremona, Bergamo Padua*, und das *Anno di Genova* 1796 unbenutzt geblieben. Eben dieses ist der Fall mit den Spanischen Staatskalendern (II. 238), als dem *Kalendario Manual*, dem *Estado militar*, dem *Almanac Nautico*, der *Diversion de Cortesanas* und der *Notitia de las Casas etc.* ingleichen mit dem *Almanack de Lisboa*, so wie auch augenscheinlich mit den vielen *Schwedischen* Staatskalendern. Letzteres möchte am wenigsten zu entschuldigen seyn, da der Stockholmische *Almanac de la Cour* von 1797, wegen der darin als *Königlichen Braut* aufgeführten Prinzessin von Mecklenburg, im Nördlichen Deutschland allgemein bekannt; und sodann der *Pommersche - Rügianische* Staatscalender in Stralsund jährlich abgedruckt wird. Wo der Mangel des Staatskalenders durch Correspondenz ersetzt werden musste, z. B. bey Braunschweig, Zweybrücken, Hohenzollern, Speyer, Fulda, Waldeck; bey dem türkischen Kaiserthum, nimmt man die grösten Lücken wahr. Das Regierungs-Personale von Lüttich, Herford, Gandersheim, und Essen, ist wahrscheinlich wegen Unterbrechung des westphälischen Kreiskalenders ausgelassen. Bey Holstein-Oldenburg ist selbst dieser Grund nicht anwendbar, weil, dem *v. Schwarzkopfschen* Werke S. 371 zufolge, von diesem Lande seit 1775 ein sehr statistisch bearbeiteter Staatskalender herauskommt. Auch vom *Bisthum Lübeck* wird ein eignes Namensverzeichniss (bey Struve in Eutin) und von der Abtey *Salmannsweiler*, ein *Catalogus patrum* jährlich abgedruckt.

Wer die Ausrüster der Päbstlichen Freycorps, *Borghese, Doria* u. s. w. oder die Blutsverwandte der bereits beerbten Prinzessin Louise *Radziwill* von Preussen, des Königs von Polen (Poniatowsky), des auf die schwäbische Grafenbank neuerlich gesetzten Kais. Geheimdenraths von Sickingen, oder *uneheliche* Verwandschaften der Fürstenhäuser kennen lernen will, stösst ebenfalls auf Lücken.

Was insbesondere die Kunde des *Russischen* hohen Adels betrifft, so wird solche durch das neue Wappenbuch sehr erleichtert werden. Diesmal ist, wegen der vielen Veränderungen, das Russische Beamten-Verzeichniss ganz weggelassen, wie die Note zu II. 140 entschuldigt. Den Stadtmagistrat zu Worms, sucht man II. 56 vergeblich, ungeachtet der Nähe am Verlagsorte, und obgleich während der letzten Feldzüge diese Stadt auf eine höchst sonderbare Art unberührt geblieben. Sonst hat die Ueberziehung des linken Rheinufers die Beamtenlisten der Reichsstädte Aachen und Cölln nicht verdrängt. Die *Baseler* und die Lüttische war freylich in den *Almanac du departement de L'Ourthe* und *du Mont terrible* transferirt. — Das Beamtenverzeichniss von *Frankreich* ist ganz ausgelassen (II. 91) es hätte aber wohl aus dem *Almanac National* und der *Liste des Representans du Peuple* herausgezogen werden können. Ein anderes war es mit *Polen*, wenn gleich noch von dem Jahre 1796 ein Polnischer Nationalkalender vorhanden war. Wenn bey dem Verbesserungsplane des folgenden Jahrgangs die statistischen Resultate des Continental- oder allgemeinen Friedens mit Frankreich sorgfältigst benutzt werden, so tilgen sich die Mängel dieser Art von selbst.

Altona, b. Hammerich: *Historische Nachrichten über verschiedene, merkwürdige Revolutionen und*

Verschwörungen in England und deren Urheber aus der berühmten Harleyischen Sammlung von Memoires, etc. Erst. Th. 1795. 12 Bog. 8.

Ein Buch, das die jetzigen Zeitläufte hervorgebracht haben, das aber wohl schwerlich ein grosses Glück machen möchte. Es sind ausführliche Erzählungen von bekannten Vorfällen in der englischen Geschichte, äusserst gedehnt vorgetragen, bald mit den trivialesten Gemeinplätzen überladen, bald mit ausführlichen Ausmahlungen von Unterhandlungen, Gesprächen, und persönlichen Benehmen, in Roman verwandelt, bald mit Metaphern bis zum Ekel überhäuft. Dazu kommt noch, dass ganz nach alter Art, die Betrachtungen fleissig mit Beweisen aus der alten Geschichte belegt, und nicht vergessen wird, anzuführen wenn ein Komet wichtige Veränderungen voraus verkündigt hat, oder die Sonne blutroth erschienen ist, u. dergl. mehr. Wenn der Ueberfetzer dergleichen aus den Harleyischen Papieren ausgezogen hätte, um den Leser mit ihrem Werthe und ihrer Vortragsart bekannt zu machen, so wäre die Sache anders. Aber er liess seine Uebersetzung drucken," weil in diesen revolutionsreichen Zeiten, die Geschichte voriger Revolutionen nicht anders als interessant seyn kann, und weil die hier gelieferten Aufsätze als Memoires (was soll das heissen?) für den Leser der Geschichte nicht weniger Interesse als für den Geschichtforscher hätten." Für den letzten haben sie warlich gar kein Interesse, ausser dass er sieht, dass sehr viel Erdichtetes, und offenbar Falsches in den Harleyischen Sammlungen vorkommt. Nebst manchen kleinern Verstoss gegen die Wahrheit, deren der Uebersetzer einige, in der Geschichte Wilhelms des Eroberers selbst gerügt hat, wird in dem zweyten Aufsatze, der Eduards II Regierung enthält, erzählt, dass Isabelle um nach Frankreich reisen zu können, heimlich mit Mortimer und ihrem Sohne entflohen sey. Es versteht sich, dass nun kein Wort von den Unterhandlungen über Guienne vorkommt; dafür theilt uns aber der Vf. ein Gespräch mit, welches der Graf von Hennegau mit seinem Bruder über den der Königin zu leistenden Beystand gehalten hat, wobey dieser letzte sich freuet „das Andenken seiner *Tugend*, seiner Verdienste und seiner Tapferkeit auf die Nachwelt zu bringen," welches freylich auch dadurch auf eine sehr ehrliebende Art geschah, dass er einer mit ihrem Liebhaber herum irrenden Königin Gelegenheit verschaffte ihren Gemahl, auf die grausenvolleste Art umzubringen. Von der gezierten Schreibart des Originals mag folgende Probe den Beweis geben: S. 104: „Als die Sommervögel, welche nicht Gaveston, sondern seinen Reichthümern nachgezogen waren, die Jahrszeit verändert sahen; begaben sie sich unter einem wärmern Himmelsstrich; seine Grösse hatte ihm eine Menge Diener verschafft; diese aber verliessen ihn jetzt den Ratzen gleich, die ein Haus verlassen, wenn sie es einstürzen sehen. Sein Frühling war an den herrlichsten und schönsten Blüthen reich; der Winter seines Lebens liess ihn völlig entblättert stehen. In diesem trostlosen Zustande, blieb er, der sonst wie eine prächtige Ceder da stand u. s. w. — Es ist Schade, dass der Ueberfetzer nicht ein besseres Original gewählt hat; er gehöret nicht zu den gemeinen.

* * *

Von folgenden Büchern sind Fortsetzungen erschienen:

Leipzig, b. Hilscher: *Die erlauchten Gefangenen.* Ein Beytrag zur geheimen Geschichte des Despotismus in Frankreich. 3ter u. 4ter Th. 1797. 392 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Eisenach, b. Wittekindt: *Empörungen der Könige und Fürsten wider ihre Grossen.* Ein Gegenstück zu der Geschichte der grossen Revolution in Frankreich. 4ter B. 1794. 288 S. 8.

KLEINE SCHRIFTEN.

Philologie. *Weimar*, *Car. Aug. Böttiger* Prolusio *de actoribus primarum, secundarum et tertiarum partium in fabulis graecis.* 1797. 16 S. 4. Der Vf. liefert hier einen neuen vortrefflichen Beytrag zu dem *Didaskalikus*, den man von ihm erwartet. Es ist die erste Hälfte einer Untersuchung *über die Vertheilung der Rollen auf den Bühnen der Griechen und Römer*, welche sich ganz mit der Aufhellung dieses Theils des *griechischen* Theaterwesens beschäftigt. Anfangs vertheilten die Dichter unter der von ihnen gebildeten Schauspielerschule die Rollen nach ihrer Kenntniss von den Talenten eines jeden Schülers, und sie behielten ihren Einfluss auf die Rollenvertheilung selbst dann noch bey, als sie nicht mehr zugleich Schauspieldirectoren waren. Diejenigen Schauspieldichter, welche bey den grossen Dionysien mit neuen Stücken auftreten wollten, hatten sich wegen der Schauspieler beym Archon Eponymus zu melden, der durchs *Loos* einem jeden *drey Schauspieler*, so viel als seit Aeschylus und Sophokles Zeit gerechnet wurden, zutheilte, unter denen dann die Dichter die Hauptrollen nach Willkühr und Einsicht vertheilten. Diese drey spielten nämlich die grössern und wichtigern Rollen; die übrigen werden nicht genannt und wurden oft wieder von den ersten Schauspielern gedungen. Freylich konnten die Dichter nicht immer die Rollenvertheilung selbst besorgen, da ihre Stücke in verschiednen Städten Griechenlands, auch wohl noch nach ihrem Tode aufgeführt wurden; dennoch erleichterten sie andern die Auswahl der Schauspieler dadurch, dass sie genau bey jedem Stück angaben, welches die vornehmste und welches die nach ihr folgende zweyte und dritte Rolle sey. — Nach einer Stelle beym *Cicero de off.* I, 31. (S. 12. not. *) der Böttigerischen Schrift) scheint es, als wenn die Schauspieler sich selbst ihre Rolle ausgewählt hätten, wenn diese Stelle anders, wie der Vf. meynt, eine Anwendung auf das griechische Theater leidet.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 22. Junius 1797.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

WIEN, b. Stahel: *Bemerkungen über die französische Revolution* und das Betragen einiger Gesellschaften in London bey diesen Ereignissen, von *Edmund Burke.* Aus dem Englischen nach der 4ten Ausgabe übersetzt. 1791. 432 S. 8. (mit des Verfassers Bildniss.)

2) Ebend., *Bemerkungen — von Edm. Burke.* Zweyte ganz neu übersetzte Auflage mit des Vf. Bildniss. 1793. 423 S. 8.

3) BERLIN, b. Vieweg d. Aelt.: *Betrachtungen über die französische Revolution*, nach dem Englischen des Hn. Burke neu bearbeitet mit einer Einleitung, Anmerkungen, politischen Abhandlungen, und einem kritischen Verzeichniss der in England über diese Revolution erschienenen Schriften von *Friedrich Gentz*, in 2 Theilen. 1794. Neue Auflage. 1. Theil. XL u. 242 S. 2. Theil. 1793. 424 S. gr. 8.

Die Schrift, von der wir hier einige Uebersetzungen anzeigen, ist schon in Nr. 71. des Jahrg. 1791 dieser Zeitung von einem andern Recensenten beurtheilt worden, und wir haben jetzt nur von dem, was hierbey die Uebersetzer geleistet haben, Nachricht zu geben.

Die zu Wien herausgekommene Uebersetzung ist nicht schlecht. Man stösst nur selten auf harte und undeutsche Stellen. Der Beysatz auf dem Titel der zweyten Ausgabe: „ganz neu übersetzte Auflage," ist aber eben so wenig in der Sache wahr, als im Ausdrucke richtig; denn es sind nur hier und da einzelne Stellen geändert worden, und auch solche stehen geblieben, in denen jene Härten des Ausdrucks leicht zu verbessern gewesen wären, z. B. S. 167. der neuen Ausgabe „der neu entstandenste Despote." S. 258. „denn die ich an andern Orten kennen lernte, wären nur im Vorbeygehen gemachte, aber in dieser Vermuthung mich bestätigende, Bekannte."

Wir wollen hier unsern Lesern einige Stellen aus dieser und der Gentzischen Uebersetzung zur eigenen Beurtheilung vorlegen, bey welchen wir auf die Güte der einen oder der andern Uebersetzung keine Rücksicht genommen, sondern solche Stellen gewählt haben, welche uns in Rücksicht des Inhalts vorzüglihes Interesse zu haben schienen; und unter andern so oft verspottete Lobrede auf das Ritterwesen.

Gentz Uebers. S. 97.	*Wiener Uebers. S. 119.*
Verschwörungen, Blutbäder, Meuchelmord, sind für gewisse Leute ein nichtsbedeutender Preis, wenn eine Revolution zu erkaufen ist. Eine wohlfeile, unblutige Reform, eine schuldlose Freyheit dünkt ihrem verwöhnten Gaumen schaal und unschmackhaft. Es müssen schlechterdings grosse Verwandlungen vorkommen, es muss Lärm und Prunk und Theaterstreiche abgeben; es muss ein furchtbares Schauspiel aufgeführt werden, um die Einbildungskraft aus ihrem Schlummer zu wecken, sie aus der langen Erstarrung zu reissen, zu welcher der schläfrige Genuss einer vieljährigen Sicherheit, und die lebenlose Stille einförmiger Wohlfahrt sie verdammt hatte.	Verschwörung, Blutbad, Mord sind im Munde gewisser Leute nur unbedeutende Preise für den Gewinn einer Revolution. Jene stillen, verschwörungslosen Reformen, eine Freyheit die nicht Menschen kostet, sind ohne Werth für ihren Geschmack. Wechseln müssen die Scenen, der Knoten muss sich lösen, und Tausende müssen fallen. Es muss ein Schauspiel geben, das durch sein Grausen erschüttert, und die schlaffe Einbildungskraft, die im trägen Genuss sechzigjähriger Ruhe, im seelenlosen Einerley allgemeiner Glückseligkeit entschlummerte, mit Donnern weckt.

Gentz Uebers. S. 105.	*Wiener Uebers. S. 139.*
Aber die Zeiten der Rittersitte sind dahin. Das Jahrhundert der Sophisten, der Oekonomisten und der Rechenmeister ist an ihre Stelle getreten, und der Glanz von Europa ist ausgelöscht auf ewig. Niemals, niemals werden wir sie wieder sehen, diese edelmüthige Ergebenheit an Rang und Geschlecht, diese stolze Unterwürfigkeit, diesen würdevollen Gehorsam, diese Dienstbarkeit der Herzen, die selbst in Sklavenseelen den Geist und die Gefühle einer erhabnern Freyheit hauchte. Der unerkaufte Reiz des Lebens, die wohlfeile Vertheidigung der Nationen, die Pflanzschule männlicher Gesinnungen und heroischer Thaten ist dahin!	Aber die Zeiten der Ritterschaft sind dahin! — Die Zeiten der Sophisten, Oekonomisten und Rechenmeister sind an die Stelle getreten. Erloschen auf ewig ist der Ruhm von Europa. Nie, nie mehr werden wir sie sehen, jene edelmüthige Ehrerbietung gegen Stand und Geschlecht, jene stolze Anhänglichkeit, jenen Gehorsam mit Würde, jene Ergebenheit, die aus dem Herzen floss, und selbst in die Knechtschaft den Schwung erhabener Freyheit zu legen wusste. Der unverkäufliche Schmuck des Lebens, die freywillige Schutzwehre der Nation, die Nährerin des Mannsinns und des Heldenmuths, o, sie ist dahin.

Ausser dem Fleisse, den Hr. G. auf die Verdeutschung seines Originals verwendet hat, hat er es auch mit lehrreichen, theils berichtigenden, theils erläuternden Anmerkungen versehen. Die Einleitung; *Ueber den Einfluss politischer Schriften und den Charakter der Burkischen*, welche er dem Werke vorausschickt, enthält so schöne und treffende Bemerkungen, als man sie von einem in unserer Literatur so rühmlich bekannten Manne erwarten durfte. Doch kann Rec.

um ganz freymüthig sein Urtheil zu sagen, nicht bergen, dass es ihm scheine, als ob Hr. G. sich von dem Schriftsteller, den er bearbeitete und dessen, wie er es selbst S. XXIX. nennt, „zermalmenden Sentenzen" habe verleiten lassen, auch zuweilen in den Declamationston zu fallen, und dann, wie Burke, Dinge zu behaupten, die er in einem andern Augenblicke wahrscheinlich selbst übertrieben finden würde. Dies fodert Beweis, und Rec. glaubt ihn durch folgende Stellen führen zu können: S. XII. „Wer nicht in die Triumphslieder der Weltverbesserer einstimmt, wer nicht „Freyheit und Gleichheit" auf dem Titelblatt aushängt, wer nicht alle auf Erden vorhandne Macht, als Narrheit verlachen, oder als Tyranney verfluchen kann, der findet, sogleich als nur die ersten Perioden sein verhasstes System enthüllt haben, allenthalben verschlossne Ohren, und ungünstige Gemüther," und S. XXIV.: „Wer sich untersteht zu behaupten, „dass Reformen wohlthätiger als Revolutionen wären," wer sich erkühnt, gegen das erhabne Axiom: „dass das Volk nie irren könne," den bescheidensten Zweifel zu hegen; wer die Vermuthung wagt, „dass ein Theil des menschlichen Elends ganz unabhängig von allen Staatsverfassungen durch den Wechsel der Regierungsformen nie gehoben werden möchte;" wer noch den Namen eines Königs nennt, ohne sich einen Räuber zu denken, und den 14. Jul., den 6. October, den 10. August. die Tage jener „tugendhaften Rebellionen, nicht für die glorreichsten in den Annalen der Geschichte erkennt, wird verbannt, ausgestossen und verfolgt." Wenn dies richtig wäre; wie hätte denn Burke's Schrift in Zeit von 3 Jahren zweymal ins Deutsche übersetzt, und jede Uebersetzung zweymal aufgelegt werden können? Solche Behauptungen sollte sich ein sonst so gemässigter und billiger Schriftsteller nicht erlauben und sie Männern überlassen, die dadurch Lohn oder Geschenke erkaufen wollen. Das Publicum weiss dann schon, was sie in einem solchen Munde werth sind. In einer der folgenden Abhandlungen S. 130. des 2ten Theils berichtigt der Vf. obige allgemeine Klagen selbst durch die Bemerkung, dass Nachdenken und der Lauf der Begebenheiten die gefesselten Augen geöffnet hätten.

Die politischen Abhandlungen, welche Hr. G. auf die Burkische Schrift folgen lässt, betreffen alle sehr interessante Gegenstände: 1) *Ueber politische Freyheit und das Verhältniss derselben zur Regierung.* Hier wird der Unterschied zwischen absoluter, bürgerlicher und politischer Freyheit gezeigt und dargethan, dass politische Freyheit kein absolutes, sondern ein relatives Gut sey, und nicht in jeder Staatsverfassung dieselbe seyn könne, worauf einige Bemerkungen über politischen Indifferentismus und Intoleranz folgen.

In der 2ten Abhandlung: *Ueber die Moralität in den Staatsrevolutionen*, sucht der Vf. Burke gegen die ihm gemachte Vorwürfe: als ob er das Recht der Nationen, ihre Staatsverfassungen abzuändern, geläugnet und verworfen habe, zu rechtfertigen. Im Eingange klagt er über die Aufhebung der ehrwürdigsten aller Aristokratien, der Aristokratie des Genie's. In Rücksicht der Menge, die unfähig ist selbst zu prüfen, pflichten wir ihm bey, und selbst der verständige Mann wird die Behauptungen solcher Männer, welche durch ihre Erfahrung und durch ein anhaltenderes Studium der Wissenschaft tiefere Blicke in die für und wider einen Satz streitenden Gründe zu thun im Stande waren, so lange für wahr halten, bis er sich nach hinlänglicher Prüfung von ihrer Unrichtigkeit überzeugt hat. Der Grund des aufgehobenen Ansehens der Meynungen vorzüglicher Köpfe liegt aber wohl grösstentheils darin, dass in solchen Zeiten und bey solchen Gegenständen, von welchen hier die Rede ist, die besten Köpfe, theils durch Leidenschaft, theils durch andere Umstände in dem Urtheile, welches sie als das Resultat ihres unbefangenen Forschens der Welt vorlegen, geleitet werden. In der Abhandlung selbst sagt Hr. G. die Wahrheit liegt zwischen folgenden beiden Sätzen: „Eine Nation hat das Recht, ihre Staatsverfassung so oft und so ganz zu verändern, als es ihr beliebt," und: „Eine Nation hat gar kein Recht, etwas in ihrer Constitution zu ändern." Rec. sollte glauben, man könnte der Nation ganz unbedenklich das Recht zugestehen, ihre Staatsverfassung zu verändern. Die Klugheit macht es ihr zur Pflicht, von diesem Rechte nur im äussersten Falle Gebrauch zu machen. Wenn wir von dem Rechte eines Menschen als Menschen sprechen; so setzen wir voraus, dass es ein Vernünftiger, das ist, kein *Rasender, kein Wahnsinniger,* kein Kind sey. Sollten wir, wenn wir von einer Nation und ihren Rechten *in Abstracto* reden, nicht auch voraussetzen müssen, dass ihre Majorität aus vernünftigen, urtheilsfähigen Bürgern bestehe? Hr. G. ist aber freylich der Meynung, dass dies in Praxi nie der Fall sey S. 143. „Es ist sogar bis zur höchsten Evidenz beweisbar, dass in einem jeden grossen Staat der eigentliche Wille der „wahren Zahlmehrheit seiner Natur nach auf die Zerstörung des Ganzen gerichtet seyn muss. Die Anzahl „derer, die nichts besitzen, ist immer unendlich grösser, als die Anzahl derer, die etwas besitzen." Rec. dankt Gott, dass er in einem Lande und in einer Gegend wohnt, in welcher dies offenbar unrichtig ist, und die Anzahl derer, die etwas besitzen, grösser ist, als derer, die nichts besitzen. Solcher Gegenden giebt es in Deutschland mehrere.

In der dritten Abhandlung: *Ueber die Declaration der Rechte*, handelt der Vf. erst im Allgemeinen von den so genannten Menschenrechten, und bemerkt sehr richtig, dass es nicht Mangel an Kenntniss derselben war, was allenthalben in der Welt der Ungerechtigkeit und Unterdrückung Thronen errichtete. Dann prüft er mit kritischer Strenge die berühmte Declaration der Rechte der französischen Gesetzgeber, wobey wir ihm nicht folgen können; wir theilen daher unsern Lesern nur das Resultat seiner Prüfung mit. S. 207. „Das System der französischen Menschenrechte vereinigt alle Fehler in sich, die die Grundlage einer Staatsverfassung, und besonders einer systematischen Staatsverfassung auf immer

stellen können. Es ist unrichtig in sich: es ist unanwendbar; es zerstöhrt seine eignen Zwecke."

Die 4te Abhandlung ist: *Versuch einer Widerlegung der Apologie des Hn. Makintosh.* Unter Burke's Gegnern zeichnet sich Makintosh sehr vortheilhaft aus. Hr. G. gesteht, dass man in seiner Schrift: *Vindiciae Gallicae. Defence of the French Revolution and its English Admirers against the Accusations of the Rev. H. E. Burke*, den Mann erkenne, der seinen Gegenstand umfasst und durchdrungen hat, in dessen System Einheit, Ordnung, Harmonie und Vollendung herrscht. Was man einem solchen Manne abgewinnt, sagt Hr. G., gewinnt man dem System ab. Dies bewog den warmen Freund des oft zu bitter getadelten Burke zu dem Versuche, in dem *einen* Makintosh *alle* Gegner der Burkischen Grundsätze zu überwinden, den er mit eben so viel Bescheidenheit als Muth unternommen hat. Der Gelehrte, welcher einen Andern widerlegen oder vertheidigen will, sieht fast immer die Sache von einer andern Seite an, als der, welcher, unbekümmert auf welcher Seite er sie finde, nur nach Wahrheit forscht. Man muss aber Hn. G. die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, dass er nicht, gleich den Meisten, die bey dieser wichtigen Begebenheit Parthey genommen haben, einseitig in seinen Behauptungen sey. Dieser Versuch wird für die meisten Leser, wenn er auch für solche nicht überzeugend ist, doch wenigstens unterrichtend seyn. Da Hr. G. glaubt, dass nicht nur eine Monarchie ohne Adel (Erbadel) ein Unding sey, S. 234., sondern auch die gesetzgebende Macht eines grossen repräsentativen Staats ohne Erbadel nicht bestehen könne (S. 233.); so findet der französische so wohl als der Erbadel überhaupt an ihm einen eifrigen Vertheidiger.

Der 5ten und letzten Abhandlung: *Ueber die National - Erziehung in Frankreich*, folgt das *kritische Verzeichniss der bis in die Mitte des J. 1792. durch die französische Revolution und das Werk des Hn. Burke in England veranlassten Schriften.* Diejenigen welche Hr. G. hier kurz beurtheilt, oder nach ihrem Inhalte mit wenig Worten anzeigt, sind 79. — Unter Burke's Gegnern ist keiner im Auslande bekannter geworden als Paine, von dessen auf die französische Revolution Bezug habenden Schriften wir folgende deutsche Uebersetzungen erhalten haben.

1) BERLIN, b. Voss: *Die Rechte des Menschen.* Eine Antwort auf Hn. *Burke's Angriff gegen die französische Revolution* von *Thomas Paine*, Secretair der auswärtigen Angelegenheiten bey dem Kongress während des Amerikanischen Krieges. Aus dem Englischen übersetzt. Nebst der von Ludwig XVI. angenommenen Constitutions - Acte. 1792. 258 S. XVIII S. Vorr. kl. 8.

2) LEIPZIG, b. Dyk: *Kurzer Abriss der Entstehung der französischen Revolution* von *Thomas Payne*, einem Amerikaner. Mit Anmerkungen des Uebersetzers. 1791. 132 S. 8.

3 a) KOPENHAGEN, b. Proft: *Die Rechte des Menschen etc.* 2te verbesserte Auflage. 1793. 258 S. XVIII S. Vorr. kl. 8.

3 b) Ebendas.: *Die Rechte des Menschen* 2ter Theil, worin Grundsatz und Ausübung verbunden sind, von *Thom. Paine etc.* aus dem Engl. übersetzt, 1793. 199 S. XXXII S. Vorr.

3 c) Ebend.: *Die R. d. M.* Eine Antwort etc. von *Thom. Paine* Secretair etc. aus dem Engl. übersetzt 3ter Theil. Sendschreiben an die Unterzeichner der Adressen über die letzte Proclamation, nebst einigen Briefen an *Dundas*, *Onslow* und das französische Volk. 1793. 138 S.

4) PARIS: *Ueber die Regierungen und die Ur-Grundsätze einer* jeden derselben. Aus dem Engl. des *Thom. Paine.* Im dritten Jahre der Republik. 64 S. 8.

No. 1. ist eine Uebersetzung des in No. 243. des Jahrgangs 1791. dieser Zeitung beurtheilten ersten, oder damals noch einzigen Theils der Painischen Schrift: *Rights of Man.* Wir haben solche mit dem Originale verglichen und treu gefunden. In der derselben vorgesetzten Vorrede sucht der Uebersetzer Paine gegen die ihm gemachten Vorwürfe, unter andern auch gegen den, in der oben angeführten Recension ihm anstössigen Tadel zu rechtfertigen. Er glaubt, oder giebt vor zu glauben, dass, wo Paine irre, ihn bloss Anhänglichkeit an seine vaterländische Verfassung missleite; und wenn dieser Republikaner unter einem milden deutschen Zepter geboren und „mit den angestammten Vorzügen des deutschen Adels bekannt wäre: — so würde vielleicht die deutsche Verfassung an ihm einen Lobredner, und die Ahnentafeln einen Bewunderer gefunden haben." Paine, versichert er uns ferner, liebe die Könige; Er habe selbst gesagt, dass er wünsche, sie alle in der *glücklichen* und *ehrenvollen* Lage des *Privatmanns* zu sehen. Der gute Amerikaner wisse nicht, wie glücklich ein König sey, den seine Würde ohne alles persönliche Verdienst mit Ehren überschütte. Alles dies wird in einem solchen Tone gesagt, dass man versucht wird, es für ernstlich gemeynte Aeusserungen zu halten. — Als Anhang ist die französische Constitution von 1791 in einer eigenen Uebersetzung angedruckt.

Die Abhandlung No. 2. ist, in so weit solche Paine zugehört, bloss ein Auszug aus eben der Schrift dieses Vf., von welcher wir hier No. 1. die Uebersetzung angezeigt haben. Der Herausgeber hat, weil ihm die Bekanntmachung der ganzen Schrift gefährlich schien, nur dieses Bruchstück übersetzt und mit Anmerkungen versehen. Eigentlich hat ihm wohl Paine's Namen bloss zum Aushänge - Schild, oder wenigstens zum Vehikel dienen sollen, seine eigenen Meynungen ins Publikum zu bringen, denn die letzte Anmerkung, zu welcher ihn Paine's Urtheil über die Erblichkeit der Thronfolge veranlasst, ist grösser als der ganze Painische Abriss. Seine Absicht mag

recht gut gewesen seyn; das ist aber auch das einzige Verdienst, was wir ihm dabey zugestehen können. Um unsere Leser selbst urtheilen zu lassen, was von dem Uebersetzer und dessen Anmerkungen zu erwarten sey, theilen wir 2 Stellen derselben mit; die eine nehmen wir aus der ersten Anmerkung, und die andere wählen wir, weil sie zugleich eine Probe des sonderbaren Contrasts zwischen des Uebersetzers und des Verfassers Meynungen geben kann:

S. 10. „Enthusiasmus ist ein wilder Trieb, der auch den unvernünftigen Thieren, in der Brunstzeit, eigen ist." S. 39. „haben 12 begüterte Bauern nicht mehr Recht, als 99 Häusler, in der Dorfgemeinde zu reden? oder sollen auch die Knechte und Mägde, die Weiber und Kinder, ja das liebe Vieh, ihre Stimme drein geben?"

No. 3 a) ist bloss eine wieder durchgesehene und hie und da durch richtigere Verdeutschung verbesserte Ausgabe von No. 1. und No. 3 b) eine wohlgerathene Uebersetzung des 2ten Theils der Painischen Schrift. Da dieser schon in No. 274. des Jahrgangs 1792. dieser Zeitung ausführlich beurtheilt worden ist: so will Rec. hier nur einige dabey gemachte Bemerkungen mittheilen. Wenn Paine in dem 3ten Abschnitte dieses 2ten Theils das alte und neue System der Regierung vergleicht; so liegt nach Rec. Ueberzeugung allerdings viel Wahres, in der Behauptung, dass die Regierung nach dem alten System eine Anmaassung der Macht zu ihrer eigenen Vergrösserung war; nach dem neuen aber eine Uebertragung derselben zum gemeinschaftlichen Wohle der Gesellschaft sey. Der Vf. verwechselt aber hier offenbar das alte System der Regierungs-Grundsätze mit dem der Regierungs-Formen. Jenes alte System der Regierungs-Grundsätze, nach welchem die Staatsbürger nur Mittel waren, das Wohl des Einzelnen, nicht Zweck des Staats, wird kein vernünftiger Mann in Schutz nehmen. Aber kein Unpartheyischer wird auch läugnen, dass in den ältesten Verfassungen, selbst dann, wenn sie auf Ungerechtigkeiten, ihrer Entstehung nach, gegründet seyn sollten, nach dem neuen System der Grundsätze regiert werden könne, so wie wir in Frankreich belehrt worden sind, dass auch in repräsentativen Staatsverfassungen Volksvertreter nach dem alten System herrschen können. Eben so halb wahr ist der Satz, auf welchen Paine so viel baut: „Jede Macht über eine Nation ist entweder übertragen, oder angemasst; jene ist ein Pfand, diese Usurpation, deren Natur die Zeit nicht ändern kann." Die Zeit allein kann es freylich nicht; aber die stillschweigende Einwilligung der Nation. Der Vater war Eroberer, und zwang das Volk unter sein Joch; der Sohn oder Enkel wurden gute weise Regenten. Die Nation fühlte sich glücklich unter ihnen. Was vorher Zwang war, wurde nun Ergebenheit. Verwandelte sich da nicht die Natur der Usurpation? Sehr wahr ist die Bemerkung, dass die Stärke einer Regierung in der Anhänglichkeit des Volks liege, und in den Vortheilen, die es bey ihrer Unterstützung zu haben fühlt. — No. 3 c) liefert die auf dem Titel genannten Painischen Schreiben als dritter Theil der Rechte des Menschen. So viel Rec. weiss, ist dies bloss ein Einfall des Uebersetzers oder Buchhändlers, wenigstens hat er von einem 3ten Theile der englischen Schrift zuvor nie etwas gehört. In Verbindung stehen aber diese Schreiben mit derselben allerdings, da solche, das Letzte ausgenommen, theils eine Geschichte der gerichtlichen Verhandlungen gegen den Vf. und seine Schrift, theils eine Vertheidigung derselben enthalten.

Wenn man auch dem schwärmerischen Republikaner die Behauptung; dass unsere alten Verfassungen, und besonders die englische zwar für die Minister, Hofleute und Pensionisten vortrefflich, für alle übrige, also 99 von 100, schlecht sey, vergiebt: so wird man doch unwillig, zu sehen, wie Paine mit allen Krieg anfängt, die auf seinen Rath nicht sogleich auch in England das unterste zu oberste kehren wollen. Sobald er von sich spricht, und das thut er gerne, verräth er seinen Stolz. Der Ton der Persiflage, den er oft und besonders in dem Sendschreiben versucht, gelingt ihm nicht. *Sein Witz ist* weder fein noch treffend genug. Ausser jener Geschichte des Buchs über die R. d. M. und einigen Anekdoten, die von der Civilliste ausgetheilten Pensionen betreffend, deren Burke auch eine von 1500 Pfund erhalten haben soll, enthalten diese Schreiben nur Wiederholungen aus den *Rights of Man*, und zum Theil Seiten lange Auszüge aus denselben.

Da diese Schriften, in welchen Paine alles Unglück der Menschheit den erblichen Regierungsformen zuschreibt, vor der Zeit geschrieben waren, in welcher die in der neuern Geschichte beyspiellose Unterdrückung aller Press- und Denkfreyheit, die planmässige Ermordung der Reichen, und alle Gräuel der blutdürstigsten Tyranney durch die von dem Volke gewählten Repräsentanten, unwidersprechlich bewiesen hatten, wie misslich der Ausgang dieser Umwälzungsversuche sey: so war es Rec. interessant, den Vf. nun auch nach dieser traurigen Epoche über sein altes Thema sprechen zu hören.

(Der Beschluss folgt.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 23. Junius 1797.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

1) Berlin, b. Voss: *Die Rechte des Menschen.* Eine Antwort auf Hn. *Burke's Angriff gegen die französische Revolution* von *Thomas Paine*, etc.

2) Leipzig, b. Dyk: *Kurzer Abriss der Entstehung der französischen Revolution* von *Thomas Paine*, etc.

3 a) Kopenhagen, b. Proft: *Die Rechte des Menschen etc.*

3 b) Ebendas.: *Die Rechte des Menschen etc.* von *Thomas Paine*, etc. 2 Th.

3 c) Ebend.: *Die R. d. M.* Eine Antwort etc. von *Thomas Paine*, etc. 3 Th.

4) Paris: *Ueber die Regierungen und die Ur-Grundsätze einer jeden derselben.* Aus dem Engl. des *Thomas Paine.* Im dritten Jahre der Republik, 64 S. 8.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

No. 4. ist im dritten Jahre der Republik (1794.) also nach jenen Gräuelscenen geschrieben; der Vf. nimmt aber darauf nur in so weit Rücksicht, dass er solche dem Mangel einer Constitution, (denn die von 1791. erkennt er nunmehr dafür nicht,) zuschreibt. Die Schrift enthält nichts Neues, sondern eine nochmalige Ausführung der Vorzüge der repräsentativen vor der erblichen Regierung; doch bleibt er hier mehr bey den Grundsätzen des Rechts stehen, da er in den vorigen Schriften von dem beklagenswürdigen Zustande der Landeseinwohner auf die Untauglichkeit der Regierungsform zurück zu schliessen pflegte. Von der erblichen Regierung behauptet er: sie habe kein Recht zu existiren, und nicht einmal ein Recht anzufangen; dies meynt er so erwiesen zu haben, dass nach S. 9. kein Problem im Euklid richtiger seyn soll. Rec. will hier das nicht wiederholen, was in der vorhin angeführten Beurtheilung des 1sten Theils der R. d. M. von einem andern Rec. über die, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, Unsterblichkeit einer Nation und ihrer Pflicht, auch für die Nachkommen zu handeln, sehr richtig bemerkt worden ist. Aus Paine's so genannten Urgrundsätzen würde das *absurdum* folgen, dass eine Nation kein Amt auf länger als 20 Jahre übertragen, keinen Frieden oder andere Verträge auf längere Zeit schliessen könne. Er selbst räumt (S. 28.) ein, „dass jede Nation das Recht habe, sich für die gegenwärtige Zeit eine Verfassung zu geben, wie sie wolle." Es wird ihr daher auch schlechterdings, wenn wir consequent fortschliessen wollen, das Recht nicht bezweifelt werden können, sich eine erbliche zu geben. Alles, was mit einigem Scheine dagegen gesagt werden kann, ist, dass die dermalige Generation dadurch die kommende nicht binden kann; also diese das Recht behält, die Verfassung zu ändern. Wie man aber auch hierüber denken mag; so hatte doch offenbar die erbliche Verfassung ein Recht anzufangen, und behält ein Recht zu existiren, so lange die Majorität der neuen Generation ihren abgeänderten Willen nicht ausdrücklich erklärt. Dies wird und kann sie aber moralisch nicht, so lange durch die erbliche Regierungsform der Zweck der Staatsverfassung erreicht, und also die Bedingung, unter welcher die Nation einer Familie die Regierung ausdrücklich oder stillschweigend übertragen hat, erfüllt wird.

Gegen das Ende kommen noch Bemerkungen über das, allen Bürgern, sie mögen etwas besitzen oder nicht, zustehende Stimmrecht, ingleichen über Eigenthum und Adel vor. Obgleich diese Abhandlung etwas gemässigter ist: so werden doch hier nach des Vf. Kraftsprache alle Aristokraten der alten Zeit für *Räuber*, die der neuern für *Betrüger* erklärt. Das gehöret vermuthlich auch zu der nöthigen Erfrischung des Patriotismus, wovon es S. 47. heisst: „Es ist zu allen Zeiten, besonders während dem Laufe einer Revolution und überhaupt so lange, bis richtige Ideen sich selbst durch die Gewohnheit bestätigen, nothwendig, dass wir unsern Patriotismus durch das Hinaufsteigen zu den Urgrundsätzen erfrischen."

Paine scheint sich selbst gerne als das Haupt oder den Sprecher der Parthey zu betrachten, die alle erbliche Regierungsverfassung umstürzen möchte. Seine Grundsätze, der thätige Antheil, den er an der amerikanischen und an der französischen Revolution nahm, bey welcher er so gar eine Stelle im Nationalconvent angenommen hatte, zogen ihm den Hass aller Freunde der alten Ordnung der Dinge zu. Alle Gemässigten mussten seine Ausfälle gegen Monarchen und gegen die auf den englischen Thron von der Nation gerufene königliche Familie missbilligen. Und noch neuerlich hat er dadurch, dass er, weil er sich persönlich vernachläsigt glaubte, den öffentlichen und Privat-Charakter eines der verehrungswürdigsten Männer — Washingtons, angriff und selbst die amerikanische Constitution schmähte, gezeigt, wie partheyisch in seinem Urtheile und wie einseitig in seiner Betrachtung ihn Leidenschaft mache. Es ist allerdings schwer, einen solchen Mann, dessen Dia-

triben man nur mit Unwillen lesen kann, kalt zu beurtheilen, und daher nicht zu verwundern, wenn Paine von den Meisten derer, welche nicht selbst Revolutionsfreunde sind, in mehrerer Rücksicht zu hart behandelt worden ist.

Was seine schriftstellerischen Talente betrifft: so will Rec. hier nicht die sehr häufigen Ausgaben seiner Schriften für ihn anführen, nicht den Beyfall, den Burke selbst dessen frühern Arbeiten gab, welche eben der Geist, eben die Grundsätze belebten; sondern das Urtheil eines sehr achtungswürdigen englischen Gelehrten und eines Gegners von Paine. Der durch seinen, gegen Gibbon mit der gröfsten Mäfsigung geführten, Streit bekannte Bischoff Watson sagt in der Widerlegung der Schrift: *the age of reason*, Paine besitze *a considerable share of energy of language and acuteness of investigation*. Was den guten oder bösen Geist betrifft, der ihm die Feder führte: so weiss Rec. wohl, dass die Absicht allein einen Schriftsteller nicht rechtfertigen kann; sie verdient aber doch besonders in einem solchen Falle geprüft zu werden; und dann erscheint Paine als ein schwärmerischer Republikaner, der keine andere Glückseligkeit auf Erden kennt, als durch das repräsentative System, der, berauscht durch den ausserordentlichen Beyfall seiner frühern Schriften, sich zum Apostel seines politischen Evangeliums berufen glaubt und es mit dem menschlichen Geschlechte wohl meynt, indem er ihm diese Lehre predigt. Da hingegen von seinen deutschen Schülern wohl wenige von dem Wunsche, alles um sich glücklich zu sehen, beseelt seyn möchten. Vielleicht ist aber eben deswegen Paine's Schrift in Staaten, in welchen die Abgaben drückend sind, und der Ertrag derselben verschwendet wird, gefährlicher, als die Revolutionspredigten hungriger, deutscher Demagogen.

KOPENHAGEN, b. Proft: *Beantwortung der Painischen Schrift von den Rechten der Menschen* von *Johann Adams*, aus dem englischen übersetzt. 1793. 56 S. 8.

Es thut wohl, wenn man nach Durchlesung von Streitschriften, die mit Einseitigkeit im Urtheile Bitterkeit und selbst Schmähungen verbinden, auf eine mit Einsicht, Mäfsigung und Unpartheylichkeit abgefasste Schrift stöfst. Der Vf. ist der dermalige Präsident des Congresses der vereinigten Amerikanischen Staaten; und man muss diesen Glück wünschen, dass die gemäfsigte Parthey bey ihnen gesiegt, und dem edlen Washington einen seiner würdigen Nachfolger gegeben hat. Die kleine Abhandlung ist in Briefen an Hn. *Russel* abgefasst, wovon der erste aus Boston 1791. datirt ist. Es ist solche daher auch nur gegen den ersten Theil der R. d. M. gerichtet. Der Briefe sind 7. Der erste enthält die Veranlassung dieser Beantwortung, nämlich eine aus einem Schreiben des Staatssecretair in alle Amerikanische Zeitungen eingerückte Stelle, in welcher Amerika's Mitbürger eingeladen werden, sich zum zweytenmale unter dem Panier des gesunden Menschenverstandes zu versammeln. *Common sense* war nämlich der Titel der Painischen Schrift, die in Amerika so ausserordentlichen Beyfall erhalten und viel zu Stimmung der Gemüther gegen England beygetragen hatte. Im 2ten Briefe beurtheilt *A.* erst im allgemeinen Paine's Schrift so wohl in Rücksicht des Inhalts als Zwecks. In seinem Commentar über die R. d. M., sagt er, ziehe P. „zu bezweifelnde Folgerungen aus unbezweifelten Grundsätzen." *A.* widerlegt dann den von *P.* aufgestellten Satz: Jedes Volk habe Recht zu thun, was ihm gut dünke. Es sey, sagt er, und wer kann dies bezweifeln? von unendlich grosser Wichtigkeit, den Unterschied zwischen Macht und Recht anzuerkennen. Geschieht dies nicht: „so legt die scheussliche Gestalt des Despotismus nur Krone und Zepter ab, um das scheckigte Gewand der Demokratie umzuthun." Es war unserm überklugen Zeitalter vorbehalten, den gesunden Menschenverstand durch philosophisches Gewäsche so zu verwirren, dass Sätze, wie die von *P.* aufgestellte, einer Widerlegung bedürfen. Im 3ten und 4ten Briefe wird gezeigt, dass England wirklich eine Constitution habe, und dem englischen Volke, so lange sie ihrem Zwecke entspreche, nur in so weit ein Recht zustehe, solche aufzuheben, als die Gesellschaft auch ein Recht habe, die gesellschaftlichen Bande aufzulösen. „Eine Constitution," sagt Hr. *A.*, „ist der Inbegriff der Grundgesetze, wornach ein Volk mit seiner *Einwilligung* regiert wird." Vortrefflich ist, was er über die Schwierigkeiten bey Entwerfung einer Constitution mit Genehmigung eines freyen Volks sagt! *P.* thut, als ob es so leicht wäre, als seinen Kleidern einen andern Schnitt zu geben. Der 5te Brief stellt die nachtheiligen Folgen dar, die es für England haben müsste, wenn man *P.* unüberdachten Rath befolgte. Im 6ten zeigt der Vf. kürzlich den Ursprung der englischen Verfassung. Der 7te und letzte Brief handelt, von der Uebertragung der Macht des Volks, besonders in Hinsicht der Abänderung der Verfassung. Wir dürfen hoffen, dass nicht leicht Jemand, wenn er auch nicht immer des Vf. Meynung wäre, diese wenigen Bogen unbefriedigt aus der Hand legen werde. Selten hört man solche solche Männer, die Kenntnisse, Erfahrung aller Art, und dabey Freyheitsgefühl und ächte Menschenliebe haben, über einen solchen Gegenstand urtheilen. In der Uebersetzung finden sich hier und da undeutsche Ausdrücke; so heisst es z. B. einigemal statt bis hierher, *bis hiezu*.

LEIPZIG, b. Dyk: *Mallets du Pan Betrachtungen über die Natur der französischen Revolution* und die Ursachen, die ihre Dauer verlängern. Aus dem französischen übersetzt von *G. Schaz* und einigen Zusätzen von *M. J. G. Dyk*. 1794. 190 S. 8.

Mallet fand, wie Burke, in Deutschland 2 Uebersetzer. Die Urschrift und die eine Uebersetzung von Hn. Kriegsrath *Genz* ist in diesen Blättern (1793. No. 316. und 1794. No. 159.) schon angezeigt worden. Die vor

Uebersetzung kann die Concurrenz mit jener nicht aushalten. Folgende Stelle, die erste, die wir ohne Auswahl aufschlagen, wird hoffentlich unser Urtheil, so weit einige Zeilen es können, rechtfertigen.

G.	S.
S. 186. Wenn man die Geschichte aller Volks-Erschütterungen und aller Kriege aufschlägt, welche über Meynungen entstanden sind: so zeigt sich, dass diese selbst durch Siege nicht gebändigt wurden, wenn der Sieger sie beherrschen wollte, ohne sie zu lenken.	S. 125. Wenn man die Geschichte aller Kriege öffnet, die durch grosse Erschütterungen in der Denkart hervorgebracht wurden, so findet man, dass sie immer selbst den glänzendsten Sieger widerstund, so bald der Ueberwinder vergass, sich zum Meister über sie dadurch zu erheben, dass er ihr eine Richtung nach seiner Absicht gab.

Hn. M. Dyks Zusätze sind folgenden Inhalts. I. *Zustand der französischen Finanzen; aus Calonnes Bittschrift an den König. Eigentliche Veranlassung der Unzufriedenheit und des Aufstandes in Frankreich.* II. *Auszug aus Brissots Apologie, dessen Schilderung der Anarchisten. Nichtigkeit seiner Rechtfertigung.* III. *Veranlassung des Kriegs zwischen Lyon und Paris.* IV. *Ursprung des Kopfgeldes in Frankreich.*

Berlin u. Stralsund, b. Lange: *Taschenbuch für den Bürger und Landmann*, zweytes Jahr. 1797. 174 S. 8. (8 gr.)

Mit diesem Taschenbuch ist zwar eine Veränderung in Ansehung des Verlegers, aber nicht in Ansehung der innern Einrichtung vorgegangen. Auch in dieser Fortsetzung findet man gemeinnützige Erzählungen von guter Kindererziehung, von Wohlthätigkeit, Gnügsamkeit, Sparsamkeit, Redlichkeit, Dankbarkeit, kindlicher Liebe, Treue gegen den Landesfürsten, kurz, von solchen Tugenden, die dem Bürger und Landmann nicht zu oft, und nicht besser als in Erzählungen empfohlen werden können. Landleute, Professionisten, Soldaten, Juden u. s. w. sind auch hier wieder die Helden. Eine edle Popularität und feyerlicher Ernst, die durchgängig herrschen, müssen sowohl den Beyspielen als den eingestreuten Lehren Aufmerksamkeit und Eingang verschaffen.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Gräff: *Schönes Bild der Resignation*, von *Sophie la Roche*, zweyter Theil, 1796. 232 S. 8. (1 Rthlr.)

In diesem *zweyten* Theile, der nicht minder anziehend als der erste ist, (S. A. L. Z. 1796. Nr. 59.) kömmt der edle *Sir Georg* auf seiner Reise nach Frankreich durch *Deutschland*; daher Beschreibungen deutscher Gegenden vorkommen, auch deutscher Gelehrten Erwähnung geschieht. Auch hier begleitet ihn aller Orten nicht nur *Eugeniens* Andenken, sondern der Geist der Menschenliebe und des Wohlwollens, der sich in vielen grossmüthigen und milden Handlungen, besonders gegen schuldlose Emigranten, äussert. Nach Frankreich selbst aber hat er nicht nöthig noch einmal zurück zu kehren, indem er stufenweise erfährt, dass S. 49. *Eugeniens* Gatte, fern von seiner Gemahlin und Kindern, Krankheit und unzählige Leiden in Deutschland erduldet, aber in seinem Neffen, einem Mann voll schöner Kenntnisse, der mit Künstlerarbeiten gegen den Mangel kämpft, viel Linderung gefunden, dass S. 99. *Eugenie* und ihr Gemahl durch Vermittlung andrer guten Menschen wieder vereinigt sind, und dass S. 120. ein vortrefflicher deutscher Fürst beider Glück aufs neue gegründet. Er kommt endlich an den Ort selbst, wo *Eugenie* jetzt lebt, ist aber S. 136. zufrieden, unerkannt an ihrem Gewande vorbeyzustreifen; denn er hat die grosse *Resignation* S. 153. sich bey ihrem Gemahl wegen seines Betragens nicht selbst rühmen zu wollen. Ihm dünkt schnelle Abreise Pflicht der Verehrung für *Eugeniens* Tugend, und für ihren Gemahl, und als er S. 154. erfährt, dass *Eugenie* nun mit ihrem Gatten einerley Weg mit ihm reisen werde, bleibt er noch zurück, um sie zu vermeiden. Nachdem sein Herz lange unentschlossen geblieben, ob es mehr *Eugenien* in ihrem Unglück, oder Lady *Julie* in dem edeln Gebrauch ihrer Unabhängigkeit und ihres Reichsthums bewundern solle, nachdem er die Entdeckung gemacht, dass letztere eben die Unbekannte sey, die er einst zu *Dover* für ihn beten gesehn, nachdem er von ihrer Zuneigung für ihn überzeugt ist, eilt er nach England in ihre Arme, und der letzte Brief, der die Anstalten zu ihrer Verbindung schildert, lässt an der Vollziehung derselben nicht zweifeln. Rührend ausgedrückte Gefühle und Entschliessungen, Bemerkungen über nützliche Anstalten, und über Verdienste um die Menschheit, viele wahre moralische Reflexionen würzen auch diesen Theil. Als sich *Sir Georg* einschifft, nimmt er S. 228. mit folgenden Worten von Deutschland Abschied: „Möge es bald von dem Jammer und „Verderben befreyt werden, welche die Neufranken „auf eine grosse Menge seiner Bewohner brachte! „Ich wünsche den Deutschen den alten muth- und „treuvollen Nationalgeist, welcher Hermanns Söhne „von jeher beseelte, und durch grosse Männer zu einem ruhmvollen und geehrten Volke machte!“

Berlin, b. Lagarde: *Wilhelmine*, eine *Geschichte* in zwey Theilen, von *J. F. Jünger*. Zweyter Theil. 1796. 262 S. 8. (16 gr.)

Was der Schluss des *ersten* Theils (S. A. L. Z. 1796. Nr. 281.) nur dunkel ahnden liess, geht in diesem *zweyten* vollkommen in Erfüllung. Nur noch auf den ersten Seiten *scheint* der Gatte *Wilhelminens* liebreich und grossmüthig; bald aber bricht er mit ihrer Mutter, und nöthigt sie, mit ihr zu brechen, um eine Aufseherin an ihr los zu werden, er ergiebt sich allen Arten von Verschwendung, macht sich der Untreue verdächtig, wird mit der Zofe, die schon der vorige Theil in zweydeutigem Lichte zeigte, ertappt, anstatt diese auf *Wilhelminens* Verlangen zu verabschie-

den, mishandelt er seine Gattin gar mit Schlägen, so, dass sie in ein hitziges Fieber verfällt, geräth mit ihrem ehmaligen Liebhaber *Stark*, der nun, aber auf eine unschuldige Art, ihr Trost ist, in Verdriesslichkeiten, verwickelt sich in Schulden, die laut zu werden anfangen, beraubt seine Frau aller ihrer Kostbarkeiten, unterhält eine italienische Gräfin, wird ein Spieler, spielt falsch, bekömmt darüber Händel, und stirbt. Die Grade, nach welchen die immer noch unbefangene *Wilhelmine* ihre unglückliche Lage erfährt, der Gang und die Aeusserung der mancherley Leidenschaften, die sie dabey bestürmen, sind sehr natürlich, ungezwungen und wahr dargestellt. Nachdem *Wilhelmine* schon lange *Stark's*, den sie vordem verschmähte, Charakter besser kennen zu lernen Gelegenheit gehabt, nachdem sie, so wie sie bey ihrem Mann die traurige Erfahrung gemacht, *dass nicht alles Gold sey was glänzt*, so bey ihm gefunden, *dass nicht alles glänze, was Gold ist*, nachdem er nach ihres Mannes Tode sich ihrer so thätig angenommen, so viele versetzte Sachen eingelöst, und einen grossen Theil ihres Vermögens aus dem Schiffbruch gerettet, wird er gar bald ihr zweyter würdiger Gatte. Das Ganze endigt sich dann mit der Lehre, dass nicht immer der schönste Mann auch der beste Mann sey.

WEISSENFELS, b. Severin: *Denkmal der Freundschaft und Liebe*, ein Neujahrsgeschenk ins Strickkörbchen, 1797. 296 S. 8. (16 gr.)

Unter diesem Titel, dem noch der zweyte: *kleine Taschenbibliothek zum Neujahrsgeschenk* beygefügt ist, erscheint (weil man bey der unübersehbaren Menge von Almanachen auf allerley paraphrasirende, und anlockende Titel bedacht seyn muss) wieder ein neuer *Frauenzimmeralmanach*, als dessen Herausgeber sich Hr. *Seidel* in der Vorrede angiebt. Glücklicherweise besteht dieser neue Kalender nicht bloss in Versen, sondern grösstentheils in prosaischen Aufsätzen. Der erste und stärkste Abschnitt, der sich bis S. 202. erstreckt, enthält lauter prosaische Erzählungen. Der Gedanke, durch solche kleine Novellen in einem Almanach die Leserinnen zu unterhalten, ist zwar nicht neu, (Hr. *Claudius* hat längst schon seine Frauenzimmeralmanache dadurch beliebt gemacht) aber Hn. *Seidel's* Erzählungsgabe muss auch diesem Kalender viele Leserinnen verschaffen. Die beiden ersten Erzählungen sind freye Uebersetzungen aus dem Französischen und Englischen, und die vierte eine Umarbeitung eines deutschen Originals; die letzte aber gehört Hn. *S.* ganz, und der Satz: dass man nie auch die leiseste Warnung des Gewissens unterdrücken solle, ist darin sehr gut ausgeführt. — Die Gedichte, welche bis S. 258. gehn, haben die Hn: *Cramer*, *Sintenis*, *Wannovius*, *Pockels*, *Heidenreich*, *Noack*, *Becker*, *Reinhard*, *Wigand* und *Kleist* zu Verfassern. Ob sie aus andern Sammlungen entlehnt worden, oder vorher ungedruckt waren, ist nicht angezeigt. Die meisten verdienen mehr von Seiten ihres sittlichen Inhalts, als wegen ihres poetischen Werths gerühmt zu werden, doch zeichnet sich die Romanze aus dem goldenen Zeitalter von *Heidenreich* S. 220., und das Gedicht an die Hoffnung von *Kleist* S. 248. aus. Den Beschluss machen kürzere Sätze und Maximen aus verschiedenen (bis S. 291. prosaischen, von da poetischen) Schriftstellern, welche genannt sind, über *Freundschaft* und *Liebe*.

FRANKFURT u. LEIPZIG: *Der Schlüssel zum Heimweh*, von *Heinrich Stilling*. 1796. 264 S. 8. (20 gr.)

Stilling erzählt hier die Geschichte von der Entstehung jenes *Heimwehbuchs* für *Heimwehkranke*, wie er seinen geistlichen Roman nennt. Als ein Knabe von acht Jahren las er *Bunian's* Reise eines seligen Christen nach der Ewigkeit, und von der Zeit an gieng er immer mit dem Gedanken um, etwas ähnliches zu schreiben; er hatte schon einmal ein hexametrisches Gedicht dieses Inhalts angefangen, aber erst in seinem 54sten Jahre fand er Musse, sich der so lang gehegten Ideen in jenem Roman zu entledigen; er nennt ihn daher einen *acht und vierziger*, den er 1748 gekeltert und seit der Zeit immer aufgefüllt habe. Theils die *Kantische* Philosophie, die er ein unterirrdisches Labyrinth nennt, theils die französische Revolution, seit welcher man zwar Christum ungehindert *lästern*, aber nicht mehr frey bekennen dürfe, trieben ihn zum Entschluss, sein Werk zu vollenden; der Wunsch des Verlegers, *Stilling* möchte doch wieder *etwas ästhetisches* schreiben, und das Stammbuch eines Studenten brachten den Entschluss vollends zur Reife. Zum Nutzen derer nun, die nicht scharfsinnig genug gewesen, die beym *Heimweh* zum Grunde liegenden Allegorien zu finden, oder zu entziffern, wird hier der *Schlüssel* dazu gegeben. So erfährt man z. B. dass *Ernst Gabriel von Ostenheim* die personificirte *vorbereitende Gnade* sey, und dass jene Namen auf sie deuten, erstlich, weil die Gnade es *ernstlich* meyne, zweytens, weil sie ein *Gabriel*, das ist, ein Gesandter des Herrn sey, drittens, weil dieser Herr im *Osten*, dem Ursprung alles Lichtes daheim sey. Zur *ästhetischen* Erläuterung des *Heimwehs* möchten nun wohl diese Enträzlungen der darin befindlichen Allegorien wenig beytragen; über den *geistlichen* Nutzen enthält man sich am besten alles Urtheils. Der Vf. ist übrigens fest überzeugt, ein grosses Publicum zu haben, dem er nutzen könne. Denn er sagt in der *Nachschrift* S. 262.: „Gottlob, zu diesen *Ahabs*- und *Jesabels*-Zeiten, oder „lieber zu diesen *Herodes*- und *Pilatus*-Zeiten giebt „es *noch mehr wie siebentausend*, die ihre Knie vor „der neuen Gottheit, *der babylonischen Hure* und dem „*Thiere*, auf dem sie reitet, nicht gebengt haben!"

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 24. Junius 1797.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

1. Jena, b. Mauke: *Politische Betrachtungen über die französische Revolution* von E. Brandes geh. Canzleysecretair zu Hannover. 1790. 152 S. 8.

2. Hannover, b. Ritscher: *Ueber einige bisherige Folgen der französischen Revolution* in Rücksicht *auf Deutschland*, vom geh. Canzleysecretair *Brandes*. 1792. 160 S. 8.

3. Hannover u. Osnabrück, b. Ritscher: *Ueber einige bisherige Folgen* etc. — 2te Ausg. 1793. XVI. u. 159 S. 8.

„Um ein überdachtes Urtheil über die französischen Angelegenheiten zu fällen, sagt der Vf. in der ersten Schrift, „sey es erfoderlich, über folgende Punkte Untersuchungen anzustellen: 1) *War es nothwendig, dass eine grosse Veränderung in der französischen Verfassung entstehen musste?* 2) *Konnte diese Veränderung ohne Revolution, das heisst, ohne Einwirkung des bewaffneten Volkes, bewerkstelliget werden?* 3) *Ist itzt in Frankreich eine Verfassung gebildet, wie sie der Beschaffenheit des Reichs angemessen scheint?*

Die Untersuchung der ersten Frage hebt er mit der Bemerkung an: „Jeder Staat, wo nicht das Volk entweder unmittelbar, oder durch seine von Zeit zu Zeit gewählten Repräsentanten, einen Antheil an der gesetzgebenden Macht ausübt, hat eine schlechte Verfassung.“ Er zeigt dann ferner im Allgemeinen, was zu einer guten Verfassung gehöre, und baut auf diese Voraussetzungen den Schluss, dass Frankreich seit 1614 auch nicht den Schatten einer guten Verfassung mehr gehabt habe. Da nun die Administration eben so scheusslich, als die Verfassung schlecht gewesen sey; so habe nothwendig eine grosse Veränderung vorgehen müssen. Hierin möchten wohl die Meisten von denen, welche ihre Gründe zur Billigung oder Missbilligung nicht von den zufälligen Folgen einer Begebenheit entlehnen, mit Hn. *Br.* einverstanden seyn.

Um die zweyte Frage richtig beantworten zu können, prüft er den Einfluss, den zwey, seiner Meynung nach, von dem Hofe begangene Hauptfehler auf den Gang der Revolution hatten. Diese waren 1) *das Unbestimmte über so viele wichtige Punkte in der königlichen Zusammenberufung der Stände,* 2) *die Verabschiedung von Necker.* Vorzüglich haben Rec. die Bemerkungen gefallen, die der Vf. hier über die gegen das Beyspiel von England und Amerika den Repräsentanten ertheilten bestimmten Instructionen (*Mandats imperatifs*) macht. Da das Volk die gehörigen Einsichten nicht haben kann, zu beurtheilen, wie eine neue Constitution oder ein Gesetz für sein Wohl und die Sicherheit des Staats am besten abgefasst werden könne, und deswegen Männer, die mehr Einsicht haben, zu Stellvertretern wählt: so ist es unvernünftig, diese Männer durch bestimmte Instructionen zu binden, und zu Sprachrohren der Unwissenheit und des Unverstands herabzuwürdigen. Keiner von den Ministern, sagt der Vf., kannte den Geist der Nation, selbst Necker nicht. Diese und andere Bemerkungen veranlassen ihn, die Einmischung des Volks für nothwendig zu halten, und die aufgeworfene Frage zu verneinen. Wir würden darin nur dann seiner Meynung beytreten können, wenn er diese so gestellt hätte: War bey dem guten Willen, aber bey der Schwäche des Königs und bey dem bösen Willen oder der Unwissenheit seiner Minister die Einmischung des Volks nöthig? S. 43 sagt der Vf.: Grosse Städte seyen zwar schädlich, aber um gerecht zu seyn, dürfe man doch den Einfluss der Stadt Paris auf den Sturz des Despotismus nicht verkennen. Ihren Einfluss wird Niemand verkennen; aber um gerecht zu seyn, muss man, wie es wenigstens Rec. scheint, Paris fast alles, was in dieser Handlung verdienstlich ist, absprechen. Das Gute selbst, was daraus entstehen konnte, war eine Folge der innern Verdorbenheit dieser Stadt; ohne solche, ohne die Menge sittlicher Ungeheuer aller Stände, von denen sie voll war, würde der Gang der Revolution langsamer, ruhiger und sicherer gewesen seyn.

Bey Beantwortung der dritten Frage, welcher der grösste Theil der Schrift gewidmet ist, klagt der Vf. über Mangel an Hülfsquellen, und da er sie verneint: so bemüht er sich, die Ursachen zu entwickeln, warum die Verfassung eben so, und nicht besser wurde. Vorzüglich tadelt er an ihr die zu grosse Einschränkung der königlichen Macht, besonders die dem Könige benommene Besetzung der Richterstellen; die Verwerfung der zwey Kammern, den Sturz des Adels, die kurze Dauer der Nationalversammlung, die zu grosse Erweiterung der Wahlfähigkeit; die allzu häufige Abwechselung der Präsidenten, die Einziehung der Lehnsgefälle und Zehenden. Aller dieser Mängel ungeachtet, glaubt doch der Vf., dass man im Ernste die Frage: ob sie besser als die vorige sey? nicht aufwerfen könne; indem die neue Verfassung nicht nur jene weit übertreffe, sondern auch Vieles in derselben ohne Vergleichung gut sey. Eine Gegenrevolution sey daher nicht zu wünschen, weil diese Vieles von dem geschehenen Guten wieder vernichten

könne. An zwey Männern hänge nun das Wohl des Staats, an dem Könige und an La Fayette. Beide erhalten hier, obgleich ihre Fehler nicht verschwiegen werden, das verdiente Lob. Auch Mounier und Lally Tolendal; deren Schriften der Vf. vorzüglich benutzt hat, erwähnt er mit der Achtung, die man Männern von ihren Einsichten und ihrer Denkart schuldig ist.

Am Schlusse erklärt sich der Vf. über seine Beweggründe bey Herausgabe dieser Schrift, von der er sich wenig Beyfall verspricht. Wer so, wie er, von Partheygeiste frey und Freund der Wahrheit ist, dem kann der Beyfall der Gemäfsigten und billig Denkenden, wes Glaubens sie seyen, nicht fehlen; und welcher Beyfall wäre sonst wünschenswerth?

Wenn der Vf. in der Vorrede sagt: „Ich würde „nie die Feder ergriffen haben, wenn der Vf. der Re„zensionen der wichtigsten Werke, die bey Gelegen„heit der französischen Revolution erschienen, im Ju„lius der A. L. Z., seine Gedanken dem Publicum in „einem besondern Buche hätte vorlegen wollen, weil „ich über alle hieher einschlagende wichtige Punkte „fast völlig übereinstimmend mit ihm denke und es „besser wie irgend jemand weiss, dafs er alle Fähig„keiten, die zu einem solchen Unternehmen erfoder„lich sind, in sich vereinigt:" so bedarf es für die aufmerksamen Leser dieser Zeitung der Erinnerung nicht, dafs hier nicht von dem Recensenten dieser Schrift die Rede sey, sondern von Hn. geh. K. Secret. Rehberg, der um einige Jahre später in der hernach zu beurtheilenden Schrift das von dem Urtheile des Hn. Br. sehr abweichende Resultat seiner Beobachtungen über die französ. Revolution dem Publikum mitgetheilt hat.

In der 2ten Schrift hat der Vf. folgende Fragen zum Gegenstande seiner Untersuchung gewählt: 1) *Welche Wirkungen hat die französische Revolution schon itzt in den Regierungen der verschiednen Staaten Deutschlands hervorgebracht?* 2) *Was ist der bisherige Einfluss dieser Revolution auf die herrschenden Gesinnungen und Neigungen?* Die Beantwortung der 1sten Frage geht im Wesentlichen dahin, dafs sie keine, wenigstens keine gute Wirkungen in denselben hervorgebracht, indem man unzweckmäfsig den Meynungen hie und da hat Gewalt entgegen setzen wollen. Da der Vf. glaubt, „dafs die Besorgnisse von Seiten der Regierung vorzüglich, in den westlichen geistlichen Staaten herrschten:" so führt ihn dies auf eine Abhandlung über die geistlichen Wahlstaaten, von welcher er zu der Beantwortung der 2ten Frage übergeht. Um diese zu erörtern findet er nöthig, die vorbereitenden Ideen, welche diesen Einfluss bestimmen, ins Licht zu setzen. Diese sind, seiner Meynung nach, 1) *übertriebene Begriffe von der Perfectibilität des Menschengeschlechts und der bürgerlichen Verfassungen, nebst der unrichtigen Anwendung dieser Begriffe.* 2) *Die Stimmung zu republikanischen Gesinnungen durch die Schriftsteller.* 3) *Die ausgezeichnete Neigung des Zeitalters fürs praktische, unmittelbar nützliche oder angenehme.* Nachdem der Vf. sich lange mit diesem Gegenstande, welchem der gröfste Theil der Schrift gewidmet ist, beschäftigt hat, kommt er zu der Beantwortung der Frage selbst, und giebt als Folgen der französ. Revolut. auf die Gesinnungen der Deutschen an, dafs sie 1) *einen Hang zu Staats-Revolutionen bey einzelnen Menschen begünstigt;* 2) *den Begriff von Gleichheit der Menschen, verbunden mit der Abneigung gegen die privilegirten Stände, aufserordentlich befördert habe.* Die Schrift ist voll vortrefflicher Bemerkungen; der Vf. zeigt sich fast durchgehends als einen guten Beobachter und empfiehlt sich durch seine Menschenliebe, die Billigkeit seiner Grundsätze, und die Mäfsigung, die eine Folge derselben ist, allen Freunden des Guten. Zuweilen wünschten wir seinen Untersuchungen und Urtheilen mehr Gründlichkeit. Am wenigsten sind wir mit dem zufrieden, was er über Gleichheit, Adel, ingleichen S. 134 über Landstände sagt. Nicht dafs Rec. verlangte, jeder sollte darüber denken, wie er selbst; aber er vermifst die hier so nöthige Bestimmtheit der Begriffe. Der Vf. sagt: der Begriff von der Gleichheit der Menschen sey durch die französ. Revolut. in Deutschland herrschend geworden. Er spricht hierbey von der Ungleichheit der physischen und intellectuellen Kräfte der Menschen. Es scheint also, er glaube, man sey in Deutschland für eine absolute Gleichheit gestimmt. Wie ist es aber möglich, dafs ein so billiger Schriftsteller seine Zeit- und seine Zunftgenossen einer solchen Thorheit bezüchtigen konnte? Gegen die verfassungswidrigen *Vorrechte*, die der Erbadel sich vor den übrigen Ständen angemafst hat, gegen die ausschliessende Befugniss des Adelichen, bey Landtägen zu stimmen; gegen das ererbte Recht auf hohe Staatsbedienungen war die Stimme der Schriftsteller und des Publicums laut geworden. Man braucht aber doch wohl kein Freund der absoluten Gleichheit zu seyn, um es zu tadeln, wenn der Besitzer eines beträchtlichen Landeigenthums deswegen keine Stimme hat; wenn der durch innere Vorzüge sich auszeichnende Mann um deswillen zu keiner wichtigen Landesbedienung gelangen kann, weil er entweder selbst nicht von Adel ist, oder auch unter seinen Urältermüttern eine Bürgerliche zählt. Wo dies verfassungsmäfsig ist, „da sträubt man sich eine Rang-Ordnung der Tugenden anzuerkennen," S. 126; nicht da, wo man glaubt, jeder im Staate geborne Bürger bringe gleiche Rechte und Pflichten, dem Staate zu dienen, mit sich auf die Welt. Wenn in jenen Landen subalterne Diener höher, als in andern die Minister bezahlt werden: so mag dies Entschädigung für den seyn, der ewig eine subalterne Rolle spielen mufs; aber ob es in Rücksicht des Staats recht und gut sey, davon ist hier die Frage. Dafs hierbey das Urtheil des Vf. durch seine Lage motivirt werde, ist um so wahrscheinlicher, da er zwar nicht ohne alle Freymüthigkeit, aber doch (und im Allgemeinen verdient er deswegen Lob,) mit grosser Behutsamkeit urtheilt. S. 111 sagt er zum Lobe unserer deutschen Verfassung: „Völlig gleichgültig gegen gu„te oder üble Einrichtungen, Wohl oder Nach-

„des Landes, sind auch wenige Administrationen." An die Propaganda glaubte er wenigstens damals noch, als er schrieb, und seine Aeusserungen über die französische Revolution selbst widersprechen zuweilen denen in der vorhin beurtheilten Schrift, z. B. über die Nothwendigkeit derselben S. 103, 157.

Am Schlusse giebt der Vf. den Regierungen noch einige, eben so gut gemeynte als weise Rathschläge über das Verhalten bey der veränderten Stimmung der Gemüther, denen wir den besten Eingang wünschen.

No. 3. ist eine neue Ausgabe, welche nur durch eine Vorrede vermehrt worden ist, in welcher der Vf. sich über einige ihm gemachte, grösstentheils sehr unverdiente, Vorwürfe rechtfertigt, den nun Gottlob! geendigten Krieg für den gerechtesten, der je geführt worden ist, erklärt, und zugleich Einiges über seine individuelle Lage sagt, die ihn weder das, was er nicht denke, zu schreiben, noch was er nützlich finde, zu verschweigen, veranlassen könne. Uebrigens ist die vorige Ausgabe ganz unverändert abgedruckt worden, da es dem Vf. an Musse fehlte, Zusätze oder Verbesserungen zu machen. Wir hätten gewünscht, dass er wenigstens die Sprach-Unrichtigkeiten und Provinzialismen, die sie entstellen, abgeändert hätte z. B. *beyher*, die *anstellige* Beobachtung, *Schleunigkeit* u. a. m.

Ohne Angabe des Druckorts: *Tagebuch eines unsichtbaren Reisenden.* 1793. I. B. 347 S. 8. II. Band. 306 S. 8. m. 8 Kupfern, und mit lateinischen Lettern gedruckt.

Die Unsichtbarkeit unsers Reisenden ist ein Geschenk des Schutzgeistes der Alpen, mit dem er, laut einer ermüdendweitläuftigen Erzählung, in einer Höhle des Gebirgs zusammentraf. Wegen seiner Liebe zu dem Alpenvolk erhielt er von dem Genius den wundervollen Stein, der ihm, wenn er wollte, die allerdings oft sehr lästige Sichtbarkeit entzog, vor Hunger und Durst schützte, u. s. w. Diese Begünstigung benutzte er, um über mancherley Gegenstände, und vorzüglich über Menschen und ihre Sitten unter verschiedenen Ständen, Bemerkungen zu machen, doch nur in einem kleinen beschränkten Zirkel seines Vaterlands, theils in Scenen des häuslichen theils des öffentlichen Lebens, die er bald in der Stadt, bald auf dem Land aufsucht. Seltsam und unerhört ist das, was er beobachtet, nicht; allein dies würden wir ihm gewiss nicht zum Fehler anrechnen. Auch der gemeinste Gang des Lebens giebt einen unendlich reichen Stoff zu interessanten Betrachtungen. Freylich aber müssen diese mit Auswahl benutzt werden: und die Darstellung muss das ihrige beytragen, um Wahrheiten geniessbar zu machen, die der grössere Theil der Leser unter sich und ihrer Würde glaubt, oder die er wenigstens dafür, dass sie ihn nichts angehen, ansieht. Und beides hat der Vf., ob es ihm gleich gewiss nicht an Beobachtungsgeist fehlt, keinesweges verstanden. Seine Art zu erzählen ist äusserst kleinlich und langweilig. Th. I. S. 195.: „Wohin die Gesellschaft wollte, das wusste ich nicht, *weil Niemand Nichts weiter sagte.* Die Frau Landvögtin, „beide Töchter und der Knabe waren geputzt und „bald kam der Herr in Stiefeln und *Sporren* aus seinem Zimmer. Als nun alles fertig war, giengen die „drey Frauenzimmer und der Knabe fort, der Herr „Landvogt steckte noch Kleinigkeiten in die Tasche, „und folgte nach, und ich hintendrein in den Schlosshof, wo eine Kutsche mit vier Pferden und das „Reitpferd des Herrn bereit waren. Klitsch! Klatsch! — „Gleich war der Wagen zum Schlossthor hinaus, „der Herr schwang sich zu Pferde und ritt ohne Bedienten, nach. — Muss doch keine weite Reise seyn, „dacht ich, weil die Leute so spät abreisen" u. s. w. — Th. II. S. 58. „*Die Madem. Caroline* gab keine „andre Antwort, als gehe zum Friseur, er solle nach „Tisch zu mir kommen. *Damit nahm* sie eine Strickarbeit, gieng in die Stube, *wo Papa und die Mama* „waren, setzte sich auch neben das Fenster, und arbeitete ohne vieles zu reden. So *ward wohl* eine „halbe Viertelstunde *Stillschweigen.* Der Papa schrieb „und rechnete immer fort, und sah dabey noch mürrisch aus. Endlich kam ein Handlungsbedienter, „der den Herrn ins Comtoir rief, und weil ich schon „genug gesehen und gehört hatte, gieng ich voll Mitleid für die gute Tochter, mit fort, zum Hause hinaus, wieder in meinen Gasthof; weil es bald Mittag war." — In der Erzählung eines Alten, die der Vf. Th. II. S. 74. fgg. einwebt, bemerkt er sehr sorgfältig, wie oft der Erzähler sich unterbrach, um ein Schnäpschen zu nehmen. — Wenn der Vf. komisch seyn will, fällt er nicht selten ins niedrige und ekelhafte Th. I. S. 66. „besonders machte der Herr Pfarrer (beym Geschenk eines fetten Kalbsbratens) *eine „ächte Pastoral-prosperitäts-Miene*, so dass ich mir „*das Abtriefen des fetten Bratens in seinen Mundwinkeln* ganz lebhaft vorstellen konnte." — S. 68. „wobey der Herr Pfarrer oft so lachte, dass es ihm *das „ganze Fell erschütterte.*" — S. 231. „Wohl funfzigmahl sah ich die heisshungrige Dame *mit der Spitze „der Zunge die Brocken beneventiren, und einhaoken,* „ehe sie noch am Munde waren." — Die Bemerkungen des Vf. entfernen sich selten weiter von Trivialität, als folgende: S. 274. „Da (nach einem Zank zwischen Emigrirten und einem demokratischen Geistlichen) abstrahirte ich mir die Lebensregel: Wenn du „mit einen Franzosen zu Tische sitzest, so halte Frieden, und lasse dich mit seinen Discursen *endoctriniren; widersprich* ihm nicht. So lang er declamiren „kann, fühlt er sich; bleibt gut, höflich, mit sich „selbst und auch mit dir zufrieden. *Damit* kannst du „dich *derweilen* satt essen. Machest du ihn aber mit „Widerspruch böse, dann fällt gleich die Galle in den „Magen und die Hitze auf die Schüssel, wo denn der „Mann von Zorn heisshungrig wird, dir auch deine „Portion aufzehrt, und noch die Knochen mit den „Zähnen zerknickt. Kurz! ist der Franzose gut, so „hast du es auch gut!" —

Von der Sprache des Vf. geben die von uns ausgehobenen Stellen schon hinlängliche Proben. Wir wollen ihm jedoch ihre Undeutschheit und Unreinheit, und die häufigen Provincialismen, die den Vortrag entstellen, um seines Vaterlands willen, nicht so sehr zum Vorwurf machen, so billig man auch von jedem Schriftsteller, der vor dem Publicum auftritt, fodern kann, dass er seine Sprache wenigstens rein und richtig schreibe. — Sollten aber nicht schon die oben gegebenen Beyspiele unsre Leser auf die Ideen leiten, dass der Vf. nur darum so wahr und so ängstlich genau schildert, weil er wirkliche Personen und Facta vor sich hatte, und dass die Maske der Unsichtbarkeit ihm nur dazu dient, manchen ganz bestimmten Zügen, die er sammelte, ans Licht zu helfen. Dies hat Rec. fast durchgängig so geschienen? Dann möchte seine Schrift, wenigstens den Kreis, aus dem er seine Erfahrungen sammelte, interessiren. Für andre Gegenden würden sie, auch bey einem bessern Vortrag, gewiss nur wenig anziehend seyn, da sie sich so äusserst streng an ein beschränktes Local halten, mit dem, wie es scheint, wenige andre Länder und Gegenden so viele Aehnlichkeit besitzen, um eine fruchtbare analogische Anwendung der hier vorgetragenen Wahrheiten zu erlauben.

KLEINE SCHRIFTEN.

Naturgeschichte. *Brunswick.* — *Lettre sur les Volcans à Mr. de Zimmermann par le Prince Dimitri de Gallitzin.* 1797. 12 S. 8. Der Vf. glaubt, dass in dem Inneren der Vulcane schwefelhaltige Fossilien (Alaunschiefer, Schwefelkieslager, Erdharze) enthalten sind, dass diese vom einströmenden Meereswasser berührt, in Gährung gerathen, und dass bey dieser Gährung das Wasser zersetzt wird, indem das Oxygen theils an das Eisen, theils an den Schwefel tritt, das Hydrogen aber mit Wärmestoff verbunden, als Wasserstoffgas entweicht und in Berührung mit dem Sauerstoffgas der Atmosphäre die verheerenden Wirkungen vulkanischer Explosionen veranlasst. Diese Ideen sind nun freylich nichts weniger, als neu, sondern gründen sich auf das bekannte Lemerysche Experiment, welches hier nur nach den Grundsätzen der neuern Chemie erklärt wird. Wer die verwickelten Erscheinungen, welche die Vulkane darbieten, als Augenzeuge oder durch ein mühsames Studium älterer und neuerer Schriften kennt, wird fühlen, dass man in den gährenden Schwefelkiesen wohl schwerlich den Schlüssel zu jenen grossen Problemen gefunden habe. Wir sind, trotz der Bemühungen eines *Saussure, Pictet* und *De Luc*, noch weit davon entfernt, von den Phänomenen in der Wolkenregion Rechenschaft geben zu können, und wir wagen es, in der unterirdischen Meteorologie, über Dinge zu entscheiden, die unserer Wahrnehmung noch weit mehr entzogen sind! Rec. glaubt, dass in der schwierigen Untersuchung über das Vulkanfeuer vornehmlich folgende Betrachtungen zu eintreten: Wir nehmen bald Steinkohlenflötze, bald Alaunschiefer, bald Schwefelkieslager als Brennmaterialien der Vulkane an. Wie stimmt diese Annahme mit dem wenigen überein, was wir von der Lagerung der Gebirgsmassen am Vesuv und Aetna wissen? Beide Berge bestehen in ihrem Inneren (wie die ausgeworfenen Laven bezeugen) aus uranfänglichen Gebirgsarten, Granit, Gneiss, Syenit und Glimmerschiefer. Wir kennen zwar Lager von Kohlenblende im (Savoyischen) Glimmerschiefer, wir kennen zwar Steinkohlen (Schweizerische) die älter sind, als der Fichtelsche Mittelkalkstein, älter, als gewisse (der Sandsteinformation angehörige) Porphyre — dürfen wir aber darum Steinkohlen auch unter Gneiss und Granit annehmen? Ist die Voraussetzung, dass die Steinkohlen zwar auf uranfänglichen Gebirgsarten aufgesetzt von diesen nicht bedeckt, aber von allen Seiten so umgeben sind, dass sie im Brennen allein das sich heraushebende gleichsam anlegende Soolgestein schmelzen, nicht unnatürlich? Sollte der äusserste Theil des Flözes, nicht längst verzehrt seyn, und der Contact also aufgehört haben? Die Annahme eines Vorraths von Schwefelkies reiht sich leichter an andere geognostische Phänomene an. Dieser kommt Lagerweise in Gneiss, Glimmer und Thonschiefer vor; viele Granite enthalten ihn fein eingesprengt, und, da im hohen Alpengebirge Gneiss, Granit und Glimmerschiefer, fast stets als Lager abwechselnd und wiederkehrend über einander liegen, so kann Granit allerdings sehr gut das Hangende eines Schwefelkieslagers bilden. Aber die neuen Aufschlüsse über das Vulkan-Feuer, welche der rastlose *Dolomieu* (in den Anmerkungen zu seiner italienischen Uebersetzung der bergmannischen Abhandlung *de product. vulcan.*) gegeben, lehren, *dass auch nach Bestimmung des Brennmaterials die Hauptprobleme gleich räthselhaft bleiben.* Welcher Mittel bedient sich die Natur, Granite und Porphyre zu erweichen, und sie Jahre lang flüssig zu erhalten, wenn sie auch auf einem unerhitzten Boden fliessen? Wie können diese flüssigen Massen, nach der Erhärtung, ihr völliges erdiges Ansehen wieder erlangen, wie die Kalkspathe ihr blättriges Gewebe, die Vulkan. Gläser (Schörle) ihre zarten Farben behalten? Stossen die Vulkane bloss Gasarten aus, oder ziehen sie nicht auch in gewissen Perioden atmosphärische Luft ein, und welche Rolle spielt das Azote derselben bei Bildung des Salpeters und der flüchtigen Alkalien? Beruht der angestaunte Reichthum eines Vulkans an Brennmaterial nicht etwa darauf, dass es hauptsächlich Bestandtheile von Luftarten sind, welche brennen, und welche aus dem grossen Dunstkreise ersetzt werden? — Der Vf. vorliegender Abhandlung drückt sich hierüber sehr sonderbar aus: „Die lange Dauer „jenes unterirdischen Brandes ist die Wirkung einer sehr ein„fachen Ursache. Diese Ursache liegt darinn, dass der Schwe„fel sich im Brennen nicht aufzehrt; sondern sich sublimirt.“ Diese Eigenschaft des Schwefels wäre für das Rösten der Erze in der That sehr erwünscht! Aber der brennende Schwefel d. h. solcher, der das Sauerstoffgas zersetzt, hört leider! recht eigentlich auf Schwefel zu seyn, und bildet vollkommene oder unvollkommene Schwefelsäure! Wir müssen also gestehen, dass wir in der Aetiologie des Erdbebens, des vulkanischen Feuers und aller Phänomene der ober- und unterirrdischen Meteorologie noch unendlich weit von *einfachen* und *leichten* Erklärungen entfernt sind.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 24. Junius 1797.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Hannover u. Osnabrück, b. Ritscher: *Untersuchungen über die französische Revolution* nebst kritischen Nachrichten von den merkwürdigsten Schriften, welche darüber in Frankreich erschienen sind, von *Aug. Wilh. Rehberg*, Geh. Canzleysecret. in Hannover, erster Theil welcher *Untersuchungen über das neue französische System der Staatsverfassung* enthält. 1793. XXIV u. 256 S. — Zweyter Theil welcher *historische Untersuchungen über die Revolution* enthält. 1793. 428 S. 8.

In der Vorrede beantwortet unser Vf. den Einwurf, der ihm gemacht werden könne, dass theils noch zu Vieles in der Geschichte der Revolution dunkel sey, theils ruhigere Zeiten abgewartet werden müssten, um die Wirkungen der französischen neuen Gesetzgebung zu beobachten, wie uns scheint, sehr genugthuend. Den doppelten Zweck seiner Arbeit giebt er selbst also an. „Ich habe gesucht: Erstlich eine vollständige Nachricht von allen Schriften zu geben, welche in Frankreich erschienen sind, und als Quellen der Geschichte dienen können: der Geschichte, sowohl der Begebenheiten, welche die Revolution ausmachen, als auch der Gesinnungen und des Systems, welches der nunmehro eingeführten Staatsverfassung zum Grunde liegt. — Der Zeitpunkt, von welchem diese anheben, ist der Augenblick, da Necker im J. 1788 zum Minister erklärt, und eine schleunige Berufung der Stände des Reichs, beschlossen ward. Zweytens die Grundsätze zu entwickeln und zu prüfen, auf denen die Systeme beruhen, nach denen man das Reich hat reformiren wollen. Sowohl diejenigen, welche verworfen worden sind, als auch, und zwar vorzüglich diejenigen, auf welchen die herrschende Denkungsart des Zeitalters beruhet, und in denen die erste Quelle des neuen, wirklich eingeführten Systems zu suchen ist. Ich werde zuvörderst diese höchsten Grundsätze in ihrem wahren Zusammenhange darstellen und prüfen: und sodann die neue Verfassung selbst mit ihnen vergleichen, und ihren Werth in doppelter Rücksicht schätzen, erstlich in wiefern sie den Principien gemäss ist, zu denen sich ihre Urheber und Anhänger bekennen, und zweytens, in wiefern sie tauglich ist, die Endzwecke einer Staatsverfassung zu erfüllen."

In dem ersten Abschnitte: *von den höchsten Principien des Systems, welches in Frankreich herrschend geworden ist*, entwickelt und bestreitet der Vf. die Grundsätze des physiokratischen Systems, spürt den Ursachen des grossen Beyfalls nach, den es gefunden, und untersucht dessen Folgen, zu welchen er auch ausschliessliche Schätzung des physischen Genusses, und gänzliche Vernachlässigung aller edlern Cultur des Geistes zählt. S. 17 findet er es gar nicht widersinnig, „dass ein Mensch den Einsichten eines andern überlasse, auszumachen, was für Einrichtungen und Gesetze die zuträglichsten seyen, und sich zum voraus der Entscheidung desselben unterwerfe." Dies setzt aber doch wohl voraus, dass er Gründe habe, ihm die hierzu nöthigen Einsichten und Fähigkeiten zuzutrauen. S. 18 räumt der Vf. dem Systeme der Politik der Physiokraten, indem er dessen Unanwendbarkeit auf die wirkliche Welt zeigen will, in der That, nach Rec. Meynung, viel zu viel ein, wenn er sagt: „Es gehe diesem, aus reinen Vernunftgesetzen abgeleiteten, Systeme, in der Anwendung auf die wirkliche Welt, so wie den mathematischen Wissenschaften in der Anwendung auf die Naturlehre und die davon abhängenden Künste." „Die reine Mathematik stellt ein Ideal (?) „auf, dem sich die wirkliche Welt nähert, und dessen Gesetze sie ungefähr, aber nie vollkommen ausdrückt; eben weil sie Natur ist; weil Körper mehr „ist als Ausdehnung, und die reine Ausdehnung „allein den mathematischen Lehrsätzen vollkommen „entspricht. Eben so sind die moralischen Gesetze der „Intellectualwelt in der empfindenden Natur nicht „vollkommen anwendbar; weil in dieser die Vernunft „nicht allein wirkt, sondern das Vernunftgesetz sich „in Empfindung, in individuellen Verstand und Neigung kleiden muss, um in der sittlichen Welt zu erscheinen, ein Gegenstand der Erfahrung zu werden." Und dies System, das er mit dem der reinen Mathematik vergleicht, soll S. 19 „auf Seifenblasen gegründet seyn."!!

Der Vf. schliesst den Abschnitt mit der Beurtheilung der Schrift des Abbé *Mably des droits et des devoirs des Citoyens*, und einer andern, die sich darauf bezieht.

Der 2te Abschnitt handelt: *von dem Grundsatze der bürgerlichen Gleichheit aller Menschen, und von dem darauf gegründeten Rechte des Volks, sich eine Staatsverfassung nach Willkühr zu geben.* Wir wollen hier den Vf. selbst reden, und unsere Leser urtheilen lassen. „Kein Staat ist jemals auf die allgemeinen „Rechte des Menschen gegründet worden: ja es ist „durchaus unmöglich, dass jemals ein Staat darauf „gebauet werde. Es giebt zwar einige Rechte, welche „auch in der bürgerlichen Gesellschaft, allen ihren „Gliedern schon als Menschen zukommen, weil ihre „Verletzung das Recht der Natur beleidigen würde.

„Diese bestehen aber nur darin, dass kein Mensch, „der menschlichen Natur zuwider, als ein Vieh behandelt, und der gänzlich freyen Willkühr eines „andern Menschen unterworfen werde, ohne dass er „die bürgerliche Gesellschaft um Schutz dagegen anrufen dürfe. — Weiter erstrecken sich auch die Menschenrechte des Bürgers nicht." Der Vf. giebt sich dann viele Mühe zu zeigen, wie ein Theil der Staatsglieder zu vorzüglichen erblichen Rechten gekommen seyn könne, „welche alle andere Menschen respectiren müssen, ohne dass darüber ein positives Gesetz „gemacht worden." „Es giebt eine allgemeine Versammlung, worin wir alle gleiches Recht haben, „und keiner sich über den andern erheben darf: dieses ist die christliche Gemeine. Vor Gott sind die „Menschen" (also doch wohl auch die Nichtchristen?) „gleich. Aber nur in Beziehung auf ihren Schöpfer, „in ihren Verhältnissen zu ihm. Unter sich sind sie in „keinem Stücke gleich." Der Vf. ist indessen von seinem Grundsatze der nothwendigen erblichen Ungleichheit der Menschen in jedem Staate so eingenommen, dass er diejenigen für sehr kurzsichtig erklärt, welche glauben können, dass das Gesetz der amerikanischen Verfassung, nach welchem kein erblicher Unterschied der Stände statt findet, Jahrhunderte bestehen werde. „Das volle Bürgerrecht darf nicht ausschliesslich diesen und keinen andern Personen und ihren Nachkommen ankleben; sondern es muss dasselbe als ein „Platz in der Gesellschaft betrachtet werden, in dem „es einem jeden möglich ist, selbst, oder in der Person seiner Abkömmlinge, wäre es auch erst im zehnten oder funfzigsten Gliede, hinein zu rücken. In „einer guten Staatsverfassung muss es allen möglich „seyn, auf höhere Stufen zu steigen." Dieser Satz scheint jedoch dem Vf. schon allzu gefährlich; er mildert ihn daher im Folgenden: S. 63. „Dieses ist nicht „so zu verstehen, dass keine Art von Ansehen und „Würde existiren dürfe, die nicht jeder Mensch von „ungewöhnlichen Geisteskräften und ausserordentlicher Thätigkeit, für sich selbst erringen könnte. „Ein solcher Sprung ist vielmehr gefährlich, wenn er „oft geschieht:" (Wo ist das glückliche Land, in welchem Menschen, die ungewöhnliche Fähigkeiten mit ausserordentlicher Thätigkeit verbinden, so häufig sind, dass diess zu besorgen wäre?) „und ich habe daher die Bestimmung hinzu gefügt, dass jeder selbst „*oder für seine Nachkommen*, alles müsse erhalten können. Der Unterschied zwischen altem und neuen „Adel, der von so vielen gehässig oder lächerlich gemacht wird, ist nicht allein gut gegründet und *natürlich* (!), sondern auch in politischer Hinsicht sehr „nützlich. Ein Altadlicher, dessen Vorfahren seit vielen hundert Jahren zu den Ersten des Landes gehört „haben, bekleidet eine sehr respectable Würde, auch „so gar, wenn seine Person nicht respectabel seyn sollte. „Die seichten politischen Declamatoren schreyen etc." — Wir lassen dem Vf. seine Ueberzeugung eben so gerne, als wir dem alten erb- und stiftsmässigen Adel einen solchen Vertheidiger gönnen; aus Achtung für den Vf. wünschten wir aber, dass er in einem weniger absprechenden Tone geurtheilt, und bey dem hier vorgetragenen Raisonnement nicht über die seichte politische Declamation der Gegner seines Systems gespottet hätte. Oft wird man versucht, seine Vertheidigung für Persiflage zu halten. „Es klebt dem Hochgebohrnen an, dass seine Vorfahren von jeher zu „den Angesehenen des Landes gehört haben. Er kam „diese Würde vielleicht durch seine Laster schänden." etc. Wie vorsichtig! *vielleicht.*

Ueber die Unfähigkeit des Volks, sich eine Verfassung zu geben, und über die Bedenklichkeiten bey Festsetzung einer neuen Verfassung in Rücksicht der Klugheit macht der Vf. viele treffende Bemerkungen. Weniger genugthuend ist uns das, was er über das Recht dazu sagt. „Jeder ist unter dem Schutze der „bürgerlichen Gesellschaft ein gebildeter Mensch geworden," sagt er S. 90 „und nun wendet er diese Cultur selbst an, die Mutter, die ihm dieselbe ertheilt „hat, zu zerfleischen! Wenn er nicht durch sie cultivirt worden wäre, hätte er ihr nicht schaden können." Ist hier nicht wieder Declamation? Was wird zerfleischt? Das System, nach dem die bürgerliche Gesellschaft bisher regiert worden ist, oder die Glieder selbst, aus welchen sie besteht? Der Mann, der ein Haus, in dem er geboren und erzogen worden, niederreisst, ist dann strafbar, wenn er dessen Einwohner unter dem Schutte begräbt oder begraben zu werden in Gefahr setzt; niemand aber wird ihn für undankbar halten können, wenn er mit *aller Bewohner* Bewilligung es abbricht und ein *neues besseres an* seine Stelle setzt. Zum Schlusse des Abschnittes werden verschiedene Schriften von Sieyes und andern beurtheilt.

Beym Eingange zum dritten Abschnitte: *von der neuen Verfassung des Reichs*, bestreitet der Vf. den Grundsatz, dass die vollziehende Gewalt von der gesetzgebenden abgesondert werden müsse. „Es hat „auch, (sagt er S. 111) niemals in einer rechtmässigen „Verfassung etwas dieser neu erfundenen ersten und „einzig nothwendigen Bedingung eines freyen Staats, „dieser Trennung der gesetzgebenden Gewalt von der „vollziehenden, ähnliches existirt;" und er ist überzeugt, dass in Frankreich sich auf keinen Fall die vollziehende Gewalt in den Händen des Königs, und die gesetzgebende in denen der Nat. Versammlung würde haben getrennt erhalten können, sondern es würde die Nothwendigkeit, beide Mächte, „die gesetzgebende und die vollziehende auf irgend „eine Art mit einander zu einem Ganzen zu verbinden, fühlbar geworden seyn." Wenn der Vf. auch bewiesen hätte, dass eine völlige Absonderung unmöglich sey: so würde doch, nach Rec. Ueberzeugung, immer wahr bleiben, dass eine Vermischung der drey Gewalten, oder eine Vereinigung derselben in ein Corps oder eine Person gefährlich und schädlich sey. Die vollziehende Gewalt soll deswegen nicht ein Automat seyn, das, wie der Hammer an einer Uhr, zur vorgeschriebenen Stunde schlägt. Eben weil die Gesetze nicht so bestimmt, wie geometrische Lehrsätze, seyn können, hat die ausübende Gew

prüfen, ob der Fall vorhanden sey, von welchem das Gesetz spricht. Rec. bekennt, dass er zu den von dem Vf. getadelten Menschen gehört, deren gemeiner Menschenverstand seine Erfahrung gerne auf jedes System anwendet. Des Vf. wiederholte Behauptungen: „dass dieses durchaus nicht erlaubt sey; das physiokratische System müsse ganz befolgt werden, oder der Grund, auf dem es beruhet, und dem zu gefallen man es annahm, falle ganz weg," haben ihn so wenig überzeugt, als vernünftige Katholiken das Geschrey einiger Priester, dass man das, was die Kirche lehre, entweder ganz annehmen, oder ganz verwerfen müsse. Nach diesen Grundsätzen verdammt der Vf. schon deswegen die französische Constitution, weil sie hie und da von dem Systeme der physiokratischen Schule abgewichen ist. Was er über die Bekanntmachung der Deklaration der M. R. sagt, unterschreiben wir gerne, und selbst die kurzen Bemerkungen, die er bey den einzelnen Artikeln macht, ob wir gleich den 11 Art. wegen der Pressfreyheit nicht so gefährlich finden können, als unser Vf., da das Gesetz die Bestrafung der Missbräuche der Presse bestimmen soll. An einem andern Orte sieht er selbst die Pressfreyheit als die beste Controlle der höhern Gewalten an. Bey einigen Verordnungen der Constitution macht der Vf. sehr richtige Erinnerungen; vorzüglich verdient das Beyfall, was er über die Verwaltung der Justiz sagt. Rec. ist weit entfernt, jene Constitution von 1791 für ein Meisterstück der Staatskunst zu halten; er glaubt indessen doch, dass sie hier zu streng beurtheilt wurde. Es ist nichts leichter, als in einem Werke von solchem Umfange und solcher Schwierigkeit Fehler aufzufinden. Man muss sich aber Burke zum Muster gewählt haben, um sie, wie es der Vf. S. 162 thut, „ein System vollkommener Insubordination und Anarchie" nennen zu können.

Der 4te Abschnitt und der letzte des ersten Theils: *von der Zerstörung der alten Stände des Reichs, als der nothwendigen Bedingung einer neuen, dem Systeme allgemeiner bürgerlichen Gleichheit gemäfsen Staatsverfassung*, zerfällt in 3 Abtheilungen: 1) *von der Geistlichkeit*, 2) *vom Adel*, 3) *vom dritten Stande*. Was man im Jahre 1792, da der Vf. schrieb, schon vermuthen konnte; dass es bey der Einschränkung und Plünderung der Geistlichkeit nicht bloss auf ihre Güter und ihr Ansehen, sondern auf gänzliche Vertilgung der christlichen Religion in Frankreich angesehen sey, hat sich nachher nur zu sehr bestätigt. Seine Bemerkungen über das ungerechte Verfahren gegen die Geistlichkeit, und über die Beybehaltung der Kirchengüter, oder deren Verwendung zu milden Stiftungen, haben, so weit er nicht auch hier wieder seine Lieblingstheorie vom Adel und von Erhaltung der adelichen Familien einmischt, unsern ganzen Beyfall; wir finden, dass er mit eben so viel Billigkeit in den Grundsätzen, als Sach- und Menschenkenntniss in deren Anwendung urtheilt; und man folgt ihm auch dann noch gerne, wenn er seinen Hauptgegenstand zu vergessen scheint, uns über die gelehrte Ausbildung des deutschen Landmanns seine Gedanken vorträgt. Die Bemerkung aber, dass die deutschen Fürsten die bey der Reformation eingezogenen Ordens- und Kirchengüter zu nützlichen öffentlichen Anstalten verwendet hätten, ist nicht allgemein richtig. Wie hätte man ihnen sonst den Vorwurf machen können, dass sie die Reformation begünstigten, um die Kirchengüter einzuziehen. Viele derselben sind noch itzt Kammergüter.

In der Abtheilung: vom Adel, hebt der Vf. mit einer kurzen Geschichte desselben an. Er betrachtet den Adel in doppelter Rücksicht, als Krieger, und dann als Stimmführer auf den Landtagen. Jeder, der so viel Grundstücke mit vollem Eigenthume hatte, dass er solche im Kriege auf eigene Kosten vertheidigen konnte, gehörte zum Adel. Nur er erschien auf Landtagen. Dies, sagt der Vf., war die ursprüngliche Verfassung aller Ackerbauenden Völker. Niemand ist auch noch jetzt zum Soldatendienste geschickter, und hat mehrere Neigung als der Edelmann. Die Gründe entwickelt der Vf. mit vielem Scharfsinn; aber er vergisst den wichtigsten. Vorurtheil und Mangel nöthigen ihn dazu. Was die Landstandschaft anlangt, findet unser Vf. selbst etwas Unschickliches darin, dass der Edelmann, der zu den Grundsteuern wenig oder nichts bezahlt, bey deren Verwilligung den Bauer allein repräsentirt. Dies war aber in Frankreich nicht der Fall. In seinen Urtheilen über die Steuerfreyheit, über die ungemessenen Frohndienste ist sein Gefühl für Gerechtigkeit und Billigkeit stärker gewesen, als die Vorliebe für den Adel, deren man ihn nicht ohne allen Grund, wie wir eben gesehen haben, beschuldigt; selbst über die Frage: ob es gut sey, dass der Adel einen Vorzug bey hohen Staatsbedienungen habe? ist sein Urtheil hier gemäfsigter, als in dem 2ten Abschnitte.

Dass er das Verfahren der Nationalversammlung in gewaltsamer Vernichtung aller Adelsvorzüge ungerecht findet und missbilligt, wird von unbefangenen Lesern gewiss nicht getadelt werden, wenn ihnen gleich die dem Vf. hier und da in seinem Unwillen entfahrnen, heftigen Ausdrücke anstöfsig sind, z. B. S. 243 wo er Sieyes einen nichtswürdigen Schreyer oder hohlköpfigen Träumer nennt. Wir wünschten, dass der Vf. nie den schönen Lehren, die er in einer der Beurtheilungen (S. 374) giebt, untreu geworden wäre. In der 3ten Abtheilung wird die Aufhebung der Zünfte und einiger den Handwerkern und Künstlern zugestandenen Vorzüge mit Missbilligung erwähnt.

Der 2te oder historische Theil hat 5 Abschnitte. Der 1ste handelt *von den vorläufigen Schritten, welche die Versammlung der Stände vorbereitet haben*; der 2te *von dem Projecte, eine nach dem Muster der englischen entworfene Verfassung, in Frankreich einzuführen*. Der Vf., der die Erblichkeit der höchsten Würden im Staate für sehr nützlich hält, läfst keinen Grund unbenutzt, der für sie spricht; und je allgemeiner man diese Erblichkeit in unsern Tagen verwirft, um so mehr verdient der Schriftsteller Aufmerksamkeit, der sie vertheidigt. Nur der, welcher Gründe und Ge-

gengründe reiflich und unpartheyisch geprüft hat, kann ein richtiges Urtheil fällen. Ueber die englische Verfassung erhalten wir hier zufällig viele schätzbare Bemerkungen; aber auch hier müssen wir wieder den absprechenden Ton in Beurtheilung derjenigen rügen, welche über die Ungleichheit der Repräsentation klagen. Waren denn die Männer, welche der Vf. nun so sehr schätzt und rühmt, waren Pitt und Burke auch damals „*stumpfen Verstandes*" als sie wiederholt auf eine Reform der Repräsentation drangen? 3ter Abschnitt: *von der Geschichte der Revolution, bis zum Schlusse der ersten Nationalversammlung und von den Mitteln, wodurch die Zerstörung des Reichs anfangs hätte verhindert werden können.* Die Geschichte wird hier gut und pragmatisch, und mit beständiger Hinweisung auf die Quellen erzählt; als Mittel, die Zerstörung zu verhindern, wird hauptsächlich dieses angegeben: dass alles durch den König hätte geschehen, und die für nothwendig erkannten Veränderungen, unter einem Anscheine der Wiederherstellung der alten Verfassung, gemacht werden sollen. Von einigen in dieser Epoche wichtig gewordenen Männern giebt der Vf. theils ausführliche, theils kürzere Nachrichten, z. B. von Mirabeau, Necker, Mounier, Lally Tolendal. Wir wollen nur eine, Neckern betreffende, Stelle hier ausheben. „Seine Einsichten in die Fi„nanzangelegenheiten, zu denen er ursprünglich be„stimmt war, Rechtschaffenheit, Patriotismus sind un„verdächtig: aber das reicht nicht einmal in den ge„wöhnlichen Zeiten zu sichrer Führung der Geschäfte „hin. Kenntniss der Sachen ist nothwendig, aber an „sich selbst allein, in einem Manne der hoch steht, „wenig werth, wenn er nicht Kenntniss der Menschen, „und die Kunst sie zu führen besitzt." Ungerne vermissten wir hier sein Urtheil über la Fayette.

Der 4te Abschnitt: giebt Nachricht *von verschiedenen* in den vorigen Abschnitten noch nicht erwähnten *Büchern und kleinern Schriften, welche die Revolution betreffen.* Die hier mitgetheilten Anzeigen, Auszüge und Beurtheilungen sind dem, der eine gründliche Kenntniss der Revolutionsgeschichte erlangen will, und dem es entweder an Gelegenheit oder an Zeit gemangelt hat, sich mit der Menge von Schriften, welche diese grosse Begebenheit veranlasste, bekannt zu machen, äusserst wichtig. Die Leser der A. L. Z. werden hier viele, in den ersten Jahren der französ. Revolution, in derselben abgedruckten Recensionen wieder finden. Der 5te Abschnitt: *von der Geschichte der Finanzen, seit der Berufung der Stände*, giebt eine kurze Uebersicht der Lage der Finanzen bey dem Anfange der Revolution, und der, von Neckern und andern, zu deren Besten, entworfenen Plane. Sehr wahr ist, was der Vf. S. 345 über die, bey dem wenigen Vertrauen, das man in die Redlichkeit der damaligen Administratoren setzen kann, sehr verdächtige Verbrennung der Assignaten sagt. Er schliesst diesen Abschnitt mit der Frage: Würden unter einen populären Regimente die Kriege wegfallen, welche die letzte Quelle des Finanz-Verfalls sind? und beantwortet sie gegen die gemeine Meynung verneinend, „Kriege und Schulden machen, „ohne darauf zu denken, woher sie bezahlt werden „sollen; das haben von den Atheniensern an, bis auf „die heutigen Engländer, alle Völker eben so sehr „geliebt als nur immer Regenten. Und der Anfang „der Administration der neuen französischen Regen„ten verspricht wahrlich nichts Besseres. Die Athe„nienser decretiren beym Aristophanes, dass der Krieg „fortwähren solle, weil sie die gute Nachricht bekom„men, dass die Sardellen noch wohlfeil sind." Dem Werke selbst folgt nun ein *Anhang von einigen Schriften über die französische Revolution, welche ausserhalb Frankreich erschienen sind*, den der Vf. wieder in 2 Abschnitte getheilt hat: 1) *von englischen Schriften*, 2) *von einigen deutschen Schriften über die Revolution*. Hier hat sich der Vf. auf die Schriften von solchen Männern beschränkt, welche während der Revolution in Paris, also Augenzeugen derselben waren, *Schulz* und *Campe*; dort aber auf *Burke, Young* und die durch des ersten Schriften veranlassten Widerlegungen von *Stanhope, Makintosh* und *Paine*. Grösstentheils sind auch diese Beurtheilungen, wie Hr. *R.* selbst in der Vorrede zum ersten Theile sagt, schon *in den vorigen* Jahrgängen der A. L. Z. abgedruckt; zum Theile aber sind sie hier ansehnlich vermehrt und mit treffenden Bemerkungen bereichert worden. Den Beschluss machen einige Betrachtungen über die Gesinnungen, welche die französ. Rev. in Deutschland erregt hat, über die Schwierigkeit, über Staatsverfassungen richtig zu urtheilen; über die üblen Folgen der allgemeiner werdenden Unzufriedenheit mit unsern Staatseinrichtungen, und über die Pflicht wohldenkender Schriftsteller, sie nicht zu befördern, sondern ihr entgegen zu wirken. Um das Aufsuchen der in diesem Werke angeführten und beurtheilten Schriften zu erleichtern, ist demselben ein Verzeichniss dieser Schriften mit Bemerkung der Seitenzahl angehängt.

Man mag über die Gegenstände, welche der Vf., und über die Grundsätze, nach welchen er sie beurtheilt, noch so verschieden von ihm denken: so wird man ihm doch darin Gerechtigkeit wiederfahren lassen müssen, dass er die Geschichte der Revolution und die Grundsätze, auf welchen sie beruht, mit Fleiss studirt, diese, wenn auch nicht immer mit Unpartheylichkeit, doch mit Scharfsinne geprüft, und seinen sich selbst vorgezeichneten Plan gut ausgeführt hat.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 26. Junius 1797.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Thorn, bey der Verlagsgesellschaft: *Unpartheyische Untersuchung über die Folgen der französischen Revolution auf das übrige Europa von A. v. K.* (Kotzebue) 1794. 104 S. 8.

Hr. v. K., nachdem er in der Vorrede seine Unpartheylichkeit gepriesen und sich bey den Lesern entschuldigt hat, dass er weder für noch gegen die Sache Theil nehme, giebt den Zweck seiner kleinen Schrift also an: „Ich bemühe mich bloss, die Eindrücke und Folgen der Revolution ausserhalb Frankreich, in so fern ich sie kennen lernte, aus einander zu setzen, und die Folgen hievon für den Staat, die Religion und die bürgerlichen Verhältnisse, so weit meine Kenntniss, Erfahrung und Urtheilskraft hinreicht, zu prüfen." Gewiss wär es auch, ohne diese Einschränkung, ein grosses Unternehmen; und man wird nicht erwarten, dass der Vf. die Materie auf diesen wenigen Bogen erschöpft habe. Er *theilt die* Menschen in zwey Klassen; die eine vergleicht er mit den Hausthieren, die andere mit den in Freyheit lebenden. Dem ganzen weiblichen Geschlechte erzeigt er die Ehre, es zu jenen zu rechnen; von dem andern Theile sagt er, er sey für Frankreich gestimmt. Das Geschrey über Katholicismus, Jesuitismus machte geneigt, einen Zusammenhang der geheimen Orden mit den Jakobinern, und das Mährchen der Propaganda zu glauben, dessen Unwahrscheinlichkeit gezeigt wird. Der gute und weise Regent habe nichts zu fürchten. Der Vf. thut hierauf allerley zum Theile sehr zweckmässige Vorschläge, wie einer künftigen Revolution vorgebeugt werden könne, welche sich auf den Adel, auf bessere Besoldung der Diener, Verminderung des Militairs etc. beziehen. Auch erwägt er den Einfluss der französischen Irreligiosität auf Deutschland, die bevorstehenden Handelsveränderungen, den Verlust, den Künste und Wissenschaften durch diese Staatsumwälzung erleiden dürften; alles ist bunt durch einander gemischt, zum Theile gut, aber oberflächlich. Es sind flüchtig hingeworfene Gedanken, die der Vf. kaum selbst einmal durchgelesen zu haben scheint, ehe er sie dem Drucke übergab: Wie hätte er sonst solche Stellen stehen lassen können, wie gleich auf der ersten Seite S. 9? „Das schwache Hausthier — „so auch der „Mensch! Schwach an Körper und Geist, kleinmü„thig, unfähig, sich ein besseres Loos zu denken. „wird er gelassen die Sclavenkette tragen, und die „Streiche seines Treibers vorlieb nehmen, wenn nur „durch letztere (also durch die Streiche?) die drin„gendsten seiner Bedürfnisse befriedigt werden."

Die Reihe der Nro. 197 u. f. angezeigten, auf die französische Revolution Bezug habenden Schriften, die wir mit zwey Uebersetzungen einer Burkischen Schrift anfiengen, wollen wir auch mit der Anzeige von zwey Uebersetzungen einer andern Burkischen Schrift beschliessen, die zwar sich nicht unmittelbar auf jene Begebenheit bezieht, aber doch damit in einiger Verbindung steht.

1. Berlin, b. Vieweg d. ä.: *Edmund Burke's Rechtfertigung seines politischen Lebens, gegen einen Angriff des Herzogs von Bedford und des Grafen Landerdale*, bey Gelegenheit einer ihm verliehenen Pension. Uebersetzt mit einer Vorrede und einigen Anmerkungen von *Friedrich Gentz*. 1796. XXXIV u. 156 S. 8. (12 gr.)

2. Londres: *Lettre de Mr. Burke* à un noble Lord *sur les attaques dirigées contre lui dans la chambre des Pairs* par le Duc de Bedford et le Comte de Landerdale dans la session actuelle du Parlament. 1796. 72 S. gr. 8. (8 gr.)

Hr. Kr. Rath Gentz liess in seiner Uebersetzung Nr. 1 die Briefform, da solche bloss in der Ueber- und Unterschrift sichtbar war, als überflüssig weg. In der Vorrede giebt er von der Veranlassung zu dieser Rechtfertigung Nachricht. Es wurde nämlich von dem Herz. von Bedford und Grafen Landerdale in dem Oberhause die von dem Könige an Burke „den ehemaligen Advocaten der Sparsamkeit," gegebene Pension als ungeheuer ausgeschrieen und geäussert, dass man durch eine solche Verschwendung dem Volke eine gerechte Ursache zur Klage gebe. Dies geschah 1795; und nach Hn. G. Erzählung soll Burke diese Pension erst zu Ende des Jahrs 1794 erhalten haben. Rec. weiss damit nicht zu vereinigen, dass Paine schon lange zuvor Burke den Vorwurf machte, dass er ein heimlicher Pensionist der Krone sey, und in dem, unter den Painischen Schriften Nr. 3 erwähnten Sendschreiben die Geschichte einer demselben verwilligten, und von ihm verkauften Pension von 1500 Pf. St. so umständlich angiebt, dass man es um so weniger für eine Erdichtung halten kann, da nun die Pension selbst, und zwar eine viel ansehnlichere, offenbar geworden ist. Sie wurde theils auf Burke und seine Gattin, theils, vermuthlich in der Absicht, damit er sie besser verkaufen könne, auf mehrere und jüngere Köpfe gegeben, und betrug 3700 Pf. St. also ohngefähr 4000 Louis-

Louisd'ors jährlich. Einen Theil derselben von 2500 Pf. St. soll Burke für 37500 Pf. St. (gegen 200000 Thlr. Sächsischer Währung) verkauft haben.

Rec. ist weit entfernt, die Verdienste zu verkennen, welche B. sich um sein Vaterland erworben hat, oder die Art zu billigen, mit welcher der Ausfall gegen ihn im Oberhause geschah; gewiss macht aber eine solche Pension die Unpartheilichkeit und Uneigennützigkeit eines Mannes und die Lauterkeit der Wärme verdächtig, mit welcher B. die Sache der Hofparthey vertheidigt. Und wenn nun eine so starke Pension in einem Zeitpunkte, in welchem die Minister selbst die Lasten, die man dem Volke auflegen muss, als kaum erträglich anerkennen, dem Manne *heimlich* ertheilt wird, der in frühern Jahren mit so vielem Eifer auf Einschränkung der königlichen Macht in Verleihung von Pensionen drang: so wird deren Verleihung, Rec. sollte glauben auch dem Unbefangensten, um so auffallender werden.

Was B's Rechtfertigung anlangt: so fängt er solche damit an, dass er den beiden, auf dem Titel genannten Herren des Oberhauses dafür dankt, dass sie ihm die einzige Ehre erzeigt hätten, welche sie zu geben im Stande wären; dass man ihm seine Ruhe nicht gönne, daran sey die französische Revolution schuld, welche alles, selbst die Grundverfassung des menschlichen Gemüths, gänzlich umgekehrt habe. Er habe die Pension nicht gesucht; der König und die Minister hätten geglaubt, dass er solche verdient habe. Sein jetziges Betragen widerspreche dem vorigen nicht; denn Hass gegen *Revolutionen* habe ihn auch damals, *Reformen* vorzuschlagen, veranlasst. „Ich bilde mir nicht halb so viel ein auf das, was ich „that, als auf das, was ich zugleich Andere zu thun „hinderte.“ Bey Durchgehung seiner, dem Staate geleisteten Dienste äussert er, dass er die Arbeiten in den indischen Angelegenheiten für die verdienstlichsten halte. Nicht *seine* Pension sey ausschweifend gross; sondern das, was dem Hause *Russel* oder *Bedford* von der Krone verliehen worden. „Wenn immer nur wesentliche Dienste und wahre Talente be„lohnt worden wären; so hätte es der Nation nie an Mit„teln gefehlt, und es wird ihr nie daran fehlen, jede gu„te Pflanze, die ihr Boden hervortreibt, zu beleben „und zu pflegen.“ Wie der Herzog, der wegen aller Dienste, die er dem Staate leisten könne, längst im voraus, und so unglaublich reichlich, bezahlt sey, dazu käme, die Freygebigkeit der Krone zu controlliren? B. erzählt hierauf, wie der Stammvater dieses Hauses durch des Tyrannen Heinrich VIII. Gunst und durch Theilnahme an dessen Confiscationen und Plünderungen zu hohen Würden und grossen Besitzungen gekommen sey. Dann hält er sich lange dabey auf, zu zeigen, wie wenig die Weltverbesserer des Herzogs und seiner Besitzungen schonen würden, und wie gefährlich die neue Lehre, die er begünstige, für ihn sey. Er kommt dann auf sich zurück, erzählt, dass er neulich das Bild seines Freundes, des berühmten Lord Keppel, Bedfords Oheims, vorgefunden habe, und spricht bis ans Ende von diesem, von seiner Verbindung mit ihm und von dem Urtheile, das derselbe, wenn er noch lebte, über die Grundsätze der Revolutionisten und über ihre Fortschritte fällen würde, womit sich diese Rechtfertigung schliesst.

Dies ist der summarische Inhalt der Schrift, die in England in kurzer Zeit 15 Auflagen erhalten hat. Wir können sie nicht richtiger als mit den eigenen Worten des Uebersetzers beurtheilen. Nachdem er den leidenschaftlichen Ton, in welchem B. schreibt, gemissbilligt hat, fügt er: „Man wird dieser Schrift „noch mehr Fehler als diese zur Last legen. Man „wird sie vielleicht weitschweifig, durch unnütze „Wiederholungen, durch eine gewisse Geschwätzig„keit, die schon an das Radotiren des Alters gränzt, „ermüdend, von immer wiederkehrenden, gehäuf„ten, unverhüllten Selbstlobe strotzend, von ewi„gen Digressionen, (in deren einer sie so gar höchst „seltsam und unerwartet ihr Ende findet) von unge„heuren Tiraden, von mannichfaltigen Ausbrüchen „einer mächtig wirkenden Phantasie entstellt finden. „Nichts desto weniger war sie einer Uebersetzung ge„wiss nicht unwerth. Sie trägt in mehr als einer „Stelle das Gepräge der ausserordentlichen Kraft „und Geistesfülle, wodurch sich alle Produkte „ihres Verfassers auszeichnen.“ Rec. unterschreibt dies Urtheil mit voller Ueberzeugung; und jeder Unbefangene wird es Hn. G. Dank wissen, dass er eine Uebersetzung dieser Schrift geliefert und sie mit so zweckmässigen erläuternden und unterrichtenden Anmerkungen versehen hat. Von jeder der kleinern unter dem Text gedruckten so wohl, als von den 4 grössern Anmerkungen, welche der Schrift nachgesetzt sind, gilt dies Urtheil. Diese liefern Nachrichten: 1) *über die Geschichte der Reform des Civil-Listen-Etats*; 2) *über den Plan einer Parlaments Reform*; 3) *Auszug aus einer ehemals von B. gehaltenen Rede, den Reform-Plan und besonders die Pensionen betreffend*; 4) *über die Familie des Herzogs von Bedford*. Der Uebersetzer zeigt hier, dass B. dem Stammvater des Hauses Unrecht thue, wenn er ihn einer Theilnahme an Buckinghams Hinrichtung beschuldige.

Wie man Burke, dieser Schrift wegen, einer neuen politischen Apostasie beschuldigen, und in derselben demokratische Grundsätze finden könne, ist dem Rec. so unbegreiflich, als Hn. G.; man müsste denn dahin die zuweilen etwas bittern Bemerkungen über das ererbte Verdienst derer rechnen, die „zu Gesetzgebern gewindelt und gewiegt werden.“ Ueber B. vormaligen Uebergang von der Opposition zur Ministerial-Parthey macht der Uebersetzer in der Vorrede sehr treffende Bemerkungen. Man kann heute vor diesem, morgen vor einem andern Extreme warnen, ohne seine Meynung zu ändern; ob gleich auch dies kein Verbrechen ist. Burke war nie Demokrat, und der in der 3ten Schlussanmerkung mitgetheilte Auszug seiner Rede beweist die Uebereinstimmung seiner vorigen Grundsätze mit den dermaligen. Auch macht noch in der Vorrede Hr. G. seine

auf eine Sonderbarkeit in Burke's Vortrage aufmerksam, indem er ihn auf seiner schriftstellerischen Laufbahn begleitet. Anstatt dass Andere mit Feuer beginnen und in spätern Jahren ruhiger werden, ist es bey ihm gerade umgekehrt. In keiner seiner spätern Schriften findet man einen so ruhigen Gang der Untersuchung, als in den ältern.

Die Uebersetzung ist mit lateinischen Lettern gedruckt, und Druck und Papier sind derselben würdig.

No. 2. die französische Uebersetzung hat nicht durchgehends das Verdienst der deutschen, dass man ein Original zu lesen glaubt: doch ist sie nicht schlecht und jener, mit welcher Rec. solche bey Ermangelung des Originals vergleichen müssen, meistens gleichförmig. Nur hie und da hat Rec. Abweichungen bemerkt, die einen andern Sinn geben. so heisst es in der franz. Uebers. S. 67. *„Il faisait grand cas de „l'ancienne noblesse, et il était tres-porte à l'augmen„ter par de nouveaux honneurs;“* in der deutschen S. 116. „Er schätzte den alten Adel, war aber nicht „abgeneigt, ihn durch neue Ankömmlinge vermehrt „zu sehen.“ Auch ist Rec. aufgefallen, dass von den Männern, unter deren Befehlen die Niederlande von Pichegrü, Jourdan etc. erobert wurden, in der franzöf. Uebers. *Roland*, *Brissot*, *Gorsas*, *Robespierre* und *Danton* genannt werden, in der deutschen aber statt dieser Namen der des *Chenier* sich findet; und gleich darauf vermissen wir in der deutschen Uebersetzung eine Stelle der französischen S. 70. 71. und *eine sich* darauf beziehende Anmerkung, nach welcher der Entwurf der Erklärung der Menschenrechte, den la Fayette für seine Arbeit ausgegeben. Ramond dem Uebersetzer von Coxe Reisen, zugehört habe. Ob Hr. G. diese Stelle ausgelassen, oder ob der französ. Uebersetzer, vielleicht ein französ. Ausgewanderter, das Original damit bereichert habe, lässt sich in dessen Ermangelung nicht bestimmen. Der Uebersetzer hat einige unbedeutende Anmerkungen beygefügt.

1) Riga, b. Hartknoch: *Historische Gemählde in Erzählungen merkwürdiger Begebenheiten aus dem Leben berühmter und berüchtigter Menschen.* Herausgegeben von einer Gesellschaft von Freunden der Geschichte. 1 Band 1795. 428 S. 2 Band 1796. 421 S. 8.

2) Leipzig, in d. Wolfischen Buchhandl.: *Legenden aus der Geschichte des Mittelalters und der neuern Zeiten.* 1796. 1 Bändchen. 224 S. 2 Bändchen.

Nr. 1. Merkwürdige Begebenheiten aus der Geschichte könnten unter einer guten Bearbeitung allerdings viel dazu beytragen, dass der Hang zu wunderbaren Erzählungen auf einen zweckmässigern Gegenstand gerichtet würde; und wenn die Herausg. wirklich diesen Zweck vor Augen hatten, so möchte Rec. schon aus diesem Grunde ihnen mit aller Achtung begegnen, wenn sie auch der strengen aber gerechten Forderung, ihre historischen Gemählde durch eine anziehende Schreibart empfehlungswürdig zu machen, nur zur Hälfte Gnüge geleistet hätten. Aber — eine solche Compilation — nein, der Gedanke, historische Gemählde aufzustellen, hätte wirklich nicht durch diese Sorglosigkeit in der Wahl der Gegenstände, durch dieses ungefähre Zusammenraffen der verschiedenartigsten Erzählungen, durch diese nachlässige Behandlung, durch diese unverholne Gemächlichkeit, aus der nächsten Wassergrube zu schöpfen, wo man nur einige Schritte weiter bis zur ersten reinen Quelle zu gehn hatte, entweiht werden sollen.

Wer kann sich der Fragen enthalten: wie kam Talliens Gemahlin, der Prediger Felsner, die Sängerin Mara, Rütgerot in Einbek u. s. w. zur Geschichte der unüberwindlichen Flotte, zur Erobrung von Constantinopel, zum hl. Bonifaz u. a. m. Wie konnten die Verfasser den 2ten Theil, worin sie auf allgemein interessirende Geschichtsbegebenheiten mehr Rücksicht genommen hatten, mit einer so einfältigen Anekdote von Cartouche beschliessen? Schon aus der Angabe der wenigen Stücke, die wir genannt haben, lässt sich einigermassen schliessen, was der Leser von dem Ganzen zu erwarten habe, welches ohne Unbequemlichkeit der Schriftsteller aus einigen hundert Theilen bestehn könnte, wenn wir dem Leser zutrauen dürften, dass er es bis ans Ende geduldig aushalten werde.

Nr. 2) Fast in gleicher Absicht aber hoffentlich mit ungleich bessern Erfolge sind die Legenden geschrieben. Es sind ebenfalls Bruchstücke aus der Geschichte von verschiedenen Gehalte. Aber der Ton in der Erzählung ist so unterhaltend, die Begebenheiten sind nach einem überlegten Plane so gut geordnet, dass man das Ganze für einen Roman halten könnte: und da der Vf. so wenig Ansprüche macht, so kann man ihm die Gerechtigkeit nicht versagen, dass er weit mehr geleistet habe, als er versprochen hatte.

SCHÖNE KÜNSTE.

Weissenfels u. Leipzig, b. Severin: *Die Räuber im Wasgau, eine Begebenheit aus dem französischen Freyheitskriege.* 1797. 420 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Zur Zeit (denn auf der letzten Seite steht: *Ende des ersten Theils*) hat dieser Roman noch weder auf die *Räuber im Wasgau*, noch auf den *Freiheitskrieg* grosse Beziehung. Er fängt sich zwar damit an, dass im Jahr 1792 einige versprengte Franzosen die sich zur Armee des *Custine* durchschleichen wollen, unter Anführung von *Wolmar*, einem Deutschen, der französische Dienste genommen, eine *Räuberbande* überwältigen, und sich in der, mit allem Vorrath angefüllten Höhle derselben niederlassen: allein nun geht es gleich in *Wolmar's* ehemaliges Leben zurück, und seine Begebenheiten bis zu dem Augenblick, da er unter die Franzosen gieng, füllen diesen Band, dessen erste Hälfte sehr alltägliche und langweilige Dinge enthält. Als Student gewinnt *Wollmar* eine gewisse *Wilhelmine* um ihres menschenfreundlichen Herzens

willen lieb; sie wendet Verkleidung und erdichtete Briefe an, um den Eigennutz von drey Freiern, die nach ihr streben, zu entlarven, und erklärt endlich *Wolmarn* für den Auserwählten. (Eine Probe, die Freunde *Wilhelminens* mit *Wolmarn* durch eine Gespenstermummerey anstellen, ist wohl nur angebracht, damit der Mode zu Ehren doch auch eine Geistererscheinung vorkomme.) Dass *Wolmar* in Abwesenheit des Vaters *Wilhelminen* die Unschuld raubt, wirft einen Schatten auf beider Charakter, aber desto rühmlicher ist ihre beiderseitige Treue und Standhaftigkeit. Er nimmt sich vor, um ihrentwillen in Koblenz eine Officiersstelle zu suchen, und sie bleibt seine unzertrennliche Gefährtin. Jetzt häufen sich Abentheuer, Entführungen, wundervolle Wiedervereinigungen, Missverständnisse, Täuschungen, Duelle, Nachstellungen von koketten Frauen, und arglistigen Emigranten. Vornämlich geht ein bis itzt noch unerklärbares Wunder mit einem Ringe vor, der sich nach und nach verdreyfacht, und zu einer Menge Irrungen Anlass giebt. Der Leser kann es *Wolmarn* nicht verzeihn, wenn er *Wilhelminen* zuletzt blos darum verlässt, weil ihre Niederkunft etwas zu früh erfolgt; doch da er am Schluss dieses Theils ihre Leiche mit einem Ring am Finger sieht: so wird auch hier wohl wieder Zauber und Missverständniss zum Grunde liegen. Die Zeichnung der edlen Charaktere gelingt dem Vf. weniger, als die niedrigkomischen Schilderungen eines ehemaligen Schauspielers, eines pedantischen Chirurgus, und einer geitzigen Betschwester, doch verfällt er dabey oft ins Possenhafte. Zu Proben seines oft seltsamen Stils mögen folgende Stellen dienen: S. 66. „Wider Wissen setzte er „(die Liebe) den heimlichen Despoten, den er bereits „dethronisirt zu haben glaubte, feierlich wieder „in seine Rechte ein, ohne ihm den Kapzaum der „Konstitution überzuwerfen. S. 211. Im zweyten „Feldzug hatten die Sansculotten das ganze System „mit sammt seinem Princip rein vergessen, und die „überrheinische Pfalz gab den unbestreitbarsten Mi„nor zu einem Syllogismus her, der den behaupteten „edlen Charakter der Revolution gänzlich widerlegte." S. 33: „Ihr hoher schlanker Wuchs leitete das Auge „des Schönheitsmessers auf ein griechisches Profil, „auf ein in üppige Locken darüber hinquellendes dun„kelbraunes Haar, ihr Gang war ein bezauberndes „Wellenspiel hogarthischer Schönheiten, ein Bogen ihr „in die Hand, und es war Diana, wenn sie im anspruch„losen Negligee Täubchen fütterte, Anadyomone. (?)"

SCHLESWIG, b. Roehss: *Walther*, oder, *Geschichte eines nordamerikanischen Pflanzers*, ein Denkmal des Glaubens an Gott. 1796. 322 S. 8. (20 gr.)

Eine Episode aus dem, bis jetzt in zwey Theilen bestehenden Romane: *Auguste und Hieronymus*, oder, *Briefe über die moralische Bildung des Menschen nach den Bedürfnissen unsrer Zeit von einem Frauenzimmer* erscheint hier, um ihrer moralischen Gemeinnützigkeit willen, besonders abgedruckt, doch; wie der Verleger versichert, ohne Vorwissen der Verfasserin, daher auch hier keine Veränderungen damit vorgenommen worden sind.

WEISSENFELS u. LEIPZIG, b. Severin: *Der schützende Genius*, eine Geschichte voller Wunder, aber ohne Geister, von S. 1797. Erster Theil. 232 S. Zweyter Theil. 285 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Der unsichtbaren Schutzgeister, die Fleisch und Bein haben, der Wunder, die doch am Ende keine Wunder sind, der räthselhaften und geheimnissvollen Begebenheiten, die doch ganz natürlich zugehen, kommen seit einigen Jahren so viele in Romanen vor, dass die Leser, die Geduld genug gehabt haben, zwanzig Romane von der Art zu lesen, beym Anfang des ein und zwanzigsten wenig Bogen werden durchlaufen können, ohne sich übersättigt zu fühlen. Kommt nun vollends hinzu, dass in einem solchen mystischen Romane, wie hier, dem Leser gleich die Ritterharnische, deren Geklirr er eben so überdrüssig ist, entgegenrasseln, dass ihm, wenn er auch nur ein wenig blättert, Turniere, Bundesversammlungen, heimliches Gericht, Fehdebriefe, und Duelle in die Augen fallen, so muss er, wenn er sich auch überwindet, weiter zu lesen, schon zum voraus gegen das Werk eingenommen seyn. Und doch ist hier die Verwicklung des Plans so gut, als in den gelesensten Schriften von der Art, und die Ausführung zwar ohne hervorstechende Schönheiten, aber doch ohne auffallende Mängel. Eine Unbekannte rettet, gleich einem Feenring, den Helden durch ihre plötzliche Dazwischenkunft, und geheimnissvolle Erscheinung von Verführungen, Nachstellungen, und Gefahren, aus Ketten und Banden, und vom Tode selbst, ohne dass er weiss, wie es zugeht, und ohne dass er sie eher kennen lernt, als bis seine Treue durch eine Menge Prüfungen bewährt ist. Dass er einer Person, deren Bildung er nur vom ersten Blick her, und deren Charakter er gar nicht kennt, auf allen Bergen und Schlössern nachspürt, giebt ihm einen sehr romantischen Anstrich. Er ist ein tapfrer und biedrer Ritter, aber theils lässt er sich einigemal zu sehr von der Sinnlichkeit hinreissen, theils begeht er manche Unbesonnenheiten, für die er hart büssen muss.

* * *

Von folgenden Büchern sind neue Auflagen erschienen:

BERLIN, b. Lagarde: *Fables de Florian.* Nouvelle Edit. av. fig. 1797. 171 S. 12. (18 gr.)

Ebendas., b. Ebend.: *Fables du Duc de Nivernois publiées par l'Auteur.* Nouvelle Edit. 1797. 1 T. 238 S. 2 T. 233 S. 12. (1 Rthlr. 8 gr.)

HAMBURG, b. Bachmann und Gundermann: *Gebete für die Jugend in Liedern.* Herausgegeben von *G. H. Berkhan.* 2te Aufl. 1797. 64 S. 12.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 27. Junius 1797.

ERDBESCHREIBUNG.

Gotha u. Petersburg, b. Gerstenberg u. Dittmar: *Ueber Russlands Handel, landwirthschaftliche Cultur, Industrie und Produkte*, von *W. C. Friebe*. Zweyter Band. 1797. 447 S. nebst 29 S. Anh. 8.

Im ersten auch von uns (A. L. Z. 1796. Nr. 276.) angezeigten Bande beschrieb der Vf. die russischen Provinzen am schwarzen Meere, in physischer, statistischer und landwirthschaftlicher Rücksicht. Hier werden die mittlern und nordlichen Länder dieses Reichs zwischen dem Niemen und der Kama bis zum Eismeer, oder ein Flächenraum von 80,000 Quad. Werste diesseits des Uralischen Gebirges auf gleich belehrende Art behandelt. Ihre ältere und neuere Handelsgeschichte, die allgemeine Beschaffenheit des Erdreichs und dessen Produkte, das verschiedene Klima dieser Gegenden, ihre Industrie werden hier mit grosser Sachkenntniss, genauer Prüfung der darüber vorhandenen Materialien und zweckmässiger Kürze dargestellt. In besondern Abschnitten giebt der Vf. auch eine deutliche Uebersicht von den vornehmsten Handelsplätzen, den Gewässern, welche das einheimische und auswärtige Verkehr erleichtern, und den Waaren, welche der hier beschriebene Landstrich zur Ausfuhr liefert.

Die alte und neuere Handelsgeschichte ist hier, wie im vorigen Theil, nach den besten Quellen entworfen, keine Hauptbegebenheit übergangen, und wenn wir gleich bey einzelnen Thatsachen nicht mit dem Vf. übereinstimmen, im Ganzen mit grosem Fleisse und sorgfältiger Prüfung bearbeitet. Dass Wisby zu Ende des eilften Jahrhunderts 12000 Kaufleute gezählt habe, sollte kein kritischer Geschichtforscher wiederholen, eben so wenig als dass Jornandes schon Nowogrod unter *Civitas nova* gekannt habe, wenn gleich dabey Hr. Fischer als Gewährsmann angeführt ist, dessen Angaben in der deutschen Handelsgeschichte gewöhnlich eine kritische Prüfung erfodern, ehe man solche bloss nach ihm wiederholen kann. Nach S. 23. soll Nestor die Waruger, welche den russischen Staat gründeten, *Deutsche* genannt haben. Diesen Schriftsteller konnte Hr. F. doch wohl entweder im Original oder der Uebersetzung befragen. Nach dem vor uns liegenden Nestor sagt die hieher gehörende Stelle dies keineswegs, sondern nur, dass die verschiedenen Waruger, Rus, Swii, Urmjaner, Jagljaer und Goten genannt worden. Den dritten Namen will Hr. F. doch wohl nicht in Germaner verändern, man ihn natürlicher durch Normänner erklärt,

Lieflands Entdeckung und die Ausbreitung der Deutschen in diesen Gegenden wird dagegen, so wie das Hansische Verkehr mit Nowogrod, nach den wichtigsten Veränderungen beschrieben, ohne den Leser durch unbedeutende Vorfälle zu ermüden. Eben dasselbe müssen wir bey der Handlungsgeschichte der Engländer über Archangel bemerken. Nur sind dabey Jenkinsons Nachrichten, die uns Hakluit erhalten hat, nicht benutzt worden, welche einzelne treffliche Nachrichten über den russischen Handel dieser Zeiten enthalten. Die gewöhnliche Meynung, warum Zaar Alexei der Engländer bisherige Handelsfreyheiten 1648 aufhob, lässt der Vf. nicht gelten, weil es ihr an tüchtigen Beweisen fehlt. Er glaubt vielmehr, dass der Zaar auch deswegen andere Nationen an der archangelschen Schiffahrt Theil nehmen lassen, um den Handel seines Reichs zu erweitern und seine Staatseinkünfte zu verbessern. Der Handel von Riga in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts wird nur im allgemeinen berührt. Einige genauere Aufklärungen können wir ihm in *Ebelings* Handelsbibliothek. II. B. S. 120 etc. nachweisen, wo die vorzüglichsten Ein- und Ausfuhrartikel des vorigen und gegenwärtigen Jahrhunderts verglichen sind. — Ueber die Fortschritte des Petersburger Handels sind hier die sichersten Aufklärungen zusammengetragen.

Der Handelsgeschichte hat der Vf. einen besondern Abschnitt über das russische Münzwesen und dessen Veränderungen angehängt. Von ältern Zeiten lässt sich freylich wegen Mangel an Nachrichten wenig vorher unbekanntes sagen; auch von neuern Zeiten sind die Münzveränderungen nicht so genau, als in *Schlözer's* Münzgeschichte angegeben. Dagegen hat der Vf. den in neuern Zeiten gefallenen Werth des Silberrubels und des Papiergeldes zu erklären versucht. Ueber die Geschichte der alten Rubel hätten wir hier eine genauere Untersuchung gewünscht. Wir glauben immer, dass diese ursprünglich einerley mit den Sonmi in den Handelsstädten des schwarzen Meeres waren, die ein bestimmtes Gewicht an feinem Silber hatten, und hernach in Aspern und anderm kleinen Courantgelde vermünzt wurden. In liefländischen Urkunden von 1509 und 1554, die *Hupel* in den neuen Nord. Miscellaneen abdrucken lassen, findet sich unter den russischen Münzen zuweilen der Ausdruck Stück Silber, der in andern durch Rubel übersetzt wird. Wie weit die ältesten Rubel mit den Sonmi übereinstimmten, oder ob sie nur eine Nachahmung jener Münze waren, dies verdiente wohl eine nähere Untersuchung. Die von Hn. F. S. 129. angeführte Stelle des Guagnin beschreibt den Rubel der damali-

gen Zeit auch als ein länglich gegossenes Stück Silber. Im zweyten und dritten Abschnitt beschreibt der Vf. die russischen Gewässer, in sofern sie den Handel erleichtern, die Häfen und innern Handelsstädte, nebst der Grösse und Wichtigkeit ihres Verkehrs. Von den vornehmsten sind zugleich Ein- und Ausfuhr bis 1796 mitgetheilt. Besonders ist der Handel von Petersburg durch mehrere Beylagen erläutert, welche zeigen, wie viel einzelne Kaufleute der Residenz 1795 ein- und ausgeführt haben; die Wechselcurse, die Unkosten beym Ein- und Ausschiffen etc. Ueber 5000 Fahrzeuge passiren den Ladoga-Kanal; sie können aber wegen der Katarakten im Msta nicht zurückfahren, daher die Schiffe als Brennholz verkauft werden müssen. In Moscau waren 1796 fünf englische und zwölf deutsche Comtoirs. Mietau hatte bey der Zählung von 1795 12350 Einwohner und in Wilna waren bey der russischen Besitznehmung 1.000 Juden vorhanden. Ueberhaupt kann diese Nation in dem russischen Litthauen zu obrigkeitlichen Würden, wie Bürgermeister oder Stadthaupt, gelangen.

Die zweyte Abtheilung dieser Schrift begreift die landwirthschaftliche Cultur, Industrie und Produkte des mittlern und nördlichen Rufslands. Von allen diesen verschiedenen Gegenständen erhält man hinlängliche Nachricht. Die in Petersburg so sehr geschätzten archangelschen Kälber wiegen von 680 bis 800 russische Pfunde. Sie werden aber auch 40 Wochen abgesondert von der Kuh mit Milch getränkt. Seit 1788 ist in Archangel eine Heringscompagnie errichtet, aber von ihren Geschäften hat der Vf. nichts erfahren. Das Sammeln der Eiderdaunen um Kola und an den Küsten des Eismeers wird vielleicht bald diesen ganzen Nahrungszweig zerstören, weil die Einwohner zugleich die Eyer aus den Nestern rauben. Die Metallwaaren, welche Tula liefert, sind freylich wohlfeil, aber nicht dauerhaft. Von sechs Schlössern, die man dort kauft, findet sich selten nur eins, das brauchbar ist. Ueberhaupt werden in Rufsland noch keine feine Messer und Scheeren verfertigt. Die vornehmsten Seidenmanufacturen, die sehr gute Waaren liefern, sind im Gouvernement Moscau, nämlich 70 für seidene Tücher, zwey für Strümpfe und 38 für andere Seidenzeuge.

St. Petersburg, in der Kais. Buchdruckerey: *Journal von und für Rufsland*, herausgegeben von *J. H. Busse*. Dritter Jahrgang. Erster Band. 1796. 384 S. Zweyter Band. 350 S. 8.

Die ersten Bände dieser lehrreichen Monatsschrift haben wir bereits (A. L. Z. 1796. Nr. 145.) nach ihrem Plan und Inhalt unsern Lesern nach Verdienst empfohlen. Wir freuen uns hier die Fortsetzung anzeigen zu können, bey der wir nur bedauern, dafs der Vf. bey seiner Arbeit von dem lesenden Publicum nicht so unterstützt wird, als er zu erwarten berechtigt war, und daher vielleicht aus Mangel an Absatz gezwungen seyn dürfte, seine Arbeit aufzugeben. Doch wir zweifeln nicht, dafs sich die Leser in der Maafse vermehren, als Hr. B. fortfahren wird, sich auf interessante Nachrichten einzuschränken, und die Bände in einem nicht zu langen Zwischenraum einander folgen zu lassen. Von den hier meist aus dem russischen übersetzten Aufsätzen zeichnen wir nur folgende aus. *Pallas* physisches und topographisches Gemälde von Taurien. Der Vf., der dort in der Nachbarschaft von Sewastopol wohnt, schildert diese Provinz nach ihren natürlichen Vortheilen und Mängeln; allein ihre Topographie ist hier noch nicht behandelt. *Beschreibung der Statthalterschaft Tanbow.* Sie ward schon 1779 eröffnet, ihre Oberfläche beträgt 54,711 Quadr. Werste und sie hatte 1789 überhaupt 883,572 Einwohner, darunter 19,700 geistlichen Standes waren. Sonst sind in dieser Beschreibung, wie in vorigen Theilen bey andern Statthalterschaften geschehen, alle Kreise nach ihren Städten, Nahrungszweigen und ihrer natürlichen Beschaffenheit geschildert. *Ueber die ehemaligen russischen Rangstufen.* Hier werden freylich viele alte Titulaturen und Vorrechte des russischen Adels erklärt; aber sie sind bey weiten nicht von undurchdringlichen Dunkelheiten befreyt, noch weniger ist diese Materie nur einigermafsen erschöpft worden. Das russische Original erschien 1784 in Moscau. *Ueber den auswärtigen Handel Peter des Grofsen vom J. 1693—1709.* Hier sind viele einzelne Data über den Handel von Archangel gesammelt, weil die Register über die nähere Geschichte dieses Handels längstens verloren sind. Um 1693 kam der Kaiser zuerst nach Archangel, und gab den fremden Kaufleuten unter andern den Auftrag, ihm aus Holland ein Kauffahrteyschiff kommen und es für ihn mit Tuch für die Armee beladen zu lassen. Um 1716 wurden die Juchten zuerst für Kronwaare erklärt, doch der Handel schon 1719 wieder freygegeben, so wie mit andern Waaren, die ausschliefsend von der Krone verkauft wurden. Die Liste der in diesem Zeitraum jährlich eingelaufenen Schiffe zeigt, dafs durch den Anbau von Petersburg ihre Zahl keineswegs vermindert ward, vielmehr kamen seit 1704 immer mehr Schiffe an als in frühern Jahren, das einzige Jahr 1706 ausgenommen.

Zweyter Band. *Ueber die im astrachanischen Gouvernement nomadisirenden Kalmücken.* Sie unterwarfen sich erst 1673 dem russischen Reiche, ob sie gleich schon früher mit selbigen in Verbindung standen. Nach ihrer Auswanderung um 1771 ins chinesische Reich ist etwa der vierte Theil auf ihren alten Weideplätzen zurückgeblieben, die unter 13 Oberhäuptern leben. Der Aufsatz enthält auch einiges von ihrer Verbindung mit Tibet und ihren Opfergebräuchen. *Neuester Zustand der lutherischen Gemeinde in Orenburg.* Sie besteht aus hundert Erwachsenen beiderley Geschlechts, die in den weitläuftigen Provinzen Orenburg und Ufa zerstreuet sind. Ihre Kirche ist ganz verfallen und die Gemeine ihrer gänzlichen Auflösung nahe. *Beschreibung der Statthalterschaft Simbirsk und der Städte im G. Nischogorod.* Erstere ist sehr kurz, in der andern wird von 13 Städten und

der Volksmenge dieser Provinz Nachricht gegeben. Die Stadt Nischnii Nowgorod kann man als den innern Haupthafen des russischen Reichs ansehen. Hier kommen jährlich mit Getreide, Eisen und andere Waaren 2200 Fahrzeuge an. Die Stadt liegt am Vereinigungspunkt der Wolga und Oka, hat 10,000 Einwohner, aber nur 25 steinerne Häuser. In dieser Provinz liegt auch Makarjew, bey welcher Stadt im Julius ein berühmter Jahrmarkt gehalten wird, den Kaufleute aus ganz Russland, Polen, Persien und der Türkey besuchen. *Ueber die mongolischen Bücher der petersburger akademischen Bibliothek.* Hr. Jährig, der sich sechszehn Jahre unter den Mongolen aufgehalten hatte, und diesen Katalog verzeichnete, sammelte die meisten an Ort und Stelle. Den ältern von Bakmeister beschriebenen Bericht der Akademie erklärt er für lauter ausgerissene Blätter, die das Aufheben nur deswegen verdienen, weil sie einmal da sind. Die meisten hier verzeichneten Schriften gehören zur religiösen Klasse. Eben derselbe 1795 verstorbene Gelehrte hat einen Grundriss der Brachmannischen Religion, besonders in Tibet, hinterlassen, wovon der Pastor Grot den Druck des ersten Theils in deutscher Sprache besorgt hat. Aus diesem ist hier die Einleitung und der erste Abschnitt eingerückt. Wir bemerken aus ihm, dass die Indier und Einwohner von Tübät (so schreibt Hr. Jährig immer Tibet) den höchsten Gipfel der tübätischen Gebirge Buddalah, d. i. Archen- oder Schiffsträger, nennen. Dieser Name hat wahrscheinlich Veranlassung zur Stadt Budala oder Putala gegeben, die nach unsern Karten südwärts von Lassa auf einem Berge liegen soll. Beide Bände enthalten ausser einigen andern Aufsätzen, Anzeigen neuer russischer Bücher, kaiserliche Ukasen und Staatsschriften. Unter den letzten nennen wir hier nur die wichtigsten Acten, die Unterwerfung von Curland betreffend.

PHILOLOGIE.

Stuttgart, b. Löflund: *Hebräisches Lesebuch für Anfänger*, von *M. C. C. F. Weckherlin*, Präceptor am Gymnasium zu Stuttgart. 1797. XVI, 92. u. 63 S. 8.

Eine zweckmässige Zwillingsschrift zu der No. 95. der A. L. Z. rühmlich angezeigten hebräischen Grammatik des Vfs. Die Vorrede beweist, dass er die Bedürfnisse junger Anfänger gut kennt, und sie zu befriedigen Fleiss und Sinn hat. Die 50 Stücke des Lesebuchs sind *zum Theil biblische*, zum Theil *neuere* Compositionen. Das allmähliche Fortschreiten vom leichteren zum schwereren ist gut beobachtet, auch überhäuft der Vf. nicht mit Grammaticalien. Bey jedem Stück einiges. Am Ende summiert es sich doch; zumal wenn, wer sein Lesebuch nebst seiner Grammatik gebraucht, sich nach den Umständen zu richten weiss. Die *biblischen* Stücke sind nicht bloss aus der hebräischen Bibel abgeschrieben. Der Vf. hat sich das Verdienst gemacht, ins kurze zu ziehen und näher aneinander zu rücken, was dort, nach dem uralten Erzählungston, gedehnt ist. Sehr richtig wird bemerkt, dass der Lehrer anfangs auf Fertigkeit im Lesen vorzüglich dringen müsse. Eilt man darüber weg, so verliert man in der Folge überall besonders im Nachschlagen der Grammatik und des Wörterbuchs, doppelt und dreyfach seine Zeit und wird nur sehr spät fehlerfrey lesen lernen. Selbst die, welche in älteren Jahren das Hebräische zu lernen anfangen, setzen sich dadurch äusserst zurück, wenn sie nicht in den ersten Wochen Kinder werden, und das Lesen — auch durch Nachmalen der Buchstaben, öfteres Durchlesen der Conjugationen u. dgl. — schnell zur Fertigkeit bringen wollen. Noch mehrere methodologische Winke machen die Vorrede lesenswehrt. Die *nichtbiblischen* Stücke sind aus dem Berlinischen Lesebuch für Judenkinder von Aaron Wolfssohn ausgewählt, und am Ende S. 49—63. in einer deutschen Uebersetzung von hebräischen Idiotismen entkleidet, um beider Sprachen Unterschied zu zeigen. (Es möchte auch wohl Lehrer des Hebräischen geben, denen eine Uebersetzung nützen kann!)

Eine Schrift, welche bey ihrer ersten Erscheinung schon soviel Plan und Zweckmässigkeit hat, verdient es, dass Rec. den Fleiss des Vfs. durch einige verbessernde Beyträge ehre und ermuntere. Bey den nichtbiblischen Stücken, welche der Vf. aus dem schon genannten jüdischen Lesebuch ausgehoben hat, und bey den abgekürzten biblischen Fragmenten sind dem Rec. folgende Bemerkungen aufgefallen. S. 9. Lin. 15. Ob der Hebräer das Collectivum *Daschä* auch im Plural gebraucht habe, ist unbekannt und zweifelhaft. S. 10. Lin. 14. lies האדים oder noch richtiger הָאֵד (Genes. 2, 6.) statt הערים — Statt לְכוּ S. 13. Lin. 3. wäre dem Sinn angemessener הֵאָסְפוּ oder הִקָּבְצוּ Genes. 49, 2. In den Pflichten gegen den Lehrer S. 16. sagt Lin. 3. etwas stark: *Lo tasur mehaem jamin uschemol.* Man sieht wohl, dass ein Rabbine und *nicht* Hr. W. Vf. dieses Gebots ist: „von den Worten des Lehrers weder zur Rechten noch zur Linken zu weichen!" Eben so betreffen einige andere Erinnerungen nicht Hn. W. sondern die Quelle der nichtbiblischen Stücke, das berlinische Lesebuch; z. B. S. 18. Lin. 10. steht ארי אחד S. 24. Lin. 3. איל אחד. Der alte Hebräer würde statt des Germanismus אחד den Artikel setzen הָארי *hic vel ille leo*. Vgl. B. d. Richt. 9, 9. ff. — S. 21. Lin. 9. stünde nach אז besser die *forma futuri*. s. 2 Mos. 15, 1. Jos. 8, 30. — S. 57. Lin. 14. ist על bey על הים wegzulassen. Da der Vf. mit Recht in der Auswahl der Stücke auch die pädagogische Rücksicht beobachtet hat, was jungen Anfängern unanstössig sey; so möchte wohl S. 30. 31. noch die Erzählung von Isaaks Aufopferung wegzulassen seyn. So sehr Rec. die heroische Resignation und Gottergebenheit (πιστις) Abrahams respectirt, welcher *seiner* Ueberzeugung, dass Gott das Menschenopfer seines Sohnes fodere, sein theuer-

theuerstes hingab; so schwer möchte es doch seyn, Kindern begreiflich zu machen, dass *nur die Absicht* bey dieser Handlung Nachahmung und Achtung verdiene, in dem Urtheil aber, dass Gott Menschenopfer fodern *könne*, Abrahams Verstand unter dem Einfluss der Zeitmeynungen gestanden sey und in der Materie der Handlung geirrt habe. Aus ähnlichen Gründen möchte die Geschichte von Joseph gegen Potiphars Frau S. 37. wegzulassen seyn, wenn gleich der Vf. durch eine schickliche Aufschrift den Blick auf das Resultat derselben zum voraus richtig hinzulenken gesucht hat. S. 60. Lin. 15. 16. könnte durch den nichtbiblischen Zusatz, „Siehe, sie sind aufgeschrieben in dem Gesetzbuche, welches wir bis auf den heutigen Tag übrig haben" leicht bey dem Anfänger die Meynung entstehen, wie wenn gewiss Mose selbst schon den Pentateuch verfasst und hinterlassen habe; was doch zum wenigsten ganz im Zweifel gelassen werden muss. Der Vf. versteht ספר תורה hier ohne Zweifel nur von einer Gesetzrolle, welche Exod. 24. 7. ספר ברית genannt wird, und wahrscheinlich (nach V. 3.) die dort K. 20—23. enthaltenen kurzen Gesetze, welche alle oder fast alle ursprünglich mosaisch seyn mögen, enthalten haben mag.

Nach den Uebungsstücken zum Lesen und Uebersetzen, von denen der Vf. S. 91. 92. den Uebergang zum Gebrauch des Codex selbst andeutet, folgt S. 1—48. ein kurzes, hebräisch-deutsches Verzeichniss der vorgekommenen Wörter; ebenfalls sehr brauchbar. Der Druck des Ganzen ist zwar nicht völlig fehlerfrey und das beygedruckte Verzeichniss wäre hie und da noch zu vermehren (S. 32. Lin. 18. der zweyten Columme.) Doch ist auch für die bey solchen Schriften so schwer erreichbare Correctheit viel mehr als gewöhnlich geleistet.

Hamburg, b. Hoffmann: *Spanisches Lesebuch für Anfänger.* Nebst einem Wörterbuch über die hierin enthaltene (n) Aufsätze. Von *J. D. Wagener.* 1793. 190 S. 8. (10 gr.)

Die geschmackloseste Compilation, die Rec. kennt. Der Inhalt ist: S. 5. Einige leichte Redensarten. S. 6. Kurze geographische und statistische Notizen, als; die 6 Hauptflüsse *Europas* sind: der Rhein, der Mayn, die Donau, die Oder, die Weser und die Elbe. S. 8. Die Zahlen. S. 10. Erzählungen und moralische Betrachtungen. Z. B. Wüsste ich, dass meinem Hemde der kleinste Gedanke meines Herzens bekannt wäre, so würde ich es sogleich verbrennen und nie ein anderes anziehen. — Ohne Gehorsam kein König, ohne König kein Gesetz, ohne Gesetz keine Gerechtigkeit, ohne Gerechtigkeit keine Friede, ohne Friede Krieg und beym Kriege kann das gemeine Wesen nicht bestehen. S. 16. Fragen und Antworten, z. B. welche Geschöpfe fallen dem Menschen am meisten zur Last? Antwort: der Floh, die Laus, die Fliege und die Wanze. „So delicat auch jemand seyn mag, so glaube er doch nicht, dass er sterben werde, ohne dass ihn die Flöhe einmal gestochen u. s. w. S. 24. Das bekannte Mährchen von dem römischen Sklaven Androdicus, höchst langweilig erzählt. Wir erfahren hier, dass auf den römischen Amphitheatern auch Greife kämpften, die man in den Wüsten Aegyptens und auf dem Caucasus fing. S. 44. Einige Stellen aus der spanischen Uebersetzung des Telemach, die den lesenswürdigsten Theil des Buchs ausmachen. S. 65. unter dem Titel *historia muy divertida*, welcher, wenn divertido das französische divertissant seyn soll, nicht spanisch ist, die vierte Novelle des zweyten Theils der *Novelas exemplares* des *Cervantes* auf eine seltsame Weise verstümmelt und von Druckfehlern verunstaltet. S. 95. Einige Grussformeln alter und neuer Völker. Zuletzt ein Verzeichniss der im Lesebuch vorkommenden Wörter. Man muss gestehen, dass ein solches Buch nicht sonderlich geschickt ist, der spanischen Sprache Liebhaber zu erwerben.

KLEINE SCHRIFTEN.

Rechtsgelahrtheit. *Bamberg*, gedr. b. Klietsch: *De relegatione.* Oratio quam collata dignitate doctoratus, juridici publice praelegit D. *Georgius Michael Weber*, Ictus Bamberg. (ohne Jahrzahl.) — Eine Vertheidigung der Landesverweisung gegen die allgemeine Stimme der Criminalisten, die sich gegen sie erhebt. Der Verbrecher könne durch das Exil weit eher wieder zum sittlichen Menschen gebildet werden als wenn er in seinem Vaterlande bleibe; man mache dadurch den Staat nicht ärmer an Bürgern, denn manchem Staat wären seine Armen so überlästig: es sey keine Ungerechtigkeit gegen andre Staaten; denn was sey die geringe Zahl der Verwiesenen gegen die vielen Staaten, in die sie sich zerstreuen könnten, und wie viele schlugen nicht den Weg der Besserung ein, man irre sich, wenn man sie für keine Strafe halte; denn wer verlöre nicht ungern sein Vaterland, und doch sey es auch keine zu harte Strafe, sondern vielmehr der leichteste Weg für den Verbrecher, sich wieder über die Schande emporzuheben. Die Unmoralität der Landesverweisung scheint doch der Vf. keineswegs aus dem Wege geräumt zu haben, und kein Staat sollte sich bey andern Staaten herabsetzen, wenn ihm andre Maassregeln zu Gebote stehen. Dagegen will Rec. nicht leugnen, dass die wohl zu unterscheidende *Deportation*, so wie die blosse Räumung einer Stadt, als Policeystrafe in manchen Fällen nützlich seyn können.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 28. Junius 1797.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

1. Stockholm, in der Königl. Buchdruckerey: *Reglemente för arméens Flottas för waltning och redogörelse* (Reglement für die Verwaltung und Berechnung bey der Flotte der Armee.) 1795. 22 Bog. in 4. mit vielen Tabellen.

2. Stockholm, in der Königl. Buchdruckerey: *Reglemente för Kongl. Majts tunga och lätta Cavalerie.* I. II och III Del. (Reglement für die Königl. schwedische leichte und schwere Cavallerie.) I Th. 20 Bog. 8. II Th. 17 Bog. III Th. 1795. mit Kupfertafeln.

Nicht leicht sind irgendwo in kurzem so viele verschiedene und ausführliche Reglements in Militairsachen erschienen, als seit einigen Jahren in Schweden. Ein Beweis, dass man darauf eine vorzügliche Aufmerksamkeit wendet. Das Reglement für die *Flotte der Armee* hat 10 Abtheilungen. 1) Von der allgemeinen Einrichtung bey derselben. Die Flotte der Armee ist ein Theil der Armee, der dazu gebraucht wird, auf dem Wasser und besonders in der Scheere zu agiren. Sie deckt die Flanke der Armee, sichert die Zufuhr zu Wasser und führt gemeinschaftlich den Operationsplan der Armee aus; daher ihr Name. Sie ist in verschiedene Hauptstationen verlegt, und darnach in verschiedene Escadrons vertheilt, welche Vertheilung doch im Kriege aufhört. Zur See wird sie in Bataillons und Divisionen getheilt. Mehrere Bataillone unter einem Befehl heissen eine Brigade, die wie die Flotte, so wie es die Umstände und der Operationsplan erfordern, in mehrere Brigaden vertheilt werden. Der Grossadmiral für die Flotte verwaltet das Ganze, hat die Oberaufsicht und Direction, und hält die Controle über die Verwaltung der verschiedenen Nationen, sorgt für die nöthige Verbesserung der Fahrzeuge, und hat die Aufsicht über das Lotsenwerk derselben. Bey den einzelnen Nationen haben besonders dazu verordnete Personen die Direction. 2) Von Verwaltung der Rechtspflege, wo sowohl von den Obergerichten als Kriegsgerichten gehandelt wird. 3) Von der Regierung und Verwaltung der verschiedenen Nationen der Flotte, und der dazu gehörigen Mittel. Hier wird von den Chefs die Obristlieutnants, die bey der grossen Escadre angestellt sind, den Zeugmeistern, den Chefs bey den kleinern Vertheilungen der Flotte, die Officiers und Unterofficiers, von der zur Flotte gehörigen Seeartillerie, der Miliz der Flotte, den dabey angestellten so-

genannten Coopvardieleuten, Schiffsjungen, Handwerkern u. s. w. geredet. 4) Vom Lootsenwerk bey derselben. 5) Vom Constructionsstaat der Flotte. 6) Vom Werftsdetail, wo von den Fahrzeugen, (die alle unter denen verwahrt werden) dem Vorrath, der Besichtigung, Reparatur, den neuen Bauten u. s. w. die Rede ist. 7) Vom Tagelohn für die Arbeiter und Handwerker; und von der Ausrüstung und Entgegennehmung der Fahrzeuge bey einer Expedition zur See. 8) Von der darüber zu leistenden Verantwortung. 9) Vom Krankenhause der Flotte, und der Verantwortlichkeit dafür. 10) Von der Rechnungsführung während eines Krieges, und vom Proviant. Noch sind viele Tabellen und Formulare für diejenigen, die mit den Geschäften bey der Flotte zu thun haben, angehängt.

Das Reglement für die schwere und leichte Cavallerie enthält im 1 Th. 1) Die Recrutenschule. 2) Die Remonteschule. 3) Das Schwadronsexercitium, und 4) das Exercitium zu Fuss. Es sind 31 Plane von Stellungen in Kupfer gestochen beygefügt, und das Titelkupfer stellt eine Escadron in Parade dar. Der 2 Th. enthält die Regimentsexercitien zu Pferde in 12 Kap. mit 11 Planen und einem grossen saubern Titelkupfer, welches das Bataillon des rechten Flügels abbildet. Endlich im 3 Th. das Regimentsexercitium zu Fuss für Cavallerie und Dragoner, in 9 Kap.

GESCHICHTE.

St. Blasien: *Germania Sacra in provincias ecclesiasticas et Dioeceses distributa.* (Tom. II.)

Auf dem folgenden Titelblatt stehet:

Episcopatus Curiensis in Rhaetia sub Metropoli Moguntina chronologice ac diplomatice illustratus opera et studio *P. Ambrosii Eichhorn*, presbyteri Congregationis S. Blasii. 1797. 368 S. Codex probationum. 192 S. 4. (4 Fl. Rhein.)

Die gegenwärtige Fortsetzung der *Germania Sacra* enthält, wie man aus dem speciellen Titel ersiehet, die Geschichte des Bisthums Chur in der Eidgenossenschaft Graubünden und ist nach dem nämlichen Plane bearbeitet, wie der vorhergehende Band (S. A. L. Z. 1795. Nr. 262.) welcher das Bisthum Würzburg in sich fasste. Voran stehen *Prolegomena*, oder *Dissertat. praeviae in historiam Episcopatus Curiensis in Rhaetia*, worin von dem ältesten Zustande der Rhetier brauchbare Nachrichten mitgetheilet werden

den. *Die erste Dissertat.* beschreibet die Landschaft des *alten Rhatiens* mit ihren Einwohnern, Umfange und Lage. Sie war schon den ältesten römischen und griechischen Geschichtsschreibern und Geographen bekannt, indem Livius, Strabo, Plinius u. a. m. des Daseyns eines Volks, unter dem Namen *Rhaeti*, erwähnen, welche von den Thusciern abstammten. Damalen erstreckte sie sich vom untern Theil des Bodensees durch ganz Graubünden und das Veltelinerland bis nach Verona, welches ihre Hauptstadt war, und bis an *Gallia transpadana*. In den Urkunden des achten Jahrhunderts werden diesem Lande, von der Stadt Chur, die Namen: *Curowaldhan*, *Curwalen*, *Curwalchen*, beygeleget, weil man in Deutschland die Italiener, *Walchen* oder *Walschen* nennte. (Diese Benennung dürfte sich wohl nur auf einen Theil des alten Rhätiens einschränken; denn, nach dem Zeugniss des Strabo, erstreckte sich dasselbe auf der östlichen Seite bis an das *Noricum* oder den baierischen Nordgau, woselbst wir in der mittlern Geographie den sogenannten Riesgau (*Recia*) antreffen, der um so gewisser zu jener Landschaft gehörte, weil in Graubünden ebenfalls ein *Pagus* gelegen war, der den Namen Rhätigau führte). Die *zweyte* und *dritte Dissertat.* handeln von dem Ursprung, Fortgange und Zustande der christlichen Religion in Rhätien vom ersten bis zum vierten Jahrhundert; und in der *vierten* Abhandlung verbreitet sich der Vf. über den freylich ganz im Dunkeln liegenden, Ursprung des Bisthums Chur, welches eines der ältesten in Deutschland ausmacht, und schon zu Anfang des fünften Jahrhunderts seinen Anfang genommen hatte. Man glaubt zwar, dass der heilige Lucius, den der Vf., nicht wie andere Geschichtschreiber, für einen Britannier, sondern für einen gebornen Italiener hält, im zweyten Jahrhundert, in Rhätien das Evangelium geprediget und den ersten Grund zu diesem Bisthum geleget haben soll, die Beweise hierzu fehlen aber ganz. Mit ungleich grösserer Zuverlässigkeit kann man den Anfang desselben in die Mitte des fünften Jahrhunderts setzen, wo das Daseyn der Kirche zu Chur diplomatisch zu erweisen ist. Damals stand sie unter dem Erzbisthum Mayland, und diese Verfassung dauerte bis in das Jahr 843, wo Rhätien, durch den bekannten Theilungsvertrag zu Verdun, zu Deutschland geschlagen wurde. Bey dieser Gelegenheit wurde nun das Bisthum Chur von Mayland abgerissen und dem Erzstifte Maynz unterworfen. Die *fünfte* Dissertation hat die Ueberschrift: *Episcopatus Curiensis termini ac Partes.* Zuförderst giebt der Vf. eine kurze Uebersicht der ältesten Grenzen, widerleget die Angabe, dass Veltelin und Cleven zu diesem Bisthum gehörig gewesen, und gehet sodann zur Bestimmung des heutigen Umfangs desselben und zur gegenwärtigen Eintheilung in Ruralcapitel über. Schon im neunten Jahrhundert umfasste es 230 Kirchen. Diese Zahl hatte sich aber in der Folge um ein merkliches vermindert; denn in einem Verzeichnisse vom J. 1486, nach welchem das Bisthum in acht Decanate eingetheilet war, sind nur 179 Parochialkirchen angegeben. — Dermalen bestehet der bischöfliche Sprengel aus sechs Kapiteln, die hier mit allen, einem jeden derselben untergeordneten, Pfarreyen namhaft gemacht werden.

Auf diese allgemeine, zur Vorkenntniss des alten Zustandes dieses Bezirks abzweckende, Einleitung, folget nun die eigentliche Geschichte des Bisthums Chur und der dahin gehörigen Klöster, in *drey Theilen*.

Pars I. *Annales episcoporum Curiensium.* Diese Jahrbücher sind nach den Jahrhunderten geordnet und nehmen mit dem fünften Seculo, wo der heilige *Asimo* zuerst in der bischöflichen Würde auftritt, ihren Anfang. Die Geschichte der von jener Zeit an vorkommenden Bischöfe, 86 an der Zahl, wird mit unverkennbarer Sorgfalt entwickelt und chronologisch untersucht. Besonders lesenswürdig sind die Begebenheiten, die sich hier unter dem Bischof Paul, vom J. 1503—1541, ereigneten, und über die zwinglische Reformationsgeschichte manches Licht verbreiten. Der zweyte Theil beschäftiget sich mit dem *statu ecclesiastico seculari* und zerfällt in drey Kapitel, von welchen das *Erste* die Cathedralkirche zu Chur beschreibt, die schon zu Zeiten des heiligen Lucii, mithin im zweyten Seculo erbauet worden seyn soll. Das *zweyte* und *dritte Kapitel* liefern etwas kurze Nachrichten von der 1219 vom Graf Heinrich *de Sacco* gestifteten Collegiatkirche *St. Victor* und von dem Johanniter Hospital zu Feldkirch. Der *dritte Theil* begreifet den *statum ecclesiasticum regularem* des Bisthums Chur und bestehet aus drey Sectionen. *In der ersten* werden die Schicksale der drey vorhandenen Mönchsklöster Benedictinerordens: *Dissentis* (*Desertinae*), Pfeffers (*Fabariae*), Marienberg oder *Monasterii montis S. Mariae in valle venusta*, ingleichen des Prämonstratenserklosters S. Lucii erzählet, und aus den beygefügten Urkunden gründlich erläutert. Die zweyte Sect. handelt von den Nonnenklöstern *Schönis*, *Catz* und *Münster*, die dritte hingegen beschreibet die *monasteria minora virorum et virginum*. Zu der ersten Klasse gehören, *Churwalden*, *St. Jacob*, *Schnals*, *St. Nicolaus*, *St. Victor*, *St. Joseph* und noch einige, im Sprengel des Bisthums gelegene, Capucinerklöster, von welchen man aber hier sehr wenige Nachrichten liefet. Hierauf folgt eine eben so kurze Beschreibung der Minoriten Nonnenklöster, *Frauenthal* (*Vallis dominarum seu Valdona*), *Altenstadt*, *St. Petri*, *Wesen*, *Gauen*, und einiger eingegangenen Nonnenklöster, die hier, bloss dem Namen nach angeführet werden. Den wichtigsten Theil des ganzen Werks macht ohne Zweifel der angehängte *Codex probationum* aus, welcher 161 Urkunden enthält, die hier, nur einige wenige ausgenommen, zum erstenmal im Druck erscheinen und mit historischen, genealogischen, geographischen und andern lehrreichen Anmerkungen erläutert worden sind. Sie fangen mit dem J. 670 an und endigen sich mit dem gegenwärtigen Jahrhundert, von welchem aber nur zwey Urkunden d. a. 1701 und 1787 mitgetheilt werden. Der Fleiss und die Mühe, die der Vf. auf diesen Theil der *Germania Sacra* verwendet, ist zu

nicht zu verkennen; wir hätten aber doch gewünschet, dass es ihm gefällig gewesen wäre, sich über die successive Ausbildung des Bisthums, über die Zu- und Abnahme seiner Lande, über die bischöfliche Gerichtsbarkeit und andere zur Landesverfassung gehörigen Gegenstände verbreitet, und dadurch diesem Werke, auch auf dieser Seite, etwas mehr Interesse gegeben haben möchte.

Erlangen, b. Hilpert: *Monument für meinen Vater.* Die Lebensbeschreibung *Johann Michael Georg's* weil. königl. preuss. Regierungsdirectors in Bayreuth, eines der vorzüglichsten Geschäftsmänner unserer Zeit aufgesetzt von *Friedr. Adam Georg* Dr. d. Phil. 1797. 52 u. 108 S. 4.

Einige kleine Flecken der Schreibart abgerechnet ist diese Biographie ganz den Foderungen gemäss gerathen, die der Vf. an sich selbst in der Vorbereitung mit aller Strenge gemacht hatte. Ueberall findet man einen scharfen Blick in Beobachtung und Darstellung des Wichtigen und Merkwürdigen. Alles, was auf die Bildung und Richtung des Geistes und Charakters Einfluss hat, oder was die eigenthümlichen Anlagen desselben charakterisirt, ist mit einer Sorgfalt gezeichnet, die diese Arbeit dem Psychologen und Menschenkenner sehr interessant macht. Freylich aber hat sie natürlich den grössten Werth für die Bayreuther und für die Freunde des Verstorbenen, die an seinem Wirken und Handeln den nächsten Antheil nahmen. Einige Lebensumstände werden vielleicht auch unsern Lesern nicht unwillkommen seyn.

Johann Michael Georg wurde 1740 d. 30. Sept. zu Bischoffgrün am Fichtelberge geboren. Seine Aeltern waren arm, aber rechtschaffen, hart und strenge in der Erziehung. Er zeigte sehr früh eine ungewöhnliche Lebhaftigkeit; in den Spielen mit andern gab er den Ton an, und brachte mancherley Abwechselung und Neuheit in dieselben. Eine Lieblingsneigung war der Vogelfang, die er bey seiner Tagarbeit, dem Hüten des Viehs, leicht befriedigen konnte. Sie nahm aber eine ganz andere Richtung als bey gewöhnlichen Knaben. Er verfertigte sich schriftliche Verzeichnisse von den gefundenen Nestern und gefangenen Vögeln, nach einer bestimmten Ordnung in verschiedenen Columnen, erst die Benennung der Vögel; dann die Orte und Bäume, und die Höhen und Tiefen, da sie nisten; sodann woraus sie ihre Nester bauen, wie viel sie Eier legen, und endlich die Tage, an denen er das alles so fand. In seinem 12 Jahre ward ihm der Kreis seiner Lebensart zu enge; seine gewöhnlichen Beschäftigungen und Vergnügungen konnten seinen Trieb nach Thätigkeit nicht mehr ausfüllen; er wollte ein Mann werden wie der Prediger des Orts; nicht allein die Ehre, sondern die Geschäfte des Hn. Pfarrers waren vorzüglich der Beweggrund zu diesem Entschlusse. Ungeachtet die Armuth der Aeltern, die ihren Kindern nicht einmal genug Brod schaffen konnten, unübersteigbare Hindernisse der Ausführung entgegensetzte, liess sich doch sein Vorsatz durch nichts abschrecken. 1754 kam er nach Gefräs zu dem Pfarrer, wo er nothdürftigen Unterricht erhielt, aber immer noch das Vieh seines Lehrers hüten und brav hungern musste. In der Latinität und im Rechnen (von beiden hatte ihm seine Mutter die ersten Elemente gelernt) wandte er erstaunlichen Fleiss an, und er erhob sich in dem letzten durch die Kraft seines Kopfes bald über das Mechanische. 1756 kam er nach Hof zum Rector *Longolius*, wo er sich durch Fleiss und Pünktlichkeit auszeichnete; und nach anderthalb Jahren schon in die zweyte Ordnung kam. Allein seine grosse Armuth, da er nichts als Brod zu essen, und doch 5 Thlr. Schulden hatte, brachte ihn zur Verzweiflung; er liess sich bey einem durchmarschierenden Preuss. Husarenregimente anwerben, und bezahlte von dem geringen Handgelde seine Schulden, desertirte aber bald wieder, wobey er durch Klugheit und Entschlossenheit die grösten Gefahren überwand. 1759 kam er wieder zu seinen Aeltern, und vermehrte ihr eignes Elend; ohne alle Mittel, seinen Durst nach Kenntnissen zu befriedigen, sah er sich wieder auf demselben Punkt als fünf Jahre vorher. Als er in eben dem Jahre bey dem Kammerrath Müller in demselben Flecken Schichtmeister oder Aufseher über dessen Hammerwerke, Felder, Wälder, und alle seine Arbeiter wurde, in welchem Posten er sich einen Schatz von ökonomischen und technologischen Kenntnissen sammelte, und durch treue Erfüllung seiner Pflichten die Achtung des Herrn und die Liebe der Untergebenen erwarb, erwachte auf einmal mitten unter seinen ermüdenden Arbeiten, auf Veranlassung einer zärtlichen Neigung, die er gegen die Tochter des Herrn, und sie gegen ihn hegte, ohne dass sie es einander gestanden, die alte Neigung zum Studiren mit solcher unwiderstehlichen Gewalt, dass er den Abend und den grössten Theil der Nacht dazu anwandte, bey dem Prediger *Weiss* und durch Privatfleiss das Vergessene wieder zu lernen, und sich zur Universität vorzubereiten. 1763 gieng er wirklich nach Erlangen, studirte Theologie, aber mit vorzüglicher Neigung Mathematik und Philosophie. Die Geschichte seines akademischen Lebens ist sehr interessant, und sein ausharrender Muth, der im unaufhörlichen Kampfe mit dem Schicksal und der härtesten Dürftigkeit nicht erschüttert wurde, sein Eifer und Fleiss, der kaum einige Stunden des Schlafs sich erlaubte, seine ausserordentliche Energie im Selbstdenken, alles dieses verdient Bewunderung. 1765 gieng er nach Leipzig, und im September desselben Jahres nach Jena. Auf diesen drey Universitäten hatte er Vorlesungen über alle Theile der Gelehrsamkeit gehört, ohne für eine Wissenschaft, die Mathematik ausgenommen, eine entscheidende Vorliebe zu äussern. Endlich war er so glücklich, den 23 Sept. 1766 die Magisterwürde in Erlangen zu erhalten; 1768 wurde er Lehrer der Mathematik am Gymnasium zu Bayreuth. Da sein Gehalt sehr kümmerlich war, studirte er für sich, um sich neue Quellen des Erwerbs zu öffnen, die Jurisprudenz, wurde 1771 Regierungsad-

vocat und 1781 Beysitzer des Hofgerichts, durch dessen Geschichte er sich vorher rühmlichst bekannt gemacht hatte; und so stieg er von einer Stelle zur andern, bis er 1795 zum Director des zweyten Regierungssenats in Bayreuth ernannt wurde, aber schon 1796 14. Jun. starb. Die Thätigkeit, mit welcher er auf allen seinen Posten arbeitete, ist bewundernswerth. Als er 1783 in das Regierungscollegium kam, scheute er keine Arbeit, keine Kosten, sich die genaueste Kenntniss von den Rechten und Rechtsstreitigkeiten des Fürstenthums zu verschaffen; er schrieb darüber innerhalb 10 Jahren mehr als 60 Foliobände. Die Regierung hat diese wichtigen Manuscripte der Familie abgenommen, ohne nur die darauf gewandten Abschreibekosten zu ersetzen; eine Ehrenbezeugung für den Vf., von der nur zu wünschen wäre, dass sie den Grundsätzen der Gerechtigkeit angemessener wäre. Das Verzeichniss seiner Schriften, von denen ausser seiner *Dissertat. inaugur. de actionibus*, Geschichte des Hofgerichts zu Bayreuth und einigen kleinern Abhandlung nichts gedruckt ist, ist sehr ansehnlich und füllt beynahe einen halben Bogen. Fast alle Theile der Mathematik und der Wirthschaft, hat er systematisch behandelt; auch kommt S. 106 ein Sorbenwendisches Lexicon, Grammatik und Mythologie vor. Von seinem Nachlasse wird der Vf. künftige Ostermesse den Entwurf der Jagdwissenschaft herausgeben. Der Vf. schildert seinen Charakter in folgenden Zügen: „einen rauhen, strengen Mann voll Heftigkeit, durchglüht der Trieb nach Rechtschaffenheit und der Eifer für Reinheit der Sitten. Sein Stolz gründet sich auf die offenbare Ueberlegenheit an Einsichten und Talenten. Er arbeitet *unaufhörlich*, *selbstthätig*, nie anders, als in der Form und nach dem Gang des Systems, nach tief erwogenen Plänen für Recht, für das gemeine Wohl, für seine Familie und *nur dadurch* für sich.“ „Ich hinterlasse, sagte er einst zu seinem Sohn, dir wenig, aber mehr als ich hatte, und du musst nur bedenken, kein Pfennig davon ist ungerechtes Gut. Sieh das Wenige für das an, was der beste Wille, und die ausgebildete Vernunft erworben haben. Es ist selten mein Sohn! dass die Vernunft und das rechtschaffene Herz belohnt werden, mir dünkt aber, es sey nothwendig, den Erwerb durch sie, wenn er eintritt, und das Erworbene heilig zu halten.“ — Ein sauberes Bildniss des Verstorbenen, gezeichnet von *Kreul* und gestochen von *Lips*, zieret diese Schrift.

KLEINE SCHRIFTEN.

ARZNEYGELAHRTHEIT. *Heilbronn*, Verlag der Brownischen Schriften: *Regulativ zur bessern Heilart der Krankheiten überhaupt, besonders der Nervenfieber. Für die K. K. Feldärzte in Italien. Nebst einer Kritik dieses Regulativs, von einem K. K. Feldarzt in Italien*, 1796. 45 S. 8. (4 gr.) Die ungewöhnlich starke und unverhältnissmässige Sterblichkeit bey einigen östreichischen Regimentern in Italien hat veranlasst, dass sich auf höhern Befehl die substituirte Feldärztliche Direction mit der Josephsakademie vereinigt hat, um durch ein allgemeines Regulativ die Feldärzte in Italien sowohl auf die gemeinsamen Ursachen der Krankheit, als auf den gemeinsamen Charakter derselben aufmerksam zu machen und dadurch eine gleichförmigere Behandlung zu bewirken. Die grössre Sterblichkeit wird in diesem allerdings merkwürdigen Regulativ dem Missbrauche der ausleerenden Methode zugeschrieben und deshalb, nach Erinnerung an die vielen schwächenden Ursachen, denen der Soldat unterworfen ist, eine reizende und stärkende Methode empfohlen. Jene Spitäler kennt Rec. nicht, bemerkte aber in mehrern andern eher einen Missbrauch der letztern Methode, besonders als man in der Herbstzeit immer Spitalfieber erwartete, und sah bey dieser Behandlung Petechien, Meteorismus etc. sehr häufig und bey einer gelinde ausführenden oder gelinde diaphoretischen sehr selten, so dass er diesen hätte anrathen mögen, *weniger* stärkend zu verfahren. In den italeinischen Lazarethen und bey dem dermaligen Krankheitsschema mag es anders und so der umgekehrte Rath nöthig gewesen seyn, aber die Art, wie man ihn hier ertheilt, war sicher nicht zweckmäsig. Statt nur auf die vielen schwächenden Ursachen aufmerksam zu machen, und den doch zum Theil erfahrnen Aerzten die Beherzigung zu überlassen, zeichnet man ihnen auch die Mittel vor, mit welchen sie die Kranken heilen sollen, und nach einem neuen Systeme oder auch nur mit neuen Worten (Brown's directe und indirecte Schwäche, Schwächestand, aufliegende Reize etc.). So lange als man mit der bisherigen Leidenschaft für und wider das brownische System streitet, war es nicht weise, es in diesem Regulativ, wenn auch nur stillschweigend, zur Basis anzunehmen und die Anhänger und Widersacher durch diesen bedeutenden Schritt noch hitziger und blinder zu machen, zumal da man den wirklich nützlichen Rath ganz geben konnte, ohne diese Basis, weil doch auch schon vor diesem Systeme hie und da schon genug über den Missbrauch der ausleerenden Mittel und die Trüglichkeit der gastrischen Zeichen gesprochen ist. Obenein enthält die hier specificirte Heilmethode viel Schwankendes, z. B. Essig mit Wasser ist zuerst als ein schwächendes Mittel verworfen, und steht nachher unte den mäsigen Stärkungsmitteln; als ein solches werden Fleischbrühen empfohlen, vor welchen die Kranken oft unüberwindlichen Eckel haben; Hofmanns Liquor steht unter den vertheilbaren Erweckungsmitteln, und nachher unter den mehr permanent wirkenden das *acid. vitrioli dulcificatum*; der Wein unter den permanent wirkenden. — Von der Seite der Gegner sehen wir hier schon den Erfolg. Das Regulativ ist von einem Feldarzte herausgegeben und mit einem Briefe begleitet, der zwar richtige Bemerkungen enthält, aber auch viel bittre Heftigkeit gegen den Zwang und gegen das neue System auch gehässige anonymische Insinuationen gegen Collegen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 28. Junius 1797.

NATURGESCHICHTE.

Cambridge, gedr. b. Burges, Universitätsbuchdrucker: *A System of comparative anatomy and physiology* by B. Harwood M. D. F. R. S. and F. S. A. professor of anatomy in the university of Cambridge etc. Vol. I. Nr. 1. 1796. 72 S. 4. mai mit 15 Kupfertafeln.

Bey den vielen schätzbaren Bemerkungen, welche in der letzten Hälfte unseres, für alle Wissenschaften so fruchtreichen, Jahrhunderts, in der Kenntniss des inneren Baues der Thiere, den Resultaten der älteren, um Thierzergliederung so sehr verdienten, Zergliederer hinzugefügt sind, war es schon längst des Rec. Wunsch, dass ein, mit den dazu gehörigen gelehrten und praktischen Kenntnissen ausgerüsteter Kopf es unternehmen möchte, eine vollständige, systematische Darstellung des inneren Baues der verschiedenen Thiere aus allen Classen zu liefern, welche gewiss in physiologischer Hinsicht äusserst interessant seyn müsste. Unser Vf. hat in dem vorliegenden Werke etwas ähnliches geleistet, welches in der ersten Nummer eine Abhandlung über das Geruchswerkzeug aller Thierklassen, die Insecten und Würmer ausgenommen, enthält. Was demselben an Bekanntschaft mit manchen deutschen und anderen Schriftstellern hie und da abgeht, das hat er oft durch eigene Beobachtungen und Ansichten, (obgleich nicht in allen Fällen,) ersetzt, so dass man den Selbstdenker vortheilhaft durchblicken sieht und beynahe zweifelhaft wird, ob man tiefere Gelehrsamkeit, oder eigene Erfahrungen vorziehen solle. Der Vf. hätte aber, nach des Rec. Meynung, wenn er jene besitzt und sie hätte anwenden wollen, das Werk noch anziehender machen können, und würde vielleicht auf manche andere Idee geführt worden seyn. Wir wollen ihm indessen für das, was er geleistet hat, danken. Dem deutschen Fleisse bliebe es nun aufgehoben, das Werk noch auf verschiedene Art zu bereichern, und wir wünschen, dass der Uebersetzer, welcher es schon unsern Landsleuten in dem Intell. Bl. d. A. L. Z., angekündiget hat, ihm diesen Dienst erzeigen möge.

Der Vf. klagt in der Einleitung, dass die schönste Belohnung, welche man sich von der fleissigen Untersuchung des Gehirnes der Thiere versprochen habe, nämlich jedem Theile des Gehirnes einen besonderen Nutzen in Rücksicht der verschiedenen Seelenkräfte zuzuschreiben, oder nur überhaupt die Art der Wirkungen des Gehirnes bey der Ausübung der Seelenkräfte zu bestimmen, bisher völlig unerfüllt geblieben seyen. Die Leser können also über diesen Punkt keine Aufklärung erwarten. Bey den Sinneswerkzeugen lassen sich hingegen meistens die Theile des Gehirns angeben, mit welchen ihre Nerven genau zusammenhängen. Im zweyten Abschnitte handelt der Vf. kurz vom Gehirne und den Sinnesorganen im allgemeinen. Das Gehirn sey nicht allen Thieren eigen, bey den sogenannten unvollkommenen Thieren bestehe die ganze Animalität in Bewegung und dem Sinne des Gefühls, welchen sie nicht einmal in sehr vollkommenem Grade haben. Die Gehirnhölen scheinen dem Vf. wesentlich nothwendig zur Vollständigkeit dieses Organs, da sie bey allen Thieren gefunden werden. Der Unterschied des thierischen Gehirns von dem menschlichen liege nicht allein in der verhältnissmäsigen Grösse, sondern auch in der Form und Festigkeit, das menschliche sey weniger fest als bey den vierfüsigen Thieren. Es bestätige sich nicht, dass die Thiere, welche Hörner tragen, auch allemal ein stärkeres knöchernes *tentorium* haben, als andere; so sey dies bey dem Rehe weit schwächer und weniger ausgebreitet als bey dem Hunde oder Pferde; welches sich umgekehrt verhalten müsste, wenn der angebliche Nutzen gegründet sey, dass es nämlich dazu diene, um Erschütterung des Gehirns zu verhüten. Rec. fand bey dem Rehe gar kein knöchernes *tentorium*. Das Gehirn der Fische zeichne sich vorzüglich durch viele und deutliche Abtheilungen aus; überdem sey es von einer mehr oder minder dichten Flüssigkeit umgeben, welche von Saugadern, die *Monro* beschrieben und abgebildet hat, aufgesaugt werde. Das Gehirn erhalte eine grosse Menge Blut, welche einige Zergliederer verleitet habe, es für ein absonderndes Organ, und die Nerven für Ausführungsgänge zu halten. Es sey noch immer nicht befriedigend erklärt, warum so viel Blut zum Gehirne gehe; über einen gewissen Grad aber werde Vermehrung und Verminderung der Blutmasse desselben sehr leicht schädlich; da nun bey wiederkäuenden Thieren die horizontale Lage den Andrang des Blutes zum Kopfe sehr begünstige, so lange das Thier sein Futter vorzüglich von dem Boden suche; so haben sie deswegen das *rete mirabile* erhalten. Die etwa durch das Pulsiren der Schlagadern an anderen Theilen des Körpers entstehenden zeitlangen Verstopfungen der venosen Gefäse seyen im Gehirne durch die straffe Ausspannung der *sinus durae matris* verhütet. Die Sinnesnerven seyen desto gröser, je schärfer der Sinn sey, zu dem sie gehören, und haben in dieser Rücksicht wenig oder gar keinen

Bezug auf die Grösse des Gehirns und des Thieres selbst. Ganz mit der letzteren im Verhältnisse stehen aber die Nerven des Rückenmarkes.

Der dritte Abschnitt enthält Bemerkungen über das erste Nervenpaar. Der Hauptunterschied in der Vertheilung desselben sey der, dass bey Menschen und vierfüssigen Thieren dieselben schon in der Schädelhöhle in viele Zweige getheilt werden, und durch zahlreiche Knochenöffnungen herausgehen, bey Vögeln und Fischen hingegen der Stamm durch eine Oeffnung in die Nase gehe und dann erst getheilt werde. Die Grösse sey bey den fleischfressenden Thieren beträchtlicher als bey pflanzenfressenden. Die Fische nähren sich alle von thierischer Substanz und haben auffallend grosse Geruchsnerven. Im vierten Abschnitte von der menschlichen Nase bemühet sich der Vf. zu zeigen, dass das Geruchsnervenpaar nur auf der inneren Fläche der eigentlich sogenannten inneren Nase verbreitet sey, nicht aber auch in die mit ihr in Verbindung stehenden Hölen dringe. Denn 1) seyen die Zweige des Nerven nur bis dahin von den Anatomen verfolgt (dies würde wohl an und für sich noch nichts beweisen) 2) wenn die äusseren Nasenlöcher verstopft seyen, so empfinden wir nur wenig oder gar keinen Geruch, obgleich der Zugang durch die hinteren oder inneren Nasenlöcher frey sey. Daher sey es wahrscheinlich, dass der Geruch nur dann entstehe, wenn die Riechtheilchen in einem Strome durch die Nase kommen, nicht durch blosse Berührung; in den Hölen könne aber ein solcher durchziehender Luftstrom nicht statt finden. Rec. hält es doch für wahrscheinlicher, dass bey dem Einathmen mit verstopften Nasenlöchern fast gar keine Luft in die Nase, sondern sogleich durch den Mund in die Luftröhre komme. 3) Bey einem widernatürlichen Reize der Nase könne das darauf erfolgende Niesen durch Druck auf die Nasenflügel gehemmt werden. Dieser Druck erstrecke sich nur auf die innere Nase, nicht auf die Hölen. 4) Die besondere Structur der Riechhaut sey in den Hölen nicht zu bemerken. Im fünften Abschnitt von den Riechbeinen (*olfactory bones*) und der Nase der pflanzenfressenden Thiere, bemerkt der Vf.; dass nur diese Thiere eigentliche *ossa turbinata* haben. Er versteht daher unter dem allgemeinen Namen *olfactory bones*, die dünnen Knochen, welche von andern ohne Unterschied *ossa turbinata*, *spongiosa* oder *conchae*, genannt werden; und unterscheidet diese unter nämlichen Beywörtern nach der verschiedenen Gestalt. Die Schweine nähren sich in dem Baue dieser Knochen sehr dem Menschen, und haben nur wenige Windungen. Bey Pferden sey das obere *os turbinatum* das grösste. Bey diesen und den Schaafen, Rehen, Ziegen u. a. seyen zwischen den Windungen Querwände von dünnen Knochenplatten; auch seyen die Oberflächen durchlöchert, am feinsten bey den Rehen. So viel der Vf. an einem Elephantenschädel urtheilen konnte, wo zwar der Zusammenhang der Theile ihn hinderte, diese Knochen recht genau zu sehen, waren sie verhältnissmässig klein. Auch die Seitentheile des Siebbeins seyen verschieden; bey Schweinen und Pferden mehr ästig, bey den übrigen mehr gewunden, wie die *ossa turbinata* selbst. Die Grösse, der vorderen Gaumenlöcher scheine eine enge Gemeinschaft zwischen dem Geruche und Geschmacke anzuzeigen. Im sechsten Abschnitt von der Nase der fleischfressenden Thiere zeigt der Vf., dass die Riechbeine hier eine mehr ästige Gestalt haben, welche bey einigen, vorzüglich bey Seehunden, sehr auffallend sey (diese könnten vielleicht *ossa spongiosa* heissen). Erstaunlich gross ist der Raum, welchen die Riechhaut durch diese zahlreichen Knochenblättchen gewinnt; der Vf. giebt ihn nach einer sehr mässigen Berechnung bey Seehunden auf 120 Quadr. Zoll an; diese Zahl doppelt macht für beide Nasenseiten zusammen 240 Q. Z. Dagegen sind die Hölen, welche mit der Nase in Verbindung stehen verhältnissmässig sehr klein; die Stirnhölen z. B. bey Seehunden kaum bemerkbar; (wenn Schleimabsonderung mit ein vorzüglicher Nutzen dieser Nebenhölen ist, wie es auch der Vf. glaubt, so bleibt es doch auffallend, dass sie gerade bey diesen Thieren kleiner sind, welche doch mehr Feuchtigkeit bey der grösseren Fläche der inneren Nasentheile nöthig haben). Von den Geruchsorganen der Vögel merkt der Vf. im siebenten Abschnitt an, dass sie im ganzen viel ähnliches mit denen der vierfüssigen Thiere haben. Die Geruchsnerven seyen sehr weich. Bey allen Vögeln finden sich in der Nase entweder gewundene *Häute oder* Knorpel, daher lasse sich bey ihnen *der schärfere* oder schwächere Geruch nicht aus dem verschiedenen Baue der Organe, sondern nur aus der Menge des Nervenmarkes herleiten; doch sagt der Vf. gleich darauf, dass in der Grösse der Geruchsnerven selbst wenig Unterschied bey allen Vögeln sey. Besonders merkwürdig seyen aber ein Paar andere Nerven, die in körnerfressenden Vögeln dem *ram. nasalis* des fünften Paares bey Menschen analog seyen. Sie verbreiten sich auf dem Oberschnabel und sind bey Enten und anderen Vögeln, welche eine gemischte Diät führen, sehr gross. An der Spitze des Schnabels verbreiten sie sich vorzüglich, und hier sind ihre feinen Enden von einem nagelartigen hornähnlichen Ueberzuge bedeckt und geschützt. Der Vf. glaubt, dass die Zweige des Geruchsnerven sich mit den Zweigen dieses Hülfsnerven (*auxiliary nerve*), wie er ihn nennt, vermischen, und dass dieser vielleicht auch das Geschäft des Riechens mit verrichten könne. Bey fleischfressenden Thieren finden auch grössere Zellen in der Nase statt. Im achten Abschnitt handelt der Vf. vom Geruchsorgane der Fische. Sie haben keine Nebenhölen, weil diese im Wasser weder zur Fortpflanzung des Schalles, dienen können, noch zur Absonderung eines schlüpfrigmachenden Schleimes nöthig seyen. Die Geruchsnerven seyen bey ihnen sehr fest; die Entfernung des Gehirns von dem Ausgange der Geruchsnerven sehr verschieden. Die Riechhaut in ihrer Zusammenfaltung und Befestigung verschieden, ihre Farbe schwärzlich. Bey dem Hechte bemerke man die Theilung des Geruchsnerven in sehr feine Fä-

welche gleichlaufend sind, noch ehe er die Riechhaut erreicht habe; auf derselben geschehe die Ausbreitung aber stralenförmig. Der neunte Abschnitt handelt von dem Geruchsorgane der Schildkröte, als dem einzigen Beyspiele, welches der Vf. von den Amphibien anführt. Auch hier die Riechhaut schwarz, das Geruchsnervenpaar von beträchtlicher Grösse. Von der Nasenscheidewand und von den Knorpeln, womit die innere Nasenfläche bekleidet ist, kommen verschiedene Fortsätze, welche zur Ausspannung der Riechhaut, und zum Aufhalten der riechbaren Theilchen dienen. Der Vf. giebt einige dieser Fortsätze genauer an; auch hier eine weite Oeffnung an jeder Seite, durch welche Nase und Mund Gemeinschaft haben. Der Vf. verweist auf eine Kupfertafel in *Monros* Anatom. der Fische. Rec. fand bey Fröschen auch eine beträchtlich dicke Scheidewand in der Nasenhöle; die Riechhaut bey dem gewöhnlichen Landfrosche auch schwärzlich, doch nur dicht punktirt mit weissen Zwischenräumen, die Riechknorpel sehr einfach, das Geruchsnervenpaar aber von sehr beträchtlicher Grösse und die vorderen Gehirnlappen, von denen jene entstehen, hohl, so dass bey einem Queerdurchschnitte eine halbmondförmige sehr schmale Oeffnung erscheint.

Nach diesen allgemeinen Beschreibungen der Structur des Geruchsorgans in den verschiedenen Thierklassen, folgen in sechs andern Abschnitten Anmerkungen und Beobachtungen über dieses Organ nach den verschiedenen Klassen. Der Mensch habe unter allen das schwächste Geruchsorgan, seine Nase sey verhältnissmässig klein, die Muschelbeine wenig gewunden; nähme die Nase einen grösseren Raum ein, so würde die sphärische Form des Kopfes und die Stirne sehr leiden. Der Mensch gleiche dem innern Baue der Nase nach den pflanzenfressenden Thieren, unterscheide frische Pflanzengerüche weit besser als thierische Gerüche, gekochte oder durch Feuer überhaupt behandelte Pflanzen nicht so gut, dagegen durch die Küche zubereitetes Fleisch besser als rohes; das letztere sey ihm sogar unangenehm. Daher lasse sich vermuthen, dass der Mensch eigentlich mehr zu Pflanzennahrung geschaffen sey. Fleischfressende Thiere werden von Pflanzengerüchen nicht afficirt, und finden nur dann etwas behagliches darin, wenn sie mit thierischen Gerüchen Aehnlichkeit haben. So sey den Hunden der Geruch der *Stapelia hirsuta* und des *Phallus impudicus* und anderer ekelhaft riechenden Pflanzen angenehm. Denn sie sind eigentlich fleischfressend und nur durch langen Umgang mit Menschen ausgeartet. Die Katzen fressen von allen Vegetabilien nur den gekochten Spargel ohne natürlichen Widerwillen, weil dieser etwas thierisches im Geruche habe. Zuweilen sey auch der Geschlechtstrieb die Ursache des Behagens an Pflanzengerüchen, wenn sie nämlich dem Urine der Thiere in gewissen Perioden gleichen. Daher die bey den Katzen durch Baldrian, Katzenkraut u. a. bewirkte Geilheit. Sonderbar sey es, dass die männlichen Katzen von diesen Gerüchen weit mehr angelockt werden als die weiblichen: unter vierzehn, durch Baldrian in eine Falle gelockten Katzen war nur eine einzige weibliche. Auf der andern Seite sey der Abscheu der pflanzenfressenden Thiere gegen Fleischnahrung, ja selbst gegen den blossen Geruch derselben, noch unüberwindlicher. Davon finde sich das merkwürdigste Beyspiel an den Rehen, welche dadurch selbst zu einer Grausamkeit gegen ihr eigenes Geschlecht gebracht werden, indem sie wegen des ihnen unausstehlichen Blutgeruchs ein verwundetes Mitglied ihrer Heerde durchaus nicht länger dulden. Der Abscheu der Pferde gegen alle thierische Speise ist bekannt; sie sterben fast lieber den Hungertod, als dass sie mit Fett bestrichene Pflanzennahrung genössen; doch brachte es ein Geflügelverkäufer in London dahin, dass sein Pferd die Eingeweide von Hühnern frass, welche er ihm im Anfange gewaltsam eingepfropft und nachher bey äusserstem Hunger zur Nahrung vorgesetzt hatte. Auch die Ziegen sind bekanntlich sehr vorsichtig in der Wahl ihrer Nahrung; sie fressen nichts worauf man gehaucht hat, und unterscheiden selbst getrocknete Pflanzen sehr genau, dahingegen Pferde auch Pflanzen, die ihnen schädlich sind, geniessen, wenn sie ihnen getrocknet vorgelegt werden. Der Vf. theilt alle vierfüssigen Thiere in zwey grosse Hauptstämme, nämlich: solche, die ästig gestaltete Riechbeine und Siebbeine haben, diese sind fleischfressend und der Seehund und Fischotter vorzüglich auffallende Beyspiele dieser Bildung, dann solche, die gewundene Riechbeine haben und auch in den Seitentheilen der Siebbeine sich dieser Gestalt mehr oder weniger nähern, dahin gehören alle pflanzenfressende Thiere, unter welchen die mit feindurchlöcherten Riechbeinen den schärfsten Geruch zu haben scheinen. Bey den Thieren, welche sich bey Aufsuchung ihrer Nahrung nicht auf ihre Augen verlassen können, seyen wie bey den Enten u. a. unter den Vögeln an jeder Seite des Oberkiefers eine Menge von Nerven verbreitet, welche ein äusserst feines Gefühl bewirken, so z. B. bey den Schweinen, die mit dem Rüssel im Kothe wühlen, bey Maulwürfen u. a. (Rec. bemerkte diese Nerven auch sehr deutlich bey Igeln.)

Bey den Vögeln liegt der Unterschied der Schärfe des Geruchs nicht sowohl in der Mannichfaltigkeit des innern Baues der Nase, als in der Menge des Nervenmarks und in den Hülfsnerven. Da diese bey den körnerfressenden Vögeln so klein seyen, so können diese auch sehr leicht einen Fehlgriff thun. Das Beyspiel, welches der Vf. von einigen Hühnern anführt, welche statt des Breyes von Gerstenmehl und Wasser, womit sie gewöhnlich gefüttert wurden, über einen Topf mit weisser Farbe gerathen und davon gestorben waren, hat Rec. auch mehr als einmal erlebt. Die fleischfressenden Vögel haben einen sehr scharfen Geruch, so dass *Derham* in seiner *Physicotheology* sogar der Meynung ist, dass Raben schon Leichengeruch wittern können, wenn die Körper noch nicht einmal völlig todt seyen, und dass Raben und Eulen deswegen von jeher für Vögel schlimmer

Vorbedeutung gehalten seyen. Mehrere interessante Bemerkungen übergeht Rec., um nicht zu weitläuftig zu werden, und begnügt sich nur noch ein paar Worte von den schönen Kupfern zu sagen. Die merkwürdigsten derselben sind: Nr. 1. Die Riechbeine in Verbindung mit den nächsten Knochen des Seehundes von vorne. Nr. 5. Queerdurchschnitt eines Elephantenrüssels, um die vielen Bündel von Muskelfasern zu zeigen. Nr. 6. Siebbein des Elephanten in der Verbindung. Nr. 8. Hülfsnerven am Oberschnabel der Ente. Nr. 12. *Rete mirabile* eines Schaafes. Nr. 15. Elephantenschädel von vorn, die Zellen um die Nase bloss gelegt. Andere Kupfertafeln enthalten Profilabschnitte von Schädeln mehrerer Thiere, Gehirn und Nerven von platten und andern Fischen u. s. w. Das Ganze ist mit der gewöhnlichen typographischen Schönheit der Engländer vollendet. Rec. wünscht die baldmöglichste Vollendung dieses interessanten Werks, welches in zehn Nummern auf Subscription erscheint und zwey Bände ausmachen wird.

SCHÖNE KÜNSTE.

Weissenfels und Leipzig, b. Severin: *Aurelie von Waldenborn*, oder, der *Bund der Edlen von Berghamo*, 1797. 354 S. 8. (1 Rthlr.)

In der einen Hälfte dieses Romans wird unter der Regierung eines jungen, unerfahrnen, und schlecht erzognen Prinzen, den man durch unaufhörliche sinnliche Ergötzungen zerstreut, und dem man das Elend des Landes verheimlicht, durch die Ränke eines Ministers und einer Maitresse eine Grausamkeit, eine Ungerechtigkeit nach der andern ausgeübt, werden alle Bemühungen, das Land zu erretten, ausgespürt und vereitelt, alle redliche und würdige Männer verfolgt, entfernt, und unterdrückt. Vornämlich werden gegen einen gewissen Biedermann *Adelin* die schrecklichsten Komplote gemacht, und der Minister und seine Anhänger ruhen nicht eher, als bis dieser Patriot entsetzt, verjagt, zum Bettler gemacht, und endlich gar hingerichtet ist; ja, seine ganze Familie wird, bis auf eine Tochter, von der man hernach weiter nichts erfährt, aufgerieben. Mit dem Tode aber eines gewissen Menschenfeindes, *von Waldenborn*, der sich aus persönlichem Hass zu einem Hauptwerkzeuge bey *Adelin's* Verfolgung brauchen liess, und der es sterbend bereut, ändert sich die ganze Szene. Seine Tochter *Aurelie*, die heimlich *Adelin's*, auch mit hingerichteten, Sohn geliebt hatte, wird nun die Hauptperson, und wendet alles an, die Verfolger von *Adelin's* Familie zu stürzen, dem Fürst die Augen zu öffnen, und das Elend seiner Unterthanen zu enden. Für ein Mädchen wäre dies ein gigantisches Unternehmen, aber ein Geheimderath, der sich aus Missvergnügen den öffentlichen Geschäften entzogen, unterstützt sie mit seinem Rath, und, weil die geheimen Gesellschaften doch jetzt zu den herrschenden Moden in den Romanen gehören, so wird sie feyerlich in einen *Bund der Edeln*, die insgeheim an einer, dem Lande heilsamen, Revolution arbeiten, aufgenommen. So wie in der ersten Hälfte des Romans dem Minister alles gelingt, so sind nun *Aureliens* sonst so verschmitzte Gegner wie mit Blindheit geschlagen. Es wird so angelegt, dass sich der Fürst in *Aurelien* verliebt, und im Umgang mit ihm macht sie ihn allmählig auf seine bisherigen Leiter aufmerksam. Sie sucht ihn auch vom Hang zur Wollust zu heilen, aber vergebens, und so ist es dann ganz unwahrscheinlich, dass ein Fürst, wie dieser, so lange vergeblich nach Genuss bey ihr geschmachtet haben sollte, als hier angenommen wird. Erst S. 292. kapitulirt sie mit ihm, und verspricht sich zu ergeben, wenn er den Minister abdanke, und künftig besser regiere. S. 297. giebt sie sich nun ganz hin, und folgende Beschreibung zeigt, dass sie wohl vom Anfang an keine bloss platonische Liebhaberin war: „Sie schlang ihre schönen Arme um seinen Na„cken, ihre Lippen brannten von liebevoller Glut „auf den seinigen, und schöne Gefühle eines beglück„ten Gefühle kämpften wollüstig seinen Kummer nie„der; er sank berauscht in ihren Armen in ein Meer „von überirrdischer Wonne, dessen Wogen über ihm „zusammenschlugen, und ihn an das gegenseitige Ge„stade des Himmels zu tragen schienen." *Sie ist also* nun erklärte Maitresse, stiftet aber nun eben so viel Gutes, als die vorige Böses, und beredet endlich den Fürsten gar, sich mit einer Fürstentochter zu vermählen, worauf sie sich in die Einsamkeit zurückzieht. Weitschweifiger, und, wie obige Probe zeigt, oft sehr aufgedunsener Stil macht diesen Roman, so gut sein Endzweck ist, zu einer beschwerlichen Lektüre.

Leipzig, b. Grieshammer: *Neueste Novellenlese*, belehrend und vergnügend, erstes Bändchen. 1796. 168 S. 8. (12 gr.)

Die sechs Erzählungen dieser Sammlung: *Der edelste Mann; die Versöhnung; wer weiss wozu es gut ist; Zulma; die Kriegskameraden; Selico und Berissa* lehren wahre und heilsame Lehren, und unterhalten sowohl durch Situationen als Vortrag. Der Sammler ist ehrlicher, als viele andre seiner Mitbrüder; und gesteht, dass er sie aus verschiednen Journalen entlehnt habe; mit dieser Ehrlichkeit hätte er aber auch die literarische Genauigkeit verbinden sollen, seine Quellen namentlich anzugeben.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 29. Junius 1797.

PHILOSOPHIE.

Halle, b. Hemmerde u. Schwetschke: *Grundsätze der natürlichen Rechtswissenschaft nebst einer Geschichte derselben*, von *E. F. Klein*, Preuss. Geh. Justiz- und Kammergerichtsrath u. s. w. 1797. 373 S. 8.

Den eigentlichen Gesichtspunkt für dieses empfehlungswürdige Werk hat der berühmte Vf. in der Vorrede selbst angegeben. „Ich bedurfte," heisst es daselbst „eines besondern Lehrbuchs der natürlichen Rechtswissenschaft, theils weil mein System des Naturrechts von den bisher erschienenen Lehrbüchern in manchen Stücken abweicht; theils weil ich mich desselben als einer Einleitung zu meinen Vorlesungen über das Criminal-, Kirchen-, und preuss. Civilrecht bedienen wollte." — Der Vf. behandelte das Naturrecht also nicht als einen Theil eines allgemeinen speculativen Systems, oder um ein solches etwa auch *auf* dieses Gebiet, ohne ein näheres praktisches Interesse, anzuwenden. Seine Absicht war, den Inbegriff aller der naturrechtlichen Lehren, welche sich bey ihm auch durch kritisches Studium der wichtigsten Systeme, vorzüglich jedoch aus eignem durch ausgebreitete Gesetzkunde und Ausübung genährtem Nachdenken, gebildet hatten, systematisch vorzutragen; um, als philosophischer Jurist, die Juristen über ihre Wissenschaft philosophiren zu lehren. Daher musste die Methode des Ganzen *analytisch*, die Form der einzelnen Begriffserörterungen aber *aphoristisch* seyn. Um so mehr, da die wissenschaftliche Vollkommenheit des Naturrechts überhaupt noch nicht so weit gediehen ist, dass die *synthetische* Methode nicht sehr weit von der Anwendbarkeit entfernen sollte, welche der philosophische Rechtslehrer doch durchaus nicht hintansetzen darf. Der philosophische Rechtslehrer muss und darf manches provisorisch festsetzen, dessen völlgültige Deduction der Metaphysiker gegen die Angriffe des Skeptikers vielleicht noch nicht zu führen vermag. Auch hat noch kein angeblicher Versuch, das Naturrecht streng als Wissenschaft *a priori*, und ohne alle Beymischung des Empirischen zu behandeln, seine Bedingung erfüllen können.

Die eigenthümlichen Vorzüge des wissenschaftlichen Vortrags, bey jener Methode und Form findet man hier in hohem Maass: strenge Präcision, Klarheit und Kürze der einzelnen Entwicklungen, und Vollständigkeit des Ganzen bey systematischer Anordnung. Ueberall zeigt sich der Selbstdenker, der dabey, aufmerksam auf die Fortschritte seines Zeitalters, jeden bedeutenden Versuch, seine Wissenschaft zu erweitern und zu vervollkommnen, sorgfältig prüft, und was er bewährt findet, sich zueignet. Vorzüglich in den feinern Bestimmungen und Spaltungen der Begriffe bemerkt man mit Vergnügen alle Vortheile, welche praktische Erfahrung gewährt, sobald es auf das Bedingen und Anwenden der allgemeinen naturrechtlichen Begriffe ankommt.

Ausser jenem nachahmungswürdigen Geiste fortschreitender Vervollkommnung hat der Vf. sich wohl, im Ganzen genommen, dadurch das wichtigste Verdienst um die natürliche Rechtswissenschaft erworben, dass er die eigenthümlichen Gränzen derselben immer scharf zu unterscheiden, ihre specifische Verschiedenheit zu behaupten, und alle fremdartige Principien streng zu entfernen strebt. Das lebhafte Interesse für diese wesentlichste aller bloss formellen Vollkommenheiten der Wissenschaft, welche von dem Praktischen entfernt zu liegen scheint, aber dennoch oft den Schlüssel grade der Schwierigkeiten enthält, welche selbst im Praktischem als die verwickeltsten anerkannt werden, ist gewiss ein vorzüglicher Beweis von ächtem philosophischem Geist.

Zum Beyspiel kann die schwere Lehre vom *Nothrecht* dienen; wo der Vf. in der Anmerk. S. 75 einschärft, den Unterschied zwischen Zwangs- und Gewissenspflicht auch hier nicht zu übersehn, und in der Bestimmung des Punkts, worauf es hier eigentlich ankommt, der Straffälligkeit oder Strafbarkeit nämlich desjenigen, der im einen Nothfalle widerrechtlich gehandelt hat, *Kants* Meynung in dessen neuerlich erschienenen *Anfangsgründen der Rechtslehre* anticipirt. Ob jedoch nach dem Naturrecht jeder befugt sey, sein Recht dem Recht des Andern vorzuziehn (S. 74.) werden viele mit Grunde bezweifeln.

Da ein Auszug oder eine Skiagraphie von einem Werk, welches jeder philosophische Jurist, und jeder Freund des Naturrechts ohnehin ganz studieren muss, überflüssig seyn würde: so fährt Rec. gleich fort, solche einzelne Lehren und Stellen auszuheben, in denen der Geist des Ganzen, seine überall herrschenden Maximen, welche die Grundfeste und der Leitfaden des philosophischen Rechtslehrers seyn müssen, sich vorzüglich deutlich offenbart; oder auch solche, gegen die Rec. in der Absicht Zweifel vorzutragen hat, um dadurch einen oder den andern Leser zu einer vielseitigeren Prüfung so wichtiger Gegenstände zu veranlassen.

So richtig auch die specielle Anwendung S. 16 seyn mag; so scheint doch die dabey zum Grunde lie-

gende Maxime, dafs der Gesetzgeber bey Voraussetzung der Freyheit, auf das unter Menschen *gewöhnliche* Maafs von Anstrengung und Seelenkraft Rücksicht nehmen solle, bedenklich. — „Die *Rechtswissenschaft* überhaupt erklärt der Vf. für ein System von Lehren über die moralische Gränzbestimmung der äufsern Freyheit für die moralischen Wesen, welche in der Sinnenwelt leben.“ „Sie heifst die *natürliche*, so weit sie die Rechte und Verbindlichkeiten aus natürlichen Gesetzen und aus der Natur der Gegenstände herleitet.“ Diese begreift das *Naturrecht* in sich, welches von den *R. u. V.* handelt, so weit sie allein aus der allgemeinen Menschennatur hergeleitet werden können.“ (S. 29. 30.) Den *Grundsatz* des Naturrechts bestimmt der Vf. so: „Zwang und Gewalt sind nur zum Schutze der gemeinsamen oder der mit dieser verträglichen eignen Freyheit vernünftiger Wesen erlaubt.“

Dem Satz (§. 101) „Niemand hat das Recht, andere in der freyen Aeufserung ihres Urtheils über seinen moralischen Werth einzuschränken;“ stimmt Rec. vollkommen bey. Dem Satz (§. 100): „Niemand ist schuldig zu dulden, dafs ein andrer ihm wider seinen Willen Vorstellungen und Empfindungen aufdringen; wäre eine nähere Bestimmung zu wünschen, um zu wissen, ob der Vf. ein solches widerrechtliches Aufdringen auch ohne körperlichen Zwang behaupte. Rec. gesteht, dafs die ganze Materie von den Injurien ihm noch gar nicht im Reinen zu seyn scheine. Ein Rigorist würde wohl eine eigentliche Beschimpfung, auch in Rücksicht auf die Strafwürdigkeit, einem Angriff aufs Leben völlig gleich setzen; dagegen aber zweifeln, ob blofse Worte ehrenrührig seyn können, obgleich sie jetzt durch eine gesellschaftliche Uebereinkunft allgemein dafür gelten. Guter Ruf, und Ehre; Verläumdung und Beschimpfung scheinen dem Rec. wesentlich verschieden. Die Definition, welche der Vf. (§. 103.) von der Ehre giebt, scheint eher auf den guten Ruf zu passen: „das öffentliche Urtheil vom sittlichen Werth des Menschen.“ Man fodert in Ehrensachen nur die *äufsere Anerkennung* seiner Menschenwürde, wobey einem jeden frey gelassen wird, über den Werth des Andern zu denken und zu urtheilen wie er will.

Das Strafrecht deducirt der Vf. lediglich aus dem Recht der Selbstvertheidigung (§. 217—222. incl.); und leitet daraus die Rechtfertigung der Todesstrafe her (§. 179.) Er unterscheidet die eigentliche Strafe streng von der Züchtigung, welche die Besserung des Gezüchtigten zum Zwecke hat. Er läugnet das Recht der Gesellschaft, eines ihrer Mitglieder als blofses Mittel zum Besten anderer zu brauchen (S. 122.); behauptet mit Kant gegen Beccaria, dafs es gar keiner Einwilligung des zu Bestrafenden bedürfe (S. 266.); dafs aber selbst bey dieser Voraussetzung, die Zustimmung aller im bürgerlichen Vertrag zu Festsetzung von Todesstrafen erlaubt, ja nothwendig sey.

Auch aus der Lehre von der *Ehe* hat der Vf. die fremdartigen Principien verbannt. Er erkennt zwar die Vorzüglichkeit der Monogamie in sittlicher Rücksicht an; gesteht aber auch, dafs durch die Polygamie kein Dritter beleidigt werde, wodurch, die natürlichen Hindernisse ausgenommen, allein ein rechtliches Ehehindernifs entstehen könne. Besonders merkwürdig ist §. 429. „Die Gründe, weswegen von andern Verträgen abgegangen werden kann, finden auch auf die Ehe Anwendung.“

Das Begnadigungsrecht (S. 269.) schränkt der Vf. auf den Fall ein, wo dadurch dem Beleidigten die Erlangung seines Rechts nicht erschwert wird, welches im Falle der Abolition leicht geschehen könnte.

Rec. erinnert sich nicht, irgendwo eine Definition von der eigentlichen Aristokratie gefunden zu haben, die ihn so ganz befriedigte, wie die des Vf. (§. 536.): Diejenige Art des Staats, wo die Oberherrschaft einer ganzen Gesellschaft zusteht, welche nur der kleinere Theil der sämmtlichen Staatsmitglieder ist.

Die angehängte *Geschichte des Naturrechts* empfiehlt sich durch ein sichtbares Studium der Quellen, lebhaftes Interesse für die Fortschritte der Wissenschaft, und besonders durch stete Hinweisung auf immer gröfsere Vervollkommnung derselben. Nur Rousseau'n hätten wir doch eine etwas rühmvollere Erwähnung gewünscht.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Göttingen, b. Dieterich: *Explication detaillée des Gravures d'Hogarth* par Mr. *G. E. Lichtenberg*, Prof. de Goettingue. Ouvrage traduit de l'Allemand en Français par *M. M. Lamy*. Vol. I. suivi de six planches gravées par *Mr. E. Riepenhausen*. 1797. LII u. 244 S. 8. und sechs Kupfertafeln in Fol.

Von den meisterhaften Erläuterungen der Hogarthischen Kupferstiche durch Hn. Hofrath *Lichtenberg* hätten wir eher eine englische, als eine französische Uebersetzung gewünscht und erwartet. Gewünscht, weil die englische Literatur zwar schon verschiedene ähnliche Versuche, aber noch keinen aufzuweisen hat, der so ganz in den Geist des Künstlers eingedrungen wäre, und den vollen Reichthum seines Witzes und seiner bedeutungsvollen, durchaus originalen, Darstellungsart erschöpfte. Erwartet, weil sich unstreitig die englische Sprache, schon ihrer nähern Verwandtschaft wegen, der Deutschen leichter anschmiegt, weil auf den Blättern selbst sowohl, als in ihrer Erläuterung, so vieles für England local und einheimisch ist, und weil der in beiden herrschende launige Ton dem Geiste und Gefühle des Engländers weit geläufiger, geniefsbarer, und fafslicher ist, als dem anders gestimmten Witzgefühle der Franzosen. Immer zwar wird in diesem Werke auf welches unser Vaterland stolz zu seyn Ursache hat, vieles unerreicht zurückbleiben, man übersetze es in welche Sprache man wolle; aber vergleichungsweise möchte doch wohl, aus den angeführten und mehrern Gründen, von keiner Uebertragung ein gröfserer Verlust zu fürchten seyn, als von der ins französische.

Mit dieser Besorgniss nahm Rec. den hier gelieferten ersten Theil eines solchen, ihm sehr gewagt scheinenden, und wirklich etwas befremdend dünkenden Versuchs zur Hand, und gerieth zuerst auf die weitläuftige Vorrede, die eben nicht von der Art war, dass seine Besorgniss sonderlich dadurch gehoben wurde. Es werden darin der deutschen Literatur über ihre zwar späten, aber desto schleunigeren Fortschritte die bekannten Complimente gemacht, die man jetzt, zumal von den ausgewanderten Franzosen, zu hören so gewohnt ist, die aber, wie es scheint, mehr Verwunderung als Bewunderung zur Quelle haben. Dass darin manches übertrieben wird, versteht sich bey französischen Complimenten von selbst: „*Les autels d'une utile rivalité s'élèvent de toute part; chaque cité se glorifie, ou d'avoir produit, ou de posséder de grands hommes.* Die unermüdete Thätigkeit der deutschen Pressen wird zum Beweise dieses Lobspruchs angeführt, und von Deutschland gesagt: *Déjà placée au niveau des nations les plus savantes tout annonce qu' elle finira par les eclipser.*. Und dann folgt eine lange, ziemlich buntscheckige Parallele zwischen den berühmtesten Männern Frankreichs und Deutschlandes in jedem Zweige der Literatur. In der göttingischen Universität allein findet der Vf. alles vereint, was je die drey Pariser Akademien, an berühmten und grossen Männern, in dem schönsten Zeitpunkte der Monarchie besassen. Wenn wir Hn. Lichtenberg recht kennen, so wird ihm, eben weil er ein wirklich grosser Mann ist, die dreyfache Ladung schmeichelhafter Vergleichungen nicht sonderlich behagen. „Elle (l'univ. de G.) a son *Lavoisier*, son *Priestley*, son *Fourcroy*, dans Mr. *Lichtenberg*; son *Nollet*, son *Sigauld de la Fond* dans Mr. *Lichtenberg*; son *Hogarth*, son *Boileau*, son *Cousin Jacques* dans Mr. *Lichtenberg*." Eben so wenig wird der Hr. Major *Müller* erwartet haben, sich mit *Vauban*, und Hr. *Fiorillo*, sich mit *le Brun* und *David* in Parallele gesetzt zu sehen. Gern möchten wir nun auch dafür den Franzosen die Ehre gönnen, in Hn. *L'Amy* ihren *Lichtenberg* zu besitzen!

Die Schwierigkeiten seines sehr gewagten Unternehmens sah der Uebersetzer zwar wohl ein; zwey Gründe aber munterten ihn vornehmlich dazu auf. Den ersten derselben möchte man freylich etwas befremdend finden. Hr. L. wollte die deutsche Sprache mehr studiren, und glaubte, zu seiner Uebung darin, kein schwereres und unterhaltenderes Buch wählen zu können. Er befolgte dabey die Maxime: *qui potest plus, potest minus.* Sodann wollte er den Deutschen einige Hülfe schaffen, die mit so vielem Eifer und Erfolg *la langue universelle des nations policées* studiren. Er rückt nun ein Schreiben an Hn. Hofr. *L.* ein, worin er ihm sein Vorhaben bekannt machte, und ihn um die Erlaubniss bat, ihm seine Uebersetzung zur Beurtheilung vorzulegen. Diese Bitte wurde ihm gewährt; es scheint aber doch, dass er ihm ertheilte Beyfall nur ganz allgemein, nicht auf umständliche Prüfung des Einzelnen gegründet gewesen sey. Wegen der oft vorkommenden Wortspiele und Local-Anspielungen erklärt er sich im Voraus, dass er sie oft habe aufopfern müssen, einige derselben jedoch beybehalten, und, so viel möglich, erläutert habe. Uebrigens gesteht er offenherzig, dass er erst seit Kurzem die deutsche Sprache studiert, dass es ihm unglaublich viel Mühe und Geduld gekostet habe, den Sinn seines Schriftstellers richtig zu fassen; und wegen der grossen Schwierigkeit seines Unternehmens hofft er Nachsicht. Jene sey dadurch noch vergrössert worden, dass es zugleich seine Absicht gewesen sey, diess Werk zu einem *Elementarbuche* für die Anfänger in der französischen Sprache zu machen. Schwerlich hätte wohl *Hogarth* je geahndet, dass seine Kupfer auf diese Weise würden *basedowisirt* werden! Zum Unglück bediente sich der Uebersetzer noch obendrein des schlechtesten und unvollständigsten von allen Wörterbüchern! Wer sollte wohl, nach dieser Aeusserung, seinen Aufenthalt in *Göttingen* suchen? Sein Trost ist indessen der, dass der mittelmässige Uebersetzer, der sich mit dem Ruhme eines angesehenen Schriftstellers zu decken suche, wenigstens nicht der ungeschickteste sey.

In der Vorrede des Vf. fand Rec. vorne herein alles noch so ziemlich gut und richtig übersetzt; aber bald, (S. XXV) gerieth er auf eine Stelle, wo er seinen Augen kaum traute. Im Originale steht: „ich „dachte bloss an die Stühle, Fensterbänke und Theetische der Nebenzimmer, oder höchstens der Antichambre, *auf denen mein heil. Christ herumfahren würde.*" Daraus macht der Uebersetzer: *Les bancs, les chaises et les tables à thé des chambres voisines, ou tout au plus de l'antichambre, dans laquelle mon sauveur J. C. fut balotté, fixerent exclusivement mes regards.* Wenn hernach der Vf. von den vorgeblich moralischen Verstümmelungen der alten Autoren sagt: „Gottlob ist es ein Glück, dass in vielen Fällen diese „*Weisheit* der Alten der Jugend eine *Thorheit* bleibt! „Sie wäre verloren, wenn sie sie verstände: so heisst es im Französischen: *C'est dieu merci un veritable bonheur que, dans beaucoup de cas, cette sagesse austère des anciens soit regardée comme une folie par la jeunesse.* Man sieht leicht, dass hier das *regardée* den ganzen Sinn umändert, und dass *Lichtenberg's* Weisheit hier seinem Uebersetzer selbst eine Thorheit blieb. Gleich darauf ist die schöne Stelle: „Wer hierin leichtsinni-„gem Muthwillen durch *Ausmalen* nachzuhängen fä-„hig wäre, verdiente *die Folge davon in seinem eig-„nen Hause zu erleben*; und einen grössern Fluch für-„wahr, als diesen, kenne ich nicht" ganz dadurch verhunzt, dass die letztern Worte übersetzt werden: *mériteroit pour punition de survivre à sa propre Famille.* Nicht minder verfehlt ist die bald hernach erwähnte *Handwerksphrase* der Klotzischen Schule: *Leuten eine unangenehme Stunde zu machen*, durch die Uebersetzung: *non comme le proclamoit autrefois en phrases triviales l'ecole de Klotz, de procurer une heure d'ennui.*

Nun noch einige Anmerkungen über das Werk selbst. Zu der Note S. 9 hätte der Uebers. doch wohl hinzufügen sollen, dass *Coffey's* komische Oper, *The*

Devil to pay, auch vorlängst schon im Französischen unter dem Titel: *Le Diable à Quatre* nachgeahmt ist. — S. 51 sind die deutschen Worte: „Auch sollte ich denken. wäre bey *diesem* Militär der Sieg eines bloss „simulirten Knaben immer sicherer und allgemeiner" ganz unrichtig gegeben: *A dire ma façon de penser, la victoire sur un garçon, qui ne seroit seulement que simulé, seroit toujours aussi, de la part de ce Militaire, plus sure et plus générale.* S. 53 ist die bloss medicinisch-chirurgische *Tröstung* sehr sonderbar durch *un toast, purement medico-chirurgical* übersetzt. S. 56 leiht der Uebers. seinem Vf. einen von ihm unverschuldeten bittern Nebenzug, wenn er die Bischofsmütze *l'eteignoir du bon sens* nennt. — Der Beyspiele liessen sich viele anführen, wo die ausdrucksvolle Kürze des Originals durch weitläuftigen Wortaufwand der Uebersetzung ganz verloren gegangen, und dadurch das schöne, lebhafte Colorit desselben fast völlig verwischt ist. Hier nur Eins aus diesen vielen. Im Originale steht S. 94. „Auch hat ein gewisser Dichter *Banks* eine verkleinerte Copie dieses Blatts seinem bleyernen Gedichte als Schwimmkissen angebunden, um es auf dem Strom der Zeit oben zu halten; „und er hat seinen Endzweck erreicht; sie soll sogar „den ganzen Band flott erhalten haben." Dafür hat die Uebersetzung: *Un certain poëte, nommé Banks, se défiant un peu de son mérite, et de la pesanteur de ses vers, a également orné le frontispice d'un poëme de sa façon d'une copie abregée de cette caricature. Il vouloit par là, lui donner un lest, qui put le faire surnager sur le Fleuve du tems, et l'on peu dire, que son dessein a été rempli. La recette etoit même si bonne, qu' elle a suffi pour tenir à flots le volume tout entier.* Am widerlichsten sind diese wortreichen Umschreibungen, wenn dadurch nicht sehr liebliche Gegenstände bis zum Widerlichen und Anstössigen ausgemahlt werden, die der Erklärer nicht übergehen durfte, aber, von seinem Censor, dem Wohlstande, gewarnt, doch lieber kurz andeutete, als schilderte. Diess ist z. B. S. 107 der Fall. Im Deutschen heisst es bloss: „Ehe der Officier sich retirirte, hat er sich noch in der Eile mit seiner Stuhllehne eine Brücke über einen nicht unbeträchtlichen Strom geschlagen, den hier die reiche „Erbin der Bouteillen und des Punschnapfs, die Flussgöttin *Cloacina*, aus ihrer Urne gegossen hat." Und nun höre man, wie sich der Uebers. recht *con amore*, bey dieser Stelle verweilt: *Mais ce qu'il est essentiel de remarquer, c'est que l'officier, avant d' effectuer sa retraite, s'est fait à la hâte, avec le dossier de son fauteuil, un pont, pour traverser un fleuve considerable et rapide. Ce fleuve a été inopinément formé tant par le vin et par le ponche sorti des bouteilles et des jattent, qui se trouvent ici en abondance, que par les eaux thermales et distillées, que Cloacina la déesse de la cochonnerie, a laissé échapper de ses ecluses trop dilatées.* S. 111 steht für: „So eben hat die Sonne da ein Talglicht ausgeschienen" gerade das Gegentheil: *Une chandelle vient de s'allumer tout à coup aux rayons du soleil.* Aus *Meibom* ist S. 114 *Meiboms* geworden, durch Beybehaltung des dort stehenden Genitiv's. — Ganz verfehlt ist S. 131 die Erklärung des: *Freemanni Optimum subter solem*, eine Anspielung auf das *Petum Optimum s. s.*, das der Uebers. so erklärt: *la chose la meilleure sur la terre, c'est d'être né libre.* — Schwerlich wird man auch mit dem Ersatz folgender Stelle S. 152 zufrieden seyn: *„Alle lange Feuerhütungen schaden der „Gesundheit, und wohl keine mehr, als die des vesta-„lischen."* *C'est une verité reconnue que tous les feux long-tems couvés nuisent à la santé, mais ceux qui l'altèrent le plus sensiblement, sont, sans contredit, ceux du sixième sens.* Eine der ärgsten Entstellungen des Sinnes aber findet sich S. 168, wo von dem berüchtigten Franzosendoctor *Rock* die Rede ist. „Hogarth, sagt Hr. L., ist gegen diesen Mann „ausserordentlich gütig." Bey jeder Gelegenheit empfiehlt er ihn der Nachwelt. *Was ihm wohl der mag gethan haben.*" Diese letzten Worte sind, dem armen Hogarth zum grössten Nachtheil, so gegeben: *Qui connoit les services personels qu'il a pu lui rendre?* — Wenn von den, auf dem Blatte, der Mittag, aus der Kirche kommenden Personen gesagt wird: „Alle sieben Köpfe „sind wahre Sinnbilder verschlossener eiserner Dogmatik; so heisst das hier: *Ces sept têtes figurent ici sept dogmes religieux.* — Mit dem *feinturier en bleu de Londres*, S. 103, hat es vielleicht nicht ganz seine Richtigkeit. Im Deutschen steht freylich „ein Londoner *Blaufärber*;" aber so heissen in einigen niedersächsischen Gegenden die *Quacker*. Doch der Uebersetzer mag wohl Recht haben, wegen der Note zur folgenden Seite.

Ungeachtet aller dieser, zum Theil etwas argen, Fehler und Missgriffe, würd' es dennoch unbillig seyn, den Fleiss zu verkennen, den der Vf. dieser Uebersetzung, im Ganzen genommen, auf seine Arbeit verwandt hat. Sie ist in der That noch weit erträglicher und besser ausgefallen, als man es hätte erwarten sollen; und die Schuld des Misslingens lag nicht so sehr an dem Vf. als an der grossen Schwierigkeit, fast Unmöglichkeit des Unternehmens selbst. Nur der Franzose kann indess, was keine andre Nation sich zu können anmasst: *faire l'impossible.* Oder vielmehr, er gab hier einen neuen Beweis, dass er nur *sagt*, er könne es. Seinen Landesleuten wird diese Copie eines unerreichbaren Originals, immer noch Unterhaltung und Belustigung genug gewähren, und Grund genug zur neuen Verwunderung über den unverhofften Witz des Nordens.

Druckfehler in der Rec. der Schauspiele von Iffland, Nr. 188. S. 681. Z. 11. v. unt. nach *ungefähr* ein Komma zu setzen. S. 682. Z. 15. *kurze Erholung* l. *karge Erholung*. S. 683. letzte Z. nach *schöpferische Gewalt* ist ausgelassen: *über die Sprache*. S. 684. Z. 15. v. u. *Freund* l. *Fürst*.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 30. Junius 1797.

SCHÖNE KÜNSTE.

Berlin, b. Maurer: *Otto mit dem Pfeile*, Markgraf von Brandenburg, ein vaterländisches Schauspiel in fünf Aufzügen, von *Fried. Rambach*. 1797. 167 S. 8. (14 gr.)

Dies neue Stück des Hn. Prof. *R.* macht nun mit dem, ehedem in der A. L. Z. angezeigten: *Der grosse Kurfürst vor Ratenau* den *ersten* Band der *vaterländischen Schauspiele* aus, daher sich auch ein zweytes Titelblatt, worauf dies angezeigt wird, dabey befindet. Hr. *R.* fährt also fort, das Andenken grosser Fürsten aus der alten deutschen, besonders brandenburgischen, Geschichte durch poetische Darstellungen zu erneuern. Ob er gleich diesmal viel weiter ins graue Alterthum zurückgegangen ist, und eine Geschichte des dreyzehnten Jahrhunderts (bestimmter zu sagen, einen Vorfall vom Jahr 1278) bearbeitet hat: so irrt er doch, wenn er fürchtet, dass deshalb dieses Schauspiel weniger interessiren werde, als das vorige. Dem Inhalte nach ist es rührender als jenes, und die Ausführung hat eben so viele einzle schöne Züge, eine eben so gewählte und bündige Sprache. Bey jenem Stück hatte die Geschichte selbst und *Blum* ihm doch immer vorgearbeitet, und hier hat er den dürftigen Stoff alter Chroniken und Legenden poetisch umformen müssen. So wie er hier mehr Freyheit hatte, hinzuzudichten was er wollte, so musste er aber auch hier die Charaktere so ausbilden, und aus dem sehr einfachen Sujet so viele Situationen entwickeln, dass er völlig als der Schöpfer des Ganzen angesehen werden kann. Ausser der Hauptbegebenheit, *Otto's* Gefangennehmung durch den Erzbischof von Magdeburg, ausser dem Umstand, dass *Otto* die Dichtkunst liebte, (in einem Anhang sind seine sieben Lieder aus der *Manessischen* Sammlung mit der, in der Berliner Monatsschrift erschienenen, Modernisirung beygefügt, und S. 32. im Schauspiel selbst ein Lied von ihm eingeschaltet worden,) ausser dem, was die Chroniken von dem Greis *Joh. von Buche* erzählen, und ausser den wenigen Winken, die sie vom Charakter des Erzbischofs geben, ist alles Erfindung des Vfs. Vornehmlich hat er die Verhältnisse zwischen *Hermann* und seiner ehemaligen Geliebten *Mathilde*, zwischen dem Erzbischof und seiner angeblichen Nichte, die am Ende als seine Tochter befunden wird, hinzugedichtet. Ein Fürst, vier Acte lang im Gefängniss, scheint ein sehr einfacher Gegenstand, aber sein erhabnes Betragen in seinen Leiden, die Rachsucht von *Hermann*, dem Sohne eines verstossnen Ministers, der zum Erzbischof übergegangen, und der alles anwendet, *Otto's* Schicksal zu verbittern, die vielen vergeblichen Vorstellungen, Fürbitten, Versprechungen von Lösegeld, und sogar Drohungen, die angewendet werden, um dem *Otto* seine Freyheit wieder zu verschaffen, die entstehenden und wieder vereitelten Hoffnungen für ihn, die Mühe, die sich selbst ein Domherr und ein Mönch, sogar des Erzbischofs Tochter aus Mitleid für ihn geben, die Zusammenkunft zwischen *Otto* und seiner Gemahlin im Kerker — das alles veranlasst nicht allein rührende Gemälde, sondern auch viele abwechselnde Situationen, die den Leser in banger Erwartung erhalten, bis endlich *Hermann* durch eine Zusammenkunft mit *Mathilden*, die der Erzbischof Jahre lang eingekerkert gehalten, seinen Gönner im wahren Lichte kennen lernt; nun muss der Erzbischof entfliehn und *Otto* wird frey. Wenn des Erzbischofs Tochter bey ihrem Vater ein Wort S. 98. für *Otto* spricht, so macht es ihrem Herzen Ehre; aber die Art, wie sie sich dabey benimmt, ist gewiss nicht die, wodurch sie ihren Endzweck zu erreichen hoffen kann. Wenn sie zu ihrem Vater sagt: „Nur zwischen zwey gleich verächtlichen Na„men habt ihr die Wahl, Bösewicht oder Thor," so ist dies nicht allein zu grob, sondern auch unklug; auch, dass sie gerade in dieser Lage ihn S. 101. daran erinnert, was er ihr sey, hat keinen Nutzen. Ohne alle Folgen für die Haupthandlung ist die letzte Verkleidung des Erzbischofs, welche bloss damit entschuldigt wird, dass es ihm hart ankomme, einen Ort zu verlassen, wo er so lange geherrscht. — Achtzehn Personen treten in diesem Stück auf, aber folgende neun sind davon die interessantesten. *Otto* erscheint nicht bloss als tapfrer Krieger, sondern auch in Fesseln als ein grosser und edler Mann; so wenig, als er sich zu niedrigen Bitten herablässt, so wenig verlangt er, dass seine Unterthanen Blut oder Geld an seine Befreyung wenden sollen, er will nicht mehr als Fürst angesehen seyn. Fest war sein Entschluss, durch Gift sich aus seiner schimpflichen Lage zu reissen, sobald er aber einen Ausweg sieht, hält er es für Pflicht, sich dem Staat und den Seinigen zu erhalten. Seine Gattin *Hedwig* (der Umstand, dass sie Kaiser Rudolf I Tochter war, ist nicht berührt worden) lebt und handelt nur für ihn, eilt zu ihm in den Kerker, und giebt die thätigsten Beweise ihrer Zärtlichkeit. Der abgedankte *Johann von Buche* vergisst alle Kränkungen, die ihm widerfahren, verabscheut die Rachsucht seines Sohnes, und eilt seinem gefangnen Fürsten beyzustehn, sobald die Bitten der Gemahlin und das gemeine Beste ihn dazu auffo-

dern. Sein Sohn *Hermann* war von Natur sanft, aber seines Vaters Bedrückungen und seine eigne unglückliche Liebe haben ihn zum Menschenfeind gemacht; doch ist es zu arg, wenn S. 121. selbst die dringensten Vorstellungen seines Vaters keinen Eingang bey ihm finden. Seine ehemalige Braut *Mathilde* ist wahnsinnig geworden, und der Vf. hat ihre Melancholie, die von der sanftern Art ist, sehr rührend geschildert; sie ist die einzige Person, die in diesem Stück stirbt, nämlich *Hermann's* Wiedersehn wirkt so heftig auf sie, dass sie den Geist aufgiebt. Der *Erzbischof* ist der schwärzeste Bösewicht, der mit der grösten Kälte Grausamkeiten ausübt, den kein menschliches Elend rührt, ein herrschsüchtiger Tyrann, der den schrecklichsten Despotismus ausübt, ein unnatürlicher Mensch, der seine Tochter von sich zu stossen im Stande ist — ja, der in seinen eignen Reden auf eine empörende Art seine schauderhaften Grundsätze an den Tag legt. Mit ihm contrastiren seine gefühlvolle Tochter *Adelheid*, und ein menschlich gesinnter Mönch *Hilarius*. Unter den *Domherrn* hat ein niedriger Schmeichler des Erzbischofs mit seiner feigen Furchtsamkeit eine komische Nebenrolle.

PHILOLOGIE.

DEVENTER, b. Leemhorst, Karsenbergh u. Brouwer: *Bibliotheca classica sive Lexicon manuale, quo nomina propria pleraque* apud scriptores graecos et romanos maxime classicos obvia illustrantur. 1794. VI u. 555 S. gr. 8. (3 Rthlr. 20 gr.)

Das Werk ist sehr nett aber dabey haushälterisch, mit kleinern Buchstaben, in gespaltnen Columnen und eng gedruckt. Der ungenannte Herausg. klagt über den Schaden, welchen die schlechten Ausgaben der Minelle, Farnabe und ähnlicher stiften, glaubt aber, sie erhielten sich vorzüglich durch ihre mythologischen, historischen und geographischen Anmerkungen, so schlecht und dürftig sie auch zum Theil seyn möchten, in ihrem Werth. Um nun correctere Ausgaben, wie die Zweybrücker und Mannheimer an die Stelle jener zu setzen und der Jugend zugleich die ihr unentbehrlichen Sacherklärungen zu verschaffen, gerieth der Vf. auf den Gedanken, ein solches Wörterbuch auszuarbeiten. Er legte *Lempriers* englische *Bibliotheca classica*, 178 , ein freylich noch höchst mangelhaftes Werk zum Grunde, nahm das, was aus den Stephanischen, Leydischen und Hofmannischen Wörterbüchern entlehnt war, mit den eignen Worten der Vff. auf und sichtete, verbesserte, ergänzte übrigens den Lemprier möglichst mit Zuziehung der Quellen und antiquarischer Werke. Man muss dem Vf. das Zeugniss geben, dass er ein, zwar nicht fehlerfreyes und vollendetes, doch recht brauchbares Handbuch in gutem Latein mit fleissiger Nachweisung der Quellen und genauer Citirung der Stellen geliefert hat. Freylich vermisst man viele neuere Aufklärungen und Untersuchungen; doch findet man hie und da auch davon Gebrauch gemacht und Spuren von historischer Critik. So werden z. B. die Vorwürfe, die man dem Sallust wegen seiner Sitten gemacht hat, nicht alle für gegründet erklärt; die Martern, welche Regulus in Karthago ausgestanden haben soll, bezweifelt. Gleichförmigkeit der Ausführung findet man nicht. Die Werke einiger Schriftsteller, wie des Sophokles und Xenophon, werden verzeichnet, die Werke andrer wie des Ovid und des Philosophen Seneca kaum angedeutet. So eingerichtete Wörterbücher wie dieses können doch nicht einmal die Anmerkungen der Minelle, *Farnabe und* Junker ganz ersetzen: denn wenn man hier z. B. folgenden Artikel liest: „*Nysa urbs Aethiopiae — Arabiae — Indiae*" *etc.* so wird sich der Schüler nun in einzelnen Stellen noch nicht zu recht zu finden wissen, welches *Nysa* gerade hier gemeynt sey. In zweydeutigen Fällen ist das Sylbenmaass angegeben worden, wobey sich doch mit unter Fehler eingeschlichen haben. So findet man hier *Omphăle* (wo der Irthum vermuthlich aus Properz 3, 11, 17 entstand), *Porsĕna*, *Taygĕtus*, *Patrŏclus*, *Perĭkles*. Beide letztre Namen können freylich von den Dichtern in der vorletzten Sylbe lang gebraucht werden.

KLEINE SCHRIFTEN.

MATHEMATIK. Leipzig, b. Kummer: *Darstellung des neuen französischen Maass-Gewichts und Münz-Systems: ingleichen Frankreichs Bemühungen die Längen und Breiten zur See und zu Lande zu messen, und zwar mit möglichster Genauigkeit, wie auch Geschichte derer Uhren, die Längen zur See und zu Lande zu messen in Frankreich und England.* Aus dem Französischen übersetzt von *C. H. A. von Z.* 1796. mit der Vorrede und dem Vorbericht des Uebersetzers 6 Bog. kl. 8. (5 gr.) Eine elendere, und in jeder Rücksicht, erbärmlichere Fabrik-Waare, als gegenwärtige, ist Recensenten nicht leicht zu Gesichte gekommen. Aeusserst lächerlich und possierlich ist der Contrast, neufränkische Revolutions- und Reformations-Ideen im Styl der asiatischen Banise, und die allerneuesten Gegenstände der Mathematik und Physik, in der Sprache der *Harsdörferischen* mathematischen Erquick-Stunden zu lesen. Rec. ist sogar geneigt, diese ganze melusinische Verdeutschung für einen *Coup fourré* irgend eines losen Vogels zu halten, und hält Hn. C. H. A. von Z. (zu welchem Verdacht die ausgedrückte Partikel von zum Theil berechtigt) für einen verkappten Erz-Aristokraten, der diese seltsame Sprache nur angenommen hat, um seine Verdollmetschung ja recht dunkel, und dadurch diese ketzerische Maass-Reform recht lächerlich, und unverständlich zu machen. Rec. will in diesem Fall sein Wort zurück nehmen, und alsdann gern gestehen, dass Hr. v. Z. seinen Zweck unnachahmlich erreicht habe. Nicht nur als Uebersetzer, sondern auch als Notenschreiber, als grosser Astronom, Geograph, Mathematiker, Physiker, Politiker, Publicist, Cameralist und Financier, zeichnet er sich gleich stark aus; auch hat er

die allerneuesten und zuverlässigsten Nachrichten aus Frankreich, die nirgend, als in seinen Noten zu finden sind. — Alles dies wollen wir mit Gewissheit gegen jedermann behaupten, aber nun auch — beweisen.

Gleich in der Vorrede erzählt uns der Hr. Uebersetzer, dass die Franzosen von jeher eben so fruchtbar, als sinnreich in Erfindungen waren, aber auch die deutsche *Nation* könnte mit Recht Anspruch auf Erfindungs-Geist machen, besonders hätte Nürnberg ehedem viele Künstler aufzuweisen. (Rec. geht hier ein Licht auf!) Ferner beweiset er, dass die *französische* Maass- und Gewicht-Reform der *französischen* Nation ausschliessend zugehöre. (Sehr wahr, Rec. will dies nicht bestreiten, selbst der eifersüchtige Engländer wird es für einen *Truism* gelten lassen.) Er wundert sich aber, dass sie mitten unter Revolutions-Stürmen bis zur Einführung zu Stande gekommen, welche nun *aus ökonomischen Gründen eingestellt worden sey!* (Hier stellt er nur ein, aber S. 64 lässt er das ganze System ganz und gar abschaffen. Wer hat nun aber dies dem Hn. Uebersetzer weiss gemacht? Die neuen Maasse, und Gewichte sind allenthalben in der Republik eingeführt; nur eine gewisse kostspielige, und mit überflüssigen Mitgliedern überladene Commission *Agence pour les poids et mesures*, ist abgeschafft worden. Eben so zuverlässig meldet er uns, dass auch die Grad-Messung aufgehört habe, oder wie sich der Vf. in seiner Kern-Sprache ausdrückt „*dass man dieser Messung des „Meridianus sich völlig entsaget habe.*"

Im Vorberichte zeigt sich Hr. *v. Z.* als einen grossen Astronomen und Geographen, hier sind die Belege dazu: „*Meridien ist entweder der Meridianus auf einem Globo oder Sphaera, „desgleichen auch die Mittags-Linie: jeder Punkt auf der Erde „kann in eine Mittagslinie fallen, wenn man von der aus usque „ad peripheriam von beiden Seiten misst.*" „*Aequator ist die „Halbscheid der Erdkugel, wobey man g l e i c h s a m voraussetzt, „dass selbige in zwey gleiche Theile durchschnitten wäre.*" In diesem Vorberichte lehrt uns der Vf. ferner, dass der grosse *Necoton* (denn auch von groben Druckfehlern wimmelt das Product auf allen Seiten, damit es ja recht *ex omni parte beatum* sey) zuerst die wahren Kräfte entdeckt habe, welche *eigentlich* auf den Mond würkten; der Hr. Prof. Meyer (soll Tobias Mayer seyn) wäre zu einer so genauen Bestimmung der Mondbahn gelanget, dass es beynahe nicht möglich sey, diese Bestimmung weiter zu treiben! (*Charles Mason, la Grange, la Place*; werden also wohl *Oleum et operam* dabey verlieren).

Das Werk selbst, bestehet aus einer Sammlung von aufgerafften Berichten, über die Maass- und Gewicht-Reform, ohne Auswahl, ohne Plan, ohne Ordnung, welche von Conventsdeputirten, von Akademikern, der Nationalversammlung, der Akademie der Wissenschaften, ja sogar dem *Lycée*, abgestattet worden. Auch hier ist alles so seltsam untereinander geworfen, dass man öfters nicht weiss, was man liest. Nach dem Titel zu urtheilen, sollte man glauben, das ganze Werk wäre ein französisches Original, so wie z. B. des Bürgers *Aubry*, *Nouvelles mesures républicaines, presentées dans leurs moyens d'Execution ou Collection complètte des Ouvrages sur cette matière.* 1796. aber Nein, Hr. *v. Z.* stoppelt etwas nach seiner Manier zusammen; aber er hat den systematischen Zusammenhang dieser Maassenreform, und die grossen Vortheile, die daraus erwachsen, auch nicht von weiten geahndet, geschweige dargestellt; alles ist nur Stückwerk, ohne Zusammenhang, ohne Vollständigkeit, gar keine tabellarische Uebersicht, nicht einmal die Namen, und die neue Nomenclatur der Maasse und Gewichte kommt vor. Das erste Stück, davon uns Hr. *v. Z.* die Uebersetzung liefert, ist ein Auszug aus einem Bericht des Conventsdeputirten *Arbogast* an die Nationalversammlung, welcher selbst aus einem Rapport der Commissarien der Akademie *La Grange, Borda, Monge* genommen ist, und im Julius 1793 ist erstattet worden. Warum er eben diesen höchst unvollständigen Bericht gewählt hat, ist schwer zu sagen. Weder die früheren, und ersten Berichte (1790) auf Anregung des Bischofs von *Autun bey der Assemblée constituante*, noch die spätern und letzteren von den *Comités*, und der *Agence* sind hier anzutreffen. Das ganze neue Münzsystem wird S. 31 in zehn Zeilen abgefertiget, von dem, den 27 Octob. 1790 von *La Grange, Lavoisier, Borda, Tillet, Condorcet* darüber erstatteten Bericht, weiss Hr. *v. Z.* wohl nichts, so wenig als von dem, den 19 März 1791 der Akademie gemachten Rapport über die Einheit der Maasse, von *Borda, La Grange, La Place, Monge* und *Condorcet*.

Das *Métre* heisst bey ihm immer Metrum, er setzt es nach dem französischen Bericht auf 3 Fuss 11 Linien und $\frac{44}{105}$; (genauer ist es 3 Fuss 0 Zoll 11 Lin. 441952, der mittlere Meridiangrad zu 57027 Toisen angenommen: daher der ganze Quadrant 5132430 Toisen, wovon der zehn Millionstetheil, obiges wahre *Métre* giebt. Rec. will hier in wenigen Zeilen eine bessere und nützlichere Darstellung der Verhältnisse der alten und neuen Längen-Maasse, die zu ihrer gegenseitigen Verwandlung dienen können, nach Prony hersetzen.

Logarithm des Verhältnisses des *Métre* zu nebenstehenden Maassen.	Toise.	Log.	1, 71032	30348
	Fuss.	—	0, 48847	42852
	Zoll.	—	1, 56763	55312
	Linie.	—	2, 64683	67773

Der Log. jedes dieser Verhältnisse muss zum Log. der Anzahl der gegebenen Métre addirt werden, um den Log. der nebenstehendend correspondirenden Maasse zu haben.

Logarithm des Verhältnisses der nebenstehenden Maasse zu dem *Métre*,	Toise.	Log.	0, 28967	69652
	Fuss.	—	1, 51152	57148
	Zoll.	—	2, 43234	44688
	Linie.	—	3, 35316	32227

Der Log. jeden Verhältnisses, muss zum Log. der gegebenen Anzahl Toisen, Füsse, Zolle, Linien addirt werden, wenn man von jedem den Log. der zustimmenden Anzahl Métre haben will.

Die französische Toise heisst beym Vf. immerfort Ruthe; das Verhältniss des neuen Morgen Landes, (warum setzt der Uebers. ihre eigentliche Benennung *Are* nicht dazu?) gegen das vormalige *Arpent*, ist nicht, wie S. 10 stehet, wie 49 zu 50, sondern wie 49 zu 95. S. 13 Ein zorniger Ausfall auf die armen Franzmänner, hier wird ihnen in einer Kraftsprache, ihre Anmaassung derb verwiesen, da sie wähnen, dass bey Regulirung dieser Maassreform alles von ihrer Erfindung sey, sogar die dazu gebrauchten Instrumente und Werkzeuge, der Vf. ruft daher nach einem Gedankenstrich also aus: „*gleichsam als wenn die Feldmesskunst und Naturlehre vor ihnen noch keine Instrumente gehabt hätte.* S. 19 hat der ganze Tag 100,100 statt 100000 Sekunden, ebendaselbst kommt das *Lockseil* vor, statt *Loglinie*. Diesen Abschnitt hat der Hr. Uebers. mit zahlreichen, höchst unbedeutenden, zwecklosen, und gar nicht zur Sache gehörigen Noten wacker durchspickt; obgleich er uns auch hie und da im Text, seine scharfsinnigen Urtheile nicht vorenthalten hat; so ist gleich seine erste Anmerkung eine höchstwichtige Vertheidigung, warum er die jetzigen Franzosen nicht Frankreicher oder Neufranken, sondern Franzosen nennt, weil ihm diese neologische Benennungen hart fürs Ohr und nicht *wohllautend* klingen! u. d. gl. S. 23 macht er die Franzosen gar zu einem Handelscomtoir, „*Ja* (spricht er) *wären die Franzosen in Europa das allgemeine grosse Handelscomtoir!*" u. s. f.

Nun folgt ein Abschnitt, *System der Maasse* überschrieben; allein auch nicht ein Wort, nicht eine Ziffer kommt von diesem System vor; es wird bloss erzählt; dass Borda der Akademie einen Bericht darüber abgestattet habe, was aber in diesem Bericht gestanden hat, bleibt uns verborgen. Dagegen beschenkt uns der Hr. Uebers. mit mehr Noten, als Text. Da berichtet er z. B. dass die Franzosen wenig Activhandel, meist nur Passivhandel hätten, und dass der Handel der Holländer ganz ins stecken gerathen sey.

S. 27. „*Vermessung des Meridiani.*" In 9 Zeilen abgethan. De Lambre habe einen Bericht darüber abgestattet, was aber darinn gestanden, davon keine Sylbe. Hierauf folgt „*kurzge-„fasster* (dunkelgefasster!) *Auszug, die bisherigen Arbeiten be-„treffend, um gleichmässige Gewichte und Maasse zu bewirken*

„von *Alex. Brongniart.*" Hier ist der ganze Sinn des Originals total verfehlt, oft ist selbst gar kein Sinn darinn. Beym Wort Aequator setzt zu mehrerer Verständlichkeit unser Uebersetzer folgende Erläuterung: *Mittags-Linie, Meridiano primo.* Der Bürger Alex. Brongniart spricht vom Eis-Punkt, unser Uebersetzer bringt es aber erst ins reine, und setzt dazu (*Gefrier-Punkt, im Grade Null, Zero.*) Nun ists klar! — Es sind fünf Commissionen bey diesem Maasgeschäfte angestellt, allein keine hat ein schwereres und wichtigeres Amt, als die dritte Commission, sie ist blofs dazu da (S. 31.) „*die Anzahl derer Vibrationen zu zählen, welche eine Uhr in einem angenommenen Tage vollendet.*"

Nun folgt „*Bericht von Haüy über die angewandten Mittel, den mit Wasser gefüllten Cubum oder Würfel von der Gröfse eines Fufses zu messen.*" Ganz verworren, und unverständlich übersetzt; selbst schon die Aufschrift. Eigentlich wird gehandelt von der Bestimmung des Gewichts eines Decimeter voll Wasser.

„*Messung der Mittags-Linie (Meridiani).*" War schon S. 27. da; aber vielleicht ist unserem Uebersetzer, *Vermessung des Meridiani*, etwas anderes, als *Messung der Mittags-Linie!* Es enthält abermals nichts als die leere und unbedeutende Nachricht, dafs Briefe von Méchain aus Spanien in der Versammlung der Akademie der Wissenschaften vorgelesen worden; von ihrem wissenschaftlichen Inhalt erfährt man gar nichts, es müsste denn diese Bemerkung etwas sehr wichtiges seyn, „*dafs die spanische Nation, welche der französischen Freyheit ihre Achtung versaget, doch die Wissenschaften verehre.*" Hr. v. Z. hat aber auch den wahren Grund davon entdeckt, „*ohnstreitig ist dann der Grund, weil Gelehrte und Wissenschaften allen Nationen, keiner aber ausschliefsungsweise zugehören.*"

Den Beschlufs macht ein Bericht, der Bürger Le Roy und Berny, (Soll wohl Perny seyn.) „*Ueber die von Louis Berthoud verfertigte Uhr auf der See die Längen zu messen, welche (welcher) in einer öffentlichen Sitzung des Lyceums den 5ten May 1793. verlesen worden*" nebst einer Finalanmerkung des Uebersetzers. Enthält eine kurze Geschichte aller Bemühungen zur Erfindung der Meeres-Länge. Schon die französische Urschrift hat viele Unvollständigkeiten, Unrichtigkeiten, und Mängel, diese hat Hr. v. Z. durch seine Uebersetzung, Noten, Sprach - Druckfehler treulich vermehrt. Z. B. die französischen Berichterstatter erwähnen des *Guillaume de Nautonier*, und seines Werkes, *Mécométrie de l'Aimant etc.*... Unser Uebersetzer, verbessert, verballhornisiret, und übersetzt; *Wilhelm der Schiffer!* *Mécométrie* emendirt er *ex ingenio*, und macht *metrometria* daraus; aus Länge, wird Abweichung von der Mittags-Linie u. s. f. (Rec. merkt bey dieser Gelegenheit an, dafs dieses merkwürdige Werk, welches 1603. in folio herauskam, und dessen vollständiger Titel ist, *Mécometrie de l'aimant, ou manière de mesurer les longitudes par le moyen de l'aimant, de l'invention de Guillaume de Nautonier de Castel-Franc en Languedoc*, in Hn. Röding's sonst sehr fleifsig bearbeiteten Literatur der Marine nicht vorkommt, folglich auch nicht, die bald darauf erschienene Widerlegung" *confutation de l'Invention des longitudes, ou de la Mécométrie de l'aimant etc. par Donnot de Bar-le-Duc. Paris* 1611. 4. Allein der erste Erfinder, der diese Idee gehabt hatte, war *Toussaint Bessard*, gebürtig aus *Auge* in der *Normandie*, welcher sie schon 1574. bekannt gemacht hatte.) Bey *Jean Baptiste Morin* (S. 44.) hätten die Herrn Franzosen wohl erwähnen können, dafs seine neue Monds-Methode, nur eine verbesserte, von *Keppler* vorgeschlagene ist, (*Tab. Rudolph.* p. 37 et 42. und *Longomontanus Astron. Dan.* p. 318. Edit. 1640.) Was aber Rec. noch mehr wundert, ist dafs, Morin's bekanntes Hauptwerk, *Longitudinum terrestrium nec non coelestium, nova et hactenus Optata Scientia etc. Parisiis* 1634. 4., so wie seine Wiedersager *Humius* und *Leonard Duliris* (1647.) in *Röding's* allgemeinem Wörterbuch der Marine gleichfalls nicht vorkommen. *Benedetto Scoto*, *Usage et Pratique des Longitudes.* 1623. fehlt da auch.

S. 45. kommt eine artige Berichtigung in einer Note des Uebersetzers vor; der Notenschreiber erzählt also: „*da Harrison angegeben hatte, dafs er denen vom sel. Prof. Meyer in Göttingen edirten Mondtabellen die Vollkommenheit seiner Procedur zu verdanken habe, so hat das englische Parlament* .... *der Wittwe* .... *dafür ein Geschenk von 4000 Pf. Sterling zuerkannt.*" Welche Verwirrung von Begriffen, von Sachen, von Zeiten und Umständen! — Harrison war bekanntlich ein Todfeind aller Lunar-Methoden, er gerieth in Hitze, sobald er Mondstafeln nur nennen hörte; diejenigen, die für Mondsbeobachtungen waren, hiefs er *Lunatics*, zu deutsch Narren, aber auch wie Mondstafeln zu einer Procedur bey Uhren behülflich und angewendet werden können, das erkläre uns jemand! — Auch hat *Tob. Mayer's* Wittwe nicht 4000, sondern nur 3000 Pf. erhalten, und das mit grofser Mühe; Hr. Hofr. *Kästner* und der sel. *Michaelis* mufsten es erst ausfechten. S. 47. hier irren sich die Hn. Roy und Perny, die Sachen liegen zwar sehr nahe bey einander; allein die Wahrheit ist, Huyghens erfand seine Uhr nicht, um die Länge zur See zu finden, sondern er suchte seine Erfindung nur darauf anzuwenden. S. 50. betragen 5. Minuten in Zeit 1, 100 Ruthen unter dem Aequator, und auf der nächsten Seite machen 1 Min. 54 Sec. 14, 400 Ruthen? S. 54. ist die Uhr in 46 Tagen 51 Minuten abgewichen; das wäre eine saubere Längenuhr! soll also wohl 51 Sec. heifsen. S. 57. irren die französischen Vf.; denn es ist falsch, dafs Cap. *Cook* sich Mudgescher Seeuhren auf seinen Reisen häufig bedient habe, er hat nie eine von diesem Künstler gehabt, sondern nur von *Cummings, Kendal* (diese beiden Uhrmacher werden in der ganzen Geschichte nicht genannt) und *Arnold*. Auch hat *Emery* nie *Time Keeper*, sondern blofs Taschen-Chronometer verfertiget; Rec. weifs dafs dieser zu früh für die Kunst gestorbene Künstler zwey grofse Längenuhren angefangen, aber nie vollendet hat.

Das merkwürdigste von diesem ganzen Berichte, wäre uns der Gang der Louis Berthoudischen Längen-Uhr gewesen; aber da kein Register ihres Ganges darin vorkommt, so sagt das gesagte nicht vielmehr, als dafs die Uhr herrlich in allen Temperaturen gegangen sey, der Bürger Nouet hat sie auf der Nationalsternwarte von 14. März 1789 bis 12. Decemb. geprüft, ihre gröfste tägliche Abweichung soll nie über 3 Sec. betragen haben, das wäre recht brav!

Hr. v. Z. ist auch (wie unsere Leser vermuthlich schon werden bemerkt haben) ein grofser Puriste; die *Connoissance des temps*, heifst bey ihm die *Zeitkenntnifs*, *Bureau de Longitudes*, Längenmessungscomtoir, die *Toise*, Ruthe, *Chronomètre* Zeitanzeiger, *les Grains* übersetzt er die Körner, *Objet*, Vorwurf, *Rapport décimal*, Decimalbezug, *Régle generatrice*, Entstehungslineal, *Pratique des Longitudes*, Uebung die Länge zur See zu messen. An ausgesuchten Ausdrücken, Sprachschnitzern, Provinzialismen fehlt es auch nicht, die Rec. zum Theil unverständlich waren; z. B. S. 3. *aufgeheiterte Begriefe?* S. 17. einfolglich; S. 19. verehrlich würderen; S. 62. vorgewissenen u. s. f. für *Courtanvaux* steht immerfort *Courtenoaux*, statt *Josiah Emery* immer *Lemery*, doch dies letztere kann Fehler des Originals seyn, denn der Uebersetzer hat wohl weder von *Emery* noch *Lemery* je etwas gehört. Die letzte Anmerkung giebt Nachricht von dem Pariser *Bureau des Longitudes*. Damit nichts fehlt, und damit alles bis auf die gröfste Kleinigkeit harmonire, so zeigen wir noch an, dafs die Seitenzahlen falsch fortlaufen, von S. 64. geschieht ein Sprung auf 97, und so erhält das Werk 100 S., da es deren wirklich nur 68 hat.

Rec. hätte über dieses elende Geschmier nicht so viele Worte verloren, wenn es ihm nicht Veranlassung gegeben hätte, manche nützliche Bemerkung in diese Recension einzustreuen. Der grofse Leibnitz pflogte zu sagen, es wäre kein Buch so schlecht, das nicht zu etwas nützen könnte, und so haben wir dieses als Warnungstafel gebraucht, um Leser, die das System der neuen französischen Maasse noch nicht kennen, vor manchen Fehlern zu bewahren.

Jena, gedruckt bey Johann Michael Mauke.

